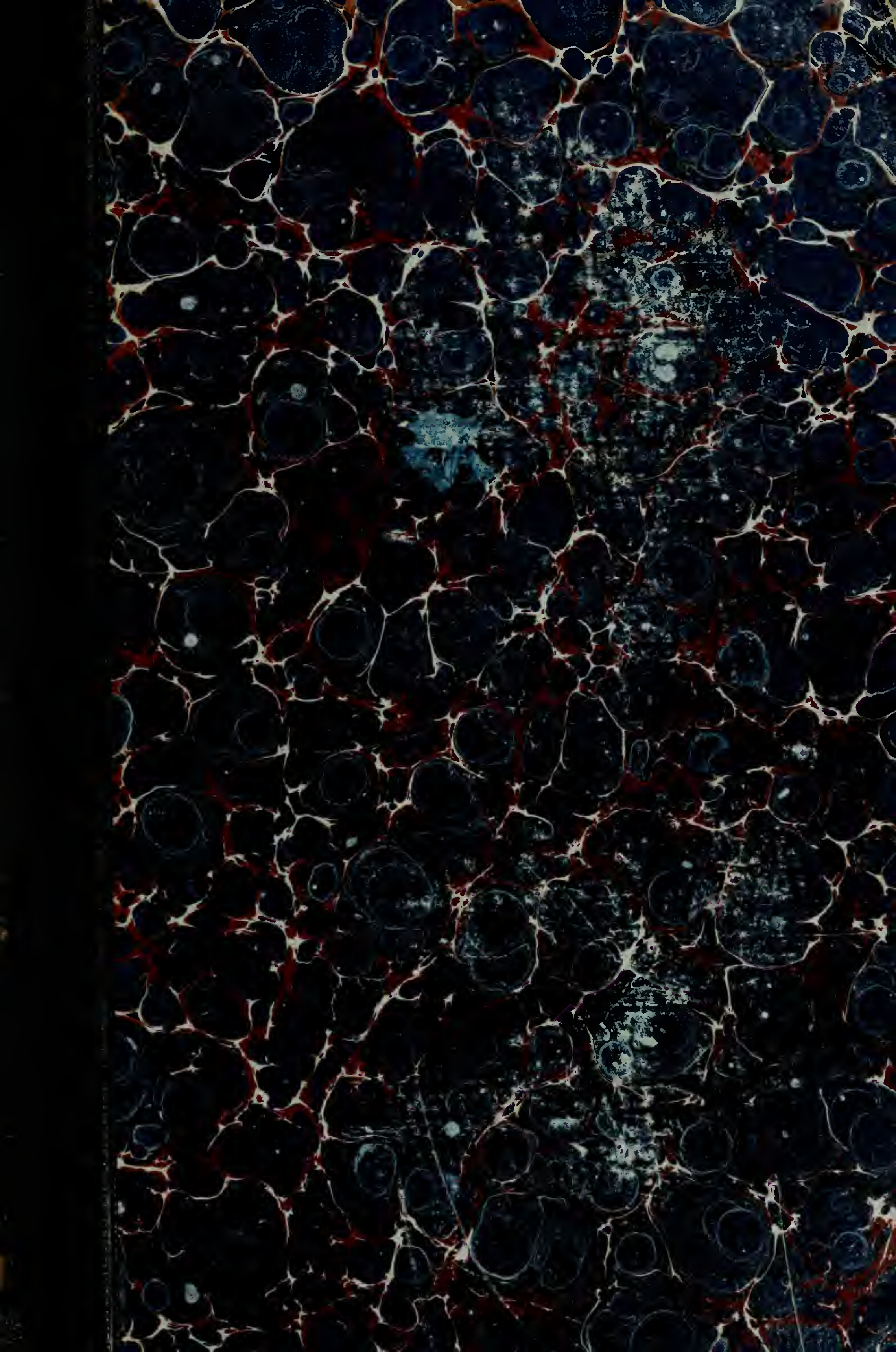



eference



Allgemeine Deutsche Biographie.

Vierzigster Band.

☛ Am Schlusse des Bandes befindet sich ein Verzeichniß der im 40. Bande enthaltenen Artikel.

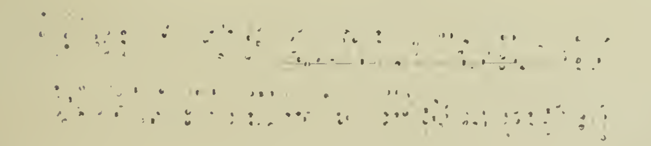


Allgemeine Deutsche Biographie.

Vierzigster Band.

Vinstingen — Walram.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1896.

Vinstingen (Fenestrange). Unter den Dynastengeschlechtern im Westrich nimmt dasjenige der Herren von Vinstingen einen hervorragenden Platz ein. Im Besitze Vinstingens war es nahe genug der großen Heeresstraße, die von Saarburg nach Zabern führte, um dem Bischof von Straßburg unter Umständen die Beherrschung dieser Steige streitig zu machen; anderseits besaß es selbst Nebenstraßen, die über das Gebirge nach Neuweiler und Dossenheim ins Elsaß hineinführten. So stand es mit dem einen Fuß im Westrich, mit dem andern im Elsaß und spielte eine bedeutsame Rolle in den Raufereien und Fehden, welche die Geschichte dieser Landschaften während der zweiten Hälfte des Mittelalters erfüllen. Die Wiege des Geschlechts stand aber in weiter Ferne von diesen Gegenden in der Eifel, und ursprünglich nannte es sich nach dem Schlosse Malberg a/d. Kyll. Als erster dieses Namens erscheint im J. 1008 ein Ravenger v. Madelberg; seitdem spielt dies edelfreie Geschlecht, das vom Erzstift Trier und den Grafen von Luxemburg Lehen trägt, in den Mosellanden eine hervorragende Rolle. Charakteristisch sind die Vornamen des Geschlechts: Cono, Brunicho und Merbodo, aber selbstverständlich kann zunächst die Gleichheit des Vornamens nicht beweisend sein für die Zugehörigkeit zu dem Malberger Geschlecht, wenn nun 1136 ein Brunicho als Vogt der Abtei Remiremont zu Philistingis (Fenestrange, Finstingen) erscheint. 1147 treten ebenfalls ein Brunico und seine Söhne Brunico und Cono als Allodialbesitzer im Gebiete der Nied in der Gegend von Falkenberg bei St. Avold auf, und diese Geschlechtsfolge entspricht nun genau derjenigen der Herren v. Malberg, die um dieselbe Zeit auch in Urkunden der Bischöfe von Metz vorkommen. Ebenso führt ein Enkel Cono's von Malberg nach Falkenberg den Namen, und im J. 1238 stellen Brunico und Cono v. Malberg, Söhne Merbodo's v. Malberg, dem Herzog Mathäus von Lothringen Lehnsrevers über den Empfang von Falkenberg aus. Wenn nun im J. 1224 der Erzbischof von Trier und der Bischof von Metz beurkunden, daß Abtissin und Convent von Remiremont domino Merebondo, der in demselben Jahre zum ersten Mal Merbot Sire de Fenestrange genannt wird, Phylestranges als erbliches Lehen verliehen haben, so liegt es ja an sich nahe, wie früher bei Brunico so jetzt bei Merbodo an den gleichnamigen und gleichzeitigen Herrn v. Malberg zu denken, zumal alle sonstigen Verhältnisse zu einander passen. Der Thatbestand kann aber jetzt mathematisch sicher gestellt werden aus den von W. Wiegand

veröffentlichten vatican. Regesten zur Geschichte der Metzer Kirche (Jahrbuch für lothringische Geschichte IV, 173); denn im J. 1251 nennt Heinrich v. Vinstingen, damals Kanonikus des Straßburger Domstiftes und Cantor zu Verdun, Merbodo dominus de Malberg seinen Vater. Eben dieser Heinrich v. V., der zeitweilig Bischof von Metz war und 1260 Erzbischof von Trier wurde (s. A. D. B. XI, 623), erwarb von seinen Neffen Johann und Hugo von Vinstingen 1282 die Burg Malberg und die Vogtei Wittlich a d. Mosel, welch' letztere ebenfalls von alters her im Besitz des Malberger Geschlechts gewesen war, für das Erzstift Trier.

Damit hatte das Geschlecht in der Hauptsache die alte Heimath aufgegeben, aber um so festere Wurzeln in der neuen geschlagen, und es spielt seitdem sowol in Lothringen als auch im engern Westrich in den Landschaften der obern Saar sowie im Elsaß eine bedeutende Rolle. Dem entspricht es auch, daß dieses Geschlecht, dessen Vertreter schon in Urkunden der Staufer als Zeugen unter den Edelfreien auftreten, späterhin auch reichsunmittelbar ist. In der Reichsmatrikel des Jahres 1422 wider die Hussiten sind Johann und Heinrich v. V. mit 2 Glesen verzeichnet (Reichstagsakten 8 nr. 145) und in dem spätern Glesenanschlag sind Jacob v. V. mit 3, Johann v. V. mit 2 Glesen veranschlagt (l. c. 9 nr. 408). Einen geschichtlichen Namen aber über die genannten Gegenden hinaus hat sich außer jenem Erzbischof von Trier nur noch ein Mitglied des Geschlechts erworben, aber keineswegs einen beneidenswerthen; denn an den Namen von Johann (Schan) Herrn von Finstingen knüpfen sich die Greuel des Armagnakenkrieges. Das erste politische Auftreten unsers Dynasten läßt sich nicht genau bestimmen, da es zu derselben Zeit noch andere Träger dieses Namens innerhalb des Geschlechts gibt. Dieselben treten uns entgegen in einem Burgfrieden des Jahres 1429 für Finstingen, den Johann Herr zu Vinstingen, Burkard und Simon Herren zu Vinstingen seine Söhne, Heinrich Herr zu Vinstingen, Jacob und Johann Herren v. V. seine Söhne und andere geloben (Metz. Bezirk.-A., Cartular g 5, S. 142). Herr Johann wird also als Sohn Heinrich's Herrn von Finstingen anzusetzen sein. Ob er es nun ist, der 1431 in der Schlacht zu Bulgnéville mit Herzog René von Lothringen durch Anton von Lothringen Graf v. Vaudémont gefangen genommen und 1431 und 1436 für seinen Herzog vergeiselt wurde, der ferner an den lothringischen Landfriedensbündnissen der Jahre 1431 und 1435 theilnahm, wird sich dennoch nicht ausmachen lassen. Jedenfalls aber fällt sein erstes Auftreten in eine für Lothringen überaus stürmische und schwere Zeit, als das Land von dem verheerenden Erbfolgekriege zwischen René v. Anjou und Anton v. Vaudémont heimgesucht wurde. Beide Theile hatten Armagnaken (Schinder) in Dienste genommen, und diese entmenschten französischen Söldner verheerten in ihrer bestialischen Weise das Land um die Wette. Als endlich ein Waffenstillstand geschlossen wurde, mußte das Land, wenn es des Friedens froh werden wollte, sich dieser bösen Gäste entledigen, und am einfachsten erschien es, sie dem elsässischen Nachbar auf den Hals zu hetzen. Dazu bot Herr Johann der Junge v. Fi. — so wird er 1438 in Briefen und Acten genannt, um ihn von dem älteren Johann v. Fi. zu unterscheiden — die Hand; er gedachte die Schinder wider seine Feinde im Westrich und im Unter-Elsaß zu verwenden.

Hier sah es nicht viel besser aus: Die Grafen von Lützelstein, Zweibrücken-Bitsch, Saarwerden, die Herren von Lichtenberg, Ochsenstein, Hohengeroldseck (bei Lahr) und Finstingen, fast alle mit einander vervettert und verschwägert, standen trotzdem oder vielmehr gerade deshalb zu einander in feindseligster Spannung, und die Fehden nahmen kein Ende. Wie gewöhnlich handelte es sich bei diesen Streitigkeiten um nicht gezahlte Heimsteuer oder mangelhafte Auszahlung des Witthums; dazu kamen Erbfolge- und Besitzstreitigkeiten. So stand

der von Finstingen in Fehde mit der Herrschaft von Saarwerden; mit Georg Herrn von Ochsenstein lag er in Hader wegen der Schlösser Groß- und Klein-Geroldseck am Wahsichen. Gespannt war auch zeitweilig das Verhältniß zu seinen Vettern Jacob und Ludwig von Lichtenberg und endlich lag er auch mit Kurfürst Ludwig von der Pfalz als Inhaber der Landvogtei im Elsaß und dessen Bruder Pfalzgraf Stephan von Veldenz in Streit. Dazu kam die Fehde zwischen den von Lichtenberg und Gr. Schaffrid von Leiningen und seinen Brüdern, wobei wiederum Herr Johann v. V. auf Seite der ersteren betheiligt war, die das Land nicht zu Ruhe kommen ließ. Alle diese Gegner traf Herr Schan gleichmäßig, als er am 25. Februar 1439 die Schinder in der Stärke von 12000 Mann über die Zaberner Steige ins Elsaß führte. In raschem Zuge durchstreiften sie das Land und richteten unsägliches Elend an. Der v. V. aber erwarb sich auf solche Weise einen gefürchteten Namen, und Straßburg fand für gut mit ihm einen Dienstvertrag abzuschließen. Das hinderte ihn aber nicht, sich aufs neue mit den Armagnaken zu befassen.

Die Schinder waren Ende März über Mümpelgart aus dem Elsaß abgerückt und hausten in alter Weise wieder in Lothringen; seitdem nahmen die Meldungen, daß Herr Schan aufs neue beabsichtige den bösen Feind ins Elsaß zu führen, kein Ende. So kam das Jahr 1444; da stellte er sich dem Dauphin zur Verfügung, als dieser nach der Schlacht bei St. Jakob sich im Elsaß ausbreitete, und leistete ihm wesentliche Dienste durch seine Kenntniß der deutschen und besonders der elsässischen Verhältnisse; und als der Dauphin nun eine Gesandtschaft auf den Reichstag zu Nürnberg entsandte, um seinen Einbruch ins Elsaß zu rechtfertigen und das falsche Spiel von König Friedrich aufzudecken, da stellte er den von Vinstingen an die Spitze. Herr Schan entledigte sich seiner Aufgabe vor versammeltem Reichstage im weitesten Umfange, sodaß der König ob der Anklagen, die ihm ins Gesicht geschleudert wurden, „etwas erschamrotet" wurde. Hatte Herr Johann bisher dem Dauphin gedient, so verfolgte er jetzt seine eigenen Interessen, indem er, als ob des Jammers und Elends noch nicht genug wäre im Land, Ende September eine Kernschar von Engländern in der Stärke von 4000 Mann durch die Grafschaft seiner Vettern Jacob und Wilhelm von Lützelstein über die Wintersberger Steige zunächst den Herren von Lichtenberg ins Land führte; alsdann zog er am Gebirge aufwärts und bemächtigte sich der Burgen Balbronn und Ingenheim, die den Herren von Lichtenberg, und derjenigen von Marlenheim und Scharrachbergheim, die Georg Herrn von Ochsenstein gehörten. Er selbst ritt darauf weiter zum Dauphin gen Dambach und diente ihm als Kundschafter des Landes. So nahm er auch an den Verhandlungen theil, die König Friedrich nochmals mit dem Dauphin anknüpfte, um ihn zu erneuter Hülfe gegen die Schweizer zu gewinnen; zu gleicher Zeit bemühte er sich aber auch für seinen Landesherrn, den Herzog René von Lothringen, indem er die oberelsässischen Reichsstädte zu bestimmen suchte, sich unter dessen Schutz zu begeben. Als es sich dann um den Abzug der Franzosen handelte, da führte er für König Karl VII. im Februar 1445 zu Trier die Verhandlungen mit dem Kurfürsten, und ebenso stellte er sich dem französischen König zu Diensten, als dieser auf dem Kurfürstentag zu Boppard einerseits in zarter Fürsorge vom Hause Oestreich Schadensersatz begehrte für alle diejenigen, denen im Elsaß von den Armagnaken Verlust erwachsen war, anderseits eine Kostenrechnung von 600 000 Gulden machte als Ersatz für den Verlust von so vielen tüchtigen Leuten und endlich auch noch Rückgabe des Geschützes verlangte, das die Franzosen bei ihrem Abzug verloren hatten.

Straßburg wollte dem von Vinstingen die Rolle, die er während des Armagnakenkrieges im Elsaß gespielt hatte, nicht ungestraft hingehen lassen: mit

dem pfälzischen Unterlandvogt und den Grafen von Lützelstein fiel es in sein Land ein. Das zahlte er in seiner Weise heim: zum dritten Mal brachte er 1448 den Feind ins Land. Ueberall im Westrich und Lothringen hatte er seinen Ruf erschallen lassen; von allen Seiten liefen ihm die raublustigen Herren und Gesellen des Westrichs zu, und mit 1500 Pferden drang er bis in die Nähe von Straßburg vor, diesmal in Gemeinschaft mit seinem Bruder Wilhelm als Helfer des unruhigen Bischofs Ruprecht von Straßburg. Bald gerieth er in Streit mit dem Bischof, der diese beutegierigen Gäste nicht ernähren konnte, und er zog wieder ab. Und da er nun nicht zu verhindern vermochte, daß Straßburg Wasselnheim, das Schloß seiner Lehnsmannen Walter und Gottfried von Dahn, eroberte und brach, da er es auch über sich ergehen lassen mußte, daß Straßburg ihn in seinem eigenen Lande heimsuchte, so endete dieser „Wasselnheimer" Krieg für ihn mit einem entschiedenen Mißerfolg. Jetzt reichte er der Stadt die Hand zum Frieden und dieser ist nicht mehr gebrochen worden.

Mittlerweile war er Marschall von Lothringen und Bar geworden — 1447 bezeichnet ihn Herzog Johann von Calabrien und Lothringen als solchen — und diese Stellung mußte ihn abhalten, in dem Maße wie bisher sich in elsässische Händel zu mischen: dem Kriege jedoch, der zwischen den beiden Häusern Lichtenberg und Leiningen immer heftiger im Elsaß entbrannte, vermochte er nicht fern zu bleiben. Insofern es sich für die Gebrüder von Leiningen um den Mitbesitz von Brumath handelte, war auch das Haus Vinstingen betheiligt; denn dieser Besitz stammte her von Clara, der Erbtochter des elsässischen Landvogtes Ulrich v. V., die Emich V. Gr. von Leiningen 1383 geheirathet hatte, und da nun Herr Johann seine Streitigkeiten mit den eng verwandten Häusern Lützelstein und Lichtenberg beigelegt hatte und er auf der andern Seite auch Ansprüche an den mit Graf Schaffried von Leiningen verschwägerten Grafen Jakob von Saarwerden hatte, so ergab sich daraus eine allgemeine Fehde, in der die Herren von Lichtenberg, Lützelstein und Vinstingen gemeinsam den Gebrüdern von Leiningen, dem Grafen Friedrich von Zweibrücken-Bitsch und dem von Saarwerden sowie den Herren von Ochsenstein und Hohengeroldseck gegenüber standen. Die Entscheidung fiel 1451 in dem Treffen von Reichshofen, in dem der Graf Schaffrid von Leiningen und Georg Herr von Ochsenstein gefangen genommen wurden; die Besiegten mußten die Bedingungen der Sieger annehmen, und so erhielt Herr Johann von Vinstingen auch Antheil an der Hälfte von Stadt und Mark Mauersmünster und den Schlössern Groß- und Klein-Geroldseck, die Georg Herr von Ochsenstein an die Verbündeten hatte abtreten müssen. Die harten Bedingungen, die den Besiegten auferlegt waren, hinderten einen dauernden Frieden, so blieb auch die Feindschaft der Gebrüder von Lichtenberg und Johannes von Vinstingen mit den Gebrüdern von Leiningen bestehen; und noch im J. 1463 schloß Herr Johann mit Kurfürst Friedrich von der Pfalz ein Schutz- und Trutzbündniß wider Graf Emich von Leiningen und seine Brüder sowol für sich als die Graffschaft Saarwerden, (Karlsruhe Pfälz. Copb.) dessen Besitzer den Brüdern von Leiningen abwendig gemacht war und bald in ein noch engeres Verhältniß zu Herrn Johann treten sollte.

Sonst war seine Thätigkeit im Elsaß jetzt wesentlich friedlicher Art, wie er denn namentlich in Streitigkeiten zwischen den Brüdern von Lichtenberg und in solchen Straßburgs mit seinem Bischof und dem Pfalzgrafen Ludwig dem Schwarzen von Veldenz zu vermitteln suchte. Erheblicher war seine Thätigkeit nach einer andern Richtung. Nach dem Armagnakenkrieg hatte er seinen Frieden mit dem Hause Oestreich gemacht und war Rath und Diener des Erzherzogs Albrecht von Oestreich geworden. Für geleistete Kriegsdienste, vermuthlich gegen die Schweizer, war dieser ihm 9000 Gulden schuldig geworden, wofür er ihm Stadt und Schloß

Thann im Oberelsaß verpfändet hatte. Dieser Rechtsact (Innsbruck A.) wurde 1458 durch Herzog Sigmund von Oestreich-Tirol, der seinem Oheim Albrecht in eben diesem Jahre am Oberrhein in der Herrschaft gefolgt war und in gewisser Hinsicht Ursache hatte Herrn Johann erkenntlich zu sein, bestätigt und erweitert. Dieser junge Fürst, ohnmächtig dem weitern Umsichgreifen der Schweizer Widerstand zu leisten, hatte sich an König Karl von Frankreich gewandt, dessen zu früh verstorbene Tochter Radegundis er hätte heirathen sollen und mit dem er durch seine Gattin Eleonore von Schottland noch immer in naher verwandtschaftlicher Beziehung stand, und letzterer verschrieb er die am meisten gefährdeten Plätze am Oberrhein als Leibgeding in der Meinung, daß die Schweizer sich scheuen würden, die jetzt der Verwandten des Königs von Frankreich gehörigen Besitzungen anzugreifen. Der König gewährte in der That darauf seine moralische Unterstützung, indem er eine Gesandtschaft entsandte, an deren Spitze Herr Johann von Vinstingen stand, und letzterer nahm nun auch diese oberrheinischen Städte und Burgen, soweit sie noch in Herzog Sigmund's Hand waren, für die Herzogin Eleonore im August-September 1458 in Eid und Pflicht. Die Eidgenossen kümmerten sich aber nicht darum, und 1460 ward der Thurgau ihre Beute. — Späterhin entsandte auch König Ludwig XI. den von Vinstingen an Herzog Sigmund (Innsbruck A. Pestarchiv Urk II 96 or. mb.); welches aber der Inhalt seiner Sendung war, läßt sich nicht bestimmen. Ebenso bediente sich Kurpfalz seiner Beziehungen zum französischen Hofe; 24. Februar 1453 bevollmächtigte ihn Kurfürst Friedrich, um ein Bündniß mit König Karl, und 1462, um wieder ein solches mit König Ludwig von Frankreich abzuschließen.

So zweifelhaft namentlich in seinen ersten stürmischen Jahren seine Dienste waren, so werthvoll waren diejenigen, die er als Marschall von Lothringen diesem Lande widmete. Während König René danach trachtete, eins seiner Titularkönigreiche, wenn möglich Neapel, zu erobern oder sich in Anjou und in der sonnigen Provence an harmlosen Schäferspielen ergötzte, während abenteuerlicher Sinn seinen Sohn Johann von Calabrien nirgends halten ließ und er mit wechselndem Erfolge das Haus Aragon bekämpfte, fiel dem Marschall von Lothringen die wichtige Aufgabe zu, dem hartgeprüften Lande die Segnungen des Friedens zu bewahren, und derselbe Mann, der sich in den sturmvollen Zeiten von 1438—1451 von einem Krieg in den andern stürzte, bewährte sich jetzt als ein weiser Regent, der, wenn es noth that, auch im vorgerückten Alter noch das Schwert zu führen verstand. So war er dem Marschall von Burg und Thibaut von Neuschâtel kräftig entgegengetreten, als dieser Epinal zu gewinnen und seinem Sohne Anton das Bisthum Toul zu verschaffen suchte. Seine letzte Waffenthat war die Eroberung von Liverdun im J. 1467; im November desselben Jahres schloß er die Augen.

Victor Châtelain, hist. du comté de Créhange im Jahrbuch für lothring. Geschichte. — H. Witte, Die Armen Gecken oder Schinder und ihr Einfall ins Elsaß im J. 1439. — H. Witte, Die Armagnaken im Elsaß 1439—1445.

Heinrich Witte.

Vintler: Hans V., der Dichter der „Pluemen der Tugent“ (hrsg. von J. V. Zingerle. Innsbruck 1874; s. dazu desselben Abhandlung ‘Beiträge zur älteren tirol. Litteratur II’ in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie phil.-hist. Kl. Bd. 66, 279 ff.), gehört einer noch blühenden tirolischen Adelsfamilie an, die ihren Namen nach dem Heimathorte Vintl im Pusterthale führt. Schon Mitte des 12. Jahrhunderts begegnet ein Vintler, Dietlin, in Bozen, wo das Geschlecht ansässig blieb und zu Ansehen und Reichthum gelangte, insbesondere im 14. und 15. Jahrhundert. Seine eigentliche Glanzperiode begann mit Konrad I. († um 1356), der drei Söhne, Niclaus, Franz und Hans, hatte,

von welchen der erstgenannte († 1413) als oberster Amtmann in Tirol und in andern Stellungen eine hervorragende Rolle spielte. Er war es auch, der die wegen ihrer Wandgemälde berühmte Burg Runkelstein 1385 an das Geschlecht brachte, das seine beiden Brüder fortpflanzten. Der ältere, Franz († um 1424), hinterließ aus zweiter und dritter Ehe mehrere Kinder, darunter einen Sohn Hans († 1447), mit dessen einzigem überlebenden Sprößling gleichen Namens († 1458) diese Linie aber bereits erloschen ist. Die Nachkommenschaft des jüngeren, Hans († 1391 ?), bestand aus vier Söhnen, Joachim, Christoph, Leopold und Hans, der ohne Zweifel die 1411 vollendeten „Pluemen der Tugent“ verfaßt hat.

Vom Lebensgange des Dichters haben wir ziemlich spärliche Kunde. Im J. 1407 trat er mit den übrigen Vintlern dem tirolischen Adelsbunde der Falken bei, der einerseits die Abwehr äußerer Feinde, zumal der angriffslustigen Appenzeller, anderseits die Wahrung der alten Adelsrechte bezweckte. Im gleichen Jahre erscheint Hans als Pfleger des Gerichtes Stein auf dem Ritter, wogegen sein Oheim Niclaus, weil er sich weigerte, Herzog Friedrich in den ihm von Herzog Leopold übertragenen Aemtern zu dienen, dieser enthoben und zur Abtretung der Pfandschaften gegen Rückzahlung der Pfandsumme aufgefordert wurde. Darnach scheint sich unser Dichter damals nicht der dem Herzoge feindlichen Partei angeschlossen zu haben. Wie lange er im genannten Gerichte als Pfleger gewaltet hat, ist noch zu eruiren. Sehen wir davon ab, daß er nach dem Tode seines Bruders Leopold († 1410) als Vormund von dessen Kindern fungirte und im J. 1414 mit Franz, Christoph und Konrad V. nach Niclaus Vintler's Ableben freigewordene Lehen empfing, so stehen uns nur noch einige wichtigere Lebensdaten zu Gebote. Am 7. Mai 1415 verlieh ihm Kaiser Sigmund auf dem Concil zu Konstanz das Recht, auf dem Helm eine goldene Krone zu führen, eine Gunstbezeugung, die um so beachtenswerther ist, als sie mit der größten Demüthigung Herzog Friedrich's zusammenfällt (s. A. Huber, Geschichte Oesterreichs II, 510). Wir dürfen aber darum Hans nicht des politischen Wankelmuths zeihen, sondern müssen wol annehmen, K. Sigmund, der seine Hand nun nach Tirol ausstreckte, habe neben andern Adeligen auch die Vintler für sich gewinnen wollen, was indeß nicht gelungen ist, denn in einer am 16. Februar 1416 ausgestellten Urkunde erscheint unser Dichter als Herzog Friedrich's Amtmann an der Etsch und im folgenden Jahre treffen wir ihn als herzoglichen Gesandten beim Dogen vom Venedig, mit dem wegen Abschluß eines Bündnisses unterhandelt werden sollte. Zwei Jahre später (1419) beschloß er sein Leben, wie Adam Vintler in seinem Vintlerischen Stambenbuch (Ms. 1087 des Innsbrucker Museums) angibt. (S. Zeitschr. für deutsch. Alt. 10, 255 f.; Archiv f. Gesch. Tirols 1, 292 f.; Tirol. Geschichtsfreund 1866, S. 298 f.; Sitzungsber. d. Wiener Akademie 66, 291 f.; Einleitung zu den Pluemen S. XIII f.)

Nur über den letzten Theil von H. Vintler's Leben geben Urkunden einigen Aufschluß, im übrigen haben wir uns an seine Umgebung und an ihn selbst zu wenden. Sein Oheim Niclaus hatte nach einer noch im 17. Jahrhundert an der Capelle zu Runkelstein vorhandenen Inschrift diese in desolatem Zustand befindliche Burg bald nach der Uebernahme in guten Stand setzen und erweitern lassen. Wol gleichzeitig werden die Gemächer mit den Bildern aus Tristan, Garel, Wigalois, Neidhart u. s. w. (s. Freskencyclus des Schlosses Runkelstein bei Bozen, gezeichnet und lithographirt von J. Seelos, erklärt von J. V. Zingerle. Innsbruck 1857; Germania 23, 28 f.; Beilage z. Münchner Allg. Z. vom 26. Juli 1885) geschmückt worden sein. Sie beweisen, daß N. nicht nur ein kunstsinniger Herr war, sondern auch Interesse für Litteratur hatte, was die von Heinz Sendlinger aus München „auf dem Runkelstein“ für ihn geschriebene

Reimchronik (vollendet 1394) bestätigt. Aber auch die andern Vintler sind Freunde der Kunst und Poesie gewesen. Für Leopold, den Bruder des Dichters, fertigte Sendlinger gleichfalls ein Exemplar jener Chronik (voll. 1399) und gewiß befand sich noch manch' andere Handschrift, vielleicht auch das Heldenbuch an der Etsch, in Vintler'schem Besitze. Der Adel Südtirols war nach mannichfachen Zeugnissen überhaupt interessanter und nützlicher Lectüre nicht abhold und V. fehlte es keineswegs daran. Ob er lediglich dadurch zum Dichten angeregt wurde, ob etwa Sendlinger, der durch Jahre in Vintler'schen Diensten stand, einst Anleitung zum Versmachen gegeben hatte, wer kann das sagen! V. bezeichnet sich als einen Laien, der „teutsch ain chlain lesen" könne, und gesteht, ihm fehle die einem Dichter nöthige Kunst und Erfindung, auch sei er mit Grammatik und Rhetorik nicht vertraut. Das ist gutentheils richtig. Hans war kein Dichter von Gottes Gnaden, aber sein Wissen und Können überstieg doch das von ihm angegebene Maß. Er war der italienischen Sprache kundig, verstand auch etwas Latein und die in seiner Dichtung auftauchenden Reminiscenzen verrathen Belesenheit. Er entnahm dafür eine Reihe von Erzählungen H. v. Mügeln's Uebersetzung des Valerius Maximus, hauptsächlich liegen den „Pluemen" aber italienische Quellen, die um 1320 geschriebenen Fiori di virtù des Thomaso Leoni und die in einigen Handschriften daran gereihten Ammaestramenti de' Filosofi, zu Grunde. Außerdem dürften einzelne Details aus andern Schriften geschöpft sein. Daß V. gerade auf ein italienisches Werk verfiel, ist nicht befremdlich. Bozen liegt dem italienischen Gebiet nahe, es liegt an der über den Brenner nach Italien führenden Straße und stand während des Mittelalters in lebhaftem Handelsverkehr mit den oberitalienischen Städten. Italienische Kaufleute besuchten die Bozner Messen und umgekehrt zogen Bozner südwärts. Auch Niclaus V. treffen wir einmal (1407) Geschäfte halber in Venedig und wenn er 1411, unser Dichter 1417 als Gesandte dahin geschickt wurden, geschah es sicher auch ihrer Verbindungen wegen, weil sie mit einflußreichen Persönlichkeiten der Lagunenstadt bereits bekannt waren. Erinnern wir ferner an die Beziehungen des deutschen Adels Südtirols zu den wälschen Nachbarn, so wird sich Niemand wundern, wie italienische Litteratur im deutschen Etschland Eingang fand und Hans V. zu seiner Vorlage kam. Zu eigenem Zeitvertreib, zu Nutz und Frommen Anderer hat er sein Gedicht gemacht, meist an das „wälsche puech" sich anschließend, doch auch seinen eigenen Gedanken, Lebensanschauungen und Erfahrungen Raum gebend. In seinen Zuthaten erweist sich der Dichter als der wackere, charakterfeste Edelmann, als den wir ihn auch sonst kennen gelernt haben. Osw. v. Zingerle.

Vintler: Hans v. V., mit dem vollen Adelsprädicate „von Vintler zu Platsch und Runkelstein", Dichter, wurde am 16. August 1837 zu Schlanders geboren, seine erste Ausbildung erhielt er in Meran, insbesondere an dem trefflichen Benedictiner Gymnasium daselbst, wo der Historiker Albert Jäger und Pius Zingerle seine Lehrer waren. Der begabte Jüngling verrieth frühzeitig besondere Vorliebe für die Dichtkunst, auf deren Gebiete schon im Mittelalter ein Vorfahr aus diesem alten Adelsgeschlechte ebenfalls Namens Hans Vintler das große Lehrgedicht: „Die Blumen der Tugend" geschaffen hatte. Auch für Sprachkenntnisse zeigte V. besondere Begabung. Nachdem er 1855 die Maturitätsprüfung abgelegt, studirte er zunächst Geschichte an der Universität in Innsbruck, trat jedoch dann zur Theologie über, welche er zunächst in Brixen, 1858 sogar in Rom im Collegium Romanum der Jesuiten betrieb. Allein das Studium der Gottesgelahrtheit befriedigte ihn nicht und wieder nach Innsbruck zurückgekehrt wandte er sich daselbst und 1860 in Wien der classischen Philologie, später insbesondere der Germanistik zu. Er war in die Hauptstadt Tirols bald

wieder zurückgekehrt und daselbst J. V. v. Zingerle's eifriger Schüler. Im J. 1863 finden wir ihn als Supplent in Venedig, von 1865 an als Pädagog und in verschiedenen Stellungen zu Wien, Innsbruck, Czernowitz, Triest und Gera. Endlich wendete er sich bleibend der Lehrthätigkeit zu und wurde 1880 Lehrer der modernen Sprachen an der Oberrealschule zu Innsbruck. Im J. 1882 erfolgte Vintler's Vermählung und V. lebte seitdem seiner Familie, seinen Arbeiten und der Poesie. Dieses stille schöne Leben sollte leider in nicht allzulanger Zeit ein trübes Ende finden, V. starb am 11. April 1890 zu Innsbruck. Im J. 1863 hatte V. mit Ludwig und Angelika v. Hörmann und J. E. Waldfreund eine Sammlung von Gedichten veröffentlicht, welche schon von der Begabung des jugendlichen Dichters Zeugniß ablegten und manches Schöne insbesondere für die Zeit der Reife versprachen. Diese Zeit kam auch und wies in der That treffliche Lieder und epische Stücke auf, welche V. den hervorragendsten deutschen Poeten in Oesterreich gleichstellen. Aber alle diese Dichtungen sollten erst nach dem Tode des Poeten in der Sammlung: „Gedichte" (Leipzig 1892) einem größeren Publicum bekannt werden und demselben die traurige Erkenntniß bringen, daß ein ausgezeichnetes Talent, das noch viel Schönes hätte schaffen können, durch den Tod entrissen war. Vintler's Gedichte sind voll männlichen Ernstes, schön in der Form, edel in der Gesinnung. Zarte Liebesgedichte und schöne Naturbilder, welche so oft das Heimathland Tirol verherrlichen, wechseln mit betrachtenden oder Gelegenheitsdichtungen ab, unter denen manche wie z. B. das Gedicht: „Mehr Licht" (zur Enthüllung des Goethebildnisses auf dem Brenner 1888) weit über die Bedeutung gewöhnlicher Gelegenheitspoesie hinausreichen. Mannhaftes Denken und echt deutsche freiheitliche Gesinnung weisen die Zeitgedichte und Sprüche auf. Vor allem beachtenswerth erscheinen die kraftvollen epischen Stücke, mag der Poet seinen Stoff aus dem Alterthum hervorholen wie im „Dädalus" oder in kühnen Nibelungenstrophen deutsche Heldenthaten preisen wie in der „Schlacht auf dem Marchfelde", oder mag er in die Geschichten- und Sagenwelt seiner engeren Heimath hineingreifen wie etwa in „Riese und Zwerg", „Der Rametzer Wein", „Das Pechmännlein" ꝛc., immer versteht er es Plastik der Darstellung, edle Form und echt dichterische Gestaltung zu verbinden. Das erschütternde Bild aus dem Tiroler Volksleben „Ein Engel", verdient hier als ein wahres Meisterstück noch besondere Erwähnung.

Die Einleitung der „Gedichte" Vintler's (Leipzig 1892) enthält eine biographische Skizze des Verfassers. — Wurzbach's biogr. Lexikon, Bd. LI (1885), bietet eine kurze, übrigens mitunter unrichtige Daten enthaltende Lebensbeschreibung. A. Schlossar.

Viol: Hans V., Schlachtliederdichter des 15. Jahrhunderts. Unter den Verherrlichern der Großthaten der Eidgenossenschaft im 15. Jahrhundert, die zu zahlreichen Volksliedern, oft mehreren über das gleiche Ereigniß, Anlaß gaben, steht die Gruppe der Luzerner Dichter voran. Neben einander stehen der jüngere Hans Halbsuter (s. A. D. B. X, 405 u. 406) und Hans Ower, der 1446 das Lied vom Sieg bei Ragaz sang, wahrscheinlich von Abstammung ein Schaffhauser, dann 1440 Bürger in Basel, nachher in Luzern und daselbst Knecht bei dem dortigen Rathsherrn und Richter Klaus Wanner, zuweilen auch als Stadtläufer gebraucht. Dann folgen mit dem Lied vom Waldshuter Zuge 1468 Töni Steinhuser, von Wil, zeitweise in Appenzell, hernach auch in Luzern, und mit dem Liede von der „Ewigen Richtung" mit Oesterreich 1474 und dem einen vom Siege bei Grandson Rudolf Montigel, der wahrscheinlich auch ein Luzerner war. Sicher war dagegen eben Hans V. von Luzern gebürtig, um 1443 als Vyola im Steuerbuche genannt, der in einem Murten-Liede und in dem Liede von

der Schlacht bei Giornico 1478 vertreten ist, ein armer Mann nach seiner Selbstaussage am Schlusse des zweiten Liedes. Er steht in seinen beiden Liedern in individueller Eigenthümlichkeit da. Weitere Luzerner waren noch am Ende des Jahrhunderts und am Anfang des 16. Jahrhunderts, mit Liedern über Ereignisse des Schwabenkriegs, der italienischen Feldzüge, Hans Wick, dann der bei Luzern wohnende Rapperswiler Peter Meiler, Hans Birker.

Viol's Lieder stehen in v. Liliencron's Historischen Volksliedern der Deutschen, Bd. II, als Nr. 143, 154. Vgl. auch Lütolf: Luzern's Schlachtliederdichter im XV. Jahrhundert (Geschichtsfreund, Bd. VIII, S. 184 ff.), Th. v. Liebenau's Notizen im Anzeiger für schweizerische Geschichte, Bd. I, S. 279 ff., Bd. II, S. 303 ff., Bd. III, S. 272 ff., ferner L. Tobler, Schweizerische Volkslieder, Bd. II (Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz, Bd. V), S. VII ff., endlich zur Charakteristik der Dichter und ihrer Ausdrucksweise G. Meyer von Knonau: Die schweizerischen historischen Volkslieder des fünfzehnten Jahrhunderts (1870).

Meyer von Knonau.

Virdung: Johann V., Astronom, geboren im letzten Viertel des XV. Jahrhunderts, † um 1550. Von den Lebensumständen des Mannes weiß man nur so viel, als er selbst hierüber in seinen Schriften mittheilt; sonst wird seiner nur selten Erwähnung gethan, und den neueren Geschichtschreibern der Astronomie, Mädler und Wolf, ist er sogar ganz unbekannt geblieben. V. stammte aus Haßfurt in (Unter-)Franken, machte wissenschaftliche Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien und wurde sogar nach Dänemark berufen, um dem Könige Christian II. die Genesis auszulegen. Daß er von Kopenhagen aus auch noch „ad alios Cimbriae regulos“ gekommen sei, berichtet er selbst. Ebenso spricht er von seinem Wirken in Krakau und Rom; wo er in Deutschland eine Wirksamkeit ausgeübt, ist nicht ganz klar; vielleicht zu Mainz, dessen Erzbischof er eines seiner Bücher widmete. Jedenfalls hatte er einen treuen Schüler in J. Curio (Hofmann), der von 1497 bis 1572 lebte und in Ingolstadt (?), Heidelberg und Mainz als Lehrer der Mathematik thätig war.

Die schriftstellerischen Leistungen Virdung's, die aber eben damals mit sehr günstigen Augen betrachtet wurden, bewegten sich zumeist auf dem Gebiete der landläufigen Kalendermacherei und Astrologie. Er gab Prognostika heraus, und da ihm diese häufig nachgedruckt wurden, so brachte er beim Kaiser eine Klage ein und erwirkte sich auch ein Privilegium gegen den Nachdruck. Dasselbe ist beigefügt der „Practica deutsch uff das MCCCCC und XXIII. jare“ (s. l. e. a.), in welcher eine Art geographischer Sterndeuterei betrieben und jeder Gegend des deutschen Reiches ihr besonderes Schicksal geweissagt wird. Natürlich setzten ungewöhnliche Naturereignisse die Feder eines solchen Schriftstellers auch immer in regere Bewegung. So schrieb er selbständige Tractätchen über den Kometen von 1506, dessen „Geberung“ er nach Albumasar einer im Sternbilde der Jungfrau stattgehabten Conjunction von Mars und Jupiter zuschrieb, über die Sonnenfinsterniß des Jahres 1513 und über ein Nebenmondphänomen, das man in Württemberg beobachtet und wegen dessen anscheinend der Herzog dieses Landes die Ansicht des hervorragenden Sachverständigen eingeholt hatte. Auffallend ist, daß V. zuerst das Luftgebilde wissenschaftlich nach den Regeln der Optik zu erklären sucht, dann aber doch auch eine Menge von Vorbedeutungen diagnosticirt. Das zugleich umfassendste und bedeutendste Werk, welches er — mit Curio's Unterstützung — lieferte, waren die für den „Edelberger“ (Heidelberger) Meridian berechneten „Tabulae resolutae“, wie sie damals zumal dem ausübenden Astrologen unentbehrlich waren. V. gibt an, daß er sich an die besten Vorbilder, an König Alfons, Peurbach, Regiomontan und an die Araber

gehalten habe; nach dem Urtheile von Kennern war das Tabellenwerk sehr nützlich, wenn auch hinsichtlich der Begründung etwas zu kurz gehalten.

Deschales, Cursus seu Mundus Mathematicus, 1. Band, Lyon 1590, S. 86. — Weidler, Historia Astronomiae, Wittenberg 1741, S. 363.

Günther.

Virdung: Michael V., neulateinischer Dichter aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Am 5. Juni 1575 als Sohn des Rathsherrn Matthäus V. zu Kitzingen geboren, studirte er in Straßburg und Jena, vermuthlich auch in Heidelberg. Der Jenaer Jurist und Humanist Nicolaus Reusner krönte ihn am 21. Januar 1597 mit dem Dichterlorbeer, während ihn sein Altersgenosse Jacob Rosefeld (Lusus poetici, Jena 1597, Bl. G 4 a) als pullus Musarum elegantissimus besang. Nachdem er dann zwei Jahre lang in Böhmen als Erzieher bei dem Freiherrn Sigismund v. Smirziz gewirkt, wandte er sich nach Nürnberg und erhielt im Januar 1605 die Professur der Beredtsamkeit und Geschichte an der Altdorfer Universität, die er 1624 mit der der Politik vertauschte. Während der drangvollen Kriegsjahre hatte er mit mancher Noth zu kämpfen, bewog aber auch, wie er in seinen Briefen an den Prokanzler G. Richter erzählt, Tilly und Holk durch ein lateinisches Bittschreiben, von der Brandschatzung Altdorfs abzustehen. Er starb daselbst am 28. October 1637. Von den Kindern, die aus seiner 1606 mit Margaretha Lehner geschlossenen Ehe hervorgingen, überlebten ihn zwei Söhne und eine Tochter. Sein von Aubry gestochenes Bildniß zeigt ein breites, gutmüthiges Gesicht mit hoher Stirn. — Virdung's Dichterruhm beruht weniger auf den kleinen poetischen Episteln und Epigrammen, in denen er das Lob seiner Gönner und Freunde, wie Reusner, Konrad Rittershaus, Paul Melissus, J. Gruter, Janus Dousa, verkündigte (Juvenilia, Nürnberg 1598; in den Tragoediae, Nürnberg 1609 und in Gruter's Delitiae poetarum Germanorum 6, 895—916. 1612), als auf den drei Trauerspielen Saulus (Jena 1595), Brutus (Jena 1596 zusammen mit dem Saul, ebenso in den Juvenilia 1598) und Thrasea (zusammen mit den vorigen in den umgearbeiteten Tragoediae, Nbg. 1608 u. Nbg. 1609). V. strebt nicht wie die früheren neulateinischen Dramatiker dem Ideale eines christlichen Terenz nach, sondern bewundert, erfüllt von Scaliger's Lehren, die griechischen Tragiker und noch mehr Seneca, Muret und Heinsius, dessen Auriacus er 1602 in einem Briefe an Gruter preist. Gleich diesen Dichtern concentrirt er die Handlung auf ein geringes Maaß, beschränkt aber auch die Darstellung so sehr, daß jede von diesen tragoediolae, wie er sie 1609 selbst bezeichnet, höchstens 27 kleine Seiten füllt. Die beiden ersten Dramen sind nach dem gleichen Schema gebaut. Im Saul beginnt der Feind des Helden, der Teufel Alastor, mit einem exponirenden Monologe; den Brutus, mit dem V. eine Fortsetzung zu Muret's Cäsardrama geben will, eröffnet Cäsar's Schatten, um als Rachegeist, als Alastor im antiken Sinne, das nahe Ende seiner Mörder zu verkünden. In beiden Stücken fällt der Held im 4. Acte nach einer verlorenen Schlacht durch Selbstmord, und beide Mal liefert der Edelmuth des triumphirenden Gegners, dort des David, hier des Antonius, einen versöhnenden Abschluß. Der Schnestreue Jonathan's entspricht im Brutus die Freundestreue des Lucilius. Im Ausdruck strebt V. nach gehaltener Würde, wird aber oft gesucht und schwülstig. Im dritten Stücke bringt er den Helden dem modernen Empfinden näher, indem er dem römischen Senator Thrasea, der sich muthig der Tyrannei Nero's widersetzt und sich nach Empfang des Todesurtheils gelassen die Adern öffnet, nicht bloß stoische Todesverachtung, sondern geradezu christliche Anschauungen über die Unsterblichkeit in den Mund legt. Aber er vermag die taciteische Erzählung nicht anschaulich zu gestalten; der 3. Act, in dem Virtus dem falschen Stoiker Egnatius erscheint und mit der

Erinnys streitet, fällt völlig aus dem Zusammenhange heraus und ist ohne Kenntniß des Tacitus unverständlich. Virdung's Tragödien scheinen trotz der wiederholten Auflagen keine nachhaltige Wirkung geübt zu haben; nur in dem 1606 von Wolfhart Spangenberg verdeutschten Straßburger Saulus zeigen sich Spuren seines Einflusses. — Von seinen übrigen Schriften führe ich noch die „Oratio de concordia“ (Altdorf 1611), die von G. Richter veranlaßte Lobrede auf Gustav Adolf: „Alexander novantiquus“ (Altdorf 1633; auch in seinen „Orationes varii argumenti“, Nürnberg 1642) und seinen mit M. Bernegger in Straßburg herausgegebenen Commentar zu Tacitus' Agricola (Argentorati 1617. Norimbergae 1637) an.

Freher, Theatrum virorum eruditione clarorum 1688, S. 1532. — Will, Nürnbergisches Gelehrten-Lexicon 4, 90 (1758) und Bibliotheca Norica 1, 2, 262 Nr. 1260. 5, Nr. 440. 1163. 1268. — Mehrere Briefe bei Reifferscheid, Quellen zur Gesch. des geistigen Lebens in Deutschland 1 (1889), im Göttinger Mskr. Philos. 94, Nr. 34 und 171 u. a. — W. Spangenberg, Ausgewählte Schriften hsg. von E. Martin 1887, S. VIII. — Bünger, M. Bernegger 1893, S. 115, 365. J. Bolte.

Virdung: Sebastian V., ein Priester aus Amberg in Baiern, der 1511 zu Basel lebte und dort die musiktheoretische Schrift herausgab: „Musica getutscht vnd außgezogen durch Sebastian virdung Priesters von Amberg vnd alles gesang auß den noten in die tabulaturen diser benanten dryer Instrumenten der Orgeln: der Lauten: vnd der Flöten transferieren zu lernen kurtzlich gemacht zu eren der hochwirdigen hochgebornen Fürsten vnnd herren: herr wilhalmen Bischoue zü Straßburg seynem gnedigen herren“. Dieses 111 Seiten starke kleine Büchelchen in klein quer 4⁰ (1882 von der Gesellschaft für Musikforschung als 11. Band der Publication im Facsimile neu herausgegeben) gibt uns die älteste Kunde über die Instrumente und deren Spiel nebst Beispielen und Abbildungen, vermischt mit kurzen, theoretischen Erklärungen. Es ist dem Musikhistoriker von hohem Werth, da es Nachricht von dem damaligen Stande der Musik in jeglicher Hinsicht gibt. In Dialogform abgefaßt, bespricht es Alles was zur damaligen Musikausübung gehörte. Auch als Componist ist V. durch ein geistliches und fünf weltliche Lieder, letztere in Schoeffer's Liederbuch von 1513 und eins in Forster's Liedersammlung von 1539 aufgenommen, bekannt. Ein sechstes Lied „Herzliebstes Bild“ (Forster 1539, Nr. 63) ist von Hoffheimer und nur fälschlich von Forster in der Altstimme mit V. gezeichnet. V. ist als Componist von geringer Bedeutung: seine Erfindungsweise ist hart und trocken, seine Stimmführung, wenn auch den Regeln angemessen, steif und unbehilflich und der Zusammenklang, der harmonische Wohllaut, ist wenig anmuthend und verräth ein wenig empfindsames Gemüth. In seiner Schrift greift er auch Arnolt Schlick, den Verfasser des Spiegels der Orgelmacher und Organisten, ebenfalls 1511 kurz vor Virdung's Buch erschienen, an und wirft ihm Unkenntniß der sogenannten musica ficta vor, ja statt aller Beweise findet er es bequemer ihm seine Blindheit vorzuwerfen, worüber sich Schlick im Vorwort seiner Tabulatur 1512 beklagt (siehe Monatshefte für Musikgeschichte 2, 206, auch 26, 17 und meine Bibliographie der Musiksammelwerke, S. 915).

Rob. Eitner.

Virgil, Abt-Bischof von Salzburg, † am 27. November 784. — Die älteste Quelle der Geschichte Salzburgs und des südöstlichen Alpenlands (libellus de conversione Bajoar. et Carunt. c. 2) erzählt, „in den Zeiten des Baiernherzogs Odilo (Oatilo), der damals dem Frankenherrscher Pipin sich unterwerfen mußte (743), sei ein weiser und gelehrter Mann aus Hibernien (Irland), Namens Virgilius, zu dem vorgenannten Könige nach Quiercy (Carisiacum) in Francien gekommen. Dieser behielt ihn aus Liebe zu Gott fast zwei Jahre bei sich, und

da er seine Rechtgläubigkeit erkannte, so sandte er ihn an den vorgenannten (wieder eingesetzten) Herzog Odilo und übertrug ihm das Salzburger Bisthum".

Jedenfalls bekleidete der gelehrte und thatkräftige Iroschotte geraume Zeit die Würde eines Abtes des S. Peterklosters in Salzburg, mit welcher auch die Wirksamkeit eines Sprengelbischofs verbunden war, denn erst im J. 767 ließ er sich förmlich zum Bischof weihen, was die äußerliche Trennung der S. Peterabtei vom Bisthum zur Folge hatte und in dem gleichzeitigen Ausbau der Domkirche auch zum Ausdruck gelangt, ohne den alten Verband in kirchlicher Beziehung ganz aufzuheben. Schon in die Zeit des Aufenthaltes im Frankenreiche, am Hofe Pippin's, fällt ein Conflict des freier denkenden iroschottischen Mönches mit dem formstrengen Schöpfer der deutschen Nationalkirche, dem Angelsachsen Winfrid-Bonifacius. V. und sein Genosse, Sidonius (nachmals Bischof von Passau) beschwerten sich beim Papste, daß sie Bonifacius wegen der von einem jungen Geistlichen bei der Taufe grammatikalisch schlecht gesprochenen Lateinformel zu einer Wiedertaufe anhalten wolle. Der Papst trug dieser Beschwerde auch Rechnung, wie aus seinem Briefe an Bonifacius hervorgeht. Dieser Gegensatz der Principien und persönlichen Bestrebungen zeigt sich auch zur Zeit der ersten Wirksamkeit Virgil's in Salzburg. Da klagte Bonifacius dem römischen Stuhle, daß V. den Baiernherzog Odilo wider ihn aufreize. Der Papst erklärt hierauf (1. Mai 748), was diesen Virgilius („wir wissen nicht, ob er als Priester gelte") betreffe, so sei es unwahr, daß ihm der römische Stuhl ein in Baiern erledigtes Bisthum übertragen hätte, und zwar nach dem Ableben eines der vier von Bonifacius als Mainzer Metropolitan dort bestellten Kirchenfürsten (Passau, Regensburg, Freising und Salzburg). Sollte sichs aber herausstellen, daß V. lehre, „es gebe noch eine zweite Erdenwelt und andere Menschen unter dem Erdrunde gleichwie eine (andere) Sonne und einen (andern) Mond", so sollte man ihn auf einer Kirchenversammlung von der Gemeinschaft der Gläubigen ausschließen und der priesterlichen Würde entkleiden. Auch habe der Papst selbst an den Baiernherzog geschrieben und ihn ersucht, den V. nach Rom zu senden, damit seine Lehre genauer untersucht würde. Der Papst habe überdies gelesen, was ihm Bonifacius über Sidonius und V. mitgetheilt, und beiden eine ernstliche Mahnung zukommen lassen. Er möge überzeugt bleiben, daß man ihm mehr als ihnen glaube, und sie nach Rom citiren werde." . . . . Wir wissen, daß Bonifacius auf seiner dritten Rückreise aus Rom der Einladung Hz. Odilo's folgend die vier bischöflichen Kirchen des Baiernlandes nach seinem Ermessen einrichtete und besetzte, und daß diese Einrichtung bereits im Herbste des Jahres 739 vollendet war. Zum Bischof von Salzburg bestellte er seinen Landsmann, einen gewissen Johannes, seinen langjährigen Begleiter und Genossen.

Es scheint nun, daß V. noch bei Lebzeiten dieses Johannes die alten Gerechtsame des S. Peterklosters gegenüber der Einrichtung des Bonifacius vertrat, hierbei an dem Baiernfürsten Odilo eine Stütze fand und auch der Gunst Pippin's sich erfreute. Heißt es doch in der Conversio, daß ihm der Frankenherrscher das Salzburger Bisthum übertragen hätte, was wohl erst nach dem Ableben jenes Johannes denkbar wäre. Jedenfalls blieb eine ernstliche Spannung zwischen dem iroschottischen Abtbischof und dem angelsächsischen Metropoliten, dem streng römisch gesinnten Reformer, und sie erklärt uns um so mehr Bonifaz' Klage über die ketzerischen Anschauungen Virgil's von der Beschaffenheit des Erdkörpers. Wie dunkel und unvollständig auch die bezügliche Mittheilung klingt, so steckt doch in ihr die am besten von Cicero (Acad. l. II c. 39) gekennzeichnete Theorie von den Antipoden, und das, was Plinius (hist. nat. II c. 64) von der Kugelgestalt der Erde und ihrer Bewohner rund um dieselbe darlegt, ohne daß wir in der Lage sind, die Quellen dieser, von der Kirche verpönten Erkenntnisse Virgil's nachzuweisen.

Es scheint, daß die bischöflichen Functionen vor 767 von dem Genossen Virgil's ausgeübt wurden, den wir unter dem Namen Tuti oder Doda (nachmals Abtes von Chiemsee) kennen, während die Aufgabe, das Christenthum unter den karantanischen Slaven zu hegen, dem Wander- oder Gegendbischof (chorepiscopus) Modestus zufiel. Die Seele aller Bestrebungen zu Gunsten des Besitzstands der Salzburger Kirche und der christlichen Mission in der slavischen Nachbarschaft, die damals noch über den Lungau in den Pongau eingriff, war und blieb denn doch V. Er förderte sicherlich die Gründung der ältesten Benedictinerabtei des Landes ob der Enns, Mondsee, durch Hz. Odilo, er stellte die von den Slaven im Pongau zerstörte Maximilianszelle her und bewog den lange widerstrebenden Baiernherzog das stattliche Gebiet im Pongau und Pinzgau, das Odilo seinem Caplan Ursus zugewendet, als Dotationsgut der Maximilianszelle der Salzburger Kirche auszufolgen. Seine Beziehungen zu dem Baiern schutzpflichtigen Karantanerherzog Chotimir (Cheituwar), dem Nachfolger Boruta's und Gorazd (Cacatius), bereiteten die Schöpfung der ersten christlichen Kirchen Kärntens vor, die wir zu Mariasaal auf dem Zollfelde, auf dem Boden des verfallenen Virunum, und zu S. Peter im Holz (Freßnitz), auf dem Boden des römischen Tiburnia, erstehen sehen.

Als dem Herzog Odilo (Oatilo) sein Sohn Thassilo (III), der letzte Agilolfinger (749—788), gefolgt war, gewann die seit 769 etwa gefährdete Christianisirung Karantaniens durch die Wiederunterwerfung des Landes unter bairische Oberhoheit (772) einen neuen Halt, denn der in Karantanien eingesetzte Herzog Walduch, bat den Bischof V. um Absendung neuer Glaubensboten und hatte allen Grund, für die Festigung des Christenthums Sorge zu tragen. In den Tagen Thassilo's lernen wir die Synoden von Dingolfing und Neuching (771) kennen und da tritt uns bereits als Bischof V. entgegen, der auch in der frommen Vereinigung, in dem sog. „Todtenbunde“ von Attigny namentlich aufgeführt erscheint. Die von V. vollzogene Uebertragung der Gebeine des h. Rupert und seiner Genossen in die neue Domkirche fällt wol dem 24. Sept. 774 zu, und von da ab beginnt eine strengere Scheidung des Bisthums und der S. Peterabtei in Hinsicht der geistlichen Verwaltung, die Einrichtung des Domstiftes, das nun die geistlichen Amtsverrichtungen besorgt, wenngleich den Mönchen der Abtei noch (bis 1139) das Recht der Seelsorge, die Betheiligung an der Bischofswahl verblieb, und die Bischöfe und Erzbischöfe erst seit 1110 die Wohnung im Kloster endgültig aufgaben. V. betrachtete sich auch noch immer als Abt von S. Peter und bestellte hier den Bertricus nur als seinen Vicar. Die Gründung des zweitältesten Benedictinerklosters Ob.-Oestreichs, Kremsmünster (777) vollzog sich unter Virgil's Beihülfe, was auch bei dem Kl. Mattsee der Fall war. V. veranlaßte den Bischof Aribo (Arbeo) von Freising zur Abfassung der Vita Corbiniani, die ihm auch gewidmet erscheint. Er begründet ferner das geschichtlich und sprachlich hochwichtige „Verbrüderungsbuch“ des S. Peterklosters, dessen erste Eintragungen noch in seine Zeit fallen, und von ihm dürften wohl auch die frühesten Aufzeichnungen über die Gründung der Salzburger Kirche und das Leben Rupert's angeregt worden sein, die dann hundert Jahre später dem libellus de conversione Bagoariorum et Carentanorum zu Grunde gelegt wurden. Seinen Ruhm verewigt der große Zeitgenosse, der Angelsachse Alpwin oder Alkuin, Winfrid-Bonifaz' Landsmann, wenn er von V. (Carmen 109, 24. v. 6—7. Poet. Lat. aevi Carol. I, 340) sagt: „Er wanderte in die Fremde aus Liebe zu Christus, er verschmähte deshalb die Freuden der Welt und die Heimath, ein Mann, fromm und klug, keinem nachstehend an Frömmigkeit.“

Bonifatii epist. h. v. Jaffé (Bibl. G. III) und Dümmler, MG. Epp. III. Libellus de conv. B. et Carunt. (MG. SS. XI). — Vita D. Virgilii (ebd.)

Ann. Juvav. majores (MG. SS. I) und Ann. S. Rudb. Salisb. (MG. SS. IX). — (Kleinmayer's) Iuvavia. — Das Verbrüd. Buch d. Salzb. S. Petersklosters, h. von Karajan und jüngst von Herzberg-Fränkel (Necrol. MG. und Neues Arch. f. ä. d. G. XII). — Büdinger, Oe. Gesch. — A. Huber, Gesch. d. Einführung und Verbr. des Christenth. in Südostdeutschland, Salzb. 1874—75. — Rettberg, Kirchengesch. II. — v. Hefele, Conciliengeschichte III. Bd. (2. A.) 1877. — Riezler, Gesch. Baierns I. Bd. — Jahrb. des fränk. Reiches: Hahn 741—752; Oelsner 752—768; Abel-Simson I, 778—88. — Ebrard, Die iroschott. Missionskirche des 6., 7., 8. J. (1873). — Zeißberg, Arno, erster Erzb. v. Salzburg (Sitzb. d. Wiener Akad. 48. Bd.) u. d. Lit. über Bonifacius. v. Krones.

Virginius: Andreas V. der Aeltere, Theologe, aus altadliger pommerscher Familie, geboren am 9. November 1596 auf dem väterlichen Erbgut Schwessien in Pommern, erhielt seine Schulbildung in Stargard und Stettin, studirte in Rostock, wo er zum Magister der Philosophie promovirte und philosophische Vorlesungen hielt, später auch Licentiat der Theologie wurde. Eine Zeit lang war er in Greifswald, dann in Königsberg Adjunct der philosophischen Facultät. 1626 wurde er Prediger zu Garz in Pommern und Propst der garzer Diöcese. Im J. 1630 hielt er sich in Wittenberg und Leipzig auf in regem Verkehr mit den dortigen Theologen. Gustav Adolf, der ihn in Stettin kennen lernte, berief ihn zum Professor der Theologie an die von ihm begründete Universität Dorpat. V. war Zeuge der feierlichen Eröffnung der Universität im J. 1631, war Prorector, als Jakob Skytte Rector war, und bekleidete mehrmals selbst das Rectorat und das Decanat der theologischen Facultät. In den Jahren 1650—1656 war V. Vicesuperintendent von Livland und Mitglied des Oberconsistoriums. Der Einfall der Russen unter Alexei Michailowitsch vertrieb ihn 1656 nach Reval, und die Pest von da nach Stockholm. Hier erhielt er 1658 von König Karl X. Gustav seine Ernennung zum Bischof von Esthland und vom Erzbischof Joh. Lenaeus in Upsala die Weihe zu diesem Amt, das er bis an seinen Tod, 20. December 1664, innegehabt hat. V. war einer der fruchtbarsten theologischen Schriftsteller seiner Zeit; er hat mehr als 180 theologische und philosophische Disputationen herausgegeben. Ein kleiner Theil davon ist gesammelt erschienen unter dem Titel: „Manipulus disputationum theologicarum“ (Dorpati 1635). Sommelius und Recke-Napiersky zählen seine Schriften, wenn auch nicht ganz vollständig, auf.

Ar. Buchholtz.

Virginius: Adrian V. (oder Verginius) der Aeltere, Theologe, geboren zu Wollin in Pommern am 18. Januar 1615 oder 1605 (steht nicht sicher fest), erhielt seine Bildung in Treptow, Kolberg, Danzig, war dazwischen Hofmeister und studirte 1636 und 1637 an den Universitäten Königsberg und Dorpat; bald darauf wurde er Diakonus an der Johanniskirche und Rector der Stadtschule in Dorpat. In einem ihm vom Dorpater Rath ertheilten Abgangszeugniß vom 26. April 1639 wird er allerdings nur „ein Schulgeselle“ genannt. Etwa um dieselbe Zeit wurde er Prediger in Nüggen bei Dorpat und las als Adjunct der theologischen Facultät Collegia. Auch war er Assessor des livländischen Oberconsistoriums. V. ist früh gestorben, bereits am 23. April 1647. Er hat nur einige theologische Disputationen veröffentlicht. Bedeutender ist sein Sohn (s. u.). Ar. Buchholtz.

Virginius: Andreas V., Theologe, Bibelübersetzer, geboren im Pastorat Nüggen am 5. Februar 1640; wurde mit zwanzig Jahren Prediger zu Kambi bei Dorpat 1660 und Assessor des Dorpater Consistoriums 1688. Er erwarb 1673 Grundbesitz im Kirchspiel Marienburg im östlichen Livland, der auf seine

Nachkommen überging. Gestorben ist er 1701. Sein großes Verdienst besteht darin, daß er eine Reihe geistlicher Schriften in Uebersetzungen dem esthnischen Landvolk zugänglich machte. Gemeinschaftlich mit Lor. Moller und Marcus Schütz bearbeitete er im dörpt-esthnischen Dialekt den großen lutherischen Katechismus und das Gesang- und Handbuch (1684 und 1685), dichtete auch einige geistliche Lieder und übersetzte das neue Testament, die Sprüchwörter Salomonis, die kleinen Propheten und einige andere Bücher des alten Testaments ins Dörpt-Esthnische, die Handschrift ist indessen verloren gegangen.

Ar. Buchholtz.

Virginius: Adrian V. der Jüngere, Sohn des Vorigen (schrieb sich Vergin), Theologe und Bibelübersetzer, war am 20. October 1663 im Pastorat Kambi geboren, wurde zu Hause und in der Dorpater Stadtschule vorgebildet, später in der Schola Carolina zu Riga und im Gymnasium zu Reval. Von 1681—1683 studirte er in Kiel, das er wegen eines Duells mit einem Baron Kielmannsegge verlassen mußte. Der livländische Generalsuperintendent Joh. Fischer berief ihn nach Riga als Mitarbeiter an seiner esthnischen Bibelübersetzung. Auch half V. eine Uebersetzung des neuen Testaments zu Stande bringen. V. war Prediger zu Kawelecht (1686—1694), dann zu Odenpäh (von 1694 ab) im esthnischen nordöstlichen Livland. Hier verlebte er Jahre der Unruhen und Leiden, die durch die Kämpfe des nordischen Krieges hervorgerufen waren: die Russen brachen ein und brandschatzten das Land, V. floh 1704 nach Reval, kehrte aber, als Dorpat sich den Russen ergeben hatte, dahin zurück und leistete dem Zaren Peter den Treueid. Als sein ehemaliger Schulmeister Hermann Stammer, Sergeant in einem schwedischen Regiment, dessen Capitän Virginius' Schwager war, mit Briefen einiger reval'scher Gelehrten an V. aufgegriffen wurde, kam V. in den Verdacht der Spionage. Er wurde ins Gefängniß geworfen, gefoltert und nach zweijähriger harter Haft am 27. Juli 1706 zusammen mit seinem Schulmeister enthauptet. Seine dörpt-esthnische Uebersetzung des neuen Testaments, die zuerst 1686 in Riga erschien, ist wiederholt, auch noch im 19. Jahrhundert, aufgelegt worden. Auch sein esthnisches Gesang- und Gebetbuch und sein großer Katechismus erlebten mehrere Auflagen. Im Gefängniß schrieb V. in den Tagen vom 9. bis zum 16. April 1706 eine Selbstbiographie, die indessen nur handschriftlich vorhanden ist.

v. Recke-Napiersky, Livl. Schriftstellerlexicon IV. — (Napiersky,) Beitr. zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Livland, H. 4.

Ar. Buchholtz.

Visbeck: Johann Gottlieb V., † am 13. März 1810, hat eine fast unentbehrliche, aber trotzdem beinahe vergessene historische Beschreibung der unteren Weserlande; namentlich aber der Landschaft Osterstade 1798 herausgegeben. Osterstade liegt am rechten Weserufer im preußischen Regierungsbezirk Stade; dort aufgewachsen und als Pastor mit allen Verhältnissen seiner Gemeinde und seines kirchlichen Sprengels vertraut und auch für deren weltliches Gedeihen eifrig bemüht hat er sich mit Liebe in die Geschichte jener Gegenden eingelebt und mit offenem Blick ihr Leben, ihr Gedeihen und ihre Schäden erfaßt und dargestellt. Er war als Sohn des Rectors der Schule zu Nienburg an der Weser, Johann Nikolaus V. (geboren daselbst am 2. April 1678), ebenfalls in Nienburg am 20. October 1732 geboren; kam aber mit dem Vater, der 1733 Pastor in Wersabe wurde und dort am 12. Juni 1755 starb, schon in seinen ersten Jahren nach Osterstade (Amt Hagen). Schon mit 23 Jahren wurde er am 13. Juni 1756 seines Vaters Nachfolger in der Pfarre zu Wersabe und blieb in dieser Stellung, zuletzt seit dem 21. Januar 1796 als Propst des

ganzen Hagenschen Kirchenkreises. Auch seine Nachkommen widmeten sich mit Vorliebe dem geistlichen Stande bis zur heutigen Zeit.

J. G. Visbeck, Die Niederweser und Osterstade. Hannover 1798, 264 S. u. 3 Tafeln, s. das. S. 192. — G. H. G. Spiel, Vaterländ. Archiv V, 55.
Krause.

Visch: Karl de V., Cistercienser, geboren zu Bulscamp bei Furnes in Flandern um 1600, † zu Brügge am 11. April 1666. Er studirte zu Douay Philosophie und, nachdem er 1618 in der Abtei des Dunes in den Cistercienserorden eingetreten war, von 1621 an Theologie und wurde 1625 Baccalaureus formatus. 1629 wurde er als Lehrer der Moraltheologie in die Abtei Eberbach im Rheingau geschickt, kehrte aber, da diese von den Schweden bedroht wurde, nach einigen Jahren in seine Abtei zu Brügge zurück, wo er 1646 Prior wurde. Sein Hauptwerk ist die „Bibliotheca scriptorum Sacri Ordinis Cisterciensium“, die 1649 zu Douay, in zweiter Auflage 1656 zu Köln in einem Quartbande erschien. Außerdem hat er eine „Vita Adriani Cancellier abbatis Dunensis“ (Brügge 1655), und einige andere kleinere Beiträge zur Geschichte seines Ordens geschrieben und Alani M. de Insulis, Doctoris universalis (s. A. D. B. I, 170) Opuscula (Antw. 1653) herausgegeben. Einige ungedruckte Schriften verzeichnet er in dem Artikel der Bibliotheca, in welchem er von sich selbst handelt.

Paquot, Mémoires II, 383. Reusch.

Vischer, Rothgießerfamilie in Nürnberg von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Haupt derselben Peter V. der Aeltere. Sein Vater, Hermann V. d. Ae., war nach Nürnberg eingewandert und hatte hier im J. 1453 das Bürger- und Meisterrecht erworben. Von ihm besitzt die Pfarrkirche von Wittenberg ein mit seinem vollen Namen und der Jahreszahl 1457 bezeichnetes Taufbecken, in dessen Apostel- und Evangelistengestalten sich jener lebenskräftige Naturalismus ausspricht, der die Anfänge der deutschen Renaissance kennzeichnet, während die ornamentalen Einzelheiten noch die conventionellen Formen der Gothik zeigen (Abb. bei Schadow, Wittenbergs Denkmäler, Tafel A und Otte, Handbuch d. kirchl. Kunstarchäologie 1883, Bd. I, S. 319). Andere Werke Hermann Vischer's sind die Grabplatten Bischof Sigismund's von Würzburg († 1457) und Dietrich III. von Schönberg, Bischofs von Meißen († 1476) im Dom zu Meißen, wo wir in der Grabplatte des 1486 verstorbenen Kurfürsten Ernst von Sachsen auf ein Werk stoßen, das der Vater wahrscheinlich im Verein mit seinem Sohne Peter ausgeführt hat. Ferner wird als sein Werk betrachtet die Grabplatte des 1475 verstorbenen Bischofs Georg I. von Schaumburg im Dom zu Bamberg. Auch in diesen Arbeiten verrathen die figürlichen Partien das energische Streben, den gothischen Formalismus zu überwinden, während die ornamentalen Einzelheiten noch vollständig von diesem befangen sind. Dem Ornamente ein neues Leben zu geben ward erst dem Sohne Peter V. d. Ae., beschieden. Hermann V. d. Ae. starb 1487, ein Jahr darauf erhielt sein Sohn die Erlaubniß, sein Meisterstück zu machen und 1489 wurde er als Meister aufgenommen. Er mag damals etwa 25—30 Jahre alt gewesen sein. Sein Geburtsjahr ist unbekannt, doch läßt sein charakteristisches Selbstbildniß am Sebaldusgrabe, das ihn im Alter von ungefähr 50 Jahren zeigt, darauf schließen, daß er zwischen 1460 und 1470 geboren ist. Seine künstlerische Bildung erlangte er ohne Zweifel in der Werkstatt seines Vaters, deren Leiter er wurde, nachdem dieser und im J. 1488 dessen Bruder Eberhard, der 1459 die Meisterschaft erlangt hatte, gestorben waren. Ueber seine Lebensverhältnisse sind wir nur dürftig unterrichtet. Das meiste verdanken wir den Angaben Neudörfer's, der ihn als liebenswürdigen und jovialen Menschen schildert, wenn er seinen Bericht über ihn mit der Bemerkung einleitet, daß er „gegen Jedermänniglich

freundlichen Gesprächs“ gewesen sei, und der ihn rühmt als „in natürlichen Künsten (als ein Lay zu reden) sein erfahren“ und „im Gießen auch dermaßen berühmt, daß wenn ein Fürst herkam oder ein großer Potentat, ers selten unterließ, daß er ihn nicht in seiner Gießhütten besuchet“. Von seinem ernsten Streben, sich in seiner Kunst immer mehr zu vervollkommnen, zeugt außer seinen Werken die bemerkenswerthe Mittheilung, daß er, der Steinmetz Adam Kraft und der Kupferschmied Sebastian Lindenast die „gleich mit einander aufgewachsen und wie Brüder gewesen . . . . . alle Feiertag in ihrem Alter zusammen gangen sich nit anders als wären sie Lehrjungen mit einander geübet, welche Uebung und ihr Aufreißung noch zu weisen ist, sind auch allemal, ohne einiges Essen und Trinken freundlich und brüderlich von einander geschieden“. Neudörfer berichtet auch, daß er fünf Söhne hatte, Namens Hermann, Peter, Hans, Paul und Jakob, „die mehrentheils bei ihm im Haus mit ihrem Weib und Kindern gewohnet haben“. Er war drei Mal verheirathet. Seine erste Ehe, die er wol im J. 1489, als er die Meisterwürde erlangte, mit Margareta Groß schloß, von der am 4. October 1490 die Rede ist, war nur von kurzer Dauer, und auch die zweite Frau, die wir am 13. August 1493 an seiner Seite finden, scheint ihm nach kurzer Ehe entrissen worden zu sein, denn als er ein Jahr später im Verein mit dem Bildschnitzer Simon Lamberger von Kurfürst Philipp von der Pfalz nach Heidelberg berufen wurde, um diesem „mit Rath und Handwerk“ zu dienen, übergab er seine ganze bewegliche Habe seinem Freunde Peter Harsdörfer d. J. zur Aufbewahrung. Von seiner dritten Frau, die wie die erste Margareta hieß, hören wir erst aus dem Jahre 1506, wo sie mit ihm in einer sich auf den Kauf des hinter dem Katharinenkloster gelegenen Hauses beziehenden Urkunde genannt wird. Auch diese Frau ging dem Meister im Tode voraus. Sie starb im J. 1522 und liegt wie dieser auf dem Rochusfriedhofe begraben, in demselben Grabe, in dem der am 7. Januar 1529 verstorbene Meister beigesetzt worden ist, und das auch die Ueberreste seiner beiden ältesten Söhne Hermann und Peter birgt, die auch vor ihm aus dem Leben geschieden sind.

Außer diesen beiden, ihm künstlerisch am nächsten stehenden Söhnen waren ihm auch die andern drei Söhne bei seinen Arbeiten behülflich. Hermann’s Geburt wird in den Beginn der neunziger Jahre zu setzen sein. 1513 hören wir, daß er verheirathet war, aber seine Frau muß bald darauf gestorben sein, denn als Wittwer unternahm er eine Kunstreise nach Italien und schon 1516 ist er nicht mehr unter den Lebenden. „Er ist in seinen besten Tagen bei Nachts unter einem Schlitten elendiglich umkommen“, erzählt Neudörfer und nennt als Augenzeugen dieses traurigen Ereignisses den Nürnberger Maler Wolf Traut, der durch innige Freundschaft „als wären sie Brüder gewesen“ mit jenem verbunden war. Ueber seine künstlerische Begabung erfahren wir, daß er „mit Gießen, Maßwerken und Conterfeien wie der Vater fast künstlich gewesen“ sei, und weiter wird berichtet, daß er von der auf eigene Kosten unternommenen Romfahrt „viel künstliche Ding, die er aufgerissen und gemacht hat“ mitbrachte, „welches seinem alten Vater wolgefiel und seinen Brüdern zu großer Uebung kam“. Zwei solcher Aufreißungen, Ansichten mausoleumartiger Grabanlagen, von denen die eine deutliche Anklänge an das Sebaldusgrab zeigt, nur daß die Architektur im Sinne der italienischen Hochrenaissance durchgeführrt ist (Abb. bei H. Weizsäcker, Zwei Entwürfe zum Nürnberger Sebaldusgrabe im Jahrb. d. k. preuß. Kunstſ. 1891, S. 56, Tafel Nr. 57), besitzt die Handzeichnungssammlung des Louvre. Die eine trägt die Bezeichnung 1516, das Jahr seines Todes. Von seiner Thätigkeit als Erzgießer wird später die Rede sein. — Peter V. d. J. war nach Neudörfer „in allen Dingen nicht weniger dann obgemelter

Hermann sein Bruder geschickt und erfahren". Cuntz Rößner, der Messingbrenner, der dem Vischer das Messing für den Guß des Sebaldusgrabes geliefert hat, sagt aus, daß „der jüngere Peter den Vater in Kunsten übertroffen" habe. Er „hatte seine Lust an Historien und Poëten zu lesen, daraus er dann mit Hilf Pancrazen Schwenters viel schöner Poëterei aufriß und mit Farben absetzt". Sein Geburtsjahr steht nicht fest. Wahrscheinlich war er der Sohn der zweiten Frau und ist 1493 oder 1494 geboren. 1516 wird er als verehelicht aufgeführt und schon 1528 scheidet er aus dem Leben. — Der dritte Sohn, Johannes oder Hans erscheint nach dem Tode des Vaters und nach Abfindung mit seinem Bruder Paul als Erbe der Gießhütte und führt eine größere Reihe von Aufträgen aus, die später zur Besprechung gelangen werden. — An Paul erging im J. 1528 von seiten Herzog Albrecht's von Preußen die Aufforderung, nach Königsberg in Preußen zu kommen und hier als Stückgießer in seine Dienste zu treten. Er scheint aber dieses Anerbieten abgelehnt zu haben, denn schon im J. 1530 finden wir ihn in Mainz, wohin er Schulden halber von Nürnberg geflüchtet war, und wo er 1531 starb. Ueber Jakob, den jüngsten Sohn liegen keinerlei Nachrichten vor.

Die Mehrzahl der Vischer'schen Werke ist mit ausführlichen Inschriften versehen, die den vollen, zuweilen Fischer geschriebenen Namen und das Jahr der Entstehung enthalten. Außerdem kommen Monogramme wie P. V oder P. P (Petrus Piscator) vor, das erstere auf Werken des älteren und jüngeren Peter V., das letztere auf einer Handzeichnung des jüngeren Meisters. Die auf Werken dieser beiden vorkommende Marke, bestehend aus einem Kreuzchen, mit einem unten rechts anstoßenden Schrägstrich ist als Hausmarke zu betrachten, während eine andere Marke, bestehend aus zweien auf einen Pfeil gespießten Fischen, Peter V. d. J. angehört. Auf einem Relief vom Jahre 1521 hat die Hausmarke statt des einfachen Schrägstrichs einen Winkelansatz.

Den Reigen der Peter Vischer'schen Gußwerke, die keine Bronce-, sondern durchweg Messinggüsse sind, eröffnet das Grabmal des Grafen Otto IV. von Henneberg in der Kirche zu Römhild, das die Gestalt des Verstorbenen vor der Platte in voller Rüstung zeigt und mit seiner frischen und selbständigen Auffassung ganz das Gepräge eines aus dem Vollen geschaffenen Jugendwerkes eines zielbewußten Meisters an sich trägt. Die Grabplatte weist das Todesjahr des Verstorbenen MCCCCLXXXXXII auf, aber der Umstand, daß nur die erste Hälfte der Jahreszahl MCCCCLXXX gegossen ist, während die letzten Zahlen XXII gemeißelt sind, zeigt, daß wir es mit einem Werke aus der Zeit zwischen 1480 und 1490 zu thun haben, und zieht man in Betracht, daß Graf Otto im Jahre 1487 bei Gelegenheit des Reichstages in Nürnberg weilte, so ist es sehr wahrscheinlich, daß in diesem Jahre die Bestellung erfolgte. — Ein anderes durch die Jahreszahl 1490 näher datirtes Werk aus der Frühzeit des Meisters ist die Statue eines knieenden Mannes im Nationalmuseum in München, die im Bewegungsmotiv dem Bildniß Adam Kraft's an dessen Sacramentshäuschen in der Lorenzkirche verwandt, wie jenes vielleicht auch als Träger an einem sonst zu Grunde gegangenen Werke gedient hat. Bei der zwischen Kraft und V. bestehenden Gemeinsamkeit der künstlerischen Bestrebungen kann diese Aehnlichkeit nicht befremden. — Wie der Vater Hermann V. so wurde auch der Sohn mehrfach vom Bamberger Domcapitel beschäftigt. 1493 empfing er für die ein Jahr vorher gefertigte Grabplatte des erst 1501 verstorbenen Bischofs Heinrich III. 60 fl., und dieselbe Summe erhielt er im J. 1506 für die Grabplatte des ein Jahr vorher verstorbenen Bischofs Georg II., zu welcher der Bamberger Maler Wolf Katzheimer eine Visirung geliefert hat. Wahrscheinlich handelte es sich bei dieser Visirung nicht um einen Entwurf zu der Grabplatte, sondern nur

um das Bildniß des Verstorbenen, so daß die im Geiste der entwickelten Renaissance durchgeführte Ausbildung des Ornaments auf Rechnung Peter Vischer's zu setzen ist. Mit diesem Werke verwandt ist die ebenfalls im Bamberger Dom befindliche Grabplatte des 1503 verstorbenen Bischofs Veit I. Zweifellos stammen auch von den vielen in der Sepultur neben dem Dom aufgestellten messingenen Grabplatten viele aus der Vischer'schen Gießhütte, wenn auch die künstlerischen Eigenthümlichkeiten des Meisters hier weniger hervortreten. Auch für den Meißner Dom hatte er verschiedene Grabplatten zu liefern. Von seiner Hand stammen die Grabplatten Herzog Albrecht's des Beherzten, Stifters der Albertinischen Linie († 1500), seiner 1510 verstorbenen Gemahlin, der Herzogin Sidonie und der Herzogin Amalie von Baiern, Gemahlin Ludwig's des Reichen († 1502). Zweifelhaft ist, ob auch die daselbst befindliche Grabplatte des 1510 verstorbenen Herzogs Friedrich III. ihm zuzuweisen ist.

Als V. im Frühling des Jahres 1496 von Heidelberg, wohin er, wie erwähnt, im J. 1494, einem Rufe des Pfalzgrafen folgend, gewandert war, nach Nürnberg zurückkehrte, führte er den durch besonders sorgfältige Ausführung hervorragenden Guß der im kleinen Chor des Breslauer Domes aufgestellten Grabplatte des Bischofs Johann IV. Roth aus, welche die Inschrift: „gemacht zu nürmberg von mir peter Fischer im 1496 jar“ trägt. Vor einem damascirten Teppich, über den hinweg man in das Innere einer Kirche schaut, erscheint auf Löwen stehend der Bischof in vollem Ornat unter einem wie die Gestalt in schönem Flachrelief ausgeführten Baldachin. Zu beiden Seiten stehen in Nischen die Statuetten der Madonna, Johannes des Evangelisten, des heil. Georg, Johannes des Täufers und der Heiligen Andreas und Emmeran, während die Ecken mit den vier Evangelistensymbolen ausgefüllt sind. Um das Ganze zieht sich ein Inschriftfries, der das später eingemeißelte Todesdatum des Bischofs, 1506, enthält. — Ein Jahr nach der Ausführung dieses Gußwerkes wurde laut Inschrift das monumentale Grabmal des erst im J. 1513 verstorbenen Erzbischofs Ernst von Sachsen im Magdeburger Dom vollendet, das auf einer 3,20 m langen, 1,45 m breiten und 1,10 m hohen reichverzierten Tumba unter einem mit umgebogener Spitze versehenen Baldachin die ruhende Gestalt des Erzbischofs in vollem Ornate zeigt. Das Haupt ist auf Kissen gebettet, während die Füße auf einen Löwen gestellt sind. An den Ecken der auf der Schrägkante von einer Inschrift umsäumten Deckplatte tragen zierliche Aufsätze die Evangelistensymbole. Den wappengeschmückten Langseiten und den Ecken der Tumba treten unter zierlichen Baldachinen die 12 Apostel vor, an den beiden Schmalseiten erscheinen die Statuetten der Heiligen Mauritius und Stephanus, der Schutzheiligen von Magdeburg und Halberstadt. Phantastische Thiergestalten beleben die darunter laufende Kehlleiste, Wappenlöwen halten oben und unten die Ecken besetzt. Die Formensprache des Ornaments, das sich mit den figürlichen Einzelheiten harmonisch verbindet, ist gothisch, die Behandlung der ornamentalen Details aber zeugt von einem selbständigen, nach neuer Formgestaltung ringenden Geiste. Den Gestalten ist ein gesunder kraftvoller Naturalismus eigen. Die Köpfe sind voll Ausdruck und Energie und in der Behandlung der Gewänder ist alles Kleinliche und Nebensächliche vermieden (Abb. zweier Apostel bei Bode, Gesch. d. deutschen Plastik, S. 143). Ein das Wesentliche betonender großer Zug geht durch diese Schöpfung und kennzeichnet sie als das Werk eines dem Geiste der Renaissance huldigenden Meisters. — Von der zierlichen Mauritiusstatuette an der einen Schmalseite schuf V. eine Wiederholung und schenkte sie Peter Imhof zum Dank für dessen Bemühung um die Beschaffung der Mittel für den Guß des Sebaldusgrabes. Dieser stellte sie im Hofe seines Hauses in der Tuchergasse als Brunnenfigur auf. Als solche schmückt sie seit den siebenziger Jahren

unseres Jahrhunderts einen Wandbrunnen im Krafft'schen Hofe (Theresienstraße). — Aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammen zwei dem Breslauer Grabmal stilistisch verwandte Grabtafeln in der Stiftskirche von Ellwangen, von denen die eine die Beweinung Christi, die andere die Brüder Hariolf und Erlof als Stifter jener Kirche enthält. Eine ähnliche Anordnung wie das Magdeburger Hochgrab zeigt das in der Stiftskirche zu Römhild aufgestellte Grabmal des Grafen Hermann VIII. von Henneberg und seiner Gemahlin Elisabeth, nur steht die Tumba nicht auf dem Boden, sondern wird von sechs unter ihrer Last seufzenden Löwen getragen. Die Deckplatte der figurenumstellten und wappengeschmückten Tumba zeigt im Hochrelief in Gegenüberstellung das fürstliche Paar unter einem von schlanken Säulen getragenen Baldachin, in dessen Maßwerk sich fröhliche Putten tummeln. Die Entstehungsgeschichte dieses Werkes, das im Vergleich zu dem Magdeburger eine mehr italienisirende Formbehandlung aufweist, ist nicht bekannt, doch läßt der Umstand, daß das Todesdatum der Frau MCCCCCVII vollständig und das des Mannes MCCCCCXXXV nur bis MCCCCC gegossen ist, vermuthen, daß der Guß zwischen 1507 und 1510, also bald nach dem Tode der Frau entstanden ist. Seitdem die Jahreszahl 1513 wie das Monogramm auf der mit diesem Grabmal zusammenhängenden, in zwei Exemplaren (Berlin und Florenz) bekannten Handzeichnung (Abb. bei F. Lippmann, Zeichnungen von Albrecht Dürer 2c.) als unecht erkannt ist, steht diese der Datirung nicht im Wege. Ueberhaupt ist es zweifelhaft, ob diese Handzeichnung, die das Paar in freierer Gruppirung und edlerer Haltung zeigt, V. bei der Ausführung des Römhilder Werkes vorgelegen hat, und ob nicht vielmehr die Zeichnung nach diesem entstanden ist und erst bei der Ausführung des in der Schloßkirche zu Hechingen aufgestellten Grabmales des Grafen Eitel Friedrich II. von Hohenzollern, dessen Gruppe der Römhilder auffallend ähnlich ist, aber andererseits die der Handzeichnung eigenen Vorzüge zeigt, benutzt worden ist. Auch das Hechinger Werk muß vor 1510 entstanden sein, da es nur die Jahreszahl MCCCCC enthält, ohne Angabe des Todesdatums, das 1512 lauten müßte, sicher auch nach 1505, weil sich unter den Wappen das der Reichserbkämmererwürde befindet, die dem Grafen in jenem Jahre verliehen wurde. Auch das Hechinger Grab war ein Hochgrab wie das Römhilder (Abbildung beider bei Stillfried, Alterthümer des Hohenzoll. Hauses. 2. Folge, Bd. II), der untere Theil aber, der keine massive Tumba war, sondern aus Stützen in Gestalt von wappen- und leuchtertragenden Engeln bestand, ist 1782 eingeschmolzen und zur Herstellung von 22 Altarleuchtern verwendet worden.

In seinen kurzen Notizen über Peter V. gibt Neudörfer an, daß man „die größten Güß, so er gethan hat, in Polen, Behaim, Ungarn auch bei Chur- und Fürsten allenthalben im heiligen Reich" fände. In Ungarn ist kein Vischer'scher Guß bekannt, Böhmen besitzt in dem Prager Wenzelsleuchter ein späteres Werk der Gießhütte (1532), in Polen aber treffen wir in der That einige eigenhändige Werke des Meisters aus dem Ende des 15. und dem Beginne des 16. Jahrhunderts an. Solche Werke sind die Grabplatte Fil. Buonacorsi's († 1497), Peter Kmith's († 1505) und Peter Salomon's († 1506) in der Marienkirche in Krakau und das Denkmal des 1503 verstorbenen Cardinals Friedrich, das dessen Bruder, der König Sigismund von Polen, diesem im J. 1510 im Dom zu Krakau setzen ließ. Die Jahreszahl befindet sich auf der mit der schönen Reliefdarstellung des die Madonna verehrenden Cardinals ausgestatteten Stirnseite der Tumba (Abb. bei Förster, Denkmale deutscher Kunst VI) und bezieht sich auf die Ausführung der letzteren, während die Deckplatte mit der Gestalt des Verstorbenen (Abb. ebendas.) ihrem Stilcharakter nach dem letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts anzugehören scheint. In der Ausstattung der Tumba, in

der unter anderem auf Delphinen reitende Amoretten vorkommen, tritt uns V. als entwickelter Renaissancemeister entgegen. Der Tumba-Ausstattung stilistisch verwandt ist die vorerwähnte Grabplatte der 1510 verstorbenen Herzogin Sidonie im Dom zu Meißen (Abb. bei B. Bucher und A. Gnauth, Das Kunsthandwerk III, 17). Die edle Fürstin erscheint hier in einem Zimmer stehend im Gebet. Sie trägt reiche Wittwentracht und hält in den Händen einen Rosenkranz. Die Ornamentik der Umrahmung mit geflügelten Engelsköpfchen und lebensfrohen Putten verrathen des Meisters Neigung für diese Lieblingsmotive der italienischen Kunst. Denselben künstlerischen Geschmack bekunden auch sechs im Würzburger Dom aufgestellte Grabplatten aus dem ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts. Die Frage nach der Ursache des Stilwandels, der in der künstlerischen Entwicklung Vischer's stattfand, ist vielfach erörtert worden, ohne endgültig entschieden zu sein. Daß ein Meister von der künstlerischen Veranlagung Peter Vischer's die Elemente der italienischen Kunst mit demselben Eifer in sich aufzunehmen trachtete, wie diese sich des Formenapparates der antiken Kunst bemächtigt hatte, erklärt sich zwar leicht, aber wer hat ihm die Formenwelt Italiens vermittelt? Die Sandrart'schen Angaben, daß er „lange Zeit in Rom und Italien gewesen sei und nachdem er aus dieser herrlichen Schul kommen, sich in Nürnberg häuszlich gesezt und daselbst die von so wol gepflanztem Baum beliebte Früchte abgeschüttelt", ist unwahrscheinlich, weil in diesem Falle Neudörfer dies sicherlich ebenso hervorgehoben hätte wie bei dem Sohne Hermann. Auch wüßten wir nicht, in welche Zeit diese Reise zu setzen sei. Gegen die Jahre 1494—1496, in die sein Heidelberger Aufenthalt fällt, spricht der Umstand, daß die gleich darauf entstandenen Werke (Breslau, Magdeburg) noch keine Berührung mit der italienischen Kunst erkennen lassen, und gegen eine spätere Ansetzung ist die umfassende Thätigkeit seiner Gießhütte, die eine längere Entfernung von Nürnberg schwer zuließ, geltend zu machen. Man hat deshalb mit dem Hinweis auf die Inschrift des Sebaldusgrabes: „Petter vischer zu Nurmberg machet das werck mit sein Sune" und auf die von Neudörfer berichtete Romreise Hermann Vischer's die Söhne für den Stilwandel in Anspruch genommen, doch ist dagegen einzuwenden, daß, als Hermann nach Italien ging, das Werk eben in seinen wesentlichen Theilen abgeschlossen war. Es geht dies mit Bestimmtheit aus der Schilderung des Cochlaeus vom Jahre 1511 hervor, in der es heißt: „Wer ist kunstreicher im Erzguß und Ciseliren als Peter Fischer? Ich habe eine ganze Capelle von ihm in Erz gegossen und mit ciselirten Figuren gesehen, in welcher wirklich viele Menschen stehen und Messe hören können; über die Särge (!) und Leuchter verwundert sich jeder Beschauer, so groß ist die Feinheit und das Ebenmaß der erzgegossenen Gestalten". Die aus den Anfängen des Gusses, nämlich der Jahre 1508 und 1509 herrührenden Inschriften nennen nur den Vater als Verfertiger, der Söhne ist erst in der aus dem Vollendungsjahre 1519 stammenden großen Inschrift Erwähnung gethan. Auch waren die Söhne, als die Arbeiten für das Sebaldusgrab in Angriff genommen wurden, noch viel zu jung, als daß von dieser Seite eine künstlerische Beeinflussung des Vaters angenommen werden könnte. Eine stilistische Trennung der zuerst gegossenen Theile von den späteren vorzunehmen, ist unstatthaft, denn schon die ersten Gußstücke reden die Sprache der neuen Kunst und lassen den Vater als ihren rückhaltlosen Bekenner erscheinen. Muß von den Söhnen abgesehen werden und ist eine Italienreise des Vaters nicht wahrscheinlich, so ist nur noch eines möglich: Italien war zu ihm gekommen, d. h. ein mit der Kunst Italiens wohl vertrauter Meister muß mit ihm in Berührung gekommen sein und ihm Sinn und Auge für deren Formenwelt er-

schlossen haben. Es liegt nahe, an Dürer zu denken, der 1506, zwei Jahre vor Beginn der Arbeiten am Sebaldusgrabe aus Venedig zurückgekehrt war. Sicherlich darf auch der persönliche Einfluß Dürer's nicht unterschätzt werden, aber die ersten Anregungen sind aller Wahrscheinlichkeit nach von Jakob Barbari gen. Walch ausgegangen, einem von 1500—1504 als Hofmaler und Illuminist Maximilian's I. in Nürnberg lebenden venetianischen Maler, der auch auf Dürer's künstlerische Entwicklung einen besondern Einfluß ausgeübt hat. Dankte dieser ihm doch die Anregung zu den ihn so viel beschäftigenden Proportionsstudien. Wie sehr Dürer ihn damals schätzte erhellt aus einer Stelle der nicht zum Abdruck gebrachten Einleitung zu seiner Proportionslehre, wo er ihn einen guten lieblichen Maler nennt, „der wies mir Mann und Weib, die er aus der Maß gemacht hatte, so daß ich in dieser Zeit lieber sehen wollte was seine Meinung gewesen wäre, denn ein neu Königreich". Daß er sich auch sonst in Nürnberg einer besonderen Werthschätzung erfreute, geht aus einer Bemerkung in einem Briefe, den Dürer am 7. Februar 1506 an Pirckheimer aus Venedig schrieb, hervor. „Auch lasse ich Euch wissen, daß viele bessere Maler hier sind als da draußen Meister Jakob ist, aber Anton Kolb schwüre einen Eid, es lebe kein besserer Maler auf Erden als Jakob. Die anderen spotten seiner; sie sagen, wäre er gut, so bliebe er hier." Von Dürer's tüchtigstem Genossen, Hans von Kulmbach, wissen wir, daß er bei Walch in die Lehre gegangen ist. Zu erwähnen ist auch, daß Neudörfer ihn unter den Nürnberger Künstlern aufführt. — Die schon mehrfach ausgesprochene Vermuthung, daß dieser Mann es war, der V. in den Bannkreis der italienischen Kunst gezogen und mit ihrer Formenwelt vertraut gemacht hat, entbehrt zwar der urkundlichen Belege, wird aber in hohem Grade wahrscheinlich, wenn man die Kupferstiche und Handzeichnungen Walch's zur Hand nimmt und mit diesen an das Sebaldusgrab herantritt. Tritonen, Satyrn, ein Pegasus und eine in einen Spiegel schauende Frau, die hier im Ornament vorkommen, haben dort ihr unmittelbares Vorbild. Die merkwürdig antik anmuthende weinende Frauengestalt auf dem Sockelrelief mit der Heilung des Blinden durch den heil. Sebald erinnert stark an die Frau links im Vordergrunde auf der von Walch gestochenen Opferscene (Abb. in der Gazette des beaux arts XIII, 369). Auch der pfeilschießende Apoll, den Neudörfer mit der besonderen Bemerkung erwähnt: „Aber seiner Hand eigene Arbeit ist der gegossene Bronnen in der Herren Schießgraben" und der daher ohne Zweifel älter ist als der erst 1532 gegossene plumpe Sockel, geht auf einen Stich Barbari's zurück, auf dem der Gott in ähnlichster Stellung im Verein mit der Diana dargestellt ist (Abb. Gaz. d. Beaux arts VII, 228). Hier trat V. durch Barbari's Vermittlung in engste Fühlung mit der Antike, denn dieser Apoll ist keine freie Erfindung Barbari's, sondern hat sein mit Freiheit verwerthetes directes Vorbild in der kurz vorher aufgefundenen Statue des Apoll von Belvedere. — Auch die Aehnlichkeit der von Peter V. dem Jüngeren angenommenen Künstlermarke mit dem Caducensstabe Barbari's, die kaum zufällig ist, deutet auf Beziehungen desselben zu V., und bemerkenswerth ist auch die Aehnlichkeit einer im Louvre bewahrten weiblichen Actstudie des jüngeren V. vom Jahre 1519 (Abb. im Jahrb. der kgl. preuß. Kunstsammlungen 1891, S. 51) mit einem weiblichen Act Barbari's (Abb. Gazette des beaux arts XIII, 363).

In den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts wurde vom Rathe der Stadt Nürnberg der Beschluß gefaßt, für den aus dem Jahre 1397 stammenden silbernen Schrein, der im Chor von St. Sebald stehend, die Gebeine dieses Heiligen barg, ein reiches Tabernakelwerk herstellen zu lassen, das die Grabstätte des Schutzpatrons der Stadt als wichtigstes Cultheiligthum kennzeichnen sollte. So entstand der in der Bibliothek der Wiener Kunstakademie befindliche Entwurf

vom Jahre 1488 (Abb. bei Heideloff, Ornamentik des Mittelalters VI, IX und X), der in seinem unteren Theil an das ausgeführte Grabdenkmal erinnert, mit seiner 12½ m hoch ansteigenden Spitze aber zum Vergleich mit Adam Kraft's Sacramentshäuschen in der Lorenzkirche auffordert und deshalb auch schon auf diesen Meister zurückgeführt worden ist. Auch mit Veit Stoß, der von 1486—1488 seinen Krakauer Aufenthalt unterbrach und in Nürnberg thätig war, ist dieser Entwurf in Zusammenhang gebracht worden. Der stilistische Charakter deutet auf Ausführung in Stein und spricht deshalb zu Gunsten Kraft's, doch konnte es ebensogut die Absicht Vischer's sein, zu zeigen, daß was die Steinmetzen in ihrer, er in der seinen zu leisten vermöchte. Ging doch andererseits Adam Kraft weit über das hinaus was man der Kunst des Steinmetzen zutraute, so daß dem erwähnten Sacramentshäuschen gegenüber die Meinung auftauchen konnte, er habe eine „sonderliche Erfahrung gehabt, die harten Steine zu mildern und zu gießen". Für Vischer's Urheberschaft spricht die Künstlermarke des Entwurfes (facsimilirte Abbildung i. d. Jahrb. d. kgl. preuß. Kunstsamml. 1891, S. 53), die eine Umkehrung der bekannten Vischer'schen Marke ist und vielleicht nicht mit Unrecht als das Künstlerzeichen Hermann Vischer's d. Aelteren betrachtet worden ist, die der Sohn anfangs unverändert übernommen und später umgekehrt hätte.

Wahrscheinlich stand wie so oft Geldmangel der Ausführung des Werkes hindernd im Wege. Zwei Jahrzehnte ruhte die Sache, da wurde am 14. Mai 1507 vom Rath beschlossen, „das Gehäus des heil. Himmelsfürsten Sebald von Messing machen zu lassen wie schon mehre Jahre vorher von Rupprecht Haller und Paul Volkamer angeregt worden". Mit Peter V., den man mit der Ausführung betraute, wurde ein Abkommen getroffen, nach dem er für jeden Centner Metall einschließlich des Arbeitslohns 20 fl. erhalten sollte. 100 fl. wurden ihm am 7. Juni vorausbezahlt; und er machte sich gleich an die Arbeit, so daß schon in den Jahren 1508 und 1509 bedeutende durch besondere Inschriften gekennzeichnete Theile im Guß fertig gestellt waren und wie erwähnt im J. 1511 das Ganze in seinen wesentlichen Theilen vollendet war. Dann trat eine Pause ein, die Jahre dauerte und 1514 den Rath veranlaßte den Meister zu mahnen, die Arbeit energischer zu betreiben. Auf seine Klage, daß ihm die nöthigen Räumlichkeiten fehlten, wurde ihm das städtische Gießhaus am weißen Thurm, das 1522 in eine Trinkstube umgewandelt wurde, zur Verfügung gestellt. Die Vollendungsarbeiten dauerten bis zum Jahre 1519 wie die große Sockelinschrift angibt: „Petter Vischer porger zur Nurmberg machet das werck mit sein sunnen. vnd ward folbracht im jahr 1519 vnd ist allein Gott dem allmächtigen zu lob vn̄ sanct Sebolt dem himelsursten zv eren mit hilff frumer leut von dem allmussen bezahlt." Die Wägung ergab 157 Centner 29 Pfd. V. hatte somit 3145 fl. 16 Schillinge zu fordern, aber nur 2280 fl. waren vorhanden, so daß es einer besonderen Geldsammlung bedurfte, „damit das besprochene Grab vom Meister Peter erhoben und ledig gemacht werde". Wie es scheint, gelang es nicht gleich, die ganze Summe einzutreiben, da V. erst in den Jahren 1521 und 1522 die letzten Raten im Betrage von 200 und 273 fl. erhielt, doch wurde das Werk schon am 17. Juli 1519 im Chor der Sebalduskirche aufgestellt. Auf einer von kriechenden Schnecken und Delphinen getragenen Platte erhebt sich von acht Pfeilern getragen das capellenartige Gehäuse, das den auf hohem Untersatze ruhenden, allseitig sichtbaren silbernen Schrein des Heiligen umgibt. Zum besseren Schutze der darin bewahrten Reliquien sind die acht hohen Spitzbogenöffnungen in der Längsaxe durch zwei übereinandergestellte Säulen getheilt, von denen die untere candelaberartig profilirt, eine Plattform trägt, die in die Deckplatte des Sargunterfatzes einschneidet, während die obere schlank ansteigt und in ein weit ausladendes Capitäl endigt. Schlanke Säulchen tragen an den Ecken in

diagonaler Richtung herausragende, von Sirenen gehaltene Kerzenträger. Vor den Pfeilern stehen in halber Höhe des Ganzen auf dünnen Säulen, deren reich profilirter Fuß mit originellem Figurenschmuck versehen ist, die zwölf Apostel, während die Postamente, in welche die Pfeiler auslaufen, mit kleineren Standfiguren besetzt sind. Von hier aus erhebt sich der das Ganze krönende Baldachin in drei originellen, mit romanischen Motiven durchsetzten Kuppeln, deren mittlere das Christkindchen mit der Weltkugel trägt. Ist die Anlage des Ganzen gothisch, so läßt die Durchbildung der den reichen Schmuck bildenden ornamentalen und figürlichen Einzelheiten erkennen, wie sehr es die Kunst Italiens dem Meister angethan hatte, und in welchem Maße er mit ihr vertraut war. Originell ist die Verquickung gothischer Durchdringungsmotive mit den Profilen der „antikischen" Kunst bei der Ausbildung der Säulenfüße, und eigenartig berühren einen auch die in Delphine verwandelten Krabben auf den Spitzbögen. Unerschöpflich erweist sich die Phantasie des Meisters bei der Ausbildung der Säulenprofilirungen, Säulenfüße, Capitäle, Postamente und Baldachine. Wiederholungen kommen fast nicht vor, sondern immer neue Ziermotive treten uns entgegen. (Beispiele ornamentaler Einzelheiten abgebildet in der Gewerbehalle 1884, Tafel 6 und 25.) Manche Eigenthümlichkeiten in der Gliederung und Verzierung erinnern an die Ornamentationsweise Dürer's, wie sie unter anderem die 1515 entstandene Triumphpforte für Kaiser Maximilian I. zeigt. Die über das ganze Grabgehäuse anmuthig vertheilten Putten bilden gleichsam das Mittelglied zwischen den ornamentalen und figürlichen Partien des Werkes. Theils sind sie an das Ornament gebunden und Bestandtheile desselben, theils tummeln sie sich frei herum, wo sie gerade Platz haben, auf den Sockeln, Deckplatten, Verbindungsbögen, Baldachinen und Capitälen. Es ist eine fröhliche, leichtsinnige Schar, die es mit dem Musiciren, das eigentlich ihre Sache wäre, nicht so genau nimmt. Vielmehr treiben sie mit ihren Musikinstrumenten allerlei Unfug, hören dem Gesang der Vögel zu, vergnügen sich mit allerlei Leckerbissen oder balgen sich mit jungen Hunden herum. Einer hat es in übermüthiger Laune darauf abgesehen, einen der auf dem Sockel gelagerten Löwen zu necken und purzelt erschreckt hin als dieser mit Gebrüll auffährt. In diesen außerordentlich flott und frisch componirten und ganz skizzenhaft modellirten Putten kommen der lebensfrohe Geist und der natürliche Sinn der Renaissance in trefflicher Weise zur Erscheinung. Im Vergleich zu den übrigen Gestalten des Grabmals, welche auf die religiöse Erziehung des Menschengeschlechts hinweisen, tritt uns hier die menschliche Natur unverhüllt entgegen. Aber nur der Jugend ist es vergönnt, die ungebundene Natur walten zu lassen, nur ihr verzeihen wir die Unarten, die in dieser ihren Grund haben. Dem reifern Alter ziemt es, die natürlichen Kräfte nicht frei und zügellos zu entfesseln, sondern vielmehr in den Dienst von Ideen zu stellen und zur Ausübung von Tugenden zu verwerthen. Erst dadurch erfüllt der Mensch seine Bestimmung. Diese Bezwingung der Menschennatur durch höhere geistige Mächte predigt das Werk. Die natürliche Wildheit und die ungestüme und ungebändigte Kraft kommen in bezeichnender Weise in den vier an den Ecken des Sockels sitzenden nackten Männergestalten zur Erscheinung, die man auf Grund einzelner Waffenstücke als Perseus, Simson, Herkules und Nimrod gedeutet hat. Nimmt man, wozu aber hier kein genügender Grund vorhanden ist, diese Deutung an, so wären hier Helden dargestellt, die ihre natürlichen Kräfte im Kampf gegen Mensch und Thier zum Heile ihrer Mitmenschen ausgenutzt haben. Die zwischen ihnen in der Mitte der vier Seiten sitzenden weiblichen Gestalten der Tapferkeit, Gerechtigkeit, Weisheit und Mäßigkeit kennzeichnen die vier Cardinaltugenden, welche den von der Zeit unberührt gebliebenen Grund der heidnischen Weltanschauung bilden, während in dem Bildwerk der

kleinen Sockel der durch die christliche Lehre verdunkelte und seiner Macht beraubte heidnische Götterhimmel zur Erscheinung gebracht ist. Nicht alle Darstellungen lassen sich deuten, doch sind die Beziehungen zur antiken Götterlehre unverkennbar. Am bezeichnendsten kommt die Entthronung der griechischen Götter im Jupiter zum Ausdruck, der mit köstlichem Humor aufgefaßt, einem rechten Erkönig gleich auf seinem Throne hockt, während ein Ziegenbock ohne Scheu dem nutzlos gewordenen Opfergefäße naht und „vor dem machtlos gewordenen Jupiter gleichsam höhnend und furchtlos seinen Kratzfuß macht". Auch Frau Juno macht durchaus den Eindruck einer entthronten Hoheit. Charakteristisch ist auch die Darstellung der Frau Venus, die in den Spiegel schauend nicht nur ihr eigenes Antlitz erblickt, dessen Schönheit sie für unvergänglich hielt, sondern auch das des Todes, der um die Ecke herum kommt und sie umfaßt. Von den übrigen Gottheiten sind durch Attribute gekennzeichnet Neptun, Minerva, Sol. Eine Muse mit der Leier, neckische Satyrn, Tritonen, ein Centaur, ein Pegasus und andere Phantasiefiguren vervollständigen den Kreis der antiken Gestaltenwelt. — Hoch über dem bunten Gewirre und Getriebe der heidnischen Welt stehen in ruhiger Majestät als die ernsten Vertreter des Christenthums, die Apostel, hoheitsvolle Gestalten, die erkennen lassen, daß ein gewaltiger Lebensinhalt sie erfüllt. Spricht ruhige Klarheit aus der Erscheinung des Paulus und verräth uns Petrus ein energisches Wollen, so ist Johannes ganz Inbrunst und Liebe, und ebenso treten uns die übrigen Apostel als Typen edler Männlichkeit in vollendeter Ausbildung entgegen. Ein Vergleich dieser schlanken durch weichen Linienfluß ausgezeichneten Gestalten mit den durch naturalistische Kraft und Frische hervorragenden gedrungenen Apostelgestalten des Magdeburger Grabmals läßt den Einfluß der italienischen Kunst auf die Formensprache unseres Meisters deutlich hervortreten. Ein edler Ausdruck verklärt die markigen Züge und ein wohlthuender Rhythmus beherrscht den Fall der faltenreicher Gewänder. (Abb. der zwölf Apostel bei Lübke, Gesch. d. Plastik, S. 754 f.) Lebensvolle Gestalten sind jene kleinen Standfiguren in der Höhe, die vielleicht Propheten darstellen und als solche hier die Vertreter des alten Bundes wären, doch hat man sie auch als Jünger Christi in weiterem Sinne aufgefaßt und als „allerlei Volk" bezeichnet. Ob die alte Angabe richtig ist, daß der handwerksmäßig gekleidete Jüngling über der Johannesstatuette Vischer's ältesten Sohn Hermann darstellt, muß dahingestellt bleiben. Er wäre dann das Seitenstück zur Statuette des Vaters, die an der einen Schmalseite des Untersatzes in einer Nische aufgestellt ist, ein Musterstück realistischer Bildnißkunst, das den ehrsamen Rothgießermeister in seiner Handwerkstracht darstellt „wie er gesehen und wie er täglich in seiner Gießhütten umgangen und gearbeitet". Ihr entspricht an der anderen Schmalseite die Statuette des heil. Sebald in der Tracht des modernen Heidenapostels mit dem Modell der ihm geweihten Kirche, während an den Langseiten in vier Reliefdarstellungen seine Wunderthaten geschildert werden: die Füllung des leeren Weinfäßchens, die Errettung und Bekehrung des in die Erde versinkenden Zweiflers, die Verbrennung eines Eiszapfens und die Heilung eines Blinden. Diese ganz flach ausgeführten Reliefs, in denen sich eine unmittelbare Naturauffassung mit einem an der italienischen Kunst entwickelten Gefühl für rhythmische Gliederung der Composition und edle Durchbildung der Formen paart, gehören zu den anziehendsten Schöpfungen der Renaissanceplastik. Wir wiesen unten auf die unmittelbar an Barbari erinnernde classische Gewandung der weinenden Frauengestalt auf dem Relief der Heilung des Blinden hin. So durchzieht überhaupt ein Hauch der classischen Kunst diese Darstellungen und gibt ihnen ein besonders edles Gepräge. Auf die Antike gehen auch die an römische Münzen, Medaillen und Kameen erinnernden Reliefköpfe in den Zwickeln der die

Reliefs umschließenden Rundbögen zurück. — Den in der großen Inschrift erwähnten Antheil der Söhne an der Ausführung des Werkes im einzelnen nachzuweisen, fehlt es an Anhaltspunkten, nur für die durch besonders feine und subtile Durchbildung und Ausführung ausgezeichneten vier Sirenenleuchter, die eine Folge darstellen, in der der Kampf mit der Sünde zur Erscheinung gebracht ist (Abb. bei v. Rettberg, Nürnbergs Kunstleben, 1854. S. 154), scheint, soweit stilistische Vergleiche ein sicheres Urtheil zulassen, die Urheberschaft des jüngeren Peter V., „der seinen Vater in Künsten übertroffen", gewiß zu sein.

Mitten in die Arbeiten für das Sebaldusgrab fällt Vischer's Thätigkeit für das Grabmal Kaiser Maximilian's in der Hofkirche zu Innsbruck. Ohne Zweifel war diese Arbeit die Ursache jener Verzögerung, die im J. 1514 den Rath veranlaßte, den Meister zu mahnen. Aus Rechnungsnotizen vom Jahre 1513 geht hervor, daß V. in diesem Jahre „auf zwei große messene bilder — dazu er die form hat gantz zugericht — laut der kaiserlichen recognition 1000 fl." erhalten hat und es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß damit die mit der Jahreszahl 1513 versehenen Statuen Theoderich's des Großen und König Arthur's gemeint sind, denn erstens ist urkundlich bezeugt, daß sie nicht in Innsbruck gegossen sind, und dann tragen sie sowol in künstlerischer als auch in technischer Hinsicht durchaus das Gepräge der Vischer'schen Kunst. Für die Gewandtheit Vischer's spricht die Thatsache, daß er den Guß einer Figur um ein sechstel des Preises besorgte, den der Kaiser in Innsbruck dafür zu zahlen hatte. In einem Schreiben an die Innsbrucker Regierung vom 11. April 1513 beschwert sich dieser darüber „daß man für die 3000 fl. auf welche das bis dahin gegossene einzige Bild Sesselschreiber's zu stehen komme, in Nürnberg 6 Bilder hätte gießen lassen können". Die im J. 1517 zwischen dem Kaiser und dem Nürnberger Rathe gepflogenen Verhandlungen wegen weiterer Antheilnahme Vischer's an den Arbeiten für das Grabmal verliefen resultatlos.

Unter den übrigen Arbeiten, die während der Ausführung des Sebaldusgrabes den Meister in Anspruch nahmen und die Vollendung jenes Werkes hinausschoben — darunter eine mit der Jahreszahl 1515 versehene Wappentafel der Freiherren von Bibra im Schlosse zu Irmelshausen bei Römhild — ragt das Erzgitter für die Fugger'sche Grabcapelle in der Annakirche zu Augsburg hervor, das wahrscheinlich etwa im J. 1513 in Auftrag gegeben war. Streitigkeiten mit den Erben, die sich bis nach des Meisters Tode hinzogen, führten, da jene die Annahme verweigerten, dahin, daß der Nürnberger Rath das Ganze als Bruchmessing um 6 fl. den Centner für 940 fl. ankaufte. Die Theile wurden in einem Lagerraum des Zeughauses verwahrt, bis im J. 1536 nach Nürnberg die Kunde drang, daß Pfalzgraf Otto Heinrich mit der Absicht umginge, sich das Gitter für sein Schloß in Neuburg zu erbitten. Da erst wurde beschlossen, es zur Abgrenzung des Gerichtszwecken dienenden Theiles im großen Rathhaussaale aufzustellen, und Hans V. damit betraut, dasselbe, soweit die Anpassung an den Raum es erforderte, zu ergänzen. 1540 erfolgte die Aufstellung durch den Erzgießer Pankraz Labenwolf. Leider hat sich das für die Entwicklung der Renaissance in Deutschland wichtige Werk nicht erhalten, sondern ist dem Unverstande zum Opfer gefallen. In dem für so manches Werk der Nürnberger Kunst verhängnißvollen Jahre 1806 hielt man es für gut, es abzubrechen und wiederum als Bruchmessing um 53 fl. 32 kr. für den Centner, im Ganzen für 12,057 fl. 18 kr. zu verkaufen. Nachdem es durch verschiedene Hände gewandert war, ist es eingeschmolzen worden. Die Vermuthung, daß Theile nach Lyon gekommen seien, hat sich leider nicht bestätigt. Kurz vor dem Abbruche gemachte Aufnahmen und alte Darstellungen des Rathhaussaales vermitteln uns eine Vorstellung von dem edlen Ausbau und den schönen ornamentalen und figürlichen

Einzelheiten des Werkes. Von der im Sebaldusgrabe noch anklingenden Gothik ist hier keine Spur mehr vorhanden. Auf hohe Postamente gestellte korinthisirende Säulen, verkröpftes Gebälk mit reich verzierten Friesen sowie Rund- und Dreiecksgiebel, bilden die Elemente, aus denen sich das Ganze aufbaut und wie in diesen Gliedern, so spürt man auch in der reichen Ornamentik den unmittelbaren Einfluß der oberitalienischen Renaissance. In den figürlichen Partien finden sich wie bei Dürer deutliche Anklänge an Mantegna. Zweifellos haben auf die allgemeine Gestaltung und ornamentale Durchbildung dieses Werkes die Söhne einen entscheidenden Einfluß ausgeübt, und es ist wol nicht mit Unrecht vermuthet worden, daß dasselbe die unmittelbare Veranlassung zu der italienischen Reise des Sohnes Hermann war. — Die diesem Werke eigene, mit der italienischen so nahe verwandte Formengebung findet sich noch in anderen Arbeiten der Vischer'schen Gießhütte. In dem um 1520 ausgeführten Wappenepitaph der Familie Wigerinck in der Marienkirche zu Lübeck spüren wir noch das letzte Wehen des gothischen Geistes und wie ein Hauch durchzieht dieser auch das in zwei Exemplaren (Erfurter Dom und Wittenberger Schloßkirche) ausgeführte Epitaph des Rechtsgelehrten Henning Goden mit der schönen Krönung Mariae; das Epitaph der Margaretha Tucher im Regensburger Dom mit der vor einem italienischen Kuppelbau erscheinenden schönen Gruppe Christi mit den Schwestern des Lazarus hat dagegen wie das Gitter einen durchaus italienisirenden Kunstcharakter. Dasselbe stammt aus dem Jahre 1521 und ist mit der von den Buchstaben P. V eingeschlossenen Marke Peter Vischer's versehen. Eine Wiederholung, die 1543 Hans V. für den Pfalzgrafen Otto Heinrich fertigte, bewahrt heute das Nationalmuseum in München. Mit ihm verwandt ist das Eykensche Epitaph mit der Beweinung Christi in der Aegidienkirche in Nürnberg vom Jahre 1522. Durch eine besonders reiche und schöne Ornamentik zeichnet sich die Umrahmung der Grabplatte des kunstliebenden Erzbischofs Albrecht von Brandenburg in der Stiftskirche zu Aschaffenburg vom Jahre 1525 aus. Die charakteristisch durchgebildete Gestalt wird aber durch eine quer herübergelegte breite Inschrifttafel, für die der Meister nicht verantwortlich gemacht werden darf, stark beeinträchtigt. Eine der bedeutendsten und edelsten Arbeiten der Vischer'schen Gießhütte ist das 1527 ausgeführte Grabmal Kurfürst Friedrich's des Weisen von Sachsen in der Schloßkirche zu Wittenberg (Abb. bei Schadow, Wittenbergs Denkmäler Tafel B und C und Knackfuß, Deutsche Kunstgeschichte II, 75). In einem Rundbogenportal steht vor einem damascirten Grunde der Fürst in kurfürstlichem Ornate, mit beiden Händen das aufwärts gerichtete Schwert haltend, eine hoheitsvolle und würdige Gestalt, voll Kraft und Leben und vornehmen Wesens. Zu beiden Seiten steigen Pilaster mit schönen Füllungen an und tragen ein Gebälk, auf dem ein kleiner Aufsatz mit zwei Putten ruht, die eine lorbeerumkränzte Inschrifttafel mit dem Wahlspruche des Kurfürsten: „Das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit" halten; darunter ist in reicher Ausstattung das in den Rundbogen einschneidende sächsische Wappen angebracht. Die seitliche Einfassung des Ganzen bilden je acht übereinander angeordnete Wappen, die Ahnenschilde des Kurfürsten, den Sockel ziert ein schönes an den Gitterschmuck erinnerndes, mit figürlichen Motiven verbundenes Rankenornament. Die Künstlerinschrift lautet: Opus Petri Fischer Norimbergensis anno 1527. — Die Ausführung dieses durch besonders feine und geschmackvolle Detailbehandlung und die sorgfältigste Ausführung des Gusses ausgezeichneten Werkes rührt von dem jüngern Peter V. her, der ein Jahr darauf starb. Es geht dies daraus hervor, daß dieser sich in einem Gesuch um Aufnahme in das Nürnberger Rothgießerhandwerk auf diese Arbeit beruft. — Aus demselben Jahre stammt die reiche Wappentafel der Herzogin Helene von Mecklenburg im Schweriner Dom,

aber die Ausführung ist derb und unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem Wittenberger Werke. Vielleicht gehört dieser Zeit auch die in Bezug auf die künstlerische Behandlung mit der Schweriner Tafel verwandte Haydeck'sche Grabtafel in der Klosterkirche zu Heilsbronn an. In die letzten Lebensjahre des alten V. fallen auch die Arbeiten für das Doppelgrabmal Johann Cicero's von Brandenburg im Berliner Dom, das 1530, also ein Jahr nach des Meisters Tode vollendet wurde (Abb. bei M. F. Rabe, Das Grabmal des Kurf. Johann Cicero ꝛc. 1843). Die Frage, ob die übereinander angeordneten Grabplatten beide den Kurfürsten Johann Cicero darstellen oder ob nur die untere diesen, die andere dagegen seinen Sohn Joachim I. zur Darstellung bringt, ist unentschieden. Auf jeden Fall stammt die untere aus früherer Zeit. Wahrscheinlich ließ sich der 1499 verstorbene Johann Cicero dieselbe zu seinen Lebzeiten bei Peter V. machen und gab dann der Sohn im J. 1524 bei seinem Besuche in Nürnberg gelegentlich des Reichstages Peter V. den Auftrag, aus dem einfachen Grabmal, mit Benutzung der alten Platte ein monumentales Hochgrab herzustellen. Als Träger der oberen Platte dienen zierliche Pfeiler, denen Löwen vorgelagert sind. Das im Volksmunde als „Messingener Mann" bezeichnete Werk war für die fürstliche Familiengruft in der Kirche zu Lehnin bestimmt, wurde aber schon 1545 von dort nach Berlin übertragen. Den Guß vollendete der Sohn Hans V., der die untere Platte mit seinem Namen und dem Jahr der Vollendung versah. Auf ihn war, wie mitgetheilt, die Gießhütte übergegangen, da die älteren Brüder Hermann und Peter gestorben waren. Auf Hermann, dessen Skizzenblätter einen lebhaften Sinn und ein feines Verständniß für die Formen der italienischen Renaissance bekunden, werden mit Wahrscheinlichkeit das in der Lorenzkirche hängende Epitaph des Propstes Antoni Kreß vom Jahre 1513, der vor einem Kruzifixe knieend dargestellt ist, und eine ungefähr der gleichen Zeit angehörende halblebensgroße Madonna in der Sebalduskirche zugeschrieben. — Mit größerer Sicherheit läßt sich die künstlerische Thätigkeit Peter Vischer's d. J. bestimmen. So macht die Bemerkung Neudörfer's, daß er seine Lust hatte an Historien und Poëten zu lesen und solche farbig zu illustriren, es in hohem Grade wahrscheinlich, daß er der Schöpfer der im Goethehause in Weimar bewahrten, mit der Feder gezeichneten und leicht colorirten Handzeichnung ist, welche mit der Inschrift Pet. Visch. facieb., der bekannten Marke des Vaters, der Jahreszahl 1524 und dem Monogramm P. P., das Petrus Piscator bedeutet, versehen ist, und in einer gedankenreichen Allegorie den Triumph Luther's zur Darstellung bringt (Abb. bei Ruland, Die Schätze des Goethe-Nationalmuseums in Weimar 1877, Taf. VI). Die Marke wäre als Hausmarke, das Doppel P als besonderes Künstlermonogramm des Sohnes zu betrachten. Dieser Zeichnung stilistisch verwandt ist der vorerwähnte weibliche Act vom Jahre 1519 in der Handzeichnungssammlung des Louvre. Die hier skizzirte Frauengestalt kommt auf zwei plattenartigen Bronzetäfelchen mit einer Orpheusdarstellung als Eurydike vor. Zeichnung und Täfelchen tragen die Marken mit den aufgespießten Fischen. Die im Stellungsmotiv der beiden nackten Gestalten von einander abweichenden Reliefdarstellungen, zeigen eine so wunderbare Verschmelzung deutscher Kraft mit italienischem Formenadel, daß man mit Recht den jüngeren Peter V. Holbein d. J. zur Seite gestellt hat. Die eine Variante ist in drei Exemplaren bekannt (Kgl. Museen Berlin, Mus. f. Kunst und Gew. in Hamburg und Stift St. Paul in Kärnthen), die andere befindet sich in Pariser Privatbesitz (G. Dreyfuß). Von demselben Meister stammen auch die beiden schönen Tintenfässer im Besitz von Mr. Drury Fortnum in Stanmore Hill, auf denen neben den Fäßchen, von denen das eine anmuthig ornamentirt ist, in verschiedener Stellung eine der Eurydike verwandte Frauengestalt steht, zu deren Füßen ein Schädel und ein

Täfelchen mit der Aufschrift „Vitam non mortem recogita“ liegen. Beide sind mit der Fischmarke versehen, das eine außerdem mit den Buchstaben P. V., der Hausmarke und der Jahreszahl 1525. Jener Spruch und die gespießten Fische finden sich auch auf dem Epitaph des Grabsteins, der die Grabstätte der Familie V. auf dem Rochusfriedhofe deckt. Die Merkmale der Kunstweise Peter Vischer's d. J., durch dessen frühzeitigen Tod die deutsche Renaissanceplastik ihres genialsten Meisters beraubt wurde, zeigt auch eine größere Evastatuette in Berliner Privatbesitz (O. Hainauer). — Geringwerthiger als die Arbeiten des Vaters und der beiden ältesten Söhne sind die aus der Gießhütte Hans Vischer's stammenden Werke, doch fehlt es nicht an einzelnen bemerkenswerthen Stücken. So zeugt das in der Stiftskirche von Aschaffenburg befindliche Relief mit der auf der Mondsichel thronenden Madonna, das als Gegenstück zu der Grabplatte des Cardinals Albrecht von Brandenburg geschaffen ist, von einem fein entwickelten Formgefühl. Vielleicht rührt das Modell zu diesem 1530 gegossenen Werk noch von dem Vater her. Durch Anlehnung an das Grabmal Friedrich's des Weisen gelang es Hans V. dem wie dieses in der Schloßkirche von Wittenberg aufgestellten Grabmal Kurfürst Johann des Beständigen (Abb. bei Schadow a. a. O., Taf. D) eine höhere Bedeutung zu geben als seinen Werken sonst eigen ist, doch erreichte er sein Vorbild nicht in Bezug auf Größe der Auffassung und Anmuth der Formen. Eine tüchtige, wenn auch in der Ausführung etwas derbe decorative Arbeit ist der 1532 vollendete große Leuchter in der Wenzelcapelle des Prager Doms (Abb. in d. Zeitschrift f. bild. Kunst XIX, S. 223). Das Holzmodell zu der in der Mitte aufgestellten Wenzelstatue bewahrt das Germanische Nationalmuseum. Aus dem Jahre 1532 stammt auch der plumpe Fuß der in derselben Sammlung bewahrten Apollonstatue des vorerwähnten Brunnens im Schießgraben. Edler in der Form und feiner durchgebildet ist der 1536 ausgeführte von vier Pilastern getragene Baldachin über dem Grabe der heil. Margaretha in der Stiftskirche von Aschaffenburg (Untersicht abgeb. bei B. Bucher und A. Gnauth, Das Kunsthandwerk III, 41), während verschiedene Grabplatten des Bamberger und Meißner Domes, das 1539 gegossene Epitaph des 1543 verstorbenen Deutschmeisters Walther von Cronberg in der Marienkirche zu Mergentheim und das Grabmal des 1544 verstorbenen Bischofs Sigismund v. Lindenau in der Vorhalle des Merseburger Domes (Abb. in der Beschr. der älteren Bau- und Kunstdenkm. d. Prov. Sachsen VIII, 153, Fig. 145) einen mehr handwerksmäßigen Charakter tragen. Die anfangs in größerer Zahl an den Erben der berühmten Gießhütte ergehenden Aufträge wurden mit der Zeit immer spärlicher, so daß sich derselbe im J. 1544 genöthigt sah, sein Haus am Katharinengraben zu verkaufen und sich im J. 1549 mit der Bitte an den Rath zu wenden, ihm zu gestatten, auf einige Jahre nach Eichstätt überzusiedeln. Der Rath, dem daran gelegen war, daß die Kunst des Erzgusses nicht außerhalb Nürnbergs Verbreitung fände, suchte es ihm auszureden. Hans V. verpflichtete sich deshalb, „das Handwerk draußen gar nit zu treiben und sich deß zu verschreiben“. Sollte er einen Auftrag erhalten, so verpflichte er sich, diesen in Nürnberg auszuführen. Daraufhin wurde ihm gestattet „seiner bessern Nahrung willen, unentsagt seiner Burgerrechten fünf Jahre lang zu Eichstädt und an auswendigen Enden zu wohnen. Doch soll er nach Ablauf dieser Zeit seine häusliche Wohnung wieder zu Nürnberg nehmen.“ Weitere Nachrichten über ihn fehlen. Mit ihm verschwindet auch nach hundertjähriger bedeutsamer Wirksamkeit die Vischer'sche Gießhütte, die soviel zum Ruhme der deutschen Kunst beigetragen hat.

J. Neudörfer, Nachrichten ꝛc. 1547, herausgeg. v. Lochner 1875. — W. Lübke, Peter Vischer's Werke reproduz. in Photographien von J. Hahn. Nürnberg o. J. — R. Bergau, Peter Vischer und s. Söhne in Dohme's

Kunst und Künstler I, 37 ff. — W. Lübke, Geschichte der Plastik 1880. Bd. II. S. 747—766. — W. Bode, Geschichte der deutschen Plastik 1887. S. 139—158. — A. W. Döbner, Peter Vischer-Studien in den Mittheilungen des Ver. f. Gesch. d. Stadt Nürnberg IX (1892) S. 165—195. — J. G. C. Cantian, Ehernes Grabmal des Erzbischofs Ernst von Magdeburg 1822. — J. Heller, Beschreibung der bischöflichen Denkmäler in der Domkirche zu Bamberg. — A. W. Döbner, Die ehernen Denkmale der Hennebergischen Grafen von Peter Vischer in der Stiftskirche zu Römhild 1840. — M. F. Rabe, Das Grabmal des Kurfürsten Johann Cicero von Brandenburg 1843. — A. W. Döbner, Das Sebaldusgrab in Nürnberg rc. im Christl. Kunstblatt 1866, Nr. 10 ff. — G. Autenrieth, Das Sebaldusgrab Peter Vischer's historisch und künstlerisch betrachtet 1887. — Dav. Ritter von Schönherr, Geschichte des Grabmals Kaisers Maximilian I. rc. im Jahrb. d. kunsthistor. Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses XI (1890) S. 140 ff. — E. Mummenhoff, Das Rathhaus in Nürnberg 1891.

NB. Abbildungen sind im Text im allgemeinen nur soweit erwähnt, als sie sich nicht in den hier verzeichneten Werken finden.

Paul Johannes Rée.

Vischer: Christoph V., auch Piscator genannt, ist schon A. D. B. VII, 51 f. als Christoph Fischer erwähnt. Zu dem dort Gesagten folgen hier einige Ergänzungen und Berichtigungen. V. wurde am 20. März 1540 zu Wittenberg Baccalaureus und am 25. Januar 1543 (nicht 1544) Magister; er wird im Matrikelbuch als Christophorus Piscator Vallensis aufgeführt. Am 6. Februar 1544 ordinirte ihn Bugenhagen in Wittenberg, weil er nach Jüterbog ins Jungfrauenkloster zum Predigtamt berufen war. Daß er „mit Luther in vertrautem Briefwechsel gestanden" habe, wie Döllinger (Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen, 2. Bd., Regensb. 1848, S. 305) sagt, ist wol eine irrige Angabe; wenigstens ist nur ein Brief Luther's an ihn bekannt (aus dem November 1544; de Wette V, 698 f., an Christoph Piscator), in welchem Luther ihm einige Fragen aus der praktischen Amtsführung kurz beantwortet. Dagegen sehen wir aus dem Corpus Reformatorum, daß V. eine Anzahl Briefe mit Melanchthon, der ihm auch sonst nahe stand, gewechselt hat; fünfzehn Briefe Melanchthon's an ihn sind hier abgedruckt. Von Jüterbog, wo V. auch Superintendent wurde, kam er als Pastor nach Bensen; in welchem Jahre, ist unbekannt; doch wird es kaum vor 1550 (jedenfalls wol nach 1548) gewesen sein; im September des Jahres 1552 war er in dieser Stellung. Um diese Zeit war er auch verheirathet; seine Frau war eine Tochter von Paulus Knot. In einem Schreiben vom 8. September 1552 an die Grafen Wilhelm und Georg Ernst von Henneberg empfahl Melanchthon ihn den Grafen zum Nachfolger des Superintendenten Caspar Aquila (s. A. D. B. I, 509) in Schmalkalden, und die Grafen beriefen ihn dann auch in dieses Amt. Wann er dieses Amt angetreten, ist unsicher; daß es erst im J. 1555 geschehen sei (wie Koch nach Wetzel berichtet), ist sehr unwahrscheinlich; es wird sehr bald nach der Berufung gewesen sein. Im J. 1571 ward er als Pfarrer und Superintendent nach Meiningen versetzt. Von hier kam er im J. 1574 als Hofprediger nach Celle; sodann im J. 1577 als Oberpfarrer zu St. Marien nach Halberstadt und schließlich im J. 1583 wieder als Generalsuperintendent nach Celle. Hier starb er am 22. Januar 1600 (nach anderen Angaben im J. 1597). V. hat sich an den theologischen Kämpfen seiner Zeit vielfach betheiligt und mancherlei Unannehmlichkeiten davon gehabt. Er gehörte zu den Gegnern des Interim, nahm aber sonst einen milden Standpunkt ein, ohne seiner Stellung als Lutheraner etwas zu vergeben. Am gesegnetsten war wol

seine Thätigkeit als Superintendent in den verschiedenen Städten; auf Kirchenvisitationen und als Vorgesetzter der Geistlichen hat er durch Abstellung von Mißständen und Sorge für Erweckung kirchlichen Lebens zur praktischen Durchführung der Reformation beigetragen. — Daß V. der Dichter des Liedes „Wir danken dir, Herr Jesu Christ, daß du für uns gestorben bist“ ist, darf nach den neueren Forschungen als sicher gelten; Selneccer ist nur als solcher genannt, weil es von ihm ein Lied gibt, das auch mit den Worten „Wir danken dir, Herr Jesu Christ“ anfängt. Das Lied ist wahrscheinlich zuerst veröffentlicht in der Vischer'schen „Auslegung der sieben Worte Christi am Kreuz“, von welcher der erste Druck 1572 erschienen sein soll; dann fand es Aufnahme in dem andern Theil des neuen Dresdner Gesangbuches vom J. 1597 und von hier aus dann eine große Verbreitung.

Wetzel, Hymnopoeographia I, 235 ff. — Schamelius, Liedercommentarius, Lpz. 1724, S. 197 und Anhang S. 27 f. — Jöcher II, Sp. 622. — Mützell, Geistl. Lieder II, 615, Nr. 344. — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied V, 248 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., II, 265 f. — Goedeke, 2. Aufl., II, 195, Nr. 99. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 395a. — Corpus Reformatorum VII, 1064 und X, 360. — Buchwald, Wittenberger Ordiniertenbuch, S. 36, Nr. 561.

l. u.

Vischer: Friedrich Theodor V., geboren am 30. Juni 1807 zu Ludwigsburg, † am 14. September 1887 zu Gmunden. V. entstammte einer schwäbischen Familie, deren Glieder, als Inhaber von Amtmannsstellen, als Vögte, Räthe und Pfarrer in württembergischen Diensten, sich in sicherer Reihenfolge bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts verfolgen lassen; als ihre ersten Wohnsitze erscheinen Kirchheim und Weilheim u. der Teck. Ein genealogischer Zusammenhang mit dem Nürnberger Erzgießer Peter Vischer ist alte, jedoch nicht geschichtlich erweisliche Familientradition. Friedrich Vischer's Vater, Christian Benjamin, gebürtig aus Stuttgart, bekleidete, nachdem er zuvor Diakonus (Pfarrer) in Weinsberg gewesen, die Stelle eines Archidiakonus („Oberhelfers“) in Ludwigsburg; die Mutter, Christiane, eine Tochter des Regierungsrathes Stäudlin zu Stuttgart, war die Schwester des wegen seiner litterarischen Fehde mit dem Regimentsmedicus Schiller noch heute vielgenannten Dichters Gotthold Stäudlin und des Göttinger Theologieprofessors Karl Frdr. Stäudlin (s. A. D. B. XXXV, 514 ff.). Ludwig Uhland, dessen Großvater eine Gottliebin Stäudlin geheirathet hatte, und der Epigrammatist Friedrich Haug zählten als Vettern zur Verwandtschaft. Oberhelfer V. war ein freigesinnter Theologe, ein klarer, gesellig heiterer, wohlwollender und charakterfester Mann, der seine Kinder mit soviel Liebe als Strenge erzog und sie namentlich zur Pünktlichkeit anhielt. An den Zeitereignissen nahm er lebhaften Antheil; er haßte Napoleon, empfand als Patriot die Schmach des Rheinbunds und sprach seinen Unwillen über den Imperator in leidenschaftlichen Gedichten aus. Der Brand von Moskau, die Völkerschlacht bei Leipzig, die Durchzüge russischer, auf dem Wege nach Frankreich begriffener Reiterei durch Ludwigsburg fielen in den Ausgang seines Lebens; denn schon im Januar 1814 raffte der Flecktyphus, den er sich bei Ausübung seines Seelsorgedienstes im Militärhospital zugezogen hatte, den noch nicht 46 Jahre Zählenden hinweg. Die Stadt ehrte ihren Mitbürger, der ein Opfer der Pflichttreue geworden war, durch Errichtung des Grabdenkmals. Unter den 3 Kindern, die er hinterließ, war Friedrich das jüngste. Die Wittwe siedelte nach Stuttgart über, wo sie in der Hospitalstraße ein paar Dachstübchen bezog und das Gymnasium den Unterricht des Knaben übernahm. Der Philologe Karl Ludwig Roth wurde einer seiner Lehrer; er brachte ihm im Lateinischen

tüchtige Elementarkenntnisse bei, wie denn die Anstalt unter Vernachlässigung der Realfächer auf das Lateinschreiben das Hauptgewicht legte. Friedrich's Wunsch war eigentlich, Maler zu werden; „alles Bild" entzückte ihn, und da die Mutter, eine weiche, grundgute, für Poesie und Kunst empfängliche Frau, mit württembergischen Künstlerfamilien, mit Eberhard Wächter, Hetsch und Dannecker in Beziehungen stand, so durfte er in Künstlerwerkstätten sich frühe umsehen. Auch von den Brettern, welche die Welt bedeuten, empfing er Eindrücke; dem damals von Matthison geleiteten Hoftheater gehörte Eßlair an, und der junge V. bewunderte ihn in mehreren Heldenrollen. Aber dem Gedanken, ein Jünger der Kunst, der geliebten Malkunst zu werden, mußte er Valet geben; Eberhard Wächter's derbes Abrathen und die Armuth, unter deren Druck die verwaiste Familie lebte, drängten zu dem Entschluß, ihn gleich seinem Bruder die geistliche Laufbahn ergreifen zu lassen und ihn einem der „niederen Seminare" oder „Klöster", deren alte und reiche Stiftungen den zur protestantischen Theologie sich bestimmenden Württembergern freien Unterhalt gewähren, zu übergeben. So wurde V., nachdem er das übliche „Landexamen" bestanden hatte, im October 1821 in das Kloster zu Blaubeuren nahe bei Ulm „eingeliefert", gleichzeitig mit dem jungen D. Friedrich Strauß, der einst in Ludwigsburg sein Spielgenosse gewesen war, und mit Christian Märklin. Noch Andere, deren Namen später in Württemberg und über dessen Grenzen hinaus bekannt wurden, gehörten zu dieser aus 42 Köpfen bestehenden, an Talenten merkwürdig reichen „Promotion": Gustav Pfizer, Gustav Binder, Wilhelm Zimmermann und Julius Krais. Der Betrieb der Studien war auch in Blaubeuren ein einseitig humanistischer; doch machte die Klosterschule ihren Zöglingen, denen sie das Obergymnasium vertrat, eine gediegene classische Bildung zu eigen, und zwei vorzügliche Lehrer, Friedrich Heinrich Kern und insbesondere Ferdinand Christian Baur, der nachmalige große Theologe, erweckten und nährten in ihnen die Richtung auf das Ideale, Schwung des Geistes und philosophischen Sinn. Baur trug die griechischen und römischen Prosaiker vor, Herodot, Livius, Tacitus, unterrichtete in Geschichte und alter Mythologie, las mit seinen Schülern auch einige Dialoge von Platon; Kern docirte die Dichter, Homer, Vergil, Sophokles, die Psalmen und Propheten, lehrte auch Hebräisch, Logik und Psychologie. Die Erziehung war nach Herkommen und Vorschrift von klösterlicher Strenge; aber Jugendfrische und Jugendlust brachen gleichwol sich Bahn, und der an der Spitze der Anstalt stehende Ephorus Reuß übte als geschickter Pädagoge verständige Nachsicht. Der junge V. war „die Seele jeder heitern Gesellschaft"; eine Fülle von Witz und Humor sprudelte in ihm, und sein Talent zum Zeichnen, zumal von Caricaturen, ergötzte die Kameradenschar. Aber mit dieser Freude am Element des Scherzhaften und Komischen paarten sich bei ihm Willensenergie und ein warmes, argloses, im schönsten Sinne lauteres Gemüth, und der nämliche Jüngling, der noch von Blaubeuren aus (1825) unter dem Namen Philipp Ulrich Schartenmayer das im Bänkelsängertone gehaltene Gedicht „Datpheus" veröffentlichte, folgte, von „Platon's Silberfittigen" berührt, mit Enthusiasmus dem Hochflug des philosophischen Denkens. Im September 1825 gab ihm die Klosterschule das Reifezeugniß, und V. bezog nunmehr, aufgenommen in das „obere Seminar" oder evangelisch-theologische Stift zu Tübingen, die Universität. Der bestehenden Einrichtung gemäß widmete er die zwei ersten Jahre der Philologie und Philosophie, die drei folgenden seinem Fachstudium, der Theologie. Er hörte bei G. L. Fr. Tafel, dessen die Grammatik in den Vordergrund stellende Behandlung der griechischen Dichter ihn abstieß, und besuchte aus Zwang Bohnenberger's collegium physicum, las aber, während der Professor die Luftpumpe demonstrirte, die Iphigenie Goethe's. Auch von der

Philosophie, wie sie der Universitätsinvalide Schott, der einem gefühlsmäßigen und unklaren Mysticismus ergebene Eschenmayer und H. Chr. Wilh. Sigwart's nüchterne Vorträge über Anthropologie boten, fand er sich nicht gefesselt. Erst Sigwart's Vorlesungen über Geschichte der Philosophie, die eine klare Darlegung des Kant'schen Systems brachten, erregten sein Interesse, und bei der Ausarbeitung der philosophischen Aufsätze, welche die Seminaristen halbjährlich den Repetenten zum Ausweis über ihre Studien einzureichen hatten, erwachte in ihm der Trieb selbständigen Denkens. Fichte, Schelling, Jakob Böhme und Franz v. Baader wurden gelesen, die rationalistische Aufklärung erschien als Seichtigkeit, und V., gleich den mit ihm ins Tübinger Stift übergesiedelten Freunden Märklin und Strauß, bekannte sich zur Identitätsphilosophie, zum Monismus und Pantheismus. Auch die phantastische Mystik, mit welcher Schelling seine Naturphilosophie versetzte, fand die Freunde empfänglich; es war die Zeit der Romantik, und, wenn auch zögernd, kritischer gestimmt als der damalige Strauß, ging V. „mit im Zuge“. Indessen forderte nunmehr die Fortsetzung des akademischen Studiums den Uebergang zur Theologie. V. hörte zunächst bei Joh. Chr. Friedr. Steudel, der einen gequälten Supranaturalismus docirte, mit Gewissenhaftigkeit und Selbstüberwindung Dogmatik. Zum Glück waren Baur und Kern im Herbst 1826 von Blaubeuren nach Tübingen berufen worden; und wenn auch Kern sich seiner neuen Aufgabe nicht recht gewachsen zeigte und Baur damals von der freien und befreienden Evangelienkritik, die ihn später zum Haupte der Tübinger Schule machte, noch weit entfernt war, so vertraten sie doch beide den Standpunkt Schleiermacher's, der die Theologie aus der Verlegenheit und geistigen Dürftigkeit, in welche sie auf den Bahnen des Rationalismus und Supranaturalismus gerathen war, zu erlösen versprach. Baur las Dogmen- und Kirchengeschichte, Kern Synopse und Dogmatik. Von ihnen angeregt, begann V. ein fleißiges Studium Schleiermacher's, das wiederum auf Spinoza zurückzugreifen Veranlassung gab. War das Verhüllende und dialektisch Künstelnde der Denkweise des Berliner Theologen so wenig nach Vischer's Geschmack wie sein Selbstgenuß des genialen Subjects und sein gräcisirender Stil, so mußte gleichwol ein Autor, der mittelst des Begriffes der Urbildlichkeit dem Glauben an die gottmenschliche Natur Christi aufhalf, dem im Gedränge zwischen philosophischen und kirchlichen Ueberzeugungen befindlichen Predigtamtscandidaten willkommen sein. Erst am Schlusse der Studienzeit wurde V. mit Hegel bekannt, nachdem einer der Repetenten im Stift, Schneckenburger, der in Berlin Hegel's Zuhörer gewesen war, die Aufmerksamkeit der Tübinger Seminaristen auf ihn gelenkt hatte. Das Examen stand zu nahe vor der Thüre, als daß V. mit einem einläßlichen Studium Hegel's noch beginnen zu dürfen glaubte; aber das neue Gestirn überstrahlte ihm bald den mit jugendlicher Begeisterung ergriffenen Schelling. Auch die Hegel'sche Philosophie, insofern sie lehrte, daß die Religion in der Form der Vorstellung oder des Bildes enthalte, was die Philosophie in der Form des Begriffes darstelle, schien V. und seinen Freunden damals eine Abhülfe für die inneren Schwierigkeiten zu bieten, in die sie ihre Berufswahl verwickelte. Inmitten der wissenschaftlichen Studien regte sich bei dem Stiftler hin und wieder die poetische Ader: aus skeptischen und melancholischen Anwandlungen gingen lyrische Erzeugnisse hervor, wie das „graue Lied“, „Scheinleben“, „Faust'sche Stimmen“, und 1829 entstand das beste der älteren Schartenmayergedichte, der Gesang vom „Leben und Tod des Joseph Brehm, gewesten Helfers zu Reutlingen“, der den Namen, unter dem sich der Autor versteckte, in allen dem Humor und Volkston zugänglichen Kreisen populär machte. Mit einer Anleitung zum Studium der deutschen Sprache und Dichtung

war es zur Zeit, als V. die Universität bezog, in Tübingen übel bestellt. Conz, der damals diesen Lehrstuhl inne hatte, war zu alt, zu altmodisch und phlegmatisch, war auch als Redner kaum verständlich. Erst als im J. 1829 Ludwig Uhland zum Professor der deutschen Sprache und Litteratur ernannt wurde, übernahm ein Interpret von Gottes Gnaden die Führung der Jugend; zu spät für V., der nur noch in einzelnen Vorlesungen hospitiren konnte, aber an dem unvergleichlichen Quelltrunk, den der edle Dichter reichte, die „dürstende Seele“ doch labte. Inzwischen hatte es das Glück gefügt, daß er zu einem andern schwäbischen Poeten in herzliche Beziehungen trat: die Weinlesefeste führten ihn während der Herbstferien (zuerst um 1826) nach Weinsberg, dem alten Amtssitz seines Vaters, und in Justinus Kerner's gastliches Haus. Es ist merkwürdig, wie zahlreiche Fäden die Musen zwischen ihren Lieblingen und dem jungen V. zu spinnen wußten; schon an der Schwelle des elterlichen Hauses waren sie ihm nahe, und mit allen Häuptern des schwäbischen Parnasses machten sie den zum Manne werdenden bekannt. An eine Schwester der Mutter Vischer's, an Rosine Stäudlin, hatte einst Hölderlin zarte Gedichte gerichtet; sie war als die Braut Ludwig Neuffer's, des Dichters gestorben. Jetzt lebte Hölderlin, freilich schon lange geistig umnachtet, in Tübingen, und V. besuchte ihn wiederholt. Von nichtschwäbischen modernen Poeten, deren Schriften dieser damals las, hebt die autobiographische Skizze Tieck und Heine hervor. — Im ganzen genommen, war die Tübinger Universitätszeit für V. keine Quelle nachhaltig froher Erinnerung. Das war bei Blaubeuren anders: wie eine durchlebte Idylle stand in der Folge der dortige Aufenthalt vor seiner Seele. Aber im Tübinger Stift drückte ihn die strenge, mönchisch geartete Clausur und Hausdisciplin, deren kleinliche Vorschriften der Jugend den Genuß der studentischen Freiheit verkümmerten, und Vischer's Armuth verschärfte noch diesen Entsagungszwang. Auch das kasernenhafte Zusammenleben mit mehr als 150 Stipendiaten, unter denen rohe und widerwärtige Naturen nicht fehlten, war ihm mißbehaglich; es verletzte leicht sein früh reges Feingefühl und that dem brüderlichen Humor und der jugendlich-sentimentalen Herzlichkeit, deren sich der engere Freundeszirkel in Blaubeuren erfreut hatte, Abbruch. Das Unbefriedigende vieler aus Pflicht besuchter Vorlesungen kam hinzu, und wenn es auch V. damals noch nicht deutlich war, daß die theologische Laufbahn seine Bestimmung nicht sein könne, so empfand er doch bei dem Studienbetrieb, auf den er sich an der Tübinger Hochschule verwiesen sah, den Mangel alles dessen, was seine auf die künstlerische Formenwelt, auf Anschauung veranlagte Natur verlangte. Indessen arbeitete er sich in sein Berufsfach mit solchem Eifer ein, daß er sich einen Predigtpreis errang und im September 1830 das Universitätsexamen mit dem allerbesten Erfolg machte. Hat ihn die Theologie, bei der er in die Schule gegangen war, später bekämpfen zu müssen geglaubt, so hätte sie ihm doch einräumen dürfen, daß er ihr hinter die Coulissen gesehen habe.

Aus dem Stift entlassen, kam V. als Vicarius in das bei Vaihingen gelegene Dorf Horrheim, dessen Pfarrer ein Vetter des Dichters Mörike und mit diesem gleichen Namens war. Er predigte, reichte das Abendmahl, taufte und traute; in den Morgenstunden bildete Hegel sein regelmäßiges und ausschließliches Studium, der Schluß des Tages gehörte geheimem Musendienst. Ein Jahr nachher, im November 1831, wurde V. zum Repetenten im Kloster Maulbronn ernannt. Die Beschäftigung mit der frischen seminaristischen Jugend machte ihm Freude; er trieb mit ihr Latein und Griechisch, führte sie in Schiller's Macbeth ein und übte sie fleißig im Turnen. An der Architektur der Klostergebäude ging ihm der Sinn für die Baukunst auf, über deren Stilunterschiede durchreisende Kunstfreunde dem Lerneifrigen die erste Auskunft gaben. Zwei in

Horrheim begonnene Novellen, „Freuden und Leiden des Skribenten Felix Wagner“ und „Cordelia“, Erzählungsversuche, in der dichterischen Technik noch unreif, aber nicht ohne anziehenden Gehalt und als Spiegelungen des Seelen- und Phantasielebens des Autors nicht ohne biographische Bedeutsamkeit, wurden in Maulbronn vollendet. Der Beginn der Verbindung Vischer's mit Eduard Mörike fällt in die nämliche Zeit. Beide hatten sich schon als Knaben in Ludwigsburg, der gemeinsamen Vaterstadt, gesehen; aber jetzt erst führten ihre Wege sie wieder zusammen, und V. knüpfte mit Mörike, wie zuvor nur mit Fritz Strauß und mit Christian Märklin, einen Freundschaftsbund für das Leben.

Im September 1832 erwarb sich V. mit einem Aufsatz über die Gliederung der Dogmatik den Doctorgrad; im gleichen Jahre bestand er in Stuttgart das Dienstexamen. Im Herbst trat er zum Abschluß seiner Studien und um einen Blick in die Welt zu thun eine größere Reise an, die bei den Stiftlern damals übliche „Magisterreise“. Ihr nächstes Ziel war Göttingen, wohin Vischer's Mutter schon im J. 1826 gezogen war; auch seine Schwester Nanny, einst von dem Theologen Karl Friedrich Stäudlin als Pflegekind aufgenommen und nunmehr Wittwe des Theologieprofessors Johannes Hemsen, lebte dort. V. lernte in Göttingen Otfried Müller und die Gebrüder Grimm kennen; aber zufolge des Bildungsganges seiner Jugend noch ganz in den „Hexenkreis“ des philosophischen Speculirens gebannt, hörte er nicht ihre Vorlesungen, sondern die des Philosophen Wendt. Es war ein Glück, daß ihm die Werke Shakespeare's in Stäudlin's Bibliothek in die Hände fielen: der große Dichter ließ ihn nicht mehr los und riß ihn aus dem starren Eigensinn eines metaphysischen Dranges, der nur in der Erforschung des Welträthsels eine würdige Zeitverwendung gesucht und die rings umherliegende grüne Weide verschmäht hatte. Im Januar 1833 ging V. nach Berlin. Dort war die Philosophie durch Hegel's Tod zur Wittwe geworden; aber seine an Jüngern überreiche Schule hütete und vervielfältigte den überkommenen Besitz. So hörte denn V. bei Henning Logik, bei Gans Philosophie der Geschichte, bei Hotho über Goethe als Dichter, hospitirte auch bei Michelet. Die Vorträge Hotho's erweckten in ihm einen für die Gestaltung seiner Zukunft fruchtbaren Gedanken: V. hatte Aussicht, nach seiner Rückkehr am Tübinger Seminar Repetent zu werden, und nahm sich vor, die ihm damit eingeräumte venia legendi zu einer Vorlesung über Goethe's Faust zu benutzen. Eine Annäherung an Schleiermacher erfolgte nicht; weder die Vorlesungen über Aesthetik, die dieser damals hielt, noch ein Besuch, den V. im Hause machte, lockten zu einer Fortsetzung der Bekanntschaft. Die Theologie blieb liegen; war sie auch noch immer das Fach, das ihm den künftigen Lebensunterhalt gewähren sollte, so bemerkten seine Berliner Freunde doch schon jetzt an ihm eine beginnende Entkirchlichung, und er selbst gab sich Mühe, die Weltunläufigkeit und das „Stiftlergeschmäckchen“, das ihm vom Seminar her noch etwa anhaftete, von sich abzuthun. Vorkenntnisse wie Unterweisung zu Kunststudien gebrachen ihm; um so eifriger besuchte er, um durch Anschauung zu lernen, das Berliner Museum. Die Freunde, mit denen er Umgang pflegte, waren zum Theil die von der Heimath her ihm vertrauten: Märklin war im October 1832 in der preußischen Hauptstadt angekommen und kurz nach ihm auch Gustav Binder. Andere Landsleute gesellten sich zu ihnen, wie Reinhold Köstlin und Adolf Schöll, der auf dem Stuttgarter Gymnasium einer der Kameraden Vischer's gewesen war. Strauß hatte seinen Berliner Aufenthalt damals schon hinter sich. Lebhaft nahm sich des jungen Schwaben der Criminalist Jul. Eduard Hitzig an, den die juridische Facultät zu Tübingen im J. 1832 zum Doctor ernannt hatte; in seinem gastlichen, einen Mittelpunkt geistig anregender Geselligkeit bietenden Hause lernte V. Chamisso und Franz Kugler kennen. Auch

Professor Robert Froriep's Haus, in welchem Felix Mendelssohn verkehrte, öffnete den schwäbischen Freunden seinen Familienkreis, und ebenso gewährten ihnen Gans, Marheineke, Hotho und Vatke freundlichen Empfang. Im März 1833 trat V. die Rückreise an, bis Dresden mit Märklin und Binder gemeinsam; sie sahen die Dresdener Gemäldegalerie, die Mengs'sche Gypssammlung und hörten, zu Tieck's Leseabenden zugezogen, von diesem Macbeth und Faust. Die Fortsetzung der Reise führte V. nach Prag und in die österreichische Kaiserstadt. Sinn und Geist erlabten sich ihm an der Volksart des alten Wiens, am Humor und der naiven Lachlust des Leopoldstädter Theaters, an welchem Raimund, Scholz und Nestroy, dessen Schaffen noch in seiner erquicklichen Periode stand, wirkten; er hatte aber auch das Glück, im Burgtheater Sophie Schröder als Medea zu sehen, und weidete sein Auge an den Kunstschätzen des Belvedere. Auf dem Heimweg unternahm er von Linz aus eine Fußwanderung durch das Salzkammergut nach Salzburg, durch das Ziller- und Innthal nach Innsbruck; mit Entzücken und zu unvergänglichem Eindruck sah er zum ersten Mal Hochgebirg, große Natur und die malerischen Trachten des Bergvolks. Die letzte Station der Reise war München, wo V. bei Schelling, mit dem er (durch die Familie Vellnagel) weitläufig verwandt war, einen von nicht sonderlicher Aufmerksamkeit erwiderten Besuch machte. Mit neuaufflammender Kunstfreude verweilte er bei den Fresken Rottmann's, in der Gemäldegalerie, bei den antiken Skulpturen der Glyptothek, den Fresken von Cornelius, den Nibelungenbildern von Schnorr: die Wendung seines Sinnes zum Reiche der Schönheit, der ästhetischen Formenwelt hatte sich in Wien, in München entschieden.

Im Juni 1833 nach Tübingen heimgekehrt, trat V. das Amt eines Repetenten im Stift an. In gleicher Stellung wirkten neben ihm Friedrich Strauß, Märklin und Binder, auch Gustav Pfizer; ein Zusammenleben von regstem geistigen Austausch begann, und gemeinsam streuten die Freunde unter der studirenden Jugend den Samen der Hegel'schen Philosophie aus. Strauß, der eben damals mit der Ausarbeitung des Lebens Jesu beschäftigt war, erschütterte durch die Anwendung des Mythusbegriffes auf die neutestamentlichen Wundererzählungen auch bei den ihm Nahestehenden den Glauben an die geschichtliche Wahrheit der religiösen Dogmen; die Krücken, die man von Schleiermacher und von Hegel sich entlehnt hatte, wankten, wenn auch die Sophistik des Hegel'schen Ausgleiches zwischen Religion und Philosophie noch nicht völlig durchschaut wurde und die Illusion, daß der Geistliche dem die volle Wahrheit nicht fassenden Volke als Thatsache lehren könne, was für ihn selbst nur den Werth eines Symboles habe, noch eine Zeit lang erhalten blieb. Vischer's amtliche Aufgaben bestanden im Abhalten von Repetitorien in der Dogmatik und in der praktischen Philosophie, in der Prüfung von Aufsätzen der Seminaristen, in Betheiligung am Examiniren. Einige lyrische Gedichte, die der von Chamisso und Schwab auf das Jahr 1834 herausgegebene Deutsche Musenalmanach brachte (wie „das Kätzlein"), verriethen seine Beschäftigung mit den Musen; andere, wie das aus Eindrücken der Salzburger Reise entstandene Poem „Der Wasserfall" veröffentlichte er nebst den schon genannten Novellen unter dem Pseudonym A. Treuburg erst 1836 in dem von Ed. Mörike und W. Zimmermann herausgegebenen „Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten". Die im J. 1834 publicirte Schrift „Berengarii Turonensis quae supersunt tam edita quam inedita" trägt zwar den Namen Vischer's und seines damals im Vicariatsdienste stehenden Bruders August; doch beschränkt sich der Antheil beider lediglich darauf, daß sie ein im Nachlaß ihres Göttinger Oheims, des 1826 gestorbenen Theologen Karl Friedrich Stäudlin, vorgefundenes Manuscript zum Druck brachten. Im Sommer 1834 führte V. den in Berlin gefaßten Vorsatz aus:

er las zum ersten Mal über Goethe's Faust. Aber dieser Beginn einer ihm völlig angemessenen akademischen Lehrthätigkeit schien ein jähes Ende nehmen zu sollen: denn wider Erwarten wurde der Repetent im October 1834 zum Pfarrer in Herrenberg ernannt. V. stand jetzt am Scheidewege; aber gerade die Thatsache der Berufung zu einem geistlichen Amte brachte dem innerlich von der Theologie und Kirche schon Losgerissenen die Unmöglichkeit, im geistlichen Stande zu leben und zu wirken, vollends zum Bewußtsein; er reichte ein Gesuch um Enthebung ein, und die Ernennung wurde, nicht ohne Schwierigkeiten, rückgängig gemacht. V. blieb in Tübingen, kündigte für den Sommer 1835 ein Colleg über Aesthetik an und meldete sich, gleichzeitig mit Adalbert Keller, zum Privatdocenten für deutsche Litteratur. Unter dem 25. November 1835 wurde er auf Grund des Senatsberichtes zum Privatdocenten an der Universität im Fache der Aesthetik und deutschen Litteratur ernannt, mit Wirksamkeit von der Zeit ab, wo er von dem Amt eines Repetenten im evangelisch-theologischen Seminar zurücktreten werde. So erfolgte zu Ostern 1836 Vischer's Habilitation, bei der er gegen den nachmaligen Prälaten Gerok als Respondenten disputirte. Die Habilitationsthesen gehörten dem Thema einer Schrift an, welche V. im October 1836 vollendete und unter dem Titel „Ueber das Erhabene und Komische" im J. 1837 herausgab. Mit ihr legte V., an Bestimmungen Solger's anknüpfend, die Grundsteine für den Bau seiner eigenen Aesthetik, indem er nach der Hegel'schen Methode der immanenten Dialektik des Begriffes aus dem Einfach-Schönen das Erhabene und das Komische als die Contraste im Schönen entwickelte.

Schon im folgenden Jahre, am 13. Februar 1837, wurde V., der sich nach Eschenmayer's Tod auch zu Vorlesungen im Fache der engeren Philosophie erboten und an Christian Baur, dem damaligen Rector der Universität, einen warmen Befürworter seines Gesuches gefunden hatte, zum außerordentlichen Professor ernannt. Hiermit in Zusammenhang stand es, daß er im Winter 1836/37 über das Hegel'sche System und im Winter 1837/38 Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften las. Die Klarheit der Darlegung fesselte die Studirenden insbesondere bei den Vorträgen über das Hegel'sche System; V. selbst aber wurde sich in jenen Jahren bewußt, daß die Veranlagung seiner Natur ihn nicht auf das Gebiet der eigentlichen Philosophie führe, daß er als wissenschaftlicher Denker vielmehr nur da wahrhaft productiv sein könne, wo Phantasie und Anschauung dem Drang nach begrifflicher Erkenntniß, nach philosophischer Untersuchung den Stoff gebe. So lenkten die Vorlesungen der folgenden Semester wieder mehr und mehr in das Gebiet der Aesthetik und ästhetisch-kritischen Betrachtung der Litteratur und Kunst ein, indem sie zur Wissenschaft vom Schönen und dem Goethe'schen Faust zurückkehrten und den für den Sommer 1837 zum ersten Mal angekündigten „deutschen Stilübungen" (Uebungen im deutschen Stil und Vortrag) Geschichte der mittelalterlichen wie der neueren deutschen Poesie und Erläuterungen des Nibelungenliedes und der Epiker Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg an die Seite stellten. Doch nahm V. an den Kämpfen, in die sich der Tübinger Hegelianismus durch das Hervortreten von Strauß' „Leben Jesu" alsbald verwickelt sah, den lebendigsten und leidenschaftlichsten Antheil. Im October 1837 war Arnold Ruge nach Württemberg gekommen, um Mitarbeiter für die von ihm und Echtermeyer eben gegründeten „Hallischen Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst" zu werben. V., der damals mit Uhland den norddeutschen Gast zu Gustav Schwab nach Gomaringen führte, zögerte nicht, einer Zeitschrift, die unter dem Gesichtspunkt der Hegel'schen Weltanschauung die geistige Bewegung der Zeit zu verfolgen bestimmt war und die Freiheit und Unabhängigkeit der philosophischen

Kritik proclamirte, seine Feder zu leihen; er gab ihr 1838 den Artikel „Dr. Strauß und die Wirtemberger“, einen so umfangreichen als gehaltvollen und glänzend geschriebenen Essay, der dem von der Kirche und dem schwäbischen Pietismus verfolgten Freunde mit furchtlosen Waffen beisprang und sich in scharfgezeichneten, wenn auch mitunter schroff formulirten Schilderungen über süddeutsches und norddeutsches Wesen, über schwäbische Volksart und schwäbische Bildungszustände verbreitete. Mit zwei andern Beiträgen bereicherte er den Jahrgang 1839 der gleichen Zeitschrift, zunächst mit dem nicht minder umfangreichen Artikel „Die Literatur über Göthe's Faust. Eine Uebersicht“, der, über den ersten wie den zweiten Theil der Dichtung sich auslassend, die Faust-Schriften von Schubarth, Johannes Falk, M. Enk, Deyks, Carus, W. E. Weber, H. Düntzer, Schönborn, Leutbecher, Göschel, Hinrichs, Karl Rosenkranz, Chr. H. Weiße und anderen einer souveränen kritischen Musterung unterzog. Der zweite Artikel hatte Mörike's Roman „Maler Nolten“ zum Gegenstand, während Mörike's Gedichte von V. fast gleichzeitig, im Juli 1839, in den Berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ besprochen wurden.

Um die Länder der classischen Schönheit mit Augen zu schauen, nahm V. im Spätsommer 1839 einen längeren Urlaub. Am Gardasee betrat er den Boden Italiens. Ueber Verona und Venedig (wo er mit den Malern Bofinger und Aurèle Robert verkehrte) wendete er sich nach Bologna, Parma, Mailand, Genua, Pisa und Florenz, wo er (im Oct. 1839) mit Otfried Müller, dem Kunsthistoriker Gaye, mit Adolf Schöll und dem Archäologen Anselm Feuerbach zusammentraf. In Rom, das er über Siena und Perugia erreichte, verweilte er während des Decembers 1839 und des Januars 1840, auch hier im Verkehr mit Otfried Müller und Anselm Feuerbach und heimisch in einem Künstlerkreis, zu welchem die Landschaftsmaler Karl Reinhardt und Schirmer, der Historienmaler Karl Rahl, der Maler und Dichter Robert Reinick, der Maler Leibniz, der Architekt Römer u. A. gehörten. Albano, Tivoli, Neapel, Sorrent nahmen die nächsten Monate in Anspruch. Nach stürmischer Ueberfahrt in Palermo gelandet, besuchte V. in Gesellschaft des Russen Peter v. Hludoff die Städte Segest, Selinunt, Girgenti, Syrakus, auf beschwerdevollen Wegen die sicilische Insel durchziehend. Eine 12tägige Meerfahrt führte ihn von Syrakus nach Malta, Syra und, am Ostermontag, am 27. April 1840 nach Athen, wo er mit dem Architekten Hansen, dem Landschaftsmaler Karl Roß, mit Ernst Curtius und dem Philologen Urlichs zusammentraf, an dem Festmahl, das die Universität dem schon zuvor angelangten Otfried Müller auf „Platon's Akademie“ im attischen Oelwalde gab, theilnahm und zu mehreren deutschen, in griechischen Diensten stehenden Officieren, zu dem Leibarzt des Königs, Dr. Röser, und dem griechischen Professor Philippos in freundschaftlichen Verkehr trat. Die Reise durch das griechische Festland (Hellas) machte er im Juni in Begleitung des Philologen C. W. Göttling; sie führte zum Besuch des Schlachtfeldes von Platää, in die Felsthäler des Parnassos, nach Delphi, in das Oetagebirge, nach Lamia und bei einem Ritt auf den Othrys in die Nähe des Olymp, zum Engpaß der Thermopylen, nach Euböa und auf das Schlachtfeld von Marathon. Nach einem zweiten Aufenthalt in Athen bereiste V. den Peloponnes, sah Epidaurus, Nauplia, Argos, Mykene, Korinth und fuhr auf dem korinthischen Meerbusen nach Patras. An Zante und der Insel des Odysseus vorüber ging der Heimweg zu Schiff nach Triest, worauf der Rest des Urlaubs für Wien und Gräfenberg verwendet wurde; im Herbst 1840 war V. wieder zu Hause, bereichert mit einer Ueberfülle von Eindrücken, wie sie aus dem Studium der italienischen Malerei, Architektur und Sculptur, aus dem Studium der Antike, aus dem Genusse der landschaftlichen Natur, den Bildern des Volkslebens und dem Verkehr

mit interessanten Menschen ihm zusammengeströmt waren. Eine Reihe lyrischer Gedichte, viele Jahre später veröffentlicht, war die poetische Ausbeute. Aber auch eine für das Gemüthsleben bedeutsame Begegnung brachte dem aus Griechenland Heimkehrenden die Reise: auf der Fahrt über das adriatische Meer sah V. zuerst seine nachmalige Frau, Thekla Heinzel aus Raab bei Riedau im Innviertel, die Tochter eines Schullehrers und Organisten, die, bei ihrem Bruder in Capo d'Istria erzogen, eben auf der Reise in die österreichische Heimath begriffen war.

In den nächstfolgenden Semestern erweiterte V. den Kreis seiner akademischen Vorträge nach zwei Seiten hin: im Winter 1840/41 las er, eine Frucht der Reise pflückend, Geschichte der Malerei, im Winter 1842/43 zum ersten Mal über Shakespeare. Eine gesteigerte litterarische Thätigkeit kam hinzu: in rascher Folge veröffentlichte V. eine Anzahl meist größerer Journalaufsätze, zunächst, 1841, in den Hallischen Jahrbüchern den Artikel „über allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle in der gegenwärtigen Zeit", ein Sendschreiben, das zu Gunsten der an Hegel'scher Philosophie gebildeten Tübinger Theologen und ihres Anspruches auf akademische und geistliche Aemter das Wort ergriff, und — in den Deutschen Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst, in welche sich die aus dem censursüchtig gewordenen Preußen „nach Deutschland" übergesiedelte Zeitschrift verwandelt hatte — einen Artikel über Overbeck's Gemälde „Der Triumph der Religion in den bildenden Künsten", der die Anforderungen des hegelisch-modernen Geistes auf das Gebiet der Kunst übertrug und über die allegorisirende Weise und das Nazarenerthum des Malers den Stab brach. Sodann den Aufsatz: „Die Aquarell-Copien von Ramboux in der Gallerie zu Düsseldorf" (in der gleichen Zeitschrift, 1842); und 1843 in den von Schwegler in Tübingen gegründeten „Jahrbüchern der Gegenwart" drei Artikel: eine Auseinandersetzung mit Hallmann's Buch „Kunstbestrebungen der Gegenwart", eine Abhandlung über den ersten Band der „Gedichte eines Lebendigen" von Herwegh und den „Plan zu einer neuen Gliederung der Aesthetik", wie deren Ausbau sich nunmehr ihm selbst, theilweise im Unterschied von Hegel, gestaltet hatte. Von „Shakespeare in seinem Verhältniß zur deutschen Poesie, insbesondere zur politischen" handelte ein Aufsatz Vischer's in Prutz' „Literarhistorischem Taschenbuch" des Jahres 1844; fünf andere Artikel aus seiner Feder brachten die „Jahrbücher der Gegenwart" von 1844: Gedanken bei Betrachtung zweier historischer Bilder der belgischen Maler Gallait und Bièsve; „Noch ein Wort wider die jetzige Poesie" (wider ihre Reflektirtheit und gerichtet gegen eine Aeußerung Adolf Stahr's); „Populäre Archäologie" (Erinnerungen an die griechische Reise, an Malta, Syra, Athen); „Nachtrag zur Kritik der Mystères de Paris von Eugène Sue"; und „Deutsche Kunstgeschichte" (in Anknüpfung an Hotho's Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei). Als „Kritische Gänge" gesammelt, erschien ein Theil der bis dahin veröffentlichten Aufsätze Vischer's 1844 in zwei Bänden bei Fues in Tübingen, unter Hinzugabe einer Besprechung des zweiten Bandes der „Gedichte eines Lebendigen" von Herwegh sowie des Aufsatzes „Vorschlag zu einer Oper", der den Unternehmungen Richard Wagner's vorauseilend die Nibelungensage als Text einer großen heroischen, nationalen Oper empfahl und hiefür den Stoff dramatisch skizzirte. Ein höchst anregender geselliger Verkehr begleitete diese Periode fruchtbarer, der productivsten Kritik gewidmeter Thätigkeit: Albert Schwegler und Eduard Zeller, die Repetenten Reuschle, Ed. Feuerlein und Dörtenbach, der Chirurg Roser, der Irrenarzt Griesinger, der Physiologe Vierordt, der Arzt Dr. Kreuser, der Philologe Reichardt, der Philosoph Karl Planck gehörten zu Vischer's Freundes- und Bekanntenkreis. Und schon schien des Glückes volle

Schale dem unermüdlich Thätigen sich zuzuneigen: am 7. Mai 1844 gründete sich V. durch Verheirathung mit Thekla Heinzel den eigenen Herd, und am 5. Septbr. erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Professor der Universität.

Aber die Göttin des Glückes liebt die Täuschungen, und noch der Ablauf des Jahres 1844 entfesselte gegen Vischer's amtliche Wirksamkeit einen Sturm. Dem rechtgläubigen Kirchenthum war seine Propaganda für den Hegelianismus, für den Pantheismus seit langem ein Dorn im Auge; der Artikel „Dr. Strauß und die Wirtemberger" und die Vorrede zu den „Kritischen Gängen" hatten die protestantische Orthodoxie und den in Württemberg eingebürgerten Pietismus schonungslos angegriffen, und es schien an der Zeit, den Docenten, dessen Vorträge die Jugend entflammten und fesselten, den Schriftsteller, dessen höchst lebendige, frische, stahlscharfe, in der Polemik mit Lust sich ergehende Diction eine gefährliche Ueberzeugungskraft entfaltete, die Macht des Bestehenden empfinden zu lassen. Den Anlaß aber, zum Kreuzzug gegen V. aufzurufen, bot die akademische Rede, welche dieser am 21. November 1844 zum Antritt seines Ordinariats hielt. Ihr Thema war das Verhältniß der Aesthetik zu den Facultätswissenschaften; ein Gegenstand, der V. dazu führte, seine philosophische Ueberzeugung auszusprechen und die der Hegel'schen Weltanschauung und der freien Wissenschaft feindliche Partei seines nicht den Personen, aber der Sache, dem „Princip" geltenden „offenen und herzlichen Hasses" zu versichern. Will man billig sein, so muß man einräumen, daß diese Rede an einzelnen Stellen eine Kampfrede war, daß sie herausfordernd schloß und ein größeres Maß von temperamentvoller Färbung hatte, als es bei ähnlichen Gelegenheiten üblich war; aber die Hervorkehrung einer bestimmten philosophischen Ueberzeugung war durch die wissenschaftliche Ansicht des Redners bedingt, der wie der Hegelianismus überhaupt die Aesthetik auf keiner andern Grundlage als auf der der Metaphysik aufbauen zu müssen glaubte, und V., gegen dessen Beförderung zum Ordinarius die Mehrheit des akademischen Senates ein gehässiges Gutachten abgegeben hatte, war persönlich schwer verletzt worden. Als Universitätsact ging die Inauguralrede nur die akademischen Kreise, den Senat und die Collegen an, und die Wellen, die sie aufwarf, wären binnen kurzem zur Ruhe gelangt, wenn nicht anonyme Zeitungscorrespondenzen in Stuttgart und außerhalb Württembergs auf sie hingezeigt und sie als religions- und staatsgefährlich verschrieen hätten. Es ist begreiflich, daß sich die kirchlichen und pietistischen Kreise ihres Besitzstandes zu wehren suchten; glaubten sie ihn doch um so mehr bedroht, als die akademische Jugend dem auf den Kampfplatz getretenen Lehrer einen Fackelzug brachte. Es ist aber auch unwidersprechbar, daß eben diese Kreise den Gebrauch unlauterer Kampfmittel nicht verschmähten. Als V. zur Feststellung des Wortlautes seine Rede im Januar 1845 durch den Druck veröffentlichte und sich ergab, daß ihr Inhalt mißdeutet und entstellt worden war, richtete sich die Agitation mehr und mehr gegen Vischer's allgemeines Verhalten und seine ganze Persönlichkeit; man hoffte durch künstlich fortgesponnene Verdächtigungen, durch Aufhetzung urtheilsloser Volksschichten, durch warnende Appellationen an die Staatsgewalt Vischer's Absetzung zu erreichen. Und nicht nur auf V. allein, auch auf seine Freunde, auf den Tübinger Hegelianismus überhaupt, auf die „Jahrbücher der Gegenwart", welche die württembergischen Freidenker zu so gediegenem als glänzendem Wirken vereinigten, wurde losgeschlagen. Eine alte und eine neue Weltanschauung stießen in den streitenden Parteien zusammen; auf der einen Seite standen die Verfechter des „positiven" Christenthums, zu einem Kampfe mit den Waffen der Wissenschaft wenig geneigt, aber stark durch den Besitz der Autorität, durch ihre Verwachsung mit den staatlichen Einrichtungen und ihren Zusammenhang mit breiten Volksschichten; auf der andern

eine Schar meist jüngerer Männer, deren Bestreben darauf gerichtet war, die überlieferte Religion in philosophische Ideen und humane Sittlichkeit aufzulösen, eine Verbindung von Denkern und Gelehrten, denen der Wahrheitssinn als das höchste galt, voll regen geistigen Lebens, arbeitsfroh und im stolzen Vertrauen auf den Besitz moderner Philosophie, als des Schlüssels zu jedem Welträthsel, siegesgewiß, nur allzu siegesgewiß und von jugendlichem Muthe mitunter überschäumend. Den Verlauf der Fehde im einzelnen zu verfolgen, ist hier nicht der Ort; es mag nur erinnert sein, daß den ersten Allarmruf in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, die damals ihre Spalten den Verächtern der freien Forschung öffnete, ein Stuttgarter Buchhändler erhob und V. im Schwäb. Merkur und im Inseratentheil der Allg. Ztg. sich vertheidigte; daß auf den Kanzeln gegen die Hegel'sche Philosophie gepredigt wurde und die Stuttgarter Pfarrer Knapp, Oettinger und Hofacker, denen Gustav Schwab an die Seite zu treten sich nicht scheute, dieses Beginnens sich öffentlich rühmten; daß Bittschriften um Vischer's Absetzung in Umlauf gebracht wurden und der Pietist Christoph Hoffmann 21 Thesen gegen den „neuen Gottesleugner“ schleuderte, in deren Mitte der Satz prangt: „Wer die christliche Kirche öffentlich angreift oder herabsetzt, den muß sie aus ihrer Gemeinschaft feierlich hinausstoßen zu den Hunden“. Die „Jahrbücher der Gegenwart“ ließen ihren Mitkämpfer nicht im Stich: Albert Schwegler legte in ausführlicher Schilderung die Motive und die Taktik der gegnerischen Angriffe bloß, und Eduard Zeller vollzog in dem Artikel „Zur Charakteristik der modernen Bekehrungen“ an dem Predigtamtscandidaten Dr. Heinrich Merz, der sich in der „Zeitung für die elegante Welt“ in den empörendsten Schmähungen gegen V., seinen früheren Lehrer, gefallen hatte, ein angemessenes Gericht, betheiligte sich auch neben Schwegler und V. selbst an dem „Wanderbuch“, das die „Jahrbücher der Gegenwart“ im Mai 1845 dem geschäftigen Ueberläufer ausstellten. Die württembergische Regierung hatte, von dem Anschwellen der Agitation in Verlegenheit gesetzt, schon im December 1844 vom Tübinger akademischen Senat ein Gutachten über Vischer's Rede gefordert. Der Senat bestellte Fichte, den Sohn des Philosophen, zum Berichterstatter und verlangte von V., daß er über mehrere Stellen der Rede sich des Näheren erkläre, worauf dieser in einer unter dem 2. Januar 1845 eingereichten Denkschrift Rechenschaft ablegte. Ein neuer Erlaß des Ministeriums, der über Vischer's gesammte akademische und schriftstellerische Wirksamkeit Bericht und Urtheil verlangte, fand die Ansichten des Senates getheilt: eine Minderheit unter dem Kanzler Wächter stimmte in der Sitzung vom 23. Januar für Vischer's Entsetzung, der größere Theil der Senatsmitglieder, und unter ihnen der Professor der katholischen Theologie, Dr. Hefele, für völlige Indemnität. Der Beschluß ging nach Verwerfung beider Anträge dahin, daß die Angelegenheit der Regierung zu überlassen sei. Da jedoch diese darauf bestand, daß die akademische Behörde einen bestimmten Urtheilsspruch fälle, so sprach sich der Senat in der Sitzung vom 6. Februar für eine Rüge und Verwarnung aus. Mit einer in den Augen der Eiferer so gelinden Strafsentenz wollte sich der Cultusminister v. Schlayer, obgleich ein Freund der akademischen Lehrfreiheit, nicht begnügen; er suchte nach einem „Mittelweg“ und entschied durch Erlaß vom 14. Februar 1845, daß dem Professor V. eine Warnung auszusprechen und auf die Dauer von zwei Jahren die Erlaubniß, Vorlesungen an der Universität zu halten, zu entziehen sei. Diese Maßregel beschwichtigte den Sturm. Aber sie verschärfte und befestigte in V. das Gefühl des erlittenen Unrechts und sie führte dazu, daß auch in der württembergischen Abgeordnetenkammer eine für ihn vielfach verletzende Besprechung der Angelegenheit erfolgte; denn die liberale Opposition griff das Verfahren des Ministers an, nicht etwa im Interesse der Wissenschaft

oder der Philosophie, sondern, kleinlich genug, aus Rücksicht auf die Staatscasse, da dem Suspendirten der Bezug seiner Besoldung belassen worden war. Es waren die Stimmen der auf der Seite der Regierung stehenden Conservativen, welche den Antrag Römer's, den Gehalt zu streichen, zu Fall brachten. Eine zwei Jahre später von V. eingereichte Rechtfertigungsschrift an den König legte der Minister nicht vor.

Während der Suspensionsjahre schrieb V. die zwei ersten Bände desjenigen Werkes, das seinen Namen für immer mit der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland verknüpfen wird: den ersten und den zweiten Theil seiner „Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen". Der erste Band (die Metaphysik des Schönen) erschien (in Karl Mäcken's Verlag) im Frühjahr 1846, die erste Abtheilung des zweiten Theiles (die Lehre vom Naturschönen) 1847, die zweite Abtheilung (die Lehre von der Phantasie) 1848. Daneben veröffentlichte er, wiederum in den „Jahrbüchern der Gegenwart", eine Reihe einläßlicher kritischer Aufsätze und freimüthiger Zeitbetrachtungen, und zwar 1845: den (schon im December 1844 geschriebenen) Artikel „Politische Poesie", der, von einer kritischen Prüfung der Komödie von Prutz „Die politische Wochenstube" ausgehend, die Möglichkeit und Aufgabe eines modernen politischen Lustspiels erörtert; den Artikel „Dramaturgie. Verdienste Rötschers", der die auf Hebung der Schauspielkunst und der Bühne, als einer nationalen und sittlichen Anstalt, dringenden Schriften des trefflichen Dramaturgen wie auch Rötscher's Shakespeare-Kritik mit reichlicher Zustimmung begleitet; den Artikel „Das akademische Leben und die Gymnastik. Ein frommer Wunsch", der von dem ästhetischen Verlangen nach veredelter Körperbildung und dem pädagogischen Bemühen um Hebung des Studentenlebens eingegeben ist; und den Artikel „Gervinus und die Deutschkatholiken", der die von Ronge geleitete religiöse Bewegung als Ideologie und Halbheit charakterisirte. Im nächsten Jahr folgten die Aufsätze „Münchener Kunst" und „Satyrische Zeichnung. Gavarni und Töpffer", jener eine ihr Für und Wider sorglich abwägende Beurtheilung der unter dem König Ludwig I. in München sich entfaltenden Kunstblüthe, dieser ein überaus glänzendes Zeugniß für Vischer's Befähigung, das Komische und alle Bildlichkeit zu sehen und im Worte das Gesehene congenial wiederzugeben, eine Meisterarbeit, durchtränkt von so viel Geist und gesundem Humor als gesundem sittlichen Ernste.

Mit dem Sommersemester 1847 nahm V. seine Vorlesungen an der Universität wieder auf. Abermals bereicherte seine nicht rastende Feder die Jahrbücher Schwegler's: 1847 mit einer kritischen Studie über Hebbel und dessen Trauerspiel „Maria Magdalena", sowie mit dem Artikel „Ein malerischer Stoff" (einer Empfehlung der in Fischart's „Glückhafftem Schiff" besungenen Fahrt der Züricher für einen Bildercyklus); 1848 mit dem gegen Jos. v. Eichendorff's Verherrlichung der katholisirenden romantischen Poesie gerichteten Aufsatz „Ein literarischer Sonderbündler", mit dem auf Kugler's und Guhl's kunsthistorische Publicationen hinweisenden Artikel „Handhaben zur Kunstgeschichte" und mit einer eingehenden Studie über Kaulbach's Reineke Voß. Inzwischen hatten die hochgehenden politischen Wogen der Zeit auch Vischer's sich bemächtigt; schon 1847 in Tübingen zum Major einer aus Studenten gebildeten Sicherheitswache gewählt, wurde er im Frühjahr 1848 im Wahlkreis Reutlingen-Urach für die Frankfurter Nationalversammlung als Candidat der Liberalen aufgestellt; Theilnahme an Volksversammlungen und Wahlreden unterbrachen die Stille der gelehrten Arbeit, und im Mai 1848 siedelte V., der seinen conservativen Mitbewerber aus dem Felde geschlagen hatte, mit seiner Frau und seinem einjährigen Sohn Robert nach der Mainstadt über, den Traum von der Aufrichtung eines einigen und freien Deutschlands im Herzen hegend und nährend. Als Mitglied

des Parlaments schloß er sich in Frankfurt gleich Uhland der gemäßigten Linken oder dem linken Centrum an, trat mit Robert Mohl, Römer, Fallati, Fallmerayer, Eisenmann u. A. in den Club des Württemberger Hofes und ging nach der Spaltung dieser Partei mit der von Heinrich Simon geleiteten Gruppe Westendhall. Er theilte die Ansicht derer, die durch gesetzlichen Ausbau der bürgerlichen Freiheit eine künftige Republik vorzubereiten gedachten; die ihn am lebhaftesten bewegende Frage aber war die der nationalen Einheit und Macht. Nach Sympathien und Ueberzeugungen Großdeutscher, war er ein Gegner der preußischen Partei. In den Sitzungen der Paulskirche sprach er am 15. Juli 1848 für die Umbildung des stehenden Heeres in eine Volkswehr, am 18. September für die Trennung der Schule von der Kirche, am 9. Januar 1849 gegen die Spielbanken. Nach Annahme eines vom 1. Mai ab alle Spielbanken in Deutschland verbietenden Gesetzes stellte V. am 14. April den Zusatzantrag, daß Spielbankhalter wegen groben Vergehens gegen die öffentliche Sittlichkeit mit Zuchthausstrafen zu belegen seien, und interpellirte, da sich die Bank von Homburg an den Parlamentsbeschluß nicht kehrte, am 4. Mai das Reichsministerium, worauf die landgräfliche Regierung am 9. Mai durch Reichsexecution zur Einstellung des Spieles gezwungen wurde. Auch in Zeitungsartikeln brachte V. die politischen Bestrebungen, die ihn damals erfüllten, zum Ausdruck; er gab in die „Didaskalia" einen Aufsatz über „die Adelsfrage" und schrieb im „Schwäbischen Merkur" über die großdeutsche Idee wie über „deutsche Wehrverfassung". Aber seine Hoffnungen, daß aus den Berathungen der Abgeordneten eine glückliche Neugestaltung der Verhältnisse hervorgehen werde, sanken bald. Er empfand mit Mißmuth die überhandnehmende Zerklüftung der Meinungen, die Verworrenheit der Wünsche, das Uebermaß des parlamentarischen Debattirens, die Unmöglichkeit, eine die deutschen Staaten einigende Form zu finden; in die Erkenntniß des vergeblichen Ringens der Parteien mischte sich das Gefühl der eigenen Rathlosigkeit, und der Aufenthalt in Frankfurt wurde ihm zu einem „Marterjahr". Als im Mai 1849 der Widerstand der deutschen Großmächte den Zusammenbruch des nationalen Unternehmens entschieden hatte, ging V. mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart, überzeugt, daß um eine schon verlorene Sache der Kampf fortgesetzt werde, aber entschlossen, in der Erfüllung seiner Mandatspflicht nur der Gewalt zu weichen. Er trat in Stuttgart der äußersten Linken, die das württembergische Volk in den badischen Aufstand zu verwickeln hoffte, entgegen, stimmte mit Uhland und wenigen Andern gegen die Reichsregentenwahl und sprach in der letzten Sitzung gegen Karl Vogt und die von diesem geplante Wehrbarmachung des Volkes. Nur allmählich überwand er die tiefe Erregung, welche die politische Campagne und deren herber, einen guten Theil der besten Männer Deutschlands schmerzlich enttäuschender Ausgang in ihm zurückgelassen hatte. Zwei Broschüren vom Jahre 1849, „Entwurf zu einem Gesetze über die deutsche Wehrverfassung" und „Das Bürgerwehr-Institut oder: Ist der Jammer noch länger zum Ansehen?", kamen auf einen aus politischen und aus ästhetischen Erwägungen stammenden Lieblingsgedanken Vischer's, auf die Errichtung einer württembergischen Landwehr, die an Stelle des stehenden Heeres wie der Bürgerwehr zu treten hätte, zurück; ein Artikel der „Deutschen Zeitung" vom Dec. 1849 befaßte sich mit der Volkspartei in Württemberg, und gewissermaßen den Ausklang dieser auf politische Reformen gerichteten Bethätigung Vischer's bildete ein Aufsatz in Kolatschek's „Deutscher Monatsschrift" vom Jan. 1851, betitelt „Die Religion und die Revolution" und bestimmt, zur Abwehr der nunmehr das Haupt erhebenden Reaction auf das Verhältniß von Staat und Kirche, von Kirche und Schule die Aufmerksamkeit der Vaterlandsfreunde zu lenken.

Der Förderung fachwissenschaftlicher Arbeit, der Fortsetzung der „Aesthetik“ kamen die nächstfolgenden Zeiten zu gute. Noch im J. 1851 erschien der 1. Abschnitt des 3. Bandes („Theiles“), dessen Gegenstand „Die Kunst überhaupt und ihre Theilung in Künste“ ist; 1852 folgte das von der Baukunst, 1853 das von der Bildnerkunst, 1854 das von der Malerei handelnde Heft. Ein die von Ternite herausgegebenen Nachbildungen der pompejanischen Wandgemälde warm empfehlender Aufsatz im „Deutschen Museum“ vom Mai 1855 „Zur Kenntniß der Malerei bei den Alten“ wie auch ein „Vorwort“ zu Springer's Handbuch der Kunstgeschichte (v. J. 1855) bezeugte nebenher Vischer's Beschäftigung mit den bildenden Künsten. Dabei umspannte der Kreis seiner akademischen Vorträge wiederum die in fünf Wochenstunden gelesene Aesthetik, Geschichte der neueren deutschen Poesie, Goethe's Faust, Erläuterung des Nibelungenliedes, Shakespeare's Dramen, Geschichte der Malerei und deutsche Redeübungen, und in immer größeren Scharen ihm zuströmend hing die Jugend an seinen Lippen. Aber nicht lange mehr sollte V. der Tübinger Hochschule erhalten bleiben. Unter dem 15. Mai und 16. Juni 1855 zum ordentlichen Professor der Aesthetik und deutschen Litteratur am eidgenössischen Polytechnikum und an der Universität zu Zürich ernannt, siedelte V. im Herbst dieses Jahres nach Zürich über. Der Entschluß, die Heimath zu verlassen, war ihm nicht leicht geworden. Aber die Unduldsamkeit der Frommen hatte ihm auch nach der Rehabilitation den Frieden der Arbeit nicht gegönnt. In der Agentur des Rauhen Hauses zu Hamburg war aus der Feder eines pietistischen Fräuleins Namens Wilhelmine Canz im J. 1854 der Pasquillroman „Eritis sicut Deus“ erschienen, der, von Fanatismus und Unverstand eingegeben, von V., Baur und Strauß Zerrbilder entwarf und alle hegelisch Gesinnten mit Gift bespritzte; Angebereien bei der Regierung hatten sich wiederholt, und auf eine derselben hatte diese durch den Universitätskanzler v. Gerber im J. 1854 V. einen „Wink“ zukommen lassen. Um sich nun zu vergewissern, ob die Regierung ferneren Denunciationen das Ohr leihen werde, nahm V., als der Ruf nach Zürich an ihn ergangen war, eine Audienz bei dem Cultusminister v. Spittler-Wächter. Eine tactlose Aeußerung, welche der Minister hiebei fallen ließ, gab den Ausschlag: V. mußte die Berufung nach Zürich als eine Befreiung, eine „Ehrenrettung“ empfinden, und Württemberg beraubte sich einer Lehrkraft, der es keine zweite an die Seite zu stellen vermochte.

In die ersten Jahre der Züricher Zeit fällt die Vollendung der „Aesthetik“; das 4. Heft des 3. „Theiles“ oder die erste Hälfte des 4. Bandes, wie auch das 5. Heft und mit ihm der Schluß des ganzen Werkes erschien 1857, fast 11 Jahre nach der Veröffentlichung des ersten Bandes. An der Abfassung des 4. Heftes, dessen Gegenstand die Musik bildet, hatte sich, da V. für die Tonkunst weniger veranlagt war — er sei, äußerte er selbst, „mehr auf das Auge als auf das Ohr angelegt“ — Karl Köstlin als Mitarbeiter betheiligt. Den Gegenstand des letzten Heftes bildet die Dichtkunst. Kleinere Arbeiten folgten wiederum in gedrängter Fülle: 1857 „Kritische Bemerkungen über den 1. Theil von Göthe's Faust, namentlich den Prolog im Himmel“, veröffentlicht in der Monatsschrift des wissenschaftlichen Vereines in Zürich; 1858 der treffliche Essay „Friedrich Strauß als Biograph“, veröffentlicht in Paul Heyse's Litteraturblatt des deutschen Kunstblattes, sowie die der Opposition gegen die formalistische Aesthetik geltenden Aufsätze „Ueber das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunst“ und „Antwort auf Entgegnungen ästhetischer Formalisten“, jener in der genannten Züricher Monatsschrift, dieser in Kolatschek's „Stimmen der Zeit“ erschienen; 1859 der dem Kampf gegen die Geschmacksverirrungen moderner Bekleidung geltende Aufsatz „Vernünftige Gedanken über die jetzige Mode“, veröffentlicht im Stuttgarter „Morgenblatt“. Als am 10. November 1859 in

allen Ländern deutscher Zunge der 100=jährige Geburtstag Schiller's gefeiert wurde, sprach V. in der St. Peterskirche zu Zürich die Festrede, in Worten voll Schwung die Kräfte, die in dem großen Dichter gemischt waren und zum Segen der Menschheit, zum Segen seiner Nation wirkten, zeichnend. Daß er in der Fremde, in der Schweiz öffentlich preisen durfte, was dem deutschen Namen zum unvergänglichen Ruhm gereicht, war ihm selbst eine Genugthuung, ein patriotischer Trost; denn nur noch empfindlicher war Vischer's Vaterlandsgefühl geworden, seit er, von der Heimath getrennt, in dem über deutsche Verhältnisse nicht immer mit Einsicht und Billigkeit urtheilenden Ausland lebte und lehrte. Hatte doch auch der italienisch=österreichische Krieg die Achtsamkeit auf das, was deutsche Ehre fordere, in ihm geschärft und ihn aufs neue veranlaßt, in politischen Fragen die Feder zu ergreifen: in den Artikeln „Zur Verständigung", „Die politische Lage vom deutschen Standpunkt" und „Die Gefahr Deutschlands" hatte er während des Frühjahrs und Sommers 1859 im „Schwäbischen Merkur", in der hannöverschen „Zeitung für Norddeutschland" und in der Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung der Ansicht Ausdruck gegeben, daß Frankreichs anmaßende und eigennützige Einmischung in die Angelegenheiten Oesterreichs Preußen und Deutschland aus Gründen der nationalen Ehre und Sicherung hätte zwingen sollen, für den Länderbesitz des bedrängten Kaiserstaates mit den Waffen einzutreten, und daß, nachdem Preußen durch Zögern diese Pflicht versäumt habe, eine engere Verbindung der deutschen Mittelstaaten den nationalen Gedanken fördern und einen künftigen Ausgleich zwischen den Interessen der deutschen Großmächte herbeiführen solle. Die Bewegung von 1848, bemerkt der zuletzt genannte Artikel, sei in erster Linie eine Freiheitsbewegung, in zweiter eine Einheitsbewegung gewesen, beide Principien hätten sich durchkreuzt, und diese Durchkreuzung sei nicht die kleinste Ursache gewesen, weshalb damals alles gescheitert sei; jetzt müsse der Kampf um die von außen her gehemmte Einigung Deutschlands den unbedingten Vortritt vor der Freiheitsidee haben. Ein politischer Schmerzens= und Zornruf steht auch in Vischer's litterarischer Thätigkeit während des Jahres 1860 an der Spitze: im Januar brachte die Beilage zur A. Allg. Ztg. aus seiner Feder den Artikel „Betrachtungen über das deutsche Ehrgefühl und die Spielhöllen", der nicht nur den in deutschen Bädern wieder geduldeten öffentlichen Schandfleck der Spielbanken vom moralischen Gesichtspunkt aus rügte, sondern auch mit dem an unserm Volke nur allzuhäufig bemerkbaren Mangel an nationalem Sinn und Tact ins Gericht ging. Aber auch bei der Reise, welche V. im Frühjahr 1860 nach Italien unternahm, waren es nicht zum wenigsten politische Sorgen und Eindrücke, die ihn bewegten. Schon wiederholt war er ein Gast der transalpinischen Gefilde geworden, seit er im J. 1839 zuerst den Boden Italiens betreten hatte: im Herbst 1843 hatte er, noch von Tübingen aus, den Gardasee, Verona, Venedig, Udine besucht, im Herbst 1857 war er von Zürich aus über Andermatt und den Gotthard an die oberitalienischen Seen gezogen, hatte Mailand, Brescia, Verona, Mantua, Vicenza, Padua und abermals Venedig besucht; jetzt, 1860, beeinflußte seine innere Antheilnahme an der durch den Frieden von Villafranca eingeleiteten Neugestaltung der Verhältnisse Oesterreichs und Italiens den Reiseplan. Ueber München, wo ihn fürs erste die neuen Schöpfungen Kaulbach's, des Thiermalers Foltz, Böcklin's und anderer Meister fesselten und eine Begegnung mit Paul Heyse den Aufenthalt beschloß, wendete sich V., von Regensburg ab die Wasserstraße der Donau benützend, nach Wien und in ungarisches Land, nach Pesth, um sodann über den Sömmering das adriatische Meer zu erreichen. Er verweilte in Venedig, in Verona, besuchte vom Gardasee aus in Gesellschaft des Obersten Krziz das Schlachtfeld von Solferino, fuhr nach Mai=

land, wo ihm die Kunstschätze und der Verkehr mit dem Maler Molteni kaum über den Anblick der die Stadt noch füllenden Soldaten Napoleon's III. hinweghalfen, und kehrte über den Splügenpaß in die Schweiz zurück. Eine überaus lebensvolle und anziehende Schilderung dieser von den mannigfaltigsten Wahrnehmungen und Betrachtungen gesättigten Reise brachte das erste Heft der „Neuen Folge" der „Kritischen Gänge", die, von 1860 ab in Cotta's Verlag gedruckt, wiederum ausgewählte ältere, zuerst in Zeitschriften veröffentlichte Kritiken und Abhandlungen mit neuen vereinigten. Im J. 1861 folgten das zweite und das dritte Heft der gleichen Sammlung; jenes wiederholte den Aufsatz „Shakspeare in seinem Verhältniß zur deutschen Poesie, insbesondere zur politischen" (wobei jedoch die Vorrede auf gewisse Mängel der Arbeit aufmerksam macht) und gab als neues Stück eine kritische Studie über Shakespeare's Hamlet, einen geistvollen Essay, der auf den Nachweis zielt, daß ein Uebermaß von Reflexion, ein Ueberschuß von phantasievollem, den Augenblick des Handelns verpassendem Denken Hamlet zum Zauderer und hiemit zum tragischen Helden mache (V. hat späterhin in „Altes und Neues" III, 372 f. diese Auffassung dahin ergänzt, daß Hamlet am Genie, an der geistigen Constitution des „Phantasiegenies" leide); wogegen das dritte, den 1. Band schließende, Heft unter Wiederholung des Aufsatzes über Friedrich Strauß als Biograph und der „Vernünftigen Gedanken über die jetzige Mode" als neues Stück den Plan zu einem zweiten Theile der Goethe'schen Faustdichtung brachte, bei welchem der Held in die geschichtlichen Kämpfe des 16. Jahrhunderts, in die Reformationsbewegung und in den Bauernkrieg verwickelt wird. Inzwischen hatte V. auch in Zeitschriften sich wiederum mehrmals vernehmen lassen: ein im Illustr. Familienbuch des Oesterreichischen Lloyd vom Jahre 1860 veröffentlichter Aufsatz zeichnete in liebevoller Weise das Bild Alfred Rethel's, dessen Größe schon der Tübinger Aesthetiker erkannt hatte, und die Artikel „Zu der Erklärung von Rodbertus, Bucher und v. Berg", „Zur deutschen Frage" und der (ironische) „Vorschlag zur Güte an Victor Emanuel von Piemont und an H. v. Vincke v. Hagen", von denen der zweite im „Schwäb. Merkur", der erste und dritte aber in der Augsb. Allgem. Ztg. bezw. deren Beilage anonym erschienen, gaben in den ersten Monaten des Jahres 1861 den Besorgnissen und Hoffnungen des Patrioten neuen Ausdruck: V., der gegenüber Napoleon III. alle deutschen Stämme brüderlich geeinigt wünschte, empfand es mit Befriedigung, daß sich nunmehr auch einzelne preußische Politiker für eine Unterstützung Oesterreichs durch den deutschen Bund aussprachen, und hielt denen, die wie v. Vincke mit Berufung auf das Nationalitätsprincip Oesterreich einen Verzicht auf Venedig zumutheten, entgegen, daß Frankreich an eine Zurückgabe Elsaß-Lothringens nicht denke. Wieder den Musen zugewendet, begrüßte er in einem längeren, unter dem Titel „Zur Vermittlung zwischen der classischen Philologie und der allgemeinen Bildung" im Juli 1861 in der Beil. z. A. Allg. Ztg. veröffentlichten Aufsatz Adolf Schöll als einen mit dem Rüstzeug seiner Fachwissenschaft ausgestatteten Alterthumskenner, der sich über den bei den Philologen in ästhetischen Dingen üblichen Dilettantismus erhebe, und verflocht mit einer Besprechung der Schöll'schen Schrift über die Tetralogie des attischen Theaters einsichtsvolle Bemerkungen über die griechischen Tragiker, insbesondere die Dramen des Sophokles; noch im gleichen Monat zeigte er in der Beil. zur A. Allg. Ztg. Mörikofer's Buch über die schweizerische Litteratur des 18. Jahrhunderts an und im December 1861 ebendaselbst die Cotta'sche Jubiläumsprachtausgabe der Gedichte Schiller's, zu der die beiden Piloty, Ramberg, Jul. Schnorr u. A. Illustrationen, Randzeichnungen und Vignetten geliefert hatten. Das Jahr 1862 brachte eine satirische Burleske, die aus Vischer's schroff ablehnender

Stellung zum zweiten Theile des Goethe'schen Faust erwachsen war, eine parodistische Posse, die dem „unerquicklichen allegorischen" Alterswerk des Dichterfürsten einen Spiegel vorhalten sollte: „Faust. Der Tragödie dritter Theil. Treu im Geiste des zweiten Theils des Göthe'schen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky". Ein Artikel der Beil. zur A. Allg. Ztg. begleitete die Züricher Kunstausstellung des Sommers 1862 mit einem insbesondere die Bilder von Bleibtreu, Bernhard Fries und Ulrich hervorhebenden Bericht; wenige Wochen nachher eilte V., aus dem Kunstkritiker sich wiederum in den Politiker verwandelnd, nach Deutschland, um an einem jener Nationalfeste theilzunehmen, die damals in unsern Stämmen das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit wachhalten und die Flamme patriotischer Begeisterung und Opferwilligkeit entzünden mußten, am Frankfurter deutschen Schützenfest. Sorglichen Sinnes hatte er die Mißhelligkeiten verfolgt, die das nationale Unternehmen anfänglich zu schädigen drohten, hatte schon im März in einem mit dem Titelzusatz „Eine kleine Friedenspredigt" versehenen Artikel der A. Allg. Ztg. die Süddeutschen gemahnt, nicht aus Abneigung gegen den Nationalverein und die zu erwartenden „kleindeutsch" gesinnten Gäste im Schmollwinkel sitzen zu bleiben; nun mischte er sich selbst unter die Schützen, die zu Tausenden aus Süd und Nord, aus Oesterreich und aus der Schweiz zusammengeströmt waren, ging im Festzug mit und erprobte, von jeher ein Freund des Waffenspiels und jeder in anziehende Erscheinung tretenden Uebung männlicher Wehrhaftigkeit und Kraft, die Treffsicherheit seines Stutzens im Schießstand. Die Bilder, die sich ihm in diesen Tagen vor das Auge drängten, die Erinnerungen, welche der Wiederbesuch Frankfurts in ihm erweckte, die Ausblicke in die politische Zukunft Deutschlands, die sich ihm bei der Erwägung der Zustände unseres nach Einheit sich sehnenden und in der Frage der Form der Einigung gespaltenen Vaterlandes ergaben, schilderte im vierten, 1863 veröffentlichten Heft der Neuen „Kritischen Gänge" „Ein Schützengang". Das gleiche Heft brachte unter der Aufschrift „Pro domo" eine zumeist gegen Robert Prutz sich kehrende Vertheidigung der Vischer'schen Faustparodie sowie die Studie „Ludwig Uhland", eine von der Wärme des Herzens durchströmte und in das Innerste der menschlichen und dichterischen Individualität dringende Analyse des großen Lyrikers, Forschers und Politikers, zu dessen Ehrung V. bei der Züricher Uhlandfeier im Mai 1863 auch die Festrede hielt. Aber der Bericht über das Frankfurter Schützenfest forderte noch einen Nachklang. V. war nicht der Mann, um zu übersehen, daß in den patriotischen Jubel der Festtage sich auch „Ausbrüche eines oberflächlichen politischen Idealismus und kosmopolitischer Sentimentalität" gemischt hatten, und es war ihm als ein Verstoß gegen den nationalen Tact erschienen, daß man in den Frankfurter Reden die Schweiz auf Kosten Deutschlands maßlos gepriesen hatte. Als nun bei dem schweizerischen Schützenfest in La Chaux de Fonds deutsche Redner wiederholt, der Würde des eigenen Vaterlandes vergessend, den Schweizern Weihrauch streuten, schrieb V. unter dem 3. Aug. 1863 in die Beil. zur A. Allg. Ztg. eine gegen diese „Schmeichelreden" und den Ueberschwall radicaler Phrasen sich richtende scharfe Sittenpredigt, die vom politischen Anstand handelte und in goldenen Worten auch das Ausland erinnerte, daß wir Deutsche „uns in der Politik verspätet haben, weil wir an unserer und der Menschheit innerer Bildung" arbeiteten. Ein Censor, der seines Volkes Bestes wollte, war er der Meinung, es sei den Deutschen nur heilsam, wenn sie unter sich über die Zerfahrenheit und Ohnmacht ihres Vaterlandes klagten und spotteten, es sei aber Selbstwegwerfung, wenn dergleichen vor Fremden und im Ausland geschehe, und so empfindlich war in diesem Punkte sein politisches Ehrgefühl, daß sich auch Richard Wagner in einer

Züricher Gesellschaft wegen eines Ausfalls auf die deutschen Zustände von V. eine Zurechtweisung hatte gefallen lassen müssen. Der Ablauf des Jahres 1863 rollte die schleswig-holsteinische Frage auf. In der Erkenntniß, daß sie „die deutsche Frage in ihrem Schooße berge", verfolgte V. ihre Entwicklung mit dem Eifer seiner Seele und forderte in den Artikeln „Wie weiter?", „Politische Briefe aus der Schweiz", „Nicht nachlassen!", „Die Pause" und „Die Wahrheit unserer Lage", von denen der zweite in der Wiener „Konstitutionellen Vorstadtzeitung", der vierte in der Frankfurter „Süddeutschen Zeitung", die übrigen im „Schwäb. Merkur" veröffentlicht wurden, das energische Eintreten der Großmächte Oesterreich und Preußen für deutsches Recht, das Aufgeben alles Parteihaders, das Standhalten des Bürgerthums und ein engeres Bündniß der süd- und mitteldeutschen Staaten. Inmitten aller dieser aus der leidenschaftlichen Erregung des Tages hervorgegangenen Schriften hatte Vischer's wissenschaftliche und kritische Thätigkeit nicht geruht: im Jan. 1864 zeigte er in der Beil. zur A. Allg. Ztg. Georg Scherer's, mit Holzschnitten von L. Richter und andern geschmückte Sammlung „Deutscher Volkslieder" nebst dem „Illustrirten Kinderbuch" und den „Gedichten" des nämlichen Autors an, und seit dem Sommer 1863 beschäftigten ihn Vorstudien für die nunmehr in Frage gekommene neue Auflage seiner Aesthetik. Ende Mai 1864 folgte in der Beil. zur A. Allg. Ztg. die Anzeige dreier Dramen von Karl Köfting, im März 1865 im gleichen Blatt ein Artikel über das Tübinger Uhlanddenkmal, im Dec. 1865 ebendaselbst eine (ihren Verfasser allerdings späterhin nicht mehr befriedigende) Anzeige von Berthold Auerbach's Roman „Auf der Höhe"; 1866 in der „Zeitschrift für bildende Kunst" eine Besprechung von Julius Meyer's „gediegener" Geschichte der französischen Malerei und im „Schwäb. Merkur" eine Anzeige des von M. P. Planck verfaßten und mit Zeichnungen Joh. Bapt. Pflug's ausgestatteten Buches „Oberschwäbische Zeitbilder". Zwei Mal während des Jahres 1865 hatte V. eine größere Reise unternommen: in der Ostervacanz besuchte er Ulm, Innsbruck, Verona, Venedig (wo er mit den Malern Karl Reichardt und Nerly und dem Bildhauer Borro verkehrte), Bologna, Florenz und Pisa, um von Livorno zu Schiff nach Genua zu fahren und über Turin heimzukehren; im Herbst aber verweilte er im Norden, in hannöverischem Land, in Bremen, Schleswig und im Seebad Sylt. Die Bismarck'sche Politik, in ihren Zielen noch undurchsichtig, hatte sich eben damals der Herzogthümer Schleswig-Holstein für Preußen bemächtigt, und so erfüllen zeitgeschichtliche, wenn auch von Natur- und Kunstschilderungen eingeleitete, Betrachtungen den Bericht über diese Reise, welchen V. unter dem Titel „Ein Gang am Strande" im Frühjahr 1866 im 5. Heft der Neuen „Kritischen Gänge" veröffentlichte. Das nämliche Heft enthält noch einen offenen Brief an den Staatsrath Victor Hehn, die Abwehr eines publicistischen Angriffs, welcher V. Gelegenheit bot, sowol über italienische Volksart als über das politisch verjüngte Italien sich auszusprechen; an vorderster Stelle aber eine im schwersten Panzer wissenschaftlicher Rüstung einhergehende Arbeit: den ersten Theil der Kritik, welche V. an seiner eigenen Aesthetik zu üben für geboten hielt. Denn wenn ihn auch innere Schwierigkeiten über die Aufgabe einer systematischen Neubearbeitung des großen Werkes nicht ins Reine gelangen ließen, so fühlte er sich doch gedrängt, die Punkte zu bezeichnen, an denen er selbst infolge der fortschreitenden Entwicklung seiner Ansichten den von ihm unternommenen Bau für verbesserungsbedürftig erkannt hatte; er wollte aber auch mit der Gegnerschaft, die ihm seit der Veröffentlichung seiner Aesthetik erwachsen war, vorab mit dem Formalismus der Herbart'schen Schule, sich principiell auseinandersetzen, wollte nebenher mit Carriere, als dem Vertreter einer den Theismus betonenden Aesthetik, mit Cherbuliez und Andern einen

kritischen Gang thun. Seine Autorität zu schädigen hatten die gegnerischen Angriffe nicht vermocht; auf die Höhe wissenschaftlichen Ruhmes gelangt, galt V. jetzt als der erste Meister seines Faches, als die erste Instanz im Gebiete der Kritik, und mit Stolz nannte ihn die Schweiz unter ihren akademischen Lehrern. Aber auch das Vaterland, das ihn in die Fremde hatte ziehen lassen, war sich seines Verlustes bewußt geworden, und die Zeichen öffentlicher Ehrung, welche zwischen der Heimath und ihm neue Bande schlingen sollten, begannen sich zu häufen. Schon gegen 1860 war eine Berufung Vischer's nach München in Frage gekommen; 1864 hatte ihn die k. bair. Akademie der Wissenschaften zum Mitglied ernannt, und zu dem Schiedsgericht, das 1866 für die Errichtung des Maximilians-Monumentes bestellt wurde, erbat sich München sein Gutachten. In Württemberg war vom Jahre 1864 ab der Cultminister Ludwig v. Golther bedacht, V. für eine der schwäbischen Hochschulen zurückzugewinnen. Zunächst handelte es sich um eine Berufung auf den kunstgeschichtlichen Lehrstuhl des Stuttgarter Polytechnikums; daneben wurde das Directorium der Stuttgarter Kunstschule für V. ins Auge gefaßt. Aber gegen ein im wesentlichen praktisches Amt hegte dieser Bedenken, und auch ein kunstgeschichtlicher Lehrstuhl war nicht gerade nach seinem Sinn; die Kunstgeschichte hatte sich allmählich zu einer besonderen und reichen Disciplin entwickelt, die einen ganzen Mann forderte, und V. selbst hatte im Cyclus seiner Vorlesungen die Geschichte der Malerei mehr und mehr zurücktreten lassen. So nahm er es nicht schwer, daß schließlich Lübke an das Stuttgarter Polytechnikum berufen wurde. Minister v. Golther bot nun einen Ruf nach Tübingen an; aber mit dem Gedanken, in einer kleinen Universitätsstadt zu leben und zu wirken, konnte sich V. nicht mehr befreunden. Die Verhandlungen, während welcher auch eine Anfrage vom Karlsruher Polytechnikum an V. erging, zogen sich in die Länge, und erst in der Ostervacanz 1866 gelang eine Vereinbarung: V. wurde zum ordentlichen Professor der Aesthetik und deutschen Litteratur an der Universität Tübingen und am Stuttgarter Polytechnikum ernannt, mit der Bedingung, daß er je in der 2. Woche Vorträge in Stuttgart zu halten habe. Es war der sehnliche Wunsch, dem Vaterland mit allen Kräften dienen zu können, war auch das Gefühl der Genugthuung über die ihm von seinen Landsleuten ermöglichte ehrenvolle Rückkehr, was V. bestimmte, aus der schönen Stadt an der Limmat zu scheiden, wo er, gleichzeitig wirkend mit Gottfried Semper, Lübke, Köchly, Bursian, Johannes Scherr, den Ruhm des schweizerischen Bildungswesens erhöht und in freundschaftlichem und gesellig-anregendem Verkehr mit dem Orientalisten Ferd. Hitzig, mit Gottfried Keller, mit dem Theologen Biedermann, dem Juristen Temme, dem Musikdirector Heim, mit Dr. Bach, Huschke, Kaufmann Wesendonck und Andern manche Unbequemlichkeit und Unlust des Tages und auch manchen Kummer vergessen hatte. Im Herbst 1866 siedelte der 59-jährige nach Tübingen über.

Die Anfänge der neuen Existenz erwiesen sich nicht als behaglich. Zwar gewann V. durch einen öffentlichen Vortrag über Goethe's Iphigenie, den er im December 1866 im Königsbau zu Stuttgart hielt, alsbald die Bewunderung und Liebe des hauptstädtischen Publicums, und bei den Vorlesungen am Polytechnikum erfreute ihn nicht nur die Empfänglichkeit der Studirenden, sondern auch die Theilnahme einer großen Anzahl von gereiften Zuhörern, von Männern und Frauen aus den besten und geistig strebsamsten Schichten der Stuttgarter Gesellschaft. Aber das mit seinem neuen Doppelamt verbundene häufige Hin- und Herreisen zwischen zwei Städten wurde dem Vielbeschäftigten, nach Stille und Sammlung Ringenden bald lästig, und ganz unleidlich erschien ihm der

Tübinger Aufenthalt. Eine Aenderung in seinem Anstellungsmodus, dahin gehend, daß er vom Herbst 1867 ab während des ganzen Winters in Stuttgart lesen und nur den Sommer in Tübingen zubringen solle, überhob ihn doch nicht der Mühseligkeit eines sich halbjährlich erneuernden Umzugs. Schon zu Ostern 1867 hatte er sich gesehnt, wieder ein Stück große Welt, wieder „Marmorpaläste“ zu sehen, hatte eine Reise nach Verona, Venedig, Vicenza, Brescia, Mailand und Pavia unternommen. Die innere Erfrischung, die ihm ältere und neuere italienische Kunst und italienisches Theater damals gewährten, spiegelt sich in dem von Geist und Leben sprudelnden Artikel „Durcheinander aus Oberitalien“, den die Wochenausgabe der A. Allg. Ztg. vom Juli 1867 veröffentlichte. Im Herbst 1867 verweilte V. zum Curgebrauch in Baden-Baden, von wo er im September in Gesellschaft des Architekten Leins auf 13 Tage nach Paris ging. „Ueberschwemmte“ ihm die Riesenstadt an der Seine „Sinn und Hirn mit großen und kleinen, schönen und schmutzigen Bildern“, so daß es zu einer nachhaltigen Wirkung des Einzelnen kaum kommen konnte, so senkte der Aufenthalt in Baden-Baden einen Stachel in seine Seele: der hundertfältige Anblick des frivolen, verlotterten und undeutschen Treibens im Spielbad entflammte aufs neue Vischer's Unmuth, und diese Stimmung verlangte einen satirisch-dichterischen Ausdruck. Die „Epigramme aus Baden-Baden“, im November 1867 in Stuttgart anonym veröffentlicht, gingen aus ihr hervor, mächtig tönende Verse von hohem Pathos, durchströmt von Liebe zum Vaterland, von Zorn über entartete Sitte, von Schmerz um die Entzweiung patriotischen Empfindens, das in den Ereignissen der Jahre 1864—1866 das Recht von der Gewalt gebeugt sehen mußte und in der eisernen Hand, die jetzt von Berlin her in die Geschicke Deutschlands eingriff, die Kraft doch achtete. Mit widersprechenden Gefühlen hatte V. auch die Neugestaltung der politischen Verhältnisse jenseits der Alpen verfolgt; aber, ein warmer Freund Italiens, söhnte er sich mit der Thatsache seiner Einigung gerne aus, und der in der Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ im April 1868 veröffentlichte Artikel „Ein internationaler Gruß“ rühmte Benelli's Uebersetzung deutscher Gedichte ins Italienische nicht nur unter dem Gesichtspunkt des Kritikers und Aesthetikers, sondern freute sich ihres Erscheinens auch als einer den Bildungsaustausch zweier höchstbegabter Nationen dienenden Brücke. Begleitete V. so die großen Angelegenheiten des Völkerlebens mit seinem Sinnen und Sehnen, so verschmähte er es dabei keineswegs, auch an den Sorgen und Nöthen des städtischen Gemeinwesens, dem er zugehörte, theilzunehmen und z. B. bei der Wahl eines Platzes für die Stuttgarter Gewerbehalle seine Mitbürger im „Schwäb. Merkur“ zu berathen; verschaffte ihm diese Frage doch die willkommene Gelegenheit, den leitenden Behörden, wie schon früher, zu Gehör zu reden, daß Württemberg aus seiner Hauptstadt ein süddeutsches Culturcentrum machen und zu dem Ende die Landesuniversität nach Stuttgart verlegen solle. Ihm selbst wäre, wenn sich hiezu eine Aussicht geboten hätte, die Wahl, vor die er sich während des Jahres 1868 gestellt sah, minder drückend gewesen. Ein Ruf nach München, auf den Lehrstuhl für deutsche Litteratur am dortigen Polytechnikum, war an ihn ergangen, und der breite und reiche Wirkungskreis in einer Stadt, die sich zur deutschen Kunstmetropole emporgeschwungen hatte, und an einer Hochschule, deren Vorträge zugleich von den Studirenden der Universität besucht werden konnten, mußte für V. ungemein viel Verlockendes haben. Die Verhandlungen, die von München aus durch Bauernfeind, Prantl, Pözl und den Minister v. Schlör geführt wurden, erstreckten sich über eine Reihe von Monaten; im August erfolgte eine förmliche Berufung, aber auch sie fand V. unschlüssig und in schwerem

Ringen mit sich selbst. Erst gegen Ende 1868 entschied er sich: er verzichtete, nachdem der Minister v. Golther hiezu die erwünschte Einleitung getroffen hatte, auf seinen Tübinger Lehrstuhl ganz und blieb in Stuttgart, blieb in der schwäbischen Heimath. Die Pietätspflicht gegen das Land, das seine Zurückberufung aus der Schweiz zur öffentlichen Angelegenheit gemacht hatte, war ihm der ausschlaggebende Factor geworden; eine „Pietätspflicht in großem Stil", deren Erfüllung ihn, wie er an den Verfasser dieser Skizze nachmals schrieb, „niemals reuen konnte". Auch das Gefühl, daß er in „bekanntem, befreundeten Element" bleibe, hatte mitgesprochen. Und mit lauter Freude begrüßte Württemberg seinen Entschluß. Der Dank des Königs kam später: im März 1870 wurde dem Heimathtreuen der mit dem Personaladel verbundene Kronenorden verliehen. V. hat von seinem „von" keinen Gebrauch gemacht, und auch in diesem Falle galt, was der Buchhändler Cotta im J. 1802 an Schiller nach dessen Nobilitirung geschrieben hatte: daß das Diplom durch den geadelt werde, dem es ertheilt wurde.

Oeffentliche Vorträge im Stuttgarter Königsbau hatte V. inzwischen wiederholt gehalten: Ende 1867 sprach er über Shakespeare, im December 1868 „über das Classische und den Stil". Auch mehrere litterarische Arbeiten fallen noch in den Ausgang der 60er Jahre: in den September 1868 eine in den „Blättern für literarische Unterhaltung" veröffentlichte Anzeige von Karl Planck's Buch über Jean Paul, die, über ihre nächste Aufgabe hinausgreifend, die deutsche Nation wieder erinnerte, welchen nicht erschöpften Schatz sie an den Schriften des großen Humoristen besitze, der „ein Kauz", „ein Querkopf" „und doch ein Fürst an Geistesmacht war, unendlich reich an Kräften"; in den December 1869 aber der in der Beil. z. A. Allg. Ztg. veröffentlichte Artikel „Die Rottmann-Fresken in München", der für die Erhaltung oder Rettung der von V. längst hochgeschätzten und geliebten Gemälde ein dringliches „Fürwort" einlegte. Nebenher schrieb V., dem es lebenslang Herzenssache war, die vielgestaltige Rohheit und Gefühllosigkeit der Menschen gegen die Thiere zu bekämpfen, im „Schwäb. Merkur" einen Artikel über Hunde- und Pferdequälereien, die er in Stuttgart beobachtet hatte. Im Frühjahr 1870 verbrachte er mehrere Wochen in Bologna, Florenz, Ferrara, Venedig und Meran; nach Stuttgart zurückgekehrt, schrieb er für die Cotta'sche Deutsche Vierteljahrschrift eine Anzeige des aus 6 Vorträgen bestehenden Buches von D. Friedr. Strauß über Voltaire, eine bewunderungswürdig feine und einsichtsvolle Analyse des großen französischen Publicisten. Aber diese Arbeit zu vollenden, war ihm schwierig geworden; denn schon bestürmten die politischen Ereignisse des Sommers 1870 seine Seele. Die Artikel „Elsaß und Lothringen", „Der erste bittere Tropfen" und „Der zweite Akt unseres Krieges", in der Beil. zur A. Allg. Ztg. 1870 und 1871 veröffentlicht, gaben die gehobene, hoffnungsreiche und doch wieder sorgenvolle Stimmung kund, die ihn während dieser Monate erfüllte. Die Beredsamkeit und die Leidenschaftlichkeit eines Demosthenes sprechen aus diesen Artikeln: V. fordert unter Formulirung des Satzes „Straßburg und Metz her, und die Mainlinie weg!", daß Deutschland, von Scrupeln und falschen Erwägungen unbeirrt, das ihm von Frankreich einst geraubte und nun mit den Waffen wiedereroberte Land behalte; er schilt das Uebermaß von Ehre, das man dem gefangenen Kaiser der Franzosen, dem Urheber des Krieges, erweise, er bekämpft die damals vom „neutralen" Ausland wie von demokratischer Seite verfochtene Meinung, daß Deutschland nach dem Siege von Sedan mit der französischen Republik einen mit Geldentschädigung sich begnügenden Frieden schließen solle, und zeichnet in scharfen Strichen die Sinnesart Napoleon's III., der ihm von jeher als innerlich haltlos, als „croupier" erschienen war, wie die dunklen Schatten im französischen Nationalcharakter. Bei

den Neuwahlen für den württemb. Landtag im November 1870 vom Bezirk Vaihingen als Candidat der deutschen oder nationalen Partei aufgestellt, um für den Anschluß Württembergs an den Nordbund auch in der Kammer zu wirken, hielt V. mehrere Wahlreden (von denen die eine bei Gebrüder Mäntler in Stuttgart, die andere, die Anrede auf dem Rathhaus in Horrheim, im Enzboten gedruckt wurde), unterlag jedoch gegen den Demokraten Hopf. Am Geburtstag des Königs hielt V. die Festrede im Polytechnikum; nun aber ließ es ihm, dessen eigener Sohn im Felde stand, zu Hause keine Ruhe mehr, es drängte ihn, die Stätten des großen Krieges zu sehen. Im April 1871 verweilte er in Straßburg und Vitry, fuhr von Epernay in Begleitung Dr. Leisinger's nach Pantin, Nogent, Brie und Champigny bei Paris, während aus der belagerten Stadt die Kanonen und Mitrailleusen ihr Feuer spieen, und besuchte von Nancy aus die Schlachtfelder von Metz, Saarbrücken, Weißenburg und Wörth. Die durch den Willen des Volkes, durch die Staatskunst Bismarck's und die militärischen Großthaten unseres Heeres herbeigeführte Wiederaufrichtung des deutschen Reiches war auf Vischer's politische Ansichten nicht ohne Einfluß geblieben; er fand sich in die Abtrennung Oesterreichs und sagte sich von der großdeutschen Idee los. Ein „offener Brief“ an den Redacteur der Wiener „Deutschen Zeitung“, Dr. Ludwig Speidel, vom December 1871 datirt, gab von dieser Wandlung Vischer's Rechenschaft und zog das Facit seines politischen Verhaltens und Denkens. Setzte er sich hier in Wahrung des eigenen Gewissens mit Parteidoctrinen, mit Preußens Schuld auseinander, so schilderte der von hoheitsvoller und männlicher Gesinnung getragene Vortrag „Der Krieg und die Künste“, den V. zu Anfang März 1872 im Stuttgarter Königsbau hielt, den Krieg, insofern dieser als Erscheinung und als ethisch-bewegende Macht der Kunst, der Phantasie, der ästhetischen Anschauung Stoff gebe. Das Thema galt dem Krieg im allgemeinen; da jedoch der Kampf gegen den Erbfeind Frankreich noch in unmittelbarer Erinnerung war, so ergab es sich von selbst, daß der Redner freudig des Glückes gedachte, die nationale Erhebung und Einigung der Deutschen, die Verwirklichung „des Traumes und des Sehnens seiner Jugend, seiner Mannesjahre“ erlebt zu haben. Den schönsten, anmuthendsten Nachhall aus großer Zeit aber brachte eine schlichte, von den Geistern des Humors umspielte Dichtung Vischer's, die in dem jetzt zum Epiker, zum Volksdichter veredelten Schartenmayer einen überaus liebenswürdigen Typus schuf: „Der deutsche Krieg 1870—71, ein Heldengedicht aus dem Nachlaß des seligen Philipp Ulrich Schartenmayer herausgegeben von einem Freunde des Verewigten“. Sie erschien in 1. Auflage 1872 bei C. H. Beck. Im December des gleichen Jahres sprach V., die Herzen aller Hörer bewegend, die Gedächtnißrede bei der Enthüllung der Ehrentafel der im französ. Kriege gefallenen Stuttgarter Polytechniker.

In das letzte Viertel des Jahres 1873 fällt noch ein Blaubeurens freundlich gedenkender Artikel Vischer's im „Staatsanzeiger für Württemberg“ sowie die Herausgabe des 6. und letzten Heftes der Neuen Folge der „Kritischen Gänge“. Dasselbe brachte unter Wiederabdruck der Artikel über Planck's Jean Paul und die Rottmannfresken und des Offenen Briefes an Speidel als neue Stücke den Schluß der Selbstkritik der Aesthetik und einen Artikel über D. Friedr. Strauß' Buch „Der alte und der neue Glaube“. Die Kritik der Aesthetik, eine wiederum in die verwickeltsten und schwierigsten Denkprobleme führende Untersuchung, setzt zu Gunsten der „Gehaltsästhetik“ den Kampf gegen die formalistische Schule fort, wobei die Theorie Robert Zimmermann's im einzelnen geprüft und zurückgewiesen wird, nimmt zu den Ansichten Lotze's, Schasler's, Köstlin's Stellung und versucht neue Ansätze für die wissenschaftliche Grundlegung des Schönen. Der Artikel über Strauß' „Alten und neuen Glauben“ legt einige Schwächen

dieses Buches bloß, ohne zu verhehlen, daß V. „jeden neuen Stoß“, der vom Verfasser gegen das Gebäude der christlichen Dogmen geführt werde, als einen weiteren Schritt zum Heile begrüße. Strauß starb im Januar 1874, zu Vischer's Schmerz mit dem alten Freunde und Kampfgenossen entzweit, weil ihm dieser die volle Zustimmung zu dem Buche versagt hatte; erkrankt und verbittert, hatte Strauß es abgelehnt, eine ihm von V. handschriftlich vorgelegte Beurtheilung des „Alten und Neuen Glaubens“ zu würdigen. Die tiefe Gemüthserregung, in welche diese Vorgänge V. versetzten, mußte sich noch steigern, als im März 1874 aus den Kreisen, welche die Liebe auf den Lippen zu führen pflegen, gegen den Studiendirector Gustav Binder, der am Grabe des großen theologischen Kritikers gesprochen hatte, eine gehässige Glaubenshetze inscenirt wurde. In Erinnerung an seine eigenen Erlebnisse und zu neuer Wahrung der Rechte der geistigen Bildung schrieb V. jetzt „in Sachen des Angriffs gegen Director v. Binder“ einen geharnischten, mit der Kraft Lessing's die Zuchtruthe schwingenden Artikel in die Beilage zur A. Allg. Ztg. Aber auch mit der von Strauß' letzter Schrift verkündigten Weltanschauung sich in wissenschaftlicher Einläßlichkeit auseinanderzusetzen, fühlte er noch einmal das Bedürfniß, und die von Karl Gustav Reuschle zur Erinnerung an Strauß verfaßte Schrift „Philosophie und Naturwissenschaft“ bot ihm hiezu Gelegenheit. Die Besprechung, die er ihr in der Jenaer Literaturzeitung vom Jahre 1874 zu Theil werden ließ, führte zu einer bedeutsamen Darlegung von Vischer's eigener philosophisch-religiöser Weltanschauung. Indem sie das geschichtliche Verdienst des abgeschiedenen Ludwigsburger Freundes strenge abwägt, erkennt sie als dessen größte, den Ruhm eines Entdeckers ihm verbürgende That die kühne Anwendung des Mythusbegriffes auf die Gesammtheit der Wundererzählungen des Neuen Testamentes, während sie (im Gegensatz zu Reuschle) die Art, wie Strauß die Ergebnisse der neueren Naturwissenschaft einschließlich der Descendenztheorie Darwin's in die Philosophie herübergenommen habe, nicht als eine vor der philosophischen Kritik stichhaltende Leistung gelten läßt. Zur Begründung dieses Urtheils prüft V. die von der modernen Naturwissenschaft für die Erklärung des Weltganzen in Anspruch genommenen Begriffe Atom, Materie, Kraft, mechanische Causalität; er zeigt mit der kritischen Schärfe des philosophischen Kopfes die Widersprüche auf, in welche sich die Naturwissenschaft und mit ihr Strauß bei der Anwendung derselben auf die Frage des Welträthsels verwickeln, und stellt dem materialistischen Monismus einen idealistischen Monismus, einen „Geistmonismus“ gegenüber. Zu ihm bekennt V. sich selbst; es ist die Ansicht, daß der Geist das *ὕστερον πρότερον* der Materie sei, daß der aus dem Schoße der Natur aufsteigende, in ihren höchsten Organisationen als Empfindung, Seele, Bewußtsein wirkende Geist in der Natur schon von unten auf, schon von Anfang an, obwol latent, vorhanden sein müsse, daß nicht der Geist die Maske des Stoffes, sondern der Stoff die ewig wechselnde Maske des Geistes sei, der somit als die eigentliche Potenz des Welträthsels erscheine. Daß das menschliche Erkennen auch hiebei vor einem letzten Dunkel, einem Geheimniß stehe, verhehlt V. sich nicht; aber jeder andere Versuch, die Einheit der Welt zu erfassen, führe zum Materialismus oder doch zu einem inconsequenten, den Geist nicht begreifenden Monismus, und der Mysticismus jenes Geheimnisses bleibe auch der reinen, ganz mythenfreien Religion. Die Religion, erklärt V., sei Abhängigkeitsgefühl gegenüber dem Universum, dem Unendlichen, und aus diesem Abhängigkeitsgefühl fließe der Schauer des Einzelnen, der sich bewußt sei, daß er nie alles umfassen oder begreifen könne; aber das Wesen der Religion sei hiemit nicht erschöpft, vielmehr gehöre zu ihm eine reale, sittliche Erschütterung des ganzen Menschen: „Religion ist das Thauwetter des Egoismus. Religiös ist die Seele in jedem Momente, wo

sie von dem tragischen Gefühle der Endlichkeit alles Einzelnen durchschüttert, durchweicht, im Mittelpunkt des starren, stolzen Ich gebrochen wird und aus der Welt von Trauer, die in diesem Gefühle liegt, durch den einen Trost sich rettet: Sei gut! lebe nicht dir, sondern dem herrlichen Ganzen! diene ihm! fördere! wirke treu und wäre es im kleinsten Kreise!" Der Schluß des Artikels verweist auf die Philosophie Karl Planck's. Die Stellung, welche V. als gereifter Denker, auf der Höhe seiner philosophischen Einsicht dem Hegelianismus gegenüber einnimmt, ist nun gekennzeichnet: abgethan ist für ihn Hegel's logische Weltconstruction, aber Pantheist ist V. geblieben, und als ewige Wahrheit des Hegel'schen Denkens gilt ihm die Lehre, daß „die Welt in ihrem Wesen lebendiger Proceß und nichts anderes ist". (Vergl. den mit Zusätzen versehenen Wiederabdruck des Artikels in Heft 3 von „Altes und Neues" und Neue „Kritische Gänge", Heft 6, S. 209.) In eine Erörterung der letzten philosophischen Fragen läuft auch die in die Tiefen des Seelenlebens das Senkblei werfende Studie „Der Traum" aus, mit der V. in der Beil. zur A. Allg. Ztg. Johannes Volkelt's Schrift „Die Traumphantasie" begleitete. Indem sie das unbewußte Schaffen des Traumes mit dem Schaffen der Natur vergleicht, eröffnet sich auch hier der Blick auf das „Grundproblem der Spaltung des ewig Einen in die Natur und den Geist und ihres ewigen sich Suchens und niemals völligen Wiederfindens": „das ewige Räthsel bleibt so gewiß bestehen, als die Nothwendigkeit, ewig danach zu forschen".

Mit einem in der Beil. zur A. Allg. Ztg. vom J. 1874 veröffentlichten Essay über Gottfried Keller, einer für die Erkenntniß der Größe des schweizerischen Dichters bahnbrechenden Arbeit, war V. inzwischen zu seiner eigentlichen Domäne, zum ästhetisch-kritischen Gebiete zurückgekehrt. Noch im gleichen Jahr gab er der „Gegenwart" eine Schilderung seines Lebensganges, eine fesselnd geschriebene, die Marksteine seiner geistigen Entwicklung verzeichnende, zumal bei den Jugendjahren länger verweilende Skizze. Im Juni 1875 starb Ed. Mörike. Der „Nachruf", den V. am Grabe des Freundes sprach, gehört gleich der Rede, die er fünf Jahre später bei der Enthüllung des Stuttgarter Mörikedenkmals sprach, zum Schönsten, was wir von ihm besitzen: wie mit leise nachrückendem Silberstift ist die dem herrlichen schwäbischen Lyriker eigenthümliche Geisteswelt gezeichnet, und der Hauch der Empfindung durchzittert jedes Wort. Der Herbst 1875 führte V. zum achten Mal nach Italien. Drei Jahre zuvor hatte er über Brannenburg und Innsbruck den Weg über die Alpen angetreten, um Mailand, Genua, Spezzia, Carrara, Florenz, Rom, Venedig zu besuchen; diesmal ging die Reise ins Pusterthal, nach Ampezzo, Cadore, nach dem italienischen Bad Recoaro, nach Venedig und Trient. Von den Reiseeindrücken, vom Aufenthalt in Recoaro und den Thierquälereien, die dem Besucher die Erholung dort vergällten, erzählte bald nachher Vischer's in der Beil. zur A. Allg. Ztg. veröffentlichter Artikel „Ein italienisches Bad". Dem gleichen Thema, dem Schmerz und der Entrüstung über menschliche Mitleidslosigkeit, gelten die Artikel „Ein Wort weiter für die Thiere" und „Noch ein Wort über Thiermißhandlung in Italien", welche V., der Thierfreund, gegen Ende 1875 in das Stuttgarter „Neue Tagblatt" und in die A. Allg. Ztg. gab. Eine der am schwersten wiegenden Arbeiten Vischer's hatte der Sommer 1875 gezeitigt: die bei Meyer und Zeller verlegte Schrift „Göthe's Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts". Es ist das geistvollste Buch, welches die gesammte Faustlitteratur hervorgebracht hat, eine Analyse der unsterblichen Dichtung und des Goethe'schen Genius, wie sie nur aus der innigen Verbindung von philosophischem Tiefblick, kritischem Scharfsinn, künstlerischem Empfinden und reifster Welt- und Lebenskenntniß hervorgehen konnte.

In Vischer's autobiographischer Skizze wird daran erinnert, daß, wer alt werde, die Klage um hinwegschwindende Lebensgefährten oft wiederholen müsse. Wohl umgab ihn in Stuttgart noch immer ein großer Bekanntenkreis: von Familienangehörigen lebte dort seit 1870 als Bibliothekar des Königs Vischer's Neffe Wilhelm Hemsen, und in freundschaftlichem Verkehr stand er mit dem Oberstlieutenant Wilh. v. Wolff, mit Ludwig Notter und dessen Hause, mit dem Studiendirector Binder, mit Max Planck und manchem Andern. Aber mehr und mehr hatten sich die Reihen der Vertrauten doch gelichtet; schon lange war Christian Märklin todt, und nun starb, im J. 1876, August V., in dessen Pfarrhaus zu Gingen der Bruder oft gerastet hatte. Schloß sich V. zu näherer und dauernder Beziehung nur an Wenige an, so bedurfte seine lebendige, mittheilsame Natur der geselligen Ansprache doch um so mehr, als er häuslich vereinsamt war; denn seit seiner Uebersiedlung nach Zürich hatte er von der Gattin getrennt gelebt, und diese war 1871 in München gestorben. Sein Innerstes stählte ihm gegen die Bitterkeiten des Lebens unermüdliches Arbeiten; er richtete sich nach dem Satze ein: „nulla dies sine linea!“, und das beginnende Greisenalter fand ihn so thätig wie er in den Tagen der Jugend gewesen war. Ein Artikel in der Beil. zur A. Allg. Ztg. vom 1. Mai 1877, der mit dem bei uns eingerissenen Unfug der Nahrungsmittelfälschung, mit der Gewinn- und Genußsucht des gegenwärtigen Geschlechtes ins Gericht geht, eröffnet die Reihe seiner späteren Arbeiten. Im November 1877 schrieb V. das Vorwort zu der aus dem Nachlaß des Ministers v. Golther herausgegebenen Schrift „Der moderne Pessimismus“, wobei er, wie schon in seinem Faustbuch, der von Schopenhauer und Ed. v. Hartmann vertretenen Lebensanschauung entgegentrat; im März 1878 folgte in „Nord und Süd“ der Artikel „Wieder einmal über die Mode“, der, erweitert und vertieft, unter dem Titel „Mode und Cynismus“ im November 1878 als besondere Schrift bei K. Wittwer in Stuttgart wieder gedruckt wurde, eine stahlscharfe, witzreiche und Vischer's schöpferische Sprachkraft glänzend bezeugende Philippika für guten Geschmack und gute Sitte wie gegen die Prüderie. Kurz zuvor hatte V. die Welt mit einem epischen Werke überrascht, mit dem im October 1878 bei Hallberger veröffentlichten (einer buchhändlerischen Unsitte gemäß auf das folgende Jahr vorausdatirten) Roman „Auch Einer“, einer höchst eigenartigen, den Namen des Autors und seines Helden Albert Einhart oder „A. E.“ mit dichterischer Unsterblichkeit krönenden Schöpfung. Denn wie der Grundgedanke dieses Romans — der leidvolle, aus dem Komischen ins Tragische umschlagende Kampf einer geistig hochgespannten, willensbewußten, sittlich vornehmen und mit feiner Empfindlichkeit ausgestatteten Menschennatur gegen die irrationale und störende Macht des Zufalls und der tausend kleinen Uebel des täglichen Lebens — eine geistreiche Idee von bleibender Wahrheit ist, so packt und fesselt den Leser auch die Ausführung: der halbbarock gezeichnete Träger der Idee ist eine wahre und warmen Antheil erweckende Individualität, und das dem Durchschnittspublicum freilich schwerverständliche Werk gießt einen mächtigen Strom von Gedanken, von Lebensweisheit und von Humor aus. Wieder zurückgekehrt zu wissenschaftlicher Thätigkeit, gab V. im Frühjahr 1879 in die Zeitschrift „Im neuen Reich“ eine Charakteristik des nicht lange zuvor verstorbenen Professors und Inspectors des Stuttgarter Kupferstichcabinets Ludwig Weisser, die, an Wintterlin's Nekrolog anknüpfend, die sachkundige und aufopfernde Thätigkeit des trefflichen Mannes schilderte und über Richtungen und Methoden der modernen Kunstgeschichte zu urtheilen Veranlassung nahm. Ein anderer Artikel vom Jahre 1879, in Westermann's Monatsheften veröffentlicht, befaßte sich mit dem italienischen Bildhauer Luigi Borro; den übrigen Theil dieses Jahres füllten Fauststudien aus. Nebenher schrieb V. in das Stuttgarter „Neue Tagblatt“

über „Podoböotismus oder Fußflegelei auf der Eisenbahn"; gleich Justus Möser zu jeder Zeit „φιλόνομος" und auch im Kleinen auf die Förderung der öffentlichen Wohlfahrt bedacht, bekämpfte er in diesem Artikel eine Reise-Unart, zahlte auch in einem zweiten, im Januar 1880 folgenden und „Podoböotismus, Punch und Reichskanzler" betitelten den Spott, mit welchem das englische Witzblatt entgegnet hatte, in gebührend derber Münze heim. Im Juni 1880 erschien (bei Bonz) das erste Heft von „Altes und Neues". In dieser Sammlung vereinigte V. von jetzt ab, wie früher in den „Kritischen Gängen", eine Auswahl älterer, in Zeitschriften gedruckter Artikel und Abhandlungen mit noch unveröffentlichten Arbeiten unter Beifügung von mancherlei Vorbemerkungen, Zusätzen und Nachbemerkungen. So bringt die aus den „Jahrbüchern der Gegenwart" wiederholte Schilderung eines Abschnittes der griechischen Reise als Zusatz Vischer's „Ritt von Lamia auf den Othrys"; dem Artikel über Gavarni und Töpffer schließt sich eine Studie über neuere Caricatur („Fliegende Blätter", Ille, Busch, Oberländer u. A.) an, wobei des öfteren principielle Fragen erörtert und neuere Kunstrichtungen überhaupt, Liebermann, Makart u. s. w. gestreift werden; der Artikel „Ein malerischer Stoff" verweist in einem Zusatz auf Tobias Stimmer, die Traumstudie erinnert in einem Nachwort an Karl Planck. Beigedruckt ist der Nachruf an Mörike's Grab nebst der Rede bei der Einweihung seines Denkmals. Das zweite Heft von „Altes und Neues" erschien 1881; es wiederholt und erweitert die Studie über Gottfried Keller, wobei auch Konrad Ferdinand Meyer's gedacht wird, wiederholt unter Beigabe einer Vorbemerkung, die zur Frage der Vivisection Stellung nimmt, die Artikel „Ein italienisches Bad" und „Noch ein Wort über Thiermißhandlung in Italien"; die andere Hälfte dieses Heftes bringt eine umfangreiche und schwergerüstete Abhandlung, deren erster Theil schon in der „Deutschen Revue" vom Jahre 1880 erschienen war. Sie ist betitelt „Zur Vertheidigung meiner Schrift: Göthe's Faust" und dient der Abwehr von Einwürfen und Mißverständnissen, welche dieses Buch erfahren hatte, und der kritischen Auseinandersetzung mit den neueren Faustschriften von Oswald Marbach, Schröer, G. v. Löper, Franz Dingelstedt, Kuno Fischer, Julian Schmidt, Karl Biedermann, W. Gwinner, auch W. Scherer. Für den deutschen Schulverein in Oesterreich setzte V. im Württembergischen Staatsanzeiger vom Juni 1881 die Feder ein; im October des gleichen Jahres veröffentlichte er unter Hinzugabe eines den Verderb der Moral geißelnden Vorworts in der „Gegenwart" eine Verdeutschung mehrerer Sonette des Italieners Giovanni Rizzi. Eine Reise nach dem südlichen Tirol und nach Italien, der zehnte und letzte Besuch, den V. dem gelobten Lande der Schönheit gemacht hat, fällt dazwischen: sie führte von Trient nach Toblino, Pinzolo, Tione, Brescia, Mailand, Venedig, Udine, Tarvis und Villach. Zu Weihnachten 1881 erschienen (bei Hallberger) Vischer's „Lyrische Gänge", eine seit 1879 geplante und vorbereitete Auswahl seiner im Laufe von mehr als 50 Jahren entstandenen Gedichte: Gedankenpoesie, Rhapsodien, Balladen, gnomische Gedichte, aber dazwischen auch rein lyrische Perlen. Merkwürdig genug, daß die Neigung zu dichterischem Schaffen, früher zurückgedrängt durch die wissenschaftliche Thätigkeit, nun bei dem Hochbetagten die Oberhand gewonnen hatte; selbst die immer und immer wieder auftauchende Frage einer Umarbeitung seiner Aesthetik rückte ihm aus dem Gesichtskreis, seit er in der Sammlung, Ordnung und Vermehrung seiner „Lyrica" die größere Befriedigung empfand. Doch getheilt zwischen dem Musendienst und wissenschaftlichen Arbeiten blieb auch fernerhin sein Leben. Das Jahr 1882 erheischte zunächst die Erfüllung einer Pietätspflicht: im Februar starb Berthold Auerbach, und V., der ihm befreundet war, sprach an seinem Grabe in Nordstetten einen aus dem Geiste der Liebe wie der

Wahrheit stammenden Nachruf. Im Frühjahr 1882 erschien das dritte und letzte Heft von „Altes und Neues". Es wiederholte, da und dort kleine Zusätze beifügend, die Artikel über Alfred Rethel, Ludwig Weisser und Benelli, wiederholte auch den Artikel über Strauß' Voltaire; mit einem größeren, eine culturgeschichtliche Schrift des mit V. von Ulm her befreundeten Obersten Jul. Ernst Günthert berücksichtigenden Zusatz erschien der Artikel „Oberschwäbische Zeitbilder" wieder, mit wesentlichen Erweiterungen die Studie über Reuschle's Schrift, mit etwas umständlichen, aber wegen ihrer Bemerkungen über den „Culturkampf" belangreichen Anhängseln der unter dem Titel „Die vorläufig letzte Handlung des deutschen Reichskanzlers" veröffentlichte Aufsatz (in „Altes und Neues" zusammen mit den Podoböotismus-Artikeln unter der Aufschrift „Publizistisches" gedruckt); den Schluß des Heftes bildet die wiederabgedruckte und mit einem Zusatz über den „Auch Einer" versehene Skizze „Mein Lebensgang". Eine launig geschriebene und doch ernste, von Vischer's so gesund als fein organisirtem Sprachsinn und Sprachgehör geforderte Klage und Vermahnung in Sachen der Rechtsprechung brachte die „Gegenwart" vom Octbr. und Novbr. 1882: die Artikel „Leiden des armen Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland" und „Zum Schutz der Schutzrede für das R". Für die Rottmann-Fresken, deren Restaurirung keine durchgreifende Hülfe gebracht hatte, trat V., jetzt in den „Münchener Neuesten Nachrichten" vom October, zum zweiten Mal ein. Der Rest des Jahres reifte eine um ihrer Gedankenfülle, ihrer Einsicht und Urtheilsmilde willen höchst anziehende Studie: Betrachtungen über Goethe's Vers und Sprache und über sein Verhalten zum Ethischen, als „Kleine Beiträge zur Charakteristik Goethe's" veröffentlicht im Goethe-Jahrbuch auf 1883. Kaum hatte V. von dieser Arbeit „aufgeathmet", so unterzog er sich, zu Anfang 1883, einer von Frankfurt aus an ihn ergangenen Bitte, zu einem Concert für die Ueberschwemmten des Rheinthals einen Prolog zu dichten. Im Januar 1884 sprach er, mit den Manen des Jugendfreundes sich aussöhnend, in Worten, die das Gefüge von Erz haben, die Rede bei der Enthüllung der Gedenktafel am Geburtshause von Strauß in Ludwigsburg. Wenige Monate nachher erschien Vischer's Lustspiel „Nicht Iª", in schwäbischem Dialekt geschrieben, aus der Erinnerung an alte Zeiten geschöpft, in den Schilderungen schwäbischer Stammesart, schwäbischen Pfarrhauslebens voll ergötzlichen Humors; es wurde auf einem Stuttgarter Liebhabertheater aufgeführt und, mit Anmerkungen über den schwäbischen Dialekt versehen, bei Bonz gedruckt. Eine Recension der Schillerbiographie des Unterzeichneten, für die Beil. der Münchener „Allgem. Ztg." verfaßt, und die Neubearbeitung der Dichtung „Faust. Der Tragödie dritter Theil" nahmen V. während des Jahres 1885 in Anspruch; daneben beschäftigten ihn die Fremdwörterfrage und eine neue Satire auf den Schluß des Goethe'schen Faust „Höchst merkwürdiger Fund aus Goethe's Nachlaß: Einfacherer Schluß der Tragödie Faust. Mitgetheilt vom redlichen Finder" (gedruckt in Stettenheim's „humoristischem Deutschland" vom Jahre 1886). Die neue Auflage des „Faust. Der Tragödie dritter Theil", verlegt auf das Jahr 1886 bei Laupp, zeigt der ersten gegenüber zahlreiche Erweiterungen und Veränderungen: der Culturkampf ist mithereingezogen, die Derbheiten der älteren Fassung sind zum Theil gemildert, und ein Nachspiel geißelt in den drei ersten Auftritten die Auswüchse und Verirrungen der Goethephilologie, während der vierte Auftritt der von den Mängeln des zweiten Fausttheils unbeirrten enthusiastischen Bewunderung Vischer's für Goethe das Wort leiht. In Zeitschriften hatte V. inzwischen ab und zu kleine Gedichte gegeben, denen sich 1886, als Manuscript gedruckt, ein Sonettenkranz anreihte, ein Product scherzender und liebreicher Laune: „Die erste Kunstschöpfung der Enkelin in Sonetten verherrlicht vom Großvater". Wieder ins Weite blickend schrieb V. für die Zeitschrift „Vom Fels zum Meer"

vom Jahre 1886 eine Anzeige von Eduard Engel's Buch „Griechische Frühlingstage"; die Erinnerungen, die ihn selbst mit dem Lande des Sophokles und des Phidias verknüpften, traten ihm dabei wieder vor die Seele und ließen ihn zugleich bei den Geschicken der Neugriechen theilnehmend verweilen. Und nun rückte die Sonne seines Lebens abwärts. Aber auch ihr Niedergang war noch prächtig. Die beiden letzten Schriften, welche V. veröffentlichte, haben den Werth von Vermächtnissen. Der prosaischen Form, der Wissenschaft, gehört die eine, eine Dichtung ist die andere. Mit jener, der zu Eduard Zeller's 50jähr. Doctorjubiläum 1887 verfaßten Festschrift „Das Symbol", leistete V., geistesfrisch bis ins höchste Alter, noch einmal der Aesthetik einen Dienst. Eine Widmung von außerordentlicher Schönheit, von gehaltener und doch überquellender Wärme geht ihr voran: sie gilt dem alten Freunde und Kameraden, dessen Lebensarbeit in einer der Größe des Gegenstandes entsprechenden Weise gezeichnet wird. Die Dichtung aber, das im April 1887 vollendete und für eine Aufführung am Stuttgarter Hoftheater bestimmte „Festspiel zur Uhland-Feier", offenbarte noch einmal die Hoheit der Gesinnung, die V. beseelte, seine Humanität, den Reichthum seines die Heimath, das Vaterland und die Menschheit mit gleicher Liebe umspannenden Herzens. Es war der Ausdruck des Dankes für tausendfältig gespendetes Brot des Geistes, als die schwäbische Hauptstadt und mit ihr Württembergs und Deutschlands wissenschaftlich gebildete Kreise sich rüsteten, den 80. Geburtstag Vischer's festlich zu begehen, als Freunde und ferner Stehende den anfänglich Widerstrebenden bestimmten, in eine Jubiläumsfeier zu willigen. Das Fest fand am 28. und 30. Juni in Stuttgart statt; gelehrte und städtische Körperschaften, Amtsgenossen und Schüler, Studenten und Künstler vereinigten ihre Huldigungen, König Karl überschickte das Komturkreuz des Friedrichordens, beim Festbankett wurde eine von Donndorf gefertigte Büste Vischer's dem Jubilar übergeben. Zwei Monate nachher, zu Beginn der Herbstferien, suchte V. Erholung in den Bergen. Ueber München, wo er immer gerne Aufenthalt genommen hatte, reiste er nach Miesbach und von dort, an einem Magenübel plötzlich schwer erkrankt, nach Gmunden am Traunsee. Er sollte in die Heimath nicht mehr zurückkehren: am 14. September 1887 starb V. in Gmunden, umgeben von den Seinigen, von seinem aus Italien herbeigeeilten Sohne, von seiner Schwiegertochter Helene, geb. Flattich, und deren Eltern. Ein an Kämpfen und an Siegen ungewöhnlich reiches Leben hatte in Euthanasie geendet. Das Begräbniß erfolgte mit allen geziemenden Ehren am 17. September auf dem evangelischen Friedhof in Gmunden.

Vischer's Züge sind uns erhalten in einem Oelgemälde von Emilie Weisser, einer Zeichnung von Camilla Zach, einem Stich von W. Krauskopf, in Büsten von Donndorf und König; aus seiner Knabenzeit stammt ein von Ludovike v. Simanowiz gemaltes Bildniß. Ein bescheidenes Denkmal, die von Donndorf in Marmor wiederholte Büste, schmückt seit dem 30. Juni 1889 den Vorgarten des Polytechnikums zu Stuttgart. Mit der Herausgabe des Nachlasses ist Vischer's Sohn, Prof. Robert V., beschäftigt. Bis jetzt sind erschienen: 1) In Westermann's Ill. deutschen Monatsheften vom Juni 1889 ein Aufsatz „Zur Sprachreinigung", Fragment, aber zu dem Einsichtvollsten zählend, was in der Fremdwörterfrage geschrieben wurde; 2) „Altes und Neues. Neue Folge", 1889 bei Bonz. Diese Sammlung enthält die auf Hebbel, Mörikofer, Rizzi, Ed. Engel und die Schillerbiographie des Unterzeichneten bezüglichen Artikel, die Aufsätze über den Buchstaben R und „Durcheinander aus Oberitalien", die Rede zum Schillerfeste, den Nachruf an Auerbach, die Gedenkrede für Strauß, die „kleinen Beiträge zur Charakteristik Goethe's", die Schrift über das Symbol und Aphorismen. 3) „Allotria", 1892 bei Bonz, eine Sammlung von Dichtungen Vischer's

aus seiner frühesten, mittleren und spätesten Zeit. 4) „Das hohe Epigrammlied auf Herrn Schlock's rote Nase", in Band IX der „Deutschen Dichtung", aus Vischer's jüngeren Jahren stammend, später vermehrt. — Viele der kleineren Arbeiten Vischer's sind noch ungesammelt. Was er selbst in „Altes und Neues" und in der „Neuen Folge" der „Kritischen Gänge" vereinigte, ist gelegentlich bemerkt worden; in den älteren „Kritischen Gängen" finden sich die Aufsätze über „Strauß und die Wirtemberger", Zur Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle, über Overbeck, Rambour, Hallmann, Mörike, Herwegh, über die (ältere) Faustlitteratur, der Plan zu einer neuen Gliederung der Aesthetik und, wie erwähnt, der Vorschlag zu einer Nibelungen-Oper. Die Epigramme aus Baden-Baden, 1870 in 2. Aufl., und der „Deutsche Krieg", 1878 in 5. Aufl. erschienen, sind in der Sammlung „Allotria" mit abgedruckt, die „Lyrischen Gänge" sind 1889 in 2., verm. Auflage, Faust III 1889 in 4. Aufl., der „Auch Einer" 1893 in 6. Aufl. erschienen. Die 2. und 3. Aufl. des „Auch Einer" weisen gegen die erste kleine Veränderungen auf.

Eine Gesammtcharakteristik hat von Vischer's Stellung der Aesthetik den Ausgang zu nehmen. Zwar erschöpft sich seine Bedeutung keineswegs innerhalb einer Fachwissenschaft oder des wissenschaftlichen Gebietes überhaupt, und eine gerechte Bemessung seines Verdienstes um die Aesthetik fällt um so schwieriger, als er selbst in der zweiten Hälfte seines Lebens den stolzen System-Bau, den er in der ersten aufgeführt hatte, abzutragen begann, ohne doch an dessen Stelle ein neues Gebäude zu errichten oder das alte völlig preiszugeben. Gleichwohl liegt nach dieser Seite hin ein gutes Theil der Größe Vischer's, und für die geschichtliche Betrachtung tritt sein systematisch-wissenschaftliches Werk schon deshalb in den Vordergrund, weil es Epoche gemacht und den Ruhm Vischer's begründet hat. Vischer's „Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen" gehört zu den idealistischen Systemen und ruht auf metaphysisch-Hegel'scher Grundlage; sie übernimmt von Hegel, wenn auch mit einer Modification, die Definition des Schönen, bestimmt das Schöne als „die Idee in der Form begrenzter Erscheinung" oder, wie V. an anderer Stelle sich ausdrückt, als „die Idee in sinnlicher Erscheinung" und bedient sich für die fortschreitende Entwicklung der Begriffe der dialektischen Methode Hegel's. Geschichtlich gehen ihr zunächst die Theorien Solger's, Krause's, Schleiermacher's, des (unbeachtet gebliebenen) Trahndorff, sowie Weiße's und Hegel's voraus, während v. Kirchmann's antimetaphysische und empiristische Gefühlsästhetik, der dem Idealismus entgegengesetzte Formalismus Robert Zimmermann's und die von Köstlin, Siebeck, Fechner und Anderen eingeleiteten neueren Versuche ihr folgen; in der Mitte zwischen diesen beiden Reihen repräsentirt Vischer's Werk neben den der Zeit nach jüngeren Arbeiten von Zeising, Carriere und Schasler und den Specialuntersuchungen von Ruge und Rosenkranz die Aesthetik des Hegelianismus. Hatten Solger, Krause und Schleiermacher, einem modernen Platonismus huldigend, Gott im Schönen oder das Schöne in einem Uebersinnlichen gesucht, hatte auch noch Christian Hermann Weiße die Aesthetik in Theosophie verwandelt und in ihrem abstracten Charakter belassen, so haben Hegel und Vischer die Selbständigkeit des Schönen erkannt und die concret-sinnliche Erscheinung des Schönen in ihre Rechte eingesetzt. Und zwar hat V., die breiten Lücken seines Meisters ergänzend und die Wissenschaft vom Schönen zum ersten Mal nach allen Seiten hin ausgestaltend, ein vollständigeres und umfassenderes System aufgestellt als irgend einer seiner Vorgänger, ein reichhaltigeres auch als irgend einer seiner Nachfolger. So liegt das geschichtliche Verdienst Vischer's sowohl in der an Hegel's Seite durchgeführten Ueberwindung der älteren, in abstracter Erfassung des Schönen stecken gebliebenen Aesthetik, als auch in der planmäßig strengen Systematik und dem außerordentlichen inhalt-

lichen Reichthum seines Werkes, das in den großen Abschnitten des Naturschönen und der geschichtlichen Schönheit, der Phantasie und des künstlerischen Schaffens und der Theorie und Geschichte der Künste eine kaum zu erschöpfende Fülle tiefer und geistvoller Belehrung bot und hauptsächlich durch seine Kunstlehre auf die Anschauungen und auch das künstlerische Schaffen der Mitlebenden einen weithin reichenden und nachhaltigen Einfluß geübt hat. Dieses doppelseitige geschichtliche Verdienst hat, im Unterschied von Lotze und Schasler, der neueste Historiker der Aesthetik, Eduard v. Hartmann, unbillig verkleinert, wie denn seine Polemik, wenn sie sich auch gegen Einzelheiten des Vischer'schen Systembaues nicht ohne Grund wendet, ohne alles Maß ist. Geschädigt hat V. sein Werk, wie er selbst noch vor dessen Abschluß erkannte, durch eine technische Einrichtung, durch die Spaltung des Textes in knappe, lehrhafte Paragraphen und erläuternde, in concreten Belegen und Beispielen sich freier bewegende Ausführungen oder Anmerkungen; jene, in ihrer begrifflich-spröden Fassung und harten Schulsprache haben ihm den Ruf der Schwerverständlichkeit und Schwerlesbarkeit eingetragen. Den größeren Nachtheil aber brachte ihm die Anwendung der dialektischen Methode mit den dieser anhaftenden Scheinentwickelungen, ihren angeblich aus der Natur der Sache fließenden, in der That aber erzwungenen Begriffsübergängen. Doch nicht nur der Gebrauch einer uns heute entfremdeten Form der Gedankenentwicklung, sondern auch Vischer's principieller Standpunkt trennt uns jetztlebende von seinem monumentalen Werke; Hegel's „Idee" oder Absolutes ist außer Kurs gekommen, wir versuchen die Aesthetik auf empirisch-psychologischer Grundlage zu erbauen und verlegen eine „Metaphysik" des Schönen, eine Untersuchung seiner metaphysischen Bedeutung vom Anfang hinweg an das Ende. Wenn nun auch die Sonne der Zeitgunst über der Aesthetik Vischer's heute nicht mehr leuchtet, so wäre dennoch die Meinung, daß sein Werk heute veraltet oder entbehrlich sei, sehr irrig. Denn die Doppelnatur Vischer's, der zugleich ein Denker und ein Künstler war, sein künstlerischer Instinct, Blick und Takt, sein angeborener Sinn und „Nerv" für die Welt des Aesthetischen und seine Vertrautheit mit dem Phantasieleben befreien ihn aus den Engen seines systematischen Gerüstes, und wo immer seine Ausführungen zum concreten Detail sich wenden, erhellt er mit bleibendem Licht das Gebiet der Kunst. Nach dieser stofflichen Seite hin ist V. noch immer der Meister der deutschen Aesthetiker; die Kraft und Ursprünglichkeit seines ästhetischen Empfindens geben ihm das Uebergewicht. Aber auch darin liegt eine unvergängliche Errungenschaft der Vischer'schen Aesthetik, daß sie im allgemeinen, vom Schönen überhaupt handelnden Theil den Begriff der Phantasie und in der Kunstlehre den Begriff des Stils (und des Gegensatzes der Stilrichtungen) zum ersten Mal in den Mittelpunkt stellte. Im übrigen erfordert es die Gerechtigkeit, daß bei der Schätzung des Aesthetikers V. diesem auch hinzugerechnet werde, was er nach der Veröffentlichung seines systematischen Werkes als Theoretiker geleistet hat. Obwohl „in den speculativen Gedankenkreisen des ersten Dritttheils unseres Jahrhunderts wurzelnd", ist V. dem Hegel'schen Denkformalismus doch verhältnißmäßig frühe entwachsen, und seine Züricher akademischen Vorlesungen, die Selbstkritik seiner Aesthetik und seine Symbolschrift nähern sich schrittweise den modernen Anforderungen. Die Vorlesungen führen (unter Ausscheidung des Naturschönen) im Ausbau des Systems wesentliche Veränderungen durch und bemühen sich um Zurückdrängung der Schulsprache; die Selbstkritik setzt an die grundlegenden Entwicklungen des systematischen Werkes das Messer, bekennt, daß von der Anschauung auszugehen sei, gibt die ganze Methode Hegel'scher Begriffsbewegung ausdrücklich preis und postulirt als die Aufgabe der Aesthetik vereinte Mimik und Harmonik. An die Stelle der „Idee" ist nun der Begriff der Vollkommenheit und „Harmonie des Weltalls" getreten, und das Schöne

erscheint als das „sinnlich angeschaute Vollkommene" oder als „das in sich selbst gespiegelte, im Spiegel verklärte Leben". Läßt sich hiebei der ursprüngliche Hegel'sche Grundgedanke, wenn auch verblaßt, noch erkennen, so nimmt V., von Johannes Volkelt, Karl Köstlin und einer Arbeit seines eigenen Sohnes mitbeeinflußt, mit der Bearbeitung des Symbolbegriffes vollends eine psychologische, wenn auch des metaphysischen Hintergrundes nicht entbehrende, Wendung: Der ästhetische Akt wird als eine „Einfühlung", eine symbolische Beseelung des Objects erfaßt. In diese Endergebnisse läuft Vischer's Theorie aus; es sind Perspectiven, Fragmente, aber nicht „Flickarbeit". Sie bieten uns einen, wenn auch nicht vollen Ersatz für die mangelnde Ausführung eines Neubaues der Aesthetik, welchen V. unterließ, weil er zu einem principiell fruchtbaren neuen Gedanken nur allmählich sich durchrang, weil er besorgte, daß ihm das schon vorgerückte Alter die volle Bewältigung der ungemein schwierigen und weitschichtigen Aufgabe nicht mehr gestatten werde, und weil ihn das richtige Gefühl überkam, daß er auch auf anderen Gebieten des Geistes sich auszusprechen und auszuleben habe.

Als eine Art angewandter oder praktischer Aesthetik kann man die ästhetisch-kritischen Studien, Abhandlungen und Aufsätze bezeichnen, deren gewaltige Anzahl uns in der Schilderung des Lebensganges begegnet ist. Vielleicht ist der kritische Essay diejenige Form, in der sich, von einzelnen dichterischen Werken abgesehen, Vischer's Natur am glücklichsten, am ungehemmtesten entfaltet hat; alle Qualitäten, welche den großen Kritiker ausmachen, vereinigen sich hier mit seiner schriftstellerischen Begabung, um uns höchst gediegene und wohlabgerundete Arbeiten, Meisterstücke charakterisirender Kunst zu geben: eine aus der Naturanlage unmittelbar fließende starke und sichere Empfänglichkeit für das Künstlerische und das Schöne, insbesondere das dichterisch-Schöne, ein mit dem höchsten Grad von Schärfe ausgestattes und philosophisch geschultes, in das Innerste des Gegenstandes eindringendes Denkvermögen, Wahrheitssinn, psychologischer Tiefblick, lebhafte Phantasie und Geist, in sich reicher und von Lebenserfahrung und Weltkenntniß gesättigter Geist. Es wird nicht zuviel gethan sein, wenn man dem Kunstrichter, dem Kritiker V. den Rang neben Lessing anweist; hat jener in die geschichtliche Bewegung nicht so stark eingegriffen, wie der Verfasser der „Hamburgischen Dramaturgie", so hat Vischer's Analyse — und hier kommen die auf das einzelne Kunstwerk bezüglichen Erläuterungen seines Lehrbuchs zugleich mit den kritischen Monographieen in Betracht — doch insbesondere über das Wesen des Lyrischen, des Komischen und des Humoristischen Aufschlüsse von bleibendem Wahrheitsgehalt und mit ihnen Gesetze gegeben. Vischer's Kritik ist überall productiver Art: sie sucht von den Einzelerscheinungen den Weg zu allgemeinen Erkenntnissen, und sie eröffnet, indem sie mit ihrer Interpretation auf die Individualität des Autors oder Künstlers vordringt, nachschaffend den Blick auf die organische Entstehung seines Werkes. Ganz uneingeschränkt darf man diese Lobsprüche freilich nicht lassen: manche der älteren kritischen Arbeiten Vischer's, manche seiner Aufstellungen im Gebiete der bildenden Kunst werden durch die Starrheit der principiellen Gesichtspunkte oder durch subjectiv gefärbte, der kräftigen Vorliebe für bestimmte philosophische und politische Meinungen oder für bestimmte Stoffgebiete entstammende Maßstäbe beeinträchtigt. Aber die Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit Vischer's, der zeitlebens ein Lernender war, corrigirt diese Unvollkommenheiten, und mit dem Vorrücken seiner Lebensjahre hält die zunehmende Willigkeit objectiven Aufnehmens Schritt. Unter den Dichtern waren es Shakespeare und Goethe, denen er die intensivste Theilnahme, das unermüdlichste Studium zuwandte. Des Titanen Shakespeare Genie, Art, und Kunst war ihm im tiefsten sympathisch, und die Beschäftigung mit Goethe's

Faust erstreckte sich über sein ganzes Leben. Man kann sagen, daß V. dem deutschen Dichterfürsten, dem geistigen Beherrscher Deutschlands eine um so wärmere Liebe entgegenbrachte, je mehr in ihm selbst der das Leben von hohem Berggipfel aus überschauende Weise aufstieg, und im Grunde war es die leidenschaftliche Bewunderung für den ersten Theil des Goethe'schen Faust wie für das Beste und Herrlichste Goethe'scher Poesie überhaupt, was V. zur Ablehnung des dem Kunststile nach anders gearteten zweiten Fausttheiles drängte. Allzuherb sind, allzu abschätzig lauten seine in dieser Hinsicht, namentlich in früherer Zeit geäußerten Urtheile; auch der zweite Fausttheil, recht eigentlich geistreich wie kein anderes Dichterwerk und an poetischen Schönheiten nicht arm, hat seine respectgebietende Größe, und gelichtet sind allmählich die quälenden Dunkelheiten seines Inhalts. Dennoch behält V. Recht, insofern er das Ueberwuchern des Allegorischen, einzelne Sprachschnörkel und Sprachmanierirtheiten, das mehr als lockere dramatische Gefüge, die schwache Führung der eigentlichen Handlung und das Uebermaß der kirchlich-mittelalterlichen Motive des Schlusses tadelt, und gegegenüber einer blinden, sklavischen Verehrung ist seine Freimüthigkeit gesund und heilsam.

Auch in satirischen Dichtungen hat V. die Waffen des Witzes und Spottes gegen den zweiten Fausttheil gekehrt; sie ergänzen seine Kritik, aber sie wollen auch als freie Spiele der Laune und einer an der komischen Vorstellung sich ergötzenden Phantasie betrachtet sein. Nicht überall gleich ansprechend, sind sie doch von geistigen Gewichten erfüllt und zeigen Vischer's wortschöpferische, in den erstaunlichsten Bildungen sich muthwillig tummelnde, mit Fischart wetteifernde Sprachvirtuosität. Eine allgemeine Charakteristik seiner dichterischen Befähigung und Bethätigung hätte in erster Linie hervorzuheben, daß diese nicht etwa ein Nebenschößling am Baume seines Geistes war, sondern eine von seiner ursprünglichen Organisation geforderte und darum nothwendige Lebensäußerung. Die Phantasie, in Vischer's prosaischen Schriften, soweit sie nicht dem reinen Denken Raum zu geben haben, gleich einer unter dem Boden sickernden Quelle thätig, mußte sich auch frei ergießen, und erst der Dichter mit dem Denker zusammen macht Vischer's geistige Individualität aus. Erzeugt die Mischung der ihm verliehenen Gaben eine vielfach den Charakter der Reflexion, des Gedankenhaften und Contemplativen tragende Poesie, so glückt ihm doch auch das herzliche, rein lyrische Stimmungsgedicht. Im Gebiete des Komischen aber hat V. alle Gattungen durchmessen, vom närrischen Wortspiel, dem drolligen Einfall, dem Schalkhaften, dem Schwank, der Burleske bis zum gemüthswarmen, phantastisch-grotesken und tiefsinnigen Humor, und wie der „Deutsche Krieg" eine Dichtung von unvergänglichem Reiz ist, so ist der „Auch Einer", mag man nun die technischen Forderungen der Kunstgattung in ihm mehr oder weniger erfüllt finden, nicht nur neben der „Aesthetik" das am schwersten wiegende Werk Vischer's, sondern auch eines der gehaltvollsten und interessantesten Bücher, welche die neuere Zeit hervorgebracht hat.

Ist V. in der Philosophie kein hervorragend schöpferischer Denker gewesen, so hat er sich doch eine eigenartige, charaktervolle, in sich gefestete Weltanschauung geschaffen; die „vielseitige, weltoffene und gleichwohl strenge, kernhafte Menschlichkeit, die bei ihm in Gefühl, Phantasie und Gesinnung zum Ausdruck kommt", ging, wie Johannes Volkelt treffend bemerkt, „in sein Philosophiren ein" und gab diesem für die Entwicklung des gegenwärtigen Geisteslebens Bedeutung. Er war ein freier und doch tiefreligiöser Geist, tiefbohrender Denker genug, um nicht dem naturwissenschaftlichen Materialismus zu verfallen, gegen die im Streit zwischen kritischer Vernunft und Glauben ehrlich ringenden „Halben" toleranter als Strauß, aber ein unerschrockener und unerbittlicher Bekämpfer hierarchischer Intoleranz und jeder Art von Jesuitismus, eine Hutten-

Natur, die in die Burgen der Unterdrücker des Gedankens zündende Blitze zu schleudern, niemals Bedenken trug. Das Bedürfniß, auf sich selbst sich zu stellen, die Unabhängigkeit der eigenen Meinung zu wahren, kennzeichnet auch Vischer's politisches Verhalten und Wirken; „ich lasse mich nicht zum Parteisimpel machen", schrieb er einst seinen Wählern, die ihm ihre Ansicht aufzudrängen versuchten. Glühender Patriotismus ist der herrschende Charakterzug in allen Phasen seiner politischen Entwicklung. Er war ein Freund des Liberalismus, war, nachdem er auf das republikanische Ideal seiner Jugend verzichtet hatte, Monarchist, zwar, wie sein „Auch Einer" hinzusetzt, „ohne jegliche Sentimentalität, herzlich täuschungslos über jede Staatsform", aber mit stetig wachsender Abneigung gegen die Demokratie. Ein Anhänger des Hegel'schen Staatsbegriffes, haßte er in der Politik jede Willkür, Gesetzlosigkeit und Tendenz zur Anarchie, und der Doktrinarismus der demokratischen Partei schien ihm über den Fragen der Freiheit die Rücksicht auf das Nationalgefühl und die Stärkung des Vaterlandes gröblich zu vergessen. — Die breiteste Lücke würde in der Zeichnung von Vischer's Bild klaffen, wollte man nicht seiner akademischen Lehrthätigkeit gedenken; sie tritt seiner schriftstellerischen Wirksamkeit als etwas Gleichwerthiges an die Seite. V. war bis an sein Lebensende mit voller Seele, mit ganzer Hingabe im Amte; er diente dem Staate mit nie versiegendem Pflichtbewußtsein und zu eigener innerer Erfrischung. „Frage ich mich", so schreibt er einmal aus Zürich, „welches sind die einzigen Stunden gewesen, wo ich Freude fühlte, so sind es die der Vorlesung über den Faust. Die 200 oder 300 Augen, die nach mir sehen, beleben mich; die theilweise sehr große Schwierigkeit des Gegenstandes fordert die ungetheilteste Anspannung, und jedesmal gehe ich vom Katheder, wie man neu belebt nach flottem Ritt vom Pferde steigt". Er bereitete sich für jede Stunde sorgfältig vor, aber er sprach, ein Redner ersten Ranges, frei, und der Augenblick der Mittheilung formte und färbte den Ausdruck. So packte der Gedankenernst und die außerordentliche Lebendigkeit seines Vortrags die Jugend, und Tausenden ist er ein veredelnder und begeisternder Lehrer und Führer geworden. — Nur hindeuten läßt sich hier auf einzelne, im engeren Sinne persönliche Züge, die freilich seiner geistigen Physiognomie das besondere Gepräge erst geben: auf die ethische Straffheit seines Charakters, bei der sich wie bei seinem „Auch Einer", das „Moralische immer von selbst" verstand, auf seinen Haß gegen das Gemeine, Freche, Niedrige, gegen die Geldseelen, auf seinen Widerwillen gegen alles Gekünstelte, Affectirte, Ruhmredige, auf seine Freude am Naturwüchsigen, Vollsaftigen, Naiven und Schlichten. Er war ein höchst individueller Mensch, eigenwillig und hartkantig, mit Gegensätzen des inneren Wesens, die nicht leicht ihren Ausgleich fanden, zum Herrschen und Handeln gestimmt und doch der Gewohnheit des Reflectirens über sich selbst, der Dialektik des Denkens, die das Für und Wider lange abwägt und jeder Unbilligkeit feind ist, ergeben, strenge in den Ansprüchen an sich selbst wie an Andere und doch von weicher Güte des Herzens, von sokratischer Weisheit und Milde. Man hat gesagt, V. habe im „Auch Einer" sich selbst geschildert, und dies ist zutreffend, sofern man nicht vergißt, daß die Geschicke Albert Einhart's nicht die Geschicke Vischer's sind, daß alles, was die Eigenart Albert Einhart's ausmacht, vom Verfasser des Romans in dichterischer Absicht gesteigert ist, und daß der Roman eine Selbstschilderung nicht zum Zwecke hatte. Aber eine humoristisch freie Spiegelung des Autors ist es allerdings. Die Schwaben dürfen V. als einen ausgesprochenen Vertreter ihrer Stammesart betrachten. Aber sein Beruf reichte über provinziale Grenzen hinaus: er war einer der stärksten, muthigsten, vielseitigsten und productivsten Geister, welche das 19. Jahrhundert uns geschenkt hat, war eine geniale Natur, zu deren richtiger Erfassung weite Kreise unseres Volkes erst noch zu erziehen

sind, war, um mit Gottfried Keller's Wort zu schließen, „der große Repetent deutscher Nation für alles Schöne und Gute, Rechte und Wahre“.

Biographische Materialien bieten außer Vischer's Skizze „Mein Lebensgang“: D. Fr. Strauß, Christian Märklin, 1851; Wilhelm Lang (Nekrolog im Schwäb. Merkur v. 20. u. 21. Oct. 1887, Artikel in der Deutschen Rundschau 1889, 10 u. 11 und in „Von und aus Schwaben“, 6. Heft, 1890); Ilse Frapan, Vischer-Erinnerungen, 1889; Jul. Ernst v. Günthert, Fr. Th. V., (Briefe Vischer's) 1889; Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Friedr. Th. V. („Deutsche Dichtung“, Band IX und X, mit Bemerkungen von K. E. Franzos). Eine Biographie bereitet der Unterzeichnete vor.

Von kritischen und erläuternden Schriften, Charakteristiken vgl. außer vielem Anderen: Johannes Volkelt, die Lebensanschauung Fr. Th. Vischer's, Beil. z. Allg. Ztg. v. 6. u. 7. Mai 1892; derselbe, V. als Dichter, Basler Schweizerische Morgenztg. v. 27. Jan. — 2. Febr. 1888; derselbe, Vischer's Faust (III), Beil. z. Allg. Ztg. 1886, Nr. 142 u. 146; Eduard Zeller, zur Erinnerung an Fr. V., Goethe-Jahrb. 1888; Gottfried Keller, Zu Fr. Th. Vischer's 80. Geburtstage, Beil. z. Allg. Ztg. v. 30. Juni 1887; derselbe, (über die Krit. G.) Nachgel. Schriften, 2. Aufl., S. 173 ff.; Hermann Fischer (Zum 80. Gebtg.), in „Ueber Land u. Meer“, 1887, Nr. 39 u. 40; Anton Bettelheim (zum 80. Gebtg.) in der „Nation“, 1887, Nr. 39; derselbe, (zur Auerbach-Rede) Wiener „Presse“ v. Febr. 1882; Hermann Lingg, Fr. Th. V. als Lyriker, in der „Deutschen Dichtung“, v. 1. Jan. 1890; Joseph Bayer, V. als Essayist, N. Fr. Presse 1889, Nr. 8963 u. 8964; Fritz Mauthner, Aufsatz über V. in „Von Keller zu Zola“, 1887; W. Lang, Jean Paul redivivus, in „Im Neuen Reich“, 1878, Nr. 48; Berthold Auerbach, Aphorismen über den Auch Einer, in der Deutschen Rundschau v. Mai 1879; Fried. Spielhagen, Zur Technik des Romans gelegentlich Vischer's Auch Einer, Illustr. d. Monatshefte v. Mai 1879; Wolfgang Kirchbach, Artikel über den Auch Einer in „Ein Lebensbuch“, 1886; Sidonie Binder, Die Frauen im Auch Einer, bes. Beil. z. Staatsanzeiger für Württemb. v. 25. Febr. 1879; Theoph. Zolling in der „Gegenwart“, XXIX, 15 (über Faust III); Ed. Engel, Ein deutscher Aristophanes, New-Yorker Staatszeitung v. 14. März 1886; J. G. Fischer, (über die Lyr. Gänge), Schwäb. Merkur v. 12. März u. 18. Juni 1882; Ludwig Speidel, Fr. V., N. Fr. Presse v. 3. Juli 1877; Paul Nerrlich, (über den Auch Einer) Wissensch. Beil. d. Leipz. Ztg. v. 22. Dec. 1878; Karl Spitteler, „Eine neue posthume Sammlung von Fr. Th. V.“, Neue Züricher Ztg. v. 2. Nov. 1891; Richard Weltrich, Friedr. V. als Poet in „Nord und Süd“ v. Jan. 1883 und in der „deutschen Bücherei“; derselbe über Vischer's Auch Einer in der Beil. z. Allgem. Ztg. vom 7.—10. Jan., nebst Hauptblatt v. 26. Mai 1879; derselbe über Vischer's Allotria in der Beil. z. Allgem. Ztg. v. 23. November 1891. Vgl. auch die Festreden von Lemcke (1887, gedr. im Schwäb. Merkur v. 30. Juni), Jul. Klaiber (1889, gedruckt im Schwäb. Merkur v. 1. u. 2. Juli 1889) und die Festschrift der Stuttg. f. Realanstalt, Programm v. M. Diez, Fr. V. u. der ästhetische Formalismus. — Zur Aesthetik: Herm. Lotze, Geschichte der Aesthetik in Deutschland, S. 196—225; Max Schasler, Kritische Geschichte der Aesthetik I, 2, S. 1040 bis 1089; Ed. v. Hartmann, die deutsche Aesthetik seit Kant, S. 211—219. Gegenüber dem von mesquinen Bemerkungen verunzierten Hamburger Vortrag Theobald Ziegler's (gedr. bei Göschen, 1893), vgl. Hugo Falkenheim, „Theob. Ziegler gegen Fr. V.“ im Stuttg. Neuen Tagebl. v. 28. Apr.—1. Mai 1894. Ein nicht allen Ansprüchen an Akribie genügendes, aber als erster bibliographischer Versuch schätzenswerthes Verzeichniß der Schriften Vischer's findet sich in Ottomar Keindls „Erinnerungsblättern der Dankbarkeit“ (Prag 1888). Richard Weltrich.

Vischer: Georg Matthäus V., Geograph, Topograph und Zeichner, geboren am 22. April 1628 zu Wenns im Oberinnthal (Tirol), † um 1695 zu Wien. Sohn eines wohlhabenden Bauern, studirte V. Theologie und wurde nach 1652 Priester im Bisthum Passau. Ueber seinen Bildungsgang ist nichts näheres bekannt. 1643 hielt er sich in Württemberg auf. 1666 war er Beneficiat in Andrichsfurt im Innviertel und bewarb sich um die Pfarrstelle zu Leonstein in Oberösterreich, die er in demselben Jahre empfing. Seine Kenntnisse in Topographie und Kartographie müssen zu dieser Zeit schon ausgebildet gewesen sein, denn er beschäftigte sich in den Sommermonaten mit Genehmigung des Passauer Ordinariates mit topographischen Aufnahmen und verwaltete nur im Winter sein Pfarramt. 1669 legte er dieses nieder. Die Stände Oberösterreichs scheinen ihm seine gemeinnützigen Arbeiten nicht entsprechend gelohnt zu haben, er ging nach Niederösterreich, wo er von den Ständen kartographische Aufträge erhielt. 1669 erschien seine 1666 und 67 aufgenommene Karte von Oberösterreich in 12 Blättern, die noch einmal 1808 in 3. Ausgabe herausgekommen ist und schon 1670 seine 1669 und 70 aufgenommene Karte von Niederösterreich, der 1672 der Anfang der Topographie von Niederösterreich mit 4 Karten und 514 Bildern und eine ähnlich angelegte, aber weniger gut ausgeführte Topographie von Oberösterreich nach Aufnahmen von 1667 und 68 mit 222 Bildern folgte. 1672 vollendete er eine Karte der Wieselburger Gespanschaft und 1675 gab er eine Ansicht von Wien heraus. Seit 1673 war er in Steiermark thätig, dessen Karte er 1673—75 aufnahm (1678 in 12 Blättern erschienen) und von dem er eine Topographie mit 463 Bildern 1681 zu Graz herausgab. In den achtziger Jahren arbeitete er an einer 12blättrigen Karte von Ungarn und Siebenbürgen, die 1685 erschien, und erhielt 1684 und 1687 eine Stelle als Mathematiker der Hofedelknaben zu Wien. Kurz nachdem er mit den Ständen von Niederösterreich einen Vertrag über die Herstellung einer neuen Karte des Erzherzogthums in 4 Blättern gemacht hatte, scheint er im J. 1695 gestorben zu sein. Die Karte erschien, wahrscheinlich nach dem Entwurf Vischer's, 1695 bis 97. Nach seinem Tode lieferten seine Karten das Material zu einer ganzen Reihe von Karten Österreichs und Ungarns, besonders in den Atlanten von Homann und Seutter.

Feil, Ueber das Leben und Wirken des Geographen Georg Matthäus Vischer (Wien 1857) mit Bildniß. — Wurzbach LI. Ratzel.

Vischer: Ludwig Friedrich V., öfters fälschlich M. (oder gar Martin) Vischer genannt (irrige Deutung von 'M[agister]. Vischer'), Reiseschriftsteller und Uebersetzer aus Calw in Württemberg, magister philosophiae, ersichtlich philologisch, wol auch theologisch vorgebildet, kam 1703 oder Anfang 1704 („Die Zeit meiner 8.Jährigen Pilgrimschaft“ in der vom 30./11. 1710 datirten Vorrede zu Lahontan's 'Reisen') nach Hamburg, wo er in mißlichen Verhältnissen theils als 'Haus-Informator', theils durch Uebersetzungen actueller Novitäten kümmerlich den Lebensunterhalt erwarb. Ob er zu dem Staatscapitän Martin Tamm, dem er zum Dank für die Mitnahme auf eine Seereise (1708 und wol 1704 5) „Das Groß-Brittanische America“ 1710 mit einer höchst devoten und rühmenden Widmung zueignete, oder irgend welcher andern Hamburger Persönlichkeit von Rang in bestimmter Abhängigkeit gestanden hat, läßt sich nicht feststellen; überhaupt nicht, ob es ihm bis zu seinem Tode gelang, eine leidliche Versorgung zu erlangen. Während er nach einer uncontrollirbaren Angabe erst 1743 zu Hamburg gestorben sein soll, will man neuerdings sein Ableben schon ins Jahr 1720 oder den Beginn von 1721 setzen, da unter der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner „Robinson“-Verdeutschung von letzterem Jahre des Ver-

legers Name für seinen eingetreten ist. Und in der That ist es auffällig, daß damit die anderthalb Jahrzehnte hindurch ununterbrochene Reihe seiner, ausnahmelos in Hamburg gedruckten und verlegten Schriften abbricht, er also zweifellos seitdem nicht mehr auf diesem Wege sein Dasein gefristet hat. Andererseits könnte er aber damals die Schriftstellerei an den Nagel gehängt haben, falls sich ihm eine angenehmere Existenz eröffnet hätte; das letzte schriftstellerische Zeugniß nämlich, das wir von ihm besitzen, nennt jene noch von ihm gezeichnete erste Auflage „eine von meinen letzten hiesigen Uebersetzungen".

Zu seiner genauen Kenntniß der englischen Sprache hat er bei jener älteren überseeischen Reise den Grund gelegt, während er das Französische wol schon von früher beherrschte, das Italienische aber kaum an Ort und Stelle je geübt hat. Schon seit 1705 begegnen wir ihm als fleißigem Uebersetzer aus beiden ersteren Sprachen, der es mit seiner Aufgabe stets sehr genau nimmt. Die meisten seiner Vorreden verbreiten sich über die hierbei befolgten Grundsätze, zeigen allenthalben das aufrichtige Streben nach innerer Treue und nach Lesbarkeit und verrathen die wachsende Praxis ebenso wie die Arbeiten selbst. In seiner Selbständig- und Sauberkeit hätte er manchem Pfuscher der nächsten Periode Vorbild werden können. Die Unterlagen zu seiner bezüglichen Thätigkeit hat er mit wenigen Ausnahmen aus den jüngsten Reisebeschreibungen gewählt; von andern: „Evangelische Tugendlehre (The Christian Morale), aus dem Englischen des Herrn Dr. Lucas, Predigern in London verdeutscht" (1705); „Lebens- und Liebes-Geschichte des königlichen Sklaven Oroonoko, von Mistress [Aphra] Behn" (nach der berühmten gleichnamigen Novelle, die, vor 1689 geschrieben und seit 1696 wiederholt gedruckt, von Southern zu einem Trauerspiel desselben Titels, von Luise Mühlbach [s. d.] zu dem Roman „Aphra Behn" benutzt wurde), „Leben der Königin Elisabeth aus Engelland, I. und II. Theil", „Greg. Leti Leben des weltberühmten Protectors von England, Olivier Cromwels, I. und II. Theil" (1710; letztere beide aus dem Italienischen), „Leben der Schwedischen Könige Gustav Adolph und Carl Gustav", „Feldzüge Sr. Schwedischen Majest. Caroli XII., 2ter Theil" (geht daraus, daß er nicht auch Band I übersetzte, hervor, daß er öfters auf buchhändlerischen Auftrag für den Tagesbedarf arbeitete?), „Das Leben des blutdürstigen Tyrannen Muley Ismael, jetzt regierenden Kaisers von Marocco, durch P. Busnet beschrieben, aus dem Englischen verdeutscht" (1716). Außerdem lieferte er: wenigstens 10 Uebertragungen von Reise- und Länderbeschreibungen, Ortsführern und dergl., die selbständigen Werke „Sehenswürdigkeiten der weltberühmten Stadt Londen, in Engelland, nebst unvorgreifflichen Raisonnementen von der Englischen Nation, Königin, Sprache u. s. w." (1707; angeregt durch die eigene Uebersetzung desselben Jahres von „Curieuser Wegweiser in dem weltberühmten Haag"), „Der wol informirte Informator in einem auf gesunde Vernunfft und lange Erfahrung gegründeten Vorschlage zum Unterrichte Adel. und Bürgerl. Jugend, in Frömmigkeit, Sitten, Sprachen, Künsten und Wissenschaften" (1709), die älteste deutsche Bearbeitung von Daniel Defoe's „Robinson Crusoe" (1720), welche geniale Dichtung V. auch wesentlich nur als „gantz ungemeine Begebenheiten" eines Seefahrers betrachtet zu haben scheint, endlich 'sind aus MStis als Opera Posthuma ediret' „Vincentii Plac(c)ii Theatrum Anonymorum et Pseudonymorum", das noch heute unentbehrliche Nachschlagewerk, mit Matthias Dreyer's Beihülfe und J. A. Fabricius' (s. d.) Vorreden (1708) und Joh. Georg Dorsch(ei; vgl. A. D. B. V, 363) „Harmonia quatuor Evangelistarum" (so Vischer's eigene Angabe, gegenüber Schröder [s. u.]).

Man staunt über die unermüdliche Schaffenslust dieses Zwangsschriftstellers. Ein Vergleich seiner ausgezeichneten „Robinson"-Verdeutschung mit späteren Versuchen oder eine Parallelisirung der beiden Auflagen von De Lahontan's

„Neuesten Reisen“ (1711; nach Gel. Zeit. 1725, S. 700, ist ein 'ehemaliger Mönch' Nicolas Gueudaville [1650—1720] der Verfasser des Originals: vgl. Nouv. biogr. génér. 22, 478) erweist auch seine Anlagen für das aus Brotnoth bepflügte Feld und seinen stetigen Fortschritt, wovon auch die Vorreden Zeugniß ablegen. In letzteren spiegeln die Beweglich- und Mannigfaltigkeit seines Stils, die gehörige Rücksicht auf sein particulares Publicum, die durch die meisten Themata verlangte Ausdrucksweise des Seewesens, außerdem auch die Hamburger Gönnerschaft, die freimüthige und doch nirgends radicale Gesinnung sich mehrfach deutlich ab. Als Stilist, als umsichtiger Uebersetzer, als Mehrer unseres geographischen Wissens, als Erwerber des „Robinson“-Schatzes verdient V. eine hohe Beachtung in der Geschichte des deutschen Schriftthums.

Die Reisewerke, die Moller, Cimbria litterata II 919, Jöcher IV 1646 f., Zedler, Universal-Lexikon IIL, 1804, Heinsius, Allg. Bücher-Lexikon IV 237, Thieß, Versuch einer Gelehrtengesch. v. Hambg. II 319, Schröder (-Kellinghusen), Lex. d. Hamburgisch. Schriftsteller VII 496 f. aufzählen, wurden hier, trotzdem viele Titel dort ungenau oder modernisirt stehen, nicht wiederholt; eine eigene Liste bis 1710 gibt V. hinter dem Vorwort zu „Groß-Brittanisches America“, doch sind sicherlich gar viele (vgl. Zedler's Schlußnotiz) verschollen, die meisten heute sehr selten. Aufgefrischt hat sein Andenken Karl Biltz in einem Aufsatze „Arch. f. d. Stud. d. neuer. Sprachen u. Lit.“ XC, 13—26 (vgl. Bolte ebd. 414 f.), während Aug. Kippenberg, „Robinson in Deutschland bis zur Insel Felsenburg“ (1892) S. 26—31, nur die „Robinson“-Uebersetzung kennt, die er gut charakterisirt. Zedler verweist auf Hauber's Discours von der Geographie S. 48, Kippenberg auf Beckmann's Litteratur der älteren Reisebeschreibungen (1809) II 287. Vgl. (K. Biltz,) Neuer deutscher Bücherschatz, 1895, S. 201. Ludwig Fränkel.

Vischer: Wilhelm V. (d. Aeltere), Professor der griechischen Sprache und Litteratur und Rathsherr zu Basel, geboren am 30. Mai 1808, † am 5. Juli 1874. Er war der Sohn eines angesehenen Basler Bürgers, des Handelsmannes und eidgenössischen Obersten Benedict V. In der damals blühenden Erziehungsanstalt Eman. Fellenberg's zu Hofwyl (Kt. Bern) gewann V. vom 8. bis 17. Lebensjahre eine tüchtige wissenschaftliche und sittliche Jugendbildung und unter trefflichen Lehrern die Liebe zu seinen spätern Studien in Geschichte und griechischer Litteratur. Die Erziehung der Anstalt sorgte auch für Ausbildung des Körpers, so daß der anfangs schwächliche Knabe mit der Zeit ein rüstiger Fußgänger und Freund des Turnens wurde, dessen Beförderung er später in seiner Vaterstadt eifrig betrieb. Der Verkehr mit Zöglingen aus vornehmen Familien des Auslandes, namentlich Deutschlands, und der Geist der Erzieher legten den Grund zu einem selbständigen, pflichtgetreuen Charakter und einer streng sittlichen Auffassung aller Lebensverhältnisse. — Nach seiner Heimath Basel im J. 1825 zurückgekehrt, widmete sich V. den Studien des class. Alterthums an der Baseler Universität und bezog dann, nach einem halbjährigen Aufenthalt in Genf, die Hochschulen Bonn und Jena (1828—1831), wo er besonders Niebuhr, Welcker und Göttling hörte. Nachdem er in Jena promovirt hatte (April 1831), hörte er noch in Berlin namentlich Böckh. Der letztere und Welcker sind es, die den nachhaltigsten Einfluß auf seine Geistesrichtung ausübten, und in denen er stets die hohen Vorbilder seines wissenschaftlichen Wirkens erblickte. — In Basel habilitirte sich V. gleich nach seiner Heimkehr (Sommer 1832) und wurde 1835 als außerordentlicher, 1836 als ordentlicher Professor der griechischen Sprache und Litteratur angestellt. In dieser Stellung sah er seine wesentliche Lebensaufgabe und behielt sie bis an sein Lebensende bei, doch mit Verzicht auf den Gehalt, seitdem er Mitglied der Aufsichtsbehörde der Universität (der „Curatel“) und des Regierungsrathes geworden war. Er

las über die griechischen Elegiker, Lyriker, Tragiker, Aristophanes, Thukydides, die Redner, Plato und Aristoteles, behandelte mit ausgedehnter Belesenheit die Geschichte der griechischen Litteratur bis zur Spätzeit, griechische Alterthümer und Epigraphik und leitete die Seminarübungen, zu denen er den Schülern instructive und anregende Stoffe vorzulegen wußte. Genaue Benutzung des Materials und strenge, kritische Methode, mit Fernhaltung eigenwilliger oder geschmackloser Erklärungen, waren die Stärke seines Unterrichtes. Kühne Versuche war er mehr zu beurtheilen als selbst zu unternehmen befähigt. Dreimal, 1845, 1846 und 1857 war er Rector der Universität, deren Hebung er überhaupt sein wärmstes Interesse widmete. Mehrmals, als eine eidgenössische Hochschule in Sicht war, in den Jahren 1851 und 1874, vertheidigte er in Druckschriften das Recht und die Vorzüge kleiner Universitäten, namentlich mit Rücksicht auf die besondern Verhältnisse der Schweiz und auf die geistigen Bedürfnisse seiner Vaterstadt. Es waren für V. Tage hoher Freude, als die seit den 30er Jahren durch freiwillige Steuern aus der Bürgerschaft (die „akademische Gesellschaft" wurde gegründet 1835) und die Bereitwilligkeit des Staates immer besser dotirte Hochschule Basels die Feier ihres 400jährigen Bestehens abhielt (September 1860). Auf diesen Anlaß hin verfaßte er im Auftrag der akad. Regenz die Festschrift: „Gesch. der Univ. Basel von der Gründung 1460 bis zur Reformation 1529", Basel 1860. Wiewol der Gegenstand Vischer's Fachstudien fern lag, bietet die Schrift doch eine klare, quellenmäßige Darlegung der Universitätsverhältnisse jener Zeit und ist in mehreren Partien, die ein allgemeines Interesse haben, von grundlegender Bedeutung. Gleichzeitig mit der Thätigkeit an der Hochschule gab V. am oberen Gymnasium („Pädagogium") den griechischen Unterricht (1833—1861), wobei allerdings seine Schwerhörigkeit, ein mütterliches Erbe, sein Wirken beeinträchtigte. Wie er als Hochschullehrer viel und gern mit Gelehrten der Heimath und des Auslandes verkehrte und manchen derselben in seinem gastlichen Hause aufnahm, so besuchte er auch regelmäßig die jährlichen Versammlungen des Vereins schweiz. Gymnasiallehrer (gegründet October 1861), indem er dabei wissenschaftliche Vorträge hielt und an den Verhandlungen sich betheiligte. — Für das Staatswesen seines Heimathkantons war V. thätig zuerst als Mitglied des Großen Rathes (der gesetzgebenden Behörde), dem er seit 1834 angehörte, später als Mitglied des Kleinen Rathes (der Regierung), in dem er, am 2. December 1867 gewählt, bald die oberste Leitung des Erziehungswesens übernahm und so Gelegenheit fand, durch glückliche Berufungen von Lehrern der Universität und der höhern Schulen wie durch allgemeine organisatorische Maßregeln für Hebung des Schulwesens zu wirken. Kurz vor seinem Tode trat er gesundheitshalber von der Stelle eines Rathsherrn zurück (29. Mai 1874). Von Anfang an hielt er sich, gemäß seinem Sinn für gegebene Rechte und Verträge, zur conservativen Partei seines Vaterlandes. Darin bestärkten ihn die betrübenden Basler Wirren der Jahre 1831 bis 1833 um so mehr, als beim Auszug der Stadt gegen die Landschaft sein Vater, ein Mann von liberaler Gesinnung und philanthropischer Richtung, wider Willen zum militärischen Führer gewählt, das Unglück des 3. August 1833 und damit die Trennung der Landschaft von der Stadt mußte herbeiführen helfen. Vischer's unerschrockenen und streng rechtlichen Charakter bezeichnet sein Auftreten in der Groß-Rathssitzung vom 6. November 1847, als es sich für Basel um den Zuzug zum Kriege gegen den Sonderbund der 7 katholischen Kantone der innern Schweiz handelte. Indem er die Frage von bundesrechtlicher Seite beleuchtete, erklärte er die Theilnahme an dem Zuge als Verletzung des Bundesvertrages von 1815 und als Verleugnung der bisherigen, vermittelnden Haltung des Kantons Basel; daher beantragte er, freilich ohne durchzubringen, Verweigerung des Zuzugs, aber An-

bietung des Contingentes „zu jeder bundesgemäßen Verwendung nach außen oder innen". Wenn er übrigens die politischen Vorgänge in der Schweiz während der 30er und 40er Jahre scharf mißbilligte, so befreundete er sich doch bald mit der neuen Bundesverfassung von 1848, und bei der ersten Revision derselben (12. Mai 1872) nahm er sie in einem anonymen Flugblatt („Unmaßgebl. Gedanken zur Revision d. Bundesverfassung," Beilage zu Nr. 109 der Basler Nachrichten) gegen solche Veränderungen in Schutz, die ihm das Princip des Föderalismus aufzugeben und den die Schweiz gefährdenden Einheitsstaat in sich zu tragen schienen. Das Interesse für die öffentliche Gestaltung des Vaterlandes galt ihm neben dem für die Wissenschaft als das wichtigste. Mit demselben Sinn für Recht und Ordnung verfolgte er die Erscheinungen der großen politischen Welt und begrüßte namentlich die Erfolge Deutschlands im deutsch-französischen Kriege mit freudiger Sympathie. — Die Ansprüche doppelter Amtspflichten erlaubten V. nicht größere schriftstellerische Arbeiten auszuführen; beim Eintritt in die Regierung versagte er sich mit Selbstüberwindung diesen Wunsch, um der Pflicht zu genügen, die er seiner Vaterstadt zu schulden glaubte. Und noch andere Arbeiten, denen er sich freiwillig im Interesse seiner Mitbürger unterzog, hinderten ihn daran. Mehr als 30 Jahre war er Vorsteher der im J. 1842 gegründeten Gesellschaft für vaterländische Alterthümer, hielt als solcher zahllose größere oder kleinere Vorträge über archäologische Gegenstände und Werke altgriechischer Kunst und wirkte so, im Verein mit Fachgenossen, für die Verbreitung dieser Interessen, namentlich auch das jüngere Geschlecht zur Mitarbeit heranziehend. Daß das im J. 1849 eröffnete Basler Museum auch ein hübsches Antiquitäten- und Münzcabinet enthält (seit 1894 mit dem „Historischen Museum" vereinigt), verdankt es Vischer's stiller, unermüdlicher Arbeit und Liberalität, die er besonders der Sammlung altgriechischer Münzen und der Ordnung römischer, in der Umgegend gefundenen Münzen zuwendete. Indessen verfolgte er rastlos auch die Litteratur der eigenen Fachwissenschaft und publicirte eine Reihe eigener kleinerer Arbeiten auf diesem Gebiete, die in ihren Ergebnissen den Bau der Forschung solid weiter führen. Die meisten beziehen sich auf die athenische Geschichte zur Zeit des peloponnesischen Krieges und wurden als Gelegenheitsschriften der Universität oder des Pädagogiums gedruckt. Die wichtigsten sind folgende: „Die oligarchische Partei und die Hetärien in Athen" (1836); „Perdikkas II., König von Macedonien" (1837); „Das Kriegssystem der Athener vom Tode des Perikles bis zur Schlacht bei Delion und Demosthenes der Sohn des Alkisthenes" (1837); „Ueber das historische in den Reden des Thukydides" (1839); „Ueber die Benutzung der alten Komödie als geschichtlicher Quelle" (1840); „Untersuchungen über die Verfassung von Athen in den letzten Jahren des peloponnesischen Krieges" (1844); „Alkibiades und Lysandros" (1845); „Kimon" (1846); „Ueber die Stellung des Geschlechtes der Alkmäoniden in Athen" (1846); „Ueber die Bildung von Staaten und Bünden oder Centralisation und Föderation im alten Griechenland" (1849); „Ueber die Prometheustragödien des Aischylos" (1859). Dazu zahlreiche Beurtheilungen und Erweiterungen fremder Arbeiten. Ausgrabungen im Gebiet der Heimath und anderswo, jene theilweise von V. selbst geleitet, namentlich aber zwei Reisen nach Griechenland, in den Jahren 1853/54 und 1862, gaben den Anlaß zu einer Reihe antiquarischer Arbeiten theils auf dem Gebiete der Numismatik theils auf dem der Epigraphik. Eine Frucht der ersten griechischen Reise ist das größere Werk: „Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland" (1857), worin sich präcise Beobachtung mit reichem Wissen und treffendem Urtheil verbindet. V. wurde im Februar 1874 zum correspondirenden Mitglied der Berliner Akademie ernannt. Alle seine Arbeiten tragen den Stempel gewissenhafter, vorurtheilsfreier Forschung. Die meisten derselben wurden nach seinem Tode, zum Theil durch

Ungedrucktes vermehrt (Epameinondas, Basel in d. röm. Zeit), vielfach durch Nachträge des Verfassers erweitert, von Schülern in zwei Bänden als „Kleine Schriften“ herausgegeben. Bd. I enthält die historischen Schriften, herausgegeben von Heinr. Gelzer 1877, Bd. II die archäologischen und epigraphischen Schriften, mit 26 lithographischen Tafeln, herausgegeben von Achilles Burckhardt, 1878 (Leipzig, S. Hirzel). — V. war glücklich verheirathet und sah seine drei Söhne in ehrenvollen Stellungen wirken; der Tod der einzigen Tochter schuf ihm eine unheilbare Wunde. Seine ökonomisch unabhängige Stellung wußte er zum Wohl Anderer und seiner Vaterstadt freigebig auszunützen. Nach der äußern Erscheinung wie nach seinem Wesen war er eine vornehme Natur, zurückhaltend in Aeußerungen des Gefühls aber von tiefem Gemüthsleben und ein treuer Freund, streng im Urtheil gegen sich selbst wie gegen Andre, sparsamer im Lob als im Tadel, doch auch fröhlicher Geselligkeit durchaus nicht abgeneigt. Kirchlich hielt er sich zur Rechten, doch ohne Ausschließlichkeit und mit entschiedenem Widerwillen gegen Glaubensstreitigkeiten.

Zum Andenken an Herrn Prof. Wilh. Vischer des Raths, Basel 1874 (Leichenrede mit Personalien und Gedächtnißreden). — Ausführliches Lebensbild von Dr. A. v. Gonzenbach im II. Bd. der Kl. Schriften. — Ueber Vischer's schriftstellerische Wirksamkeit: Achilles Burckhardt im 7. Jahresheft des Vereins schweiz. Gymnasiallehrer (Aarau 1875), S. 34—58. Hierbei ein Verzeichniß aller Druckschriften, das auch Gonzenbach's Lebensbild beigedruckt ist. — Anzeiger für schweiz. Gesch. Neue Folge, Bd. II, S. 89 (1874).

Th. Burckhardt-Biedermann.

Vischer: Wihelm V. der Jüngere, Historiker, geboren am 4. August 1833, † am 30. März 1886, war des ältern W. Vischer Sohn. Nachdem er in Basel, Bonn und Berlin studirt, und bereits den Doctorgrad erlangt hatte, zog V. 1856 noch für einige Zeit nach Göttingen, zu Georg Waitz, von dem er für sein ganzes Leben bleibende Anregungen empfing. Nach Basel zurückgekehrt, wo er sich als Privatdocent habilitirte und zugleich als Bibliotheksecretär thätig war, zog es ihn bald neuerdings nach Göttingen, und dort setzte er seine Docentenlaufbahn fort, bis er 1866 als a. o. Professor und Oberbibliothekar wieder nach Basel berufen wurde. Hier nahm ihn vorzugsweise das letztere Amt in Anspruch; denn es handelte sich vor allem um eine durchgreifende Reorganisation der Universitätsbibliothek. Nachdem aber diese schwierige Aufgabe in der Hauptsache gelöst war, trat V. 1871 von der Bibliothek zurück, um sich desto mehr der Geschichtsforschung widmen zu können. Schon 1862, während seines Göttinger Aufenthalts, war in den „Forschungen zur deutschen Geschichte“ seine „Geschichte des schwäbischen Städtebundes“ erschienen, und 1867 folgte als selbständiges Werk „Die Sage von der Befreiung der Waldstädte“. Die alte Streitfrage, in wie weit dieser Sage geschichtliche Thatsachen zu Grunde liegen, wird in dieser Schrift nirgends zu entscheiden versucht. Wol aber weist V. an der Hand der sorgfältig von ihm gesammelten Quellen nach, wie die Sage im Laufe der Zeit sich entwickelte, und damit hat er für jeden Forscher, der sich mit der genannten Frage befassen will, eine sichere und bleibende Grundlage geschaffen. Dieses Buch fand denn auch sofort seine volle Anerkennung, und in der „Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz“ nahm der Verfasser bald eine sehr geachtete Stellung ein, die ihm bis zu seinem Tode verblieb. In gleicher Weise widmete sich V. auch der Historischen Gesellschaft seiner Vaterstadt, die er lange Jahre hindurch als Präsident leitete. Wiewol er bei jeder Unternehmung dieser Gesellschaft nicht nur anregend, sondern meist auch selbstthätig mitwirkte, so ist hier doch vor allem das bändereiche Werk der „Basler Chroniken“ zu nennen, dessen eigentlicher Begründer und Leiter er war, und

dessen drei erste Bände zum größten Theil von ihm selber bearbeitet sind. Hatte er bei dieser Arbeit reichliche Gelegenheit, seine Treue auch im Kleinen und Kleinsten zu bewähren, so verlor er darüber die allgemeinen und höchsten Ziele der Geschichtswissenschaft doch nie aus den Augen. Davon zeugt namentlich seine Rede „Ueber die Grenzen des historischen Wissens", welche er 1877 als Rector der Universität hielt, nachdem er schon 1874 zum ordentlichen Professor war befördert worden. Diese tief durchdachte Rede, welche nachher in den „Preußischen Jahrbüchern" erschien, gehört wol zum Besten, was über die Grundsätze historischer Forschung je ist gesagt worden. Seine wissenschaftliche Höhe hinderte ihn jedoch keineswegs, die Schätze seines Wissens auch den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, indem er mehrere „Basler Neujahrsblätter" mit populären Darstellungen aus der Schweizergeschichte schrieb. Auch seine sonstigen Schriften, die wir nicht alle hier aufzählen können, lassen es nur bedauern, daß er zu noch ausgedehnterer litterarischer Thätigkeit die nöthige Muße nicht fand. Jedoch V. war eben nicht nur ein vorzüglicher Gelehrter, sondern vor allem ein musterhafter Bürger, dem die Pflichten gegen das Vaterland und die Vaterstadt noch höher standen als seine Wissenschaft, und der deshalb jederzeit mitwirkte, so oft es galt, verderbliche Strömungen zu bekämpfen. Er war ein entschiedener Gegner der herrschenden radicalen Richtung, welche namentlich seit der Verfassungsrevision von 1874 sich in der eidgenössischen Gesetzgebung immer fühlbarer machte, und deshalb wurde er 1875 einer der Begründer des „Eidgenössischen Vereins", welcher für die Conservativen der protestantischen Schweiz einen Mittelpunkt bilden sollte, und dem er später bis zu seinem Tode als Präsident vorstand. Ebenso hatte er einen hervorragenden Antheil an der Gründung der „Allgemeinen Schweizerzeitung". Noch in höherem Maße, als die eidgenössischen Angelegenheiten nahmen ihn jedoch die gleichzeitigen Parteikämpfe in Basel in Anspruch, wo gerade damals, infolge der Reformbewegung, zu den politischen Gegensätzen noch die kirchlichen sich gesellten. Schon 1874 in den Großen Rath (gesetzgebende Behörde) und auch in den Kirchenrath gewählt, vertrat er jederzeit, so oft es Noth that, der radicalen und reformerischen Mehrheit gegenüber mit mannhaftem Muthe seine Ueberzeugung. Ein bleibender Sieg war bei den gegebenen Verhältnissen für seine Anschauungen kaum zu hoffen, und er selber verhehlte sich das auch keineswegs. Jedoch hielt er es für seine Pflicht, im Kampfe auszuharren und so seine beste Zeit und Kraft dem Gemeinwohl zu opfern. Dieser hingebenden Pflichttreue in den öffentlichen Angelegenheiten entsprach auch sein ganzes sonstiges Thun und Lassen. Strenge mit sich selber, war er milde und schonend im Urtheil über Andere, und auch dem Gegner war er jederzeit bemüht, gerecht zu werden und das Gute an ihm anzuerkennen. Sein Benehmen gegen Hohe und Niedere trug das Gepräge schlichter Humanität und von den reichlichen Mitteln, über die er verfügte, machte er den edelsten Gebrauch. Von allem luxuriösen Prunke sich fern haltend, hatte er für wohlthätige und gemeinnützige Zwecke jeder Art stets eine offene Hand, so daß z. B. die Basler Universität ihn zu ihren größten Donatoren zählt. Mit einem Worte: V. war nicht nur hervorragend durch seine Leistungen in Wissenschaft und Politik, sondern eben so sehr durch seinen edlen, von ächt christlichem Geiste getragenen Charakter.

Vgl. Achilles Burckhardt, Worte der Erinnerung an W. Vischer, in den Basler Beiträgen zur Vaterl. Geschichte, Bd. XII, wo auch ein vollständiges Verzeichniß von Vischer's Schriften. A. Bernoulli.

Visscher: Jan de V., Kupferstecher, ist wahrscheinlich im Jahre 1636 zu Amsterdam geboren. Vermuthlich war er ein Bruder des Cornelis und des Lambert V., doch weiß man nicht, warum er allein unter den drei Brüdern seinem Namen ein de vorsetzte. Wie Cornelius war Jan ein ausgezeichneter

Porträtstecher, er übertraf ihn aber als Radirer, indem er namentlich A. van Ostade und Nic. Berghem in meisterhafter Weise wiederzugeben wußte. Das Todesjahr des Künstlers ist unbekannt; er soll jedoch im J. 1692 noch gelebt haben. — Der dritte Bruder aus dieser Kupferstecherfamilie soll Lambert V. gewesen sein, als dessen muthmaßliches Geburtsjahr das Jahr 1633 angeführt wird. Von Amsterdam begab er sich nach Italien, und es ist sicher, daß er im J. 1690 in Florenz gearbeitet hat. Die Zahl seiner bekannt gewordenen Arbeiten ist nicht groß, denn sein Werk beläuft sich nur auf 31 Blätter, von denen die Mehrzahl Bildnisse sind.

Vgl. J. E. Wessely, Jan de Visscher und Lambert Visscher. Verzeichniß ihrer Kupferstiche (aus: Archiv für die zeichnenden Künste XI). Leipzig 1886; — Derselbe, Geschichte der Graphischen Künste. Leipzig 1891. S. 161, 162. — Eugène Dutuit, Manuel de l'amateur d'estampes. Écoles flamande et hollandaise. Paris, Londres 1884. III, 529—532. — Ch. Le Blanc, Manuel de l'amateur d'estampes. Paris (1890). IV, 134—139.

H. A. Lier.

Visscher: Cornelius V., Kupferstecher und Zeichner, soll im J. 1618 zu Haarlem geboren sein, doch ist diese Angabe ebenso unsicher, wie die, daß seine Geburt in das Jahr 1629 falle, und daß er ein Sohn des Amsterdamer Kupferstechers und Verlegers Claes Jansz V. gewesen sei. Als sein Todesjahr nimmt man das Jahr 1658 an, das durch eine Inschrift auf dem Porträt des Lieven van Coppenol bezeugt ist. Im J. 1653 wurde er Mitglied der Haarlemer Gilde und um diese Zeit sind auch die meisten seiner Meisterwerke des Grabstichels entstanden. Als ziemlich sicher erscheint die Annahme, daß er Schüler des Pieter Soutman war, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Haarlem den Mittelpunkt einer großen Stecherschule bildete. Der Hauptruhm Visscher's beruht auf der großen Menge seiner Bildnisse, unter denen namentlich die sogenannten großen Bärte: Gellius de Bouma, Willem de Rijck und Peter Scriverius geschätzt werden. Eines der seltensten Blätter dieser Folge ist das Porträt des Andreas Deonyszoon Winius. Nach seiner eigenen Erfindung stach V. eine heilige Familie an der Mauer und legte seinen Arbeiten auch Bilder von Rubens und Tizian mit gutem Gelingen zu Grunde. Außerdem stach er nach Berghem, Brouwer, Pierre de Laer und Ostade und nach eigenen Zeichnungen, z. B. eine Kuchenbäckerin, einen Rattengiftverkäufer und eine Zigeunerin. In technischer Beziehung ist er durch die häufig von ihm angewendete Verbindung von Aetz- und Stichelarbeiten merkwürdig. Doch bewundern wir an seinen Arbeiten nicht nur die geschickte Mache, sondern vor allem „die gelungene malerische Wirkung, die ästhetische Schönheit und die Vollendung seiner Blätter“.

Vgl. Joh. Wussin, Cornel Visscher. Verzeichniß seiner Kupferstiche. Leipzig 1865. — Eugène Dutuit, Manuel d'amateur d'estampes. Écoles flamande et hollandaise. Paris, Londres 1885. III, 465—528. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 619. — J. E. Wessely, Geschichte der Graphischen Künste. Leipzig 1891. S. 160, 161. — H. W. Singer, Geschichte des Kupferstiches. Magdeburg und Leipzig (1895). S. 102.

H. A. Lier.

Vissher: Roemer V., holländischer Dichter aus dem Anfang der neueren Blüthezeit. Geboren 1547 zu Amsterdam, starb er am 11. Februar 1620, wahrscheinlich ebenda. Als angesehener Großkaufmann führte er ein gastfreies Haus, welches vor allem durch die Liebenswürdigkeit und vielseitige Kunst seiner Töchter sich das Lob der gleichzeitigen Dichter erwarb, aber auch Maler und andere Künstler anzog. R. V. selbst gehörte einer älteren Dichtergeneration an, welche in der Amsterdamer Rederykerkammer zum Eglentier (der Heidenrose) In

liefde bloeyende sich vereinigte. Besonders nahe stand ihm H. L. Spieghel (siehe A. D. B. XXXV, 161), mit dem er auch als Katholik mit freieren Ansichten verbunden war und an dessen grammatischen Untersuchungen er sich betheiligte. Als Dichter schloß er sich an Martial an und übertrug manches aus dem römischen Epigrammatiker, nicht immer mit feiner Wahl. Seinen eigenen Gedichten schien er nicht viel Werth beizulegen: er gab sie erst spät gesammelt heraus und unter absichtlich geringschätzigen Titeln. 1612 erschien zu Leyden „'t Loff van de Mutse ende van een blaeuwe scheen" (wir würden sagen: Korb, es handelt sich um einen abgewiesenen Freier) „met noch andere ghenoeghelicke boerten ende quicken" (Späßen und Schwänken), soo uyt het Griecks, Latyn en Franchoys in rym overgheset, als selffs Poëtelyck gedicht. Eine zweite, um mehr als die Hälfte vermehrte Auflage folgte zu Amsterdam 1614 unter dem Titel „Brabbelingh" (Geschwätz). Diese Sammlung enthält 1) Quicken (Epigramme), in 7 Schocken mit Beigabe; 2) allerlei Kleinigkeiten als Rommelsoo (Mischsuppe); 3) Räthsel; 4) Sonette oder Tuyters; 5) Jammertjens oder Klaggedichte, 6) Vermischte Gedichte als Tepelwerken. Im gleichen Jahre erschienen Zinnepoppen von der Art der „Emblemata" jener Zeit, Bilder, „Puppen", zu denen R. Visscher's Tochter Anna zweizeilige Verse beigesteuert hatte. Noch steht der Dichter am Eingang der goldenen Zeit der holländischen Litteratur: seine Werke sind mit gehäuften Senkungen überladen, sein Ausdruck derb, aber treffend. Auch in Hinsicht auf Versbau und Sprache zeigt sich der gewaltige Fortschritt jener Zeit in den Dichtungen zweier seiner drei Töchter. Diese beiden waren im Hause des Vaters geblieben, so viele Freier sich auch um sie bemüht hatten: erst nach seinem Tode vermählten sie sich. Des Vaters ausgezeichnete Erziehung hatte ihnen die Kenntniß des Italienischen und des Französischen gegeben; in Musik, in Malen, Glasschneiden und Sticken hatten sie es zu einer bewunderten Kunstfertigkeit gebracht. Selbst im Schwimmen, wozu ein Canal im Garten des Vaters Gelegenheit bot, hatten sie sich geübt.

Anna V. war geboren zu Amsterdam 1584, sie starb zu Alkmaer am 6. December 1651. Nach des Vaters Tode besuchte sie 1622 Seeland, was zu einer Reihe von Preisgedichten Anlaß gab: mit ihren Antworten sind sie abgedruckt in Zeeusche Nachtegael, Amst. 1633, S. 9 ff. Insbesondere war der breitfließende Cats ihr dichterischer Freund. 1624 heirathete sie Dominicus Booth van Wezel, einen angesehenen Bürger von Dordrecht, den sie bei Cats kennen gelernt hatte. Sie schenkte ihm zwei Söhne, welche sie 1640 in eine Unterrichtsanstalt der Jesuiten nach Brüssel brachte, wozu ihr der als Neulateiner berühmte Dichter C. van Baerle an Puteanus Empfehlungsbriefe mit gab. Den einen überlebte sie; der andere war später als Advocat im Haag ansässig und versuchte sich auch in der Dichtkunst. Anna schrieb namentlich kleinere Moralgedichte, etwas trocken aber gewandt. Die Gelegenheitsdichtung pflegte sie auch: ihr Gedicht auf die Befreiung des Hugo Grotius aus dem Kerker zu Loevestein wurde von dem großen Gelehrten selbst der Uebersetzung in das Lateinische für werth gehalten. Sie selbst übersetzte Honderd Christelyke Zinnebeelden naar Georgette de Montenay, welche von Schinkel, Haag 1854 herausgegeben worden sind. Gesammelt wurden Anna's Gedichte mit denen ihrer Schwester erst 1881, in 2 Bänden, von N. Beets.

Frauenhaft zarter ist die Dichtung dieser um 10 Jahre jüngeren Schwester Maria Tesselschade. Den letzteren Namen hatte ihr Vater ihr zur Erinnerung an einen großen Verlust durch den Untergang mehrerer Schiffe bei Texel 1593 gegeben. 1594 geboren, starb sie am 20. Juni 1649 zu Alkmaar. In ihrer Jugend war sie das Entzücken des Kreises, der sich im Schloß zu Muyden um den Dichter Hooft versammelte. Huygens versuchte sie, aber ver-

geblich, zum Uebertritt in die protestantische Kirche zu bewegen. Auch Vondel huldigte ihr; Brederoo soll um ihre Hand angehalten haben, mit demselben Mißerfolg, den später Baerle hatte, als er verwittwet um die Wittwe anhielt. 1623 heirathete sie den Seeofficier Albert Krombalch, dem sie nach Alkmaar folgte. Hochzeitsgedichte der berühmtesten Dichter feierten ihre Vermählung. Doch sie verlor 1634 ihr ältestes Töchterchen, und bald darauf ihren Gatten, der sich, wie Huygens sagte, an der Wunde „verblutet“ hatte. 1642 kehrte Tesselschade nach Amsterdam zurück. Hier erblindete sie auf einem Auge, in welches ein Funke aus einer Schmiede gesprungen war. Sie überlebte ihre Freunde Hooft und van Baerle und verlor 1647 auch ihr letztes Kind. Seit dieser Zeit hatte sie nur noch für geistliche Schriften Sinn. In den Jahren 1633—1639 war sie mit einer Uebersetzung des Befreiten Jerusalem von Tasso beschäftigt, etwas später mit der des Adonis von Marino. Erhalten ist von beiden Uebersetzungen Nichts; auch sonst nur Weniges, woraus jedoch ihr naher Anschluß an die italienische Manier Hooft's deutlich hervorgeht. Einfach und innig ist das Gedicht, mit welchem sie die Preisfrage der Dichtergesellschaft „Akademie“ zu Amsterdam löste, welches die besten und welches die bösesten Zungen seien. Andere Gedichte haben die Liedform, die zu ihren zarten Gefühlen paßt. Doch mehr als ihre Dichtung wirkte ihr Leben auf Zeitgenossen wie auf Spätere: noch jetzt gelten die Schwestern als die Musen und Grazien Althollands.

Vgl. bes. Jonckbloet, Gesch. d. nl. Letterk. 3. Aufl. 3, 34 ff., 325 ff.

E. Martin.

Visscher: Volkard V., lutherischer Theolog und Prediger, ein Vorläufer des bekannten Bekämpfers der Dämonologie, Balthasar Bekker. Er war am 20. Januar 1639 zu Enkhuisen geboren und erhielt seine Erziehung vom freisinnigen lutherischen Prediger Hoppe. Hierauf studirte er kurze Zeit an der Universität zu Oxford und trat 1661 das Predigeramt zu Rotterdam an. 1670 aber rief die Gemeinde zu Amsterdam, an welcher jetzt auch sein Freund und Lehrer Hoppe angestellt war, ihn in ihren Dienst. Bald zog er die Aufmerksamkeit auf sich durch seine freiere Predigtart und seine erleuchteten Ansichten, an welchen allerdings seine Collegen, mit Ausnahme des Predigers Arthur Georg Velten, großen Anstoß nahmen, als er seine Stimme als eifriger Bekämpfer des damaligen Aberglaubens in Betreff der Dämonologie erhob. Die abscheulichen Hexengerichte, welche in Deutschland noch stattfanden und der das christliche Leben seiner Zeit noch durchaus beherrschende Glaube an die Einwirkungen eines leibhaften Satans mit seinen Trabanten, forderten seinen Widerspruch heraus. Am 3. November 1677 trat er in einer Predigt über 1. Cor. 10, 20 diesem Aberglauben kräftig entgegen. Die Gemeinde, von seinen Worten erschreckt, bezeichnete ihn bald als Socinianer, bald als gefährlichen Ketzer, und ihre Erbitterung steigerte sich noch, als er am 27. Februar 1678 in seiner Predigt über Matth. 4, 7—11 die ganze Lehre von bösen Geistern angriff. Zwar läugnete er ihre Existenz nicht, behauptete aber die hl. Schrift wollte mit dem Namen Satan, Dämon, Beelzebub u. s. w. unpersönliche böse Mächte andeuten, welche den Menschen zur Sünde verführten, und die Dämoniaci seien nur geistig Kranke und Tobsüchtige. Insbesondere verwarf er die Meinung, daß es möglich sei, mit dem Teufel in ein Bündniß zu treten. Er hatte infolge dessen mit großen Verdrießlichkeiten zu kämpfen, welche indessen weniger allgemein bekannt wurden, als die bald folgenden Streitigkeiten des Balthasar Bekker (s. A. D. B. II, 299), welche die reformirte Staatskirche berührten. Mit Visscher's Tod am 16. Juni 1678 wurden sie jedenfalls beendigt. Die beiden schon erwähnten Predigten, welche 1678 in Amsterdam gedruckt wurden, wie auch seine „Inwydingsrede van de Nieuwe Luthersche kerk te Amsterdam“, 1674, zeigen ihn als einen

höchst begabten Prediger, der klar und kurz, einfältig und praktisch und in gutem Stil seine Ansichten kund gab.

Vgl. Schultz Jacobi, V. Visscher en syn gevollen over het ryk der booze geesten in den Bydr. van Schultz Jacobi en Domela Nieuwenhuis II bl. 28 v. v. Zu vergleichen sind van der Aa, Biogr. Woerdb. und Glasius, Godgel. Nederl. J. C. van Slee.

Vitigis, König der Ostgothen, 536—541. Nachdem Neapel, die dritte Stadt des Reiches, in die Hände Belisar's gefallen war, schöpfte das Volksheer der Ostgothen den Verdacht des Verrathes gegen seinen feigen König Theodahad (s. A. D. B. XXXVII, 684), der in der That Volk und Reich der Gothen um Geld an Byzanz verkauft hatte, entsetzte ihn in einer Heeresversammlung auf dem weiten Blachfeld zu Regeta zwischen Anagni und Terracina, das der kleine Fluß Ufens oder Decemnovius durchrinnt, und wählten an seiner Statt zum König den nur gemeinfreien, nicht adeligen V., der sich durch tapfere Thaten im Gepidenkrieg von c. 530 ausgezeichnet hatte. [Theodahad ward auf der Flucht aus Rom nach dem festen Ravenna unterwegs erschlagen, s. den Artikel.] Im Drange der Gefahr erinnert sich das Volk seiner alten Rechts- und Machtstellung über dem Königthum und seines Rechts der freien Wahl des Königs, die sich bei solcher Noth auch über den regelmäßig anerkannten Voranspruch des Adels hinwegsetzt bei Neuverleihung des Königsstabes, unter Abweichung von dem bisherigen Königshause, vor den Gemeinfreien berücksichtigt zu werden.

Die drohende Gefahr, die Entrüstung des verrathenen Volkes hat die tief eingewurzelte stark romanisirte Königsgewalt der Amaler hinweggefegt: es ist wieder altgermanisches Königthum, — nicht mehr das ziemlich absolut gewordene der Amaler, — voll Anerkennung der Volksfreiheit und von heldenmüthiger Begeisterung getragen, was aus dem ersten Aufruf des Vitigis — selbst in Cassiodor's rhetorischem Latein — zu uns redet: „der König, der unter den Heereswaffen auf den Schild erhoben ward, nach der Sitte der Väter, so daß dem Manne, dessen Ruhm der Krieg gegründet, die Waffen die höchste Ehre gaben. . . . Nicht in engen Gemächern, in weit offenem Gefild, nicht unter dem nahen Geflüster der Schmeichler, — beim Schall der Kriegsdrommeten ward ich gekoren, — auf daß unter ihrem Schmettern das Volk in seinem Verlangen nach gothischem Königthum den rechten König finde.“

Allein V. mußte viel mehr als seine Amalischen Vorgänger, mit ihrer stark imperatorisch gefärbten Macht, den Volksadel und die Volks- d. h. Heeresversammlung bei allen wichtigen Beschlüssen zu Rathe ziehen. So holte er auch deren gewiß nicht leicht zu erlangende Zustimmung ein zu dem schweren Entschluß, zunächst zurück zu weichen: der Vorsichtige mißtraute — mit bestem Grund, wie sich alsbald zeigen sollte — den Bewohnern der Stadt Rom, zumal deren Bischof: er besorgte Verrath, wenn er sich hier belagern lasse. Zudem mußten die von Theodahad absichtlich vernachlässigten Rüstungen vervollständigt werden: das sollte zu Ravenna geschehen, der sturmfreien Meerveste; dorthin sollten dann auch, nach Verständigung mit den Merovingen, die in dem ostgothischen Theil Südgalliens stehenden Tausendschaften herangezogen und dann erst mit voller Wucht die Byzantiner angegriffen werden.

In Rom ließ er nur vier Tausendschaften zurück: vor dem Abzug nahm er noch dem Papst, dem Senat mit dem Volk von Rom, unter Erinnerung an die Milde der gothischen Herrschaft und an die Wohlthaten des großen Theoderich, den Eid unverbrüchlicher Treue ab, führte aber eine Anzahl von Senatoren als Geiseln mit sich. In Ravenna vermählte er sich, seine bisherige Frau aufgebend, mit der widerstrebenden Enkelin Theoderich's, der Schwester des jung verstorbenen

Athalarich (s. A. D. B. XX, 581) Matasvintha, um durch diese Verbindung mit dem Königshause die Anhänger der Amaler für sich zu gewinnen. Mit den Merovingen, die sofort, die Bedrängnisse der Gothen in Italien ausnützend, in dem ostgothischen Gallien eingefallen waren, schloß er unter Zustimmung des Adels einen schon von Theodahad eingeleiteten Vertrag, wonach diese den gothischen Besitz in Gallien erhalten, aber dafür Hülfsvölker gegen die Byzantiner nach Italien schicken sollten. — Freilich durften diese nicht aus dem eigentlich fränkischen Heerbann genommen werden, denn die Merovingen hatten sich ja von Justinian schweres Geld zahlen lassen, um ihm Waffenhülfe zu leisten! — sondern Burgunden werden dazu bestimmt, die dann als unbotmäßige Freischaren erscheinen sollten.

Einstweilen geschah in Rom, was der König vorausgesehen: trotz des von ihm geschworenen hohen Eides drängte mehr als Alle Papst Silverius zum Verrath, zum offenen Abfall von den Ketzern auf die Seite des rechtgläubigen Imperators: eine Gesandtschaft, von römischen Großen geführt, lud Belisar feierlich ein, von der Stadt Besitz zu ergreifen. So zog er denn auf der via Latina heran und (am 9. December 536) durch das asinarische Thor in die Stadt, während die gothische Besatzung zum flaminischen Thor hinaus abrückte nach Ravenna. Sofort sorgte Belisar, die hohe politische und strategische Bedeutung dieser Erwerbung erkennend, für deren Sicherung: er stellte die zum Theil verfallenen alten Mauern — Aurelian's! — wieder her, legte auch vor den Thoren überall Befestigungen, zumal an dem Tiber, an, ließ Getreide aus der Campania und aus Sicilien beischaffen und machte Rom zum Ausgangspunkt der Unternehmungen seiner Unterfeldherrn, die allmählich ganz Mittelitalien gewannen, nachdem sich der Süden, Calabrien, Apulien mit der starken Veste Benevent, von gothischen Truppen entblößt, schon vorher freiwillig angeschlossen hatten; ja sogar die in Samnium gegen die Küste hin wohnenden Gothen unterwarfen sich, die wichtigsten Städte Tusciens: Narnia, Spoletium, Perusia öffneten ihre Thore. Solchem Fortschreiten der Feinde mußte der König entgegen treten: ohne das Eintreffen der gothischen Truppen aus Südgallien abzuwarten, sandte er ein starkes Heer und Kriegsschiffe nach Dalmatien, diese von den Byzantinern gewonnene Provinz, zumal die Hauptstadt Salonae wieder zu erobern. Er selbst aber führte, „wie ein grimmiger Löwe", sagt ein Zeitgenoß, die gothische Hauptmacht, die Procop — wohl übertrieben — auf 150 Tausendschaften anschlägt, auf Rom. Groß war, unerachtet der bisherigen ununterbrochenen Erfolge, in dem Byzantinerheer die Furcht vor dem unvergessenen gothischen Heldenthum: ja der Schreck vor den Gothen war so betäubend, daß die von Belisar zur Deckung der Tiber- und Anio-Uebergänge in einem Brückenthurm aufgestellten Wachen bei Annäherung des Königs ohne Schwertstreich entflohen, aber, Schande und Strafe fürchtend, nicht nach Rom zu Belisar, sondern nach Campanien. So stieß Belisar bei einer Kundschaftung — ungewarnt — bei jenem Thurm auf die Gothen, die den Fluß bereits überschritten hatten: sein Kampfeseifer riß ihn in das dichteste Handgemenge, Ueberläufer erkannten ihn und forderten alle Gothen auf, den Reiter des Rosses mit dem weißen Fleck — ein solches Pferd hieß griechisch Phalion, gothisch Balan, (φάλιος ist aber nur weiß, glänzend) zu werfen. Aus äußerster Bedrängniß rettete nur die Aufopferung seiner Leibwächter den Feldherrn, der, hart verfolgt, mit Mühe in die Stadt gelangte, die sofort von den Siegern mit sieben Lagern umschlossen ward. Auf das Gerücht, sie seien bereits durch das pankratische Thor in die Stadt gedrungen, wollten die erschrockenen Byzantiner diese räumen. Kaum daß sie Belisar zurück hielt. V. ließ den Römern starke Vorwürfe über deren Verrath machen: die Griechen würden sie nicht schützen können, aus deren Mitte von

jeher nur Komödianten, Gaukler und Kleiderdiebe nach Italien gekommen seien. Es begann nun (Februar 537) die erste der wiederholten Belagerungen Roms in diesem Kriege. Von den sieben gothischen Lagern umschlossen sechs auf dem linken Tiberufer, unter den damaligen vierzehn größeren Thoren der Stadt fünf von dem flaminischen im Norden bis zum praenestinischen im Osten; um sich die milvische Brücke und durch sie das beliebige Ueberschreiten des Flusses zu sichern, schlugen sie ein siebentes Lager auf dem rechten Ufer, auf dem „Felde des Nero", von hier aus auch das aurelische und transtiberinische Thor im Westen bedrohend: in diesem Lager befehligte Markja die aus Gallien gezogenen Besatzungen, in den sechs andern der König selbst und fünf von ihm gewählte Heerführer: die Gothen, nun seit so langer Zeit mit römischer Kriegführung vertraut, hatten auch Einiges von römischer Lagerkunst gelernt: sie umzogen jedes Lager mit einem Graben, häuften die ausgeschaufelte Erde zum Wall und krönten diesen oben mit Pfahlwerk; auch durchschnitten sie alle 19 Wasserleitungen, die damals von allen Seiten der Campania her auf die Stadt zuliefen.

Belisar aber entfaltete in der Vertheidigung Roms mit Umsicht und Ruhe alle Mittel seiner hohen Feldherrnschaft: er selbst übernahm die Bewachung des pincianischen und des salarischen Thores, weil dort einerseits die Mauern am leichtesten zu übersteigen, andrerseits diese Ausgänge hier für Ausfälle am günstigsten gelegen waren, die andern Thore vertraute er andern Führern an, das flaminische ließ er ganz zumauern wegen bedrohlicher Nähe eines gothischen Lagers. Selbst in Neapel durch eine trocken gelegte Wasserleitung eingedrungen, ließ er wolweislich die von den Feinden unterbrochnen ebenfalls vermauern. Da nun wegen des Ausbleibens des Wassers die Mühlen versagten und es an Zugthieren für die Radmühlen gebrach, erfand, um das Getreide mahlen zu können, Belisar die Schiffsmühlen, indem er mehrere Kähne neben einander in dem Tiber verankerte. Als V. diese Vorrichtung zerstört, indem er Bäume und Leichen gefallener Römer dawider treiben ließ, sperrte Belisar den Oberlauf des Flusses durch quergezogene Ketten. Obwol nun durch zwei neue Schiffsmühlen für Brot und für Trinkwasser durch die städtischen Brunnen gesorgt war, entbehrten die Römer doch schwer des Wassers für das geliebte Bad und schalten auf Belisar, der zu geringe Kräfte mit gebracht und sie unverschuldet diesen Bedrängnissen ausgesetzt habe. Ein Versuch des Königs, diese Stimmung zu verwerthen, scheiterte: Belisar wies jedes Recht der Gothen trotzig ab — sehr gegen die Verträge zwischen Theoderich und Kaiser Zeno. So mußte denn V. zum allgemeinen Sturm auf Rom schreiten: es war am 18. Tage der Einschließung bei Sonnenaufgang.

Redlich und eifrig verwerthete er, was er an Belagerungskunst den Römern abgelernt: außer Sturmleitern und Reisigbündeln zur Ausfüllung der Gräben wurden vier Widder, von je 50 Mann bedient, und Holzthürme, so hoch wie die Mauern hergestellt: Rinder sollten sie ziehen. Entsetzen ergriff bei dem Anblick die des Kriegs seit lang entwöhnten Bürger Roms. Aber Belisar lachte der ungeschlachten Veranstaltungen: er fuhr auf den Wällen Ballisten auf und Stein-Schleuder-Maschinen („Wild-Esel") und deckte die Thore durch „Wölfe" d. h. Fallgitter mit spitzigen Stählen und Klingen. Er befahl, auf jene Rinder zu zielen: sofort fielen alle und die Thürme sammt ihrer Bemannung standen unbeweglich und unnütz. Darauf durchbohrte er selbst mit sichrem Schuß gepanzerte Heerführer an der Spitze ihrer Scharen. Das pankratische und das flaminische Thor ließen die Gothen wegen des schwierigen Zugangs unbestürmt: aber ein gefährlicher Angriff traf das aurelische Thor und dessen starke Deckung: das Grabmal Hadrian's: die Stürmenden waren, gedeckt durch den Säulengang des Sanct Peter, überraschend so schnell genaht, daß sie, die nur wagrecht schießenden Ballisten „im todten Winkel" unterlaufend, gegen Pfeile und Wurf-

lanzen durch ein Dach von ungeheuren Schilden gedeckt, hart an die Mauern gelangten: schon stiegen sie auf Leitern die Zinnen hinan, als die verzweifelten Vertheidiger, in Ermangelung von andern Geschossen, die zahlreichen Marmorbildsäulen, die das Grabmal zierten, zerschlugen und mit den hinab geschleuderten Trümmern die Stürmenden unter ihrem Schildbach begruben; an jenem Ort ward — im Graben vor dem Wall — der schöne schlafende Faun gefunden, der die Glyptothek zu München schmückt.

Unbehelligt blieb, ob zwar der Wall dort bedenkliche Risse zeigte, wie bei allen andern Angriffen das pincianische Thor: — was die Römer auf den besonderen Schutz Sanct Peter's zurückführten. Am salarischen Thore wurden die Angreifer zurückgeschreckt durch die furchtbaren Geschütze auf dem Thurme zur Linken, deren eines einen edlen Gothen, der, durch Tapferkeit und volle Rüstung, ausgezeichnet, abseit von dem Keile stehend, die Zinnen mit seinen Pfeilen säuberte, Panzer und Leib durchbohrend, an einen hinter ihm stehenden Baum nagelte.

Aber an dem „Vivarium" drohten die Feinde einzudringen: dieser Zwinger für Löwen und andere Circusthiere hatte einen Zugang von außen und hinter niedriger Außenmauer nur schwachen Innenwall: V. ließ die Außenmauer durch Maschinen erschüttern und an mehreren Stellen erklimmen: Belisar, durch seine verzagenden Unterführer von dem salarischen Thor herbeigerufen, ließ die Gothen absichtlich in den engen Zwinger eindringen, dann seine Kernscharen, nur mit dem Schwerte bewaffnet, plötzlich über die Ueberraschten herfallen, die, hilflos zusammen gedrängt, sämmtlich niedergehauen wurden; in Verfolgung des Vortheils schlugen die Sieger auch die draußen haltenden Reihen in die Flucht und verbrannten die verlassenen Maschinen.

Das gleiche Ende ward durch einen Ausfall auch den Sturmgeräthen vor dem salarischen Thore bereitet: hoch schlugen die Flammen in die Luft.

So war der erste große allgemeine Sturm überall abgeschlagen und zwar mit furchtbaren Verlusten der Gothen, deren dichte Sturmsäulen anfangs kein Geschoß verfehlt, deren fliehende Haufen zuletzt das Schwert der Ausfallenden vom Rücken her niedergemacht hatte: von Tagesanbruch bis zum Abend hatten sie ihr Bestes geleistet an todesverachtender Kühnheit — und umsonst! Dem wackern König hatte nur einmal das Glück gelächelt: bei jener Ueberraschung Belisar's am Anio: seither verfolgte ihn — trotz aller Mühung — ein Unstern. Die Führer der Gothen selbst gaben ihre Verluste an diesem Tag auf 30,000 Todte und mehr als 60,000 Verwundete an.

Auch in den folgenden Ausfällen und Gefechten, oft auf dem neronischen Feld, erlagen meist die Gothen den berittnen hunnischen Bogenschützen, denen sie keine gleiche Waffe entgegen zu stellen hatten: ihre Schützen fochten nur zu Fuß und ihre Reiter führten nicht Bogen noch Pfeil: sie vermieden daher, entmuthigt, zuletzt alle Gefechte und suchten nur durch Aushungerung die Belagerten zur Ergebung zu zwingen. Aber Belisar sandte einen großen Theil der wehrunfähigen Einwohner zu Schiff nach Neapel und Sicilien, dieser Gefahr zu begegnen. Erst hierauf gelang es V. den Hafen Portus zu besetzen und so die Seezufuhr abzuschneiden. Nun stieg im Laufe des Sommers die Noth in der Stadt durch Seuchen und Hunger: da gelang es dem Geschichtsschreiber dieses Kriegs, dem Rechtsrath Procopius, mit Belisar's Gemahlin Antonina vereint, Schiffe mit Lebensmitteln von Neapel nach Ostia zu bringen: die Vorräthe wurden durch die Stellungen der durch Ausfälle anderwärts beschäftigten Belagerer glücklich in die Stadt geschafft.

Im dritten Kriegsjahr (537/538) suchten die Gothen, mehr noch durch Seuchen und Hunger als durch das Schwert gelichtet, vergeblich durch Gesandte,

von römischen Beigeordneten begleitet, günstigen Frieden in Byzanz zu machen. Der während dieser Verhandlungen vereinbarte Waffenstillstand ward von den Barbaren sehr unklug, von Belisar sehr geschickt zur Besserung der Stellungen verwerthet und schließlich von beiden gebrochen.

Inzwischen hatte ein kleines Heer der Byzantiner, geführt von Belisar's bestem Feldherrn, Johannes, Rom heimlich verlassen, das Picenum durchstreift, Ulitheus, den Oheim des Königs, mit seiner Schar geschlagen und getödtet, im Rücken die Verbindungen der Belagerer mit Ravenna bedroht und nachdem Ancona und Ariminum gefallen, jene Hauptstadt selbst gefährdet, in der Matasvintha, ergrimmt über den aufgezwungnen Ehebund, dem Beispiel ihrer Mutter Amalasvintha (s. diese) und Theodahad's folgend, mit Byzanz in geheime Verbindung trat: „sie verhandelte mit Johannes über Verrath und Vermählung", sagt Prokop kurz.

Da hoben die Gothen, vom Mangel bedrängt in der ausgesognen Campagna, und besorgt um Ravenna, die Einschließung von Rom auf: 374 Tage, vom Februar 537 bis März 538 hatte sie gewährt, 69 Stürme, Ausfälle, Gefechte waren in dieser Zeit gezählt worden: dort, vor den Thoren Roms, lag gebrochen die gothische Herresmacht! Die Trümmer führte V. zurück gegen Ariminum, diese Stadt wieder zu gewinnen: aber nicht auf dem nächsten Wege, der flaminischen Straße, die ihm Narnia, Spoletium, Perusia — in Feindeshand — sperrten: er selbst ließ kleine Besatzungen in Clusium, Urbs vetus, Petra, Tudertum, Auximum, Urbinum, Caesena, Mons feretrus zurück. Belisar aber sandte aus dem Hafen von Rom eine Flotte mit Landungstruppen, die, in Genua gelandet, Pavia bedrohten, ein gothisches Heer vor dieser Stadt schlugen, dann ohne Schwertstreich Mailand, ganz Ligurien, Bergamo, Como, Novara und andere Städte gewannen. Er selbst zog Ende Juni gegen V., der noch immer Ariminum und Ancona belagerte: ohne Widerstand ergaben sich (IV. Kriegsjahr 538—539) die gothischen Besatzungen von Clusium und Tudertum: Belisar schickte sie nach Neapel und Sicilien; er erhielt Verstärkungen aus Byzanz unter Narses, der später den Gothenkrieg abschließen sollte, darunter 2000 Söldner aus dem (gothischen!) Volke der Heruler. Mit dieser Macht zog er, zur Beobachtung der Gothen in Auximum nur eine kleine Schar zurücklassend, zum Entsatz des schwer bedrängten Johannes in Ariminum heran. V. hob die Belagerung auf und wich nach Ravenna zurück. Belisar folgte nicht gleich, er gewann Urbinum, dessen Gothen sogar in seinen Dienst traten, Johannes Forum Cornelii und die ganze Aemilia. Belisar aber, der vor Weihnachten die Belagerung von Urbs vetus begonnen hatte, ward hier über Erwarten lange festgehalten. Inzwischen trafen die von dem Merovingen Theudibert I. versprochnen burgundischen Hülfsscharen in Italien ein: durch sie verstärkt zwang ein gothisches Heer Mailand zur Uebergabe (die Stadt ward für ihren Abfall schwer gestraft von den erbitterten Gothen und größtentheils zerstört) und von da aus die meisten Städte Liguriens (Sommer und Herbst 539). Allein V. erkannte richtig, daß die Entscheidung bei Ravenna fallen müsse und daß er hier dem im Frühjahr drohenden Angriff Belisar's nicht gewachsen sein werde. Er suchte Bundesgenossen: statt der doppelzüngigen Merovingen wollte er durch glänzende Geldgeschenke den Langobardenkönig Wachis gewinnen: doch dieser hatte sich eng an Byzanz geschlossen. Da wandte er sich, auf den Rath erfahrner Männer, an den alten Feind Justinian's, den Perserkönig Chosroës im fernen Asien: zwei ligurische (doch gewiß arianische Priester) unternahmen gegen reichen Lohn die weite Reise und wirklich gelang es ihnen, den Großkönig zur Erneuerung seiner Angriffe zu bewegen. Justinian, eingeschüchtert, rief in der That Belisar und dessen Heer aus Italien ab, die asiatischen Grenzen zu schützen und entließ die Gesandten

des Vitigis aus Byzanz mit dem günstigen Bescheid, er werde sofort Botschafter nach Ravenna schicken, einen beiden Theilen vortheilhaften Frieden zu schließen. So schienen des wackern Königs Ausdauer im Kampf und findige Heranziehung der Perser den Bestand des Gothenreiches in Italien — obzwar mit mancher Landeinbuße — gerettet zu haben.

Allein es kam anders.

Bevor Belisar dieser Befehl erreichte, hatte er selbst Auximum eingeschlossen, ließ durch andere Truppen Faesulae belagern und sandte eine dritte Schar den Gothen, die von Pavia her drohten, entgegen bis Dertona. Letztere Byzantiner und Gothen traf rasch nach einander der heimtückische Angriff Theudibert's I., der, die beiden geschworenen Eide vergessend, mit 10,000 Mann über die Seealpen in Ligurien eindrang, sich von den über sein endliches Worthalten erfreuten Gothen über den Po schaffen ließ, dann aber zuerst diese Geleiter, dann die Gothen in dem Lager auf dem rechten Ufer überfiel und in die Flucht schlug und gleich darauf die Byzantiner zu Dertona, die ihm freudig entgegen gezogen waren, in der Meinung, es sei Belisar, der die Gothen vor sich her treibe. Durch Seuchen und Mangel ward indessen das Frankenheer bis auf zwei Drittel herabgemindert und zur Heimkehr genöthigt. Belisar gewann nun Faesulae und auch das heldenmüthig vertheidigte Auximum, dessen tapfre Besatzung gleichwol unter seinen Fahnen gegen V. zu fechten bereit war: — ein Zeichen der tiefen Zerklüftung, des Mangels an einheitlicher Begeisterung in dem Volk. Belisar umschloß nun Ravenna, die Veste der Sümpfe und Lagunen, die damals nur durch Hunger zu bezwingen war: die Flotte der Byzantiner beherrschte die See und sperrte der Hafenstadt Classis alle Zufuhr: V. ward auch jetzt von besonderem Unglück durch Zufall verfolgt: vorsorglich hatte er rechtzeitig in Ligurien eine große Zahl von Getreideschiffen auf den Po gebracht, sie in die Stadt zu führen und so die Aushungerung tragen zu können: da ward der Fluß, „als ob er auf die Römer habe warten wollen“, plötzlich so seicht, daß die Schiffe stecken blieben und diesen in die Hände fielen. Einen nochmaligen Versuch der Merovingen, die Verzweiflung der Gothen zu ihrem Vortheil auszunutzen, indem sie Waffenhülfe gegen eine Theilung der Halbinsel versprachen, wußte Belisar durch Erinnerung an die wiederholt erfahrene Treulosigkeit dieser Könige zu verhindern: er rieth V., sich lieber mit Justinian zu verständigen. Während dieser Verhandlungen gewann Belisar durch seine Heerführer Venetien und die Vesten in den cottischen Alpen: von einer gothischen Schar, die von Ligurien aus zum Entsatz von Ravenna heranzog, gingen nun sehr Viele zu Belisar über, weil in jenen Vesten ihre Weiber und Kinder waren gefangen worden. Zugleich traf die in der Seeveste schwer durch Hunger bedrängten Gothen ein Schlag des Unheils, der entscheidend gewesen zu sein scheint: die letzten Reste der gewaltigen Getreidevorräthe, die V. weislich hier aufgespeichert hatte, gingen Nachts plötzlich in Flammen auf: nicht ein Blitz, wie verbreitet ward, von Belisar bestochene Römer in Ravenna — auch die Königin Matasvintha soll die Hand dazu geboten haben — bewirkten die Zerstörung. Belisar hoffte nun in Bälde den Gothenkrieg ebenso ruhmvoll wie früher den vandalischen mit völliger Unterwerfung des Volkes und Gefangennahme des Königs beenden zu können, als — sehr zu seinem Verdruß — jene längst erwarteten Gesandten aus Byzanz (s. oben S. 79) eintrafen, die den Belagerten einen — verglichen mit der von Belisar geplanten völligen Unterwerfung — höchst günstigen Frieden anbieten sollten, der sofort angenommen worden wäre: V. sollte nur für das Land südlich vom Po dem Kaiser Schatzung zahlen und den halben Königsschatz ausliefern! Justinian war des Gothenkriegs müde und seiner Truppen in Italien dringend zur Abwehr der Perser bedürftig geworden. Da spielte Belisar

ein gewagtes diplomatisches Spiel: er verhinderte den Abschluß des Vertrags durch seine Weigerung, die Urkunde zu unterzeichnen und ließ dann in Gegenwart der kaiserlichen Gesandten seine oft eifersüchtigen Unterfeldherrn einstimmig erklären, sie seien unfähig, die Gothen zu bedingungsloser Unterwerfung zu zwingen. Dadurch wollte er feststellen, daß nur er die Unterwerfung, die er in Bälde erwartete, zu erreichen fähig gewesen und andrerseits wollte er sich bei Justinian vor dem Vorwurf decken, den Gothen so günstige Bedingungen gewährt zu haben, deren Vollbezwingung er doch voraus sah. Er wollte die Verhandlungen hinausziehen, da sein bester Verbündeter, der Hunger, jeden Tag die Ergebung der Belagerten beschleunigen mußte. In solcher Lage kamen die Großen im Gothenheer, schon längst unzufrieden mit der sieg- und glücklosen Leitung des Vitigis, auf einen Gedanken, der jener Zeit nicht fern lag: — wie oft hatten sich byzantinische Feldherrn wider den Kaiser empört und eigne Herrschaft zu errichten versucht! Sie boten Belisar, ihrem Besieger, dessen Kriegskunst und Kriegsglück ihnen nun schon seit bald sechs Jahren den mächtigsten Eindruck gemacht hatte, an, ihn zum Kaiser des Abendlands und zugleich zum König des Ostgothenvolks zu machen: — schon hundert Jahre früher hatten die salischen Franken in Gallien ähnlich einen kaiserlichen Statthalter zu ihrem König erhoben (s. Deutsche Geschichte I, 25). V. erklärte sich, als er von dem Vorhaben erfuhr, sofort bereit, dem großen Feldherrn zu weichen und zu dienen. Da spielte dieser ein unwürdiges und treuloses Spiel: er ging zum Schein auf den Vorschlag ein, indem er in Byzanz sich gegen die Anklage, es ernst gemeint zu haben, deckte durch die den kaiserlichen Gesandten und allen seinen Heerführern abverlangte Erklärung, viel besser als auf die Bedingungen des Kaisers hin Frieden zu schließen, sei ein Mittel, V. und alle Gothen kriegsgefangen zu machen, den ganzen Königsschatz und ganz Italien für Byzanz zu gewinnen. Dies Mittel war eben abscheulicher Verrath. Vorsichtig entfernte er, unter dem Vorwand von Nahrungsmangel, Narses und drei andre ihm feindliche, ihm seinen Ruhm mißgönnende Unterfeldherrn aus dem Lager, damit sie weder hier noch bei den Gothen seine Pläne durchkreuzen könnten und täuschte die Gesandten des Vitigis durch eidliche Annahme seiner Vorschläge. Die Gothen öffneten ihm nun jubelnd, als ihrem König, die Thore: noch wahrte er vorsichtig den Schein, indem er V. nur in ehrenvolle Haft nahm, als er aber die gefährliche gothische Uebermacht aus der Stadt entfernt und die Heermänner vereinzelt in ihre Siedelungen auf dem rechten Po-Ufer entlassen hatte, bemächtigte er sich des Königsschatzes im Palatium, wie die getäuschten Gothen immer noch wähnten, in der Absicht, ihn für sich zu behalten und gegen Justinian zu verwenden. Als nun, immer noch im Glauben an die Treue ihres neuen Königs Belisar, die wichtigsten Festungen sich ihm ergaben und öffneten — Treviso, Caesena und andre mehr — und deren Befehlshaber zu ihm nach Ravenna eilten — nur Ildibad, der spätere König, verließ Verona nicht, da seine Söhne ihm nicht aus Ravenna freigegeben wurden — da nahm Belisar die Maske ab: geschickt, aber mit abscheulicher Falschheit hatte er die Hauptstadt, den König, den Schatz, die schwerbezwingbaren Castelle, die wichtigsten Heerführer in seine Gewalt gebracht, das Heer durch Auflösung wehrlos gemacht. Den getäuschten Gothen gingen die Augen erst auf, als er sich dem Befehle Justinian's gemäß anschickte, Italien zu verlassen: und das Land südlich vom Po lag widerstandlos in der Hand der Byzantiner: aber die Gothen nördlich des Flusses erhoben jenen Ildibad zum König, sie in den Kampf der Verzweiflung zu führen: er nahm an, auch wohl auf die Hülfe seines Oheims, des Westgothenkönigs Theudis (s. diesen) hoffend: gleichwol erbot auch er sich Belisar als Kaiser des Abend=

lands und König der Gothen zu huldigen, doch Belisar wies ihn schroff zurück und schiffte sich (VI. Kriegsjahr 540/541) nach Byzanz ein, Matasvintha, viele gothische Edelinge, den Königsschatz und V. mit sich führend: dieser ist vielleicht bald gestorben oder seine Ehe ward als erzwungen gelöst: denn schon 550/551 finden wir Mathasvintha als Gattin des kaiserlichen Neffen Germanus und Mutter eines gleichnamigen Sohnes. V. war ein König und Kriegsmann, besser als sein Glück.

Quellen und Litteratur: die in Könige der Germanen II. München 1862 und Procopius von Caesarea. Berlin 1885 angegebenen: vgl. Hodgkin, Italy and her invaders III. London 1865. — Hodgkin, the letters of Cassiodor. London 1886. Jordanis und Cassiodor sind inzwischen von Th. Mommsen in den Monumenta Germaniae historica 1882 und 1894 herausgegeben, ebenso manche der kleineren Chroniken, eine neue Ausgabe des Procop wird für 1896 von Haury bei Teubner erwartet. Dahn.

Vitriarius: Philipp Reinhard V., Rechtsgelehrter, geboren am 17. Februar 1647 zu Oppenheim, † am 30. Juli 1720 in Leiden. Ueber den ursprünglichen deutschen Namen der Familie, ob etwa Glaser oder dgl., hat sich nichts ermitteln lassen. Schüler Böeler's in Straßburg, lehrte V. seit 1673 in Genf Staatsrecht, von wo er 1682 auf die Empfehlung des Theologen Turretin nach Leiden berufen wurde, um der Universität nach dem Tode Böckelmann's eine neue Anziehungskraft zu verschaffen. Sein Sohn, Johann Jacob (1679 in Genf geboren, † 1745 in Leiden), seit 1708 Professor in Utrecht, 1719 nach Leiden berufen, trat in die Stelle seines Vaters und genoß gleich ihm großen Beifall, namentlich auch bei den Deutschen, die damals noch häufig die holländischen Universitäten aufsuchten. J. J. Moser gedenkt des großen Ansehens, dessen sich Vater und Sohn in seinen jungen Jahren insbesondere bei den österreichischen Cavalieren erfreuten: noch viele machten damals die Karawane nach Leiden, und ein kaiserlicher Minister versicherte ihn, wer V. gehört, habe die Präsumtion für sich gehabt, etwas zu verstehen; wer nicht, nicht, ob er auch noch so geschickt wäre. Der Nachruhm des älteren V. beruht auf seinen „Institutiones juris publici“, richtiger noch auf dem Commentar, den der Lüneburger Professor Pfeffinger (s. A. D. B. XXV, 630) dazu verfaßte. Die reichen Quellenauszüge, die er unter dem Titel: Vitriarius illustratus dem Lehrbuche des Vitriarius hinzufügte, sind von Juristen und Historikern bis auf die Gegenwart viel benutzt worden. Die Heranziehung des Civilrechts, die Ordnung des Staatsrechts nach Justinian's Institutionen hat dem Buche des Vitriarius, das zuerst 1683 unter falschem Namen in Speier, noch im selben Jahre in berechtigter Ausgabe in Frankfurt a. d. O. erschien und noch 1727 von Spener neu herausgegeben wurde, schon zu seiner Zeit berechtigte Angriffe zugezogen, so von dem angesehenen Leipziger Rechtslehrer Titius und von J. J. Moser, der ihm die Auslassung unentbehrlicher Materien und in Historicis die Verwendung ganz neuer Scribenten anstatt der Fontes selbst vorwarf.

Pütter, Litt. des teutschen Staatsrechts I (1776), S. 264, der selbst über seine unzureichenden Nachrichten klagt. — J. J. Moser, Bibl. jur. publ. I (1729), S. 6 ff. — Siegenbeck, Geschied. der Leidsche hoogeschool I (1829), 235, 274; II 156, 182 (Beilagen). — v. d. Aa, Biogr. wordenboek XIX (1876), S. 260. F. Frensdorff.

Vitringa: Wigerus V., Jurist und Maler, wurde als Sohn des gelehrten Horatius V. am 8. October 1657 zu Leeuwarden geboren. Er widmete sich dem Studium der Rechte und wurde am 4. Juli 1678 auf Grund seiner Dissertation „de fideicommissaria haereditatis petitione“ zum Doctor der Rechte promovirt. Er wurde hierauf Advocat in seiner Vaterstadt und starb zu Wirdum am

18. Januar 1721. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit Zeichnen und Malen und brachte es dabei zu solcher Fertigkeit, daß seine Seestücke, die man in Deutschland in den Galerien zu Schleisheim und Mannheim, sowie bei Herrn Werner Dahl in Düsseldorf sehen kann, mit Gemälden Willem van de Velde's verwechselt werden konnten.

Vgl. A. J. van der Aa, Biographisch Woordenboek der Nederlanden. Haarlem 1876. XIX, 269. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 767. H. A. Lier.

Vitzthum: Apel v. V. erscheint zuerst unter den Abgesandten des Kurfürsten Friedrich's des Sanftmüthigen von Sachsen, die 1. März 1443 zu Lausanne den Ehevertrag zwischen des Kurfürsten dreijährigem Sohne und der Enkelin Papsts Felix V., Katharina von Savoyen, schlossen, sodann aber als vertrauter Rath von Friedrich's Bruder, Herzogs Wilhelm III. von Sachsen, dessen Jugend und Unerfahrenheit der eigennützige und ränkevolle Mann im Verein mit seinen Brüdern Busso und Bernhard sowie seinen Schwägern Bernhard v. Kochberg und Friedrich v. Witzleben zur Förderung seiner persönlichen Zwecke mißbrauchte. Bei dem Kurfürsten mißliebig geworden, mußte ihm darum zu thun sein, daß bei der von den fürstlichen Brüdern beabsichtigten Landestheilung seine in Thüringen in und um Apolda gelegenen Güter nicht in den kurfürstlichen Antheil fielen. Er scheint dabei eine recht zweideutige Rolle gespielt zu haben, wenigstens warf ihm später Kurfürst Friedrich öffentlich vor, „er habe zweierlei Kohl in einem Topfe gekocht". Als nun gegen die Voraussetzung der Vitzthume Friedrich nicht Meißen sondern Thüringen wählte, fochten sie wegen angeblicher Mangelhaftigkeit der Theilungsregister den Vertrag an und erreichten wirklich, daß December 1445 zu Halle eine neue Theilung vorgenommen wurde, nach welcher Friedrich Meißen, Wilhelm Thüringen als Housttheil erhielt. Trotzdem hörten die Vitzthume nicht auf, den Unfrieden zwischen den Brüdern zu schüren, und brachten den Herzog Wilhelm sogar dazu, ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß mit ihnen einzugehen, worin nach Kammermeister's allerdings wenig glaubwürdiger Angabe sogar die Ausschließung des Kurfürsten von der thüringischen Erbfolge festgesetzt gewesen sein soll. Vergeblich verlangte dieser von seinem Bruder die Entfernung der verderblichen Räthe; ein von ihm gegen dieselben eingeleitetes Rechtsverfahren, wozu beide Brüder persönlich in Halle erschienen waren, verlief ohne Erfolg, ja führte nur zu verschärfter Spannung, denn Wilhelm erklärte offen, eher wolle er mit den Vitzthumen aus dem Lande gehen, als sie entlassen. Seine Landesordnung von 1446, welche die Regierung in die Hände von vier Räthen legte, von denen er nur einen ernannte, befestigte ihre Stellung nur noch mehr. Nun griff Friedrich zu den Waffen und eröffnete durch verwüstenden Einfall in die Vitzthum'schen Güter Camburg, Roßla ꝛc. den sächsischen Bruderkrieg, der durch die von Apel, dann auch vom Kurfürsten geworbnen böhmischen Söldner einen besonders verderblichen Charakter annahm. Das Apel gehörige Schloß Lichtenwalde a. d. Zschopau gab Friedrich dem Ritter Hermann Harras als Entschädigung für das demselben verloren gegangene Oßmannstädt. Er suchte auch die Wilhelm's Dienst wegen ausbleibenden Soldes verlassenden Böhmen in seinen Dienst zu ziehen, so würden sie sich an Apel rächen können, der schuld sei, daß sie nicht befriedigt worden, aber gute Freunde, die dieser unter ihnen hatte, vereitelten dies (Fontes rer. austriac. XLII Nr. 24). Dagegen hatte Apel schon 1447 den Herzog Wilhelm dahin gebracht, daß er ihm für seine verwüsteten thüringischen Besitzungen Roßla, Sulza und Reinstädt die sächsischen Ortslande in Franken, Koburg, Königsberg, Hildburghausen ꝛc. wiederkäuflich überließ. Gerade dieser Tausch aber wurde die Ursache, daß er auch

des Herzogs Gunst verlor. Nach geschlossenem Frieden verlangte Letzterer die Rückgabe dieser Güter, Apel verweigerte sie aber und setzte die Feste Koburg in Vertheidigungszustand; nur mit Hilfe seines Bruders gelang es Wilhelm, sich derselben, 1461 auch der übrigen Vitzthum'schen Güter und Pfandschaften zu bemächtigen. Noch 1465 dauerte die Fehde gegen den flüchtig außer Landes weilenden Apel fort. Um wieder in den Besitz ihrer confiscirten Güter zu gelangen, bewirkten die Vitzthume, daß Markgraf Albrecht von Brandenburg und Landgraf Ludwig von Hessen als kaiserliche Commissare zur Erörterung und Schlichtung der Sache ernannt wurden. Von dem Erfolg dieser Verhandlungen ist nichts bekannt; wahrscheinlich fanden sie ihre Erledigung durch Apel's um 1470 erfolgten Tod. Doch erst 1479 wurde der Streit zwischen den Vitzthumen und Herzog Wilhelm in der Weise geschlichtet, daß erstere allen Ansprüchen wegen ihrer in des Herzogs Landen gelegenen Güter entsagten, wogegen Wilhelm sie unter Zusage eines Jahresgehalts von 1000 Gulden wieder in seine Dienste nahm. (Schultes, Histor. Schriften 1, 276 f.)

Die thüringischen Chroniken von Hartung Kammermeister, Mencke III, 1185 ff. und von K. Stolle, hrsg. v. Hesse, Stuttg. 1854. — v. d. Gabelentz, Ein Beitrag zur Geschichte des Bruderkriegs und Apel's Vitzthum in Mitth. d. Ges. f. Gesch. des Osterlandes VII, 254 und Berth. Schmidt, Die Zerstörung der Stadt Gera im Bruderkriege in Zeitschr. f. thüring. Gesch. und Alt. XVII. Th. Flathe.

Vivarius: Jakob V., neulateinischer Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Er war aus dem brabantischen Flecken Loemel bei Eindhoven gebürtig und wirkte 1578 als Schulmeister in Anderlecht bei Brüssel, wo einst Erasmus sich aufgehalten hatte, später in Herenthals bei Antwerpen. Von seinen beiden geistlichen Schauspielen ist das erste, der 1577 in Anderlach aufgeführte „Petrus praedicans“ (Antverpiae, apud Antonium Tilenium 1578. Exemplar in Dresden), eine dürftige Dialogisirung der in Cap. 3—5 der Apostelgeschichte enthaltenen Erzählung von der Heilung des Lahmen durch Petrus und Johannes, der zweimaligen Verhaftung der Apostel, ihrer Befreiung durch den Engel und ihrer Entlassung auf den Rath Gamaliel's. Die Handlung schreitet langsam vorwärts, die Charaktere sind leblose Typen, und der Einfall, statt des einen Lahmen drei jammernde Krüppel (Scazon, Perus und Chologenes) einzuführen, die gleichzeitig geheilt werden, ist kaum glücklich zu nennen. Stillos mischt V. unter die herkömmlichen Trimeter Scenen in Hexametern und iambischen Dimetern mit und ohne Reim; die Chorlieder wurden, wie es scheint, immer von den zwei oder drei gerade auf der Bühne anwesenden Personen gesprochen. — In dem zweiten Drama „Redemptio nostra (comoedia nova, in qua ostenditur maxime relictos et afflictos esse maiorem consolationem consequutos: materia huic tempori admodum accommoda.“ Antverpiae, apud Antonium Tilenium 1579. Dresden), das von Brüssel aus an den Abt Livinus Cowenberg zu Diligem gewidmet ist, versucht V. einen höheren Flug zu nehmen. Er will den göttlichen Heilsrathschluß darstellen, der anfangs nur den Juden und erst, als diese sich verstockt zeigen, den Heiden Gnade erweist, aber nicht durch concrete biblische Vorgänge und Personen, sondern durch neue nebelhafte Gestaltungen jener Idee. Die Ereignisse der biblischen Geschichte von der Schöpfung bis zur Christianisirung der Heiden deutet er in aller Kürze durch drei Abgesandte Gottes an: Paranymphus, den Freund des Bräutigams (Joh. 3, 29), Prophetes, der Worte des Jeremias wiederholt, und Charophorus, der die Geburt des Messias verkündet. Während so die Jahrhunderte im Fluge dahingehen, bleiben dieselben beiden Vertreter des Judenvolkes und die der Heidenschaft auf der Bühne anwesend. Das Stück schließt mit der Bekehrung des Hauptmanns Cornelius durch Petrus, doch wird

auch diese nur in den allgemeinsten verschwimmenden Umrissen vorgeführt. Eine solche zeit- und ortlose Verkörperung großer geschichtlicher Ideen hatte 41 Jahre zuvor der protestantische Aristophanes, Naogeorg, gewagt, als er im Pammachius den Kampf von Papstthum und Kaiserthum schilderte; aber was diesem kräftigen Talente gelang, blieb dem schwächlichen V. unerreichbar. Nicht einmal, welche Beziehungen auf den niederländischen Religionskrieg der Dichter seinem Werke eigentlich geben wollte, ist heut klar zu ersehen. Jedenfalls stand er auf Seiten der belgischen Katholiken, wie ein beigegebenes Lobgedicht von Michael Eitzing beweist und wie er auch später seine mir nicht zugängliche Dichtung „Origo, institutio, inauguratio aurei velleris“ (Antverpiae, Henr. Henricius 1585. 4°; darin auch eine Querela Belgici und Oratio Ecclesiae) dem spanischen Statthalter Alexander Farnese widmete.

Paquot, Mémoires pour servir à l'histoire littéraire des Pays-Bas 16, 75 f. (1769) mit einigen bibliographischen Irrthümern. Nicht zu verwechseln ist mit unsrem Vivarius der 1572 zu Gent geborene Jakob van den Vivere (van der Aa, Biographisch woordenboeck der Nederlanden 19, 270).

J. Bolte.

Vivenot: Rudolf Ritter v. V., Mediciner und hervorragender Forscher auf dem Gebiet der Klimatologie, stammt aus einer österreichischen Aerztefamilie und ist als Sohn des gleichnamigen und Enkel des Arztes Dominik Edler v. V. (ersterer geb. 1807, † 1884, letzterer geboren 1764, † 1833) am 4. October 1834 in Wien geboren. Nachdem er daselbst seine medicinischen Studien absolvirt und 1856 die Doctorwürde erlangt hatte, widmete er sich klimatologischen Forschungen, hielt sich zu diesem Zwecke 1859 längere Zeit in Palermo auf und veröffentlichte als Resultat seines Aufenthalts daselbst eine bemerkenswerthe Schrift: „Palermo und seine Bedeutung als klimatischer Curort mit besonderer Berücksichtigung der allgemeinen klimatischen Verhältnisse von Deutschland, Italien, Sicilien, Nord-Afrika und Madeira“ (Erlangen 1860), welche ihm 1862 den neu errichteten Lehrstuhl der Klimatologie an der Wiener med. Facultät verschaffte. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem am 7. April 1870 plötzlich auf der Straße auf dem Wege zu einem Kranken erfolgten Ableben. V. hat in seinem Specialgebiet eine ganz außerordentlich fruchtbare publicistische Thätigkeit entfaltet. Von selbständig erschienenen Schriften nennen wir zunächst außer der oben angeführten noch: „Beiträge zur Kenntniß der klimatischen Evaporationskraft und deren Beziehung zur Temperatur, Feuchtigkeit, Luftströmungen und Niederschlägen“ (Erlangen 1866, mit 8 Tafeln); „Zur Kenntniß der physiologischen Wirkungen und der therapeutischen Anwendung der verdichteten Luft“ (ebd. 1868). Dazu kommen zahlreiche Aufsätze in med. Zeitschriften, so namentlich in der Wiener med. Wochenschrift (1859, 1864), im Wochenblatt der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien (1862), in der Wiener med. Zeitung (1863): „Ueber die Aufstellung eines pneumatischen Apparats in Wien“; ferner: „Ueber den Einfluß des verstärkten und verminderten Luftdruckes auf den Mechanismus und Chemismus der Respiration“ (Med. Jahrbücher der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien 1865); „Ueber das Verhalten der Körperwärme unter dem Einfluß des verstärkten Luftdruckes“ (ebd. 1866); „Ueber den Einfluß des veränderten Luftdruckes auf den menschlichen Organismus“ (Virchow's Archiv XIX); „Ueber die Zunahme der Lungen-Capacität bei therapeutischer Anwendung der verdichteten Luft“ (ebd. XXXIII); „Ueber Veränderungen im arteriellen Stromgebiete unter dem Einflusse des verstärkten Luftdruckes“ (ebd. XXXIV), einige Aufsätze klimatologisch-meteorologischen Inhalts (über Niederschlags- und Temperaturverhältnisse, über einen neuen Verdunstungsmesser) in den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft, (1866) und den Sitzungsberichten der mathematisch-natur-

wissenschaftlichen Classe der k. Akademie der Wissenschaften (XLVIII, XLIX), sowie in verschiedenen italienischen Zeitschriften.

Vgl. noch Biographisches Lexikon hervorragender Aerzte VI, 131.

Pagel.

Black: Adriaen B., mathematisch gebildeter Buchhändler, geboren in Gouda, † nach 1655 wahrscheinlich im Haag. Die Familie Black's stand in Gouda in gutem Ansehen und Adriaen erhielt eine nicht unbeträchtliche wissenschaftliche Bildung. Er war namentlich der lateinischen Sprache mächtig und ein gewandter Redner. Wenn wir auch sein Geburtsjahr nicht kennen, so wissen wir doch, daß er 1626 in seiner Vaterstadt bei der buchhändlerischen Firma Pieter Rammaseyn beschäftigt war, der er vielleicht als Theilhaber angehörte. Von 1633—1642 lebte B. in London als Buchhändler, wesentlich dem Vertriebe von in Holland bei dem oben genannten Geschäfte erschienenen Werken sich widmend. Daneben scheint aber B. in die grade damals beginnenden politischen Kämpfe, welche 1649 zur Hinrichtung Karl I. führten, sich eingemengt zu haben, und dieses für einen Ausländer, der auch den Geschäftsneid englischer Buchhändler erregt hatte, mindestens unkluge Benehmen brachte ihm persönliche Gefahren, welche eine rasche Abreise wünschenswerth machten. Von 1642—1648 lebte B. in Paris, dann ließ er sich als Buchhändler im Haag nieder, wo er 1655 noch lebte. In der Vorrede zu einem damals bei ihm gedruckten Buche hat er die hier angegebenen Einzelheiten über sein Leben mitgetheilt. Was nun Black's schriftstellerische Thätigkeit anlangt, so begann er sie in Gouda gemeinschaftlich mit dem dortigen Feldmesser und Lehrer der Mathematik Ezechiel de Decker, der vermuthlich besser als B. in Mathematik beschlagen war, dagegen dessen Beihülfe nicht entbehren konnte, wo es auf Uebersetzung aus dem Lateinischen ankam. Die beiden Freunde arbeiteten die von 1614—1624 erschienenen Schriften von Neper, Gunter, Briggs über Logarithmen und andere Rechnungserleichterungen mit einander durch und faßten dabei den Plan, deren Inhalt in holländischer Sprache als „Nieuwe Telkonst“, neue Zahlenkunde, zu veröffentlichen. Ein erster Band erschien 1626, auf dessen Titelblatt de Decker und B. genannt sind. Der versprochene zweite Band blieb aus. Dessen Ersatz haben wir wol in zwei Büchern zu erkennen, wieder einer „Nieuwe Telkonst“ von 1626, in welcher Black's Name fehlt, und der „Arithmetica logarithmica“ von 1628, in welcher de Decker nicht genannt ist. Gedruckt aber ist alles bei Rammaseyn. In der Arithmetica logarithmica sind die 10stelligen Logarithmen sämmtlicher Zahlen von 1 bis 100 000 für die Grundzahl 10 angegeben, während die der Zahlen 20 000 bis 90 000 bis dahin überhaupt noch nie veröffentlicht waren. Der buchhändlerische Erfolg blieb nicht aus. Am 25. October 1628 schrieb Briggs, die 1000 Exemplare, welche Rammaseyn gedruckt hätte, seien bereits größtentheils verkauft. Allerdings waren, wie man jetzt weiß, viele Exemplare durch einen Londoner Buchhändler Miller übernommen worden, der eine neue Titelausgabe daraus machte. 1633 war das Druckjahr eines neuen Tabellenwerkes von B., seiner „Trigonometria artificialis sive magnus Canon triangulorum logarithmicus“. Die Logarithmen sind 10stellig, die Winkel, für deren trigonometrische Functionen man dort die Logarithmen findet, wachsen in Zwischenräumen von je 10″: Man darf vermuthlich den Erfolg der Tabellen von 1628 und den Druck der Tabellen von 1633 als Veranlassung von Black's Uebersiedelung nach London in dem letzteren Jahre betrachten.

Cantor, Vorles. über Gesch. d. Mathematik II, 679—681.

Cantor.

Bladeraccus: Christophorus B., Philolog und Pädagog des 16. Jahrhunderts, nannte sich selbst stets nur Ducissylvius und zwar zur Verheimlichung

seiner Geburt. Er war nämlich ein natürlicher Sohn eines Herrn v. Geffen, Bladerack genannt, und 1520 im Dorfe Geffen bei Herzogenbusch geboren. Wahrscheinlich erhielt er dort an der Fraterschule seine Erziehung und trat 1551 eine Stelle als Conrector an der blühenden Lateinischen Schule zu Amersfort an, welche von den Brüdern des Gemeinsamen Lebens verwaltet wurde. 1558 aber trat er in die Schule zu Herzogenbusch ein, an der er zehn Jahre als Rector und vierzig Jahre als Lehrer für Rhetorik wirkte, wobei ihm zugleich der Unterricht des Griechischen und Hebräischen anvertraut war. Auf löblichste Weise erfüllte er die Aufgaben seines Amtes; besonders war er ein Verehrer Cicero's, wie seine „Formulae Ciceronianae, epistolis conscribendis utilissimae", Antv. 1586, 12⁰, darthun, besonders aber die „Polyonyma Ciceroniana, vario indice, ut in diversarum nationum linguis servire possint, accommodatissime conscripta", Antv. 1597, 1610, Rothomagi 1625. Dieser letzten Schrift ist ein höchst wunderlicher Brief vom 30. Juni 1584 hinzugefügt, in welchem er den Magistrat zu Amersfort so sehr über alle Maßen hinaus lobt für seine besondere Liebe zur wissenschaftlichen Bildung seiner Bürger, daß man fragen muß, ob diese Verherrlichung Ernst oder Spott sei. Er schreibt nämlich, daß hier auch der einfältige Handwerksmann die lateinische Sprache verstehe, die Mädchen durchgängig lateinische Lieder sängen und Cicero sich gefreut haben würde, seine Muttersprache zierlich und correct auf allen Straßen reden zu hören. Lobend erwähnt er dabei den ausgezeichneten Bücherschatz der Stadtbibliothek und hebt mehrere treffliche Zöglinge hervor, welche aus der dortigen Lateinischen Schule hervorgegangen sind wie Stephanus Lauraeus, kaiserlicher Arzt am Hofe Ferdinand's I., Sapidus und Droeffler, Rathsherrn dieses Fürsten und andere. In hohem Alter starb B. am 15. Juli 1601. Seine Söhne Johann und Peter zeichneten sich wie der Vater als tüchtige Sprachkenner aus, und der letzte, welcher zu den Brüdern des Gemeinsamen Lebens gehörte, lehrte als Rector der Schule zu Herzogenbusch Latein, Griechisch und Hebräisch. Außer den schon genannten Schriften verfaßte B. noch eine „Apotheosis, sive carmen funebre in Georgii Macropedii, antecessoris ejus obitum" (Antv. 1565); „Epitome dialectices Augustini Hannaei, Sylvaeduc."; „Enchiridion selectarum precum" (Sylvaeduc. 1588); „Leges scholae Ducis-sylviae" 1593 und „Flores Plauti comici selecti cum scholiis" (Antv. 1597).

Delprat, Broedersch. s. G. Groote, bl. 111, 129. — Paquot, Mém. litt. I, 81. 82. — Van der Aa, Biogr. Woordb. — Sweertius, Ath. Belg. p. 178 u. a. J. C. van Slee.

Blatten: Johann v. B. entstammte einer Linie des alten Jülichschen Adelsgeschlechts Derer vamme Rode — der jetzigen Fürsten und Grafen von Merode —, die sich seit den dreißiger Jahren des 14. Jahrhunderts nach dem alten Dorfe Blatten unweit Zülpich (jetzt zum Kreise Schleiden des rheinpreußischen Regierungsbezirks Aachen gehörig) benannte und deren Stammhalter mit einem ansehnlichen Güterbesitze das Erbschenkenamt des Herzogthums Jülich verbanden. Als zweiter Sohn Konrad's v. B. und der Anna v. Aldenbrück genannt Velbrück um 1500 geboren, widmete Johann sich früh der Gelehrtenlaufbahn, ward am 17. Juli 1516 bei der Artistenfacultät der Universität Köln immatriculirt, betrieb sodann zu Paris, Basel und Freiburg im Breisgau theologische, philosophische und juristische Studien und ward zuletzt zum Doctor beider Rechte promovirt. Nach Bildung und Gesinnung durchaus Humanist, trat er früh mit Erasmus von Rotterdam in nähere Beziehung und zählte bald zu dessen größten Verehrern und vertrautesten Freunden. Bereits im J. 1523 widmete Erasmus ihm, der 1517 Scholaster des Marienstifts zu Aachen geworden war, seine Ausgabe der Quaestiones Tusculanae des Cicero und gab außerdem

durch Schriften und Briefe von seiner Achtung und Zuneigung für B. vielfach Zeugniß. Von Matthias Rinck in dessen 1536 erschienener Schrift über den englischen Bischof John Fisher als 'commune omnium quotquot literas amplectuntur decus' gepriesen, hatte B. am Hofe des Herzogs Johann III. von Cleve-Jülich-Berg rasch nicht nur Ansehen und Einfluß gewonnen und der Richtung des Erasmus wesentlich zum Siege verholfen, sondern es auch verstanden, und zwar zumeist durch fürstliche Verleihungen, zu dem ersten Beneficium weitere einträgliche Pfründen und Gefälle hinzuzugewinnen: so erhielt er 1525 die Propstei des Aachener Marienstifts, 1532 diejenige zu Xanten, vor und nach auch die gleichen Würden bei den Collegiatstiften zu Cranenburg im Herzogthum Cleve und zu Kerpen. Und wie sehr er bestrebt war, sein kirchliches Einkommen festzuhalten und wo möglich zu mehren, lehren seine Verhandlungen mit Andreas Masius vom Jahre 1555 in einem Streite mit dem Aachener Capitel wegen der Einkünfte der Propstei und der dieser incorporirten Custodie des Marienstifts. Schon von Herzog Johann III. zum Jülichschen Rath ernannt, wurde er von dessen Sohn und Nachfolger Wilhelm III. nach dem Tode des bergischen Kanzlers Gogreve († 17. Februar 1554) zum Kanzler der beiden Herzogthümer Jülich und Berg befördert; der genaue Zeitpunkt dieser wie anderer Ernennungen Blatten's ist nicht überliefert, jedoch eine Specialverfügung des Herzogs aus demselben Jahre 1554 (d. d. 29. August) noch vorhanden, laut welcher dem Rath und Kanzler Johann v. B. 8 Wagen Heu jährlich aus den Domanialgefällen des bergischen Amts Angermund überwiesen werden. In seinen amtlichen Stellungen entfaltete B. eine hervorragende Thätigkeit, die sich einerseits durch seine Theilnahme an den kirchlichen Bestrebungen des Düsseldorfer Hofes, den Kirchenordnungen von 1532 und 1533, der Kirchenvisitation namentlich im Herzogthum Jülich von 1533 und den Regensburger Religionsverhandlungen von 1541, andrerseits aber und ganz besonders vermöge seiner politischen Stelluug als Reichstagsgesandter in der Zeit von 1535 bis 1548 kundgab. Zu Nürnberg, wo B. Anfang 1543 mit Dr. Johann Faltermeyer und Dr. Godart Gropper erschienen war, leitete er die Unterhandlungen in dem bis zum offenen Kriege gediehenen geldrischen Erbfolgestreite zwischen seinem Herrn und dem Kaiser Karl V. und es gelang ihm mit Hülfe der Reichsfürsten auch, am 28. April des letztgenannten Jahres einen Waffenstillstand mit dem kaiserlichen Minister Granvella abzuschließen. Indessen seine Bemühungen scheiterten, da Herzog Wilhelm von Jülich nach dem für ihn siegreichen Treffen bei Sittard (24. März 1543) den Rathschlägen König Franz I. von Frankreich folgend die Genehmigung des Vertrages verweigerte. Es bedurfte erst der raschen Wendung des Kriegsglücks und der Unterwerfung des Herzogs vor dem kaiserlichen Sieger im Lager bei Venlo (7. September 1543), um der Voraussicht und Klugheit Blatten's ihr Recht zu geben. Beim Kaiser gut angeschrieben, der ihn bereits 1529 zum Administrator des Klosters Füssenich bestellt hatte, diente B. auch nach 1543 auf Reichstagen und im innern Landesdienste dem Herzoge mit ungemindertem Eifer. In kirchlicher Hinsicht theilte er durchaus die Abneigung seines Meisters Erasmus wider Luther und dessen Reformation; ein Vertreter vornehmer Aufklärung, stand er äußerlich auf dem rechten Flügel so zu sagen der Humanisten am Düsseldorfer Hofe und nahm, wie in seinem Verhalten gegenüber dem bekannten Prediger Hermann Hamelmann (1555—1558) hervortritt, gern Veranlassung, seinen Gegensatz zu den Lutherischen zu beweisen. Das Nähere hierüber, namentlich über die durch B. bewirkte zweimalige Absetzung Hamelmann's und den schließlich durch Blatten's Universitätsfreund Pfarrer Piderit zu Lemgo vermittelten Ausgleich findet sich in Hamelmann's gesammelten Schriften. B. starb zu Düsseldorf am 11. Juni 1562. Von seinen Brüdern ist der älteste, Reiner

Erbschenk v. V., Amtmann zu Düren und seit 1558 Jülichscher Rath und Landdrost, im J. 1571, ein jüngerer (Konrad's v. V. fünftes Kind), Scholaster zu Xanten und Aachen, am 15. September 1573 gestorben.

H. Pantaleon, Prosopographiae part. III p. 255. — W. Teschenmacher, Elogia viror. illustr. Cliviae etc. (Handschriftl. im Staatsarchive zu Düsseldorf, f. 57 sqq.) — A. Wolters, Konrad v. Heresbach (Elberf. 1867), an versch. Stellen, bes. S. 144—148; Zeitschr. des Berg. Gesch.-Vereins Bd. VI, S. 298. — M. Lossen, Briefe des Andreas Masius. — E. Richardson, Gesch. der Familie Merode, I, S. 42 f. und einzelne Daten im Düsseld. Staatsarchive. Harleß.

Vlerick: Pieter V., Maler, wurde als Sohn eines Rechtsgelehrten im J. 1539 zu Kortrijk geboren. Seinen ersten künstlerischen Unterricht erhielt er durch G. Willem Snellaert, dann aber nahm sich Karl van Ypern seiner an, mit dem er sich jedoch auf die Dauer nicht vertragen konnte. Er wandte sich daher nach einem kurzen Aufenthalt in Mecheln nach Antwerpen und trat hier bei Jacob Floris in die Lehre. Später finden wir ihn auf Reisen in Frankreich und in Italien, wo er in Venedig unter Tintoretto und in Rom nach der Antike, sowie nach dem „letzten Gericht" und den Sculpturen Michel Angelo's arbeitete. Er entwickelte überhaupt in Rom eine bedeutende Thätigkeit in allen Fächern der Malerei und half dem Maler Girolamo Muziano bei seinen Arbeiten in der Villa d'Este. Nach der Rückkehr in seine Heimath malte er sowohl Bilder mit religiösen Stoffen, als Architekturstücke, namentlich verfallene Tempel und sonstige Ruinen. Im J. 1568 oder 1569 siedelte er nach Doornick über, wo er nur wenig Gelegenheit fand, seine Bilder abzusetzen, obwol er auch hier noch einige gute Bilder zu Stande brachte. Er mußte dort der Zunft der Goldschmiede beitreten, die mit der der Maler und Glaser vereinigt war. Im J. 1575 erscheint er als Unterältester dieser Zunft in den Acten. Der Krieg und die Pest brachten ihm in der letzten Zeit seines Lebens vielerlei Nöthe. Er starb zu Doornick an der Pest am Fastnachtsdienstag des Jahres 1581. Sein Schüler Karel van Mander setzte ihm in seinem „Schilder-Boek" ein Denkmal der Anerkennung, das vielleicht zu glänzend für die Leistungen Vlerick's ausgefallen ist. Dort findet man auch eine Aufzählung seiner Werke, über deren Verbleib wir nicht unterrichtet sind.

K. van Mander, Le livre des peintres. Traduction, notes et commentaires par H. Hymans. Paris 1884. I, 384—396. H. A. Lier.

Vliederhoven: Gerhard van V., ascetischer Schriftsteller am Ende des 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts; Dispensator oder Procurator im Hause der Deutschen Herren zu Utrecht. Im Verein mit Johann van der Sande, Oekonomus desselben Hauses stand er seinen Oberen, dem Landcomthur Gerhard Splinter Uten Enghe kräftig zur Seite, als dieser seit 1380 die zerfallene Disciplin wieder herzustellen versuchte. Seine Herkunft und Lebensumstände sind uns völlig unbekannt geblieben. Doch ist er der Erwähnung wol werth, weil er, ähnlich wie Dionysius der Karthäuser (s. A. D. B. V, 246), um die Erbauungslitteratur seiner Zeit besonders verdient ist. Wir kennen ihn sogar als Verfasser eines jener Büchlein, welche als Quatuor novissima bei unsern Vätern so beliebt gewesen sind und vom Tode, Gericht, Hölle und Himmel handeln. Gerhard van V. verfaßte seine Schrift, kürzlich als das „Cordiale" bekannt geworden, — (die spätere Schrift des Dionysius Carthusiensis heißt durchgängig das „Memoriale",) — im Anfange des 15. Jahrhunderts lateinisch. Er setzt darin auseinander, wie die genaue Ueberlegung der vier genannten Gegenstände den Menschen besonders zur Abhaltung von der Sünde dienen müßten. Großen Beifall fand diese für die eschatologischen Ansichten jener Zeiten be-

deutende Schrift bei allen Freunden der modernen Devotion, welche sich um die Kenntniß der letzten Dinge kümmerten. In zahlreichen Klöstern war das Cordiale täglich Lectüre und zu Windesheim diente es, wie Johann Busch sagt, zum Vorlesen bei den Mahlzeiten. Es ist sowohl lateinisch als in mehreren Uebersetzungen gedruckt worden. Schon vor dem Jahre 1500 erschienen reichlich vierzig Ausgaben entweder des lateinischen oder des holländischen Textes, zu Delft, Deventer bei Jacobus de Breda und bei Paffraed, Haarlem, Gouda, Antwerpen u. s. w. nicht minder im Ausland zu Köln, Genf und Venedig. Handschriftlich ist es, so weit bekannt, noch in ungefähr zwanzig Exemplaren vorhanden. Manchmal ist als Verfasser dieser Schrift Gerhard Groote angegeben, aber mit Unrecht, wie Dr. C. M. Vos in seiner Dissertation: „De leer der Vier uitersten“, Amsterd. 1866, unwiderleglich dargethan hat.

Vgl. Moll, Kerkgesch. v. Nederl. II, 2 bl. 147, 337, 393.

J. C. van Slee.

Vlieger: Simon de V., Maler und Radirer, wurde um 1601 zu Rotterdam geboren. Er soll der Schüler Willem van de Velde's des Aelteren und der Lehrer Willem van der Velde's des Jüngeren gewesen sein, scheint sich aber mehr unter dem Einflusse J. Porcelli's entwickelt zu haben. Am 18. October 1634 wurde er Mitglied der Malergilde in Delft, wo er bis 1638 blieb. Hierauf wandte er sich nach Amsterdam und erwarb hier am 5. Januar 1643 das Bürgerrecht. Die letzte Zeit seines Lebens verbrachte er zu Weesp, wo er zwischen dem 6. October 1651 und dem 27. April 1653 starb. V., dessen Bilder in den europäischen größeren und kleineren Sammlungen nicht selten sind, war ein Marinemaler ersten Ranges. Er malte namentlich Strand- und Hafenbilder mit meisterhafter Luftperspective und zum Theil mit lebhaften frischen Farben. Als seine besten Werke gelten die „Ruhige See“ (1649) im Hofmuseum zu Wien und ein ähnliches undatirtes Bild in der Schweriner Galerie. Seine etwa zwanzig Radirungen mit Thieren und Landschaften, unter denen der Wald am Canal, das bewachsene Gebirge und die Heuüberfuhr die besten sind, sind sehr durchgeführt und haben hohen künstlerischen Werth.

A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 760. — Haberkorn van Rijsewijck in Oud Holland 1891. IX, 221—227. — J. E. Wessely, Geschichte der Graphischen Künste. Leipzig 1891. S. 168. — Eugène Dutuit, Manuel de l'amateur d'estampes. Paris, Londres 1885. III, 532—540.

H. A. Lier.

Vliesteden: Peter V., evangelischer Märtyrer. Ueber seine Lebensumstände vor seiner Verhaftung durch den Kölner Rath ist gar nichts näheres bekannt. Jedenfalls stammte er aus dem nahe bei Köln gelegenen Dorfe Fliestedten. In den Rathsprotokollen wird er als Student bezeichnet, war also noch in jungen Jahren, als er wegen einer Kundgebung während der Messe im Kölner Dome im December 1527 gefangen gesetzt wurde. Daß er der täuferischen Richtung angehört habe, ist eine unerwiesene Behauptung. Ein ganzes Jahr bereits hatte Vliesteden's Haft gedauert, als seine Verurtheilung erfolgte; weitere dreiviertel Jahre vergingen, bis er am 28. September 1529 gemeinsam mit Adolf Klarenbach (s. A. D. B. XVI, 61), mit welchem er seit dem 21. Januar zusammen im Gefängniß des Hochgerichts, dem sog. Gresenkeller, gesessen hatte, hingerichtet wurde. Die Verzögerung des Processes erklärt sich durch die Uneinigkeit der Schöffen des Kölner Hochgerichts, von welchen manche der Reformation zugeneigt waren. Nur das entschiedene Eintreten des Kölner Rathes setzte die Hinrichtung der beiden Gefangenen, welche standhaft ihren Glauben bekannten, durch; durch ihr Martyrium erlangten beide eine besondere Bedeutung für die Geschichte der evangelischen Kirche am Niederrhein.

Vgl. neuerdings Krafft, Die Geschichte der beiden Märtyrer der evangelischen Kirche Adolf Klarenbach und Peter Fliesteden. Elberfeld 1886; — Derselbe, Der Märtyrer Peter Fliesteden. Erster Theil. Neue Untersuchungen mit Urkunden über das Verhältniß des Erzbischofs Hermann von Wied zur Zeit der Verhaftung Klarenbach's und Fliesteden's und Mittheilungen über die Kölnische Gesandtschaft am Reichstage zu Speier 1529. (Theologische Arbeiten aus dem rheinischen wissenschaftlichen Prediger-Verein. XII, Bonn 1892, 1—40.) Keussen.

Vliet: Hendrik Cornelisz van V., Maler, wurde im J. 1611 oder 1612 zu Delft geboren und am 28. October 1675 daselbst begraben. Er war Schüler Mierevelt's und zeichnete sich als Porträt- und Kirchenmaler aus. Architekturbilder von seiner Hand, die zu den besten holländischen Arbeiten dieser Art gehören, findet man im Reichsmuseum zu Amsterdam („Gezicht in de Oude kerk de Delft" 1654), in der Schweriner Galerie („Inneres einer gothischen Kirche während des Gottesdienstes" 1659, ein Bild, mit dem dasjenige der Speck-Sternburg'schen Sammlung im Leipziger Museum große Aehnlichkeit hat), ferner in der Wiener Akademie-Galerie und in den Museen zu Rotterdam, Haag, Stockholm und Hamburg. V. war vermuthlich der Neffe Willem van der Vliet's (geboren zu Delft 1584, † daselbst 1642), von dem man im Brüsseler Museum und in der Galerie Liechtenstein zu Wien Bildnisse findet, während Hendrik Willemsz van der V. oder van V., der Sohn des eben genannten Willem, sein Vetter war. Dieser Hendrik Willemsz van der V. trat 1632 der Delfter Malergilde bei und starb spätestens 1650. Er malte Sittenbilder und Bildnisse, doch ist die Forschung über die ihm zuzuschreibenden Gemälde noch zu keinem sicheren Ergebniß gelangt.

Vgl. Friedrich Schlie, Beschreibendes Verzeichniß der Werke älterer Meister in der Großherzoglichen Gemälde-Gallerie zu Schwerin. Schwerin 1882. S. 667, 668. — Abr. Bredius, Catalogus van het Rijks-Museum van schilderijen. Amsterdam 1887. S. 183. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 827.

H. A. Lier.

Vliet: Jan Joris van V., Kupferstecher, wurde um das J. 1610 zu Delft geboren. Ueber sein Leben besitzen wir keine Nachrichten. Die Daten auf seinen Radirungen weisen uns auf die Zeit von 1631 bis 1635 hin. Er war ein Schüler Rembrandt's und scheint diesem nahe gestanden zu haben. In seinen eigenen Arbeiten ist er unbeholfen, dagegen erscheinen diejenigen Blätter, in denen er nach Rembrandt arbeitete, von dem Geiste dieses Meisters getragen. Daraus erklärt sich der Umstand, daß es noch nicht gelungen ist, sein Werk vollständig von dem Rembrandt's zu scheiden.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexicon. München 1850. XXII, 464—469. — Ch. H. Middelton, A Descriptive Catalogue of the etched work of Rembrandt van Rhyn. London 1878. (Register.) — Francis Seymour Haden, The etched work of Rembrandt. London 1879. S. 15. — E. Dutuit, Manuel de l'amateur d'estampes. Paris, Londres 1885. S. 540—557. — J. E. Wessely, Geschichte der graphischen Künste. Leipzig 1891. S. 168, 169. H. A. Lier.

Voerda: Nicasius von V. (de Voerda), Rechtsgelehrter. Zu den Pflanzstätten der Wissenschaft, an welchen die Jurisprudenz im 15. Jahrhunderte zu besonderer Blüthe gelangte, gehört neben Erfurt und Leipzig die 1388 gestiftete Hochschule Köln, und namentlich waren es Heinrich von dem Birnbaum (s. A. D. B. II, 664), Hargungus Sifridus Sinnama (XXXIV, 394) und Nicasius v. Voerda, die den Ruf der rheinischen Juristenfacultät begründeten. Letzterer um

1440 in dem Dorfe Heyst op dem Berge unweit Mecheln geboren (daher in der Regel „Mechlinensis“ genannt), erblindete in Folge einer Pockenkrankheit im 4. Jahre, studirte in Löwen die artes, erwarb daselbst den Grad eines magister in artibus, und leitete dann einige Zeit die gelehrten Schulen in Mecheln. Nach Löwen zurückgekehrt widmete er sich dem Studium der Theologie, wurde licentiatus Theologiae, und mit päpstlicher Dispens zum Priester geweiht. In Löwen soll er die „Libri sententiarum“ erklärt und über sie „Quaestiones“ verfaßt haben. Später wandte er sich nach Köln, wo sein Bruder Johann die Stelle eines Universitätspedelles bekleidete; dortselbst am 20. September 1486 in die Artistenfacultät aufgenommen, ging er jedoch alsbald zum Rechtsstudium über, und wurde mit Zustimmung sämmtlicher Doctoren zum Doctor juris canonici erwählt. V. hielt nun als Professor juris canonici Vorlesungen, welche sich eines außergewöhnlichen Zuspruches erfreuten. Leider war seine Lehrthätigkeit von kurzer Dauer, da er schon am 16. August 1492 — also in einem Alter von etwas über 50 Jahren — starb, und wurde er in der Kirche des heil. Columban (?) begraben. V. wechselte mit Trithemius einige Briefe, und wird von Letzterem als ein Wunder von Gelehrsamkeit, Geistesschärfe und Gedächtniß gerühmt, der erblindet, die ihm vorgelesenen Materien sofort mit überraschender Genauigkeit behielt. Als Laienpriester saß er Beicht, hielt Predigten, wobei er die einschlägigen Evangelien frei aus dem Kopfe vortrug, und fungirte am Altare als Ministrant, ohne jedoch selbst das Meßopfer darzubringen. Kurz nach seinem Tode erschienen seine Institutionenvorlesungen, ein umfangreiches Werk, im Druck unter dem Titel: „Lectura Institutionum“ (Col. 1493), auch „Enarrationes Nic. d. V. in quatuor libros Institut.“ (Lugd. 1549, 50, 58 und 80). Auf dem Titelblatte ist er: „Artium liberalium et pontificii juris professor nec non in sacra theologia Licentiatus“ genannt. Einen Bestandtheil dieser Publication bildet die „Arborum trium consanguinitatis — — lectura“, die als eigenes Buch erschien; sie ist somit eine Arbeit unsres Gelehrten, dem der arbor des Joh. Andreas als Vorbild gedient haben mag. Sebastian Brant versah die Schrift mit einem empfehlenden Epigramme, und dieselbe fand eine äußerst rasche Verbreitung, da sie innerhalb sieben Jahren — von 1502 bis 1508 — fünf zu Köln erschienene Auflagen erlebte. Als Anhang ist dem vorerwähnten Institutionencommentar der „Arbor actionum“ des Italieners Johann Bassianus aus Cremona beigefügt, wozu V. einen eingehenden Commentar abfaßte.

Jos. Hartzheim, bibl. Colon. p. 254, woselbst auch die ältere Litteratur erschöpfend aufgeführt. — Trithemius, Catalogus, p. 167. — Savigny Bd. 6, S. 490. — Bianco, Die alte Univers. Köln, S. 766. — Stintzing, Gesch. der popul. Litteratur, S. 184. — Muther, Zur Gesch. der RW., S. 100.

Eisenhart.

Voge: Otto V., Bürgermeister von Stralsund, aus einem alten ritterschaftlichen Geschlecht, dessen Angehörige schon seit 1313 im Stralsunder Rathe vorkommen, war ein Sohn des Bürgermeisters Nicolaus V. († 1416), und seit 1432 selbst Mitglied des Rathes, in welchem er im J. 1443 gleichfalls die Bürgermeisterwürde empfing. In diesen Aemtern erwarb er sich namhafte Verdienste um die Verwaltung und Befestigung der Stadt, und gelangte dadurch bald zu großem Einfluß bei den Ständen und bej dem Herzog Barnim VIII. von Pom. Barth, in dessen Bezirk Stralsund lag. Auch suchte er in den Streitigkeiten, die nach dessen Tode (1451) zwischen seinem Nachfolger Wartislaw IX. und Mecklenburg über die Mitgift von Barnim's Nichte und Erbin, Katharina, v. m. Ulrich II. von Meckl.-Stargard, ausbrachen, gütlich zu vermitteln, zog sich jedoch dadurch, und weil der wider seinen Rath vom Herzog unternommene Krieg

(1452) für Pommern einen ungünstigen Ausgang nahm, sowie durch den Eifer, mit welchem er nach dem von Wartislaw IX. erlangten goldenen Privilegium (1452) die Rechte Stralsunds theils bewahrte, theils erweiterte, den erbitterten Haß des letzteren zu. Infolge dessen vereinigte sich der Herzog mit einer gegen V. wegen neuer Steuerausschreibung feindlich gesonnenen Partei dahin, daß man ihm während des Landtages (1453) die Thore öffnen und mit seiner Hülfe den Bürgermeister des Amtes entsetzen sollte. V. erhielt jedoch Kenntniß von dieser Verschwörung, und beschuldigte vor den zum Landtage versammelten Ständen Wartislaw und dessen vertrauten Anwalt, den Rügischen Landvogt Raven Barnekow, des Verrathes, daß er die Stadt Stralsund und deren Obrigkeit vergewaltigen wolle. Als nun der herzogliche Bevollmächtigte, sei es im Bewußtsein des Rechtes, oder zur Abwehr der gegnerischen Anklage, diese Beschuldigung bestritt, und vielmehr V. des Landesverrathes bezüchtigte, insofern er das Land Barth und die Stadt Stralsund unter die Oberlehnsherrschaft Mecklenburgs stellen wolle — wozu V. nach dem Privilegium des Herzogs Wartislaw IV. vom 3. December 1325, sobald dessen Nachfolger Gewaltthaten gegen die Stadt ausübte, berechtigt war, — ließ der Bürgermeister den Landvogt Raven Barnekow, nebst seinen Anhängern, durch die Rathsherrn Joh. Vorwerk und Rotg. Stenweg, als Beisitzer des Stadtgerichtes, verhaften und wegen Verraths in Anklage versetzen; der Herzog aber, welcher vor der Stadt auf das Oeffnen der Thore wartete, wurde durch einen Boten gewarnt, und stand fürs erste von einer offenen Fehde gegen V. und seine Anhänger ab. Jedoch verwandte er sich mit Eifer für seinen Vertrauten, und suchte ihn, wiewol vergeblich, der städtischen Justiz zu entziehen, und nur den fürstlichen Richterspruch für jenen als berechtigt darzustellen. V. hingegen, welcher Wartislaw als Barnekow's Mitschuldigen betrachtete, hielt an dem Privilegium fest, daß der Stadt über die auf ihrem Gebiet begangenen Vergehen die Gerichtsbarkeit zustehe, und ließ an dem Landvogt, nachdem ihn die Gerichtsherren des Verrathes schuldig gesprochen hatten, die dafür übliche Strafe von Schleifung und Rad vollziehen; auch über seine Anhänger wurde theils der Tod, theils Gefängniß verhängt. Mochte aber V. diesen Spruch auch für ganz gerechtfertigt und für das Wohl seiner Vaterstadt nothwendig halten, so irrte er dennoch, namentlich weil er seine Macht und seinen Einfluß überschätzte. Er gerieth nämlich durch jenes Urtheil mit drei Gegnern in Kampf und Fehde: mit dem Herzog und dessen Räthen, mit der angesehenen Familie Barnekow, und mit einer ihm feindlich gesonnenen Partei in Stralsund. Auch die Vertreter der drei Städte Greifswald, Anklam und Demmin, welche Herzog Wartislaw, dem goldenen Privilegium gemäß, zur Vermittelung des Streites aufforderte, namentlich Bürgermeister Dr. Heinrich Rubenow (s. A. D. B. XXIX, 417), äußerten sich in dem betr. Zeugniß (17. August 1453) mißbilligend und abmahnend gegen Voge's Plan, Stralsund von Pommern abzulösen, und einem anderen Herrn zu unterwerfen. Zugleich schädigten Barnekow's Söhne Handel und Grundbesitz der Stadt durch Fehde, während die durch die Steuererhöhung erbitterten Bürger sich empörten, und nicht nur deren Abschaffung, sondern auch die Befreiung der von V. verhafteten Rathsherren Brand Ronnegarwe und Mathias Darne erlangten. Infolge dessen verließen V. und die beiden erwähnten Gerichtsherren die Stadt; letztere fielen dem herzogl. Vogt auf dem Dars in die Hände und wurden zur Sühne für Barnekow's Tod auf gleiche Art hingerichtet; V. dagegen wurde vom Rathe verfestet, und suchte vergeblich, mit Hülfe des Königs Christian I. von Dänemark, dessen Gastfreundschaft er genoß, und des Kaisers Friedrich, die Wiedereinsetzung in seine Würden zu erlangen. Fürs erste war jedoch die Stimmung Stralsunds gegen ihn, vielmehr versöhnte sich der Rath mit dem Herzog und

unterstützte letzteren in einem neuen Kriege mit Mecklenburg; als dieser aber (1454) unglücklich ausfiel, und als dann gar in der Folge, nach Wartislaw's IX. Tode, seine Söhne Erich II. und Wartislaw X. (5. October 1457) die vom Barther Markt heimkehrenden Stralsunder Kaufleute überfielen und plünderten, schlossen die vier Städte ein Bündniß (9. October) gegen die Herzoge, riefen am 11. März 1458 V. mit Ehren zurück und setzten ihn wieder in seine Bürgermeisterwürde ein. Während dessen dauerte die Fehde der Barnekows, sowie ihre Klage gegen Stralsund beim kaiserl. Kammergerichte fort, wurde jedoch, da der Stettiner Erbfolgekrieg (1464 ff.) mit Brandenburg alle Parteien milder stimmte, durch einen Vergleich (12. Juli 1470) beigelegt; demzufolge verzieh man auf allen Seiten die begangenen Gewaltthaten, jedoch wurde Barnekow's Andenken durch ein ehrenvolles Begräbniß in der Nicolaikirche zu Greifswald und ein Kreuz auf der Richtstätte gesühnt; V. blieb im Amt und starb am 22. August 1475 im hohen Alter und allgemein geehrt, sein Haus gelangte an das Annenstift.

Dinnies, stem. Sund. — Pom. Gen. II, 80. — Grautoff, Lüb. Chron. II, 155 ff. — Stralf. Chron. I, 197 ff. — Kantzow, h. v. Kos. II, 75 ff. — Bohlen, Bischofsroggen, 1850, S. 175 ff. — Fock, Rüg.-Pom. Gesch. IV, 152—196. — Pyl, Pom. Gesch. Denkm. III, 113; IV, 44—53. — Lisch, Urk. d. G. Behr, Nr. 212. — Poetisch ist O. Voge's Leben dargestellt von Dr. Heinr. Kruse in dem Trauerspiel „Raven Barnekow", 1880.

Pyl.

Vogel: Karl Albrecht V. Ritter v. Frommanshausen, geboren am 10. März 1822 als vierter Sohn des kgl. sächsischen Oberrechnungsrathes Franz Friedrich V. in Dresden, besuchte, nach Beendigung seiner theologischen Studien in Leipzig, Neander zu hören die Universität Berlin. Auf dessen Rath hat er sich, nachdem er mehrere Jahre als Privatlehrer thätig gewesen, 1850 mit der Abhandlung „De Bonizonis episcopi Sutrini vita et scriptis" in Jena als Privatdocent habilitirt. Als solcher schrieb er sein Hauptwerk, die Biographie des Ratherius von Verona (2 Th. 1854), welche zur Aufhellung des seculum obscurum der Kirche beigetragen und ein gerechteres Urtheil über dasselbe vermittelt hat. Zwei Vorträge über Peter Damiani (1856) und Kaiser Diocletian (1857) folgten. V. vertrat in Jena, wie Andere vor ihm, eine mild supernaturalistische Richtung in der Weise Neander's ohne tiefer greifende Wirkung. Mehr Anklang als seine (auf Kirchengeschichte und neutestamentliche Exegese sich erstreckenden) Vorlesungen, fanden seine gelegentlich gehaltenen Predigten. Im J. 1856 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt, 1861 als ordentlicher Professor der neutestamentlichen Exegese an die k. k. evangelisch-theologische Facultät in Wien berufen. Seine letzte wissenschaftliche Arbeit waren seine „Beiträge zur Herstellung der alten lateinischen Bibelübersetzung" (1868). Seitdem hat er sich, abgesehen von einigen, anläßlich des fünfzigjährigen Facultätsjubiläums verfaßten Gelegenheitsschriften, auf seine Vorlesungen und anderweitige Praxis beschränkt, indem er eine Sonntagsschule leitete, als Abgeordneter die Facultät zwei Mal auf der Generalsynode A. B. vertrat, für die Einverleibung der Facultät in den Universitätsverband eifrig, wenn auch erfolglos, eintrat, endlich indem er in Personalfragen (Berufungen und Habilitationen) eine außergewöhnliche Regsamkeit entwickelte. Seine Richtung schien die frühere Milde verloren zu haben. Eine schmerzhafte Krankheit zwang ihn, vor der gesetzlichen Frist seine Entlassung zu nehmen, und ihr ist er am 11. September 1890 erlegen.

J. Günther, Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena. 1858, S. 46. — G. Frank, Die k. k. evangelisch-theologische Facultät in Wien. 1871, S. 61.

G. Frank.

Vogel: Alfred V., Arzt, war am 31. März 1829 als Sohn des Chemikers Hofrath Heinrich v. V. in München geboren. Seine Studien machte er in München, Berlin und Würzburg, erlangte 1852 in seiner Vaterstadt die Doctorwürde, war von 1852—55 Assistent auf v. Pfeufer's Klinik, habilitirte sich 1855 als Docent und wurde 1865 außerordentlicher Professor an der Münchener Universität. Ein Jahr darauf folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor der speciellen Pathologie und Leiter der med. Klinik nach Dorpat. Hier war er in dieser Eigenschaft zwei Jahrzehnte lang mit größtem Erfolge thätig und fand durch Ernennung zum kaiserl. russischen wirklichen Staatsrath auch die verdiente äußere Anerkennung. Doch legte er 1886 sein Amt in Dorpat nieder und kehrte nach seiner Vaterstadt zurück, wo er 1887 zum Honorarprofessor der med. Facultät und zum Vorstande der pädiatrischen Universitätspoliklinik im Reisingerianum ernannt wurde. In dieser Stellung entfaltete er eine rührige segensreiche Thätigkeit, bis ihn ein Jahr vor seinem am 27. September 1890 erfolgten Tode ein schweres Leiden befiel. V. hat neben seiner Wirksamkeit als Praktiker und Lehrer auch eine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit entwickelt. Großen Ruf erlangte namentlich sein vorzügliches „Lehrbuch der Kinderkrankheiten", das seit 1860 zehn Auflagen, die letzte 1890 erlebte und später von Biedert neu herausgegeben, auch in alle lebenden Sprachen übersetzt worden ist. Erwähnenswerth sind ferner seine Monographien: „Der Typhus im Münchener Krankenhause" und „Lippe und Mundhöhle" (als Theil von v. Ziemssen's großem Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie VII; 2. Aufl. 1873). V. war Ehrenmitglied des Münchener ärztlichen Vereins und seit 1862 mit der ehemaligen kgl. bairischen Hofsängerin Josefine Hefner vermählt.

Biogr. Lex. VI. 139. — v. Kerschensteiner in Münchener med. Wochenschrift 1891, Nr. 16. — Vossische Zeitung vom 10. October 1890.

Pagel.

Vogel: August V., ord. öffentl. Professor der Agriculturchemie an der Universität in München, Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst, Mitglied des Curatoriums der Liebig-Stiftung, Ehrenmitglied des pharmaceutischen Vereins in München, der botanischen Gesellschaft in Regensburg und des Gewerbevereins in Bamberg, correspondirendes Mitglied mehrerer auswärtigen gelehrten Gesellschaften, † am 14. August 1889 zu Rosenheim. Als Sohn des Professors Dr. Heinr. Aug. Vogel am 4. August 1817 zu München geboren, erhielt er an einem dortigen Gymnasium seine Schulbildung und widmete sich nach erlangter Maturitas im Herbst 1835 dem medicinischen Studium. Zu diesem Behufe studirte er an den Universitäten in München, Göttingen und Berlin und ließ sich 1839 in München an der medicinischen Facultät promoviren. Aus Neigung zur Chemie wandte er sich jedoch sodann nach Gießen, um bei Liebig zu hören und in dessen Laboratorium zu arbeiten. Hier nahm er Veranlassung sich hauptsächlich mit dem Studium der Agriculturchemie zu beschäftigen und auf deren Gebiete seine weitere Ausbildung zu suchen. Nach Jahresfrist ging er wieder nach München, um zunächst als Adjunct im chemischen Laboratorium der Universität unter Leitung seines Vaters zu functioniren. Im Jahre darauf konnte er bereits als Docent thätig sein, indem er anfänglich in Vertretung seines Vaters Vorlesungen über analytische und organische Chemie hielt, demnächst aber auch mit Lehraufgaben aus dem Bereiche der Agriculturchemie sich befaßte. Im J. 1848 wurde er als außerordentlicher Professor an der philosophischen Facultät angestellt, nachdem er inzwischen von der gleichnamigen Facultät in Erlangen zum Dr. philosophiae promovirt war. Von nun an beschränkte er seine Lehrthätigkeit auf die Vertretung der Agriculturchemie, wobei er durch Abhaltung von landwirthschaftlich technischen Uebungen, sowie durch Anstellung von Unter-

suchungen in entsprechender Richtung seine Function zu ergänzen wußte. Er entwickelte dabei eine vortreffliche Beobachtungsgabe und großen Eifer, welcher auch durch viele von ihm verfaßte Abhandlungen bethätigt wurde. Seine Arbeit: „Ueber die Aufnahme der Kieselerde durch Vegetabilien," wurde 1866 von der Akademie der Wissenschaften in München mit einem Preise gekrönt. Im J. 1869 zum ordentlichen Professor für Agriculturchemie ernannt suchte er nicht nur als Lehrer anregend und aufklärend zu wirken, sondern zugleich durch Veröffentlichung lehrreicher Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse, wie insbesondere zur Popularisirung der Lehren J. v. Liebig's beizutragen. Auf diese Weise war er auch bestrebt, an der Hebung der Landwirthschaft mitzuwirken und den Ergebnissen seiner Untersuchungen weitere Nutzanwendung zu sichern. Mit Genugthuung unternahm er daher auch für einige Semester die Vertretung der Professur für Agriculturchemie an der landwirthschaftlichen Abtheilung der technischen Hochschule in München und ebenso war er ein geschätzter Mitarbeiter an der Zeitschrift des landw. Vereins in Baiern. Seit Mitte der 80er Jahre verwittwet und von Kränklichkeit öfters belästigt, suchte er um sich noch arbeitsfähig zu erhalten, bei seinem Sohne in Rosenheim Erholung und Stärkung zu gewinnen, aber es war ihm dort nur noch eine kurze Frist vergönnt, bis seine letzte Stunde geschlagen hatte.

Jahresbericht der Ludwig-Maximilians Universität zu München von 1889.

C. Leisewitz.

Vogel: Bernhard V., Kupferstecher, geboren in Nürnberg 1683 als Sohn des Wechselsensals Johann Wilhelm V., heirathete in Nürnberg die Tochter des Malers und Kupferstechers Elias Christoph Heiß und begann einen Kunsthandel. Er gerieth jedoch in Geldverlegenheiten, so daß er sich genöthigt sah, sein Hab und Gut zu verkaufen und nach Nürnberg zurückzukehren, wo er 1737 starb. Seine Lehrer waren der seit 1698 in Nürnberg thätige Kupferstecher und Kunsthändler Christoph Weigel und sein Schwiegervater El. Chr. Heiß, die beide mit Geschick die in den vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts von Ludwig von Siegen erfundene Schabkunst und Schwarzkunst betrieben, eine Art Kupferstich, der nicht mit Linien, sondern mit Tönen arbeitet, die in der Weise erzielt werden, daß aus der gleichmäßig geraubten Kupferplatte, deren Abdruck einen sammetartigen dunklen Ton ergeben würde, die Mitteltöne durch Glättung der Oberfläche mittels des Polierstahls herausgelockt werden. In der meisterhaften Ausübung dieser Technik liegt der Schwerpunkt der Vogel'schen Thätigkeit. Doch führte er auch eine Reihe tüchtiger Kupferstiche in Strichmanier aus. Die Mehrzahl seiner Schöpfungen in dieser und jener Technik sind Bildnisse, darunter das seines Vaters und die seiner Lehrer in Schabmanier. Sein Hauptwerk ist die in dieser Technik ausgeführte Sammlung Kupetzky'scher Bildnisse, die 1745 von Daniel Preißler, der bei dem Verkaufe der Vogel'schen Habe die ersten Platten zu diesem Werke erworben hatte, unter dem Titel: „Joh. Kupetzky incomparabilis artificis imagines et picturae aliquot antehac arte quam vocant nigra aeri incisae a B. Vogelio jam vero similiter continuatae opera et sumptibus V. D. Preissleri Chalcographi," um eine Reihe von Platten vermehrt, herausgegeben wurden. Unter den 73 Blättern ragt das Selbstbildniß Kupetzky's hervor, das in drei Varianten vorkommend, aus dem letzten Lebensjahre Vogel's stammt. Außer den Bildnissen führte er in Schabmanier verschiedene religiöse und genrehafte Darstellungen aus, darunter Bettlerfiguren nach Kupetzky und im Verein mit E. Ch. Heiß eine Beweinung Christi nach Marchesini. Nach J. M. Quaglio stellte er das Innere eines Magazins dar, und in einer Folge von 10 großen Schabkunstblättern vervielfältigte er die venetianischen Ansichten des schwedischen Architekturmalers Johann Richter. In seinen letzten Jahren half ihm bei seinen Arbeiten

sein Sohn Johann Christoph V., der im eigenen Verlag verschiedene Bildnisse in Schabmanier, darunter das seines Vaters nach Desmarées, herausgab, und 1750 starb.

Nagler, Neues allgemeines Lexikon XX (1850). Rée.

Vogel: Christian Lebrecht V., Historienmaler und Professor an der Akademie zu Dresden, geboren daselbst 1759 als der Sohn eines Sattlers, war erst zum Handwerk des Vaters bestimmt, erregte aber durch seine Zeichnungen und sein mit zwölf Jahren in Pastell gemaltes Bildniß die Aufmerksamkeit von Joh. Eleazar Schenau (Schönau-Zeißig), machte sich durch wiederholte Bildnisse der Kurfürstin Mutter Anna bekannt und erhielt als Pensionär der Akademie rechtzeitig eine gesicherte Stellung. Durch Graf Solms nach Wildenfels berufen, ließ er sich in dem romantischen Städtchen nieder und besorgte von hier aus seine Kunstreisen nach den benachbarten Edelsitzen, wo der vielfach beschäftigte Künstler warme Aufnahme und zahlreiche Aufträge erhielt. Seit 1787 verheirathet wendete er seinen zarten Sinn vornehmlich der kindlichen Welt zu, wodurch er sich den Ruf eines Malers der Unschuld und Grazie erwarb. Geradezu berühmt wurde er durch das Porträt seiner beiden, in einer Landschaft gelagerten, in einem großen Buche blätternden Knaben. Er mußte das Bild vielmals wiederholen; ein Exemplar kaufte der König von Sachsen für die Dresdner Galerie; Hanfstängl hat dasselbe meisterhaft durch Steinzeichnung und neuestens durch Photographie vervielfältigt — ein Bild, welches lange Zeit noch eine Anziehungskraft übte, um so mehr, als einer dieser Knaben der später vielgefeierte Portraitmaler Karl Christian Vogel v. Vogelstein wurde. Gleiche Theilnahme fanden die „Kinder mit dem Vogelbauer“, ein „Ganymed“ und ein „Christus als Kinderfreund“ (im Schloße zu Wildenfels). Vielgeschätzt und begehrt wurden auch Vogel's Copien nach berühmten Meistern, insbesondere die „Nacht“ nach Correggio und Carlo Dolce's „Cäcilia“. Aber auch Männerporträts z. B. des Mineralogen Werner und des Dichters A. G. Meißner wurden durch die frische Kraft und Lieblichkeit der Farbe beliebt. V. übersiedelte 1804 nach Dresden, wurde 1814 bei der Neuorganisation der Akademie Professor. Er schrieb auch ein mit 27 Kupfern ausgestattetes Buch über die Schönheitslehre (Dresden 1812) und eine Abhandlung über die Kometen. Sein nachmals berühmter Sohn malte das Bildniß seines Vaters (1812). V. starb 1816 zu Dresden. Die nach seinen Werken gefertigten Stiche und einige Radirungen der Künstler hat Nagler 1850 XX, 493 verzeichnet.

Hyac. Holland.

Vogel: Christian Daniel V. Die Vorfahren Vogel's sollen aus Breitenbach in Hessen in das Fürstenthum Nassau-Dillenburg eingewandert sein. Seit dem Jahre 1727 bekleideten dieselben die Stelle des Amtsjägers mit dem Wohnsitze zu Neuhütte in der Gemeinde Ebersbach. Hier wurde Christ. Dan. als Sohn des Försters, späteren Oberförsters Ludwig V. († 1821) geboren. In herkömmlicher Weise erhielt er den ersten Unterricht in der Schule seines Heimathsdorfes, später bei dem Pfarrer Dapping in Bergebersbach, bis er vom Herbste 1801 ab die Lateinschule zu Dillenburg besuchen konnte. Neben gründlicher Schulbildung verdankte er dem dortigen Rector Römer die Anleitung zur Beschäftigung mit der Botanik, der er sein Leben hindurch treu blieb; bis an sein Ende wandte er seinem Hausgarten die aufmerksamste Pflege zu. Aber nicht minder ist damals in Dillenburg die Neigung zur vaterländischen Geschichte, der später die Lebensarbeit des gereiften Mannes galt, in ihm geweckt worden, wenn auch heute nicht mehr festzustellen ist, wie weit damals schon seine Beziehungen zu den Gelehrtenkreisen in Herborn und Dillenburg gereicht

haben mögen. Zeugniß von seinen damaligen Studien legen die in dieser Gymnasialzeit entstandenen Sammlungen für eine nassauische Gelehrtengeschichte, welche sich noch jetzt in seinem handschriftlichen Nachlasse befinden, ab. Im Frühjahre 1807 vertauschte V. Dillenburg mit Herborn, um sich auf der hohen Schule daselbst dem Studium der Theologie zu widmen, unterbrach jedoch im J. 1809 die begonnenen Studien und kehrte zu seinen Eltern nach Neuhütte zurück.

In diese Herborner Zeit fällt Vogel's erste litterarische Arbeit, die zu Herborn 1808 erschienene kleine Schrift „Hermann Schutte, ein kleiner Beitrag zur Vaterlandsgeschichte", deren Ertrag zum Besten eines religiösen Naturdichters, des verarmten Schlossers Hermann Schutte im Siegenerlande, bestimmt war. Die damaligen Zeitverhältnisse waren der Fortsetzung seiner theologischen Studien wenig günstig. Der Gefahr der persönlichen Ableistung seiner Militärpflicht war er durch Stellung eines Einstehers entgangen. Private Studien und der nebenbei betriebene Unterricht der jüngeren Geschwister ließen ihm hinlänglich Zeit, Verkehr mit Dillenburg zu pflegen und Verbindungen, zu denen bereits früher der Grund gelegt war, fester zu knüpfen. Von bestimmendem Einfluß auf ihn wurden jetzt zwei Männer, deren Dillenburg noch heute mit Stolz gedenken darf; der für die Entwicklung unserer Litteratur so bedeutsame K. G. H. von Meusebach, von 1803—1814 dort als Regierungsbeamter thätig, und Johannes Arnoldi, der Geschichtschreiber der nassau-oranischen Lande. Des letzteren Einwirkung können wir es gewiß zuschreiben, daß V. für seine Thätigkeit bald das Gebiet fand, für das er geboren war. Ob V. schwankte in dieser Zeit bezüglich des Berufes, dem er sich bisher bestimmt, wir wissen es nicht — aber drei Jahre dauerte es, bis er sich — im April 1812 — den Vorbereitungen für das theologische Examen zuwendete. Im Juli 1812 bestand er das Staatsexamen „gut", wurde am 7. Juni 1813 ordinirt und gleich darauf als Pfarrvicar in Ballersbach angestellt. Während seines dreimonatlichen Aufenthalts daselbst schrieb er unter Benutzung des Pfarrarchivs die Geschichte der Kirche und Pfarrei Ballersbach, welche in dem 1818 veröffentlichten 1. Bande seines „Archiv für Kirchengeschichte" Platz fand. Am 1. October 1813 wurde er nach Liebenscheid versetzt. Von hier aus besorgte er die Neuaufstellung der alten Regierungsbibliothek zu Dillenburg, welche in der französischen Zeit aus den bisherigen Räumen entfernt worden war. Lebhaft empfand er hierbei die Schwierigkeiten, welche seinen Studien durch die örtliche Trennung von Dillenburg bereitet wurden. Doch auch die Fürsprache Arnoldi's ließ es nicht erreichen, in eine vacante Pfarrei daselbst versetzt zu werden; statt dessen ging er am 1. Juli 1815 als zweiter Pfarrer nach Marienberg. Brachte dieser Wechsel auch eine gewisse Erleichterung, so blieb es doch ein schwerer Fehler der Regierung, die junge aufstrebende Kraft nicht an die Stelle zu setzen, wo dieselbe zur vollen Leistungsfähigkeit sich hätte schneller entwickeln können. Unter weit erschwerenderen Umständen machte sich die Regierung später desselben Fehlers schuldig, als sie seine Versetzung in eine Wiesbaden nahe liegende Pfarrei abschlug. Von Marienberg aus vermochte V. leicht die Verbindung mit seinem alten Gönner v. Meusebach zu pflegen, der 1815 die Entlassung aus dem oranischen Staatsdienste erhalten hatte, nachdem er zum Präsidenten des in Koblenz errichteten Revisionshofes ernannt war. Zwei Mal, in den Jahren 1816 und 1817, besuchte V. den Freund in Koblenz. Diese beiden Reisen sind zugleich mit einem späteren Ausfluge nach Frankfurt die einzigen, welche V. in seinem ganzen Leben über die Grenzen des Herzogthums führten. In Koblenz konnte V. Beziehungen zum Archivar Günther in erwünschter Weise anknüpfen.

Nach dem handschriftlichen Nachlasse Vogel's können wir vermuthen, daß

bis in die Marienberger Zeit hinein seine Studien sich fast ausschließlich auf die Kirchen- und Gelehrtengeschichte der nassau-oranischen Lande erstreckten; bei letzterer zogen ihn die Theologen, namentlich die Herborner Professoren, am meisten an. Diesen Studien damals weitergehende Ziele gegeben zu haben, ist das Verdienst von Johannes Arnoldi. Im Auftrage von Ersch veranlaßte er zunächst V., für das damals begründete große Sammelwerk, die „Allgemeine Encyklopaedie der Wissenschaften", die Bearbeitung der Biographieen nassauischer Gelehrten, sowie ortsgeschichtliche Artikel zu übernehmen. Die in den Jahren 1819 und 1820 erschienenen, die Artikel A—H umfassenden Bände der Encyklopaedie enthalten die von V. gegebenen Beiträge. Diese kleinen Arbeiten wurden dadurch bedeutungsvoll, daß sie in V. den Plan weckten, eine Topographie des Herzogthums Nassau nach dem Vorbilde von Büsching's Erdbeschreibung und namentlich Widder's Beschreibung der Kurpfalz zu bearbeiten. Im März 1817 gestattete ihm das Ministerium zu diesem Zwecke die Benutzung der Landesarchive. Um diesen Arbeiten sich ganz und ungehindert hingeben zu können, brachte er zunächst die bisher betriebenen kirchengeschichtlichen und litterarhistorischen Forschungen zu einem gewissen Abschlusse. Im J. 1818 veröffentlichte er den ersten (einzigen) Band seines „Archiv der nassauischen Kirchen- und Gelehrtengeschichte", welcher im ersten Theile fünf kirchengeschichtliche Aufsätze, im zweiten die Biographien von fünfzehn Gelehrten brachte. Hierneben folgte 1819 das Register zu Arnoldi's Geschichte der nassau-oranischen Lande, zu dessen Anfertigung ihn dieser seit dem Jahre 1815 wiederholt gedrängt hatte. Die Arbeiten für die Topographie wurden jetzt so eifrig gefördert, daß er schon 1820 dem erfreuten Arnoldi melden konnte, sein „Historisch-topographisches Wörterbuch des Herzogthums Nassau" habe bereits festere Gestaltung gewonnen. Doch vergingen noch 16 Jahre, bis das zwar nicht umfangreiche, doch einen ungemeinen Aufwand von Sammeleifer und Fleiß erfordernde grundlegende Buch zur Drucklegung fertig gestellt war.

Inzwischen war auch im Süden des Herzogthums das Interesse für vaterländische Geschichte namentlich durch die beiden Habel, Vater und Sohn, geweckt worden, doch gelang es erst im Jahre 1821, die in Wiesbaden gebildete alterthumsforschende Gesellschaft in feste Formen als „Verein für Geschichte und Alterthumskunde Nassaus" zu bringen. Habel, hervorragend auf dem Gebiete der Erforschung römischer Alterthümer, trat in Verbindung mit V., der, begeistert für das seinen eigenen Wünschen so sehr zusagende Unternehmen, uneigennützig und freudig seine Mitwirkung versprach, ohne zu ahnen, wie bald Habel's Eigensinn ihm herbe Enttäuschungen bereiten sollte. Zu den drei ersten Bänden der Zeitschrift (Annalen) des Vereins steuerte V. treffliche Aufsätze bei. Der 1. Januar 1823 brachte V. die Versetzung von Marienberg nach Schönbach in die Nähe seines geliebten Dillenburg. Hier schrieb er zunächst das Leben seines am 20. Juni 1823 dahingegangenen alten Herborner Lehrers J. F. Fuchs. Im J. 1826 folgte seine Ausgabe der bekannten Limburger Chronik, nebst Einleitung und erläuternden Anmerkungen. Im folgenden Jahre 1827 wurde er vom Ministerium einer historischen Commission beigeordnet, der die Aufgabe gestellt war, die Geschichte des Landes Nassau und seines Regentenhauses, namentlich aber des Walramischen Astes desselben, zu schreiben. Der Vater dieses Gedankens war fraglos der Leiter des Unternehmens, der bekannte Publicist Johann Weitzel, seit 1820 herzoglicher Hofrath und Landesbibliothekar zu Wiesbaden. Das zweite Glied des Bundes war Habel. Dieser sollte die prähistorische und römische Zeit bearbeiten, Weitzel behielt sich das Mittelalter und die Neuzeit vor; dem fatalen Umstande, daß er nach eigenem Geständniß eine Urkunde weder las noch verstand, hoffte er durch Vogel's Mitwirkung leicht zu

begegnen. Eifrig, aber vergeblich betrieb er deshalb die Versetzung Vogel's, der im Sommer und Herbst 1827 für das Unternehmen im Idsteiner Landesarchive arbeitete, auf die Pfarrei Erbenheim bei Wiesbaden. Doch schon im J. 1829 gerieth das ganze Unternehmen, hauptsächlich infolge kleinlicher Eifersüchteleien Habel's völlig ins Stocken, der einzige Ertrag war eine 1830 von V. im Manuscript fertig gestellte Arbeit, betitelt „Geschichte von Nassau, zweite Periode, 496—1000". Die im Idsteiner Archiv gesammelten Regesten und Auszüge hielt V. indessen bei dem Erlahmen des Unternehmens vorsichtig für seine eigenen Sammlungen zurück. Den einmal angeregten Gedanken der Abfassung einer nassauischen Landesgeschichte ließ V., der — was hier nachgeholt werden soll — inzwischen am 1. Januar 1831 von Schönbach nach Kirberg versetzt war, jedoch nicht mehr aus den Augen. Von Kirberg aus hatte er alsbald 1832 das „Nassauische Taschenbuch", eine Sammlung kleinerer, mehr populär gehaltener Aufsätze, veröffentlicht. Als dann Johannes Weitzel am 10. Januar 1837 gestorben war und dessen vorhin besprochenes Project einer Bearbeitung der Geschichte des Herzogthums thatsächlich beseitigt erschien, erreichte er durch Vermittlung seines Freundes, des Ministerialraths Vollpracht (s. d. Art.), daß der Herzog ihn und diesen im Februar 1838 mit der Abfassung der Landesgeschichte beauftragte. V. wandte sich dieser Aufgabe um so lieber zu, als Streitigkeiten mit Habel, seinem Collegen in der aufgelösten historischen Commission und im Vorstande des nassauischen Alterthumsvereins, ihn gegen Ende des Jahres 1836 veranlaßt hatten, seinen Austritt aus dem Vereine, in welchem er bisher fördernd gewirkt hatte, zu erklären. Dem Vereine hielt er sich etwa zwei Jahre fern. Um jene Zeit hatte er auch, mit Vorrede vom 1. Juni 1836, nach jahrelanger mühevoller Arbeit seine „Topographie des Herzogthums Nassau" zum Druck bringen können. Nunmehr, nachdem ihm und Vollpracht vom Herzoge der eben erwähnte Auftrag ertheilt war, entschloß er sich, die weiteren Ergebnisse seiner Studien für eine zweite umgestaltete Bearbeitung seiner historischen Topographie zu verwenden. So erschien, finanziell von der Regierung unterstützt, im J. 1843 sein noch heute schätzbares Hauptwerk, die „Beschreibung des Herzogthums Nassau". Hier fand seine vorhin erwähnte, im J. 1832 für die historische Commission bearbeitete „Geschichte von Nassau, zweite Periode, 496 bis 1000", an passenden Stellen Verwendung und Abdruck. Mit diesem verdienstlichen Werke schließen Vogel's größere Arbeiten; aus späterer Zeit liegen nur noch kleinere Aufsätze vor.

Aus Vogel's äußerem Leben in dieser Zeit ist nachzutragen, daß er im J. 1838 zum Decan, 1842 zum Schulinspector zu Kirberg und 1849 zum Inspector der evangelischen Schulen im Amte Kirberg ernannt wurde. Er verschied nach längerem Leiden zu Kirberg am 27. Juli 1852. Vogel's ungemein reichhaltiger handschriftlicher Nachlaß wurde bald nach dessen Tode für das Landesarchiv angekauft und befindet sich jetzt im Staatsarchive zu Wiesbaden; das in den Annalen des Nassauischen Alterthumsvereins XVII, 70 veröffentlichte Verzeichniß desselben ist unvollständig und ungenau.

Nekrolog Vogel's im Nassauischen Schulblatt 1852. — Vogel's hinterlassene Correspondenzen, namentlich aber actenmäßige Nachrichten. — Nass. Annalen Bd. XXVII. W. Sauer.

Vogel: Eduard V., Afrikareisender und Astronom (1829—56), geboren zu Crefeld am 7. März 1829 als dritter Sohn des Directors der Stadtschule Karl V., der später als Schulmann und pädagogischer Geograph rühmlich bekannt geworden ist und besonders in Leipzig, wohin er 1832 übersiedelte, sich als Director der ersten Bürgerschule und Gründer der Realschule einen guten Namen gemacht hat. Eduard besuchte in Leipzig die Bürgerschule, dann das

Thomasgymnasium, wo der Mathematiker Hohlfeld und der Conrector Jahn, dessen Privatsternwarte sich ihm öffnete, den größten Einfluß auf ihn übten. Er sammelte und zeichnete eifrig Pflanzen, war für Geographie im Elterhause früh gewonnen worden, wo mit Vorliebe Reisewerke vorgelesen wurden (sein Großvater von mütterlicher Seite, Lang, hatte Reisebeschreibungen herausgegeben), zeigte mehr Liebe und Anlagen für neuere als alte Sprachen und beschäftigte sich auf der Universität Leipzig, die er 1846 bezog, mit Vorliebe mit Astronomie und Physik, dann in Berlin, wohin er 1850 übersiedelte und mit Encke, Galle, Humboldt und Ritter bekannt wurde, mit Astronomie und Geographie. Seine astronomischen Studiengefährten waren R. Luther und G. Rümker. Noch ehe er seine Studien ganz vollendet hatte, erhielt er durch Encke's Empfehlung einen Ruf an die Bishop'sche Privatsternwarte in London, die damals Hind leitete. Er wurde in die Kreise der Astronomen und Geographen eingeführt, gewann nähere Beziehungen zu Bunsen und trat in freundschaftlichen Verkehr mit Berthold Seemann und August Petermann, die ihn für die großen Fragen der Geographie Afrikas und der Arktis immer mehr zu erwärmen wußten. Ende 1852 waren hocherfreuliche und hoffnungsvolle Nachrichten aus dem Innern Afrikas eingetroffen. Die anfänglich durchaus nicht groß gedachte und durch den frühen Tod ihres Führers James Richardson früh verwaiste centralafrikanische Expedition der englischen Regierung hatte durch die Energie der zwei übrigen Mitglieder Barth und Overweg unverhoffte Erfolge erzielt. Baghirmi, Kanem, Musgu, die Inseln der Budduma und das entlegene Adamaua waren von Kuka aus planmäßig erforscht worden und die im August 1852 abgegangenen Briefe der Reisenden verhießen noch weit mehr für die Zukunft, zumal sie freudig den Empfang einer großen Sendung aus England ankündigen konnten, die sie aus ihrer bisherigen beengten Lage befreite. Daß Overweg (s. A. D. B. XXV, 19) wenige Wochen darauf sterben sollte (am 27. September), ahnte Barth nicht, der am 13. Juli 1852 noch geklagt hatte „was sind zweier Menschen Arbeiten für diese weite und beschwerliche unbekannte Welt", und nun allein im fernen Lande blieb. Aber unter den Freunden der Afrikaforschung erhöhten die Erfolge der beiden deutschen Reisenden die bisher schwache Hoffnung auf ausgiebigere Unterstützung. Dem vorwiegend philologisch gebildeten Barth und dem Geologen Overweg einen tüchtigen Astronomen zur Seite zu stellen, der durch zuverlässige Ortsbestimmungen die noch ganz unsichere Karte des centralen Sudan auf einen festen wissenschaftlichen Grund stellen sollte, erschien als das vor allem Gebotene. Niemand hatte die Arbeiten Barth's und Overweg's eifriger studirt und Niemand wol auch gründlicher kartographisch geprüft und zu verwerthen gesucht als der damals in London weilende August Petermann, der mit dem jungen Assistenten an der Bishop-Sternwarte seine Eindrücke austauschte. V. hatte schon im Herbst 1852 schwer dem Gedanken entsagt, die Polarreise des Capt. Inglefield zu begleiten. Anfang Januar 1853 richtete Petermann die Frage an ihn, ob er wol nach dem Tsadsee gehen möchte, „da jubelte er vor Freude und versicherte, er würde spätestens in acht Tagen bereit sein, dahin abzugehen, wenn er das Glück hätte, den Auftrag dazu zu erhalten". Petermann ergriff die Zusage mit dem ihm eigenen Feuer. Er schätzte außer den astronomischen die botanischen Kenntnisse Vogel's, kannte seinen Fleiß und seine Begeisterung für die Sache und schrieb in diesem Sinn schon am 11. Januar an Bunsen, der früher die Angelegenheiten Barth's und Overweg's so wesentlich gefördert hatte, und rasch die Wichtigkeit des ihm vorgelegten Planes einsah. V. hatte sich die Achtung und das Vertrauen einflußreicher Männer, wie Sabine's, Hooker's und des Admirals Smyth erworben, die ihre Stimmen für ihn abgaben. Petermann citirt einen Brief, worin es heißt, „daß es schwer sein

würde, in ganz England einen Mann von seinem Alter zu finden, der soviel Fähigkeiten eines tüchtigen Reisenden besäße, wie Dr. E. Vogel". Der damalige Minister des Auswärtigen, Lord John Russell genehmigte ohne Verzug die Entsendung des jungen Gelehrten, der bereits am 19. Februar in Begleitung eines Unterofficiers und Gemeinen vom Ingenieurcorps London verließ. Am Tag darauf langte hier die Todesnachricht Overweg's und in dem gleichen Briefe die Ankündigung Barth's an, seine geplante Reise nach Timbuktu dennoch antreten zu wollen. Für V. fiel also der Anlaß zur Eile weg, umsomehr, als sich bald herausstellte, daß die Nachsendung eines Boten an Barth nach Kano wegen der Unruhen im südlichen Tuareggebiet nicht thunlich sei; zugleich aber vermehrten und erschwerten sich seine Aufgaben, da er erwarten mußte, allein in Bornu bis zu Barth's Rückkehr zu bleiben. In seinen Instructionen war, im Falle er gezwungen sein sollte, ohne ihn zurückzukehren, der Weg über Sansibar freigestellt, was uns heute fast vermessen vorkommt, ihm aber als das schönste Ziel winkte. Er verweilte in Tripolis, Nachsendungen zur Ausrüstung und Geschenke für den Scheich von Bornu erwartend, Instrumente prüfend und seine Leute in ihrem Gebrauch einübend, bis Ende Juni und machte kürzere Ausflüge nach Lebda und Kussabat im Mesellatagebirge. Ein Sturz vom Pferde verzögerte noch in den letzten Tagen seine Abreise und einen seiner englischen Begleiter mußte er als krank zurücklassen. Trotzdem er so mitten in der heißen Zeit gerade die Wüstenreise antreten mußte, verließ er froh mit der stolzen Losung „zum Indischen Ocean" am 28. Juni 1853 Tripolis. Schon am 5. August traf er wohlbehalten auf dem gewöhnlichen Weg Beniolid-Sokna in Mursuk ein; die Temperaturen bis 38° C. im Schatten und 49° in der Sonne, ertrug er, vielleicht als erster Europäer, der die Wüste in dieser Jahreszeit durchschritt, ohne Schaden und hatte in seiner ganzen Karawane keinen Krankheitsfall zu beklagen. Der Dolmetscher des englischen Consulates, F. Warrington, der ihn begleitete, stand ihm bei der Leitung der Karawane bei, der sich noch in Mursuk ein Vetter des Scheichs von Bornu anschloß, wodurch die Karawane die für den nie ganz sicheren Weg Mursuk-Bornu nothwendige Größe erreichte. V. blieb auch in dem ungesunden Mursuk von den Fiebern verschont, die fast alle Mitglieder der Karawane befielen, und benutzte seine Zeit, um die bisherigen Beobachtungen auszuarbeiten und auf Karten und Profilen niederzulegen. Diese ersten Ergebnisse sind im 24. Bd. des Journal of the R. Geographical Society und dem ersten der Geographischen Mittheilungen veröffentlicht und enthalten eine reiche Nachlese von Verbesserungen zu der damals gebräuchlichen Karte von Lyons. Im September machte er einen Ausflug nach den Natronseen bei Mandra und Bimbedja n.w. von Mursuk. Mit seinen ersten Pflanzensammlungen sandte er an den ihm befreundeten B. Seemann die ersten Ergebnisse seiner botanischen Beobachtungen, darunter eine kleine Monographie der Datteln von Fessan und genaue Beobachtungen über die Grenzen der Culturpflanzen; an Oberst Sabine sandte er eine kurze Darstellung des Klimas von Mursuk, an Bunsen Mittheilungen über die politische und Wirthschaftsgeographie Fessans und des Tibbu-Landes. Anfangs November war endlich die Karawane bereit, die Grenze von Fessan zu überschreiten, V. schrieb, etwas ermattet von der Wüstenreise, von Aschenumma, wenig nördlich von Bilma, am 26. Novbr. einen seiner liebenswürdigen, heiteren Briefe an seine Mutter und ein kurzes Billet vom 3. Januar 1854 meldete seine Ankunft am Tsadsee zugleich mit dem hypsometrischen Gesammtergebniß seiner Wüstenreise. Mit der ersten nach Norden gehenden Karawane war er bereits im Stande, seine Orts- und Höhenbestimmungen bis nach Kuka nebst Karte einzusenden. Als er am 13. Januar in Kuka angekommen war, warf ihn ein heftiger Fieberanfall nieder. Trotz der

Thronrevolution, die damals den Prinzen Abdurrahman an die Stelle des Scheich Omar brachte, konnte V. ruhig die Umgebung Kuka's sammelnd durchstreifen und unbelästigt seine Vorbereitungen zur größeren Reise treffen. Statt nach Sansibar oder Mombas schien es ihm jetzt, wo er einen Theil der Schwierigkeiten bereits schätzen konnte, räthlicher über Wadaï und Dar For nach Kordofan durchzudringen. Vorher wünschte er aber dem Schari zu folgen und womöglich den Benuë näher zu erforschen. Er bittet im Februar 1854 Petermann: „Wenden Sie alles auf, daß man mich hier läßt, wenigstens noch für zwei oder drei Jahre; mit der Zeit ist alles möglich". Nachdem er von einem zweiten gefährlicheren Fieber, das ihn Wochen arbeitsunfähig machte, sich erholt hatte, machte er einen Kriegszug des Scheich gegen die Musgu mit, nicht ohne Hoffnung, daß Barth im Süden, in Adamaua sein und er ihm begegnen könnte. Es war einer jener gewöhnlichen Raubzüge, die schon Denham und Barth beschrieben haben, der aber dieses Mal etwas weiter führte, sodaß V. bis 9° 30′ N. B. vordringen konnte. Die ersten genauen Höhenmessungen, die die auffallend geringe Erhebung dieses Striches — nirgend über 290 m — bewiesen, stellte er hier an und kam zu dem Schluß, daß der Tsadsee einst dieses nahezu wagerechte Land von Tubori und Wulia bedeckt haben müsse, in dessen Thonboden er dieselbe aus halb zersetzten Süßwassermuscheln bestehende Kalkschicht fand, die auch unter Kuka liegt. Der südliche Theil dieses Tieflandes, das von seltsam gestalteten Granitfelsen „die ersten Steine seitdem man Agadem (16° 52′ N. B.) verlassen" begrenzt ist, war, als ihn V. sah, in einen einzigen großen See verwandelt, wie man seitdem so manchen als vorübergehende Erscheinung auf der wasserreichen Hochfläche Afrikas im Süden und Norden des Aequators kennen gelernt hat. V. glaubte an einen wirklichen großen Landsee, seine ersten kurzen Angaben darüber wurden zu früh in die Oeffentlichkeit getragen, vergrößert und gezeichnet, sodaß Petermann in einer eindringenden Kritik in den Geograph. Mittheil. 1857 den ephemeren Charakter dieses Sees nachzuweisen sich gedrungen sah, wobei sich die heute noch feststehende Folgerung ergab, daß es sich hier um gewaltige Ueberschwemmungen der trägen Oberläufe des zum Benuë gehenden Kebbi handle. Wir wissen jetzt, daß eine wahre Kette von Sümpfen, die zeitweilig zu Seen werden, von da zum Fluß von Logon, zum Schari und bis zum Bahr Kuti zieht und die schon von Denham vermuthete Verbindung des Schari- und Benuë-Systems ist in einem gemeinsamen Ueberschwemmungsgebiet gerade zwischen Kebbi und dem Fluß von Logon zu suchen. Die Briefe Vogel's von dieser Reise enthalten manche interessante Angabe über die Vegetation des südlichen Centralsudan und die heidnischen Bewohner, die Musgu, auf die hier von den Bornuanern Jagd gemacht wird. Mitte Juni zurückgekehrt, ging er schon am 19. Juli nach dem Gebirgslande Mandara, wo er auf Betrieb des Scheichs einen Monat in Mora festgehalten wurde; er entkam nach Udje in Südbornu. Der ihm allmählich günstiger gestimmte Scheich hob die Beschränkung der freien Bewegung des Reisenden auf, versprach seine weiteren Reisen zu unterstützen und versah ihn gleich nach der Rückkehr mit vortrefflichen Empfehlungen nach Jakoba, wohin nun V. mit aller Macht strebte, um, wie er hoffte, das Dampfboot auf dem Benuë zu erreichen und über Mandara zurückzukehren. Als nun außerdem in den ersten Tagen des December 1854 Scheich Omar den Thron Abdurrahman's einnahm, wurden die Verhältnisse noch günstiger, denn Scheich Omar bezeichnete sich gern als Freund der europäischen Reisenden und übertrug auf V. die Neigung, die er für Barth hegte. V. bewegte sich freier und machte eine Anzahl von kleinen Ausflügen, nachdem er die Beobachtungen und Sammlungen von der Musgu-Reise geordnet hatte. Auf einem von diesen war es, daß er auf dem Wege nach Sinder, wo er Nach-

richten und Vorräthe erwartete und dessen Lage er genau bestimmen wollte, in dem großen Walde von Kundi mit Barth zusammentraf. Man lese im fünften Band der Barth'schen Reise S. 378 die Beschreibung dieses Zusammentreffens; es ist eine der schönsten Scenen in der bunten Reihe der Erlebnisse europäischer Reisender in Afrika, eine wohlthuende Idylle inmitten von Unruhen, Anstrengungen, fiebernden Hoffnungen und Enttäuschungen. Die freudige Begrüßung, das Erstaunen Vogel's den todtgeglaubten Barth zu sehen, die Aufklärung des Räthsels, daß er einen arabischen Brief Barth's bei sich trug, den dieser vor kurzem von Kano geschrieben und den V., ihn von einem Araber wähnend, uneröffnet zu sich gesteckt hatte, ihr nur zweistündiger Aufenthalt, den nur eine Tasse Kaffee und zur Enttäuschung des des Kaffees überdrüssigen Barth kein Wein verschönte, das alles muß man in Barth's lebendiger Erzählung lesen, um es mitzuerleben. Während Barth sich in Kuka erholte und zur Heimreise vorbereitete, ging V. am 20. Januar 1855 mit dem englischen Ingenieur-Unterofficier Macguire über Gombeh nach Jakoba, das noch von keinem Europäer erreicht worden war, wo er aber von dem Gouverneur so schlecht empfangen wurde, daß er sich unverweilt mit einem einzigen Diener zu dem Herrscher begab, der drei Tagereisen nordwestlich von hier im Krieg mit einem Nachbarstamme lag. Er wurde hier besser aufgenommen, mußte aber, da man ihm die Abreise erschwerte, trotzdem er von der unter der Truppe herrschenden Dysenterie schwer litt, heimlich das Lager verlassen. In den letzten Tagen des April kam V. über Jakoba an den Benuë, wo er die Spuren der englischen Tschaddaexpedition von 1854 fand, überschritt den Strom in Hamarrua, fand aber durch kriegerische Verwirrungen, die der Aufstand der Batschama gegen den Herrn von Adamaua hervorrief, den Weg nach Jola versperrt und mußte endlich, als die Karawane, der er sich anschließen wollte, eine halbe Tagereise von seinem Lager bis auf zwei Mann hingemordet war, nach langem Warten über Gombeh und Saria (Seg-Seg) zurückkehren. Dieser Weg führte durch die Gebiete der bisher sagenhaften menschenfressenden Yem-Yem (Nyamnyam) und in Saria fand V. eine der größten, wenn auch nicht volkreichsten Städte Innerafrikas. Durch genaue Bestimmung setzte er die Beobachtungen Clapperton's und der Tschaddaexpedition in Verbindung. Er fand die Erinnerung an Clapperton und Lander noch lebendig, die 1826 und 1827 die Stadt besucht hatten. Nach Jakoba zurückgekehrt, setzte ihn ein Geschenk von 10 000 Kauris des Kleinfürsten von Hamarrua (am Benuë) in die Lage von neuem nach Süden vorzudringen, aber die Ueberschwemmungen hemmten dieses Mal sein Vorschreiten und er erreichte nicht einmal das nächste Ziel jenseits des Benuë, Ukali. Nach Wochen des Wartens in den in Sümpfen erbauten Strohhütten der amphibischen Kohna, mit denen er der Jagd des Ajuh (Manatus) und des Nilpferdes oblag, kehrte er über Gombeh am 1. December nach Kuka zurück. Barth, der Kuka am 10. Mai verlassen, hatte ihm den größten Theil seines verfügbaren Geldes übergeben und ihm durch die Mitnahme des englischen Unterofficiers Church, der V. den Gehorsam verweigert hatte, einen großen Dienst erwiesen. Auch die Pässe und Empfehlungen des Herrschers von Sokoto ließ er in Vogel's Händen. Schon am 4. December schrieb V. an das Auswärtige Amt: Ich werde alsbald nach Fittri und von da nach Wara abreisen. Finde ich bei meiner Rückkehr anfangs Mai keine Nachricht aus Mursuk, so gehe ich über Adamaua an die Westküste und hoffe, mit Gottes Hülfe, im Beginn des Jahres 1857 entweder an der Mündung des Flusses Camerones (unser Kamerun) oder über Salia in Ibo einzutreffen. Würde ich weitere Waaren im Werthe von 1800 bis 2000 Franken erhalten, so könnte ich die Recognoscirungen Barth's in Baghirmi fortsetzen und ginge dann erst im October nach Adamaua ... Ich wünsche Innerafrika

nicht sobald zu verlassen und werde es nicht eher thun als bis ich sicher bin, daß ich auf keine weiteren Hilfsmittel zu hoffen habe". In einem Brief vom 5. December an seinen Vater, seinem letzten Lebenszeichen, spricht er ebenfalls die Hoffnung aus, Anfang oder Mitte 1857 an der Westküste anzukommen und kündigt an, daß er „in etwa 20 Tagen eine Recognoscirung nach Wadaï, womöglich bis Wara" machen werde. Den guten Stand seiner Gesundheit nach allen Anstrengungen der 10monatlichen Reise im Westen und Süden hebt er in diesem Briefe selbst hervor.

Nur aus Erkundigungen wissen wir, daß V. wahrscheinlich in den ersten Tagen des Jahres 1856 sich nach Massena, der Hauptstadt Baghirmis begab, während er, sicher zurückzukehren, Macguire in Kuka mit den Papieren und Sammlungen ließ. Dem Rathe Barth's folgend, scheint er in Massena die Rückkehr eines Boten abgewartet zu haben, den er an den Fürsten von Wadaï gesandt hatte, um seine Ankunft anzuzeigen oder um Einlaß in Wadaï zu bitten. Nach Munzinger's Nachricht ist er einen Monat hier gewesen. Er besuchte dann zuerst die Länder Fittri und Midogo und hat vielleicht die Rückkehr des Boten nicht abgewartet oder verfehlt. Ein Bericht des Scheich Omar war so zu verstehen, daß er in das nördliche Wadaï eindrang, wo vielleicht Boten des Fürsten von Wadaï ihn im Wadi Orahba fanden und nach Wara oder der neuen nahen Hauptstadt Abeschr geleiteten. Wir wissen aber aus den Angaben des Ende 1862 in Tripolis aufgetauchten Dieners Vogel's und auch aus Nachtigal's Bericht (Saharâ und Sudân III, 106 u. 171), daß der Fürst Mohammed Scherif ihn anfangs nicht unfreundlich aufnahm. Möglich daß in Wadaï seine zu erwartende Ankunft auch schon durch eine Empfehlung bekannt geworden war, die der hilfreiche Freund Vogel's, Oberst G. F. Herman, britischer Consul in Tripolis, an den Agenten des Wadaïherrschers in Bengasi laut Brief vom 28. August 1854 gesandt hatte. V. bewegte sich frei in der Stadt und ihrer Umgebung, konnte aber mit den Eingeborenen sich nicht gut verständigen, da er des Arabischen zu wenig mächtig war. Diese schöpften Verdacht, weil er rastlos umherstreifte, zeichnete und „mit einem Stabe" schrieb, ja es scheint ihnen sogar mißfallen zu haben, daß er Hühnereier aß, „wie doch kein anständiger Mann zu thun pflegt". Nach den Nachrichten, die Munzinger in El Obeid sammelte, wollte Verdacht geschöpft werden, da ein gewisser Dscherma, bei dem V. einquartiert war, dessen Reitpferd zu erlangen wünschte. Dieser Höfling, ein Aquid (Heerführer), scheint den Fürsten auf das Treiben des blonden, helläugigen Fremdlings aufmerksam gemacht zu haben. Mohammed Scherif, ein blutdürstiger Tyrann, war ohnehin den Fremden übel gesinnt. Er hatte vor kurzem einen Scherif aus Bengasi umbringen lassen, der im Verdacht stand, ein türkischer Spion zu sein. Sollte nicht dieser Abd el Wâhid auch ein Spion sein, gesandt, um nach den Mördern des früher Ermordeten zu spähen? Mohammed Scherif soll auf die Anklage des Höflings geantwortet haben: „Wenn dem so ist, so ist es jedenfalls sicherer, du läßt ihn tödten." So wurde V., als er mit Leuten seines Anklägers arglos in die Umgegend der Stadt ging, in der Nähe einiger Granitfelsen, die man später Nachtigal zeigte, von jenen mit eisenbeschlagenen Knütteln oder Keulen erschlagen. Dieses dürfte in den ersten Tagen des Februar geschehen sein, wo dann V. etwa zwei Wochen in Wara gewesen wäre, was auch mit anderen Nachrichten stimmt. Es ist möglich, daß zu den Gründen der Unthat auch noch eine unbewußte Verletzung heiliger Orte kam, nach Erkundigungen, die Reimans in Dscheddah von Pilgern aus Wadaï einzog und nach der Aussage eines über die Reisen Barth's, Overweg's und Vogel's sehr gut unterrichteten Gesandten des Fürsten von Dar For an den ägyptischen Vicekönig, eines heiligen Berges mit Ahnengräbern, den nur ein neuer Fürst

vor der förmlichen Thronbesteigung besucht; bei dessen Besteigung sei V. getödtet worden. Wer Nachtigal's späte Erzählung mit Beurmann's und Munzinger's Berichten vergleicht, die in den Geogr. Mittheilungen 1862 erschienen, den muß ihre für V. ungünstige Haltung erstaunen. Es spricht daraus das Gefühl der Ueberlegenheit des orientalischen Diplomaten, für den sich Nachtigal gerne hielt. Ob sich der gewandteste, der Sitten und Sprachen mächtige Europäer unter den gefährlichen Umständen, die zu Vogel's Zeit in Wadaï herrschten, wieder aus der Löwenhöhle herausgefunden hätte, darf bezweifelt werden. Nachtigal betont diese Umstände zu wenig. Moritz v. Beurmann hörte, als er 1862 von Bengasi nach Wadaï wollte, daß seit 6 Jahren alle Verbindungen in dieser Richtung aufgehört hätten, und zwar sei die erste Ursache die Plünderung der vom Wadaïfürsten entsandten Handelskarawane durch Malteser bei Audschila gewesen, wobei dreißig Glieder der Karawane zu Sklaven gemacht wurden. Unglaublicherweise sollte der Pascha von Tripolis seine Zustimmung zu dieser Verletzung des Völkerrechts gegeben haben. Der unglückliche V. ist nicht lange nach der Nachricht von dieser Unthat in Wara eingetroffen und mußte fremdes Unrecht büßen, wie denn Mohammed Scherif, als er sie erfuhr, geschworen haben soll, keinen Christen lebendig aus seiner Gewalt entkommen zu lassen. Noch lange tauchten zwar da und dort Nachrichten auf, daß V. lebe und gefangen gehalten werde und belebten mehrmals wieder die tiefgesunkenen Hoffnungen der Seinigen. Noch 1861 meldete Robert Hartmann diese Nachricht aus dem Munde eines Fulbe-Pilgers. Aber die Todesnachricht, seitdem sie im Frühjahr 1857 durch Nachrichten des Scheichs von Bornu und des Unterofficiers Macguire nach Tripolis und Europa gelangt war, trat überall mit so großer Bestimmtheit und ganz gleich inbezug auf Ort, Zeit und Personen auf, daß Kenner der Verhältnisse wie Barth, Petermann oder der Freund Vogel's, Generalconsul Herman in Tripolis, von Anfang an von ihrer Richtigkeit überzeugt gewesen sind. In Darfor, Wadaïs östlichem Grenzland, scheint die Nachricht ungefähr zur selben Zeit wie in Tripolis angelangt zu sein, Baikie erfuhr sie am Benue von Hadschis, die über Wadai aus Mekka zurückgekehrt waren. Als 1859 Briefe des Scheichs von Bornu, der einen Boten nach Wadai gesandt hatte, die Nachricht bestätigten, 1862 die deutsche ostafrikanische Expedition in Chartum und Kordofan die näheren Umstände des Todes erfuhr, die im allgemeinen M. v. Beurmann's Erkundigungen in Bengasi (1862) bestätigten und in demselben Jahre ein Diener Vogel's in Tripolis erschien und ausführlich den Tod seines Herrn erzählte, blieb kein Zweifel mehr übrig. Seitdem dieser Reisende selbst an der Grenze von Wadai erschlagen wurde, hoffte man höchstens noch Vogel's Tagebücher zu erlangen; auch dies vergebens.

V. war noch nicht 24 Jahre alt, als er seine Reise antrat. Seine astronomische Ausbildung war vollendet, als erster Wiederentdecker des Encke'schen Kometen hatte er sich sogar schon Ruhm gewonnen, seine Beobachtungsgabe und sein Talent für Beschreibung und Zeichnung waren von der Schule her gut entwickelt, seine botanischen Kenntnisse nicht gering. Seine Körperkraft und Ausdauer und sein Wagemuth zeigte sich schweren Aufgaben gewachsen. Als er nach Afrika ging, sollte er an die Seite zweier schon erprobter Forscher treten, Barth's, der als allgemeiner Beobachter, Völker- und Sprachkenner hervorragte, und des tüchtigen Geologen und Geographen Overweg. Seine Hauptaufgabe sollte die Schaffung genauester Grundlagen der Karte sein; gerade dafür war seine astronomische Vorbildung die beste, die man wünschen konnte. Nun stellte ihn der Tod Overweg's und die lange Abwesenheit Barth's, an dessen Leben selbst in Kuka Niemand mehr glaubte, allein allen Aufgaben gegenüber. Mit jugendlichem Muth ging er allem entgegen, konnte aber nicht allem gewachsen sein.

Er empfand vielleicht am meisten selbst seine geringen Kenntnisse des Arabischen, der Culturssprache des Sudan. Wäre er ihrer mächtig gewesen, so würde er wahrscheinlich selbst in Wadai die Unschuld seiner Absichten haben beweisen und sich retten können. Für uns bleibt am meisten zu bedauern, daß wir nicht die reifen Früchte seiner Arbeit, nicht einmal seine spätern Beobachtungen erhalten haben, sondern nur die Erstlinge seiner Studien, den Niederschlag seiner allerersten Eindrücke. Petermann schrieb am 9. November 1855, als er die Berichte über das Musguland verarbeitete, „ich habe, ohne der Gewissenhaftigkeit eines guten Chroniklers Einbruch zu thun, ein Paar Ausdrücke in Eduard's Briefen ausgelassen oder motivirt, weil sie aus purem jugendlichem unbedachten wissenschaftlichen Eifer (hervorgegangen) und mir etwas ‚starker Tobak' schienen". Hätte der junge Reisende seine Tagebücher und Briefe später selbst mit Muße und bei der unter solchen Prüfungen rasch fortschreitenden Reife herausgeben können, wie ein Barth, Rohlfs, Nachtigal, sein Werk würde sich anders vor uns erhoben haben. Er hat sich nicht einmal die Mühe genommen, die Ergebnisse seiner zweimaligen Reise über den Benuë vollständig herauszuarbeiten. Seine Tagebücher sind nie zu Tage gekommen, die von der Wadaireise sind in Wadai verschollen und die vorher durch seinen früheren Begleiter den Unterofficier Macguire nach Europa gesandten Aufzeichnungen sind bei dem Ueberfall durch Kelowi bei dem Brunnen Belkaschifarri (n.w. von Kuka), dem dieser erlag, ebenfalls verloren gegangen. In der heutigen Geographie der Sahara und des Sudan gehören zwar seine Ortsbestimmungen zu den besten Bausteinen. Seine Bestimmungen haben alle wichtigen Punkte des Weges Tripolis-Mursuk-Kuka, den Tsadsee und das Land zwischen diesem und dem Benue zuerst wissenschaftlich festgelegt. Seine Höhenmessungen haben die Overweg'schen trefflich vervollständigt. Aber wie wenig ist das im Vergleich zu dem, was er in seinen drei afrikanischen Jahren erforscht hatte und was er uns ausgearbeitet geboten hätte! Und doch wird Eduard V. immer eine hervorragende Stelle in der Geschichte der Afrikaforschung einnehmen. Die zwischen Todtsagen und Wiederauflebenlassen schwankenden Nachrichten hielten Jahre lang das deutsche Publicum in einer Theilnahme fest, die durch die unverhoffte Rückkehr des ruhmgekrönten Barth (1855), den Tod Roscher's nach einem ersten großen Erfolge und die erste Reise von der Decken's (beide 1860) noch gesteigert wurde. Von den Personen wandte sich das Interesse wachsender Kreise der Sache zu. Afrika wurde zum ersten Mal in Deutschland populär, Petermann sorgte in seinen damals in mehr als 3000 Exemplaren verbreiteten Geographischen Mittheilungen dafür, daß das Feuer nicht erlosch, Barth, A. v. Humboldt und Karl Ritter schenkten ihre thätige Theilnahme. Schon Ende 1857 bereitete sich v. Neimans, der früh hingerafft wurde, zu einer Rettungsexpedition vor, die von Osten nach Wadai eindringen sollte. Damals hatte Brugsch von Mekkapilgern die Nachricht empfangen, V. lebe in Wadai. Auch den französischen Arzt Dr. Cuny, der von Kordofan nach Dar For vordrang und in Tendelty Ende 1858 starb oder enthauptet wurde, hatte mit das Schicksal Vogel's veranlaßt, Wadai zum Ziel zu wählen. Petermann schrieb Anfangs 1860 in den Geographischen Mittheilungen, er hoffe, daß sich noch ein dritter Mann und vielleicht noch mehrere finden würden, den ehrenvollen Versuch zu erneuern. „Könnten sie auch Eduard V. und seine Papiere nicht mehr retten, so würden sie sich doch den Dank des deutschen Volkes und der ganzen gebildeten Welt erwerben, wenn es ihnen gelänge die Zweifel zu lösen und nebenbei würden sie eine Reise ausführen, die für immer eine glänzende Stelle in den Annalen der geographischen Entdeckungen einnehmen würde". Am 15. Juli 1860 bildete sich in Gotha unter dem Vorsitz des Herzogs Ernst eine Vereinigung zur Aussendung einer deutschen Expedition,

die nach Wadai vordringen sollte, der sich vorher gebildete Vereinigungen in Nürnberg und Leipzig anschlossen. Mit deutschen Kräften und Mitteln sollten die Länder zwischen dem Nil und dem Tsadsee erforscht und das Schicksal Vogel's und seines wissenschaftlichen Nachlasses aufgehellt werden. Th. v. Heuglin erklärte sich bereit, die Expedition zu führen. Ende 1860 waren bereits über 10 000 Thaler gezeichnet. Zu rasch wurde nun der Plan erweitert und leider durch die Zuziehung weiterer Theilnehmer (Steudner, Munzinger, Kinzelbach) der Grund zu Zwistigkeiten gelegt, an denen das Unternehmen scheitern sollte. Anfang März waren die Mitglieder der Expedition in Alexandria vereinigt und gingen im Juli von Massaua nach Westen, wo sich dann bald durch den unseligen Plan Heuglin's, den weiten Umweg über Abessinien und Kaffa zu machen, die Trennung vollzog. Heuglin kam nicht über Abessinien hinaus und die mit Munzinger westwärts gezogene Abtheilung überschritt nicht einmal die Grenze von Kordofan. Unterdessen war M. v. Beurmann am 13. Febr. 1862 von Bengasi nach Wadai aufgebrochen, fiel aber an der Westgrenze dieses Landes schon im Frühjahr 1863. Rohlfs hatte auf seiner Reise nach Bornu 1866 die Wiedererlangung der Tagebücher Vogel's im Auge und ging dann bekanntlich nach Westen, nach Lagos. In demselben Jahre traten noch Erkundigungen des englischen Consuls Petherick in Chartum ans Licht, die im allgemeinen die bisherigen Nachrichten bestätigten und als endlich Nachtigal im J. 1873 nach Wadai gelangte, hatte das Mitleid mit Vogel's Schicksal bereits einer kritischen Auffassung Platz gemacht, die seinen Tod oberflächlicher und ungerechtfertigter Weise seiner eigenen Unvorsichtigkeit zuschrieb. Nachtigal argwöhnte zwar, daß noch Papiere von seinem beklagenswerthen Vorgänger vorhanden sein könnten, konnte aber durchaus nichts darüber erfahren.

Die Briefe Eduard Vogel's, Berichte u. s. w. im Besitz der Familie. — Nachrichten in den Bänden der Geographischen Mittheilungen und der Berliner Gesellschaft f. Erdkunde von 1853 bezw. 1853—1864. — Petermann's Nekrolog in den Geogr. Mittheilungen 1864, S. 28. — Elise Polko, Erinnerungen an einen Verschollenen. Aufzeichnungen von und über Eduard Vogel, 1863. — Nachtigal, Sahara und Sudân III, 169—73.

Ratzel.

Vogel: (Johann) Friedrich V., Kupferstecher, geboren am 17. December 1829 als der Sohn eines Gärtners zu Ansbach, bekundete frühzeitig sein überraschendes Talent im Zeichnen, kam 1845 zu dem für junge, strebsame Künstler so förderlichen Kupferstecher Albert Christoph Reindel nach Nürnberg und 1852 zu Lazarus Gottlieb Sichling nach Leipzig, welcher ihm alsbald bereitwillig an seinen Aufträgen eine mithelfende Stellung einräumte. Nach einem weiteren Aufenthalte zu Berlin ließ sich V. in Düsseldorf nieder und begründete durch seine Blätter nach Karl Lasch („Bei der jungen Wittwe", 1862), insbesondere aber mit dem trefflichen Farbenstiche nach Knaus' „Spielern" (1868) seinen eigentlichen Ruf ebenso schnell, wie er durch fröhliches Temperament und heitere Geselligkeit alle zu Freunden gewann. Nach einem längeren Aufenthalte zu Paris (1858) übersiedelte V. von Düsseldorf nach München, um daselbst Piloty's Bild „Seni vor Wallenstein's Leiche" mit bewundernswerthem Eingehen und tiefem Verständniß in voller coloristischer Wirkung stecherisch wiederzugeben. Mit gleicher Genialität reproducirte V. auch Piloty's „Verstoßung der Anna Boleyn" und dessen „Triumphzug des Germanicus" (Thusnelda) — Arbeiten, welche immer zu den vollendetsten neueren Leistungen dieses Faches gehören werden. Dann wählte V. den „Früchtekranz" des Rubens aus der alten Pinakothek, darstellend eine Reihe von nackten, einen schweren Feston herbeischleppenden Kinderfiguren und löste in virtuoser Manier und mit den feinen Stichen so

sichtbar anhaftenden Freudigkeit die mächtige Aufgabe. Darauf folgten die Blätter mit der anmuthig schönen „Maria Louise de Taßis" nach van Dyck (in der Lichtenstein-Galerie zu Wien), die „hl. Justina" nach Moretto da Brescia (im Belvedere zu Wien) und das Portrait des deutschen Kaisers Wilhelm II. in Gardehusaren-Uniform nach Rudolf Wimmer's effectreichem Oelbilde. Weitere Arbeiten nach A. Eberle und Gebler lieferte der nimmer müde, seinen Stichel mit meisterlichem Behagen regierende Künstler, dessen einzige Erholung die jeweilige Sommerfrische auf Frauenchiemsees entzückendem Eilande bildete, wobei ihn seine Platten zur fleißigen Förderung begleiteten. Mit dem „Schwarzen Peter" nach Vautier schloß V. nach kurzer Krankheit am 13. Februar 1895 unerwartet und allzu frühe seine glückliche, von vielen Ehren und Auszeichnungen gekrönte Thätigkeit.

Vgl. Abendblatt 46, Allg. Ztg. vom 15. Februar 1895.

Hyac. Holland.

Vogel: Georg Johann Ludwig V., alttestamentlicher Exeget, war geboren am 16. März 1742 zu Feuchtwangen im Ansbachischen, studirte zu Ansbach, Helmstedt und Leipzig, ward hier Magister der Philosophie, 1771 Assessor der philosophischen Facultät zu Halle, 1773 Professor der Philosophie ebendaselbst; † zu Altdorf am 12. Februar 1776 (Meusel, Lex. der . . . teutschen Schriftsteller Bd. 14, S. 265). — Ein vollständiges Verzeichniß seiner jetzt zum Theil werthlosen Schriften findet man bei Meusel a. a. O., S. 265—267. — Sein Hauptverdienst für seine Zeit besteht in der Herausgabe älterer kritischer und exegetischer Arbeiten, die er dann durch Nachträge und sonstige Beigaben zu vervollständigen und zu verbessern sich bemühte. — Dem Gebiete der Kritik des A. T.'s gehören folgende derartige Schriften an: 1) Die Herausgabe von G. L. Oeder's (s. A. D. B. XXIV, 147) bereits 1756 verfaßter „freier Untersuchung über einige Bücher des A. T.'s" (1771), in der das kanonische Ansehen der Bücher Esther, Esra, Nehemia, der Chronik und der Capitel 40—48 des Ezechiel bestritten wurde. Eine ausführliche Besprechung dieses Werkes findet man in Joh. Dav. Michaelis' orient. und exeget. Bibl. Thl. 2, S. 1—58. Sie wendet sich von S. 52 an besonders den Zusätzen Vogel's zu. Für den gegenwärtigen Standpunkt der biblischen Kritik sind alle diese Ausführungen veraltet. Man vgl. noch Rosenmüller, Hdb. f. d. Lit. der bibl. Krit. und Exegese Bd. 1, 1797, S. 109—111. Eichhorn, Einl. in das A. T. Bd. 3, S. 619, 649; Bd. 4, S. 250. Bleek-Kamphausen, Einl. in das A. T. 1870, S. 515, Anm. Meyer, Gesch. der Schrifterklärung Bd. 5, S. 621—623. — 2) Die neue Ausgabe von Ludwig Cappellus, critica sacra Bd. 1, 1775 (Bd. 2 und 3 1786 rühren von Joh. Gottfr. Scharfenberg her); s. die vollständigen Titel bei Meyer, a. a. O. Bd. 5, S. 342 f. — Der Text ist von Druckfehlern gesäubert, sonst unverändert abgedruckt. Die Anmerkungen Vogel's stehen unter dem Texte. Einen ausführlichen Beitrag hat V. zu Buch 3, C. 18 hinzugefügt über Ittur und Tikkun Soferim, über puncta extraordinaria und über Pisqa. Vgl. Eichhorn a. a. O. Bd. 1, S. 322, Vogel's dissertatio de matribus lectionis librariorum arbitrio olim relictis, Rosenmüller a. a. O. Bd. 1, S. 482 f. — Bleek-Kamph. a. a. O., S. 729. — Zur Exegese gehören von den oben charakterisirten Schriften die folgenden: 1) Die verkürzte Ausgabe von Albert Schultens 1737 erschienener Erklärung des Hiob. Sie umfaßte 2 Bände (Halle 1773/4). 2) Desselben 1748 erschienener Commentar zu den Sprüchwörtern abgekürzt von V. herausgegeben 1769. — Die vollständigen Titel s. bei Meyer a. a. O. Bd. 4, S. 448. Nach der Vorrede zum Hiob veranlaßte ihn zu diesen Bearbeitungen der Umstand, daß diese Arbeiten von Schultens selten und theuer geworden waren. Weggeschnitten sind die ausführlichen Polemiken gegen andere

Ansichten. Hinzugefügt sind hier und da Varianten aus den Uebersetzungen vgl. z. B. Hiob Bd. 1, S. 70a oder auch Vogel's Verbesserungen der Erklärung von Sch. vgl. a. a. O. S. 95b. Zur Sache vgl. Bleek-Kamph. a. a. O. S. 140. 3) Die Erklärungen, die Franciscus Vatablus in seinen annotationes in V. T. von 1545 zu den Psalmen geschrieben hatte. Diese gab V. mit eigenen Beobachtungen vermehrt im J. 1776 heraus. Vgl. Bleek-Kamph. a. a. O. S. 123. Diestel, Gesch. des A. T.'s in der christl. Kirche, 1869, S. 661. 4) Die annotationes in V. T. von Hugo Grotius 1644 f. wurden von V. und Doederlein in 3 Bänden (Halle 1775/6) herausgegeben. Der 1. Band von V. allein besorgt, enthält erstens den corrigirten Text unter sorgfältiger Vergleichung aller Bibelstellen, dann aber hat V. besonders zum Pentateuch auch mancherlei eigene Bemerkungen, vorzugsweise den Sprachgebrauch betreffend, hinzugefügt. Sie sind durch ein hinzugefügtes V. im Texte kenntlich gemacht, s. den vollst. Titel bei Meyer a. a. O. Bd. 5, S. 712. Zur Sache vgl. auch Bleek-Kamph. a. a. O. S. 135. — Von ausschließlich V. angehörigen Arbeiten sind zu nennen 1) Die Umschreibung der prophetischen Bücher des A. T.'s 4 Thle. (Halle 1771—73). Mit diesem Werke verfolgte V. das Ziel der Popularisirung des Bibelverständnisses. Er suchte diese durch eine möglichst Uebersetzung und Erklärung verbindende Paraphrase zu erreichen, die nur von ganz kurzen Erläuterungen begleitet war. Die prophetischen Weissagungen „sollen so vorgetragen werden, wie es die Propheten gethan haben würden, wenn sie hätten nach unsrer Denkungsart reden wollen", wobei dann freilich vergessen wird, daß die Propheten sich auf Letzteres unter keinen Umständen eingelassen haben würden. Er hofft aber, daß auf diese Weise die Lesung der Propheten „leicht und anregend, ja genußreich" werde. Vgl. Diestel a. a. O. S. 651. Uebrigens fehlt Daniel in dieser Erläuterung. 2) Die Abhandlung de dialecto poëtica (Helmstedt 1764), vgl. Gesenius, Gesch. der hebr. Sprache, 1815, S. 22. 3) Die Dissertation 1767, betitelt: Inscriptiones psalmorum serius demum additas videri, die Eichhorn, Einl. in das A. T. Bd. 5, S. 49 als ersten Versuch einer wissenschaftlichen Behandlung dieser Frage anführt. C. Siegfried.

Vogel: Jacob V. wurde 1584 als Sohn des Pfarrers Mag. Paulus V. zu Kornwestheim in Württemberg geboren. 1594 war er auf der Schule in Eßlingen, hierauf ein halbes Jahr in der Lateinschule zu Cannstadt, 1602 reiste er durch Tirol nach Italien, wir finden ihn dann als Wundarzt in Stößen ansässig. Das Zeugniß seiner Krönung zum Poeten ist datirt: 'Leipzig, den 1. Martii, Anno 1622'. Sein Todesjahr ist nicht bekannt. Die Zeit seiner schriftstellerischen Thätigkeit läßt sich durch die Jahre 1615 und 1630 begrenzen. Er hat religiös-moralisirende Schriften, historische Komödien und eine Arzneimittellehre verfaßt und sich als Lyriker nicht ohne Erfolg versucht. Ein Denkmal seiner Selbstverherrlichung hat er sich in dem 'Weid-Gespräch' Poetischer Adler (1623) gesetzt. Durch seine weiten Reisen mit reicher Lebenserfahrung ausgerüstet, suchte er sich auch durch fleißige Lectüre — namentlich der Bibel und historischer Werke — zu bilden, was aber seiner poetischen Begabung zum Nachtheil gereichte. Und poetische Begabung besaß V. Er weiß vereinzelt die Situation dramatisch zu erfassen (namentlich im Clausensturm, 1622), er versteht es — zumeist grob realistisch — zu charakterisiren (z. B. im ersten Tractat der Wandersregeln, Vorrede dat. a. d. J. 1617). Störend wirkt das Lehrhafte, das sich überall bisweilen sogar durch seitenlange Aufzählung von Namen hervordrängt. Abstoßend wird er geradezu durch das lächerliche Hervorkehren der eigenen Persönlichkeit. Seine Schriften sind größtentheils in Versen u. z. in achtsilbigen stumpfen Reimpaaren abgefaßt. Die silbenzählende Praxis des Hans Sachs, den er überhaupt hochschätzt, war da für ihn maßgebend. V. ist strenger Lutheraner

und besitzt ein scharf ausgeprägtes deutschvolksthümliches Bewußtsein. Durch sein Lied 'Kein seeligr Tod ist in der Welt', das eigentlich nur die letzte Strophe eines in seine Ungrische Schlacht (1626) eingefügten Schlachtliedes bildet, lebt er bis auf den heutigen Tag in unseren Commersbüchern fort.

Vgl. Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte hg. v. B. Seuffert, 2 (1889), 246—264.

F. Eichler.

Vogel: Johannes V., geistlicher Dichter, geboren zu Nürnberg am 5. September 1589, † daselbst am 8. März 1663; Sohn eines Waffenschmiedes; studirte mit städtischen Stipendien seit 1608 in Altdorf und Wittenberg. Von hier ließ ihn der Rath nach Nürnberg schaffen und in Haft setzen, weil er beschuldigt war, durch den Socinianer Martin Ruarus (vgl. Jöcher, Gel.-Lex. III, Sp. 2274) in Altdorf mit socinianischen Ansichten angesteckt zu sein und später auf längerer Reise mit den polnischen und ungarischen Socinianern Verbindungen angeknüpft zu haben. Am 25. Januar 1617 schwor er jedoch in Altdorf vor versammelter Universität den Socinianismus ab und hielt eine Rede de divinitate Christi. 1621 wurde er als Rector zu St. Aegidien und 1634 als Rector zu St. Sebald angestellt, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode verblieb. Außer einigen lateinischen Dichtungen verfaßte er deutsche Psalmen und geistliche Lieder, in denen er sich als Anhänger der Opitzischen Schule zeigt und die ihm den Dichterlorbeer eintrugen: „Zwölf Psalmen David's sampt dem Gebet Manasse, In Teutsche Raymen auff newe Weiß gesetzt" (1628); „Die Psalmen David's Sampt andern heyligen Gesängen in Newe Teutsche Verse gesetzt" (1638); „Vorbildungen des Todtes" (1648), ein Totentanz. „Andachtsübung aus den Sonn- Fest- und feiertäglichen Evangelien in Reimen" (1661). Dergleichen Evangelien- und Epistellieder, nicht sowol zum kirchlichen Gebrauch als für die Hausandacht bestimmt, obwol sie auch im Gottesdienst in verschiedener Weise verwandt wurden (vgl. R. v. Liliencron, Liturg.-Musikal. Gesch. d. evang. Gottesdienste von 1523 bis 1700, S. 133 f.), wurden seit Nic. Hermann's Sonntagsevangelien (1560) in Menge verfaßt, besonders auch von Opitz und Rist (Sabbathische Seelenlust, 1651). Wol nur eine vermehrte Sammlung von Vogel's Liedern enthalten seine „Psalmen, geistl. Lieder und Hausgesänge" (1653). Einige von diesen Liedern gingen in das Nürnb. Gesangbuch von 1677 und daraus in andere über: „Gott ist nicht ein gebundner Gott", „Ich bin dein Herr und Gott allein", „Ich presse Dich von Herzen", „Nun lasset uns zur Andacht recht erweisen", „Was in und auf der Erde lebt".

Wetzel, Hymnop. III, 337 f. — Biedermann, Acta scholast. 5, 371. — Jöcher, IV, Sp. 1690. — Koch, Gesch. des Kirchenl. III, 141. — Goedeke, Grdr. 3², S. 200. L.

Vogel: Johann Jakob V., sächsischer Geschichtschreiber des 18. Jahrhunderts, wurde am 4. Mai 1660 in Leipzig als Sohn des Bürgers und Krämers Nicolaus V. geboren. Nachdem er Privatunterricht genossen, besuchte er von 1671 die Nicolaischule, von 1678 an die Universität, wo er sich dem Studium der Theologie und Philosophie widmete. 1680 wurde er Baccalaureus, im Jahre darauf Magister der Philosophie, 1686 Diakonus in Taucha, 1697 Pfarrer in Panitzsch. Nachdem er von 1722 sich in seinem Amte von einem Substituten hatte unterstützen lassen, starb er am 16. Juli 1729. Seine Erstlingsschrift „De Insignibus Lipsiae" (1683) widmete er dem Leipziger Rathe zum Danke für erhaltene Unterstützungen. Am bekanntesten ist seine Lebensbeschreibung des Ablaßkrämers Tetzel und namentlich seine Leipziger Geschichte „Annales Lipsiae" geworden. Seine handschriftlichen Sammlungen befinden sich in der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Dresdner Gelehrte Anzeigen 1752, S. 346—372. — Deutsche Acta Eruditorum 31. Theil, Nr. 2, S. 545. — K. G. Dietmann, Die . . . Priesterschaft in dem Churfürstenthum Sachsen, Dresden und Leipzig. Des I. Theils 2. Band, S. 374, 381—383. — Sachsens Kirchen-Galerie IX, 27, 55. — A. H. Kreyßig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Königreiche Sachsen, Dresden 1883, S. 389, 505. — Ueber das alte Diakonat in Taucha J. G. Guth, Geschichte der Stadt Taucha, Taucha 1866, S. 54. Georg Müller.

Vogel: Johann Christoph V., Componist, ward 1756 zu Nürnberg geboren. Seine musikalischen Studien legte er bei dem namhaften Theoretiker Joseph Riepel zurück, welcher ihn die Arbeiten von Graun und Hasse schätzen lehrte und ihn in der Tonsetzkunst gründlich unterwies. Unter den mannigfaltigen Tonwerkzeugen, deren die Musik behufs reicherer Färbung der melodischen Zeichnung sich bedient, zog ihn besonders das Horn an, das er bald geläufig blies. Mit solchen Kenntnissen ausgerüstet, machte er sich 22jährig nach Paris auf und fand zuerst als Secondhornist beim Herzog von Montmorency Anstellung, später als Kammermusiker des Herzogs von Valentinois Verwendung. Hier am Seinestrand schrieb er eine Anzahl instrumentaler Werke, worunter namentlich drei Symphonien für großes Orchester zu nennen sind. Da seine Sachen sich guter Nachfrage erfreuten, benützten findige Verleger diesen Umstand, um unter der Flagge seines Namens unterschobene Compositionen, die gar nicht von ihm herrührten, ins Publicum einzuschwärzen. Der tiefe und nachhaltige Eindruck, welchen Gluck's erhabene Schöpfungen, die damals im vollen Glanz der Neuheit strahlten, auf ihn machten, erweckten in V. die Lust zu dramatischem Schaffen und führten ihn so seiner eigentlichen Lebensaufgabe zu. Durch seine diesbezüglichen Leistungen hat er einen angesehenen Namen sich verschafft und dauernden Ruhm erworben. So hervorragend auch ihre Vorzüge gewesen, so war seine Fruchtbarkeit in dieser Gattung doch gering, hauptsächlich aus dem Grunde, weil er nur aus Laune schuf und die beste Zeit in regellosem Lebenswandel vergeudete. Insbesondere war er dem Trunke stark ergeben, und diese wüste Leidenschaft soll auch die Ursache seines frühen Hinscheidens gebildet haben. Bloß zwei Opern sind von ihm zur Aufführung gelangt, zu seinen Lebzeiten sogar nur eine einzige „la toison d'or. Jahre lang hatte er zuwarten müssen, bis die Académie royale de musique, die alter Gepflogenheit gemäß, Mißtrauen gegen das Werk eines in dieser Laufbahn durch Bühnenerfolge noch nicht beglaubigten Tonsetzers hegte, zur Insceneseßung desselben sich bequemte. Sie fand am 5. September 1786 statt. Schon diese Oper offenbart unbeschadet mancher allzu liebevollen Anlehnung an den Stil der „Iphigenien" die tiefernste Richtung, welche Vogel's Talent, mächtig angeregt durch die Geniethaten eines Gluck, eingeschlagen hatte. Mit Recht konnte dieser große Meister die dramatische Empfindung, welche in der Partitur durchweg herrscht, rühmen und den Verfasser dieses würdigen Werkes als „seinen ersten Sprößling" bezeichnen. Noch werthvoller und wirksamer erwies sich die nächste Oper „Démophon", die am 22. September 1789 vors Rampenlicht trat. Der Componist war indessen am 26. Juni 1788 gestorben. Von echter Begabung zeugt darin vor allem die Ouvertüre, welche Berlioz unsterblich nennt, und die in der That ein ausgezeichnetes Muster ihrer Art bildet. Sie erfreute sich Jahrzehnte hindurch hoher Beliebtheit und ward auch als Schmuck bei den Nationalfesten der Revolution verwendet. Anläßlich der am Marsfelde 1791 abgehaltenen Trauerfeierlichkeiten zu Ehren der bei Nancy gefallenen Officiere wurde sie von 1200 Blasinstrumenten ausgeführt, denen absatzweise 12 Tamtams secundirten. Die meisten übrigen Stücke (Chöre und Arien) zeigen gleichfalls den flugkräftigen Aufschwung, welchen Vogel's bedeutende

Begabung hier genommen. Er wie Salieri waren, ohne darum der Selbständigkeit ganz zu entrathen, treue Schüler Gluck's. In seinem Geist schufen sie Bühnenwerke. Die markige Entschiedenheit, das hohe zieltreffende Pathos, welche dessen Musikdramen kennzeichnen, findet man in den Hauptscenen auch ihrer Opern.

Max Dietz.

Vogel: Johann Ludwig Andreas V., Arzt, geboren am 6. Januar 1771 als Sohn eines Kaufmanns zu Arnstadt in Schwarzburg-Sondershausen, besuchte dort das Lyceum, studirte seit Ostern 1791 zu Jena, erlangte daselbst 1794 mit der Inauguralabhandlung: „De fatuitate“ die medicinische Doctorwürde und ließ sich noch in demselben Jahre in Stadt-Ilm als Arzt nieder, wo er so glücklich prakticirte, daß er bereits 1799 die Auszeichnung in Gestalt seiner Ernennung zum schwarzburg-rudolstädtschen Rath erhielt. Doch siedelte er 1811 nach seiner Vaterstadt und von da 1815 nach Sondershausen über. Nachdem er später noch vorübergehend in Gotha prakticirt hatte, folgte er 1818 einer Berufung als Bezirksarzt nach Esthland. Hier lebte er in der Nähe von Reval, erhielt 1823 eine Stellung als Professor in Kasan, war 1831 während der berüchtigten europäischen Choleraepidemie Mitglied der Commission zur Erforschung dieser Krankheit in Saratow und erkrankte selbst daran. 1837 nahm er einen Urlaub, um später gänzlich von seinen Aemtern zurückzutreten und seine letzten Lebensjahre in Gotha zuzubringen, wo er am 3. September 1840 starb. V., der übrigens auch den Titel eines Kaiserl. Russischen Staatsraths führte, hat als Schriftsteller eine recht fruchtbare Thätigkeit entwickelt. Ein vollständiges Verzeichniß aller seiner Schriften findet sich in Callisen's med. Schriftstellerlexikon Bd. XX, S. 200–204 und Bd. XXXIII, S. 169. Wir führen daraus von selbständig erschienenen Schriften an: „Taschenbuch für angehende Geburtshelfer“ (Erfurt 1798); „Vollständiges Lehrbuch der medicinischen und chirurgischen Geburtshülfe“ (ebd. 1802); „Diätetisches Lexicon oder theoretisch-praktischer Unterricht über Nahrungsmittel u. s. w.“ (ebd. 1800—1803, 3 Thle; dänisch: Kopenhagen 1815); „Allgemeines medicinisch-pharmaceutisches Formel- oder Recept-Lexicon“ (ebd. 1802–1806, 3 Bde.); „Die Heilkunst der Wunden, Fracturen, Gliederstümpfe und Verbrennungen“ (Gotha 1817); „Die Heilkunst der venerischen Krankheiten“ (ebd.); „Die Heilkunst der Krätze, der Flechten und des Aussatzes“ (ebd. 1818); „Die Wunder des Magnetismus“ (Erfurt und Gotha 1818). Ferner gab er seit 1801 „Almanach des Ernstes und des Scherzes für Aerzte“, seit 1802 die „Gesundheitszeitung“ und seit 1814 die Zeitschrift „Hygaea“ heraus und schrieb zahlreiche kleine Artikel und Journalaufsätze, meist casuistische Beiträge aus den verschiedensten Gebieten der Medicin.

Vgl. noch Biogr. Lexicon VI, 138 und die daselbst angegebenen Quellen.

Pagel.

Vogel: Johann Philipp Albert V., Holzschneider, wurde am 11. April 1814 zu Berlin als Sohn des Formstechers Joh. Daniel V. geboren. Nachdem er seine Vorbildung im Gymnasium zum Grauen Kloster erhalten hatte, bezog er die Berliner Akademie, um sich an ihr für die Kupferstecherkunst und die Malerei auszubilden. Da ihm jedoch die Mittel ausgingen, wandte er sich dem Holzschnitte zu. Im J. 1834 kam er nach Leipzig, wo er anderthalb Jahre lang für das „Hellermagazin“ thätig war. Nach seiner Rückkehr nach Berlin fing er an, mit dem Stichel in Hirnholz zu arbeiten. Er schuf damals die Illustrationen zum Baumgärtner'schen „Märchenbuch“ und gemeinsam mit seinem Bruder Otto (s. u.) vierzig Stöcke für eine illustrirte Shakespeare-Ausgabe. Da diese Holzschnitte Anerkennung fanden, wurde er zur Mitarbeit an Raczynski's „Geschichte der neueren Kunst“, Duller's „Geschichte des deutschen

Volkes", Bendemann's und Hübner's „Nibelungenlied" herbeigezogen, denen noch eine Reihe anderer Prachtwerke jener Tage folgte. Den größten Ruhm aber erwarb er sich durch seine Betheiligung an der Reproduction von Menzel's Zeichnungen für Kugler's Geschichte Friedrich's des Großen und Menzel's Illustrationen zu der Prachtausgabe der Werke Friedrich's des Großen. Seit dem Jahre 1877 war V. Professor und Vorsteher des Ateliers für Holzschneidekunst an der kgl. Akademie der Künste zu Berlin. Mehrfach durch Medaillen oder sonstige Anerkennungen ausgezeichnet, starb er zu Berlin am 15. April 1886. — Sein jüngerer Bruder, Karl Friedrich Otto V., geboren zu Berlin am 15. Januar 1816, genoß gleichfalls als Holzschneider einen vortheilhaften Ruf. Er machte denselben künstlerischen Bildungsgang wie Joh. Phil. Albert V. durch und betheiligte sich zum Theil an denselben Illustrationswerken wie jener. Während er an dem Titelblatt der Decker'schen Prachtbibel arbeitete, starb er am 3. Februar 1851.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allgem. Künstler-Lexicon. München 1850. XX, 478 und 498. — Illustrirte Zeitung. Leipzig 1851. XVI, 127. — Allg. Künstlerlexicon. 2. Aufl. von A. Seubert. Stuttgart 1879. S. 527, 528. — H. A. Müller, Künstler-Lexikon der Gegenwart. Leipzig 1882. S. 538. — Illustrirter Katalog der ersten internationalen Special-Ausstellung der Graphischen Künste in Wien. Wien 1883. S. 72 u. 184. — Kunstchronik. Leipzig 1886. XI, 538. H. A. Lier.

Vogel: Julius V., Arzt und hervorragender Patholog, ist am 25. Juni 1814 zu Wunsiedel in Franken geboren. Er machte seine Studien in München, wo er 1838 mit der Inauguralabhandlung „Prodromus disquisitionis sputorum in variis morbis excretorum continens sputorum elementa chemica et microscopica" die Doctorwürde erlangte. 1840 siedelte er nach Göttingen über, wo er sich als Privatdocent habilitirte und 2 Jahre später eine außerordentliche Professur sowie die Stellung als Subdirector des von Rudolf Wagner errichteten physiologischen Instituts erhielt. 1846 folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor nach Gießen und vertauschte 1855 dieses Amt mit dem eines ordentlichen Professors der speciellen Pathologie und Therapie und des Directors der inneren Klinik in Halle, war jedoch in letzterer Stellung nur bis 1861 thätig und beschränkte sich später, nachdem er durch Th. Weber abgelöst war, hauptsächlich auf den theoretischen Unterricht in der allgemeinen Pathologie und pathologischen Anatomie. Später mußte er infolge von Kränklichkeit auch diese Thätigkeit an Ackermann abtreten. V., der als Senior der med. Facultät zu Halle am 7. November 1880 an den Folgen eines Herzleidens starb, gehörte s. Z., besonders im 4. und 5. Jahrzehnt unseres Jahrhunderts zu den hervorragendsten Vertretern in Deutschland auf dem Gebiete der Pathologie. Der zu Virchow's „Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie" (Erlangen 1854 ff.) gelieferte Beitrag, die Abhandlung: „Die Störungen der Blutmischung" gehört zu seinen bedeutendsten Arbeiten. Besonders bekannt und geläufig ist seine mit Neubauer zusammen herausgegebene, ausgezeichnete „Anleitung der qualitativen und quantitativen Analyse des Harns", welche 1858 in Wiesbaden in 3. Auflage erschien und bis 1876 7 Auflagen erlebte. Von weiteren Schriften Vogel's führen wir an: „Physiologisch-pathologische Untersuchungen über Eiter" (Erlangen 1838); „Beiträge zur Kenntniß der Säfte und Excrete des menschlichen Körpers im gesunden und kranken Zustande" (Leipzig 1841, ist über den 1. Band nicht hinausgekommen); „Erläuterungstafeln zur pathologischen Histologie" (ebd. 1843); „Pathologische Anatomie des menschlichen Körpers" (1. Abtheilung, Leipzig 1845, zugleich als 8. Band des großen Th. S. Sömmering'schen Werkes „Vom Bau des menschlichen Körpers"). — Uebrigens befaßte sich V. in späteren Jahren

noch mit der Herausgabe populär-medicinischer Schriften, unter denen seine bekannteste die Darstellung der Banting-Cur ist u. d. T.: „Corpulenz, ihre Ursachen, Verhütung und Heilung durch einfache diätetische Mittel ꝛc." (Wien 1865; 17. Aufl., Berlin 1879). Seit 1841 war V. Referent über Histologie für den bekannten großen Canstatt'schen Jahresbericht.

Vgl. noch Biogr. Lex. VI, 139. Pagel.

Vogel: Joh. Karl Christoph V., Schulmann, geboren am 19. Juli 1795 zu Stadt-Ilm, Fürstenth. Schwarzburg-Rudolstadt, wo sein Vater praktischer Arzt war. Als dieser als Professor und Staatsrath in Kasan in russische Dienste trat, blieb der Knabe im Hause seines Großvaters, des Superintendenten Franke in Arnstadt, um das dortige Lyceum zu besuchen. 1812 bezog er die Universität Jena, um Theologie und Philologie zu studiren. An den deutschen Befreiungskämpfen theilzunehmen, hinderte den Jüngling nur sein schwächlicher Körperbau. 1815 trat er nach bestandener Prüfung als Lehrer in die Lang'sche Erziehungsanstalt zu Tharand ein, mit der er später nach dem anmuthigen Wackerbartsruhe, einem Landhause in den Weinbergen der Hoflösnitz bei Dresden, übersiedelte. Nachdem er 1820 eine größere wissenschaftliche Reise nach England, Schottland, Frankreich, Belgien und Holland unternommen hatte, auf der namentlich die Natur und die Werkstätten der Industrie sein Augenmerk auf sich zogen, verheirathete er sich 1821 mit einer Tochter des Director Lang und trat als Mitleiter der Anstalt ein. Aber schon 1823 löste die Erziehungsanstalt in Wackerbartsruhe sich auf, und V. folgte 1824 einem Rufe als Director der höheren Stadtschule zu Crefeld. Am 7. October 1832 übernahm er das Directorat der Bürgerschule zu Leipzig, wohin man ihn in der Hoffnung berufen hatte, an ihm einen tüchtigen Organisator des gesammten städtischen Schulwesens zu gewinnen. Und diese Hoffnung ward nicht getäuscht. Schon das Osterprogramm 1833 brachte einen wohldurchdachten Organisationsplan, und Ostern 1834 trat neben der neugestalteten Bürgerschule eine Realschule, die erste in Sachsen, ins Leben. Für die Ausgestaltung und Förderung des Realschulwesens ist V. sein Leben lang hervorragend thätig gewesen, auf seine Anregung fand auch 1845 die erste Versammlung deutscher Realschulmänner statt. Hervorragenden Antheil hatte er auch an der Einberufung und an den Verhandlungen der Allgemeinen deutschen Lehrerversammlungen. Seine schriftstellerische Thätigkeit war lediglich der Schule gewidmet. Seinen Namen trägt eine jetzt in ganz Deutschland verbreitete Leselehrmethode, die sogenannte „Vogel'sche Normalwörter-Methode", eine Abart des Jacotot'schen Verfahrens, die den gesammten ersten Anschauungs-, Lese- und Schreibunterricht an eine Reihe von Hauptwörtern (Normalwörtern) anknüpft, und für die er „Des Kindes erstes Schulbuch" (Leipzig 1843) schrieb, an das sich dann von ihm herausgegebene Schullesebücher für die weiteren Schuljahre anschlossen. Den ersten Versuch mit Normalwörtern hatte freilich M. O. Krämer, ein Lehrer an der Leipziger Bürgerschule gemacht, und von diesem wurde Vogel's Vorgehen fast wie eine Art litterarischer Diebstahl behandelt; aber die praktische Ausgestaltung des Krämer'schen Gedankens rührt doch erst von V. her und „Krämer hat erst zur Feder gegriffen, nachdem von dem Vogel'schen Buche bereits die dritte Auflage erschienen war". Hätte V. die Sache nicht in die Hand genommen, so bleibt es sehr fraglich, ob Krämer und sein Gedanke heute nicht längst vergessen wären. Außerdem war V. namentlich auf dem Gebiete des geographischen und des naturwissenschaftlichen Unterrichts thätig. Er gab einen „Schulatlas mit Randzeichnungen" heraus, der der Verbindung von Geographie, Geschichte und Naturgeschichte dienen sollte, ein „Hilfsbuch zum neuen Schulatlas" erörterte die methodischen Grundsätze und gab die Erläuterungen der Randzeichnungen. Gleichem Zwecke diente das „Handbuch zur Belebung des

geographischen Unterrichts“, dessen einzelne Bände unter den Titeln „Naturbilder“, „Geschichtsbilder“ und „Landschaftsbilder“ erschienen. Zuletzt erschienen noch „Geographische Bilder zur Länder- und Völkerphysiognomie“. Unter dem Titel „Germania“ gab V. eine Mustersammlung von Lesestücken aus der Geschichte und Geographie des deutschen Landes heraus. Im Verein mit Dr. Otto Delitsch, Lehrer an der Leipziger Realschule, veröffentlichte V. neue Schulwandkarten auf Wachstuch, die dem Zeichnen im geographischen Unterrichte Vorschub leisteten. Im Verein mit Friedrich Körner redigirte er seit 1852 die Zeitschrift „Die höhere Bügerschule“. V. starb am 15. November 1862. Einer seiner Söhne war der 1855 in Wadai ermordete Afrikareisende Eduard V.

Schott, Abriß des Lebens und Wirkens von Dr. J. K. Chr. Vogel. Leipzig 1863. — Mitteilungen der Bürgerschule und der städtischen Realschule an das Elternhaus ihrer Zöglinge. Jahrg. XXI., Nr. 3 und 5. Leipzig 1862. Albert Richter.

Vogel: Georg Ludwig V., Historienmaler und Radirer, geboren am 10. Juli 1788 in Zürich, † daselbst am 20. August 1879. Sein Vater, David V., war Zuckerbäcker. Liberaler Richtung, spielte er um die Wende des 18. Jahrhunderts eine nicht unbedeutende politische Rolle, die ihn nöthigte, auch mit der Feder gelegentlich seinen Standpunkt zu verfechten. Das Vogel’sche Haus war mit den hervorragenden Zürchern der Zeit befreundet, so daß Ludwig Männer kennen lernte wie Heinrich Pestalozzi, Hans Georg Nägeli, Escher von der Linth und den Kunsthistoriker J. H. Füßli. — V. sollte die in der Familie traditionelle Zuckerbäckerei erlernen, konnte ihr das früh sich offenbarende Zeichentalent des Knaben ja nur förderlich sein! Bereits 1794 dachte der Vater deshalb auch daran, es auszubilden, was ein Blatt aus diesem Jahre mit der Bemerkung: „Meine erste Unterrichtsstunde im Zeichnen“ beweist. Den gewöhnlichen Schulunterricht genoß V. zunächst in seiner Vaterstadt, dann in Aarau, wo er 1802 und 1803 die Kantonsschule besuchte. Hier waren es Rahn, Pfenninger und Scheurmann, die den Unterricht im Zeichnen innehatten. 1804 trat V. sodann in das Geschäft des Vaters ein, nachdem er ihm schriftlich die Erklärung abgegeben hatte: „Ich habe große Lust zu diesem Beruf. Ich denke gar nicht daran, mich der Kunst zu widmen“. Nichtsdestoweniger setzte er die Kunststudien fort. Er erhielt Unterricht bei Heinrich Füßli, Jakob Oeri, einem Schüler Jacques Louis David’s, Konrad Geßner, der dem Jüngling die nöthige Unterweisung in der Oelmalerei gab. Einen nachhaltigen Einfluß übte aber keiner von den dreien auf ihn aus. Mehr Bedeutung hatten für ihn die Fahrten im Schweizerlande, die er mit gleichgesinnten Genossen unternahm. 1807 treffen wir V. mit Durr, H. Werdmüller und Wilhelm Huber fleißig Studien sammelnd im Berner-Oberland, Wallis und dem Kanton Tessin. Im gleichen Jahre betheiligte sich der Künstler auch zum ersten Male und zwar mit nennenswerthem Erfolge an der zürcherischen Kunstausstellung. Nun dachte der Vater daran, V. eine Akademie besuchen zu lassen. Er wählte Wien, weil die Residenz der Habsburger auch in der Zuckerbäckerei Bedeutendes leistete und diese für den Sohn nach wie vor im Vordergrunde stand. 1808 verließ V. Zürich. Er reiste über München, dessen Galerie er schätzen lernte, über Braunau und Linz und langte am 13. Mai glücklich in Wien an.

In der Kaiserstadt an der Donau waren es nicht die Lehrer der Akademie, Zauner, Fischer, Caucig, Maurer und Füger, die Eindruck auf das empfängliche Gemüth Vogel’s machten, sondern seine Mitschüler, vor allem Franz Pforr und Friedrich Overbeck. Jene bewegten sich auf den abgefahrenen Geleisen von Raphael Mengs und gehörten mit ihren Anschauungen der Vergangenheit an, diese suchten neue Wege und blickten frisch in die Zukunft. Besonders Overbeck,

der damals gerade an dem jetzt im Künstlergut in Zürich hängenden Carton zum Einzuge Christi in Jerusalem arbeitete, gewann Macht über V., der sich ihm mit Begeisterung anschloß und somit in den Kreis jener Männer trat — auch Konrad Hottinger von Zürich und Karl Eggers gehörten zu ihnen —, die es für ihre Pflicht hielten, dem conventionellen Stil den Krieg zu erklären. In diese Zeit (1809) fällt die Gründung einer eigenen Lucasbruderschaft, deren Mitglieder, wie V. mittheilt, „geschworen, der Wahrheit stets treu zu bleiben, und hingegen allem akademischen Schlendrian und aller Manier so viel möglich entgegenzuwirken". V. entwickelte sich von innen heraus und griff, angeregt hauptsächlich durch Johannes v. Müller, nach einheimischen Stoffen. An das erste Bild, das er nach Hause schickte, „Die Rückkehr eines Schweizer Kriegers", knüpfte er die Bitte, sich ausschließlich der Kunst widmen zu dürfen. „Wie herrlich müßte das sein, wenn einer auch so der Maler seiner großen Voreltern werden könnte".

Inzwischen hatte sich die Lage der jungen Männer auf der Wiener Akademie, auf der für sie kein Fortkommen war, dermaßen verschlechtert, daß sie grollend ihren Austritt erklärten und beschlossen, die Italienfahrt anzutreten. Von einer Relegation kann keine Rede sein, „quasi ausgestoßen" fühlten sich die Genossen aber immerhin. Am 15. Mai 1810 begab sich V. mit Pforr, Overbeck und Hottinger auf die Reise. Es ging nach Triest, von dort über Pordenone, Conegliano, Treviso nach Venedig, von hier nach Ferrara und Bologna, weiter nach Rimini, Fano und Urbino, über den Furlopaß, nach Foligno, Spoleto, Terni und über Narni, Otricoli, Civita Castellana ꝛc. nach Rom. Es ist charakteristisch, daß die Quattrocentisten in den Jünglingen überall Begeisterung erweckten, die späten Venetianer dagegen und die Eklektiker Bolognas sie vollkommen kalt ließen. „Wie um Gotteswillen, ruft V. aus, kann man das als Muster und Meisterwerk anrühmen. Das ist doch, das muß jeder Unbefangene sagen, ein Gräuel."

In Rom richteten sich die Künstler in dem Kloster des hl. Isidor wohnlich ein und betrieben dort als eigentliche Klosterbrüder gemeinsam ihre Studien. V. trat Cornelius, Koch und Thorwaldsen nahe, an den ihm der Bildhauer Heinrich Keller eine Empfehlung gab; er vertiefte sich also nicht etwa einseitig in die mittelalterliche Richtung seiner Freunde, sondern lernte auch die durch Carstens auf den Schild gehobene classische würdigen. Mehr unbewußt machte er die Anfänge der deutschen Romantik mit. In V. steckte kein Nazarener. Er wußte sich frühzeitig dem Einflusse der Praerafaeliten zu entziehen. Er hatte eine praktisch nüchterne, realistisch angelegte Natur und war als Zürcher ein zu guter Protestant, um dem Drängen Overbeck's, der ihn für den Katholicismus gewinnen wollte, nachzugeben. Als Künstler blieb er dem schon früher als wahr Erkannten treu. Auch bei seinen römischen Arbeiten herrschen die vaterländischen Stoffe vor, in denen er offenbar noch bestärkt wurde durch Cornelius, der seine Faust-Illustrationen mit nach Rom gebracht hatte. 1811 sah V. Neapel, Pästum, Pompeji und Herculanum, 1812 widmete er sich noch fleißig den Studien in Rom, und als das Jahr auf die Neige ging, rüstete er sich zur Rückkehr. Sein Auge schwelgte auf der Heimreise in den Kunstschätzen von Orvieto, Perugia und Assisi. Im Januar 1813 kam V. nach Florenz, wo er selbstverständlich einen längeren Aufenthalt machte. Von hier aus ging es schnell nordwärts nach Mailand und dann — es wurde Herbst — über den St. Gotthard nach Zürich.

Eine anmuthige Familienscene vom Jahre 1830 zeigt den Künstler im Kreise der Seinigen, mit Frau und Eltern vereinigt, im schönen Zürcher Heim. Friedlich genießen die vier, in der Laube des Gartens um den Thee-

tisch gruppirt, den Sommerabend und den Ausblick auf die Stadt und die Predigerkirche. Erst kürzlich hatte der Vater V. das Haus zum obern Schönenberg erworben. Es war einst das Besitzthum von Johann Jakob Bodmer gewesen. In diesem Hause arbeitete Klopstock an seinem Messias und weilten Wieland und Goethe. Jetzt schlug V. sein Atelier in demselben auf, mit dem festen Entschlusse, Zürich nicht wieder zu verlassen. Der zweite Theil von Vogel's Leben ist biographisch nicht so ergiebig wie der erste. Der Meister unterbrach die Arbeit nur, wenn es galt, Studienreisen im Vaterlande zu machen. Ausnahmsweise wurden diese auch auf das Ausland ausgedehnt. 1820 treffen wir V. im Schwarzwalde, 1822 zu Freiburg im Breisgau. Im gleichen Jahre begab er sich mit Volmar und Anderen nach Paris, um die dortigen Kunstzustände kennen zu lernen. In München, wo er sich an den Ausstellungen betheiligte, weilte er öfters, so 1830 und 1832, 1856 und 1858; 1824 sehen wir ihn in Stuttgart, 1846, 1847, 1853, 1857 und 1868 in Mailand. Er fühlte sich wohl daheim. Seit 1818 war er mit einer Sulzer von Winterthur verheirathet, die ihm zehn Kinder schenkte, von denen jedoch bloß drei den Vater überlebten. Diesem selbst bot ein langes Leben Gelegenheit, seine künstlerischen Grundsätze in Thaten umzusetzen.

V. hat trotz des eifrigsten Studiums gewisse technische Schwierigkeiten nie ganz überwunden: er rang in der Zeichnung wie im Colorit vergebens nach Vollendung. Groß steht er aber da in der Composition. Mit der Gabe, unzählige Figuren in übersichtliche Gruppen zu gliedern, verband er das Talent, den Charakter der Zeit, die er gerade darstellte, klar zur Anschauung zu bringen. Seine Kraft lag in der geschickten Benutzung der geschichtlichen und legendarischen Quellen seines Vaterlandes. V. ist der erste hervorragende Historienmaler der Schweiz. Mit merkwürdigem Takt und sicherem künstlerischem Gefühl traf er aus der reichen Geschichte des Heimathlandes die Auswahl der Stoffe. Vor allem interessirte ihn die Gründung der Eidgenossenschaft („Schwur auf dem Rütli") und begeisterte er sich für die Helden der Vorzeit, Winkelried und Tell, die er typisch gestaltete. Die siegreichen Schlachten („Rückkehr von Morgarten", „Murten") beschäftigten ihn so sehr wie die Vorgänge der Reformation, in deren Mitte für ihn selbstverständlich Ulrich Zwingli stand. Er behandelte mit Vorliebe solche Momente, welche für die Gestaltung der Eidgenossenschaft von Bedeutung waren; der Localgeschichte wandte er sich nur selten zu. Auch aus ihr griff er dann vorzugsweise heraus, was ihm für das gesammte Vaterland von Wichtigkeit erschien. So stellte er z. B. aus der Zürcher Geschichte, mit Ed. Steiner zusammen, den Eintritt Zürichs in den Bund der Eidgenossen dar. Das Bild ist im Treppenhause des Künstlerguts in Zürich aufgehängt. Es war das Bindende, das Versöhnende, was V. erwärmte, weshalb er sich auch in die Gestalt des Friedensstifters Niklaus v. der Flühe vertiefen konnte. Das Meisterwerk des Historienmalers V. ist „Winkelried's Leiche auf dem Schlachtfelde bei Sempach". Die Composition beschäftigte ihn schon 1827, reifte jedoch erst 1841 zum fertigen Gemälde heran. Fünfzehn Jahre später, 1856 wiederholte er das Bild für seine Familie. Das Original befindet sich heute in Basel. Mit richtigem Takt ist der Künstler dem Momente, in dem Winkelried von den Lanzen durchbohrt, den Heldentod erleidet, und die Genossen, über ihn hinwegstürmend, die feindlichen Reihen zu durchbrechen suchen, ausgewichen. Er führt uns im Gegensatz zu den Neueren, an den Leichnam, den die Sieger trauernd umstehen. So erreicht er, nicht die Ursache, sondern die Wirkung im Auge, sein Ziel, und versetzt den Beschauer unwillkürlich mit in die feierliche Stimmung, die den Vorgang beherrscht. Die Wiederholung des Bildes ist im Besitze des Herrn Vogel-Hotz in Zürich.

Aber nicht nur eigentliche Geschichtsbilder hat V. geschaffen. Neben ihnen her laufen die zahlreichen historischen Sittengemälde, die ein getreues Bild des Lebens der Eidgenossen im neunzehnten Jahrhundert bieten. Dieses Leben hatte der Künstler ja selbst mitgelebt und auf seinen Excursionen nach allen Seiten hin gründlich kennen gelernt. Das hervorragendste historische Genrebild Vogel's ist die „Tellenfahrt", die der Meister 1833 entwarf und 1848 in großem Maßstabe ausführte. Vor der Tellscapelle, in der ein Kapuzinerpater am Altare die Festpredigt hält, sind die von nah und fern herbeigeeilten Gläubigen in Kähnen versammelt. Noch heute wird diese Feier, die V. so wahr dargestellt hat, jedes Jahr am Freitag nach Himmelfahrt wiederholt. Reine Genrebilder sind die „Kapuziner im Refectorium" (1852) — wie die Familienscene von 1830 im Besitz von Frau Stadler-Vogel in Zürich — und das „Gebet auf dem Friedhofe" von 1825 im Künstlergut. Das „Fest bei der Tellscapelle" gehört Frau Bodmer-Trümpler in Zürich. Ferner wären hier zu nennen: „Die Tanzkilbi im Kanton Freiburg", „Die Messe im Wildkirchli", „Das Steinstoßen auf dem Rigi" und „Das Schwingfest auf der Alp".

Die wenigsten Bilder Vogel's gehören öffentlichen Sammlungen an, die meisten befinden sich in Privatbesitz, vor allem in der Familie des Verewigten. Das Künstlergut in Zürich enthält außer den schon genannten Stücken noch die „Tellscapelle" (1834), „die Bündnerin im Schwabenkrieg" (1868), den „Apfelschuß" (Tuschzeichnung) und die beiden Originalcartons „Uli Rotach" und „das Bad in Rosen". Der handzeichnerische Nachlaß des Meisters wird von den Hinterbliebenen, leider neuerdings zertheilt, aufbewahrt. Aber auch in den Sammlungen Zürichs kann der Zeichner V. mit Erfolg studirt werden, z. B. im schw. Landesmuseum. Das Kupferstichcabinet des eidg. Polytechnikums besitzt eine Reihe charakteristischer Blätter, darunter Studien zum „Tellensprung", zur „Schlacht bei Murten", die „Kapuziner im Dorfe" und Trachtenbilder, theils mit Bleistift, Feder, Kreide, und Kohle, theils mit Wasserfarben ausgeführt. Das Künstlergut kann mit drei Mappen voll Handzeichnungen (O 44—46) aufwarten, im Ganzen mit 202 Blättern. Außerdem sind in die Malerbücher (O, 5, 8—13, 15—17) von V. einzelne Blätter eingelegt, unter anderen „Zwingli's Abschied", „Die Messe im Wildkirchlein", „Der Auszug zur Schlacht bei Murten" (getuscht) und landschaftliche Studien, die eine treue Hingabe an die Natur verrathen. V. ist am glücklichsten, wenn er sich an die Natur anlehnt, als Zeichner auch am correctesten. Seine architektonischen Aufnahmen (Stephansdom, Schloß Vufflens, Freiburg in der Schweiz, Kloster Muri, Baden, Rapperswyl) sind musterhaft, seine Genrestücke (Tanzkilbi, Oberhaslithaler-Familie) zeugen von scharfer Beobachtung. Seine Trachtenbilder und ethnographischen Studien haben bleibenden culturgeschichtlichen Werth und bilden eine unerschöpfliche Fundgrube. V. zeichnete, wo es darauf ankam, mit der Genauigkeit eines Alterthumsforschers, als ob er im Dienste der Wissenschaft gestanden hätte. Endlich sei auf die Fülle von Charakterköpfen aus allen Theilen der Schweiz hingewiesen, die beweisen, daß in dem Künstler auch ein Porträtmaler steckte. Ebenfalls dem Bildnisse Overbeck's begegnen wir, der seinem Freunde verschiedene Male als Modell diente.

Vogel's Werke wurden vielfach reproducirt, durch das Mittel des Holzschnitts des Kupferstichs, der Lithographie und der Photographie. Es arbeiteten nach V.: Nilson in Augsburg, Martin Eßlinger, Gonzenbach, J. Hch. Lips, die Photographen J. Albert in München und Ganz in Zürich, die Lithographen Fendrich, Heymann, Balder, Brodtmann, Wegner und Hosler. Es sind ferner Blätter nach ihm da von R. Denzler, Rüdisühli, Suter aus Zofingen, C. Schinz, Michael Vogler, Ruff und von Vogel selbst, der jedoch die Radirnadel leider nicht so häufig zur Hand nahm, wie es für die richtige Wiedergabe seiner Ideen

wünschenswerth gewesen wäre. Den graphischen Künsten verdankte V. die Volksthümlichkeit, deren er sich schon zu Lebzeiten erfreute. Die volle Bedeutung des Mannes wurde aber erst nach seinem Tode offenbar, als im September 1881 die Zürcher Künstlergesellschaft eine Ausstellung seiner Werke veranstaltete. In sechs Abtheilungen führte diese die Compositionen des Meisters, seine Studien und Copien nach anderen Künstlern, eine Auswahl von Kostümstudien und Charakterfiguren, von Aquarellen, Architekturen und Landschaften und eine Reihe von Oelstudien vor. Jetzt waren die Worte, die Overbeck einst seinem Freunde schrieb, in Erfüllung gegangen: „Glücklich der Künstler, der eine solche Schöpfung vollendet, die in sich trägt was sie für alle Zeiten adelt und unsterblich macht. Glücklicher freilich noch, wenn er empfängliche Herzen findet, die seinem Rufe zum Schönen, Edlen gelehrig und dankbar folgen. Aber auch dieses, mein Lieber! wird Dir nicht fehlen, und wohl Dir, wenn Du auch nur Wenigen im Stillen das Herz triffst, sie zurückführst zu der erhabenen Heldenzeit Deiner Väter und sie anspornst, ihrer würdige Söhne zu werden."

Vgl. Neujahrsbl. d. Zürcher Künstlergesellsch. v. 1881 u. 1882 (dort auch die bisherige Litteratur). — Sonntagsblatt des „Bund" von 1882, Nr. 8. — Margaret Howitt und Franz Binder, Friedrich Overbeck, sein Leben u. Schaffen. Freiburg i. Br. 1886, Bd. 1 u. 2. — Andresen, Die deutschen Maler-Radirer, II, 250—261. — Ders., Handb. f. Kupferstichsammler, II, 683. — G. Geilfus, Der Schriftsteller Hs. Ulrich Hegner u. d. Historienmaler G. L. Vogel, N. Z.-Ztg. v. 8. u. 12. Juli 1888, Beil. z. Nr. 190 u. 194. — S. V., N. Z.-Ztg. v. 19., 22., 23. u. 27. Oct. 1879, Nr. 491, 495, 497 u. 503. — P., Allg. Schw. Ztg. v. 6. Sept. 1881, Nr. 210. Karl Brun.

Vogel heißen nicht weniger als drei bekannte Nürnberger Meistersänger des 16. Jahrhunderts. Der älteste, Niklas V., der in den ersten Decennien gedichtet haben wird, ist unter den Canon der zwölf alten Nürnberger Meister aufgenommen worden, obgleich es keinen Ton gibt, der seinen Namen trüge: er huldigte also noch der im 15. Jahrhundert herrschenden Manier, nur in den altüberlieferten Tönen zu dichten. Erhalten ist als sein Werk einzig eine unbedeutende, in Schilchers Hofton abgefaßte Reimerei des Gleichnisses vom verlornen Sohn, möglichst eng angelehnt an Luther's Text von Luc. 15, aber sehr reich an Flickwörtchen und -sätzchen und durch eine Deutung bereichert, die nach bekannter Methode in den beiden Söhnen den alten und den neuen Bund, in dem geschlachteten Kalbe Christi Opfertod u. s. w. findet. Trotz seiner inhaltlichen und formellen Aermlichkeit ist das Gedicht mindestens 6 mal, bei 5 verschiedenen Firmen allein oder mit einem andern zusammen gedruckt worden, ein Erfolg, der sich wol nur so erklären läßt, daß Vogel's 'schön new Liedt' zu den ersten gehörte, die der bald zum Ueberdruß getriebenen Versificirung des Bibeltextes dienten. — Nur wenig jünger war der Taschner Hans V., von dem Meisterlieder zwischen 1527 und 1548 nachgewiesen sind; vor 1554 scheint er gestorben zu sein, da in diesem Jahre Velten Wildenauer eine in der Dresdner Hs. M 8 fol. theilweise erhaltne Sammlung seiner Lieder in Angriff nahm. Seine Stärke wird im Musikalischen gelegen haben: er erfand nicht weniger als 20 neue Weisen meist ziemlich beträchtlichen Umfangs (die längste enthält 88, die kürzeste 14 Reime): Engelweis, frischen, gefangen Ton, Glas-, Hund-, Jungfrau-, Klagweis, kurzen, langen Ton, Lilien-, Reben-, Sauer-, Schalweis, Schatzton, schwarzen und (schwachen?), strengen Ton, Süßweis, überlangen, verwirrten Ton, Vögelweis; und diese Töne waren höchst beliebt: Hans Sachs hat in ihnen nicht weniger als 282 Gedichte verfaßt. Auch Hans V. selbst bevorzugt seine eigenen Weisen stärker, als das seiner Zeit üblich war. Das Gros seiner Lieder dient natürlich auch der Bibeldichtung. Aber er verfährt freier als die meisten Bibelreimer, kürzt so, daß er z. B. das ganze Buch Jonas in einen dreistrophigen Meistergesang comprimirt,

und weiß sich stets Platz für Auslegung und Moral, oft in weiter Ausdehnung, frei zu halten. In diesen Zuthaten zeigt er neben manchem Abstrusen doch mehr lebensvolle Betheiligung als die meisten seiner Sangesgenossen: Josaphat's wunderbarer Sieg über Ammon und Moab ermuntert ihn zu der Mahnung: vertraut gläubig auf Gott! 'so wirt durch sein Hilff gestürtzt die Thiranney der Dürcken'. Seine leidlich, nur oft etwas umständlich erzählenden weltlichen Gesänge enthalten sich des historischen Stoffs; ein Paar melancholische Liebesgeschichten nach Boccaccio; vor allem aber allerlei lose Schwänke, zumal von Mönchen, Nonnen und bösen Ehweibern, meist altbewährte Scherze z. B. von der Aebtissin mit der Bruch, von dem Waldbruder (Poggio's Eremita), an dem bekanntlich noch Lessing sein Vergnügen hatte; auch hier fehlt die Moral nicht leicht, so seltsam sie sich in ihrer treuherzigen Biederkeit neben den verfänglichen Facetien ausnimmt. — Michael V. endlich, seines Zeichens Bierbrauer oder Steinmetz, war der jüngste; Dichtungen von ihm kenne ich aus den Jahren 1563 bis 1575; in den Jahren 1568—76 reden außerdem die Nürnberger Rathsprotocolle von ihm als einem Meistersinger, der mit Sixt Ludel u. A. zusammen Komödie agiren will. Die zum Theil verschnörkelten Namen seiner Weisen (überlange Vogelfreud-, lange Feld-, starke Oster-, Irrgarten-, Hopfen-süße Weihnachts-, harte Stein-, zornige Morgen-, kurze Tagweis, neuer verkehrter, hoher unverkehrter, kurzer lieber Ton) verrathen den Epigonen; doch hat Hans Sachs auch sie nicht ganz verschmäht. Am bekanntesten war von Michael Vogel's Dichtungen sein geistliches Trostlied 'Mach mich heilsam, o Gott', das, in kurzer sangbarer Strophe verfaßt, auch durch den Druck verbreitet wurde. Unter seinen Meistergesängen, die das religiöse Gebiet merkwürdigerweise verschmäht zu haben scheinen, sind nur wenige kurze Einzeldichtungen, so das Lied von der wundersamen Niederkunft einer Clevischen Dame mit 365 gesunden Kindern, die 1555 passirt sein soll und illustrirt, wie Gott alle Dinge möglich seien. Vogel's eigentliche Stärke dagegen waren Liedercyklen, wie ich sie wenigstens bruchstückweise aus der Weimarer Foliohandschrift 419 kenne. So hat er die Geschichte von Apollonius 1563 in 9 Liedern, die 'von den vier Liebhabenden' 1564 in 7, den Hugdietrich 1566 in mindestens 3, den Hugschapler (?) 1571 in mindestens 4, den Roman von der Königin aus England (Mai und Beaflor) 1575 in 7 Gesängen erzählt, die in den verschiedensten Meistertönen abgefaßt sind. Es ist natürlich wenig glücklich, daß die einzelnen Bare dieser Cyklen bei ihrer formellen Abgeschlossenheit inhaltlich bloße Ausschnitte ohne jede Selbständigkeit und Abrundung sind. Michael V. hat diesen Mangel kaum empfunden: stolz prägt er der letzten Strophe, die der Moral zu dienen pflegt, in der Schlußzeile: 'Hat Michel Vogel zugericht' seinen Stempel auf, wie er denn schon dem Trostliede seinen Namen akrostichisch einverleibt hatte. Waren diese Cyklen Michael Vogel's Erfindung? Von den umfänglichen Volksbüchern in Meistertönen, wie Hans Sachs' Magelone, Mayer's Trimunitas u. A., unterscheiden sich Vogel's Dichtungen durch die feste Gliederung zu Baren verschiedener Töne; der Nürnberger Schulhalter Ambrosius Weinmann könnte mit seiner ebenso gegliederten Dichtung von Kaiser Maximilian 1570 auf Vogel's Schultern stehn. Wenn wir aber sehen, daß 1588 das Thema vom Kaiser Octavian unter die Theilnehmer eines Freisingens aufgetheilt wird, wenn die Nürnberger Tabulatur, allerdings in später Fassung, historische Dichtungen in mehreren Baren ausdrücklich vermerkt, so schließt das Vogel's Urheberschaft für diese Dichtart zwar nicht aus; aber es legt doch den Verdacht nahe, ob er nicht vielleicht lediglich eine im Freisingen geläufige Methode, verschiedenen Werbern ein gleichartiges Thema zu geben, zu seiner persönlichen Specialität umgewandelt habe.

Für Michael Vogel vgl. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied III, 577; Vierteljahrschr. f. Litteraturgesch. 3, 40, 42. Roethe.

Vogel: Paul Joachim Siegmund V., protestantischer Theologe, † 1834. In der Periode des theologischen Rationalismus gegen Ende des achtzehnten und im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts vertrat V. als Professor der Theologie zu Erlangen den Kantianismus auf theologischem Gebiete sowol in seinen Vorlesungen als auch in zahlreichen Schriften. In jüngeren Jahren betheiligte er sich lebhaft an freimaurerischen Bestrebungen im Dienste der „Aufklärung", war aber später einer vertieften Religiosität zugethan. V. stammte aus Nürnberg, wo er am 13. Januar 1753 geboren wurde. Nach Absolvirung seiner akademischen Studien trat er als Vicarius an dem Gymnasium zu Nürnberg ein; 1784 finden wir ihn als Conrector der Sebalder Schule daselbst und 1787 als deren Rector. 1793 wurde er Professor der Theologie zu Altdorf und promovirte 1797 als Doctor der Theologie. Seit 1808 fungirte V. als „zweiter" ordentlicher Professor der Theologie auf der Universität zu Erlangen, wie auch als Pfarrer der dortigen altstädtischen Gemeinde; diese Stelle erhielt V. während der Occupation des Landes durch die Franzosen (die Berufungsurkunde, ausgestattet von der Kriegs- und Domänenkammer zu Baireuth als Consistorium d. d. 6. Mai 1808 ist abgedruckt in [Engelhardt], die Universität Erlangen s. unten, S. 87). 1813 wurde V. erster Professor der Theologie daselbst, erhielt 1814 den Charakter als Kirchenrath, 1822 als Geh. Kirchenrath. In dieser Stellung starb er am 18. April 1834. — V. war ein gewissenhafter, fleißiger Gelehrter und ausgezeichneter Lehrer, als Mensch eine friedfertige, melanchthonische Natur.

Schriften: „Reden über den Zweck, die Beschaffenheit und den Ursprung der Freymaurerey, gehalten in Logen" (Berlin 1791); „Versuch über die Religion der alten Aegypter und Griechen" (Nürnb. 1793); „Programma de conjecturae usu in crisi Novi Testamenti etc." (Altdorfii 1795); „Aufsätze theologischen Inhalts" (Nürnberg und Altdorf 1796 und 1799). Viele Aufsätze von V. in Joh. Christoph König's Monatsschrift „Der Freund der Aufklärung" (1785 und 1786) und „Freund der aufgeklärten Vernunft und wahren Tugend" (1787), und in der Berliner Monatsschrift 1792 September. Besonders charakteristisch für seinen Anschluß an die Kantische Philosophie sind ferner zwei Abhandlungen von ihm aus den neunziger Jahren des 18. Jahrh. in Gabler's Neuestem theol. Journal unter den Titeln „Ueber den Vortrag der wissenschaftlichen Moral nach den Principien der kritischen Philosophie" (1798, Bd. I, St. II, S. 160—166) und „Theoretisch-praktischer Beweis des objectiven Daseins Gottes" (1799, Bd. II, S. 19—34). — Darauf folgten die Schriften: „Ideen zu einer Metaphysik des Menschenverstandes" (1. Theil, Nürnb. 1801); „Lehrbuch der christlichen Moral zu akademischen Vorlesungen" (ebendas. 1803); „Compendium der christlichen Moral zu akademischen Vorlesungen" (Nürnb. und Altdorf 1805); „Ueber die letzten Gründe des menschlichen Glaubens, Briefe u. s. w." (Nürnb. und Sulzbach 1806); „Ueber die Hoffnung des Wiedersehens, Briefe u. s. w." (ebendas. 1806); „Glaube und Hoffnung in Briefen u. s. w." (ebendas. 1806); Progr. „Commentationis de canone Eusebiano pars prima" (Erlangae 1809, pars secunda 1810, pars tertia 1811); Progr. „Prima pars commentationis de Apocalypsi Johannis" (1811); „De Gersonio mystico" (ib. 1822); „Ueber das Philosophische und das Christliche in der christlichen Moral" (1. Bd., 1. Abth., ebendas. 1823); 2., neu bearbeitete Aufl. 1825 unter dem Titel: „Compendium der christlichen Moral zu akademischen Vorlesungen". — Endlich noch eine Anzahl wissenschaftlicher Abhandlungen: „Vergleichung des theoretisch-praktischen Beweises des objectiven Daseins Gottes" (in Gabler's neuem theol. Journal St. 1) mit den Principien der Kantischen Philosophie (in Gabler's neuem theol. Journal Bd. I, 1798 St. 2, S. 109—154); Schlüssel zu dem Fichteschen

System (ebendas. Bd. III, St. 3, S. 266—299), Bestätigung des theoretisch-praktischen Beweises vom objectiven Dasein Gottes (ebendas. Bd. V, St. 1, S. 17—54); Ueber die verschiedenen möglichen Gesichtspunkte des Für und Wider bei der Fichteschen Gotteslehre St. 3, S. 217—222. Ueber 1. Petr. III, 18, 19 (ebendas. Bd. 8, St. 4, S. 309—326). Neuer Erklärungsversuch der Stelle Gal. III. 19, 20 (ebendas. Bd. XII, St. 1, S. 63—65.) Versuch über chronologische Standpunkte in der Lebensgeschichte Pauli in Gabler's Journal für die auserlesene theol. Litteratur Bd. I, St. 2 (1804), S. 229—264.

Vgl. Meusel, Joh. Georg, Das gelehrte Teutschland, Bd. 8 (1800), S. 230 ff. (wo noch erwähnt wird, daß sich Vogel's Bildniß nebst kurzen Nachrichten über sein Leben in „Bock's Sammlung" vorfinde), Bd. 16 (1812) S. 99 ff; Bd. 21, S. 232 f. — (Engelhardt), Die Universität Erlangen von 1743—1843. Zum Jubiläum der Universität 1843. Erlangen (1843), S. 87 und 93, 98, 99. P. Tschackert.

Vogel: Rudolf Augustin V., Arzt und Professor der Medicin in Göttingen, ist einer der hervorragendsten Repräsentanten der Göttinger med. Schule aus dem vorigen Jahrhundert. Geboren am 1. Mai 1724 in Erfurt, studirte er daselbst von 1740 an, ging später nach Leipzig, Berlin und dann wieder in seine Vaterstadt zurück, wo er 1747 mit der Inauguralabhandlung „De larynge humana et vocis formatione" die Doctorwürde erlangte und sich kurze Zeit danach als Arzt habilitirte. Zugleich hielt er Vorlesungen an der Universität und begann die Herausgabe der „Medicinischen Bibliothek, darin von den neuesten .... Büchern und Schriften ausführliche Nachrichten gegeben und ... Erfahrungen nebst anderen Neuigkeiten bekannt gemacht werden" (Bd. 1 und 2, Erfurt und Leipzig 1751—1753), sowie die „Neue med. Bibliothek" (Bd. 1—8, Göttingen 1754—73), die er über 20 Jahre lang redigirte. 1753 folgte er einem Ruf als außerordentlicher Professor der Medicin nach Göttingen, wo er 1760 in die ordentliche Professur aufrückte und in dieser Stellung Vorlesungen über Chemie, Mineralogie, Pathologie, Therapie, Semiotik, Arzneimittellehre und Chirurgie hielt. Er machte sich um den klinischen Unterricht dadurch besonders verdient, daß er 1764 ein sogen. „Collegium clinicum" gründete, wo sich zwei Mal wöchentlich Armenkranke zur unentgeltlichen Behandlung durch die Studirenden, die für die Beschaffung von Medicamenten ꝛc. kleinere Geldbeiträge spenden mußten, einfanden, ein Vorgang, der einige Jahre später (1773) von E. G. Baldinger für die Chirurgie nachgeahmt wurde. V. starb am 5. April 1774. Seine Hauptwerke sind: „Institutiones chemiae ad lectiones academicas accommodatae" (Göttingen 1755; 1757; 1762; deutsch von Joh. Christ. Wiegleb: Weimar 1775, 1785); „Historia materiae medicae ad novissima tempora producta" (Leyden und Leipzig 1758; 1760; 1764; 1774); „Praelectiones academicae de cognoscendis et curandis praecipuis corporis humani affectibus" (Göttingen 1772; 2. Ausg. mit einer Vorrede Tissot's Lausanne 1789). Außerdem ist V. auch Verfasser zahlreicher, z. Th. höchst gelehrter kleinerer akademischer Gelegenheitsschriften, Dissertationen und Programme, etwa 50 an der Zahl, die zweimal gesammelt erschienen, als: „Opuscula medica selecta antea sparsim edita, nunc autem in unum collecta etc." (Vol. I, Göttingen 1768) und als „Ausgesuchte akademische kleine Schriften pathologischen, praktischen und chirurgischen Inhalts, aus dem Lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von Samuel Gottlieb V." (Lemgo 1778).

Vgl. noch Biogr. Lexikon hervorragender Aerzte und die daselbst angegebenen Quellen VI, 135. — Poggendorff's biographisch-litterarisches Handwörterbuch Bd. II, 1217. — Ebstein, Ueber die Entwickelung des klinischen Unterrichts an der Göttinger Hochschule ꝛc. (im klin. Jahrbuch Bd. I, 71 ff.),

sowie des Unterzeichneten Inaugural-Dissertation über die Geschichte der Göttinger med. Schule im 18. Jahrh. an verschiedenen Stellen. Pagel.

Vogel: Samuel Gottlieb v. V., Arzt und Professor der Medicin in Rostock, ist als Sohn von Rudolf Augustin V. (s. o. S. 123) am 14. März 1750 in Erfurt geboren. Er erhielt seine Vorbildung in Göttingen, wohin sein Vater mittlerweile als Professor berufen worden war, begann dort 1764 seine medicinischen Studien, also bereits als 14jähriger Knabe, und erlangte 1771 die medicinische Doctorwürde mit der Inauguralabhandlung: „De lithophago et polyphago Ilfeldae nuper mortuo et dissecto“ (deutsch u. d. T.: „Von dem Ilfelder Vielfraß und Steinfresser“, Berlin 1781). Nachdem er kurze Zeit in Göttingen prakticirt und sich dort 1776 als Privatdocent habilitirt hatte, siedelte er im letztgenannten Jahre als Arzt nach Ratzeburg über, wo er 1780 vom Herzog von Mecklenburg-Strelitz zum Landphysicus des Fürstenthums Ratzeburg und 1783 vom Kurfürsten von Hannover auch zum Landphysicus des Herzogthums Lauenburg ernannt wurde, sowie 1784 den Titel eines großbritannischen Hofmedicus erhielt. Trotz ausgedehnter praktischer Thätigkeit fand V. in diesen Stellungen noch die Muße zu zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten. So veröffentlichte er außer einer deutschen Ausgabe von seines Vaters kleinen akademischen Schriften und verschiedenen Journalaufsätzen folgende, selbständig erschienene Werke: „Versuch einiger medicinisch-praktischer Beobachtungen u. s. w.“ (Göttingen 1778); „Handbuch der praktischen Arzneiwissenschaft zum Gebrauch für angehende Aerzte“ (6 Thle., Stendal 1781, vollendet 1816, neue Auflage 1816—21; Nachdruck 4. Aufl., Wien 1831, lateinisch von Joh. Bernh. Keup, 3 Theile, Stendal 1790—1792) u. a. Diese Arbeiten bewirkten, daß er 1789 als ordentlicher Professor der Medicin mit dem Hofrathstitel an die erst jüngst restaurirte Universität Rostock berufen wurde. Hier erhielt er 1797 den Titel eines herzoglichen Leibmedicus sowie die Stellung als Badearzt am Seebade zu Doberan. Um letzteres erwarb er sich die größten Verdienste durch Publication einer Reihe von Schriften, welche speciell von diesem Badeorte handeln. Wir citiren: „Ueber den Nutzen und Gebrauch der Seebäder, nebst einer Ankündigung einer öffentlichen Seebadeanstalt, welche an der Ostsee in Mecklenburg angelegt wird“ (Stendal 1794)); „Zur Nachricht und Belehrung für die Badegäste in Doberan im J. 1798“ (Rostock 1799); „Annalen des Seebades zu Doberan vom Jahre 1799“ (ebd. 1800); „Neue Annalen des Seebades zu Doberan von 1803—1812“ (ebd. 1804—1813) und ähnliche. 1805 besuchte V. Paris, 1815 wurde er zum Geheimen Medicinalrath ernannt, 1821 feierte er sein 50jähriges Doctorjubiläum, 1830 wurde er ordentliches Mitglied der Medicinalcommission, 1832 vom König von Baiern geadelt. Er starb im hohen Alter von fast 87 Jahren am 19. Januar 1837 an der Grippe. V. ist als Arzt und ärztlicher Schriftsteller von hervorragendster Bedeutung. Bekannt ist besonders sein schöner Aufsatz über das ärztliche Savoir faire in Hufeland's Journal. Außer seinen großen, schon oben dargelegten Verdiensten um den Aufschwung des Seebades Doberan hat sich V. durch zahlreiche anderweitige Veröffentlichungen auf den verschiedensten Gebieten der Medicin auch um die Förderung dieser große Verdienste erworben. Ein vollständiges Verzeichniß seiner schriftstellerischen Leistungen findet sich in einigen der im Biogr. Lexikon VI, 136 angegebenen Quellen, woselbst auch unter Zugrundelegung von Rohlfs' classischer Lebensbeschreibung Vogel's eine eingehende Würdigung seiner Bedeutung für die Medicin geliefert ist. Danach gehörte V. zu den tüchtigsten Praktikern aller Zeiten; ihm verdanken in litterarischer Beziehung die Kenntniß von der Geschichte der Seebäder im allgemeinen, die medicinische Hodegetik, die allgemeine Medicin, die Diagnostik, die specielle Pathologie und Therapie, die gerichtliche Medicin, die

pathologische Anatomie, die Balneologie und die Hygiene, endlich auch die populäre Medicin wesentliche Bereicherungen, sodaß der von Rohlfs als „Vater des deutschen Seebades" und der sog. „philosophischen Diagnostik" bezeichnete V. als einer der vielseitigsten Förderer der Medicin angesehen werden muß. Die Titel einiger seiner größeren Werke tragen wir noch nach und führen an: „Allgemeine medicinisch-diagnostische Untersuchungen zur Erweiterung und Vervollkommnung eines Kranken-Examens" (2 Theile, Stendal 1824—31); „Ein Beitrag zur Lehre von der gerichtsärztlichen Zurechnungsfähigkeit" (2. Aufl., ebd. 1825); „Beweis der unschädlichen und heilsamen Wirkungen des Badens im Winter" (Berlin 1828); „Medicinische Beobachtungen und Memorabilien aus der Erfahrung" (Stendal 1834); „Einige Bemerkungen und Erfahrungen von dem mächtigen Einfluß der Gewohnheit auf das Wohl und Wehe des Menschen" (Rostock 1835).

Vgl. die oben citirten Quelle. Pagel.

Vogel: Julius Rudolph Theodor V., Botaniker, geboren zu Berlin am 30. Juli 1812, † zu Fernando Po am 17. December 1841. Vorgebildet auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin, studirte er daselbst von 1832 an Naturwissenschaften, besonders Botanik, für die er schon als Gymnasiast eine besondere Vorliebe gefaßt hatte. Die unter Leitung des Oberlehrers Ruthe von der Berliner Gewerbeschule unternommenen zahlreichen Excursionen hatten wesentlich jene Neigung gefördert. Daneben erfüllte ihn von Jugend auf ein unwiderstehlicher Trieb zu Reisen in ferne, von der Wissenschaft noch nicht ausgebeutete Länder. Es war ihm beschieden, diesen Drang zu bethätigen; doch mußte er ihn mit einem frühzeitigen Tode büßen. Nach seiner Promotion zum Dr. phil. im August 1837 auf Grund einer Dissertation: „Generis Cassiae synopsis", habilitirte sich V. ein Jahr darauf als Privatdocent an der Berliner Universität für das Fach der Botanik, um diese Stelle schon in der ersten Hälfte des Jahres 1839 mit einer ähnlichen an der Universität Bonn zu vertauschen, wobei ihm zugleich die Vertretung des ein Jahr vorher verstorbenen Professors Friedrich Nees v. Esenbeck (s. A. D. B. XIII, 376) übertragen wurde. Seine wissenschaftliche botanische Thätigkeit seit seinem Eintritt in die akademische Laufbahn wandte V. der beschreibenden Botanik zu, welcher seine Veröffentlichungen bis zum Antritt der für ihn verhängnißvollen Reise fast ausschließlich angehören. Namentlich war es die Ordnung der Leguminosen, die er in mehreren Aufsätzen behandelte. Es erschienen in der Zeitschrift Linnaea vom Jahre 1837 (Band IX) vier Abhandlungen über brasilianische Leguminosen, denen er 1838 und 1839 zwei Fortsetzungen im XII. und XIII. Bande folgen ließ. Das Material dazu entstammte dem königlichen Herbarium in Berlin. Gemeinsam mit Schleiden veröffentlichte V. 1838 in den Acten der Leopoldina zwei pflanzenphysiologische Arbeiten: „Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Blüthentheile bei den Leguminosen" und „Ueber das Albumen, insbesondere der Leguminosen" und selbständig im nämlichen Jahre eine Abhandlung über das Amyloid in Poggendorff's Annalen (Bd. 46). Die letzten Arbeiten Vogel's vom Jahre 1840 finden sich theils im Supplement z. 19. Bande der Acten der Leopoldina, ebenfalls südamerikanische Leguminosen behandelnd, theils im 15. Bande der Linnaea und zwar: „Bemerkungen über das Vorkommen des Amylum bei den Kryptogamen"; „Zusätze und Berichtigungen zur Synopsis Generis Cassiae" und „Bemerkungen über einige Arten der Gattungen Thymus und Origanum". Auch schrieb er eine „Uebersicht der Arten der Gattung Origanum" in Buchner's Repert. für die Pharmacie von demselben Jahre. Vorarbeiten zu einer Bonner Flora, die V. während seiner Thätigkeit an der rheinischen Universität unternommen, kamen zu keinem Abschluß, da ihn von 1840 an die Vorbereitungen

zu der schon erwähnten Reise nach Westafrika beschäftigten. Unter dem Protectorat des Prinzen Albert von England hatte sich eine Gesellschaft gebildet, in der Absicht, durch colonisatorische Thätigkeit dem Sklavenhandel im westlichen Afrika ein Ziel zu setzen. In ihre Dienste trat V., um seine sachmännischen Kenntnisse bei der Erforschung der Vegetationsverhältnisse des noch wenig gekannten Gebietes nutzbar zu machen. Drei Dampfschiffe sollten die Expedition den Niger aufwärts in das Innere des Landes befördern. Nach einem Besuche in England behufs seiner persönlichen Vorstellung, kehrte V. nach Deutschland zurück, um gegen Schluß des Jahres 1840 Bonn von neuem und für immer zu verlassen. Im Mai des nächsten Jahres verließen die Schiffe den Hafen von Plymouth, erreichten im Juni die Küste von Sierra Leone und ankerten Ende Juli auf der Rhede von Cape Coast Castle. Endlich am 9. August war die kleine Flotte nach Durchquerung der Bai von Benin an der Nunmündung des Niger angekommen. Von hier aus sollte die eigentliche Missionsthätigkeit der Expedition beginnen. Das ganze Unternehmen aber scheiterte, da, nach kurzer Fahrt den Niger aufwärts, Fieber und Dysenterie die Reisenden zur Umkehr zwangen. Auch V. kam krank zurück und verblieb, in der Erwartung seiner Genesung, auf Fernando Po. Zwar besserte sich in der That nach einigen Wochen sein Befinden, doch blieb sein Kräftezustand so ungenügend, daß er nur wenige Ausflüge auf der Insel machen konnte und als nach Aufhören der Regenzeit, kalte und feuchte Witterung eintrat, überfiel ihn anfangs December ein Rückfall von Dysenterie, dem seine Kräfte nicht gewachsen waren. Nach vierzehntägiger Krankheit erlag er, noch nicht 30 Jahre alt, seinen Leiden. Abgesehen von Reiseschilderungen in Briefen an seine europäischen Freunde, worin nur hin und wieder botanische Beobachtungen eingestreut sind, sind weitere Veröffentlichungen, als Früchte jener Reise, nicht erschienen.

L. C. Treviranus, Einige Nachrichten über Jul. Rud. Theod. Vogel. Besond. abgedr. aus Linnaea. Bd. XVI. 1842. E. Wunschmann.

Vogel: Wilhelm V., Schauspieler und Dichter, ist am 24. September 1772 in Mannheim aus guter Bürgerfamilie geboren, studirte Medicin, wandte sich aber dem Theater zu, unter Leitung Böck's, kurze Zeit war er bei Schröder in Hamburg; 1794 ist er in Düsseldorf, wo er sich mit der Sängerin Catharina Dupont sehr jung verheirathete, mit ihr ging er nach Mannheim, wo er als Schauspieler Iffland's Nachfolger wurde und sich mit einem Drama „Gleiches mit Gleichem" als Theaterdichter glücklich einführte. Gegen Ende des Jahrhunderts zog er sich von der Bühne zurück und lebte als Schriftsteller und Professor der Declamation durch mehrere Jahre. Iffland bewog ihn zum Theater zurückzukehren, er übernahm 1798 die Straßburger Bühne, 1808 die Karlsruher, nachdem er dort von Seite der Intendantur financiellen Schwierigkeiten begegnete, dankte er ab, und zog sich bald darauf (1811) in die Schweiz zurück, von wo aus er verschiedene Kunstreisen, sogar bis Amsterdam, unternahm. Dann ging er nach Wien, wo seine Frau am Theater an der Wien engagirt wurde, seine litterarische Wirksamkeit wie ein Gastspiel in Berlin 1819 machten wieder auf ihn aufmerksam, 1822 wurde er zum Generalsecretär des Theaters an der Wien ernannt. In dieser Stellung wirkte er bis 1825 als maßgebender Rathgeber Palffy's. Seine Bemühungen gehen zunächst dahin, das Theater zu heben. Er gewann Rott und den jungen Fichtner, den er energisch zu protegiren wußte, veranstaltete ein großes Gastspiel Eßlair's, aber die Spektakelstücke waren nicht auszurotten und V. gibt bald willenlos nach, er bringt den berühmten Thierimitator Mayerhofer, englische Kunstreiter, Seiltänzer u. a. Intriguen seiner Gegner verwickeln ihn in einen Proceß wegen Veruntreuung, aus dem er nach Costenoble's Versicherung glänzend gerechtfertigt hervorgeht. Die folgenden

Jahre lebt er als Privatmann in Wien, von Karlsruhe aus bringt er die talentvolle Sophie Reinecke nach Wien. Daselbst ist er am 15. März 1843 gestorben, ob wirklich in so großer Noth, wie Schlögl schildert, läßt sich nicht feststellen.

Wie in seiner Directionsführung die wenigen höheren Gesichtspunkte unter der gemeinen Speculation zu Grunde gehen, so auch in seiner dramatischen Production, deren Ausdehnung heute nicht mit Sicherheit mehr sich überblicken läßt. Eine Unzahl von Bearbeitungen aus dem Englischen, Französischen und Italienischen ist bis auf den Namen verschwunden. Er gehört zu den Lieferanten des Wiener Theaters wie Kurländer, Castelli und Andere. Zunächst begann er mit Ifflandiaden, in denen die Misère die gewöhnliche Hauptrolle spielt, ein wohlthätiger Unbekannter auftritt und die seltsamsten Erkennungen erfolgen (z. B. der Ersatz, gedruckt 1808). In diesem Sinne hat er auch Schröder'sche Stücke umgearbeitet, zum großen Verdrusse Costenoble's. Dann geht er auch bei Kotzebue in die Schule, dessen Pagenstreiche er durch eine elende Posse: der letzte Pagenstreich (Prag 1828 gedruckt), ergänzt. Die Effecte werden immer raffinirter, die Handlung immer unwahrscheinlicher, Wahnsinn und seine Heilung in dem Drama: „Der Giftmischer" (hschftl.) mit großen Rührscenen vorgeführt. „Ein Handbillet Friedrich's II. oder Incognito-Verlegenheiten" wurde von der Berliner Intendanz preisgekrönt (1843). Hier, wie oft, bringt V. Liebe zwischen Personen ungleichen Standes; fast ausnahmslos enthüllt sich im Laufe des Stücks eine geheimnißvolle hohe Abkunft für den niedriger Gestellten. Theatergeschick, wie ein wol sehr salopper, aber gut sprechbarer Dialog verhalfen vielen dieser Stücke zu Bühnenerfolgen, auch am Burgtheater, wenn eins einmal durchfiel, folgte sogleich ein neues nach. — Bei Iffland liegt auch der Ausgang für sein Ritterdrama, aber die Schicksalstragödie gibt meist den Vers, das Theater an der Wien die scenischen Effecte und die komischen Beigaben. So z. B.: „die Höllenbraut oder Liebesrache" (hs.), in der das Motiv der Geschwisterliebe ganz nach Muster der Ahnfrau behandelt wird; das Räuberdrama „Salvatore Furioso, der Bandit von Ragusa, oder: die Ruine im Walde der Madonna" (hs.), ein Sammelsurium der haarsträubendsten Effecte, sogar mit einer großen Wahnsinnsscene der weiblichen Hauptfigur; „Gertrude und Reinhold" (gedruckt o. O. u. J.) ungemein deutschthümelnd mit einem Geheimbunde der „Männer des heimlichen Gemachs", und viele andere. — E. T. A. Hoffmann's Majorat dramatisirte er in seinem „Erbvertrag" (gedruckt 1828); man kann sich die Gräuel schon nach Angabe der Quelle vorstellen; aber dieses Stück, im Burgtheater von 1825 ab 38 Mal gegeben, bot eine Paraderolle mit dem alten Diener Daniel, mit der La Roche bei seinem Gastspiele im Burgtheater 1832 großen Erfolg erzielte. V. behandelt dasselbe Thema etwas verändert in „Gewissens-Folter", als Ritterstück mit noch unmöglicheren Erkennungen ausgestattet. Interessant ist, daß V. auch eine Bearbeitung von Shakespeare's Timon unter dem Titel: „Der Verschwender oder die zwey Gastmahle" nach der Uebersetzung von Regis versuchte. Seine Veränderungen treffen, außer Namen und starker Kürzung, hauptsächlich den zweiten Theil, indem er Timon mit einer treuen Gefährtin und durch einen aufgefundenen Schatz seines Vaters neu bereichert, wieder in die Stadt ziehen und hier abschließend die zweite Mahlzeit für die falschen Freunde veranstalten läßt.

Wurzbach 51, 197—202. — Goedeke III, 808 9. — Costenoble, Aus dem alten Burgtheater. — Viele Stücke handschriftlich in der Hofbibliothek. — Wiener Theater-Kritik 1799, 1800. — Schlögl, Vom Wiener Volkstheater, S. 60.

A. v. Weilen.

Vogel: Wolfgang V. war zu Beginn der großen religiösen Bewegung des 16. Jahrh. Pfarrer zu Bopfingen und soll dort schon im J. 1523 in evan-

gelischem Sinne gepredigt haben. Im J. 1524 berief ihn der Magistrat der Stadt Nürnberg nach Eltersdorf, wo er die evangelische Lehre einführte. Es war dies die Zeit, wo in Nürnberg die schweren Kämpfe zwischen den „Lutherischen" und den „Evangelischen", wie die Anhänger Vogel's und seine Freunde sich nannten, ausbrachen — Johann Denck, einer der Führer dieser „Evangelischen", wurde um diese Zeit aus Nürnberg ausgewiesen — und auch V. entschloß sich, in dieser Sache Stellung zu nehmen. Er war befreundet mit dem Pastor der Deutschordenskirche in Nürnberg, Jac. Dolmann, und verkehrte in dessen Hause, wo sich die Führer der „Evangelischen" (außer Denck auch Johannes Hut) zusammenfanden. Der Sectenname „Wiedertäufer", unter dem diese Männer später verfolgt wurden, war damals noch nicht aufgekommen. V., der sich anfangs still verhalten zu haben scheint, wurde nicht gleich in die ersten Kämpfe verwickelt. Erst nach dem Bauernkriege, im Jahre 1526, veröffentlichte er eine Schrift — es ist der uns erhaltene Tractat „Ayn trostlicher sendbrieff unnd Christliche ermanung zum Evangelio an ain Erbarn Radt und gantze Gemeyn zu Bopfingen und an alle die, so vom Evangelio und wort Gottes abgefallen seynd". MDXXVI, o. O. und Drucker, 16 Bl., — die den Magistrat zu Nürnberg veranlaßte, ihn ins Gefängniß zu werfen und ihm den Proceß zu machen. Das geschah im März 1527. Es stellte sich heraus, daß V. in aller Form Mitglied und Prediger jener evangelischen Brüdergemeinden war, die seit 1525 die Taufe auf den Glauben bei sich eingeführt hatten und daß er selbst in den fränkischen Gemeinden, z. B. in Erlangen, Bruck u. s. w. predigte und taufte. Am 23. März wurde V. vor das peinliche Halsgericht gestellt und am 26. März als „Ketzer" mit dem Schwert gerichtet. Nach der Hinrichtung erbat seine Wittwe ihres Mannes Bibel und die übrigen ihm gehörigen Bücher, die mit Beschlag belegt worden waren, zurück; der Rath von Nürnberg verweigerte die Rückgabe, „weil ihr Inhalt gefährlich sei und von Schwärmerei handle". Das geschah unter der Amtsverwaltung der Bürgermeister M. Geuder und Christoph Coler. Der erwähnte Tractat Vogel's wurde in allen Buchläden der Stadt confiscirt und vernichtet. Es ist merkwürdig, daß die Schrift unter den sog. Pietisten des 18. Jahrh. viele Freunde gefunden hat; der Professor Joh. Daniel Herrenschmidt in Halle veranstaltete im J. 1717 eine neue Ausgabe unter dem Titel: Ein Sendschreiben von der Beständigkeit in der evangelischen Wahrheit u. s. w. und ließ sie im Waisenhause drucken. Will in seinem bekannten Werke: Beiträge zur Geschichte des Antibaptismus u. s. w. sagt, er wundere sich, „wie gut evangelisch die Schrift abgefaßt sei", da Vogel's Irrthümer schon damals ausgebrochen seien. Ein Exemplar der Schrift besitzt die Bibliothek der Taufgesinnten Gemeinde zu Amsterdam.

Will, a. a. O. — Ztf. des hist. Vereins f. Schwaben und Neuburg, 1874, S. 230. — Soden, Beiträge zur Gesch. v. Nürnberg, S. 279. — Weigel, Thesaurus Nr. 3636. — Keller, Joh. v. Staupitz, S. 228.

L. Keller.

Vogel: Zacharias V., Arzt in Lübeck und daselbst am 18. April 1772 verstorben, galt bei seinen Zeitgenossen als hervorragend geschickter Praktiker und hat sich auch als Schriftsteller einen Namen gemacht, hauptsächlich durch ein wichtiges, die Lehre von den Brüchen behandelndes Werk, das betitelt ist: „Abhandlung aller Arten der Brüche (Hernien), wie solche sowohl gründlich zu erkennen als auch wie die Operation ꝛc. . ., mit e. Vorrede versehen von Gerhard Wagner" (Coburg u. Leipzig 1737; 2. Aufl. 1746). Weitere Schriften Vogel's sind: „Merkwürdige Krankengeschichten und nützliche Erfahrungen aus der Geneskunst und Wundarzney", 1. Samml. (Rostock 1756); „Anatomische, chirurgische und medicinische Beobachtungen und Untersuchungen" (ebd. 1759); außerdem noch

kleinere im Hamburger Magazin und in den Nova Acta der k. k. Leopoldino-Carolinischen Akademie der Naturforscher, deren Mitglied er war, erschienene Beiträge, endlich einige deutsche Ausgaben ausländischer Schriften.

Vgl. Biogr. Lex. VI, 137. Pagel.

Vogel: Eduard Ernst Friedrich Hannibal V. von Falckenstein, königlich preußischer General der Infanterie, im täglichen Leben meist nur mit dem zweiten Theile seines Namens als „Falckenstein“ bezeichnet, ward am 5. Januar 1797 zu Breslau geboren, wo sein Vater als Capitän und Compagniechef beim Infanterieregimente Hohenlohe (Nr. 32) in Garnison stand. Derselbe wurde kurz vor Ausbruch des Krieges vom Jahre 1806 pensionirt, nach Friedensschluß aber wieder angestellt und zum Bataillonscommandeur in Cosel ernannt; sein im J. 1808 erfolgter Tod versetzte die zurückbleibende Familie in schwere Bedrängniß, die Mutter in Sorge um das tägliche Brot, so daß Falckenstein's Jugend theilweise in bitterer Noth verfloß. Als die Befreiungskriege bevorstanden besuchte er als Secundaner ein Gymnasium zu Breslau; seinem dringenden Verlangen mitkämpfen zu dürfen standen seine Jugend und seine schwächliche Körperbeschaffenheit im Wege, aber durch den Beistand eines Freundes seines Vaters, des Oberst v. Klüx, gelang es ihm, alle Bedenken, auch die der Mutter, zu überwinden und am 14. März 1813 trat er als freiwilliger Jäger beim westpreußischen Grenadierbataillon, welches zur Brigade des erwähnten Oberst v. Klüx gehörte, zu Jauer in die Reihen des preußischen Heeres. In der Schlacht von Groß-Görschen kam er zum ersten Male ins Feuer, bei Bautzen wurde er durch eine matte Kugel an der Hand contusionirt, in der Schlacht an der Katzbach that er, am 11. August zum Portepeefähnrich befördert, bereits Officiersdienste, focht am 22. September bei Bischofswerda, wo er sich durch Entschlossenheit auszeichnete, sowie am folgenden Tage bei Potschaplitz, und wurde in Anerkennung seiner bei der letzteren Gelegenheit bewiesenen Haltung am 8. December zum Secondlieutenant ernannt. Im Feldzuge des Jahres 1814 nahm er an der Blokade von Diedenhofen und an der Einnahme von Vitry le François, den Kämpfen bei Montmirail und Château-Thierry, bei Méry und bei Laon theil, bei Montmirail zerfetzte ihm eine Kartätschkugel die Rocktaschen; als hier die älteren Officiere fehlten, führte der siebzehnjährige Lieutenant das zurückgehende Bataillon ungebrochenen Muthes in eine andere Stellung, vom Einzuge in Paris hielt ihn Krankheit fern; die Verleihung des Eisernen Kreuzes 2. Classe und der Erbberechtigung zum Sanct Georgsorden 5. Classe waren die äußeren Zeichen der Anerkennung seines Verhaltens. Als am 28. October 1814 auf Grund einer am 14. d. M. ergangenen königlichen Cabinetsordre das Kaiser Franz Grenadierregiment errichtet wurde (v. Puttkamer, Geschichte des Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiments Nr. 2, Berlin 1874), ging in demselben auch das westpreußische Grenadierbataillon auf, mit diesem kam F. zur Garde. Er gerieth dadurch in eine schwierige Lage, denn mit sehr beschränkten Mitteln mußte er fortan im Kreise meist wohlhabender Kameraden in der theuern Landeshauptstadt leben. Ein frühgereifter Verstand und ein fester Wille setzten ihn in den Stand, sein Lebensschiff zwischen allen Klippen hindurchzusteuern, die der Fahrt desselben entgegenstanden. Zunächst brachten im J. 1815 ein neuer Marsch nach Frankreich, wo das Regiment aber erst nach Beendigung der Feindseligkeiten gegen den von Elba zurückgekehrten Kaiser Napoleon anlangte und F. zehn Wochen in Paris verblieb, und darauf im J. 1818 ein Commando nach Aachen, wo der Monarchencongreß tagte und eine ausgesuchte Compagnie des Regiments zu den für den Dienst bei der Person des Königs dorthin gesandten Truppen gehörte, Abwechslung, dann folgte ein langes

einförmiges Friedensleben. Neigung und Geschick, verbunden mit dem Streben sich eine Nebeneinnahme zu schaffen, veranlaßten ihn sich im Planzeichnen auszubilden, seine Leistungen brachten ihm im J. 1822 ein Commando zum Topographischen Bureau des Großen Generalstabes und die Verwendung bei der Landesaufnahme. Daneben widmete er seine Kräfte einem anderen Zweige der darstellenden Künste, der Glasmalerei, in welchem er hervorragendes leistete, so daß ihm die Oberleitung der zu ihrer Pflege in Berlin errichteten königlichen Anstalt übertragen wurde. Er kam auf diese Weise in vielfache Berührung mit dem Kronprinzen, dem nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm IV., der auch bei Kirchenbauten Falckenstein's Rath gern in Anspruch nahm. Am 30. März 1821 wurde letzterer Premierlieutenant, am 5. October 1829 Hauptmann. Im nämlichen Jahre verheirathete er sich mit der einzigen Tochter eines Berliner Kaufmannes. Seit dem 26. März 1841 Major und zunächst mit dem Commando des Garde-Reservebataillons beauftragt, commandirte er während der Berliner Märztage des Jahres 1848 das 1. Bataillon seines alten Regiments, zu welchem er am 1. Juli 1843 zurückgekehrt war (4. u. 5. Beiheft z. Militär-Wochenblatt, Berlin 1891: Die Thätigkeit der Truppen während der Berliner Märztage des Jahres 1848 von General v. Meyerinck). Aus den Reihen der ersten Compagnie desselben fielen am Nachmittage des 18. die beiden Schüsse, auf Grund deren die Aufständischen den unterbrochenen Kampf von neuem aufnahmen. Major v. F. war in diesem Augenblicke beschäftigt gewesen den Schloßplatz ohne Anwendung von Waffengewalt von dem lärmenden Volkshaufen zu säubern, was ihm auch gelang. Am späten Abend erhielt er Befehl die Breite Straße und eine am Ende derselben vor dem Kölnischen Rathhause aufgeführte Barrikade zu nehmen. Der erste Versuch schlug fehl. Nachdem die Artillerie einen zweiten Angriff vorbereitet hatte, gelang es mit dem Beistande einer Compagnie des 1. Garderegiments z. F. den Auftrag auszuführen und das Rathhaus zu besetzen. F. hatte dabei einen Steinwurf gegen die Schulter und einen Schuß durch die Daumenwurzel der rechten Hand erhalten, sodaß er genöthigt war, sein Commando abzugeben, eine Pistolenkugel war an der Schuppenkette des Helms abgeprallt.

Schon im nächsten Monate kam erfreulichere Beschäftigung. Das Kaiser Franz Grenadierregiment gehörte zu den Truppen, welche auf den Kriegsschauplatz in den Herzogthümern Schleswig-Holstein entsandt wurden. Am 6. April fuhr F. mit seinem Bataillon von Spandau auf der Eisenbahn nach Hamburg ab. Den Arm in der Binde tragend machte er den Feldzug mit. Der Gang desselben brachte ihm die Theilnahme an der Schlacht bei Schleswig am ersten Osterfeiertage, dem 23. April, wo seinem Bataillone vergönnt war bei dem am Nachmittage erfolgenden Angriffe auf die Vorstadt Friedrichsberg entscheidend mitzuwirken, und den Rothen Adlerorden 3. Cl. mit Schwertern.

Nach der Rückkehr aus dem Felde wurde er zum Commandeur des gleichfalls in Berlin garnisonirenden Garde-Schützenbataillons, der sogenannten Neufchateller, ernannt; mit diesem und mit drei Schwadronen des 3. Husarenregimentes hatte er alsbald Unruhen in der Niederlausitz zu unterdrücken. Zum Oberstlieutenant befördert ward er sodann am 4. Mai 1850 als Chef des Generalstabes des VII. Armeecorps in den Generalstab versetzt. Damit trat er in nahe Beziehungen zum General v. Wrangel, welcher commandirender General jenes Truppentheiles und außerdem Oberbefehlshaber der Truppen in den Marken war und dessen Vertrauen er bald in hohem Grade genoß. F. begleitete denselben auf weiten Reisen zu großen Waffenübungen in Rußland, nach Constantinopel und Italien. 1851 ward er Oberst, 1853 Commandeur der 5. Infanterie-, nach vier Wochen aber der 3. Garde-Infanteriebrigade, so daß

er in Berlin verblieb, gleichzeitig wurde er Generalmajor. Aber nicht ganz ein Jahr ward er in dieser Stellung belassen; seit dem 10. April 1856 dem Kriegsminister zur Verfügung gestellt, wurde er am 26. Juni zum Director des Militärökonomiedepartements im Kriegsministerium ernannt. Die Verwendung in diesem Amte führte ihn in Verhältnisse ein, in denen er später mehrfach mit vielem Geschick und unter großer Anerkennung zu wirken berufen war. Nach zwei Jahren schied er aus demselben um in den praktischen Dienst zurückzutreten, indem ihm am 3. Juli 1858 das Commando der 5. Division in Frankfurt a. O. übertragen ward. Aber wiederum blieb er dort nicht lange. Nachdem er am 22. Novbr. zum Generallieutenant aufgerückt war, kehrte er am 29. Januar 1863 als Commandeur der 2. Garde-Infanteriedivision nach Berlin zurück; bevor das Jahr zu Ende ging, ward er als Chef des Generalstabes dem Obercommando der zur Ausführung der Bundesexecution in Holstein bestimmten Armee zugetheilt, welche sein früherer Vorgesetzter Wrangel führte, und als am 1. Febr. 1864 aus dieser Armee ein mit der Besetzung von Schleswig beauftragtes preußisch-österreichisches Heer wurde, dessen Oberbefehl der Feldmarschall Wrangel übernahm, ward F. ihm als Chef des Stabes beigegeben. Seine Aufgabe war um so schwieriger als dem achtzigjährigen Wrangel nicht mehr die geistige und körperliche Vollkraft zu Gebote stand, die ihn in seinen jüngeren Lebensjahren ausgezeichnet hatte, und der Gang, welchen die Kriegführung in Schleswig nahm, wich schon beim Beginne des Feldzuges von dem durch Moltke vorgezeichneten Plane ab, indem am 2. Februar ein blutig abgewiesener Angriff auf den Brückenkopf von Missunde ausgeführt wurde und hierauf das Dannewerk nicht durch eine Umgehung genommen und damit das dänische Heer den Händen der Gegner überliefert, sondern letzteres durch eine scharfe Bedrohung veranlaßt wurde seinen Kopf rechtzeitig aus der Schlinge zu ziehen und nach Norden abzurücken. Nachdem nicht lange darauf Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen im Hauptquartiere Wrangel's erschienen war um vermittelnd einzuwirken und die mannichfachen Reibungen auszugleichen, welche zwischen dem Obercommando und anderen Dienststellen vorkamen, übernahm General von Moltke am 30. April 1864 selbst die Führung der Geschäfte als Chef des Generalstabes beim Obercommando und am nämlichen Tage ward F. das Commando der nördlich der Königsaue stehenden beiden preußischen Divisionen übertragen, daneben wurde er zum Militärgouverneur von Jütland ernannt. Es war ihm vorbehalten, den von den Verbündeten noch nicht genommenen Theil der cimbrischen Halbinsel zu besetzen. In den Tagen vom 8. bis zum 10. Juli überschritten seine Truppen ohne Widerstand zu finden den Lymfjord und am 14. ließ er persönlich auf dem Leuchtthurme des Vorgebirges Skagen die Farben der verbündeten Heere, die schwarz-weiße und die schwarz-gelbe Flagge, aufziehen. Seine Hauptsorge war aber die Verwaltung des Landes. Wie er diese Aufgabe gelöst hat kennzeichnet am besten ein Schreiben, welches, als er das Land verließ, der dänische Minister an ihn richtete: „Sie sind als Feind in unser Land gekommen und Ihre Hand hat schwer auf uns gelastet; dennoch drängt es mich Ihnen zu danken, daß Sie durch Gerechtigkeit und durch die Haltung Ihrer Truppen die schweren Leiden des Besiegten zu mildern beflissen waren. Die Geschäfte der Regierung habe ich in solcher Ordnung aus Ihren Händen zurückbekommen, daß ich nur wünsche sie in derselben meinem Könige zu erhalten". Bevor F. mit dem Orden pour le mérite und anderen Auszeichnungen geschmückt aus dem Felde heimkehrte war er am 21. Novbr. 1864 zum commandirenden General des VII. Armeecorps in Münster ernannt, am 18. Juni 1865 erfolgte seine Beförderung zu General der Infanterie.

Im Kriege des Jahres 1866 begegnen wir F. in einer Stellung von weittragender Bedeutung als selbständigem Heerführer. Seine Leistungen in diesem Verhältnisse haben den auf sein Vorleben und seinen damaligen Ruf gegründeten Erwartungen nicht entsprochen. H. v. Sybel (Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I., Bd. V, 24. München u. Leipzig 1889) kennzeichnet ihn gelegentlich seiner Ernennung als „einen geistreichen, kräftigen und angriffslustigen Veteranen, der in seiner langen Dienstzeit alle Zweige des Heerwesens kennen gelernt hatte", dabei bemerkt er, daß F. „in seiner neuen Aufgabe jede Art dieser Kenntnisse und Fähigkeiten in vollem Maße bedurfte". Sehr ungünstig urtheilt Fr. v. d. Wengen (Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover 1866, Gotha 1866), dessen Behauptungen in den Besprechungen seines Werkes durch verschiedene Zeitschriften angegriffen und darauf von ihm in einem „Offenen Sendschreiben an seine Kritiker" (General Vogel von Falckenstein und der hannoversche Feldzug 1866, Gotha 1887) vertheidigt wurden. — Die dem General V. v. F. gestellte Aufgabe war die Bekämpfung der deutschen Mittelstaaten außerhalb des böhmischen Kriegsschauplatzes. Sie machte hohe Anforderungen an seine Leistungen, denn die ihm untergebenen Truppenabtheilungen waren zunächst noch räumlich weit von einander getrennt, nur eine von ihnen hatte bisher einen eigenen, festgeschlossenen, mit allen für eine kräftige Kriegführung erforderlichen Hülfsdienstzweigen ausgestatteten Verband gebildet und seine Gegner waren ihm der Zahl nach bedeutend überlegen. Seine Truppenabtheilungen waren die 13. Division unter General v. Göben, 14 300 Mann stark (ein Theil von Falckenstein's eigenem westfälischen Armeecorps), 14 100 Mann unter General v. Manteuffel, welche die Besatzung des Herzogthums Schleswig gebildet hatten, und 19 600 Mann, die Besatzungen von Frankfurt und Mainz und einige in rheinischen Garnisonen zurückgebliebene Regimenter begreifend, welche General von Beyer befehligte, im ganzen also 48 000 Mann. Davon stand, als am 16. Juni die Feindseligkeiten begannen, Göben bei Minden zum Vormarsche gegen Hannover bereit; Manteuffel hatte bereits am 15. in Harburg den Fuß auf hannoverschen Boden gesetzt und Beyer sammelte seine Truppen bei Wetzlar. Nur Raschheit und keckes Wagen konnten zu einem glücklichen Endergebnisse verhelfen. Vor allem mußten die Gegner einzeln unschädlich gemacht werden, sie durften sich nicht vereinigen. F. war die allgemeine Weisung geworden, weniger auf die Besetzung bestimmter Gebiete sein Augenmerk zu richten als auf Ueberwältigung oder Entwaffnung der feindlichen Truppen. — Schon am Nachmittage des 17. langte F. mit der Division Göben in der Stadt Hannover an; am 19. setzte er, nachdem dort auch Manteuffel's Vortrab eingetroffen war, die Division Göben gegen Göttingen in Bewegung, wo die hannoversche Armee sich inzwischen gesammelt hatte. Unter Mitwirkung von Beyer, welcher die entsprechenden Befehle erhielt, dachte er hier die Hannoveraner am 23. zwischen zwei Feuer zu nehmen, sie zu umstellen und zu entwaffnen. Aber schon am 21. waren diese abgezogen, ohne daß Beyer, der lediglich Falckenstein's Weisungen zur Richtschnur seines Verhaltens machte, es zu hindern gesucht hätte. Am nämlichen Tage wurde F. von Berlin aus aufgegeben, „sobald als möglich" sich gegen das bei Frankfurt stehende VIII. Bundes-Armeecorps zu wenden. Er ließ nun von den Hannoveranern ganz ab und als in der Nacht zum 22. ihm von Berlin anheim gestellt wurde — wie schon am 19. ohne Erfolg geschehen war — eine seiner Divisionen von Hannover über Magdeburg nach Eisenach zu senden um den Hannoveranern den Weg zu verlegen, lehnte er den Vorschlag ab, weil seine Truppen schon zu weit gegen Göttingen vorgedrungen seien und er in Hannover über genügende Kräfte zu einer solchen Entsendung nicht verfüge. Erst am 22., als von Berlin ihm neue Mittheilungen über die, abweichend von

seiner Annahme, beim Gegner thatsächlich bestehenden Verhältnisse zugingen, sandte er dem General v. Beyer den Befehl mit seiner Division die Richtung nach Eisenach einzuschlagen und von Oetmannshausen, vier Meilen nördlich von da, gegen die Stadt hin aufzuklären. Den Gedanken sich um die Hannoveraner nicht zu kümmern sondern mit gesammter Kraft auf Frankfurt zu marschiren, ließ er indessen nicht fahren. Auf den ausdrücklichen Befehl des Königs schleunigst auf der Bahn von Göttingen über Kassel Truppen nach Eisenach zu schicken, erwiderte er, daß der Befehl nicht ausgeführt werden könne, weil zwischen Göttingen und Kassel ein Tunnel gesprengt sei. In Wirklichkeit war dies ein Hemmniß, welches leicht umgangen werden konnte, da von beiden Seiten Schienenwege an die Unterbrechung hinanführten und es für die zu befördernden Truppen nur des Umsteigens und eines kurzen Fußmarsches bedurft hätte, um sie sofort die Fahrt fortsetzen lassen zu können. Zur Entsendung von Truppen der Division Beyer zum Zwecke einer Besetzung von Eisenach veranlaßte ihn erst am 23. ein bestimmter Befehl des Königs und eines solchen, am 24. ergehenden bedurfte es ebenfalls um die Beförderung von fünf Bataillonen der Division Manteuffel mittelst der Eisenbahn über Magdeburg nach Gotha herbeizuführen, welche dann am 27. bei Langensalza mitkämpften. F. selbst kam am Nachmittage des 25. nach Eisenach; widerwillig traf er Anordnungen für den Vormarsch gegen die Hannoveraner, welcher am folgenden Tage in aller Frühe vor sich gehen sollte. Seinen Unmuth ließ er einen Abgesandten des Königs Georg V., den Oberstlieutenant Rudorff, in einer Weise fühlen, aus welcher ihm später ein schwerer Vorwurf gemacht ist. Der angeordnete Vormarsch mußte vorläufig unterbleiben, weil eine den Hannoveranern von Berlin aus zugestandene Waffenruhe feindliche Schritte bis um 10 Uhr morgens ausschloß. Als sie abgelaufen war, glaubte er von einem Angriffe zunächst absehen zu sollen, weil er annahm selbst einen solchen von Seiten der Baiern erwarten zu müssen. Er ließ daher einen Theil seiner Truppen gegen diese Front machen, während die übrigen demnächst die Hannoveraner von Süden und von Norden angreifen sollten. Dem am 26. Abends von neuem ihm kundgegebenen Drängen des Königs mit den letzteren ein Ende zu machen, glaubte er am 27. noch nicht entsprechen zu können; er begab sich daher an diesem Tage, nachdem er morgens einen königlichen Befehl erhalten hatte, durch welchen er zum Gouverneur des Kurfürstenthums Hessen ernannt war, nachmittags mittelst der Eisenbahn nach Kassel um hier in dieser Stellung thätig zu sein. In der Nacht zum 28. langte eine neue Botschaft aus Berlin an, in welcher ihm das Ergebniß des Kampfes bei Langensalza mitgetheilt wurde, der ungünstig verlaufen sei, weil Falckenstein's Unterstützung gefehlt habe, und ihm befohlen ward ohne Rücksicht auf Baiern und Süddeutsche nach des Königs schon ausgesprochener Willensmeinung die Entwaffnung der Hannoveraner zu bewirken. Der ausgesprochene Tadel traf den General um so härter als der übele Ausgang dessen eigenen Anordnungen zur Last fiel. Nun wurde endlich, am 28., die Umstellung der Hannoveraner bewerkstelligt und am nämlichen Tage ließ König Georg an F. die Mittheilung machen, daß seine Truppen ferneren Widerstand nicht leisten würden und sich den von Preußen zu erlassenden Bedingungen für ihre Waffenstreckung unterwürfen. Diese Bedingungen stellte F. am Morgen des 29. fest und ließ sie von seinem Hauptquartiere Groß-Behringen aus nach Langensalza mittheilen. Da traf ihn ein harter Schlag. Nicht ihm trug König Wilhelm auf die Capitulation abzuschließen, sondern sein Unterführer Manteuffel wurde damit betraut, sehr zum Vortheile der Hannoveraner, denn Manteuffel's Zusätze zu der abgeschlossenen Capitulation änderten die letztere in wesentlichen Punkten zu ihren Gunsten ab und Manteuffel selbst erwies sich ihnen als ein zugleich vornehm und

staatsklug denkender Sieger, welcher daneben verstand alle seine Entscheidungen in die gewinnendste Form zu kleiden.

Jetzt konnte F. alle seine Kräfte dem zweiten Theile der ihm gewordenen Aufgabe, der Bekämpfung seiner süddeutschen Gegner, widmen. Die Wege, welche er zu diesem Ende einzuschlagen hatte, zeichnete ihm eine am 26. durch General v. Moltke erlassene Instruction vor. Er sollte zuerst die Baiern zu schlagen suchen und, um sie vom VIII. Bundesarmeecorps zu trennen, seinen Marsch über Fulda auf Schweinfurt richten. Demgemäß setzte er seine gesammte, jetzt Mainarmee genannte Streitmacht am 2. Juli von Eisenach aus gen Süden in Bewegung. Bei dem von Fulda aus erfolgenden Vorgehen gegen die fränkische Saale schloß er sich der Division Beyer an, welche am 10. den Uebergang bei Hammelburg erkämpfte. Aber schon am Morgen des 11. wies ihn ein vom Kriegsschauplatze in Böhmen eingehendes Telegramm in eine neue Richtung. Es bezeichnete den Besitz der Länder nördlich des Mains als „für voraussichtliche Verhandlung auf status quo jetzt politisch wichtig“ und veranlaßte ihn sofort auf Frankfurt abzulenken. Am 17. werde er dort sein, telegraphirte er zurück. Den Weg dahin bahnte die Division Göben am 13. durch die Hessen-Darmstädter hindurch bei Laufach, am 14. durch die Oesterreicher bei Aschaffenburg und schon am 16. zog F. in die Krönungsstadt am Main ein, von wo der Bundestag in aller Eile geflohen war. Von hier erließ er ein Manifest, welches verkündete, daß er die Regierung von Oberhessen, Frankfurt und Nassau übernehme, legte der Stadt eine Contribution von sechs Millionen Gulden auf, traf mit gewohnter Sorge Anordnungen für den Unterhalt seiner stark angestrengten Truppen und meldete dem Könige: „Alles Land nördlich des Mains liegt zu den Füßen Ew. Majestät“. Dann endete sein Siegeslauf. Am 19. traf eine schon am 10. ausgefertigte Allerhöchste Cabinetsordre ein, welche ihn vom Oberbefehle der Mainarmee entband und ihn als Generalgouverneur nach Böhmen berief; der dienstälteste seiner Unterführer, General v. Manteuffel, trat an seine Stelle. Die Maßregel erregte begreiflicherweise großes Aufsehen und die Verhältnisse auf Grund deren und unter welchen sie angeordnet wurde sind noch nicht vollständig klar gelegt. H. v. Sybel, wol der bestunterrichtete Gewährsmann, dessen Darstellung der Vorgänge dem hier über den Feldzug gegebenen Berichte zu Grunde gelegt ist, sagt darüber (a. a. O., S. 326): „So ehrenvoll an sich der neue Auftrag war, so rief doch Falckenstein's Versetzung einen großen Sturm der öffentlichen Meinung hervor. Die überraschenden und glänzenden Erfolge der Mainarmee hatten dem Führer derselben eine mächtige Popularität verschafft wie denn überhaupt seine frische Persönlichkeit, sein offenes und unbefangenes Auftreten, seine Fürsorge für die Soldaten, seine Milde gegen die Bevölkerung in Feindesland, überall den besten Eindruck machten“. Dann widerspricht er der Behauptung, daß F. den Umtrieben Manteuffel's zum Opfer gefallen sei und schließlich schreibt er: „Falckenstein wurde abberufen nicht in Folge einer das Licht scheuenden Intrigue, sondern weil das große Hauptquartier mit seiner Kriegführung gegen die Hannoveraner in hohem Grade unzufrieden war; er hatte, wie wir sahen, mehr als einmal die von dort erhaltenen Weisungen vernachlässigt oder aus den Augen gesetzt (am 21. wie am 27. Juni) und Moltke war nicht der Meinung dergleichen ferner durchgehen zu lassen“. Noch am 19. reiste F. nach dem Lande seiner neuen Bestimmung ab. Der letzteren, in welcher er sich in Jütland so glänzend bewährt, zeigte er sich auch in dem seiner in Böhmen wartenden, weit ausgedehnteren und schwierigeren Wirkungskreise in hohem Grade gewachsen. Als durch den Abschluß des Friedens von Nikolsburg seiner dortigen Thätigkeit ein Ende gemacht war, kehrte er nach Münster zurück und übernahm von neuem sein vor dem Kriege geführtes

Commando. Am 20. September, dem Tage des Einzuges der aus dem Felde heimkehrenden Truppen in Berlin, wurde er zum Chef des 7. Westfälischen Infanterieregiments Nr. 56 ernannt, welches auf Befehl Kaiser Wilhelm's II. seit dem 27. Januar 1889 für alle Zeiten den Namen „Infanterie-Regiment Vogel von Falckenstein (7. Westfälisches) Nr. 56" führt; auch wurde ihm eine Dotation verliehen, die er zum Erwerbe des von Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg angekauften Rittergutes Dolzig bei Sommerfeld im Kreise Sorau der Mark Brandenburg verwendete. Außerdem erhielt er das Großkreuz des Rothen Adlerordens. Aber nur kurze Zeit blieb er an der Spitze des VII. Armeecorps. Schon am 30. October vertauschte er die Stellung mit der des commandirenden Generals des I. Armeecorps zu Königsberg i. P., welche er fast zwei Jahre lang bekleidet hat. Am 4. August 1868 wurde er auf seinen Wunsch von derselben entbunden und zu den Officieren von der Armee versetzt.

Aus der Ruhe des Landlebens, in welches er sich nach Dolzig zurückgezogen hatte und in dem er seine Tage ungestört zu beschließen dachte, riß ihn der Ausbruch des Krieges vom Jahre 1870. Er wurde zum Generalgouverneur im Bereiche des I., II., IX. und X. Armeecorps, also der gesammten deutschen Küstenlande, und zum Oberbefehlshaber aller dort befindlichen mobilen und immobilen Truppen ernannt. Zu einer thatsächlichen Abwehr feindlicher Angriffe hatte er keine Gelegenheit, dagegen schritt er gegen Regungen aller Art, welche im Widerspruche standen mit den Einrichtungen des Staates und mit den Absichten der Regierung, scharf und entschieden ein; daß er dabei die Grenzen der ihm zustehenden Befugnisse nicht in allen Fällen streng innegehalten hat, zeigt das Anrufen der Landesgesetze durch Personen, welche von seinen Anordnungen sich für zu Unrecht betroffen erachteten, und Falckenstein's richterliche Verurtheilung zu Schadenersatz. Nach Beendigung seiner Thätigkeit in dieser letzten ihm angewiesenen Dienststellung wurden seine Leistungen durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens anerkannt. Am 27. December 1874 schied er, auf sein Ansuchen mit Pension zur Disposition gestellt, endgiltig aus dem Heere, dem er mehr als sechzig Jahre angehört hatte, und am Ostermontage, dem 6. April 1885, starb er, bis zu seinem Tode körperlich wie geistig sich großer Rüstigkeit und Frische erfreuend, zu Dolzig, ein ergebener Christ, ein treuer Diener seines Kriegsherrn, dem er in Freud und Leid mit immer gleichbleibender Verehrung anhing, geistvoll, von vielseitigem Wissen, kunstsinnig und ein ganzer Soldat.

Militär-Wochenblatt Nr. 37 vom 6. Mai 1885. B. Poten.

Vogel: Karl Christian V. von Vogelstein, Porträt- und Historienmaler, geboren am 26. Juni 1788 zu Wildenfels im sächsischen Erzgebirge als der Sohn des seiner Zeit insbesondere durch seine Kindergruppen und Bildnisse gerühmten Christian Lebrecht V. (1759—1816), genoß frühzeitig den Unterricht des Vaters, kam 1804 auf die Akademie zu Dresden, wo er durch frisch aufgefaßte Porträts (z. B. das Bildniß des Sprachforschers Lindner) Beifall errang, in der Galerie eifrig copirte und sich mit eigenen Compositionen hervorthat. Eingeladen durch Baron v. Löwenstern folgte V. dieser Familie 1807 nach Dorpat und im folgenden Jahre nach St. Petersburg, wo er im fürstlich Gagarin'schen Palais an der Newa sein Atelier aufschlug und durch viele glücklich vollendete Bildnisse — darunter die Porträts des Grafen Bray, des französischen Gesandten Mr. de Caulaincourt Duc de Vicence, insbesondere aber des Grafen Josef de Maistre — einen guten Namen in der höheren Gesellschaft und die Mittel zu einer längstersehnten Reise nach Italien gewann. Im August 1812 reiste V. durch Vermittlung des Ministers Grafen Soltikoff mit

einem russischen Kriegskutter nach Deutschland zurück, malte in Berlin seinen Oheim Charles Le Cocq und dessen Sohn, den Polizeipräsidenten Le Cocq, in Dresden die mit größter Pietät durchgebildeten Bildnisse seiner Eltern und zog dann über die Alpen nach Italien und Rom, wo er von 1813 bis 1820 verweilte. Unter den zu Rom in zwei Heerlager getheilten Künstlern suchte V. eine vermittelnde Stellung zu gewinnen. Obwol seiner ganzen Natur nach der Romantik zugethan, verwarf er doch nicht die antikisirende Richtung, in der Hoffnung, die Strenge der Zeichnung durch ein realistisches Colorit zu beleben. Doch fehlte ihm neben der Größe der Idee auch die Wucht der Contour und seine Farbengebung ging alsbald in Süßigkeit über; er sah alles mit den Augen des Rafael Mengs, dessen Methode V. schon unbewußter Weise von Dresden mitgebracht hatte und zeitlebens nicht abzustreifen vermochte. V. warf sich mit großem Eifer auf das Studium der Maler von Giotto bis Rafael und las zur Ergänzung seiner Bildung gerne die gleichzeitigen italienischen Dichter, unter welchen ihn Dante voraus begeisterte und fesselte; er sammelte zu einer Zeit, wo die reproducirende Technik höchstens durch kümmerliche Lithographieen vertreten war, eine Fülle von Bausen und Umrißzeichnungen nach Wandgemälden und Tafelbildern aus Klöstern, Kirchen, Rath- und Privathäusern in Umbrien, Toscana, Mantua, Viterbo, Orvieto, Mailand und Neapel, doch trugen die meisten dieser Copien eine eilfertige Manier und dilettantisch vage Schablone ohne den individuellen Charakter des jeweiligen Meisters wiederzugeben. V. ergänzte auch auf späteren Reisen diese Collection und ließ (München 1860) sogar einen Katalog darüber drucken; ihr Hauptwerth ist heute nur mehr ein theilweise historischer, indem viele Werke inzwischen verschwanden, ihre Stätte wechselten oder von der neueren Forschung auf andere Namen umgetauft wurden. Außerdem übte sich V. auch in landschaftlichen Skizzen nach der Natur und trieb im Spitale della Consolazione zwei Winter hindurch in seiner Weise anatomische Studien. Am meisten aber cultivirte er das Porträtfach und excellirte mit bestem Erfolge, umsomehr als es ihm gelang die damaligen Menschen ganz ihren Wünschen gemäß möglichst ähnlich und schön darzustellen. Im Gegensatz zu der gesunden Empirie der Cinquecentisten und der chevaleresken Lebenslust van Dyck's spricht aus Vogel's und Stieler's Bildnissen die leere Gloire der kaum verdufteten Kaiserzeit und der nachfolgenden Restauration. In Rom malte V. die Bildnisse von Thorwaldsen (1815), den Lucian Bonaparte und Papst Pius VII. in ganzer Figur (für den König von Sachsen), damals vielbewunderte Leistungen ob ihrer Eleganz, Bravour und erstaunlichen Auffassung. Auch leistete V. viele religiöse Bilder, darunter eine „Versuchung Christi“ (als Geschenk für die Kirche seines Geburtsortes), eine „Verkündigung“ und „Taufe Christi“ und die „Rechtfertigung der Susanna“, dann als autobiographisches Votivstück eine Zeichnung mit Randarabesken, wie ein pilgernder Künstler durch die Kunst der Religion zugeführt wird. V. betheiligte sich auch an der Bilderdecoration des Saales bei dem am 29. April 1818 in der Villa Schultheiß zu Ehren des bairischen Kronprinzen Ludwig abgehaltenen Festes (vgl. Riegel, Geschichte d. dtschn. Kunst, 1876, I, 307 ff. und Fr. Rückert's Deutsches Künstlerfest in Rom); als dann der jugendliche Mäcen von Florenz aus seinen Dank an die Künstlerschaft mit einer Flasche Rheinwein vom Jahre 1634 begleitete, erhielt V. diese kostbare Gabe durch einstimmigen Beschluß seiner Collegen als Reconvalescenzmittel zuerkannt (vgl. Ringseis, Jugenderinnerungen, 1876) — ein schönes Zeichen seiner allseitigen Beliebtheit. Allgemein rühmte man Vogel's innige Theilnahme für alle höheren Fragen und Aufgaben der Kunst, der Poesie, der Wissenschaft und Geschichte, seine vielseitige Bildung und seine, überaus wohlthuend berührende Form des

Umgangs, sein immer gleiches klares Gemüth, seine die Dissonanzen des Lebens ausgleichende innere Heiterkeit, Herzensgüte und liebenswürdige Bescheidenheit, lauter Charakterzüge, welche sich bei V. bis an sein Lebensende immer inniger vertiesten, den Verkehr mit demselben sehr angenehm machten und, wenigstens nach damaliger Meinung, auch zur Signatur eines Künstlers und insbesondere eines Porträtmalers naturnothwendig gehörten. Er beobachtete dabei die Gepflogenheit gleich in erster Sitzung eine vollständige Bleistiftzeichnung der betreffenden Persönlichkeit zu fertigen und wenn dieselbe vollkommen mit ihrem Abbilde einverstanden war, von dem jeweiligen Original die eigenhändige Namensunterschrift zugleich unter Beisetzung von dessen Geburtsdatum (nach Tag, Monat und Jahr) zu erbitten. So entstand, da V. frühzeitig damit begann und diese Sitte zeitlebens beibehielt, eine schätzbare Collection von autographisch beglaubigten Porträts, in ihrer Art auch ein „Liber veritatis“, welches V. zuletzt gegen eine lebenslängliche Pension an den König Johann von Sachsen abtrat. Ueber diese Sammlung berichtete ein Artikel im Stuttgarter Kunstblatt 1838, S. 47 ff. und 1846, S. 134; später ließ V. einen eigenen über 700 Nummern zählenden Katalog drucken; im J. 1886 wurde diese ganze Collection zu Dresden ausgestellt (vgl. Lützow's Kunstblatt 1886, XXI, 506 und Fr. Pecht, Kunst für Alle, 1886, S. 93).

Im December 1820 erhielt V. als G. v. Kügelgen's Nachfolger eine Professur an der Akademie zu Dresden. Hier malte er eine „Kreuzigung“ (im Dom zu Naumburg), abermals die „Versuchung Christi“ (für die Stadtkirche zu Wolmar in Livland) und andere religiöse Bilder, dazu eine Menge Porträts, den König Friedrich August, alle Glieder des sächsischen Königshauses, worauf 1824 seine Ernennung zum Hofmaler erfolgte. Allgemein gerühmt wurden damals seine Deckenmalereien im Speisesaale des Lustschlosses zu Pillnitz: In acht Feldern schilderte V. mit überlebensgroßen Figuren „die Künste, welche das Leben verschönen und die Völker beglücken, Wohlstand, Geistescultur und Genuß befördern“: Die Malerei, Musik, Bildnerei und Baukunst, schützend umschwebt von Poesie, Liebe, Philosophie und Anmuth (gestochen von Barth, Krüger, Stölzel und Jul. Thäter). Darauf folgten zehn Fresken in der neuen Hofcapelle zu Pillnitz mit „Scenen aus dem Leben der hl. Jungfrau“. Dann kamen wieder Porträts und Staffeleibilder, die Bildnisse von Ludwig Tieck, F. v. Raumer, Professor G. Herrmann (für die Aula in Leipzig), auch das eigene Porträt des Malers, wie er, sich von der Arbeit wegwendend, seinen zur Schule gehenden vierzehnjährigen Sohn zu Fleiß und Tugend ermahnt. Auch sein Atelier schilderte er in öfterer Wiederholung (auch in Stahlstich von A. H. Payne): wie David-Angers die colossale Büste des Dichters Ludwig Tieck modellirt und V. gleichzeitig die Farben zu dessen Porträt auf seine Palette setzt (vgl. F. v. Friesen, L. Tieck. 1871, I, 26). Tieck, der möglichst gefaßt das Unvermeidliche einer doppelten Hinrichtung über sich ergehen läßt, ist auf dem damals beliebten, mit einem farbigen Teppich belegten Antritt, in einem ledernen Lehnstuhl postirt, welchen gegen ein etwaiges Umkippen die wie ein Souffleur vorgebeugte, mit einem Büchlein in der Linken ausgerüstete Dorothea zu stützen scheint, während ein großköpfiges Kind die Rechte des Dichters festhält und nach vorwärts zieht. Davor arbeitet der auf einem Schemmelchen stehende, in eine Blouse gekleidete Künstler, einen Klumpen Thon in der Linken. Daneben sind der Architekt Karl Förster, die Barone v. Stackelberg und Sternberg, assistirt durch den Kupferstecher Moriz Steinla mit staunender Bewunderung gruppirt, gleichsam als hätten sie niemals einen Bildformer in Thätigkeit gesehen, nebenbei ist auch Graf Baudissin als Zuschauer angebracht und breit im Vordergrunde sitzend der sonst nur durch Schlafen seine Gegenwart kund-

gebende C. A. Böttiger; die Lücke des Vordergrundes wird durch ein sitzendes Hündchen und etliche Zeichnungsmappen belebt: Alles im akademisch-steifen Stil componirt, wie man etwa noch zu unseren Zeiten „schöne" Gruppen für photographische Aufnahmen zu stellen beliebte. Während im rastlosen Schaffen zahlreiche Kirchenbilder und Genrescenen, Porträts und Copien (Sixtina nach Rafael) entstanden, machte V. 1834 eine Studienreise nach London und 1842—44 seine zweite Romfahrt. Hier reifte als erste Probe seiner Begeisterung für den Florentiner Dichter das elf Palmen hohe aus mehreren Compositionen aufgebaute Oelbild „Dante in seiner Beziehung zur Divina Comedia", welches zu Rom und Florenz laute Bewunderung fand und von dem Großherzog von Toscana für den Palast Crocetta angekauft wurde; die Akademie ernannte den Künstler zu ihrem Mitglied und der Gelehrte G. B. Giuliani schrieb einen eigenen „Discorso" (La divina Commedia di Dante Alighieri, depinto del Sign. Carlo Vogel di Vogelstein. Roma 1844. Mit einem radirten Umriß). Außer seinem im Auftrage des Großherzogs für die herrliche Porträtgalerie im Palazzo Pitti gemalten Selbstbildnisse erhielt auch Vogel's Oelbild „Die Märtyrerin Perpetua im Gefängniß" erfreulichen Beifall, so daß er dasselbe noch vier Mal wiederholen mußte (vgl. Eduard Ille in Beil. 57 Neue Münchener Ztg. vom 8. März 1855). In Dresden ging dann V. 1844 an ein Doppelbild, darstellend die mit Paolo Malatesta aufwärts schwebende Francesca von Rimini und als Gegenstück diese am waldbewachsenen Felsabhange badende Schöne (lithographirt von Zöllner). Dann bearbeitete V. wie seinen „Dante", in demselben vielgegliederten gleichsam ein spitzbogiges Fensterbild darstellenden Aufbau, Goethe's „Faust", ein Werk, welches schon 1847 begonnen, erst während eines Winteraufenthaltes zu Venedig 1852 vollendet, die Wanderung durch München, Wien, Dresden und andere Städte machte, von der Kritik aber ziemlich ungleich beurtheilt wurde (vgl. Beil. 220 Allgem. Ztg. vom 7. Aug. 1852; dann Otto v. Schorn in Eggers' Kunstblatt 1853, S. 429 und Julius Grosse in Beil. 166 der Neuen Münch. Ztg. vom 13. Juli 1855), das Ganze war in kräftiger Farbe gemalt, die Scenen aber in einem ganz theatralischen Pathos gehalten. Der Versuch, neben der titanenhaften Wucht und Grandiosität des Cornelius in diesem Gebiete Neues zu leisten, scheiterte in der Folge noch oftmals. Dessenungeachtet ging V. getrost an eine gleiche Darstellung von Virgil's „Aeneide", doch verzichtete der Künstler glücklicher Weise auf eine Ausführung in großen Dimensionen. Zur Erläuterung dieser von Volkert, Rohrdorf, Gonzenbach und Mayr in Umrissen gestochenen Compositionen griff V. zur Feder und schrieb die auch in französischer Uebersetzung edirte Abhandlung „Die Hauptmomente von Goethe's Faust, Dante's divina Comedia und Virgil's Aeneide" (München 1861, vgl. Julius Grosse im Abendblatt 292 der Neuen Münch. Ztg. 7. Decbr. 1861), ohne seinem Unternehmen dadurch fühlbar zu nützen. Lohnendere Erfolge errang V. mit seinen Kirchenbildern und Bildnissen, darunter auch das große Tableau mit den Porträts aller Theilnehmer an der Dresdener Conferenz (als Holzschnitt in N. 418 Illustr. Ztg. Lpz. 5. Juni 1851); dazu die Brustbilder des Ministers v. Beust mit Gattin, der Frau Major Serre, des Prinzen Boachi von Ashantee, der Schauspielerin Maria Bayer u. s. w. Im J. 1853 wurde V. in den wohlverdienten Ruhestand versetzt und übersiedelte nach München, wo er ein schönes Haus erwarb und sein ältester Sohn in den bairischen Staatsdienst trat. Auch hier blieb V. noch vielfach thätig, theils mit Wiederholung früherer Bilder, theils mit neuen Schöpfungen. Dazu gehörte als Erinnerung an seine Theilnahme bei der Enthüllung des Dante-Standbildes zu Florenz (1865) ein personenreiches, durch Photographie verbreitetes Gedenkblatt, ferner mehrere Altarbilder — darunter auch eine „Kreuzigung" für

die Capelle zu Hoddersville in Irland, und ein Bildniß des edlen Professors Ernst v. Lasaulx. Auch entwarf V. in einer mit Papier durchschossenen Ausgabe der Divina commedia eine ganze Fülle von Federzeichnungen mit Illustrationen, welche freilich das hohe Alter, aber auch sein frisch gebliebenes Interesse an dieser Dichtung zeigen. V. von Vogelstein starb am 5. März 1868, seine Frau, eine Tochter der Dichterin Gensicke, war ihm schon frühe vorangegangen. Ein Sohn, Dr. Joh. E. Vogel, starb als Stadtgerichtsassessor a. D. am 26. August 1889 zu München; eine Tochter Maria Clemens trat nach dem Ableben des Vaters in das Kloster der Frauen vom guten Hirten und starb am 2. November 1891 zu Haidhausen. Eine weitere Uebertragung der artistischen Talente hatte in dieser Familie nicht stattgefunden. Die Kinder erbten nur die milde Frömmigkeit und anspruchslose Bescheidenheit des Vaters, welcher zeitweise gerne aus seiner stillen Verborgenheit hervorzutreten liebte und dann sein Atelier zu einem glänzenden Empfang öffnete, wenn ein alter, lieber Freund vorübergehend bei ihm gastete. V. war Mitglied der Akademien zu Berlin, Wien, St. Petersburg, Madrid, Kopenhagen, Pennsylvanien, Florenz und Venedig.

Vgl. Raczynski, 1840, III, 218—19. — Nagler, 1850, XX, 481 bis 491. Ein Sep.-Abdruck daraus mit etlichen Berichtigungen und Vogel's Porträt München 1852 bei J. G. Weiß (nicht im Handel). — Andresen, Maler-Radirer, 1867, III, 101—120. — Kunst-Vereins-Bericht für 1868, S. 50.
Hyac. Holland.

Vogelgesang: Johannes V., lateinisch Avicinius, aus Burgau, ist der Verfasser des polemischen Gedichtes: „Chronologia evangelica, das ist ein summarischer Außzug der neuevangelischen Chronicken, darinn der anfang, erweiterung unnd früchten des newen Christenthumbs, wie es D. Martin Luther selbst gepflanzt hat, ordenlich beschriben und menigklich zulesen in lustige reymen gestellet. Durch Joannem Avicinium Burgavum", welches mit einer Vorrede von Johann Naß (s. A. D. B. XXIII, 257) 1570 zu Ingolstadt gedruckt wurde (76 Bl. Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., II, 489). Schon 1549 erschien „Ein heimlich Gesprech von der Tragedia Johannis Hussen zwischen D. Martin Luther und seinen guten Freunden. Auf die weiß eyner Comedien. Durch Joan. Vogelgesang" (23 S. Goedeke II, 360). Diese Komödie ist veranlaßt durch die von Joh. Agricola von Eisleben (s. A. D. B. I, 146) 1537 zu Wittenberg veröffentlichte: Tragedia des Johannis Huß. G. Kawerau (Ueber den Verfasser der Tragedia Johannis Huß, im Archiv für Litteraturgesch. 10, 6) sucht nachzuweisen, daß der Verfasser derselben nicht unser V., sondern Simon Lemnius (s. A. D. B. XVIII, 236) sei. V. gibt sich deutlich nicht nur als Katholiken, sondern als Gegner Luther's zu erkennen. Es beruht also auf einem unverzeihlichen Irrthum, wenn Joannes Avicinius von Sixtus V. 1590 in die erste Classe des Index der verbotenen Bücher, also unter die ketzerischen Schriftsteller gesetzt wurde und noch jetzt darin steht (Reusch, Geschichte des Index I, 515).
Reusch.

Vogelhuber: Georg V., ein Componist aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, der vielleicht noch im 15. Jahrhundert geboren ist. Unsere Kenntniß über ihn beschränkt sich nur auf vier deutsche mehrstimmige Lieder und eine Messe über sanctus spiritus zu 4 Stimmen, erstere sind in meiner Bibliographie verzeichnet und zum Theil in Partitur abgedruckt in Monatsh. f. Musikgesch. XXVI, 108 und letztere befindet sich in einem Chorbuche des 16. Jahrhunderts, Mscr. 773 der bischöfl. Proske'schen Bibliothek zu Regensburg, hier nur mit Vogelhueber gezeichnet. Seine weltlichen Lieder sind von großer harmonischer Einfachheit, doch seine als Tenor zu Grunde gelegten Melodien, die vielleicht

auch sein Eigenthum sind, tragen den echten volksthümlichen Charakter und gehören zu dem Besten, was wir aus jener Zeit besitzen. Ganz besonders die Melodie zu „Wo soll ich mich hinkeren, ich armes Brüderlein" ist von einer Anmuth und Formvollendung, wie man sie aus dieser frühen Zeit kaum zu erwarten gewohnt ist. Der vierstimmige Satz bedeckt leider die schöne Melodie trotz seiner Einfachheit in einer Weise, daß sie nur zur Geltung kommt, wenn man sie allein heraushebt, wie ich es auch in den Monatsh. XXVI, 111 gethan habe. Die Messe ist mir unbekannt. Rob. Eitner.

Vögeli: Hans Heinrich V., Historiker, geboren am 4. Januar 1810 zu Elликon (Kt. Zürich), † am 10. October 1874 zu Zürich. Der Sohn eines auf einer Dorfpfarre bethätigten, aber 1817 amovirten zürcherischen Geistlichen, durchlief V. als Stipendiat, nachdem eben das elterliche Haus sich für ihn geschlossen hatte, die Schulen seiner Vaterstadt, wandte sich aber auf den nachher von ihm besuchten deutschen Universitäten von dem Studium der Theologie, auf welches ihn der Bildungsgang jener Unterrichtsanstalten gewiesen hatte, zu dem historischen Fach hinüber, wie er denn während des Aufenthaltes in Berlin zu dem weiteren Kreise der Schüler Ranke's zählte. Nach der Rückkehr habilitirte sich der Dr. phil. an der Hochschule in Zürich als Privatdocent für historische Fächer 1836 und trat 1838 in das Amt als Lehrer der Geschichte an der Industrieabtheilung der Kantonsschule. Später verlegte er seine ganze Thätigkeit an die Universität — 1866 begann er auch am eidgenössischen Polytechnikum zu lehren —, und 1870 wurde er zum außerordentlichen Professor an der Hochschule befördert. Auch journalistisch war V. zeitweise in den kampfreichen Jahren von 1839 an, wo sich die von der Leitung des Kantons damals verdrängte radicale Partei zur Wiedererringung ihres Einflusses rüstete, nebenher bethätigt. In seinen jüngeren Jahren ein schöner kräftiger Mann, Meister in leiblichen Uebungen, ein eifriger Förderer des Turnens, litt er in der späteren Lebenszeit an einer Halskrankheit, der er auch erlag. V. war ein äußerst kenntnißreicher, vielbelesener Geschichtsforscher, höchst anregend im Gespräch, vielseitig, von Idealen erfüllt — so nahm er thatkräftig noch in den sechziger Jahren der polnischen Sache sich an —; aber eben diese Fülle der Gedanken hinderte ihn, wenigstens auf der mittleren Stufe, als Lehrer eine eindringlichere Kraft zu entwickeln, und auch sonst konnte es geschehen, daß V., etwa vor der zürcherischen antiquarischen Gesellschaft, der er seine Mitwirkung sehr förderlich zu theil werden ließ, als Vortragender, hingerissen von der Lebhaftigkeit seiner Beredsamkeit über ein ganz anderes Thema, als er sich vorgesetzt und öffentlich angekündigt hatte, in interessanter Weise sprach. Mit feinem Verständniß und zutreffendem Urtheile wußte er den weltgeschichtlichen Vorgängen auch der eigenen Zeit zu folgen und in oft überraschender Voraussicht nachfolgende Entwicklungen voraus zu bestimmen. Als Freund des Schulwesens war er noch bis in die letzte Lebenszeit in der Aufsichtsbehörde des zürcherischen Lehrerseminars wirksam. V. ist, wol zum Theil infolge einer nicht genügenden Concentration in seiner Arbeit, schriftstellerisch nicht in dem Umfange thätig gewesen, wie es von seinem vielfach entfalteten Wissen hätte erwartet werden können. Eine größere Editionsarbeit leistete V. 1838 bis 1840, gemeinsam mit Hottinger (siehe A. D. B. XIII, 201), in der Drucklegung von Bullinger's Reformationsgeschichte, auf Veranstaltung der zürcherischen vaterländisch-historischen Gesellschaft. Den Beginn eines allgemein geschichtlichen Werkes legte V. 1856 in Band I seiner „Geschichte des Europäischen Staatensystems vom Zeitalter der Reformation bis zur ersten französischen Revolution" vor, der bis zum Jahre 1661 reicht, aber ohne Fortsetzung blieb. Nach dem Vorworte sollte das Buch laut Aufforderung der „vorgesetzten Behörde" das früher auf der gleichen Schulstufe gebrauchte gleich

betitelte Lehrbuch Heeren's (s. A. D. B. XI, 246) ersetzen; allein gerade zum Schulgebrauch war das nur in drei langathmige Abschnitte (Die Spanier — Mit den Spaniern die Niederländer und Engländer im Kampfe, kirchliche und politische Zerwürfnisse der Franzosen — Die Franzosen) zerlegte Werk — der Stil lehnt sich vielfach an den Johannes Müller'schen des die gleiche Epoche wenigstens in ihren Anfängen behandelnden Ranke'schen Erstlingswerkes — am allerwenigsten geeignet: denn auch dem Fachmann fällt es nicht immer leicht, dem originellen Gedankengange des Verfassers bei dessen Stoffeseintheilung zu folgen. Außerdem finden sich noch bemerkenswerthe Einzelstudien durch V. in Programmen niedergelegt, die er als Lehrer der Kantonsschule übernahm. Zu der Zeit, wo eine empfindliche Lücke im urkundlichen Materiale zur schweizerischen Geschichte noch nicht durch die Beilagen zur Abschiede-Sammlung ausgefüllt war, gab er 1847 hier einen „Versuch einer kritischen Ausgabe der wichtigsten Staatsverträge, welche die Schweiz mit dem Auslande abschloß", und noch 1861 wurde in gleicher Richtung von ihm veröffentlicht: „Urkundliches über das französisch-schweizerische Defensiv-Bündniß von 1777: I". Außerdem sei von solchen Arbeiten das Programm von 1873 erwähnt: „Zum Verständnisse von Meister Hämmerli's Schriften bis auf die Costnitzer Versammlung 1414", wo aber wieder der weit größere Theil viel mehr hinausgreift, indem derselbe einen Abriß der Entwicklung des deutschen Staatsrechtes von 1056 an enthält. Eine vollster Aufmerksamkeit würdige letzte Gabe reichte noch V. 1874 vom letzten Krankenlager in seiner „Schweizerischen Chronik 1873", eine raisonnirende Uebersicht der Jahresvorgänge, unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die am 19. April 1874 angenommene revidirte Bundesverfassung, daneben auf die durch die altkatholische Bewegung bedingten kirchlichen Kämpfe. Vorrede, Einleitung, Schlußwort — dieses mit dem deutlich durchklingenden: Lucem spiramus — zeigen, bei allem eigenthümlich Sprunghaften des Stils, das auch hier wiederkehrt, nochmals den Ideenreichthum des Verfassers.

Meyer von Knonau.

Vögelin: Joh. Konrad V., geboren 1792, † am 15. November 1847, schweizerischer Geschichtschreiber. Nach seinen Studien dem theologischen Berufe angehörend, seit 1819 langjähriger Pfarrer — mit dem Jahre 1831 Decan — an der Kirche zu Benken im nördlichsten Theile des Kantons Zürich, war dieser aus einem stadtzürcherischen Geschlecht stammende Freund historischer Studien ein seiner Zeit mit Recht beliebter Bearbeiter der Geschichte der Schweiz für weitere Kreise. V. trug schon in seinen Vicariatsjahren und noch später mit großem Fleiße Materialien zu einer breitangelegten handschriftlichen „Geschichte der Stadt Zürich" zusammen, deren sauber ausgeführte sechs Foliobände als Geschenk von F. S. Vögelin (s. unten) jetzt auf der Zürcher Stadtbibliothek liegen. Augenscheinlich auf Grund dieser vielfach zur eidgenössischen Geschichte sich erweiternden Schilderung gab er dann 1820 bis 1825 seine dreibändige bis 1798 reichende „Geschichte der Schweizerischen Eidsgenossenschaft" heraus, ein in kräftiger, klarer und guter Sprache gehaltenes Werk, dessen wackere Tendenz ein längeres Vorwort darlegt. Von 1827 bis 1838 erschien darauf, in zwei Bänden, wobei der zweite in zwei Theile zerfällt, eine zweite Auflage, und zwar mit frischem Muthe bis ins Jahr 1838 selbst fortgeführt; das aufrichtig patriotische Schlußwort zeigt, daß der Verfasser durch diese Fortsetzung bis in die unmittelbare Gegenwart durchaus nicht neugierigem Kitzel genügen wollte. Erst nach Vögelin's Tode ließ dann H. Escher (s. A. D. B. VI, 354) eine dritte Auflage, von 1855 an, in völliger Umarbeitung erscheinen. Die Abklärung des Begriffs der Geschichte zeigt sich z. B. darin, daß V. 1820 noch mit keinem Worte vom Bunde von 1291 redete, einzig den „Bund im Rütli 1307" kannte,

während Escher dem „ersten urkundlichen Bund der drei Waldstätte" einen eigenen Abschnitt widmet, die Ereignisse von 1307 und 1308 ausdrücklich unter Hinweis auf „die alten Chroniken" — also unter Ablehnung eigener voller Verantwortung — erzählt. V. gab neben diesem größeren Werke noch eine „Schweizergeschichte für Schulen", in kurzem Abrisse, 1833 in erster, 1836 schon in zweiter Auflage, heraus. Endlich begann er noch, einen „Historisch-geographischen Atlas der Schweiz" 1846 herauszugeben, dessen Karten auf breitem Rande Erläuterungen und Textbeigaben enthalten. Doch wurden von V. nur sechs Blätter zu Ende gebracht, worauf G. Meyer von Knonau (s. A. D. B. XXI, 619) fünf weitere folgen ließ, endlich der Verf. d. Art. die vier letzten besorgte. Auch dieser Atlas war für die Zeit seines Inslebentretens eine sehr anerkennenswerthe Leistung. Meyer von Knonau.

Voegelin: Johannes V., Astronom und Mathematiker, geboren zu Heilbronn Ende des 15. Jahrhunderts, † zu Wien im J. 1549. V., der gelegentlich auch Voegele genannt wird, begegnet uns zuerst 1517 als Lehrer an der Augsburger Domschule, als welcher er sich große Verdienste erworben zu haben scheint. Sein Schüler Birk (Betulejus) ist als der Begründer des Augsburger höheren Schulwesens anzusehen; ihn selbst aber führte 1525 eine Berufung nach Wien, wo er als „collega civilis collegii Viennensis" an der Schule bei St. Stephan Mathematik zu lehren hatte. Drei Jahre verblieb er zunächst in dieser Stellung, dann erhielt er, ohne erstere aufgeben zu müssen, auch zugleich eine an der Universität erledigte Professur, und zwar bezeichnet ihn das von den Curatoren vom 11. December 1528 ausgestellte Decret als „Professor astronomie, theoretice et apotelesmatice, nec non geographie". In dem Lehrauftrage war somit die Astrologie ausdrücklich mit enthalten; außerdem war ihm eine Pflichtvorlesung über die Sphärik des Theodosius vorgeschrieben. In das erzherzogliche Collegium wurde V. 1534 aufgenommen, obwol dies, da er verheirathet war, eigentlich gegen die Statuten verstieß; er empfing dafür, daß er auf die freie Wohnung im Collegialgebäude verzichten mußte, eine jährliche Entschädigung von 32 Pfund Pfennigen. V. hat sich ausschließlich seinem Lehramte und seiner litterarischen Thätigkeit gewidmet, ein Universitätsamt dagegen niemals bekleidet. Wie hoch die Hochschule diese Kraft zu schätzen wußte, geht aus der von Stephan Solidus verfaßten Trauerelegie (Wien 1549) hervor. In der That darf V. als der letzte Vertreter jener stattlichen Mathematikerschule bezeichnet werden, welche, mit Johann v. Gmünd beginnend, der österreichischen Hauptstadt über ein Jahrhundert lang zur Zierde gereichte. Noch als Lehrer benützte er jede Gelegenheit, sich weiter auszubilden, und studirte unter Tannstetter und Perlacher; auch der hebräischen Sprache bemeisterte er sich durch Selbststudium. Für seinen Unterricht verfaßte er ein „Elementale geometricum ex Euclidis geometria", welches, nach zahlreichen Neu- und Nachdrucken zu schließen, seine Bestimmung „ad omnium mathematices candidatorum utilitatem" vollauf erfüllt haben muß. Die Sphärik des Theodosius gab er, um für seine erwähnte Hauptlection einen Anhalt zu besitzen, mit erläuternden Noten heraus (Wien 1529). Auch die Kometen zogen seine Aufmerksamkeit auf sich, und seinen Beobachtungen der Schweifsterne von 1527 und 1532 wurde die Ehre zu theil, in des Hagecius Schrift über den neuen Stern in der Kassiopeja (Frankfurt a. M. 1574), sowie in Tycho Brahe's „Progymnasmata" wieder abgedruckt zu werden. Eine andere Arbeit von ihm über Kometen sowie einen Kommentar zu Geber's Auslegung des ptolemäischen Almagestes sollen sich noch handschriftlich auf der Wiener Hofbibliothek befinden. Wenn auch V., wie ausdrücklich bezeugt wird, bei seinen astrologischen Prognosen nicht immer vom Glücke begünstigt war, so that dies doch seiner Werthschätzung bei den Zeitgenossen keinen Eintrag. Melanchthon sprach

ihm 1536 öffentlich seine Verehrung aus, und in dem Wiener „Mathematiker-verzeichnis“, welches ein gewisser Poppenheuser in poetischer Form, auf eine ältere Vorarbeit des Stiborius gestützt, herausgab, bezieht sich auch ein Hexameter („Vogelinus vir solertissimus . . .“) auf unseren Gelehrten.

Weidler, Historia Astronomiae, Wittenberg 1741, S. 341. — Kink, Geschichte der kaiserl. Universität zu Wien, 1. Band, Wien 1854, S. 318. — v. Aschbach, Die Wiener Universität und ihre Humanisten im Zeitalter Kaiser Maximilian's I., Wien 1877, S. 342 ff. — v. Aschbach, Die Wiener Universität und ihre Gelehrten 1520 bis 1565, Wien 1888, S. 291 ff. — Cantor, Vorles. üb. Gesch. d. Mathem., 2. Bd., Leipzig 1892, S. 362 ff. Günther.

Vögelin: Salomon V., geboren am 12. Juni 1774, † am 3. Januar 1849 — Anton Salomon V., geboren am 12. Mai 1804, † am 17. October 1880 — Friedrich Salomon V., geboren am 26. Juni 1837, † am 17. October 1888: Zürcherische Theologen und Historiker in drei sich folgenden Generationen.

Die aus dem Thurgau stammende Familie Vögeli — noch der Vater des ältesten Salomon und dieser selbst bis 1797 schrieben sich, gleich den anderen des Geschlechts, ohne das angefügte n am Schlusse — war 1620 ins Zürcher Bürgerrecht aufgenommen, dann rasch zu einem gewissen Ansehen gelangt. Salomon V. war von Zürich aus als Pfarrer an die Kirche der bis 1798 unter Zürcherischer Hoheit stehenden kleinen Stadt Stein, am Rhein am Ausgange des Untersees gelegen, gesetzt worden, und hier wurde ihm, das einzige am Leben gebliebene Kind, Salomon V. geboren. In der ihren inneren Verhältnissen nach eine selbständige Republik bildenden Stadt, deren noch heute — trotz mancher auch hier nicht vermiedenen nüchternen Neuerungen — erhaltene malerische Eigenthümlichkeit geeignet war, den historischen Sinn zu wecken, in einer höchst anmuthigen durch See und Fluß belebten Landschaft verlebte V. seine Knabenjahre. 1789 bis 1795 durchlief er die Zürcherischen Schulen. Dann verzichtete er nach Abschluß der Studien dem Vater zu Liebe auf die beabsichtigte Reise nach Deutschland; als Vicar trat er, von den höchsten Vorstellungen von der Wichtigkeit des geistlichen Amtes erfüllt, bei dem Vater in Stein ein. Aber als dieser 1799 gestorben war, konnte sich der Sohn, obschon er als Prediger sehr geschätzt war und gewiß nicht einen Mißerfolg gehabt hätte, tief verstimmt, wie er war, infolge der revolutionären Umgestaltung der Schweiz, vieler sein feines Gefühl verletzenden brutalen Erscheinungen der neuen Einrichtungen, nicht entschließen, sich um das Pfarramt zu bewerben; nachdem er noch bis zur Mitte des Jahres 1800 — wegen der damaligen Grenzsperre, die den neugewählten Pfarrer von Stein fern hielt — die Amtsverrichtungen versehen hatte, zog er mit der Mutter nach Zürich, wo er nun zunächst privatisirte. Erst 1802 — in dem Jahre seines Verlöbnisses mit der Tochter des 1800 verstorbenen, in Zürich zumal in altgesinnten Kreisen höchst angesehenen Rittmeisters und Rathsherrn Anton Ott, Besitzers des Gasthofes zum Schwert — fand V. Anstellung als Prediger an der Kirche des Waisenhauses, womit auch die Seelsorge im benachbarten Zuchthause verbunden war. Diese segensreiche Wirksamkeit dauerte bis 1814, wo V. durch einen Blutsturz auf der Kanzel überrascht wurde, mitten in einer immer mehr allgemeinen Beifall findenden, eine wachsende Hörerschaft an sich fesselnden Thätigkeit als Prediger, der freiwillig übernommene private homiletische Uebungen mit Theologiestudirenden parallel gingen. Nur die größte Schonung der Kräfte machte es möglich, daß V. — freilich jetzt auf anderem Felde — wieder arbeitsfähig wurde. Es wurde seine theologische Erfahrung theils für liturgische Arbeiten herangezogen, theils für die Redaction kirchlicher Lehrbücher, wobei ihm, wie früher als Prediger, der Jugendgottesdienst vorzüglich

am Herzen lag; dann nahm er sich der theologischen Uebungsgesellschaft, der 1768 gestifteten sogenannten ascetischen Gesellschaft, lebhaft an, und ebenso suchte er die Jubelfeier der Zürcherischen Reformation 1819 für die Kirche recht fruchtbar zu machen. Dabei interessirte ihn, der von Jugend an wirksamen eindrucksvollen Theilen des katholischen Cultus ausdrückliche Aufmerksamkeit geschenkt hatte, die Frage, durch welche positive Vorschläge — aber im Zusammenhang mit dem Princip der Reformation — der reformirte Cultus eine Hebung im Sinne eines liturgischen Gottesdienstes gewinnen könnte, und noch 1837 ließ er diese schon 1817 bis 1821 niedergeschriebenen Vorschläge im Drucke erscheinen: „Welche Veränderungen und Verbesserungen sollten in unserem evangelisch-reformirten Cultus vorgenommen werden?" Außerdem hatte das Jubelfest von 1819 Vögelin's Herausgabe von „Huldreich Zwingli's sämmtlichen Schriften im Auszug" — gemeinschaftlich mit Leonhard Usteri (s. A. D. B. XXXIX, 398) — zur Folge. Dazu hatte sich Vögelin's Gesundheit wieder so weit gestärkt, daß er sehr gesuchte private Confirmationscurse veranstalten konnte. Durch all das war seine Geltung so gewachsen, daß nicht nur der Führer der rationalistischen Theologie der Schweiz, Professor Joh. Schultheß (s. A. D. B. XXXII, 697—700), Beirath und Mithülfe des erheblich jüngeren V., in Anerkennung der vorsichtig friedliebenden Art und Weise desselben, für seine zahlreichen exegetischen und polemischen Arbeiten in Anspruch nahm, sondern auch in der Erwählung Vögelin's als Mitglied des Kirchenrathes 1824 öffentlich das Zutrauen zu dessen Einsicht bezeugt wurde. Als 1828 Antistes Heß (s. A. D. B. XII, 284—289) starb, waren Vögelin's nähere Freunde davon überzeugt, daß, wenn er sich hätte in den Vorschlag bringen lassen, die Wahl auf ihn als den Nachfolger gefallen wäre. Wie dann nach der Umwälzung des Staates nach der Julirevolution auch die Kirche eine neue Organisation erhielt, hatte V. auf die Gestaltung dieses Kirchengesetzes entschiedenen Einfluß — eine in einem Zwischenstadium in Aussicht stehende, ihm allzuweit gehend erscheinende Ausdehnung der Staatsgewalt veranlaßte ihn zwar zu dem für ihn ganz außergewöhnlichen Schritt einer öffentlichen Protesterklärung —, und 1831 wurde er als zweites Mitglied des neu gewählten Kirchenraths bezeichnet. So wenig er, seiner ganzen persönlichen Richtung nach, 1839 der Actionspartei irgendwie angehörte, so entschieden wandte er sich doch nach der Berufung von Strauß (s. A. D. B. XII, 291) schon gleich am 28. Januar in einer von ihm verfaßten kirchenräthlichen Denkschrift an den Regierungsrath gegen diese Maßregel, deren Folgen er mit ebenso freimüthigen, als maßvollen Worten voraussagte. 1843 lehnte er die abermals — für das erste Mitglied — auf ihn gefallene Erneuerungswahl ab. Daneben war V. noch in verschiedenen Kreisen, besonders als Mitglied der Hülfsgesellschaft und als solches 1809 in der Stiftung der Anstalt für die Blinden, ferner als eifriger Förderer der Stadtbibliothek, deren Räume sein liebster Aufenthalt waren, thätig. In Vögelin's Hause wohnte von 1817 bis 1829 sein Freund aus der Zeit der Wirksamkeit zu Stein, der damalige Diakon zu Hemishofen, Johannes Büel, ein Bürger von Stein, der zwar dreizehn Jahre älter als V. war, mit demselben aber auf dem Fuß inniger Freundschaft lebte, wie sie denn seit 1797 und wieder bis 1830, dem Todesjahre Büel's, in regelmäßiger einläßlicher Correspondenz standen. Der vielfach gebildete, auf pädagogischem Felde vorzüglich bewährte, dabei mit auffallender Kenntniß von Welt und Menschen ausgestattete Theologe war 1802 auf einen größeren Schauplatz versetzt, Gothascher Hofrath, Hofmeister in einem vornehmen Hause in Wien geworden; während seines Aufenthaltes in Zürich wurde das Haus des Freundes durch vielerlei Anregung und Besuch belebt, die Büel an sich zu ziehen wußte.

Vögelin's Name ist ganz vorzüglich mit den historischen Arbeiten verbunden,

die er hinterließ. Theils knüpfen sich dieselben, zumeist in Form von Monographien Zürcherischen Neujahrsblättern einverleibt, der Reformationsgeschichte an; theils vertiefte er sich, in Zusammenhang mit seinen liturgischen Bestrebungen — er war beispielsweise auch seit früher Jugend ein leidenschaftlich andächtiger Verehrer des Glockengeläutes —, in das Gebiet kirchlicher Archäologie und mittelalterlicher Kunstgeschichte, wo er erstaunlich belesen war, aber gewiß voran infolge seiner Jugendeindrücke in Stein sich so heimisch fühlte. Vorzüglich studirte er die Zürcherischen Alterthümer, sammelte in ein „Glockenbuch“ die erreichbaren Inschriften Zürcherischer Glocken, und so entstand aus den eindringlichsten Studien, deren Quellen der Verfasser nur nicht genügend erkennen ließ, das Buch: „Das alte Zürich oder eine Wanderung durch dasselbe im Jahre 1504“ (1829), das V. „seiner werthen Vaterstadt“ widmete. War die Einkleidung — ein Zuger Geistlicher, der das große Ehren- und Freischießen des Jahres in Zürich sich ansehen will und durch zwei wohl unterrichtete angesehene junge Zürcher durch ihre Stadt und deren Sehenswürdigkeiten geführt wird, erzählt seine Eindrücke aus diesem Bilde des eben scheidenden Mittelalters — höchst geeignet, weitere Kreise zu interessiren (Heinrich Keller — s. A. D. B. XV, 581 — erläuterte noch die Schilderung durch einen 1829 herausgegebenen Stadtplan), so enthält der 466 oft zu Excursen sich erweiternde Noten bringende Anhang eine Fülle weiterer nicht bloß zum Jahre 1504 gehörender Mittheilungen. Ein berufener Kenner — wohl Georg von Wyß — urtheilte: „In vollem Umfange war hier zum ersten Male die Aufgabe einer wahren und genauen Darstellung des Werdens und der gesammten baulichen Entwicklung der Stadt gelöst“. Einige zumeist durch allzu vertrauensselige Herübernahme älterer Materialiensammlungen verschuldete Irrthümer fallen wenig in Betracht, gegenüber der mit Recht an dem Buch gerühmten historisch und kunstgeschichtlich divinatorischen Kraft Vögelin's, der ganz in geschichtlichen Dingen Autodidakt und niemals gereist war. Andere Arbeiten schlossen sich noch an, besonders über das Großmünster, in Band I der Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft, 1841, dann die Geschichte der Wasserkirche und der darin aufgestellten Stadtbibliothek, seit 1842, deren spätere Abtheilungen einer eigentlichen Fundgrube für Zürcherische Gelehrtengeschichte gleichzustellen sind, in den Neujahrsblättern der Stadtbibliothek, freilich so, daß die Vollendung — s. unt. — durch den Sohn geschehen mußte.

1846 nämlich traf ein Nervenschlag V. mitten im freudigen Schaffen und versetzte den geistig noch frischen Greis in schmerzlich empfundene Unthätigkeit. Er lebte noch zwei Jahre, bis ihn eine schnell sich entwickelnde Brustkrankheit abrief.

Vgl. das vom Sohne verfaßte Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses für 1850 (zumeist über Vögelin's Thätigkeit am Waisenhause und als Verfasser von Neujahrsblättern), ebenso von demselben im Neuen Nekrolog der Deutschen, Jahrgang XXVII, S. 54—58, ganz besonders aber vom Enkel den Lebensabriß in den Neujahrsblättern der Stadtbibliothek der Jahre 1884 und 1885.

Anton Salomon V. war das einzige Kind aus der Ehe S. Vögelin's und der Susanna Ott. Der äußerst lebhafte Knabe, dessen reizbare Beweglichkeit durch die nicht genügende Leitung der Schule anfangs nicht zur Zufriedenheit des Vaters geregelt werden konnte, kam durch den gemessenen Ernst seines Privatlehrers Fäsi (s. A. D. B. VI, 579) zu einer geordneten Verwendung seiner reichen Begabung und vollendete dann bis 1826 den regelmäßigen Lehrgang der Zürcherischen Schulen, an den sich bis 1828 eine Studienreise in

Deutschland — voran zum Besuche der Universitäten Leipzig und Berlin — anschloß. Wenn auch Schleiermacher's Einwirkung in dem ordinirten Zürcher Theologen den Gedanken, den Predigerberuf zu seinem Lebenswerk zu machen, von neuem stärker geweckt hatte — zwar stand dem andererseits wieder die während der Studienzeit stets peinlicher hervortretende, durch einen unglücklichen Fall in frühester Jugend verursachte hochgradige Rückenverkrümmung im Wege —, so war doch V. innerlich schon in Zürich durch Orelli (s. A. D. B. XXIV, 411—416) für die Philologie gewonnen, und der Umgang mit dem von ihm hoch verehrten Lehrer Gottfried Hermann war geeignet, ihn hierin zu bestärken; doch neben dem griechischen Alterthum fesselten das feine kunstsinnige Gefühl des Vielbelesenen auch die Litteraturen der neueren Sprachen, in die er, wie schriftliche Uebersetzungen der ganzen Divina Comedia, des Sterne'schen Tristram Shandy, noch andere Arbeiten in dem Nachlasse der Manuscripte deutlich beweisen, tief eingedrungen war. Immerhin ergab sich für V. nach der Heimkehr, wo er zunächst in verschiedenen philologischen Schulvicariaten thätig war, eine gewisse ihn auf die Länge unbefriedigt lassende Zersplitterung des Thuns und eine Getheiltheit des Sinns. Dazu kam, daß Eigenschaften, die ihm schon in den Schuljahren oft Schwierigkeiten bereitet hatten, eine äußerst spürbare Sensibilität und ein starker Hang zur Satire — der schmerzliche Verzicht auf die durch das Gebrechen beeinträchtigte körperliche Schönheit kam hinzu —, bei ihm fortdauerten. Sie ließen ihn, wie die eifrig gepflegte Correspondenz zeigt — die Freunde, meist Theologen, daneben der Jurist Heinrich Hug, sahen in den Briefen einen wahren Schatz —, vielfach höchst unbefriedigt, ja unglücklich sich äußern, und dazu kam noch, mit dem Umschwung von 1830, während er doch früher, beispielsweise über den Schlendrian im Zürcher Schulwesen, ironisch genug sich geäußert hatte, das Gefühl, in einer im Niedergange stehenden Zeit zu leben, da die radikalen modernen Forderungen seine nur auf die Betonung geistiger Cultur zielenden conservativen Auffassungen beleidigten; diese Wandelungen waren ihm doppelt schmerzlich, weil sie ihm theils die Beziehungen zu Orelli trübten, theils den Herzensfreund Hug — dieser fiel als Beamter des jungen Kanton Basel-Landschaft am 3. August 1833 im Bürgerkriege durch die Kugel eines baselstädtischen Garnisonssoldaten — ihm entfremdeten und entrissen. Als jetzt die Neugestaltung der Zürcherischen höheren Lehranstalten vor sich ging, sah sich V., der doch schon 1830, noch am alten Karolinum, mit Vorlesungen über Plutarch, gewissermaßen als Privatdocent, hervorgetreten war, bei den Ernennungen für das neu geschaffene obere Gymnasium peinlich zurückgesetzt. Zwar kam er 1841 in das seiner wissenschaftlichen Richtung weniger zusagende Lehramt des Hebräischen; aber die vicariatsweise 1845 ihm zugetheilte seiner Individualität ganz entsprechende Function — ein Theil des griechischen Sprachunterrichtes am oberen Gymnasium — wurde ihm 1847 schon wieder entzogen, als ein von dem damaligen Leiter des Erziehungswesens, Dr. Alfred Escher, bevorzugter, keineswegs geeigneter Mann untergebracht werden sollte. Daneben unterrichtete V. seit 1849 als Nachfolger Orelli's im Lateinischen, und endlich 1855 trat er in das längst gewünschte griechische Lehramt ein. Außerdem docirte er seit 1833 an der Universität, wo er — seit 1852 titulirter außerordentlicher Professor — zumal Plato und griechische Dramatiker behandelte; die Collegen der Facultät haben 1852 V. vor seinem Eintritt in ihren Kreis zum Doctor honoris causa ernannt. Als Philologe wandelte V. streng in der Bahn seines Lehrers Hermann, der ausschließlich exegetischen, hatte aber dabei, wenigstens im Schulunterricht, nicht den Erfolg, den seine Gewissenhaftigkeit und die Beherrschung des Stoffes verdient hätten. Sehr fördernd war dagegen für ihn als Schüler Hermann's die seit 1850 eingetretene geistige Berührung mit dem nach Zürich

berufenen Vertreter dieser Schule, Köchly (s. A. D. B. XVI, 410—414), mochten auch die beiden Männer in Vielem einander sehr ungleich sein. So trat V. eben in diesen späteren Jahren auch litterarisch als Philologe mehr hervor. Neben seiner einzigen schon 1833 erschienenen Classikerausgabe: Plutarchi vita M. Bruti — stehen Arbeiten über Plato, Aeschylos, Aristophanes, Demosthenes, sämmtlich Gelegenheitsschriften in Form von Schulprogrammen oder akademischen Festschriften, wobei vorzüglich das feine Formgefühl des Uebersetzers und die volle Vertiefung in die Eigenart der antiken Schriftsteller und Dichter zu Tage kommen. Aber daneben behielt V. das regste Interesse für die deutsche Litteratur, das er noch 1879 durch das mit philologischer Akribie verfaßte Werk: „Herder's Cid, die französische und die spanische Quelle“ bewies. Mit dem in Basel heimisch gewordenen Wilhelm Wackernagel verband ihn, der selbst mit Glück sich poetisch bei Gelegenheit bethätigte, enge Freundschaft, und 1873 gab er, mit einer von ihm verfaßten Vorrede — auch die in Wackernagel's „Kleineren Schriften“, Band III, S. 434—442, abgedruckte Lebensskizze ist von V. geschrieben — „Gedichte von Wilhelm Wackernagel, Auswahl“ selbst heraus. 1868 trat V. von der Universität zurück, und 1875 legte er das Lehramt am Gymnasium gänzlich nieder.

Allein neben dieser Thätigkeit als philologischer Lehrer widmete sich V. auch fortwährend noch der Kirche, theils zeitweise als Prediger, dann aber ganz besonders seit 1848 als Mitglied des Kirchenrathes, wo ihn die Reorganisation des Zürcherischen Kirchengesetzes, dann — gleich dem Vater — liturgische Fragen oder die Sorge für die Besserung des Kirchengesangbuches zumeist beschäftigten. Andere Dienste leistete er dem Schulwesen der Stadt Zürich, wohlthätigen Anstalten. Aber vorzüglich war der Stadtbibliothek, der er an Seite seines Jugendfreundes, des 1886 verstorbenen Oberbibliothekars Dr. Joh. Jak. Horner, seit 1841 als zweiter, seit 1851 als erster Unterbibliothekar diente, seine Kraft gewidmet: er betheiligte sich ganz wesentlich an der Herstellung eines neuen gedruckten Kataloges des Bücherbestandes bis 1864, und machte dann die Vorarbeiten für einen Handschriftenkatalog. Außerdem setzte V. die Arbeiten des Vaters zur Geschichte und Schilderung Zürichs in vielseitiger Weise fort, und gleich diesem legte er die meisten Hervorbringungen dieser Art in Neujahrsblättern nieder, unter denen er sich ganz besonders derjenigen zum Besten des Waisenhauses annahm, als Vorstandsmitglied der diese Serie besorgenden Gesellschaft, schon deßwegen, weil der Vater zur wohlthätigen Anordnung der Zutheilung der Erträgnisse der Neujahrsblätter, überhaupt zur Stiftung oder vielmehr Verjüngung der betreffenden Gesellschaft den Anstoß gegeben hatte. Diese von V. herausgegebenen Abhandlungen gehören theils der Geschichte kirchlicher und wissenschaftlicher Institute — so der Zürcherischen Stiftsschule beim Großmünster —, theils der Reformationsgeschichte, oder der Gelehrtenbiographie, so beispielsweise die Würdigung seines früheren Lehrers und hochgeschätzten Collegen Fäsi, an. Des Vaters Geschichte der Stadtbibliothek führte V., mitten im Texte den Faden neu aufnehmend, in den Neujahrsblättern von 1847 und 1848 zu Ende. Ein neues litterarisches Unternehmen für Zürich war 1858 das mit dem Freunde G. Meyer v. Knonau (s. A. D. B. XXI, 618—619) begonnene Zürcher Taschenbuch, von dem V. allein 1862 noch einen dritten Jahrgang erscheinen ließ. Wo es sich um Erhaltung von Denkmälern oder um zweckmäßige Herstellungsarbeiten handelte, ging V., der sonst vor solchem Hervortreten sich scheute, wenn nothwendig, auch öffentlich vor; so vereitelte vorzüglich sein energisches Eintreten — „Schreiben an das Comité der Chorherrenbaute“, 1850 — die Durchführung des unglücklichen Gedankens, durch Niederlegung des romanischen Kreuzganges eine „Freistellung der Großmünsterkirche“ zu erzielen.

Aber auch schon 1841 hatte er in das damalige Organ der conservativen Partei in Zürich, „Beobachter aus der östlichen Schweiz", einen lebhaft gehaltenen Artikel: „Pia desideria für architektonische Restaurationen in Zürich" einrücken lassen.

Die Pietät für Zürich, für die Eltern, in deren Wohnung der 1835 — mit Karolina Escher — verheirathete Sohn, in dem bis 1812 auch äußerlich höchst ansehnlichen Hause zum „Alten Seidenhofe" — einem Renaissancebau von 1592 — seinen Sitz hatte, für seine Freunde, ein ungemein reges ästhetisch durchhauchtes wissenschaftliches Feingefühl, eine vollendete Humanität, vorzüglich auch eine aufrichtige Religiosität zeichneten den liebenswürdigen Charakter des vielfach anregenden Mannes aus. Auch drohende Erblindung, die allerdings nicht völlig den gefürchteten Umfang annahm, vermochte die Arbeitslust nicht zu vermindern, und noch wenige Tage vor dem durch einen Herzschlag herbeigeführten Tode fand sich der getreue Bibliothekar trotz seines schweren körperlichen Gebrechens im Arbeitszimmer seiner geliebten Stadtbibliothek ein.

Vgl. neben dem Nekrolog des philologischen Schülers Dr. Th. Hug in der Neuen Zürcher Zeitung, Nr. 310—314, von 1880, und der Würdigung von Vögelin's Thätigkeit auf dem historischen und antiquarischen Gebiete, vom Verf. d. Art., im Zürcher Taschenbuch für 1881, S. I—XVI, ganz besonders die Neujahrsblätter des Sohnes, von der Stadtbibliothek, für 1886 und 1887.

Friedrich Salomon V. war der älteste von drei zu höherem Alter gelangenden Söhnen aus der Ehe A. S. Vögelin's, der einzige, der den Vater überlebte. Von Jugend auf zu einer wissenschaftlichen und speciell zur theologischen Lebensaufgabe bestimmt, verlebte der höchst lebhafte, geistig bewegliche Knabe im großelterlichen und elterlichen Hause eine sorgsam eingegrenzte Jugend, so daß die auch auf dem Boden der Romantik gern sich tummelnde fröhliche Lust sich außerhalb dieser Schranken entfalten mußte; doch gewann der Sohn aus der väterlichen Einwirkung eine Fülle von Anregungen, und auch die satirische Ader des Vaters zeigte sich schon früh an ihm. Nach Vollendung der Gymnasialstudien in Zürich wurde V. 1857 an die Universität Basel geschickt, um an der dortigen theologischen Facultät die orthodoxe Gelehrsamkeit in sich aufzunehmen, die ihn zum Predigtamte befähigen würde. Mit vollem Eifer gab der Studirende den so beschaffenen Lehren hier sich hin, doch nicht ohne daneben bei Jakob Burckhardt auch die von Haus aus ihn lebhaft anziehenden kunsthistorischen Interessen weiter zu pflegen. In Zürich, Heidelberg, Berlin wurden die Studien vollendet, dann 1862 eine Studienreise durch Italien gemacht, nach der Ordination — 1861 — 1862 zuerst vicariatsweise, seit 1864 endgültig das Pfarramt in dem großen Industriedorfe Uster (Kt. Zürich) angetreten. Allein schon in diesen Zwischenjahren hatte theils die anfangs unbegrenzte Hingabe an die kirchliche Orthodoxie einer stets abweichenderen Auffassung Platz gemacht; anderntheils hatte V. schon ernsthaft geschwankt, ob er nicht ganz sich der Kunstgeschichte zuwenden sollte. Jedenfalls aber zeigte er jetzt als Kanzelredner — 1864 und 1865 erschienen einzelne Predigten im Druck — bedeutende Befähigung; aber nur um so mehr erhob sich der Widerspruch der orthodoxen Gemeindeglieder und bald auch weiterer Kreise gegen V. Schon 1865 gaben 78 zürcherische Geistliche eine öffentliche Erklärung gegen seine Predigten ab, wogegen die Gemeindebehörden von Uster für ihn Zeugniß ablegten, und es kam in der Geistlichkeitssynode des Kantons zu Verhandlungen über die Angelegenheit. V. seinerseits faßte 1867 in dem Buche: „Die Geschichte Jesu und der Ursprung der christlichen Kirche" die Ergebnisse der Strauß'schen Forschungen für das Verständniß weiterer Kreise zusammen. Daneben

aber begann er auch auf dem Felde der kantonalen Politik hervorzutreten. Als seit 1867 die Agitation für eine weitergehende demokratische Umgestaltung des Kantons Zürich immer größeren Umfang annahm, war Uster bald ein Hauptquartier für diese Bestrebungen, und eine der die Bewegung unmittelbar einleitenden Volksversammlungen fand im December 1867 in nächster Nähe von Vögelin's Kirche statt. Hauptredner war dabei Secundarlehrer Sieber, einer der rücksichtslosesten, dabei aber unleugbar von idealen Gedanken — besonders betreffend das Erziehungswesen — erfüllten Führer der vorwärtsdrängenden Partei, ein um sechzehn Jahre älterer Gesinnungsgenosse, der auf V. großen Einfluß gewann. So kämpfte V. als Sprecher der demokratischen Partei in dem 1868 einberufenen Verfassungsrathe mit, und als 1869 nach Annahme der neuen Verfassung Sieber im ganz umgestalteten Regierungsrathe Director des Erziehungswesens geworden war, erfolgte 1870 Vögelin's Berufung auf den neu geschaffenen Lehrstuhl für Cultur- und Kunstgeschichte an der Zürcher Hochschule als Extraordinarius — 1876 kam die Erhebung zum Ordinariate nach —; daneben gehörte er seit 1872, in dessen Frühling freilich das auch von V. im Kantonsrath und in eifriger Agitation feurig verfochtene Sieber'sche Unterrichtsgesetz in der Volksabstimmung des 14. April verworfen wurde, neun Jahre hindurch dem Erziehungsrathe des Kantons an.

V. war, als er 1870 sein Lehramt übernahm, durchaus nicht bloß durch seine Freundschaft mit Sieber, sondern auch sachlich sehr wohl empfohlen. Schon 1862 hatte er in Band XIV der Mittheilungen der Zürcher Antiquarischen Gesellschaft die Abhandlung: „Das Kloster Rüti, Stiftung der Freiherren von Regensberg und Grabstätte der Grafen von Toggenburg" gegeben, 1866 bis 1869 in „Neujahrsgaben für Uster" Arbeiten zur Geschichte seiner Kirchgemeinde und wieder zu derjenigen von Rüti — „Aufhebung des Klosters Ried, ein Beitrag zur Reformationsgeschichte" — folgen lassen. Die 1870 begonnenen „Denkmäler der Weltgeschichte" waren ein geschickt geschriebener, wissenschaftlich als selbständige Arbeit jedoch nicht in Betracht fallender Text zu einem Illustrationswerke. Dagegen hatte sich V. schon 1868 durch einen in Basel gehaltenen und nachher gedruckt erschienenen Vortrag: „Die Religion im Spiegel der Kunst", hernach durch einen noch von Uster aus in Zürich veranstalteten Vortragscyclus über Raffael als Kenner und geschmackvoller Interpret auf kunstgeschichtlichem Felde erwiesen, ebenso durch eine in ihrer These zwar später von ihm selbst nicht mehr festgehaltenen Schrift: „Die Madonna von Loreto" (nämlich als ein in einer Privatsammlung auf Schloß Kiburg, Kt. Zürich, erhaltenes Kunstwerk Raffael's) seinen Scharfsinn dargelegt. Als Universitätslehrer entfaltete V. alsbald eine sehr vielseitig anregende Thätigkeit, die seine vorzügliche Befähigung, wissenschaftlichen Stoff aus eigener Erfassung heraus geschickt und originell zu gestalten, in fesselnder Weise zum Vortrage zu bringen, durchaus bezeugte. Aus den mannichfaltigsten Materien der Kunstgeschichte, alter und neuer Zeit, der allgemeinen und der schweizerischen Culturgeschichte wählte er seine Vorlesungen; nebenher gingen einige litterargeschichtliche Themata — so in Nachfolge des Vaters über Herder — oder Collegien aus der Geschichte des Theaterwesens, wie er denn überhaupt stets für dramatische Poesie und für Theater sich lebhaft interessirte, längere Zeit der Vorsteherschaft des Zürcher Stadttheaters angehörte, an den Bestrebungen des von seinem Freunde Gerold Vogel gegründeten dramatischen Vereins von Zürcher Dilettanten lebhaften Antheil nahm; nachdem V. die Forschungen über Tschudi an die Hand genommen hatte, begann er auch die römischen Inschriften in Vorlesungen zu behandeln; Ankündigungen aus der Kirchengeschichte, besonders über das Urchristenthum, über Zwingli, fehlten gleichfalls nicht; durch die Veranstaltung von Uebungen

im historischen Seminar verstand er es gut, unmittelbar auf die Studirenden, denen er auch gern auf Excursionen Kunstwerke vorführte, zu wirken. Außerdem bethätigte sich V. auch am zürcherischen Lehrerseminar von 1871 bis 1877 als Lehrer und hob da das Fach der Geschichte zu einem geachteten Range empor; unermüdet trat er außerdem vor den verschiedenartigsten Versammlungen privater oder öffentlicher Natur als packender Redner mit Vorträgen historischen Inhaltes hervor. Das von ihm 1872 herausgegebene geschichtliche „Lehr- und Lesebuch für die Volksschule" war zwar, wie das bald sich ergab, wegen der zu breiten Anlage und der zu weitgehenden Voraussetzungen praktisch nicht zu verwenden, auch in manchen Ausführungen gewagt und einseitig; indessen verbreitete das Buch in viele Kreise, die sonst derartiger höher gegriffener Belehrung ferner standen, abermals Anregungen, und der Verfasser hatte selbst überall in Lehrerconferenzen dessen Handhabung zu erklären versucht. Freilich scheute da V., in dem Wunsche, originelle Ansichten zu wecken, auch vor Paradoxen mitunter nicht zurück, und das bald eifrigst von ultramontaner Seite aufgegriffene geflügelte Wort vom „Glück bei Cappel", d. h. daß Zwingli und damit die weiter greifende, nach Vögelin's Meinung die Eidgenossenschaft mit Zerstörung bedrohende Politik Zürichs 1531 unterlegen seien, verdankte einem solchen Vortrage seinen Ursprung.

Daneben war nun V. als Politiker und Parlamentarier von der demokratischen bis in die socialdemokratische Auffassung vorgerückt, und nachdem er 1875 — nach dem völligen Austritt aus dem geistlichen Stande — als Mitglied des Nationalraths erwählt worden war, hatte sich auch nach dieser Seite hin seine Thätigkeit — von 1869 bis 1884 gehörte er ununterbrochen dem Zürcher Kantonsrath als Mitglied an — noch erweitert. Wenn auch nicht häufig, vermochte er, wenn er in Rathsverhandlungen sprach, um so wirksamer seine rhetorische Begabung zu zeigen, und ein Journalist sprach, nach Vögelin's Tod, über dessen Haltung in Bern das Urtheil aus: „Klare, logische Gliederung der Gedanken, Wohllaut des Ausdrucks und schöne Diction waren seine großen Vorzüge, und es war nicht nur eine Lust, ihm zuzuhören; sondern es war auch ein Vergnügen, ihm nachzuschreiben". So war V. zwar nicht Führer, aber sehr wesentlich ein Förderer der Gruppe seiner politischen Freunde, als wissenschaftlicher Vertreter der von ihnen verfochtenen demokratischen Principien. So trat er für das Zustandekommen des eidgenössischen Fabrikgesetzes 1877 sehr nachdrücklich ein, und später sprach er — 1886 bei einer Centralversammlung der schweizerischen Grütlivereine — für ein Weltfabrikgesetz. Dagegen scheute er sich 1881 im Zürcher Kantonsrath nicht, als er — gegenüber einer von 30 000 Unterschriften bedeckten Protesterklärung — für die Abhaltung eines internationalen Socialistencongresses in Zürich eine Rede hielt, die freilich den Congreß nicht rettete, eben in diesen seine ganzen Ansichten über Socialdemokratie ausführenden Worten auch der „systematischen Verhetzung", wie solche das in Zürich erscheinende Parteiorgan betreibe, entgegenzusprechen. Ueberhaupt wollte V., wie er in einem Wahlmanifest von 1881 sich äußerte, „der dünkelhaften Ueberschätzung der eigenen Gesinnungstüchtigkeit" steuern, und so redete er, obschon er beispielsweise 1882 in der Agitation für das nachher in der Abstimmung verworfene eidgenössische Schulaufsichtsgesetz als Mitglied der radicalen Partei der Bundesversammlung auch den katholischen Ueberzeugungen scharf widersprochen hatte, stets wieder für die Gleichberechtigung der Katholiken in der Bundesversammlung, besonders für die Erwählung eines conservativen Katholiken in den Bundesrath. Gleichen Erwägungen entsprang seine Betheiligung an der Arbeit für Proportionalvertretung beim Wahlverfahren. Aber bis zu den letzten Consequenzen radical zeigte er sich in einer den Kanton Zürich speciell betreffenden

Frage. Bei der Berathung des Entwurfes eines neuen kantonalen Kirchengesetzes 1883 wollte der frühere Pfarrer nicht nur die zürcherische evangelische Landeskirche ganz aufheben, sondern auch den Kirchgemeinden — abgerechnet die ihnen verbleibenden Kirchen und Pfarrhäuser — eine Staatsdotation nicht auf den Weg geben, vielmehr in der Höhe des capitalisirten Betrages des bisherigen Cultusbudgets eine Staatsanleihe zum Behufe der Unterstützung von Spitälern und Schulen aufnehmen. So vertrat V. fortwährend nach den verschiedensten Seiten die demokratischen Forderungen; aber auch sonst beschäftigten ihn stets die mannichfaltigsten öffentlichen Angelegenheiten. Beispielsweise schrieb er 1879 an Bluntschli als an den Vorsitzenden des Instituts für Völkerrecht und setzte ihm einen Gedanken, den er schon seit Jahren in sich trage, aus einander, des Inhaltes, daß dem schweizerischen Bundesrathe eine Vollmacht übertragen werden solle, den europäischen Cabineten im Namen der Eidgenossenschaft den Vorschlag einer Convention zu unterbreiten, deren Glieder sich verpflichteten, zwischen ihnen sich erhebende politische Differenzen in erster Linie einem aus ihrer Mitte bestellten Schiedsgerichte zu unterbreiten. — Ein Project dagegen, zu dem V. durch eine glänzende Rede im Nationalrath 1883 den ersten Anstoß gegeben hatte und für das er unermüdet, stets von neuem, eintrat, kam erst nach seinem Tode allerdings — wie übrigens die auch in jener Rede berührte Restauration der ehemaligen Klosterkirche zu Königsfelden im Aargau —, zur Durchführung, die Errichtung eines allgemeinen schweizerischen Landesmuseums, das nach den 1891 gefaßten Beschlüssen Zürich zugewiesen wurde. V. ist intellectueller Urheber dieser Schöpfung.

Neben all dieser aufreibenden vielfach ausdrücklich agitatorischen Thätigkeit schritt aber Vögelin's streng wissenschaftliche Arbeit ununterbrochen fort, wenn es ihm auch nicht vergönnt war, hier etwas Großes, an das sein Name sich für weitere Kreise hätte knüpfen können, zu vollenden. Insbesondere hatte der Plan, eine Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts zu schreiben, ihn beschäftigt. Doch ist auf diesem Gebiete der Renaissance-Zeit immerhin eine ganze Anzahl wichtiger Einzelarbeiten von ihm durchgeführt worden. Vorzüglich wendete er da sein Augenmerk unter den Künstlern Holbein zu, von dem er auch ein wichtiges Jugendwerk aus dem Dunkel, in dem es lange gelegen hatte, wieder hervorzog. V., gleich Großvater und Vater ein gründlicher Kenner der Zürcher Stadtbibliothek, fand auf dem Estrich wieder die 1514 oder 1515 für Hans Bär in Basel gemalte Tischplatte, deren Ausgabe, in den Publicationen der Gesellschaft für vervielfältigende Künste in Wien 1878, dann sein Text begleitete. Dagegen erwies sich sein mit großem Aufwande von Fleiß und Scharfsinn — in den Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft, Band XX — durchgeführter Versuch einer Beweisführung, die Wandbilder im bischöflichen Schloß in Cur seien Holbein's Originalconception des Todtentanz-Cyclus, eine durch Woltmann und Rahn von Anfang an bekämpfte Hypothese, durch die nachträgliche Auffindung des Datums 1543 an den Curer Gemälden als ein Irrthum. Werthvolle Forschungen bieten dagegen die 1879 und 1882, sowie 1887, im Repertorium für Kunstwissenschaft erschienenen Ausführungen über Holbein's Holzschnittwerk und darüber, daß Beatus Rhenanus dem Maler die Kenntniß des classischen Alterthums vermittelt habe. Ein Aufsatz über Sebastian Münster's Cosmographey — im Basler Jahrbuch von 1882 —, ferner aber zahlreiche Arbeiten in nicht weniger als zehn Neujahrsblättern der Stadtbibliothek — das erste von 1872, das letzte von 1883: über die ehemalige Zürcher Kunstkammer, über mittelalterliche Altargemälde, über Bildnisse zürcherischer bemerkenswerther Persönlichkeiten, über Glasgemälde im Besitze der Bibliothek, dann über die Holzschneidekunst des 16. Jahrhunderts in Zürich — gingen zur Seite, ferner

an verschiedenen Stellen niedergelegte Beschreibungen schweizerischer Façadenmalereien und eine Würdigung des Berner Malers Manuel. Ein Einzelbeitrag zur Reformationsgeschichte war 1882, im Jahrbuch für schweizerische Geschichte, Band VII, die Schilderung des Dichters Utz Eckstein, und ebenso beschäftigte sich V. stets wieder mit der Person Zwingli's — Rede bei der Zwingli-Gedenkfeier der Grütlivereine 1884 —, und er beabsichtigte, eine allerdings sehr nothwendige neue Ausgabe der Zwingli'schen Werke anzubahnen. Aber noch viel mehr concentrirte er die ganze Arbeit seiner letzten Jahre auf Aegidius Tschudi, den er in großem Umrisse aus dem gründlichsten Quellenstudium zu würdigen gedachte. Doch auch hier vermochte er nur allerdings sehr werthvolle Vorarbeiten, die zum Theil erst nach seinem Tode im Druck erschienen, abzuschließen. Theilweise in Widerlegung einer These Mommsen's wies V. nach, daß Tschudi zuerst in der Schweiz römische Inschriften sammelte und erklärte, und dann ging er Tschudi's Bemühungen um eine urkundliche Grundlage für seine Forschungen zur schweizerischen Geschichte bis in das einzelnste nach (Jahrbuch für schweizerische Geschichte, Band XI, XIV und XV); im Band XXIII der Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft kam der Nachweis heraus, daß Tschudi auch in Südfrankreich und Italien epigraphischen Studien oblag. Die großen Collectaneen des Vögelin'schen Nachlasses haben das Zeugniß geliefert, wie nachdrücklich diese gesammten Studien betrieben worden waren; aus einem dem Abschlusse näher gebrachten Fragmente gestaltete G. von Wyß auf die Bitte des Sterbenden für 1889 das Neujahrsblatt der Stadtbibliothek über die in deren Verwahrung liegende Tschudi'sche Handschrift der Chronik der Eidgenossenschaft.

Ein Werk der Pietät war dagegen die durch V. in Verbindung mit Dr. Arnold Nüscheler 1878 bis 1883 herausgegebene, in den sehr erweiterten „Nachweisungen und weiteren Ausführungen bis auf die Gegenwart" völlig neubearbeitete zweite Auflage des großväterlichen Werkes: „Das alte Zürich", dessen 1890 erschienenen Band II erst nach Vögelin's Tode „eine Vereinigung zürcherischer Geschichtsfreunde" zu Ende führte. Von den hier gegebenen acht Einzeldarstellungen des Ueberblicks der Geschichte Zürichs bis 1500 konnten bloß ein ganzer Aufsatz und ein Stück eines zweiten, die von V. selbst herrührten, eingereiht werden, während andere von ihm beabsichtigt gewesene Excurse theils von Andern übernommen wurden, theils ganz unausgeführt bleiben mußten. — Ebenso können andere durch V. geschaffene Arbeiten — ganz abgesehen von als Manuscript gedruckten Nekrologen, so auf die Mutter, 1883 — als solche aus warmer Pietätsempfindung entsprungene Schöpfungen bezeichnet werden. Dahin zählen ganz voran die hier schon erwähnten Lebensbeschreibungen des Großvaters und Vaters, von größter Liebe und höchster Objectivität durchwehte Biographien, in denen für die zweite dieser Eigenschaften ganz besonders ein auf das Verhältniß Vögelin's zum Vater bezüglicher Satz spricht, den der Sohn über die dem Vater zum Aergerniß gewordene „Demokratisirung der Kirche" einflocht: „Eine besondere Bitterkeit erhielt diese politische und kirchliche Bewegung für Vögelin dadurch, daß er erleben mußte, wie sie in sein eigenes Haus eindrang, und wie durch seinen Sohn der Name „Salomon Vögelin" in bleibende Verbindung mit diesen seinem innersten Wesen widerstrebenden Tendenzen kam". Ein mit wahrer Hingabe entworfenes Lebensbild aus dem eigenen Familienkreise war ferner dasjenige des Vaters der Großmutter: „Rittmeister Anton Ott, zum Schwert, und seine Gattin Dorothea Ott, geb. Rosenstock", ein Stück Geschichte besonders der Jahre 1798 bis 1800 von größerer Bedeutung, das der Verf. d. Art. aus Vögelin's Nachlaß im Zürcher Taschenbuch von 1890 herausgab. Eine moderne Künstlerbiographie bot V. selbst noch in den Neujahrsblättern der Künstlergesellschaft, die für 1881 und 1882 unter vorzüglichem Verständnisse der Eigenthümlichkeit des Malers

alter Schweizerkraft, des originellen Meisters Ludwig Vogel (s. o. S. 116), die Charakteristik einer ganzen Kunstentwicklung brachten. Als Geschenk zum 80. Geburtstage Ferdinand Keller's (s. A. D. B. XV, 563) hatte V. 1880 die Gratulationsschrift der philosophischen Facultät der Zürcher Hochschule: „Aus der Familiengeschichte der Keller vom Steinbock in Zürich" verfaßt. Denn überhaupt war V., gleich dem Vater, stets ein treues, anregend wirkendes Mitglied der von Keller gestifteten Antiquarischen Gesellschaft gewesen, und Proben seiner bei mancher Gelegenheit hervortretenden poetischen Begabung waren ihr von ihm 1882 in einer trefflichen „Reimchronik" aus Anlaß der fünfzigjährigen Stiftungsfeier dargebracht worden.

In jeder Beziehung war die Anerkennung wohl verdient, die 1885 die philosophische Facultät zu Basel V. in der Ernennung zum Doctor honoris causa entgegenbrachte, eine Ehre, die er um so mehr schätzte, als er wußte, wie vielfach er selbst ein Anderer geworden war, seit er der dortigen Universität als Studirender der theologischen Facultät angehört hatte.

V. erlag nach furchtbaren Schmerzen, denen er mit größter Energie Widerstand leistete — er erfüllte noch während des ganzen Sommersemesters 1888 seine akademischen Pflichten — dem zerstörenden körperlichen Leiden — Nierenschwund — am Todestag seines Vaters. Bei der Bestattung am 20. October, die — nach des Verstorbenen Wunsch — in kirchlichen Formen geschah, zeigte sich darin, wie nacheinander die Sprecher der Universität, der radical-demokratischen Partei im Kanton Zürich und in der Eidgenossenschaft, der organisirten Arbeiterschaft das Wort ergriffen, die Verschiedenartigkeit der Richtungen, denen diese Kraft zur Verfügung gestellt worden war.

In eigenthümlicher Weise waren in V. zwei Naturen verschmolzen, eine Charakterseite voll von zärtlichem Familiensinn, von Verständniß, von Hingebung an historische Erinnerungen der Vaterstadt, des Vaterhauses, von einer gemüthvollen Weichheit, so daß ihn beispielsweise die Ueberzeugung tief erschüttert hatte, die er davon gewonnen, daß Gilg Tschudi geradezu als Fälscher von Angaben und von Urkunden aufzufassen sei (s. A. D. B. XXXVIII, 743), und eine zweite negativ angelegte, ironisch offensive, die im öffentlichen Leben überwiegend hervortrat. Aber dabei hatte V. auch als Politiker, wie schon bemerkt, in vielen Fällen einen weitgehend unparteiischen selbständigen Sinn, und er war gar nicht immer für seine Partei ein bequemer Kampfgenosse, wenn er etwa, für die in seiner Art erfaßte Sache der Freiheit, in einer Frage als Anwalt der Gegner eintrat oder wenn er die Waffen der Ironie gegen das eigene Lager schwang. So kam es einmal vor, daß, als zwei demokratische Parteihäupter als Regierungsrathscandidaten im Kanton Zürich vorgeschlagen wurden und vorauszusehen war, sie würden — wie es dann geschah — in der Volkswahl durchfallen, V. während der Staatsprüfungen im Zürcher Lehrerseminar zum voraus zwei offene Correspondenzkarten an die Beiden, mit Gratulation zur bevorstehenden Wahl, schrieb und hier das Geschriebene überall, ganz überwiegend demokratischen Parteigenossen, vor der Absendung vorzeigte, mit der spöttischen Bemerkung, er habe doch den Beiden auf die voraussichtliche Niederlage hin eine kleine Freude wahren müssen. Der hervorstechendste Zug in Vögelin's Wesen war eine rastlose Beweglichkeit, die zu den Arbeiten fruchtbarsten Fleißes auf der einen Seite, aber anderntheils zu einer aufreibenden, oft leidenschaftlichen Vielbethätigung führte, der auf die Länge — trotz aller Willensstärke — die Natur die Spannkraft versagen mußte.

Eine größere umfassende Würdigung, die gleich nach Vögelin's Tode von seinen politischen Gesinnungsgenossen mit aller Publicität geplant wurde, scheint nicht zu Stande kommen zu sollen. Einen Ersatz dafür bietet wohl das „im Auftrage einer

von der demokratischen Decemberversammlung des Jahres 1888 gewählten Commission" bearbeitete „Lebensbild eines schweizerischen Volksmannes", von A. Isler, Lehrer in Winterthur (Winterthur 1892). Vgl. außerdem die im Anzeiger f. schweizerische Geschichte, Bd. V, 398, verzeichneten Nekrologe, worunter besonders W. Oechsli's Würdigung der litterarischen Thätigkeit und der Nachruf J. R. Rahn's, jene in der Neuen Zürcher Zeitung von 1888, Nr. 303, 305 und 306, dieser im Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde, Jahrgang XXII, S. 142—144; dazu eigene Erinnerung. Meyer von Knonau.

Vogelsang: Heinrich Joseph V., katholischer Theologe, geboren am 6. Mai 1803 zu Wiedenbrück in Westfalen, † am 15. April 1863 zu Bonn. Er machte seine Gymnasialstudien an dem Progymnasium seiner Vaterstadt und von 1819 an am Gymnasium zu Münster, studirte dann Philosophie und Theologie an der dortigen Akademie und 1824—1826 zu Bonn, trat dann in das Priesterseminar zu Köln und wurde im September 1827 zum Priester geweiht. Er wurde nun als Repetent im theologischen Convict zu Bonn angestellt, promovirte zu Breslau und wurde im Sommersemester 1829 Privatdocent, am 11. Juli 1831 außerordentlicher, 1839 ordentlicher Professor der Theologie zu Bonn. Bis 1843 las er über Dogmatik und Moraltheologie; nachdem unter dem Erzbischof v. Geissel 1843 Dieringer für Dogmatik und 1844 Martin für Moraltheologie angestellt worden, las V. über neutestamentliche Exegese. Veröffentlicht hat er ein „Lehrbuch der christlichen Sittenlehre" (3 Bände, 1834—1839); „Anfangsgründe der katholischen Religion" (1841), außerdem „Fides Nicena de Filio Dei . . . traditione confirmata" (1829, Doctordissertation); „De anamartesia Jesu Christi" (1839, Programm zum Antritt des Ordinariates); „Observationes locum Joh. 1, 3—4, illustrantes" 1800 (Universitätsprogramm). 1833—43 gab er mit Achterfeld und Braun und anderen Collegen die „Zeitschrift für Philosophie und kath. Theologie" heraus, von der er sich 1843 zurückzog. In dieser Zeitschrift und in der 1844 von Dieringer begründeten „Katholischen Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst" und in der 1847 (bis 1849) an deren Stelle getretenen „Vierteljahrsschrift" sowie in Aschbach's Kirchenlexikon stehen einige Beiträge von ihm. Reusch.

Vogelsang: Hermann V., Professor der Mineralogie und Geologie am holländischen Polytechnikum in Delft, scharfsinniger Geologe und Forscher namentlich auf dem Gebiete der Petrographie, war in Minden am 11. April 1838 geboren und siedelte nach dem frühzeitigen Tode des Vaters mit seiner Mutter nach Bonn über, wo er eine gründliche Bildung erhielt. Nach vollendeten Gymnasialstudien trat V. in der Absicht, sich dem Bergfache zu widmen, die vorschriftsmäßige zweijährige praktische bergmännische Vorlehre in den Bergwerken von Siegen und Saarbrücken an, worauf er dann 1858 die Universität Bonn bezog, um sich im Bergfach weiter auszubilden. Unter dem Einflusse Nöggerath's und vom Rath's lag V. mit Vorliebe den mineralogisch-geologischen Wissenschaften ob und faßte mehr und mehr Neigung sich ganz dem Lehrfach zuzuwenden. Zunächst begab sich V. behufs weiterer Ausbildung auf Reisen nach dem Harze, nach Schlesien, Südfrankreich, Italien und der Insel Corsika. Zurückgekehrt, promovirte V. 1863 in Bonn mit der Dissertation: „Quomodo venarum Spata primum formata atque deinde mutata sint", deren Inhalt er dann auch als seine erste Publication in dem Aufsatze: „Zur Theorie der Gangbildung" (N. Jahrbuch f. M. G. und P. 1863, 30) behandelte, um die verschiedene Erklärungsweise der Entstehung der Erzgänge kritisch zu beleuchten. V. habilitirte sich hierauf an der Universität Bonn für Geologie, folgte aber sehr bald einem Ruf als Professor der Mineralogie und Geologie an das Polytechnikum in Delft, nachdem er mit der Schrift: „Die Vulkane der Eifel und ihre

Bildungsweise" die von der holländischen Gesellschaft der Wissenschaften in Haarlem gestellte Preisfrage gelöst und die goldene Medaille erhalten hatte. An dieser Anstalt wirkte V. als Lehrer bis zu seinem frühzeitig erfolgten Tode. In der Ferienzeit führte V. wissenschaftliche Reisen, selbst bis an die Westküste von Nordamerika aus und betrieb unter dem Einflusse seines Schwagers Zirkel, jetzt Geh. Rath und Professor der Mineralogie und Geologie in Leipzig mit größtem Eifer und dem glänzendsten Erfolge die mikroscopische Untersuchung der Gesteine. V. begann die Mittheilungen über die Ergebnisse der mit großem Scharfsinn und umsichtiger Kritik in dieser Richtung unternommenen Forschungen mit einer bemerkenswerthen Publication: „Ueber die mikroscopische Structur der Schlacken und Beziehungen zur Genesis der krystallinischen Gesteine" (Poggendorf's Ann. CXXI, 101), um die aus feuerflüssigem Zustande erfolgte Entstehung vieler massiger Felsarten analog der Schlackenbildung nachzuweisen. Seine sehr umfassende vorzügliche Schrift: „Pilosophie der Geologie und mikroscopische Gesteinsstudien" 1867 behandelt in einem ersten Theil historisch die Entwicklung der geologischen Wissenschaft von Aristoteles und Plato an bis zur Neuzeit kritisch, aber gerecht abwägend in lichtvoller Weise. Hieran anknüpfend wies V. in einem zweiten Theil den großen Fortschritt nach, welche man durch die zuerst von Sorby mit so glänzendem Erfolge eingeführte Methode der mikroscopischen Untersuchung der Gesteine in Dünnschliffen bereits erzielt hatte. Das Werk enthält überdies eine Fülle scharfsinniger eigener Beobachtungen, welche zu den hervorragendsten auf diesem Gebiete der Petrographie gehören und ist mit einer Anzahl unübertroffener schöner Abbildungen von mikroscopischen Dünnschliffbildern von Felsarten geziert. Wir begegnen hier zuerst der genauen Schilderung von mikroscopisch kleinen Kryställchen, die V. Mikrolithe nannte, dann der in vielen Mineralien eingeschlossenen kleinsten Bläschen und der eigenthümlichen, auch in geschmolzenen unreinen Glasmassen bemerkbaren Streifchen mancher Gesteinsarten, welche man als Zeichen eines früher einmal geschmolzenen und geflossenen Zustandes der Gesteinsmasse unter der Bezeichnung Fluidalstructur anzusehen pflegt. Auch schildert V. in diesem Buche die von ihm wiederholten, von Doubré in Paris zuerst angestellten Versuche der Wirkung überhitzten Wassers in Bezug auf die Bildung von Mineralien z. B. von Quarzkryställchen, sowie die Darstellung von Magneteisen auf künstlichem Wege. Eine weitere Publication (Arch. néerland. III, 1868) beschäftigt sich mit dem farbigen Labradorit. Von besonderer Wichtigkeit war der in Gemeinschaft mit Dr. H. Geißler ausgeführte Nachweis, daß die in kleinsten Bläschen in manchen Mineralien, namentlich in Quarzkrystallen, eingeschlossene Flüssigkeit großentheils aus Kohlensäure besteht. Unermüdlich arbeitete V. auch an der Vervollkommnung der mikroscopischen Untersuchungsmethode und der Theorie der Krystallbildung durch Herstellung künstlicher feuerflüssiger Massen, worüber mehrere Abhandlungen in dem Archive néerland. 1870, 1871 und 1872 erschienen sind. Auf die dadurch gewonnenen Ergebnisse gestützt, schlug er in einem bei der Naturforscherversammlung in Bonn 1872 gehaltenen Vortrag eine neue Classification der Gesteine nach ihrer Mikrostructur vor. Zuletzt beschäftigte sich V. mit der mikroscopischen Untersuchung der Meteoriten und mit den Beobachtungen an natürlichen Ultramarinverbindungen, worüber auch seine letzte Publication (Mittheil. d. k. Holl. Akad. d. Wiss. 2. Folge VII) erschienen ist. Außerdem lieferte er viele kleine wissenschaftliche Abhandlungen, Notizen und populär gehaltene Aufsätze in mehreren Zeitschriften. Mitten in seinen Arbeiten, welche der Wissenschaft noch manche glänzende Erfolge in Aussicht stellten, ereilte ihn ein frühzeitiger Tod am 2. Juni 1874.

Nekrolog in Verhandl. d. naturwissenschaftl. Vereins f. Rheinpreußen ꝛc. 31, 1874.

v. Gümbel.

Vogelsang: Karl Freiherr v. V., Schriftsteller, geboren am 3. September 1818 in Mecklenburg, † am 8. November 1890 in Wien. Einer der ältesten protestantischen Familien Mecklenburgs angehörend, trat V. nach absolvirten rechts- und staatswissenschaftlichen Studien in den preußischen Staatsdienst, den er aber kurz nach dem Jahre 1848 aufgab, als er zur katholischen Kirche übergetreten war. V. verließ infolge von Mißhelligkeiten, die dadurch mit seiner Familie entstanden waren überhaupt Mecklenburg, wandte sich nach Süddeutschland und hierauf nach Oesterreich, wo er sich dauernd ansiedelte und bis zu seinem Tode verblieb. Schon im J. 1848 am öffentlichen Leben theilnehmend, bekämpfte er den Büreaukratismus und den Liberalismus. In Wien schloß er sich der conservativen und klerikalen Partei an, unternahm große Studienreisen mit dem regierenden Fürsten Liechtenstein und errang bald, von seinen Gönnern und Freunden in aristokratische Kreise eingeführt, durch seinen Geist, seine Kenntnisse und seinen energischen Charakter eine hervorragende Stellung. Er schrieb zahlreiche Artikel über socialwissenschaftliche und wirthschaftliche Fragen und wurde der Bahnbrecher für den Beginn einer groß angelegten Socialreform auf christlicher Grundlage in Oesterreich. Auf Antrag des Grafen Leo Thun trat er in die Redaction des „Vaterland", des bedeutendsten conservativen publicistischen Organs. Im J. 1888 begründete V. die „Monatsschrift für christliche Socialreform" und führte deren Redaction sowie die geistige Leitung des „Vaterland" bis an sein Lebensende. Unerschütterlich an seinen Anschauungen festhaltend genoß er den Ruf eines überzeugungstreuen, rechtlichen Mannes. K. W.

Vogelsang: Ludwig Freiherr v. V., k. k. Feldzeugmeister, geboren zu Brüssel am 12. December 1748, † in Josephstadt am 28. Juni 1822. V. entstammte einer altadeligen Familie aus Mecklenburg; sein Vater war der k. k. Feldzeugmeister und Commandant von Luxemburg Christian Ritter v. V.; er erhielt seine Ausbildung in der Theresianischen Ritterakademie zu Wien und wurde am 1. Mai 1767 als Privatcadet zum 41. Infanterieregimente assentirt, woselbst er am 27. Juli desselben Jahres zum Fähnrich avancirte. Am 30. März 1770 wurde V. bei gleichzeitiger Ernennung zum Oberlieutenant zum 9. Infanterieregimente übersetzt; am 1. Februar 1774 zum Capitänlieutenant und am 4. Juni 1776 zum Hauptmann befördert, avancirte er am 19. Juni 1788 zum Major; als solcher zeichnete er sich in den niederländischen Unruhen, den Kämpfen gegen die sogenannten niederländischen Patrioten, derart aus, daß ihm in der 23. Promotion am 19. December 1790 das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens zuerkannt wurde; er machte die Gefechte bei Nasonne am 1. Januar 1790 und bei Ychippe am 18. Mai desselben Jahres mit, bei welch letzterer Affaire er den ihn mit sechs Stücken kanonirenden Feind den ganzen Nachmittag mit seinem Bataillon in echeque hielt; Feldmarschallieutenant Graf v. Latour kann in seiner Relation die Standhaftigkeit Vogelsang's nicht genug loben, da er dadurch seine Expedition sehr erleichterte. Ebenso kämpfte er bei Hogne am 23. Mai, bei Bellemaison und Coutisse, und bei der Eroberung der feindlichen Batterie und des Lagers bei Andenne am 31. August 1790 trug er durch seinen kühnen und tapferen Ueberfall auf den linken Flügel des Feindes wesentlich zur vollständigen Niederlage der niederländischen Insurgenten bei. Am 11. Juli 1790 wurde er zum Oberstlieutenant, am 15. November 1791 zum Oberst befördert und machte an der Spitze seines Regimentes die Feldzüge gegen die Franzosen mit. Im J. 1792 griff er auf den Höhen zwischen Lamain und Marquain mit seinem Regimente und 6 Escadronen Latour-Chevauxlegers unter Oberst Pforzheim am 29. April den gegen Tournay marschirenden republikanischen General Dillon an und warf ihn in wilder Flucht gegen Lille. Zur Eroberung von Marchiennes am 30. October 1793 trug V. durch Ueberrumpelung

der feindlichen Vorposten wesentlich bei. Im Feldzuge des Jahres 1795 betheiligte sich das Regiment Clerfayе unter Führung seines tapferen Obersten V. in hervorragender Weise an der Erstürmung der Linien an der Pfrimm zwischen dem Donnersberge und Worms im November, woselbst alle Stellungen des Feindes mit dem Bajonnete genommen wurden. Am 4. März 1796 zum Generalmajor befördert, trug V. nicht wenig zum siegreichen Ausgange der Schlacht von Würzburg am 3. September desselben Jahres bei, indem er an der Spitze einer Grenadierbrigade den Gramschatzer Wald stürmte und den sich hartnäckig vertheidigenden Feind aus demselben hinauswarf. Am 16. September 1799 avancirte V. zum Feldmarschalllieutenant und machte den Feldzug in Italien mit; namentlich beim Angriff auf Novi am 6. November that er sich besonders hervor, indem er die vom französischen General St. Cyr bereits durchbrochenen Bataillone der mittleren Angriffscolonne rasch wieder sammelte und so die Verfolgung durch den Feind vereitelte. Im J. 1800 befehligte V. eine Division im Blokadecorps des Feldmarschalllieutenants Ott vor Genua und betheiligte sich an mehreren Affairen bis zur Capitulation am 4. Juni in hervorragender Weise. Als er hierauf in Eilmärschen nach Piacenza vorrückte, wurde er auf den Höhen von Casteggio von der französischen Division Chamberlhac angegriffen und zog sich erst gegen Montebello zurück, nachdem er fünf feindliche Angriffe erfolgreich zurückgewiesen hatte. In der Schlacht von Marengo am 14. Juni stürmte V. das von den Franzosen genommene Castell Ceriolo an der Spitze des Infanterieregimentes Stuart. — Nach dem Friedensschlusse von Luneville am 9. Februar 1801 übernahm er eine Division in Hermannstadt. Als der Krieg im J. 1805 wieder ausbrach, befehligte V. eine Division bei der Armee in Italien und war es besonders die Schlacht von Caldiero am 30. October 1805, wo er sich neue Blätter in seinen Ruhmeskranz flocht. Der Sieg war lange unentschieden; doch als er sich auf die Seite der Franzosen neigte, griff die zweite Brigade seiner Grenadierdivision in den Kampf ein, und dieser Angriff der Grenadiere war maßgebend für den Ausgang der Schlacht zu Gunsten der Oesterreicher. Erzh. Karl drückte schon auf dem Schlachtfelde dem Feldmarschalllieutenant V. seinen Beifall für das Beispiel persönlicher Tapferkeit aus, mit welchem derselbe seinen Truppen vorangegangen war. Auf Vorschlag des Erzherzogs wurde er auch in Anerkennung seiner vielen Verdienste, insbesondere für seinen Heldenmuth in der Schlacht von Caldiero als Commandant der Grenadierreserve mit Allerhöchster Entschließung vom 6. November 1805 zum Oberstinhaber des 47. Infanterieregiments ernannt. Beim Rückzuge der österreichischen Armee aus Italien wurde V. die Aufgabe zu theil Vicenza eine Zeit lang zu halten. Trotz der Aufforderung Salignac's, die Stadt sofort zu räumen und des auf die ertheilte Antwort: „Die Stadt werde sich bis zum letzten Mann halten", eröffneten Bombardements, gelang es V., von Elementarereignissen unterstützt, am 3. November 1805 die Franzosen zu zwingen von der Belagerung Vicenzas abzulassen. Nach erfolgtem Frieden erhielt V. eine Division in Böhmen, und übernahm bei Ausbruch des Feldzuges 1809 das Commando des 1. Armeecorps bis zum Eintreffen des Gen. d. Cav. Grafen Bellegarde. In der Schlacht bei Aspern am 21. und 22. Mai 1809 befehligte V. eine Division in diesem Corps und entfernte sich trotz einer erhaltenen Contusion nicht von seinem Posten und bewirkte die ihm aufgetragene Vertheidigung von Aspern bis zum letzten Augenblicke der Schlacht; er wurde auch von seinem Corpscommandanten wegen seines besonnenen Muthes und seiner kaltblütigen Tapferkeit besonders hervorgehoben und mit Armeebefehl vom 27. Mai 1809 zum Feldzeugmeister befördert, uud gleichzeitig in den Ruhestand versetzt. Jedoch schon am 5. Juli 1810 wurde V. zum Festungscommandanten, und am 22. Juli 1813 zum Gouverneur von

Josephstadt ernannt, woselbst er auch in der Nacht vom 27. zum 28. Juni 1822 an einem Schlagflusse starb. Sein damals in Neapel garnisonirendes Regiment veranstaltete zu Ehren des tapferen und hochverehrten Inhabers ein großes Trauerfest, an welchem die ganze Garnison sowie die Bevölkerung der Stadt theilnahm.

Acten des k. und k. Kriegsarchivs. — Acten der Fachrechnungsabth. des k. und k. Reichs-Kriegsministeriums. — Hirtenfeld, Der Maria-Theresienorden und seine Mitglieder, 1. Bd. — Wurzbach, Biogr. Lex., 51. Bd. — Amon, Geschichte des k. k. Infanterieregiments Nr. 47. Pallua-Gall.

Vogelsberger: Sebastian V., aus geringen Verhältnissen zum Kriegsobersten emporgestiegen, gehört in den Kreis derjenigen Persönlichkeiten des XVI. Jahrhunderts, die ihrem volksthümlichen Wesen und Geschick eine weit über das Maß ihrer Bedeutung hinausgehende Berühmtheit verdanken. Vogelsberger's Herkunft ist unbekannt; über seine Kriegsdienste in Frankreich sind wir durch die 1539 bis 1543 mit seinem früheren Gönner, Graf Wilhelm v. Fürstenberg gewechselten Streitschriften unterrichtet. Nach dem Schmalkaldischen Kriege wurde V. auf Befehl Karl's V. zu Weißenburg ergriffen und zu Augsburg am 7. Februar 1548 hingerichtet. Vor dem Tode klagte V. einem weiten Kreise von Zuschauern sein Schicksal und die Hinterlist seines Häschers, des Lazarus von Schwendi. Sastrow hat „was er geredet, wörtlich verzeichnet" [ed. Mohnike II, 166], ebenso Jod. Maen [Schirrmacher, Joh. Albr. v. Mecklenburg II, 387]. Schwendi rechtfertigte sich in der vom 24. Juni 1548 datirten Flugschrift „Mein, L. von Schwendi, warhafter ꝛc. bericht". Ueber den Eindruck in Paris vgl. Druffel, Beitr. II, 148 u. f. — Chr. Schöttgen, Hist. Nachr. v. Seb. V., Dresden 1751, verzeichnet nur die Deductionsschriften und druckt den betr. Absatz aus Sastrow's Gedenkbuch ab. Brandi.

Vogelweide, Walther von der V., s. **Walther** von der Vogelweide.

Voget: Hermann V., Publicist und Dramatiker, wurde aus einer alten Familie niederländischen Ursprungs und streng calvinischer Confession 1838 zu Bremen geboren, wo sein Vater erst Lohgerber, dann Tabakfabrikant war. Das Jahr 1848, das Voget's Vater in die constituirende Bürgerschaft brachte, beeinflußte seine Entwicklung stark; er erhielt beim heimlichen Besuche der Predigten des Pastors Dulon Anstoß zum Zweifel an der reformirten Kirchenlehre, den er nicht verbarg, so daß ihn der orthodoxe Pietistenführer Mallet nur auf einen Compromiß hin confirmirte. 1854 wurde V., der sich selbst wegen angeblicher Theilnahme an einer Verschwörung denuncirt und kurze Untersuchungshaft erhalten hatte, aus dem Gymnasium ausgestoßen. Er hatte gehofft, eine längere Gefängnißstrafe zum Studiren und Dichten benutzen zu können, da er seinem in finanzielles Unglück gerathenen Vater nicht zur Last fallen wollte. Januar 1855 trat er, durch die Eltern aus der begonnenen schauspielerischen Laufbahn herausgerissen, als Lehrling in die Apotheke zu Varel, machte 1858 ein glänzendes Examen, obwol er gleichzeitig sich als Theaterkritiker die journalistischen Sporen verdiente, und wurde darauf Apothekergehülfe zu Neustadt-Gödens in Ostfriesland. Hier schuf er ein dramatisches Gedicht „Die Stedinger", worin er den bekannten Ketzerkrieg des 13. Jahrhunderts, der schon so manchen nordwestdeutschen Poeten (zuletzt wol Georg Ruseler, 1890) begeistert hat, mit Glorificirung des altdeutschen Heidenthums auf Kosten des mittelalterlichen Christenthums verherrlichte, weshalb ihn ein frommer Kritiker seiner Vaterstadt als Apostel des Antichrists brandmarkte. Im Sommer 1860 erschien es, V. aber ging nun als Student der Medicin nach Marburg, trieb jedoch alle möglichen Studien. 1862 bezog er die Universität zu München, um seine geschichtlichen und volkswirthschaftlichen Kenntnisse zu vertiefen, betheiligte sich aber auch an politischen Agitationen. Den Unterhalt

brachten ihm Correspondenzen und Feuilletons für die „Weser-Zeitung" und das „Frankfurter Journal". Als er im Herbst 1863 in Hamburg Studien zu einem Werke über Adalbert von Bremen machte und die schleswig-holsteinische Frage wieder auf die Tagesordnung kam, wurde V., für die Bewegung entflammt, Secretär im Werbebureau des Comités für die Freiwilligen-Armee, im Januar 1863 Berichterstatter deutscher Journale auf dem Kriegsschauplatz. Im Sommer reiste er durch einen großen Theil Deutschlands, des Elsasses und der Schweiz und berichtete seit dem Herbst von Hamburg aus über die jetzt oft durchstreiften Elbherzogthümer für „Allgemeine Zeitung", „Frankfurter Journal", „Schwäb. Merkur". 1864 erschien ein Schauspiel „Liebe und Leben", auch schrieb er einen Roman „Irrfahrten" (gedruckt 1866 in der Stuttgarter „Deutschen Zeitung"). Im Herbst 1865 übernahm V. die Redaction der verbreiteten „Itzehoer Nachrichten", die am eifrigsten das Recht des Herzogs von Augustenburg vertraten und daher von dem preußischen Gouverneur Manteuffel für Schleswig, als dieser 1866 in Holstein einrückte, auch hier verboten wurden. Voget's, des Hauptgegners der preußischen Annexion, Ausscheiden aus der Redaction, die er übrigens noch bis December 1867 von Hamburg aus leitete, war Bedingniß der Erlaubniß zum Fortbestande.

1868 wurde V. Redactionsmitglied der „Frankfurter Zeitung", als deren Correspondent er 1870 mit ins Feld zog. Er lieferte anschauliche Schilderungen der Kämpfe von Wörth, Sedan, Straßburg, Orleans, wurde aber hier am 15. December auf Befehl des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, weil seine Kritik dessen Feldherrntalent angezweifelt hatte, vom Heere weggewiesen. Diese Verfügung erregte, da Voget's genaue Meldungen rasch beliebt geworden waren, arges Aufsehen. 1872 trat V., der einige Zeit wieder bei der „Frankfurter Zeitung" thätig gewesen, in die Redaction des „Neuen Fremden-Blattes" in Wien ein, der er bis Februar 1876 da es einging, angehörte, im September 1877 in die des „Fremden-Blattes", wo er besonders die orientalischen Angelegenheiten besprach. Bis 1870 Großdeutscher, hielt er es, ein eifriger Verfechter der Fortdauer Oesterreichs aus Gründen der friedlichen und liberalen Entwicklung, seitdem für Pflicht, an seinem Theil für innigen Aneinanderschluß des Deutschen Reichs und Oesterreichs-Ungarns zu wirken. V., der sich aus der Heimath 1872 nach der Donau eine Lebensgefährtin, vorher eine geschätzte Schauspielerin, geholt hatte, die ihm drei Kinder gebar, führte eine äußerst harmonische Ehe, obwol er, wie seine Gattin, keiner Kirche angehörte und hoffte, seine Kinder im Glauben an die „Gott-Allheit" aufwachsen zu lassen. Seit dem Herbste 1878, da ihm sein dreijähriges Lieblingssöhnchen plötzlich starb, sah er, von einer Herzkrankheit erfaßt, dem Tode ins Auge. Er verschied, geistig noch auf der Höhe seiner alten Regsamkeit, am 5. Juni 1883 nach Mitternacht zu Rodaun bei Liesing. Im Druck war seit jenen Dichtungen aus der früheren Periode außer verschiedenen Beiträgen zu allgemeinen Zeitschriften nur noch das Schauspiel „Versöhnt" erschienen, 1878, in dem Jahre, da es mit seiner Frische bergab zu gehen begann. V., den die Wirrsale des Lebens und starke publicistische Anlagen an das journalistische Brot gefesselt hatten, hat doch seinen Beruf zum Dramatiker bis zuletzt betont, obwol er auf diesem Felde nie Anklang gefunden, geschweige denn Lorbeeren ernten durfte; im „Deutschen Litteraturkalender" J. Kürschner's steht bis zum Jahrgange nach seinem Tode neben dem Namen einfach die Notiz „Drama".

Das Wesentliche über die äußeren Erlebnisse seines Lebens geben wir nach seiner im Nachlasse vorgefundenen Autobiographie, die am 6. Juni 1883 im „Fremdenblatt", am 7. in der Abendausg. Beilage in der „Frankfurter Zeitung" Nr. 158 abgedruckt wurde. Einige Ergänzungen dazu bietet der knappe, im

übrigen nicht völlig verläßliche Nekrolog der „Neuen Freien Presse“ vom 5. Juni, Abendblatt (Nr. 6742). Ludwig Fränkel.

Voggenhuber: Vilma v. V., ausgezeichnete Bühnensängerin, wurde am 17. Juli 1841 in Budapest geboren. Sie erhielt seit 1858 Unterricht bei dem einst berühmten Tenoristen und Gesanglehrer Peter Stoll, und so schnell entwickelte sich ihre Stimme, ein wuchtiger und doch weicher Mezzosopran mit bedeutender Tiefe, daß sie schon nach kurzer Zeit im ungarischen Nationaltheater ihrer Vaterstadt als Romeo und Acuzena auftrat und 1863 auf zwei Jahre engagirt wurde. Da die Kraft ihres Organs nach der Höhe stetig wuchs und sie auch im Spiel große Begabung für das hochdramatische Fach zeigte, hatte sie schon jetzt gute Erfolge als Jüdin, Valentine, Agathe und Leonore (im Troubadour). Aber sie sah sich in Pest zurückgesetzt und so faßte sie, auf Anrathen der Artôt, den Entschluß, deutsch zu lernen und sich nach Berlin zu wenden. Hier blieben ihre Leistungen nicht ohne Eindruck, aber dennoch kam kein Engagement zu Stande, besonders wegen der unzureichenden Beherrschung der deutschen Sprache, namentlich im Dialog. Aehnlich ging es der jungen Sängerin, die zu ihrem Schaden sich mit einem mittellosen Gatten verheirathet hatte, in Hannover und München. Besser glückte es ihr in Stettin, wo sie bald sich großer Beliebtheit erfreute und durch eisernen Fleiß ihr Repertoire sehr bereicherte. Sie erhielt nun einen ehrenvollen Ruf nach Köln, wurde dann erste dramatische Sängerin in Bremen und trat 1869 in Wien mit solchem Erfolge auf, daß man sie dort sofort an die Hofoper fesseln wollte. Sie zog aber einen Vertrag mit Berlin vor, wo sie schon vorher als Fidelio und Donna Anna sehr gefallen hatte und wohin sie Herr v. Hülsen nach ihrer zweiten Wiener Gastrolle telegraphisch berief. In Berlin hatte sie keinen leichten Stand: mußte sie als Fidelio mit den Erinnerungen an die Köster kämpfen, so wirkten neben ihr die großen Colleginnen Lucca und Mallinger, von denen beiden sie mindestens im Spiel weit übertroffen wurde. Aber ihre Vielseitigkeit und die Gewalt ihrer Stimme eroberten ihr doch neben jenen Lieblingen der Berliner eine höchst geachtete Stellung. Und so ist sie beinahe 20 Jahre eine Zierde der Berliner Hofoper geblieben, und zugleich eine ihrer Hauptstützen, da eine ganze Reihe von Opern, z. B. die Gluck'schen und Spontini'schen, ohne sie gar nicht möglich gewesen wäre. Mit den Wagner'schen Gestalten, einer Senta, Elisabeth, Elsa, hatte sie sich schon lange vertraut gemacht, und als dann in Berlin „Tristan und Isolde“ einstudirt wurde, fiel ihr die große Rolle der irischen Königstochter zu. Richard Wagner hörte sie darin 1875 in den Proben und fand die Sängerin, die man ihm als recht mäßig geschildert hatte, zu seiner Ueberraschung „großartig“. So hat er ihr dann im December depeschirt: „Meiner unvergleichlichen Isolde kann ich nun auch die Sieglinde anvertrauen“, indem er sie zur Mitwirkung an den Baireuther Festspielen des Sommers 1876 aufforderte. Schweren Herzens mußte die Künstlerin dem Meister im Frühjahr absagen, da sie im Herbst ihrer Entbindung entgegensah. Aber als nun im März 1876 der „Tristan“ in Berlin in Scene ging, da feierte sie als Isolde einen großen, verdienten Triumph; unter des Meisters Augen wuchs ihre dramatische Gestaltungskraft über sich selbst hinaus. Sie hat diese Rolle dann mit ihrem großen Partner Niemann noch zehn Jahre lang stets unter höchstem Beifall gesungen. Später, als 1884 die „Walküre“ in Berlin gegeben wurde, fiel ihr auch die Brünnhilde zu, die sie mit der alten Kraft verkörperte, wie auch vorher die „Königin von Saba“ Goldmark's und die Hadwig in Abert's „Ekkehard“. Sie war zur Kammersängerin ernannt und lebenslänglich an Berlin gebunden; schon 1871 hatte sie den bekannten Bassisten Franz Krolop geheirathet, mit dem sie sich häufig auf erfolgreiche Gastspiele begab. Aber in

den 80er Jahren begann sie zu kränkeln, ein schweres Leiden stellte sich 1885 ein, das auch auf die Stimme ungünstig einwirkte, die Höhe erschwerte, die Intonation trübte. Der Versuch, mit der Ortrud in ein neues Rollenfach überzugehen, gewährte einen letzten Erfolg; aber 1887 mußte die Sängerin der Bühne entsagen, 1888 ist sie gestorben.

Vilma v. V. wußte als Opernsängerin die bedeutendsten Erfolge zu erringen in einer Zeit, die nicht so an die Schulung und klangliche Schönheit, als an die Stimmkraft und Ausdauer der Künstler die ungeheuersten Anforderungen stellt: ihr in allen Lagen volltönendes Organ machte es ihr möglich, im großen dramatischen Affect mit Leichtigkeit die Gewalt des modernen Orchesters zu übertönen und die dominirende Stellung der Primadonna siegreich zu behaupten. Ihre erstaunliche Vielseitigkeit befähigte sie allerdings auch, sanfte und leidende Frauencharaktere (so die Gräfin im „Figaro“, die Viola in Taubert's „Caesario“) darzustellen, aber dies war doch nicht ihre Sphäre; kein Wunder, wenn dann auch Gestalten, wie Elisabeth und Elsa — übrigens ganz nach der Bühnensitte —, etwas zu Massiges, ja Primadonnenhaftes erhielten. War das Antlitz der Sängerin, blond und züchtig, auch für diese Rollen nicht unpassend, so eignete ihre frauenhafte Erscheinung sich weniger für das jungfräulich Zarte, als für das heldenhaft Kühne. Hier schaffte sie aus dem Vollen, wie denn überhaupt ihr Talent mehr die Darstellung einfacher Affecte in großem Zug und kräftigem Schwung begünstigte, als die charakteristische verständnißvolle Ausarbeitung im Einzelnen; es fehlte ihr nicht an Temperament und Theaterblut, wol aber an eindringender Individualisirung ihrer Gestalten. So kamen auch in ihrer Isolde weniger die wechselnden Stimmungen und dann die überströmende Liebesleidenschaft zu ihrem Rechte, als vielmehr der Zorn der Verschmähten im ersten, die tiefe Trauer im letzten Acte; für diese fand sie wahrhaft ergreifende Töne. Fehlte ihr für die höchsten Ansprüche des dramatischen Gesangs ferner die deutliche und schneidige Aussprache, so machte sich dieser Mangel nicht so fühlbar in den großen Gestalten der älteren Oper: Gluck's Armida, Mozart's Vitellia, Spontini's Olympia und Vestalin konnte sie mit hoher Würde des Spiels und mit gewaltiger Stimmkraft ohne Anstrengung durchführen; und die Schwierigkeit, alle diese Partien nach ihrem Tode zu besetzen, hat erst gezeigt, was die deutsche Bühne an ihr verloren hat.

R. Sternfeld.

Voght: Caspar v. V., Reichsfreiherr, Kaufmann und Philanthrop, in Hamburg geboren am 17. November 1752 und gestorben am 20. März 1839, daselbst bekannt als „Baron Voght“, war der Sohn des aus Beberstedt im Bremischen gebürtigen Hamburger Kaufmanns und Senators Caspar V., eines derben plattdeutschen Mannes. Von diesem schreibt Eva König (C. C. Redlich, Lessing's Briefwechsel, 2. Abthlg., Berlin, Hempel, Nr. 395, 286, 753) an Lessing: „Voght ist doch ein braver Mann, wenn man sich auch über seine nicht ganz feinen Sitten lustig gemacht hat“ und Piter Poel (Bilder aus vergangener Zeit, 1. Th., Hamburg 1884, S. 76) nennt ihn „einen groben Spießbürger, schlau, wo es seinen Vortheil galt, und berühmt durch seine plattdeutschen Naivetäten“, der aber doch, wo es galt, ein offenes, wohlthätiges Herz bethätigte (Redlich a. a. O. Nr. 252, 395) und u. a. für die Erbauung der kleinen Michaeliskirche den Betrag von 25 000 Courantmark über hatte. Hatte sich der Vater somit wol aus recht kleinen Verhältnissen heraufgearbeitet und war auf seinen Hamburger Gesichtskreis beschränkt geblieben, so hat der Sohn, Baron V., das Leben in so mannichfaltigen Verhältnissen und in dessen geistigen und fein sinnlichen Genüssen so vollständig kennen gelernt, wie nur wenige Menschen seiner Um-

gebung. „An Höfen und in allen Zerstreuungen der großen Welt, im Umgang mit Künstlern, Gelehrten und Schöngeistern aller Nationen, in voller Thätigkeit des Geschäftsmannes, und wiederum in ländlicher Abgeschiedenheit allein mit der Natur und seinen Büchern, oder im engen Kreis mit seinen vertrauten Freunden, gab er sich immer ganz der Gegenwart hin, und stimmte sein Inneres völlig nach der jedesmaligen äußeren Lage. Kaum gibt es eine Wissenschaft, die er nicht mit Eifer eine Zeit lang getrieben, und kaum eine der Liebhabereien unbeschäftigter Leute, Reiten, Tanzen, Spielen, Jagen, die nicht, so wie er successive darauf verfallen, bei ihm zu einer vorübergehenden Leidenschaft geworden wäre. Aber bei allem Wechsel der Lebensweise, der Studien und der Zerstreuungen behielt er doch immer ein Ziel gemeinnütziger Thätigkeit im Auge, das er, so lange es ihm erreichbar schien, mit aller Anstrengung des Geistes verfolgte". (Poel a. a. O. S. 76.) Für das väterliche Geschäft bestimmt, wußte er demselben wenig Geschmack abzugewinnen, schwärmte vielmehr für Litteratur und stiftete achtzehnjährig mit gleichgesinnten Jünglingen eine litterarische Lesegesellschaft, die erste derartige in der Vaterstadt (von Elise Reimarus im Briefwechsel mit Lessing a. a. O. Nr. 584 erwähnt). Den Vater bewog er, ihm eine längere Reise zu gewähren, die ihn in den Jahren 1771—1775 nach England, Frankreich, Spanien, Deutschland und Italien führte und mit hervorragenden Männern verschiedenster Art in Berührung brachte. Nach Hamburg zurückgekehrt verkehrte er mit einer kleinen Zahl geistig angeregter Männer, zu denen u. a. F. U. L. Schröder, der Schauspieler, gehörte, der von Voght's „Einsicht, Kunstliebe und Großmuth immer mit der höchsten Achtung gesprochen" (H. Uhde, F. L. Schmidt's Denkwürdigkeiten, Hamb. 1875, I, 243). Nach des Vaters Tode (1781) nahm er sich des ererbten Handlungshauses, in welches Georg Heinrich Sieveking schon früher eingetreten war, mit Eifer an. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend fesselte ihn das Contor, da die beiden Leiter des Hauses mit Erfolg bemüht waren, den amerikanischen Handel, dem durch den Unabhängigkeitskrieg die englischen Häfen verschlossen waren, nach Hamburg zu ziehen. Es glückte ihnen, ihr Haus zu einem der angesehensten zu erheben. Ausgezeichnete Fremde neben den Hamburg-Altonaer Freunden, Unzer, Reichardt u. A. trugen das ihrige bei, die Gesellschaften bei V. zu beleben, welche sich vortheilhaft unterschieden von den großen Gastereien, steifen Mittagsgesellschaften und späten Spielpartien der bisher maßgebenden Kreise Hamburgs. V. wurde das Orakel und Vorbild der Gesellschaft, in der er sich bewegte. Schon jetzt plante er, sich der Führung seines Geschäftes zu entziehen und der Natur, den Freunden und der Wissenschaft in Flottbeck an der Elbe zu leben, wo er sich ein paar Bauernhufen angekauft hatte (1785). Eine Geschäftsreise führte ihn und seinen jüngern Freund Piter Poel im nächsten Jahre wieder nach Paris und England. Bezeichnend ist es, daß die beiden Reisenden, unbefriedigt von dem öffentlichen Leben Frankreichs, wo gerade der berüchtigte Halsbandproceß verhandelt wurde, ganz von den englischen Zuständen eingenommen waren. Nach Flottbeck zurückgekehrt begann V. mit der Verschönerung seines Besitzthums, das er bald, indem er die Aenderungen der Oertlichkeit und der Natur anpaßte, künstlich zu einem der schönsten Parks umschuf, der nicht ahnen läßt, wie viel Kunst erforderlich gewesen ist, diese Verschönerungen hervorzubringen. Hier versammelte er seine Freunde, veranstaltete ländliche Feste, an denen auch die Arbeiter theil nahmen und pflegte Litteratur und Musik. Einige Tage der Woche riefen ihn nach Hamburg, die er städtischen Angelegenheiten als Bankbürger und Mitglied des Commerziums, der heutigen Handelskammer entsprechend, widmen mußte. Auch in diesen städtischen Geschäften zeichnete er sich durch seinen Eifer und sein Verständniß aus. In die

Rathsstube einzutreten, war ihm nicht vorbehalten, da die Entscheidung des Looses ihm ungünstig war. Es fragt sich auch, ob er in der Versammlung des Senats seine richtige Stellung gefunden hätte. „Er suchte", wie sein Freund Poel (a. a. O. S. 29) sagte, „zu sehr zu glänzen und indem er die Eitelkeit Anderer nicht genug schonte, konnte er sich mit den Schwächen der seinigen zu sehr preisgeben, als daß diejenigen, welche sich durch seine Ueberlegenheit gedrückt fühlten, sie nicht begierig aufgefaßt und benutzt hätten, ihn bei seinen Mitbürgern herabzusetzen; nicht ohne Erfolg; denn die Thorheiten ausgezeichneter Männer sind immer ein Strandsegen für die Mittelmäßigkeit". Dagegen befaßte er sich, als er 1788 zum Mitvorsteher der allgemeinen Armenanstalt erwählt wurde, mit der ihm eigenthümlichen Begeisterung mit einer Thätigkeit, die er in seinem wechselvollen Leben in und außerhalb der Vaterstadt nicht wieder aus den Augen verloren hat. Auf dem Gebiet der Armenpflege liegt die Bedeutung Voght's, die seinen Namen auch weit über die engen Grenzen seiner Heimath bekannt gemacht hat. Von seinem Freunde Joh. Georg Büsch (s. A. D. B. III, 642) war aufs neue betont worden, was schon die erste Hamburger Armenordnung, die Bugenhagen als den eigentlichen Zweck einer evangelischen Armenpflege gefordert hatte: nicht nur die Armen zu beschenken, sondern die Quellen der Armuth zu verstopfen. Sich mit „fühlender Seele" der individuellen Lage des Armen anzunehmen, war das Mittel jenes Ziel zu erreichen. V. wurde gleich von Anfang an das thätigste und hauptsächlich leitende Mitglied der Direction und wirkte unermüdlich durch seine Vorschläge und zahlreichen Aufsätze für das Publicum, das er zur Wohlthätigkeit zu begeistern wußte. Er selbst suchte die Armen in den engen Höfen und Gängen der Stadt auf und konnte, am Abend seines Lebens mit einer Geschichte des Hamburger Armenwesens beschäftigt, seinem vertrauten Freunde Rist (s. A. D. B. XXVIII, 651) schreiben: „Ich habe 30 Jahre meines Lebens damit zugebracht, einige Tausend Arme zu besuchen, um zu erfahren, wie es eigentlich mit der Armuth steht . . . Vierzig Jahre meines Lebens habe ich damit zugebracht, in Frankreich und England zu predigen: Eure Ruhe, Eure Sicherheit ist gefährdet, wenn ihr nicht dafür sorgen könnt, daß Mangel an Arbeit oder die Folge der Concurrenz, Arbeiter nicht zur Verzweiflung bringen". Diese persönlichen Armenbesuche, die nüchterne Arbeit in der Leitung der Armenanstalt haben V. vor einem verschwommenen, utopischen Weltbürgerthum bewahrt, dem er in seiner äußeren Lage und glücklichen Lebensverhältnissen wol sonst verfallen wäre. Neben der Abhülfe leiblicher Noth sorgte V. auch dafür, die Jugend der Verlassenen zu bessern durch Errichtung von Sonntagsschulen, deren erste 1790 ins Leben trat. Neben Lesen und Rechnen sollte die religiöse Unterweisung der Kinder einen Hauptzweck dieser Schulen bilden, sie sollten früh an die wahre Feier des Sonntags statt an das so seelenverderbende Herumtreiben gewöhnt werden. Diese Einrichtung sollte sie an das zweckmäßige Lesen der Bibel am Sonntage gewöhnen (G. Behrmann, Monatsschrift für die ev.-luth. Kirche im hamb. Staate. 2. Jahrg. 1882, S. 105).

Die Anstalt war noch in ihrem ersten blühenden Zustande, als V., der jetzt nur noch den amerikanischen Zweig seines Handlungshauses für sich behalten hatte und meistentheils durch Gehülfen besorgen ließ, für einige Zeit Hamburg verließ. Eine Feuersbrunst, die sein Haus in Flottbeck zerstört hatte und besonders politische Umtriebe waren die Veranlassung. V. und G. H. Sieveking standen nämlich schon lange bei manchem ihrer Mitbürger als Freunde des Agenten der französischen Republik Le Hoc im Verdacht jakobinischer Grundsätze. Als solche waren sie in Berlin und Hannover verleumdet worden und beide Höfe forderten als kreisausschreibende Stände des niedersächsischen Kreises im

Februar 1793 vom Rath in Hamburg, le Hoc mit seinem ganzen Anhange in zwei Mal vierundzwanzig Stunden aus dem Gebiet der Stadt zu verweisen. Le Hoc verließ unverweilt die Stadt, Sieveking rechtfertigte sich, V. aber „mehr als einer empört über die Abscheulichkeiten der französischen Revolution, und beim leisesten Widerspruch geneigt, sie in der Sprache der ersten Emigrirten zu verwünschen" wählte England zu seinem Aufenthalt und glaubte schon durch die Wahl dieses Reiseziels aufs bündigste die Verleumdung widerlegt zu haben, mit der Revolution zu sympathisiren. Zugleich beabsichtigte er, sich mit der Landwirthschaft und den Fortschritten der Chemie und Industrie daselbst bekannt zu machen. P. C. Wattenbach begleitete ihn als Secretär und der Chemiker J. G. Schmeißer unterstützte ihn durch seine Erfahrung in Experimenten bei seinen Studien in Edinburg. Auch für die Vorzüge des englischen Familienlebens hatte V. ein offenes Auge und war ganz angethan von dem stillen, häuslichen Leben und der Sonntagsheiligung der Quäker. Er berichtet darüber seinen Freunden in der Heimath und bereitet sie darauf vor, ein ähnlich abgeschiedenes Leben mit ihm in Flottbeck zu führen. Dies begann er nach dreijähriger Abwesenheit auch in seinem einfach neu aufgebauten Hause daselbst, mit Hamburg kaum in anderer Verbindung stehend als die Armenpflege ihm auflegte. Für die von K. L. Reinhold (s. A. D. B. XXVIII, 82) damals popularisirte kantische Philosophie ließ V. sich gleichfalls begeistern und der Professor wurde eingeladen, bei V. die Osterferien zuzubringen. Allein V. war ein zu vielseitiger Mann, als daß er an seinem Einsiedlerleben und an der Speculation Genüge gefunden hätte. Das französische Theater hatte alte Erinnerungen an Paris in ihm erweckt, so daß er zugleich dem damals in Hamburg auftretenden Schauspiele seine Gunst zuwandte. „Voght lebt in Räthseln", schreibt die Doctorin Reimarus am 11. März 1796, „schenkt der Actrice Chevalier ein Reitpferd und läßt sich philosophische Collegien lesen". Aus dem Einsiedler ward wieder ein Welt- und Geschäftsmann, das Landhaus wurde vergrößert, die Gesellschaften luxuriöser. Um nicht genöthigt zu sein, sogenannte Ehrenämter in Hamburg anzunehmen und daher dort zu wohnen, hatte er den Titel eines dänischen Etatsraths erworben. Seiner Landwirthschaft und derjenigen der Umgegend kamen aber die Erfahrungen seiner englischen Reise zugute: die Arbeiter lernten die Maschinen zu handhaben, Schmeißer errichtete ein Laboratorium besonders für Agriculturchemie, ein Gärtner aus Schottland wurde berufen, dessen Nachkommen die als die Booth'schen Baumschulen durch ganz Deutschland bekannten Anlagen schufen.

Der Ruf seiner Thätigkeit für die Armenpflege hatte inzwischen auch außerhalb Hamburg Anerkennung gefunden: ein von ihm verfaßter 1795 in Edinburg herausgekommener Bericht über die Hamburger Armenordnung (1813 in London wieder aufgelegt, mehrfach ins Deutsche übersetzt) hatte im Parlament Beachtung gefunden; von Preußen wurde im Anfange des Jahrhunderts der einstmals als Jakobiner Verdächtigte nach Berlin berufen, um das Armenwesen zu verbessern, und V. durch ein höchst ehrenvolles Rescript des Königs vom 28. März 1803, sowie durch das Geschenk eines kostbaren Tafelservice geehrt, wobei der König u. a. erklärte: „Ich weiß, daß Sie auf keine andere Belohnung rechnen als eine solche, die das Verdienst selbst mit sich führt". Auch nach Wien berufen, fand er dort dieselbe ehrenvolle Aufnahme. Die Regierung ließ seinen Bericht 1802 drucken und vertheilen. Es ist derselbe, der 1809 unter Montalivet's Ministerium in Paris angenommen und an alle Präfecturen vertheilt wurde (s. Ad. Wohlwill's Rede bei dem hundertjährigen Jubiläum der Hamburger Armenanstalt im Hamb. Correspondent, 2. Nov. 1888). Nach diesem Plane organisirte V. (1811) das Armenwesen in Marseille. In Wien

wurde er in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Er nahm diese Standeserhöhung hauptsächlich aus dem Grunde an, weil dieselbe ihm den Zutritt zu den verschiedenen Behörden und den Verkehr mit denselben erleichterte. Noch wenige Monate vor seinem Tode schrieb er darauf bezugnehmend: „Ich habe nie eine Stunde der Unabhängigkeit entsagt, die mir erlaubte, meinem Willen gemäß zu handeln. Daher habe ich nie einem Lande, nie einem Fürsten, selbst meiner Vaterstadt nicht dienstbar sein wollen. Wo ich ging, wo ich stand, habe ich freie, nie und nirgends bezahlte Dienste geleistet, und was mir an Ehrenzeichen angeboten worden, Orden und Stellen ausgeschlagen. Gedrungen nahm ich den Freiherrntitel an — weil das zu nichts verband". Auch in dieser Beziehung durfte Syndikus K. Sieveking den ältesten Freund seines Vaters nicht bloß „unser Hamburger Prachtstück" sondern auch „den ersten Gentleman Hamburgs" nennen. Großherzig in seinen Gesinnungen, hatte er seinen Geschäftsführern nur zu großes Vertrauen geschenkt; daher liquidirte sein Haus und V. begab sich wieder auf Reisen, lebte der Natur und Kunst, dann wieder der Armenpflege, wie in Marseille (s. o.). Erst 1812 fand er sich wieder in Flottbeck ein und widmete sich der Landwirthschaft, der Litteratur und der Ordnung seiner eigenen Denkschriften. Aus diesem einsameren Leben trat er 1815 in die Häuslichkeit seines Freundes Piter Poel ein, in welcher er bis 1828 verblieb, als er Flottbeck an den hamburger Senator Jenisch verkaufte und sich nur für die Sommermonate eine Wohnung im alten Hause vorbehielt, die Wintermonate aber in Hamburg zubrachte. Noch in seinem 74. Lebensjahre beschäftigte er täglich einen Abschreiber und zwei Secretäre, um seine Aufsätze, Tabellen und Briefwechsel zu besorgen und zu ordnen. An allen neuen Erscheinungen namentlich der Politik und Nationalökonomie, des Theaters und selbstverständlich der Armenpflege nahm er theil, indem seine Zeit aufs genaueste eingetheilt war. In den letzten Jahren seines Lebens stellte sich fast eine völlige Blindheit ein, „aber der Verlust der Augen würde, wie Dr. Julius (s. A. D. B. XIV, 686) schreibt, jeden Andern niedergeschlagen haben, allein das geistige Leben war in ihm so überwiegend über das physische, daß er in erhöhtem Genusse geistiger Thätigkeit Ersatz, Beruhigung und Trost fand". Eine besondere Auszeichnung wurde ihm (1838) zu theil, am Tage, da die Armenordnung ihren 50jährigen Bestand feierte; auch der naturwissenschaftliche Verein, der ihn zu seinem Ehrenmitgliede ernannte, machte diesen Tag, wie er selbst gestand, vielleicht zu dem glücklichsten seines Greisenalters. Kaum fünf Monate nach diesem Ehrentage, am 20. März 1839 ist er sanft und ruhig in der Mittagsstunde entschlafen, nachdem er noch an demselben Tage, seiner Gewohnheit gemäß, sich hatte vorlesen lassen und Besuche empfangen. „Der Kern von Voght's Bestrebungen war, wie sehr auch die Gunst der Musen sein Leben bereichert und verschönert, durchaus praktischer Natur. Ackerbau, Handel, Gewerbewesen, the wealth of nation, bildeten den Gegenstand seiner Forschungen, aber besonders war es der Ackerbau und die Armenpflege, womit er sich aufs angelegentlichste beschäftigt hat. Doch ging er nicht in dieser praktischen Thätigkeit auf: wie er selbst gegen Rist am Ende seines Lebens äußerte, „zog sich durch das bunte Gemisch seines Lebens ein lichter Faden allmächtigen Strebens zur Höhe hinauf, ein Faden, der nie zerriß und durch das Labyrinth des Lebens in das Reich der Wahrheit führt. Das ist es, was mich mit Dankbarkeit auf die erziehende Gnade in die Vergangenheit zurückblicken läßt. Und was in dieser Laufbahn sich in mir täglich vermehrt hat, ist Glaube, Liebe, Ergebung und der feste Wille, in allem was mir begegnet, eine, mir von der Vorsehung dargebotene Veranlassung zu erblicken, ein Edleres und Besseres zu thun". V. ist im ledigen Stande geblieben, weil das Schicksal ihm die Lebensgefährtin versagt hatte, die allein,

wie er glaubte, die Forderungen seines Verstandes und Herzens in einer unauflöslichen Verbindung befriedigen konnte. Sein litterarischer Nachlaß wurde seinem Willen gemäß dem Doctor Julius und Syndikus Sieveking zur theilweisen Veröffentlichung übergeben, allein jedem derselben gebrach es an Muße, den Willen des Verblichenen zu erfüllen. W. Sillem.

Vogl: Berthold V., Benedictinerabt, geboren zu Pfarrkirchen bei Kremsmünster am 29. Mai 1706, † zu Kremsmünster am 25. April 1771. Er machte seine Gymnasialstudien zu Kremsmünster, studirte dann Philosophie und nachdem er am 7. October 1725 dort die Gelübde als Benedictiner abgelegt hatte, Theologie zu Salzburg, wo er die Priesterweihe empfing und am 25. November 1731 sein Primiz hielt. Nachdem er einige Jahre Cooperator in Ried gewesen, wurde er Professor der Philosophie, 1744 der Dogmatik und Moraltheologie und zugleich Rector der Universität zu Salzburg und geistlicher Rath des dortigen Fürstbischofs. Am 22. Februar 1759 wurde er zum Abt von Kremsmünster gewählt. Als Professor der Philosophie suchte er seine Zuhörer neben der aristotelisch-thomistischen Philosophie auch mit der Leibniz-Wolff'schen bekannt zu machen. Außer einigen lateinischen Dissertationen veröffentlichte er zu Salzburg 1737 in zwei Quartbänden „Philosophia scolastica peripatetico-thomistice expensa“ und 1744 „Ecclesia seu appendix introductionis in theologiam scolastico-dogmaticam“.

Lindner, Scriptores Ordinis Benedictinorum, qui 1750—1880 floruerunt in Imperio Austriaco 1881, S. 497. — M. Sattler, Collectaneen-Blätter, 1890, S. 410. Reusch.

Vogl: Johann Baptist V., Dichter und Publicist, geb. am 13. März 1818 zu Bamberg, erhielt im Elternhause eine gute, bürgerliche Erziehung, bezog nach Vollendung des Gymnasiums die Hochschule zu München 1838, um sich erst philosophischen und schönwissenschaftlichen Studien und darnach der Jurisprudenz zuzuwenden. Nachdem V. von 1839—42 seiner Militärpflicht zu Bamberg und Würzburg genügt hatte, kehrte er nach München zurück, übernahm eine Hofmeisterstelle im Hause des Grafen Törring-Minucci und widmete sich ganz seinen dichterischen und litterarischen Bestrebungen, lieferte Correspondenzen für einige größere Zeichnungen, insbesondere aber eine ganze Reihe von poetisch-dramatischen Beiträgen zu den von Kaspar Braun und Fr. Schneider 1844 begründeten „Fliegenden Blättern“, wo er seiner fröhlich sprudelnden Laune und seinem wahrhaft classischen Humor die Zügel schießen ließ und im harmlosen Verkehr mit gleichgesinnten Malern, Künstlern und Illustratoren, wie Karl Spitzweg, Tony Muttenthaler, Stauber, K. Reinhardt, Herbert König und Anderen die glücklichsten Jahre seines Lebens verbrachte. Wie kein Anderer wäre V. im Stande gewesen, die Genesis der „Fliegenden“ und die von ihm völlig miterlebte tolle Geschichte ihrer ersten zehn Bände zu schreiben! Im J. 1846 erschien zu Bamberg die erste Ausgabe seiner sehr erfreulich und förderlich aufgenommenen „Gedichte“. Als dann 1848 die bairische Regierung die „Neue Münchener Zeitung“ als politisches Organ begründete, wurde V. neben Dr. Jos. Haller in die Redaction berufen, welche die beiden treuverbundenen Freunde bis 1855 in achtenswerther Weise führten. Später trat V. noch einmal an die Spitze der inzwischen in Privatbesitz erscheinenden, dann seit 1862 neuerdings als officielles Organ erklärten „Bayerischen Zeitung“, starb aber schon am 12. April 1866. Außer verschiedenen politischen Flugschriften bethätigte sich V. als Lyriker an Isabella Braun's „Jugendblättern“, wofür er auch sehr hübsche Volks- und Dorfgeschichten („Der Sepp vom Joch“, die „Erzählungen des Franzosen-Seppel“) verfaßte, an der von Braun und Schneider herausgegebenen „Deutschen Hauschronik“ (das Märchen „Goldener“), an

Reding von Biberegg's „Aurora" (1855) und an dem von Fr. Wolf edirten „Gaëta-Album" (1861); auch gab er einen „Hohenburg" betitelten Romanzencyclus (1863) heraus. Eine Biographie mit einer Auswahl von Vogel's Schriften hat Dr. Franz Binder vorbereitet.

Vgl. Morgenblatt 131 zur Bayer. Ztg. vom 12. Mai 1866.

Hyac. Holland.

Vogl: Johann Nepomuk V., deutschösterreichischer Dichter, wurde als Sohn eines geachteten Bürgers am 7. Februar 1802 in Wien geboren und erhielt auch seine erste Erziehung und Ausbildung in der österreichischen Residenz, woselbst er, ohne eigentlich Universitätsstudien betrieben zu haben, als Kanzleibeamter der niederösterreichischen Stände, kaum in das Jünglingsalter getreten, angestellt wurde. Schon frühzeitig zeigte V. hervorragende poetische Anlagen insbesondere auf dem Gebiete des Liedes und der erzählenden Dichtung. Seine angenehme amtliche Stellung förderte nicht wenig das kurz darauf eröffnete und so reich gewordene litterarische Wirken Vogl's, der bald mit der Wiener litterarischen Gesellschaft in Fühlung und Verkehr trat. In dem Kreise derselben fanden sich damals die Träger von Namen wie Bauernfeld, J. G. Seidl, Duller, Feuchtersleben, Schumacher, Kuffner, Castelli, Deinhardstein, Em. Veith und andere mehr. Ebenfalls noch sehr jung vermählte sich der Dichter im J. 1822 und später als seine erste Frau gestorben war, zum zweiten Male mit der Wittwe Oesterlein's, des Redacteurs des „österreichischen Morgenblattes". Neben der Pflege der Geselligkeit in den Wiener litterarischen Kreisen suchte der junge Poet seinen Gesichtskreis durch häufig unternommene Reisen stets zu erweitern, besuchte einen Theil Italiens insbesondere Venedig und bereiste mit Vorliebe Ungarn. Nachdem V. schon eine reiche Zahl von Sammlungen seiner Novellen und Gedichte herausgegeben, übernahm er vom August 1841 an die Redaction des „Oesterreichischen Morgenblattes" in Wien, welche er bis 1848 fortführte. Ein zweites Unternehmen, das er aber selbst begründete, und das in volksthümlichen Kreisen große Beachtung fand, war der „österreichische Volkskalender", welcher 1845 zuerst erschien und heute noch im Sinn und Geiste Vogl's von August Silberstein redigirt erscheint. In den Jahren 1835—38 gab er das Taschenbuch: „Frauenlob", später 1843—1849 das Taschenbuch „Thalia" heraus und erwies sich als geschmackvoller Redacteur. Als Poet wurde V. in Oesterreich durch seine zahlreichen Dichtungen rasch überaus populär und auch weiter hinaus fand sein litterarischer Name Beachtung, so daß der Dichter im J. 1845 von der Universität Jena das Diplom eines Doctors der Philosophie und von verschiedenen auswärtigen Vereinen Anerkennungen und Auszeichnungen erhielt, insbesondere auch von musikalischen Gesellschaften und Vereinigungen, da seine sangbaren Lieder von vielen geachteten Componisten (wie Adolf Müller, Emil Titl, Ferd. Kloß u. A.) in Musik gesetzt wurden. Für längere Zeit hat V. seinen Wohnort Wien nie verlassen; im J. 1865 begann er zu kränkeln und starb im nächsten Jahre darauf am 16. November 1866 in Wien, wo er auf dem Schmelzer Friedhofe beigesetzt wurde. Der Wiener Sängerbund, dessen Ehrenmitglied er war, setzte dem Dichter ein ansehnliches Grabdenkmal.

Vogl's litterarische Bedeutung ist schon durch die Zahl der von ihm verfaßten Werke eine bemerkenswerthe. Er hat über fünfzig Bände der verschiedenartigsten Sammlungen von Erzählungen und Dichtungen veröffentlicht, unter denen allerdings so manches minder Hervorragende sich findet. Immerhin aber erscheint der Dichter als einer derjenigen Oesterreicher, die durch geschickte Wahl der Stoffe, zumeist auch durch Reinheit der Form und gewandte Behandlung insbesondere der Ballade und poetischen Erzählung viele der gleich-

zeitigen Poeten überragen, er verdient jedenfalls den guten Balladendichtern beigezählt zu werden, einzelne seiner Stücke sind sogar neben die besten dieser Art zu stellen. Die novellistischen und erzählenden Prosasammlungen, welche er herausgab, enthalten einfache Erzählungen in der damals beliebten Taschenbuchmanier, auch wol weiter ausgeführte Volkssagen mit verschiedener eigener Zuthat u. dgl. Genannt seien etwa die „Novellen“ (Wien 1837), die „Erzählungen eines Großmütterchens“ (Lpz. 1840), die „Neuen Erzählungen und Novellen“ (1841) und die Novellensammlung „Schatten“ (1844). Größere Beachtung verdienen die „Slavischen Volksmärchen“ (1837), für welche er die Stoffe aus dem slavonischen Gebiete sammelte und bearbeitete, sowie „Die ältesten Volksmärchen der Russen“ (1841), beide der letztgenannten Bücher vermitteln wenig bekannte slavische Sagen- und Märchenstoffe einem weiteren Leserkreise. — Wie bereits erwähnt ist es hauptsächlich das Feld der Ballade und poetischen Erzählung, welches V. mit besonderem Geschick pflegte. Schon 1834 gab er ein Taschenbuch der Balladen, Romanzen und Sagen unter dem Titel: „Oesterreichisches Wunderhorn“ heraus, welches allerdings zumeist Stücke anderer Autoren enthält. Aber ein Jahr darauf erschienen Vogl's eigene „Balladen und Romanzen“, denen 1837 und später manche neue Folge sich anreihte. Die Sammlung „Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden“, welche 1846 erschien, gibt eine gute Uebersicht über des Dichters poetische Thätigkeit auf diesem Gebiete. Sie enthält auf mehr als 700 Seiten eine Menge zumeist sehr gelungener Dichtungen, wir finden vaterländische und historische Balladen darin, Bilder aus dem Seeleben, aus dem Dichter- und Soldatenleben, Zecher- und Kellersagen, Kloster- und Bergmannssagen, Volkssagen überhaupt, scherzhafte erzählende Gedichte, solche aus dem Dorfleben und aus dem Liebesleben, endlich auch Legenden und Nachbildungen aus fremden Litteraturen. Manche der Dichtungen aus dieser Sammlung sind heute noch in und außer Oesterreich verbreitet, so z. B. das innige Gedicht „Das Erkennen“ („Ein Wanderbursch, mit dem Stab in der Hand“) oder „Ein Friedhofsgang“ („Beim Todtengräber pocht es an“). Es wird wenige Anthologien geben, in denen sich nicht diese oder einige andere gelungene Balladendichtungen Vogl's finden. Der Dichter weiß oft in knapper Form seinen Stoff vollständig zu gestalten und ein klares Bild dem Leser in gewandten Versen vorzuführen. Auffallend ist der Hang des Poeten vielfach schauerliche Stoffe zum Vorwurfe eines Gedichtes zu machen, in der erwähnten Sammlung z. B. findet sich eine ausführliche Gruppe: „Gespenstisches“, auch viele der Romanzen und Balladen klingen in düsterer oft grauenhafter Weise aus. Dagegen ist das historische Gebiet außerordentlich reich vertreten und der Legende manches wohlgelungene Stück gewidmet, es sind Sagen aus allen Ländern zur Bearbeitung gebracht und manche derselben vielleicht nur durch Vogl's Dichtung auf deutschem Boden bekannt geworden. Der Poet hat auch „Lyrische Blätter“ (1836) herausgegeben, in den „Klängen und Bildern aus Ungarn“ (1839) ein feines Gefühl für die Poesie der Haide und des ungarischen Wesens und Lebens bekundet, das er in verschiedenen Gedichten daselbst verherrlicht und charakteristisch schildert und die Sagen der verschiedensten Stände und Berufsclassen in eigenen diesen gewidmeten Sammlungen poetisch behandelt so etwa in den „Karthäusernelken“ (1844), „Domsagen“ (1845), „Frauenrosen“ (1850), „Bilder aus dem Soldatenleben“ (1851), „Passiflora“ Sagencyclus (1854), „Schenken- und Kellersagen“ (1858), „Jägerbrevier“ (1862) u. A. m. Was von ihm an eigentlichen lyrischen Gedichten vorliegt ist zumeist weniger beachtenswerth, doch schlägt er in den „Deutschen Liedern“ (1845) zu Deutschlands Ehre warme deutschpatriotische Töne an. Manche seiner Lieder sind gleich mit den Compositionen in Musik erschienen, so die „Liedertafel“ (1845),

die „Soldatenlieder“ (1849), die Bergmannslieder „Aus der Teufe“ (1849). V. hat auch eine Prosadarstellung der Sage von „Twardowsky, dem polnischen Faust“ 1853 veröffentlicht und die serbische Heldensage von „Marko Kraljevits“ (1851) bearbeitet. Noch seien als gute Beiträge zur Culturgeschichte Wiens seine Bücher „Aus dem alten Wien“ (1865) sowie die „Illustrirten Kalender-Geschichten“ (1865) und die topographisch-historischen Schriften „Der Kahlenberg“ (1845) und „Hist. u. topogr. Merkwürdigkeiten Brünns“ (1844) erwähnt. Die übrigen Schriften aufzuzählen erscheint an dieser Stelle nicht nöthig, doch möge darauf hingewiesen sein, daß eine Neuausgabe der besten Balladen, Sagen u. s. w. des Dichters sich als sehr erwünscht herausstellen würde.

Dr. Aug. Schmidt, J. N. Vogl als Mensch u. Dichter. Wien 1868 (Sep.-Abdr. aus Vogl's Volkskalender f. 1868). — Wurzbach, Biogr. Lex. LI. Thl. (1885). — Brümmer, Lex. d. dtsch. Dichter u. Pros. d. 19. Jahrhunderts. — Moderne Klassiker (Kassel 1852), Bd. 19. — Die weitere biographische u. litterarhistorische Litteratur sowie die genaue Aufzählung aller seiner Werke bei Wurzbach a. a. O.

Anton Schlossar.

Vogler: P. Georg V., S. J., ward geboren zu Engen an d. Donau im J. 1585, studirte an der Hochschule zu Würzburg Philosophie und Jurisprudenz und trat 1603 in die Gesellschaft Jesu ein. V. war der Reihe nach in verschiedenen Häusern des Ordens thätig, am häufigsten und längsten zu Würzburg, woselbst er an der Hochschule einen Lehrstuhl inne hatte und am 26. Juni 1635 verstarb, tief betrauert vom Volke, dem er seiner ungeschminkten Frömmigkeit und hingebenden Nächstenliebe wegen theuer war. Seine Werke lassen in V. einen Mann erkennen, dessen Neigung der thätigen Seelsorge mehr als seinem akademischen Lehrfache hingegeben war. Außer Wallfahrtsbüchlein für die Pilger nach Walldürn und Retzbach in Franken, ist es besonders sein oft aufgelegter „Trostbronn Mariä und Joseph“ (Würzburg 1629), der Vogler's Namen bekannt gemacht. Ungleich wichtiger für die Litteratur, speciell die Geschichte des deutschen Kirchenliedes ist sein „Catechismus In außerlesenen Exempeln, kurtzen Fragen, schönen Gesängern, Reymen vnd Reyen für Kirchen und Schulen von newem fleißig außgelegt vnd gestellt Durch R. P. Georgium Voglerum Engensem der Societet JESV priestern. Würtzburg Bey Johann Volmari Ao MDCXXXV Cum permissu sup: et priuil. S. Caes. Maies.“ Eine eingehende Beschreibung dieses merkwürdigen Buches bei Bäumker, „Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen“ Bd. I, S. 176 und f.

A. Ruland, Series et vitae professorum ss. Theologiae qui Wirceburgi a fundata academia per divum Julium usque ad annum MDCCCXXXIV docuerunt. Wirceburgi 1835. — Sotvellus, Bibliotheca scriptorum Soc. Jesu. Romae MDCLXXVI. — De Backer, Bibliothèque des écrivains de la Comp. de Jésus. 2. éd. tom. 3. p. 1447. G. M. Dreves.

Vogler: Abt Georg Joseph V., ein gelehrter Musiker, speculativer Kopf im praktischen, wie geistigen Leben. Geboren am 15. Juni 1749 zu Pleichach, Vorstadt von Würzburg, † am 6. Mai 1814 in Darmstadt. Sein Vater, Johann Georg V., aus einer Müllerfamilie stammend, hatte Lust zur Musik, wurde dem väterlichen Handwerk untreu, erlernte bei einem Geigen- und Zithermacher zu Füßen dessen Kunst, war dabei ein tüchtiger Violin- und Violoncellspieler, ging auf die Wanderschaft, ließ sich in Würzburg nieder und trat in die dortige Hofcapelle als Musiker und Geigenmacher ein. Von seinen neun Kindern blieben nur drei am Leben, zwei Knaben und ein Mädchen. Der Jüngste ist unser V. Der Knabe zeigte schon frühe die charakteristischen Eigenschaften, die ihn durchs ganze Leben begleiteten: eine innige Frömmigkeit, ein wunderbares

Gedächtniß und eine ebenso wunderbare Sprachengabe. Immer in Gedanken versunken, forschend, den Grund jeder Anweisung, die ihm gegeben wurde, zu wissen, eine durch nichts zu erschütternde Energie und deshalb ein eiserner Fleiß und ein gewaltiger Ehrgeiz, der ihn immer anspornte der Erste und Beste zu sein. Er benützte den Tag zu seinen wissenschaftlichen Studien, die Nacht zu seinen musikalischen Exercitien, welche die Nachbarschaft zu unausgesetzten Klagen veranlaßten. So charakterisirt sein jüngster Biograph den jungen V. Der Knabe besuchte das Gymnasium und Lyceum bei den Jesuiten in Würzburg, da keine andere wissenschaftliche Anstalt in Würzburg sich befand, deshalb wurde er aber kein Jesuit, mit welchem Titel man ihn in neuester Zeit beehrte. Als Clavierspieler, besonders aber als Orgelspieler leistete er schon früh Hervorragendes, als er daher nach Mannheim ging, um seine theologischen Studien fortzusetzen, hauptsächlich aber weil ihn das dortige Musiktreiben mächtig anzog, fand er an Karl Theodor, Kurfürst der Pfalz, einen eifrigen Beschützer und Förderer. Karl Theodor war wol der gelehrteste und gebildetste Regent seiner Zeit. Schon im J. 1757 hatte er die Akademie der bildenden Künste in Mannheim errichtet, nach ihr stiftete er die oekonomisch-physicalische Gesellschaft, baute dem berühmten Astronomen Christian Mayer eine Sternwarte, gründete die deutsche Gesellschaft, in der ein Lessing, Schiller, Wieland, Klopstock u. a. thätige Mitglieder waren. Unter Stamitz' Direction hatte die Musikcapelle einen Weltruf erlangt und Iffland mit seinen Genossen zog der Kurfürst nach Auflösung des Gothaischen Hoftheaters in kurfürstliche Dienste. Lessing nannte Mannheim den Vorhof für Kunstjünger. — Der junge Theologe V. wollte am 18. September 1770 in das Kloster der Franciscaner zu Würzburg treten, als er ein Decret vom Kurfürsten erhielt, welches ihn zu seinem Almosenier ernannte. V., der kein religiöser Schwärmer war, erkannte das Vortheilhafte der Stellung und nahm an. Schon 1773 hatte sich sein musikalischer Ruf soweit verbreitet, daß er Schüler von Nah und Fern erhielt. Anselm Weber war einer seiner ersten Schüler. Das Verlangen nach einer höheren Musikausbildung trieb ihn nach Italien; mit Unterstützung des Kurfürsten ging er nach Bologna zu Martini, doch schon nach einem halbjährigen Cursus trennte er sich von ihm, denn er fand bei ihm nicht, was er suchte. Martini steckte noch ganz in den Fesseln der alten Contrapunktik und der Gradus ad parnassum von Fux war sein A und O; damit war aber dem Jünger der Neuzeit nicht gedient, sein speculativer Kopf suchte nach anderen Formen. Er ging nach Venedig und lernte Hasse kennen, der sich aus Dresden dorthin zurückgezogen hatte. Hier erhielt er Anregung zur Operncomposition und eine Empfehlung an den Componisten Vallotti in Padua. Doch zuerst ging er nach Rom, fand am kurfürstl. Gesandten einen eifrigen Beschützer und errang durch sein Clavierspiel selbst die Aufmerksamkeit des Papstes, Pius VI., der ihn zum Ritter vom goldenen Sporne, päpstlichen Protonotar und Kämmerer ernannte. Am 7. Juli 1774 wurde er unter dem Namen Veranio Meliteo Mitglied der arcadischen Gesellschaft in Rom. Als er am 28. November 1774 den Kurfürsten in Rom begrüßt hatte, ging er nach Padua um den Unterricht beim Pater Vallotti zu beginnen; doch auch hier fand er sich enttäuscht. Statt contrapunktischer Fertigkeit suchte er Aufklärung über die Lehre der Harmonie, über Akustik und das Verhältniß der Accorde unter sich in ihrer Bildung und Verwandtschaft. Er setzte die alten Herren mit seinen Fragen in Verlegenheit, da er über Gegenstände Belehrung verlangte, die bis dahin ununtersucht, deren Existenz überhaupt noch gar nicht nachgewiesen war. Die Harmonielehre befand sich noch in den Kinderschuhen und die Stimmenführung mußte immer noch Ersatz dafür bieten. Im J. 1775, Ende November, befand sich V. wieder in Mannheim und der Kurfürst ernannte ihn zum geistlichen Rath und bald

darauf zum Vicecapellmeister, was Cannabich (s. A. D. B. III, 759) sehr verdroß, da er als älteres Mitglied auf den Posten gerechnet hatte. Dem Kurfürsten lag viel daran gute Sänger für die Bühne zu erhalten und da der alte Holzbauer eine Schule für Musiker gegründet hatte, bewog der Kurfürst V. eine Schule für Gesangskünstler zu errichten. Dies geschah und außerdem verfaßte er die Schrift „Tonwissenschaft und Tonsetzkunst" (Mannheim 1776). Der gedruckte Titel ist für Vogler's Empfindungsweise so charakteristisch, daß er verdient hierher gesetzt zu werden. Er lautet: „Georg Joseph Vogler's, päpstlichen Erzzeugen, Ritters vom goldenen Sporn und Kämmerers des apostolischen Palastes, Seiner churfürstlichen Durchlaucht zu Pfalz geistlichen Raths, Hofcaplans und Hofcapellmeisters, auch öffentlichen Tonlehrers und der arcadischen Gesellschaft in Rom Mitgliedes" und jetzt folgt erst der oben genannte Titel über den Inhalt des Buches. V. verstand es den Ausspruch Goethe's „nur Lumpe sind bescheiden" praktisch zu verwerthen. Sein Buch zeigte ihn als Reformator, als Begründer der modernen Harmonielehre. Allerdings blieb Spott und Feindschaft nicht aus und von allen Seiten fiel man über ihn her. Doch V. war nicht der Mann sich irre machen zu lassen, dazu saß er auch viel zu fest in der Gunst seines Fürsten, der ihn zu schützen verstand, denn V. war nicht nur als Gelehrter von Werth, sondern auch als Gesellschafter, denn er verstand in ganz vorzüglicher Weise eine Gesellschaft zu unterhalten, daher er bei Hofe ein gern gesehener Gast war. Da obiges Werk mehr für den Lehrer als den Schüler berechnet ist und die Lehrsätze in eine knappe Form faßt, auch der Akustik ein weites Feld einräumt, so erschienen in den Jahren 1778 bis 1781 drei Jahrgänge „Betrachtungen der Mannheimer Tonschule" reichlich mit Beispielen versehen. Dieselben befassen sich theoretisch mit den tiefsten Entwickelungen der Gesetze der musikalischen Harmonie, behandeln praktisch alle Stilarten, wie den Concertstil, Theaterstil, Kirchenstil, analysiren berühmte Werke, wie das Stabat mater von Pergolese, lehren Instrumentiren, den Gebrauch der Instrumente u. a. mehr. Mehr als 500 Notentafeln begleiten den Text. Ganz besonders wurde die Spottlust der Berliner gereizt, denn V. ging von dem Grundsatze aus jedes Fremdwort zu verdeutschen und so zu schreiben, wie er sprach. Es mischte sich deshalb vielfach der süddeutsche Dialekt ein, was die Lachlust der Norddeutschen erweckte. Schon am 29. August 1778 erschien in der Berliner Litteratur- und Theaterzeitung Nr. 31 ein Pamphlet voller Schmähungen. Es heißt dort unter Anderem: „Nicht leicht kann ein junger rüstiger Ignorant, der den Trieb zur Autorschaft fühlt, mit mehr Stolz und Eigendünkel in der Welt auftreten, als Herr Georg Joseph Vogler (nun folgen obige Titel und weitere Sottisen). Das Possirlichste am ganzen Werk ist die Tonmäßigung (Temperatur) 2c. Der Verfasser hat entweder ein über alle Menschheit erhabenes Ohr, oder er hat, wie eher zu glauben, gar kein musikalisches Gehör" u. s. f. Am Schluß heißt es: „Ei, Herr Vogler, Sie hatten sich schon 23 Jahre mit Musik beschäftigt und schämen sich nicht und machen sich so lächerlich; Schande um die Musik, wenn solchem Theoretiker und Praktiker so viel Schutz angediehen wird." Das Pamphlet blieb nicht ungeahndet. Zwei Schüler Vogel's, Fr. Metzger und L. Kornacher und zuletzt V. selbst antworteten so eingehend, daß die drei Abhandlungen zugleich eine Erläuterung der Vogler'schen Tonschule sind (Betrachtungen der Mannh. Tonschule, 1. Jahrg., S. 213—275). Trotz aller Angriffe eilten Schüler aus allen Gegenden nach Mannheim und da dieselben sich aus allen Confessionen zusammensetzten, so nannte man sie im Gegensatze zu der Holzbauer'schen Musikschule die „lutherische". Auch als Componist war V. aufgetreten und hatte in allen Formen Werke in die Welt gesendet. Sie zeichneten sich nicht eben durch hervorragende Erfindungskraft aus; den Hauptwerth legten sie auf eine richtige und

wohlklingende Harmonie. In dieser Weise waren sie ausführende Beispiele zu seinen theoretischen Grundsätzen. Seine Operette „Der Kaufmann von Smyrna“ in einem Acte, im italienischen Stile geschrieben, wurde seit 1771 in Mannheim und München mit viel Erfolg aufgeführt. In seinen „Betrachtungen“ hat er diese Oper harmonisch und ästhetisch analysirt und die Musik in den begleitenden Notentafeln abgedruckt. Das Thema zur Ouvertüre benützte er auch zu Variationen, die er 1778 zu Frankfurt a/M. in der Herbstmesse in einem Clavierconcerte öffentlich vortrug. Mozart, der sich 1777 in Mannheim aufhielt und auf eine Anstellung hoffte, sah, von der in der Capelle herrschenden Erbitterung gegen V. angesteckt, in ihm den Feind, der ihn hinderte in Mannheim festen Fuß zu fassen. V., der sich übrigens mit den Capellmitgliedern wenig abgab, dehnte die Proben oft bis zur Ermüdung aus, wobei er stets als der vornehme Geistliche im seidenen Kleide, dem violetten Seidenmäntelchen, den violetten Strümpfen und der Calotte auf dem Kopfe erschien. Er kam mit seinen Hofmusikern nur bei den Musikproben und Aufführungen in Berührung und stand ihnen gesellschaftlich fern. Mozart dagegen lebte unter den Hofmusikern, wurde von ihnen bewundert und bildete doch nur einen Theil der Hofbedienten. In München ging es Mozart nicht besser, man schätzte seine Genialität, betrachtete ihn aber als Beamten für unzuverlässig. „Es ist noch zu früh“, sagte ihm der Kurfürst. Man citirt so gern Mozart's Brief vom 22. November 1777 über V. und zieht daraus einen Schluß auf Vogler's Leistungen und seinen Charakter, die Verhältnisse lagen aber anders und die Schuld an Mozart selbst. Am vorurtheilsfreisten beurtheilt ihn wol Karl Ludwig Juncker, protestantischer Pfarrer in Ruhpoldsdorf bei Kirchberg. Er schreibt in der Musikalischen Realzeitung 1788, Bd. 1, S. 60: Vogler rechne ich unter die größten Clavierspieler Deutschlands. Seine Spielart ist kraftvoll und brillant, daher glückt ihm auch weit mehr das Allegro, als das Adagio. Seine Fertigkeit ist bis zum Erstaunen, ebenso seine Sicherheit. Mit dieser Eigenschaft stehen auch seine Compositionen in Verbindung, er liebt das Brillante, Große, drückt heroische und prächtige Gefühle mit der ganzen Energie der Tonkunst aus. — Auf Wunsch Landgraf Ludwig's von Hessen-Darmstadt componirte V. das Melodrama Lampedo von Lichtenberg und die Landgräfin Louise, eine Verehrerin Vogler's, trat selbst in der Rolle der Königin Lampedo auf. Der Erbprinz dirigirte das Orchester. Die Aufführung fand am 4. Juli 1779 statt und wurde mehrfach wiederholt. — Von der Idee beseelt, sein System zum Gemeingut der ganzen musikalischen Welt zu erheben, suchte er sein Heil bei den Akademien der Wissenschaften. Da Deutschland sich ihm feindlich entgegen setzte, richtete er seine Blicke nach dem Auslande. Er nahm Urlaub und ging in Begleitung von drei Schülern im December 1780 nach Paris. Das musikalische Paris war damals in zwei Parteien gespaltet, in Piccinisten und Gluckisten. Louis XVI. war Piccinist und die Königin Marie Antoinette hielt zu ihrem Landsmanne und war Gluckistin. Durch den baierschen Gesandten dem Bruder des Königs vorgestellt, wurde er der Königin bekannt, die von seinem Clavierspiel entzückt war, so daß sie ihn in ihre Protection nahm. Er wurde öfter durch eine Hofequipage nach Versailles abgeholt und widmete ihr auch zwei von ihm gespielte Compositionen. Das eine ist ein Clavierconcert opus 8 und das andere ein Clavierquartett. Beide erschienen 1781 in Paris bei Sieber und wurden mehrfach nachgedruckt. Dabei vergaß er nicht den Hauptzweck seiner Reise. Er reichte sein System der Akademie ein, wurde daselbst eingeführt und eine Commission zur Prüfung ernannt. Er stieß hier aber auf Hindernisse, denn d'Alembert hatte das System Rameau's mit Erläuterungen der Akademie vorgelegt und der Mathematiker Van der Monde ebenfalls ein System der Harmonie eingereicht. Letzterer trat gegen

Rameau und Tartini auf und war dadurch ein Feind Vogler's. Dennoch erreichte V. nach vielfachem Drängen endlich ein begutachtendes Urtheil, in welchem sein System für eine Weiterentwickelung des Rameau'schen erklärt wird. Die Zeit benützte aber V. auch, sich dem großen Publicum zu zeigen und veranstaltete in der Kirche St. Sulpice mehrfach Orgelconcerte, die ihm eine gute Einnahme und wahre Bewunderung verschafften. Wir haben über sein Orgelspiel mehrfache Urtheile von bewährten Fachmännern, die es als hervorragend bezeichnen, darunter von dem bekannten Orgelvirtuosen Rinck. Er gab zwar seinen Orgelvorträgen sehr wunderliche Programme bei, die vielfach Anstoß erregten, dennoch mußte man seine Virtuosität anerkennen und besonders die geschmackvolle Registrirung, die damals als etwas Neues großes Aufsehen erregte. Auch versuchte V. eine Oper bei der großen Oper in Paris anzubringen, schreckte aber vor den Sängerinnen zurück, von denen keine einzige im Stande war seine Arien zu singen. Er probirte unablässig, verlor endlich die Geduld und behandelte die Damen so grob, daß er sich damit unmöglich machte. Dennoch setzte es die Königin durch, daß ihm ein französischer Text „Le patriotisme“ (auf die Belagerung Gibraltars bezüglich) eingehändigt wurde, der denn auch in Versailles vor dem Hofe zur Aufführung gelangte. Der Herzog von Orleans begrüßte V. in einer deutschen Anrede und die Königin verehrte ihm zum Abschiede eine werthvolle goldene Dose. Zum Schluß gab er noch ein Orgelconcert in der Kirche St. Sulpice. — Von hier wandte er sich nach England, reichte der Royal Society sein System in lateinischer Sprache zur Begutachtung ein und erhielt vom Präsidenten eine zustimmende Erklärung. — Der Kurfürst Karl Theodor, Ende 1777 auf den Thron von Baiern gekommen, hatte seine Mannheimer Capelle zum Theil nach München mitgenommen, darunter auch V. Im Anfange des Jahres 1784 starb der Capellmeister Bernasconi und V. wurde nun zurückberufen um dessen Stellung einzunehmen. Für den Carneval 1786 schrieb er die Oper „Castore e Polluce“, die mit großem Beifall mehrfach wiederholt wurde. V. wurde es aber in München zu eng, die Kunst trat durch militärische Unternehmungen in den Hintergrund und V. nahm abermals Urlaub. Er besuchte Lübeck, Berlin, wo er in der Garnisonkirche ein Concert für die Armen vor dem preußischen Hofe und einer großen Zuhörerschaft gab. Von da ging er nach Düsseldorf, wo er in der Gemäldegalerie vor jedes berühmte Gemälde sein Pianoforte setzen ließ und in Tönen auszudrücken versuchte, was sein Herz bei Betrachtung des Gemäldes erregte. Forkel überschüttete ihn deshalb mit unsäglichem Hohn. In Amsterdam gab er ein Orgelconcert, zu dem 7000 Billete verkauft waren. Hier traf ihn vom Schwedenkönig Gustav III. die Ernennung zum Capellmeister und Lehrer des Kronprinzen; gern folgte er dieser Berufung, während Cannabich in München seine Stelle vertrat. Gustav III. von Schweden war ein eifriger Förderer der Tonkunst und berief an seinen Hof zahlreiche Ausländer von Bedeutung. V. erhielt jährlich 2000 Reichsthaler, Futter für zwei Pferde und ein halbes Jahr Urlaub zu Reisen. Er legte nun die Capellmeisterstelle in München nieder und verpflichtete sich dem Schwedenkönige auf zehn Jahre, nach deren Verlauf ihm eine Pension von 500 Reichsthlr. zugesichert wurde, die er verzehren konnte, wo er wollte. V. als katholischer Priester in einem exclusiv-protestantischen Lande erregte viel Mißbehagen und die Geistlichkeit machte sogar dem Könige Vorstellungen. Indessen ging V. seinen Arbeiten mit Energie entgegen. Er gründete eine Singschule und eine Musikschule, componirte Opern und brachte Gluck's Opern zu ersten Aufführungen in Stockholm, denen er seine ganze Kraft widmete. Die Urlaubszeit benützte er zu Reisen, auf denen er sich als Clavier- und Orgelvirtuose hören ließ. 1786 war er in Rußland, spielte auch vor dem Kaiser. Dabei richtete er sein Augenmerk auf

alle bedeutenden Orgelwerkstätten und war bemüht die Meister derselben anzuspornen Verbesserungen jeder Art einzuführen. So begann er z. B. Versuche zu machen die von Professor Kratzenstein zur Nachahmung der menschlichen Stimme gebauten Zungenpfeifen in Orgelpfeifen umzuwandeln, die bei steigendem Druck des Windes zum Forte anschwellen und beim Nachlassen des Druckes im Pianissimo enden, ohne sich zu verstimmen. Er wollte dadurch die Ausdrucksfähigkeit der Orgel wie beim Pianoforte durch den Anschlag erzielen. Er engagirte den schwedischen Orgelbauer Racknitz, der bei Kirsnik in St. Petersburg als Geselle gearbeitet hatte, für Anbringung dieser Orgelpfeifen bei seiner tragbaren Orgel, die er Orchestrion nannte. Nach langen Bemühungen und Versuchen erreichte er seinen Zweck; die ersten Pfeifen mit durchschlagenden Zungen brachte er in einer Orgel zu Rotterdam an. Sein eigenes Orchestrion befand sich in einem Kasten, der vermittelst beweglicher Thüren sich öffnete und schloß, um den Ton stärker oder schwächer werden zu lassen. Durch die neuen Zungenstimmen bekam es V. in seine Gewalt ein noch ausgeprägteres Crescendo seinem Orchestrion zu verschaffen, da sich jede einzelne Pfeife selbst zum Fortissimo und Pianissimo gebrauchen ließ. In dieser Weise erreichte er bei kleineren Orgeln dieselbe Kraft wie bei größeren und so entstand das Vogler'sche „Simplifications-System", das so viel Aufsehen erregte, freilich auch ebenso viel Widersacher als Bewunderer fand. Ferner erstreckten sich seine Versuche darauf, die großen Pfeifen, zweiunddreißig Fuß genannt, entbehrlich zu machen, da sie den Orgelbau vertheuern und zu viel Wind beanspruchen. Er fußte auf der Entdeckung Tartini's, daß, wenn man einzelne Intervalle eines Dreiklangs mit einander verbindet, dadurch ein tieferer Ton in der Luft entsteht. Verbindet man z. B. den Grundton eines Dreiklangs mit der Quint, so entsteht die tiefere Octave des Grundtones in der Luft. Wenn man daher eine Pfeife von 16 Fuß mit der Quint, die nur $10^2/_3$ Fuß lang ist, verbindet, so entsteht nach Vogler's Annahme ein Ton, welcher einer Pfeife von 32 Fuß entspricht. V. erklärte ferner, jeder Ton besteht aus dem Grundton, der großen Terz und reinen Quint. Die Orgelbauer hatten dies Princip schon längst in ihren Mixturen empirisch angewendet. V. versuchte nun dasselbe auf das gesammte Pfeifenwerk seiner simplificirten Orgeln anzuwenden. Sobald er seine Versuche zur befriedigenden Lösung gebracht hatte, baute er auf seine Kosten mehrere große Orgeln in Deutschland danach um. In München waren es die Orgeln in der St. Peterskirche und in der Michaelshofkirche. Wo man sonst die großen dicken Pfeifen sah, nebst allem kleinen Beiwerk, war nun alles in einen Holzkasten eingeschlossen. Das Pedal, sonst aus 32 Tasten bestehend, hatte deren nur 18, ebenso waren die übrigen Stimmen reducirt. Mendelssohn war entzückt von der Disposition, konnte sich aber auf dem Pedal nicht zurecht finden, auch Rinck in Darmstadt war mit dem Princip einverstanden, mußte aber seine Unfähigkeit erklären die Orgel zu spielen. V. war ein Idealist. Er sah in jedem künftigen Organisten sich selbst an der neuen Orgel sitzen. Unter seinen Händen erklang die Orgel in allen seinen Nüancen, unter fremder Hand erwies sie sich als unbrauchbar und alle Orgeln, die er mit seinem eigenen Gelde umgebaut hatte, mußten wieder in ihrer früheren Gestalt hergestellt werden. Die neuere Orgelbaukunst hat sich Manches von den Vogler'schen Erfindungen zu Nutze gemacht, doch in anderer praktischerer Weise, so daß der Spieler in keiner Weise sich erst darauf einüben muß.

Ruhelos benützte V. auf solche Art seine halbjährlichen Urlaube zu weiten Reisen, stets als Orgel- und Claviervirtuose auftretend und die Orgeln, soweit es ihm gestattet wurde, nach seinem Princip umarbeitend, wozu er stets den schon erwähnten Racknitz als Gehülfen mit sich führte. Die veranstalteten Concerte, die stets reiche Einnahmen brachten, mußten zum Theil die Unkosten decken.

1790 war er wieder in England, von da ging er nach Frankfurt, dann nach Darmstadt, wo er von dem Sohne des Landgrafen, der seit kurzem die Regierung angetreten hatte, erwartet wurde. Man wollte ihn gern an Darmstadt fesseln, doch sein schwedischer Contract war noch in Kraft. Im November finden wir ihn in Rotterdam, darauf in Amsterdam, wo er drei Concerte auf seinem Orchestrion gab. Um diese Zeit erschienen Forkel's Variationen über das englische Volkslied „God save the king". Forkel war ihm ein böser Feind, nicht nur durch seine Schriften über ihn selbst, sondern auch durch die abgeschmackte Art, in der er über Gluck herfiel. Da kamen V. die Forkel'schen Variationen eben recht, um ihm an diesem erbärmlichen Machwerk zu beweisen, ein wie schwacher Componist er sei. Er ließ die Variationen neu stechen, setzte seine eigenen Verbesserungen unter die Zeilen und begleitete sie mit den beißendsten Bemerkungen. So erschienen sie 1793 in Frankfurt a/M. bei Varrentrapp und Wenner. (Exemplare in der Universitätsbibl. in Göttingen und der Staatsbibl. in München.) 1792 befand er sich in Lissabon; um Volkslieder kennen zu lernen, schiffte er nach Afrika hinüber, in der Hoffnung alte Gesänge der Mauren zu hören, kehrte dann über Griechenland nach Stockholm zurück, wo er Ende 1793 eintraf. Das Wesentlichste seiner Untersuchungen auf der weiten Reise hat er in dem Choralsystem (Kopenhagen 1800) mitgetheilt und die Art und Weise der Harmonisirung der Volksmelodien im Polymelos (München bei Falter 1806). In Stockholm fand er seinen Protector nicht mehr am Leben, Gustav III. war in der Nacht vom 15. zum 16. März 1792 von der Hand des Mörders gefallen. Jedoch der Nachfolger hielt die Zusage seines Vaters und V. trat in seinen gewohnten Wirkungskreis, gründete eine Wittwen- und Waisencasse für die Mitglieder der Capelle und hielt unentgeltliche Vorlesungen über Harmonie, zu welchem Zwecke er das Handbuch „Inleding til Harmonias Kennedom" schrieb. In diese Zeit fallen auch die Chöre nebst Balletmusik zu dem Drama „Hermann und Unna" von v. Skiöldebrand, welches seinen Zug durch Dänemark und Deutschland nahm. Am 5. September 1794 kam es in Berlin zur Aufführung, 1807 in Leipzig, 1808 in Würzburg u. s. f. 1796 befand er sich zum zweiten Male in Paris und spielte wieder auf der Sulpicer Orgel, an der man bereits Veränderungen nach seinen Angaben vorgenommen hatte. Sein letztes Concert für die Armen war überfüllt, und Hunderte harrten vor den Thüren der Kirche; 1796 lief sein Contract in Schweden ab, doch auf Wunsch des Regenten und Kronprinzen blieb er noch bis 1798. Er zog sich dann nach Prag zurück, hielt Vorlesungen über Tonwissenschaft in einem Saale, den er auf seine Kosten in einen „akustischen Hohlspiegel" umgebaut hatte und in dessen Brennpunkt sein Orchestrion stand. Zwistigkeiten verleideten ihm den Aufenthalt und er ging nach 2 Jahren nach Wien. Hier entwickelte er eine rege Thätigkeit, fand große Anerkennung und einen freundschaftlichen Verkehr mit v. Sonnleithner, Gänsbacher und im Hause der gräflichen Familie Firmian. Er gab Concerte, führte seine Compositionen auf und componirte für das Theater an der Wien die Oper „Samori", die sich eines guten Erfolges erfreute. Er hatte zu gleicher Zeit mit Beethoven, der den Fidelio componirte, Wohnung und Kost im Theater. 1804 verließ er Wien, reiste nach Salzburg, wo er die Klosterorgel am St. Peter simplificirte, gab darauf ein Concert auf derselben, celebrirte am 4. August ein Hochamt, wobei seine Messe in Dmoll von allen Musikern Salzburgs aufgeführt wurde. Michael Haydn trat ihm bewundernd näher. Am 22. August 1805 reiste er nach München, gab dort öfter Orgelconcerte und führte in der Hofkirche seine Pastoralmesse auf. Trotz aller äußerlichen Anerkennung hoffte er doch vergeblich auf eine Anstellung und als auch die ausbedungene Pension von Schweden trotz aller Verhandlungen mit der Regierung nicht mehr

gezahlt wurde, wandte er sich in seiner Noth an den Landgrafen von Hessen-Darmstadt, der ihn mit offenen Armen empfing und alles bewilligte, was V. begehrte. Am 24. August 1806 trat er seine Stellung als Capellmeister an mit einem Gehalt von 2200 Gulden, freier Wohnung und Kost. Am Schlusse seines Lebens hatte er noch die Freude zwei bedeutenden Schülern mit seinem Wissen und Können zu dienen, es waren Weber und Meyerbeer, der dritte im Bunde, Gänsbacher, war zu gering veranlagt. Alle drei kamen im April 1810 nur wenige Tage nach einander in Darmstadt an und genossen auf kürzere oder längere Zeit gemeinsam Vogler's Unterricht. Gänsbacher mußte schon am 10. Juli seinen Verpflichtungen gegen die Familie Firmian als Verwalter ihrer Güter nachkommen, Weber verließ ihn am 14. Februar 1811, da seine Mittel erschöpft waren, nur Meyerbeer blieb und konnte sich von V. nicht trennen, bis ihn derselbe selbst fortschickte, da, wie er sagte, er nun auf eigenen Füßen stehen müsse. Meyerbeer's Oper Jephtha's Tochter war von der Münchener Bühne angenommen und ging am 23. December 1812 über die Bretter. V. und Meyerbeer waren beide in München und trotz des elenden Textes ward Meyerbeer's Talent bewundert. Von da ab begann Vogler's Stern zu sinken; er hatte durch Herstellung von Orgeln, besonders seines Triorganons, einer Orgel mit drei Spieltischen, die er in München bauen ließ, enorme Verluste, so daß er tief in Schulden steckte. Mit seinem Landgrafen, jetzigem Großherzog, hatte er sich auch erzürnt, unternommene Concerte ergaben nur wenig Gewinn, die Reisen kosteten viel Geld und statt sich herauszureißen, gerieth er immer tiefer in Geldverlegenheiten. Ein Geschwür am Fuße hinderte ihn an der gewohnten Bewegung und ein Schlagfluß machte am 6. Mai 1814 seinem Leben ein Ende. Ziehen wir das Resultat seines thätigen und strebsamen Lebens, so bleibt doch nur ein kleiner Gewinn übrig. Seine Bestrebungen der Harmonielehre feste Grundsätze zu geben, blieben zwar nicht unbeachtet, doch ein anderer (Marx) sollte erst die Früchte ernten. Die Verbesserungen an der Orgel erwiesen sich nicht als praktisch und verschwanden fast spurlos nach seinem Tode. Als Componisten aber fehlte ihm eine tiefere originale Erfindungsgabe. Trotz der Erfolge, die er selbst erntete, trotz der Anerkennungen, die man ihm bereitwillig darbot, wie sie unseren großen Meistern nie oder nur in seltenen Fällen zu Theil wurden, verschwanden seine Werke von der Oberfläche, sobald er selbst als mächtiger Hebel nicht mehr wirken konnte. Es hat wol selten ein Künstler so viel Verehrung und so viel Haß zugleich erfahren. Dies hing aber auf das engste mit seinem Wesen und Können zusammen. Als Virtuose bewundernswerth, als Gesellschafter liebenswürdig und unterhaltend, als Lehrer und Freund aufopfernd, als Mensch eitel bis zum Lächerlichen, als Priester heuchelnd, vielleicht nur in den äußerlichen Formen, doch das genügt der Spottsucht der Menschen. Den Abbé trug er in seiner geistlichen Kleidung stets zur Schau; war er zu Tisch geladen, so schickte er den Diener mit dem Gebetbuch voraus. Ganz vergeblich bemüht sich sein jüngster Biograph, Schafhäutl, ihn von solchen Vorwürfen der Mitlebenden rein zu waschen. Selbst die marktschreierischen Programme zu seinen Orgelconcerten weiß er nur damit zu entschuldigen, daß V. sein Publicum kannte. Er konnte allerdings, meint der Biograph, statt die Mauern von Jericho einfallen zu lassen, ein ästhetischeres Motiv wählen, da er das aber nun eben nicht that, verfiel er dem Spotte jedes Gebildeten.

Ein Lebensbild zur Errichtung eines Denkmals. Darmstadt 1867, 16 S. — Lorbeerkränze und Cypressenzweige auf dem Grabhügel eines außerordentlichen Künstlers. Darmstadt 1814. — Biogr. von Jos. Fröhlich. Würzburg 1845. — Vogler's Leben, Charakter und musikalisches System. Seine Werke, seine Schule, Bildnisse rc. von Dr. K. E. v. Schafhäutl. Augsburg 1888.

Eine Besprechung letzterer Biogr. in Monatsh. f. Musikgesch. 19, 150. — Ein Concertprogramm ebd. 11, 101. Rob. Eitner.

Vogler: Max V., Belletrist, wurde am 13. Juni 1854 zu Lunzenau im Königreich Sachsen geboren. Er studirte zu Berlin, Jena und Zürich Philologie, Geschichte, Philosophie und Naturwissenschaften und erwarb sich, wie seine Erzählungen später bewiesen, eine vielseitige Bildung. Nach Zürich scheint er in den letzten Universitätssemestern gegangen zu sein, als sich schon politische und verwandte Gesinnungen freierer Richtung bei ihm durchgerungen hatten. Er fand hier in Ludwig Ettmüller (s. d.) einen Fachmann, der, wenn auch dem alten Betriebe der Germanistik anhangend, doch das Gemüth mitsprechen ließ und vor allem die große Poesie in den Litteraturdenkmälern unserer Vorzeit aufzeigen wollte; außerdem war er entschiedener Liberaler. V. muß sich nach beiden Seiten hin bei ihm angeheimelt gefühlt haben, und so hat er denn die 1876 unter Ettmüller's Augen entstandene und wol von ihm angeregte Dissertation, mit der er im Frühling 1877 zu Freiburg i. Br. promovirte (gleichzeitig in Paderborn unverändert als Buch ausgegeben) ihm als „seinem verehrten Lehrer" gewidmet. Dieses Büchlein, theilweise ein Gegenbeweis wider den Ettmüller so oft gemachten Vorwurf unphilologischer Arbeitsweise, bot die Ausbeute ernstlicher Umschau auf einem vernachlässigten Seitenfelde dar, und es ist wol den — unten genannten — beiden ungünstigen Recensionen zuzuschreiben, daß von „Sjurđar kvæđi. Die faröischen Lieder von Sigurd. Zum erstenmal mit Einleitungen, Anmerkungen und ausführlichem Glossar herausgegeben" nur der erste Gesang, „Regin smiđur" erschien, „Brynhild" und „Högni" aber, die „in nicht ferner Zeit folgen" sollten, ausblieben. Wenigstens waren aber in diesem ersten Bändchen die resumirenden und anregenden „Einleitungen" enthalten: „Dichtung und Gesang auf den Faröer", „Handschriften und Ausgaben färöischer Gedichte", „Ursprung und Alter färöischer Gedichte", „Das Verhältnis der Sjurđar kvæđi zu der Gestaltung in nordischen und deutschen Schriftwerken, insbesondere in der Edda und im Nibelungenlied", „Abweichungen des färöischen Dialekts vom Gemein-Altnordischen", „Rhythmus und Form der färöischen Gedichte", „Poetischer Werth der Sjurđar kvæđi". Hier spendet er aus liebevoller Vertiefung heraus allerhand Mittheilungen über dem Nichtspecialisten schwer erreichbare Dinge, allerdings ohne daß es ihm gelang, die engeren Fachleute zu fesseln oder von dem wenigen Neuen zu überzeugen.

Das Vorwort zu der Promotionsschrift ist bereits wieder aus der Heimath vom Februar 1877 datirt. Er scheint schon damals der Wissenschaft endgültig Valet gesagt zu haben. 1877—79 redigirte er die illustrirte pädagogische Zeitschrift „Der Studienfreund", ebenfalls seit 1877 das „Jahrbuch für Zöglinge deutscher Gymnasien" (13 Jahrgänge bis 1889), das „Jahrbuch für deutsche Mädchen u. s. w." (ebenso), die sämmtlich bei Sigismund und Volkening in Leipzig, wo V. auch 1879—80 und öfters vorübergehend sich aufhielt, verlegt und weit verbreitet wurden. Von seinem Geburtsorte aus, wo er sich dauernd niedergelassen hatte, wirkte er als unabhängiger Schriftsteller an vielen Zeitschriften und Tagesblättern mit, niemals ohne seine freimüthige Denkweise zu verleugnen — V. war ausgesprochener Demokrat — weder in allgemeinen Fragen, wie als Redacteur der Crimmitzschauer „Stadt- und Landzeitung", noch 1886 als Herausgeber des „Allgemeinen litterarischen Wochenberichts" (Lpz.). Nur in dem lieblichen Muldenthale fühlte sich der von Haus aus nicht übergesunde wohl und hier ist er auch, in Lunzenau selbst, am 7. October 1889 gestorben. In dieser beschaulichen Zurückgezogenheit hat er ferner veröffentlicht den Roman „In den Gewittern der Zeit" (1879), „Der Herr Kommerzienrath. Eine mo-

derne Geschichte" (1883), „Der Hirtenheini" (1885), „Im Dorf der Schmied. Eine Geschichte aus dem Elsaß" (1887), „Die Verwahrlosung des modernen Charakters. Ein Straf- und Mahnwort an die Zeitgenossen" (1880, 2. Aufl. 1884), antimaterialistisch und für „ethische Cultur", „Geschichte der deutschen Literatur von Lessing bis auf die Gegenwart" (1889), „Ferdinand Lassalle. Sein Leben und Wirken" (1889, in der Geiser-Liebknecht'schen „Volksbibliothek d. allgem. Wissens"). Aufsehen erregte „Der Herr Kommerzienrath", in dem sich, zumal angesichts der äußerst realistisch abgespiegelten thatsächlichen Vorgänge, ein sächsischer Großfabrikant (Vogel) getroffen fühlte: die angestrengte Klage führte zur bis heute nicht aufgehobenen Confiscation; in Alfred Lenzhold staken viele Züge des Verfassers, der in ‚Sonnenau' seinen Geburtsort nebst dortigen Zuständen meinte und in Naturschilderung und Lebensanschauung schönsten Idealismus bekundete. „Im Dorf der Schmied" ist eine nette Dorfgeschichte aus dem eben gewonnenen Reichslande mit einfacher Verwicklung und deutschpatriotischer Tendenz (vgl. Blätter f. lit. Unterh. 1887, S. 440). Die letztere bewahrte sich V. übrigens bis zuletzt, obzwar er politisch mehr und mehr ins Lager der Socialdemokratie überging. Sein Erzählungsstil ist sehr flüssig, bisweilen von abgeklärten Ergüssen einer reichen Phantasie und Schilderungsgabe durchzogen; ein edles, für alles Hohe schwärmendes Gemüth zeigen auch gelegentliche Aeußerungen in lyrischer Form.

Eine Anzahl der angeführten Schriften Vogler's ist nur nach dem letzten auf seinen Angaben beruhenden Verzeichniß in Kürschner's Litteraturkalender XI (1889), 510a angeführt, ohne daß sie alle eingesehen werden konnten; z. B. enthält Heinsius(-Volhövener's) „Allg. Bücher-Lex." nicht sämmtliche dieser Titel. Letzteres (XVIII 2, 775) gibt nicht nur die geänderte Verlagsfirma, sondern wie Brümmer, Lex. d. dtsch. Dicht. u. Prof. d. 19. Jhdt. II, 607a für „Der Herr Kommerzienrath" 1886 an, der Buchtitel und Kürschner a. a. O. 1883, in welchem Jahre es Kürschner VI (1884) 274a zufolge auch erschien; diese Differenz ist deshalb merkwürdig, weil der beregte Proceß (vgl. Frankenstein im „Magaz. f. Lit." 1894, S. 374) erst nach 1886 entstand. Die, übrigens keine „vita" enthaltende, Dissertation Vogler's tadelt scharf Symons Germ. XXII, 440 ff., noch viel härter Müllenhoff, Anzgr. f. dtsch. Altert. IV, 113—125; vgl. Lundell Paul's Grundr. d. germ. Phil. II 1, 735. Ludwig Fränkel.

Vogt: Eduard Franz Anselm V., katholischer Geistlicher, geboren zu Ehingen am 20. April 1814, † zu Betzenweiler am 8. Mai 1880. Er machte seine Studien an den Gymnasien zu Ehingen und Rottweil und an der Universität zu Tübingen, wurde 1837 zum Priester geweiht, war dann einige Zeit Repetent im Wilhelmstift zu Tübingen, wurde 1844 Pfarrer zu Ludwigsburg, 1864 zu Betzenweiler. Er veröffentlichte 1839 ein Bändchen „Gedichte", 1840 „Der h. Franciscus von Assissi. Biographischer Versuch nebst dessen Liedern", 1842 „Der heilige Rosenkranz in Gedichten und Betrachtungen" (nach dem Französischen des Louis Veuillot), 1877—79 im „deutschen Volksblatt" eine Reihe von Aufsätzen über „Sebastian Sailer als Pfarrer, Prediger und Gelegenheitsprediger" (s. A. D. B. XXXVI, 765). 1848—49 redigirte er das „Kirchliche Wochenblatt aus der Diöcese Rottenburg".

Historisch-politische Blätter, Bd. 99, S. 95. — M. Brühl, Gesch. der kath. Literatur Deutschlands, S. 645. Reusch.

Vogt: Johann Karl V., Astrolog, geboren am 13. Februar 1813 zu Augsburg, war bei der großen Dürftigkeit seiner Familie zum Schreiner bestimmt, zeigte aber schon in frühester Jugend eine auffallende Begeisterung für den gestirnten Himmel und eine unbezwingliche Neigung zu der Sternkunde; er verwendete häufig mit Verkürzung des Schlafes jeden freien Augenblick auf das Lesen astronomischer Schriften und jede vom Munde abgesparte Erübrigung

zur Vermehrung seiner kleinen Büchersammlung. Nach Ablauf der Lehrzeit ging V. auf die Wanderschaft nach der Schweiz, wo seine Neigung zur Astrologie überraschende Nahrung fand, er durchzog dann Deutschland bis Hamburg, wendete aber wieder nach Basel und dem Thurgau zurück, wo man den stillen Menschen, der außer der Arbeit keine Bedürfnisse hatte als Bücher zu lesen, gerne sah und derselbe eine Menge kleiner Schriften zusammenbrachte und geschenkt erhielt. Zu Basel las V. „in den Sternen“, daß er sich nach München begeben müsse, indem dort ein großes Glück seiner harre. Er borgte das Geld zur Reise und wartete zu München mehrere Tage auf das Eintreffen der Versprechung, bis ihn plötzlich „eine höhere Eingebung“ bestimmte, in dem Lotto gewisse Zahlen zu besetzen. V. that dieses und hätte sofort die Summe von 66 000 Gulden gewonnen, wenn diese nicht durch die von der Lottoadministration verfügten Abstriche auf 27 000 Gulden reducirt worden wären. Indessen machte ihn schon diese Summe zum reichen Manne, er gab das Tischlerhandwerk auf, kaufte sich ein gutes Fernrohr und lebte ausschließlich seinen astrologischen Studien, die er jetzt mit unermüdlichem und rastlosem Eifer verfolgte und um so energischer betrieb, als er sich alle erforderlichen Hülfsmittel seiner „Wissenschaft“ verschaffen konnte. Kurz darauf gewann V. aus derselben Quelle 43 000 Gulden, die ihm dieses Mal unverkürzt ausbezahlt wurden. Nun kaufte er sich ein schönes Haus in der Luitpoldstraße, dazu zwei Gärten (in einer zur künftigen Stadterweiterung äußerst günstigen Lage, deren Werth alsbald bedeutend stieg, so daß V. selbe noch um den Preis einer Million losschlagen zu können hoffte), heirathete und vergrub sich ganz in die Stille und Zurückgezogenheit seiner Studien, berechnete für sich und viele andere Personen das „Horoskop“, immer uneigennützig, ohne für seine Bemühungen eine Gegengabe zu fordern oder anzunehmen. Es war ein schlanker, hagerer, etwas vorgeneigt gehender Mann, mit ernsten, farblosen Gesichtszügen, hoher gewölbter Stirne, schwarzhaarig, glattrasirt, mit einer damals noch sehr seltenen goldenen Brille, sorgfältig gekleidet; seine Gestalt prägte sich unwillkürlich der Erinnerung ein; er war eine stadtbekannte Persönlichkeit, von der eigentlich Niemand etwas besonderes wußte, als daß er der „traurige Tischlergeselle“ genannt wurde, mit dem Beisatze, er habe durch die „Sternguckerei“ zwei Mal große Gewinne in der Lotterie gemacht. Sein Name kam erst in Flor als er der Gräfin M., einer Schwester des Fürsten W., das Horoscop ihres damals in Italien lebenden Gemahls gestellt und die Ursache, Art, Zeit und Ort seines Todes, ebenso dessen in Amerika befindlichen Sohnes vorausgesagt hatte. Diese und andere ähnliche Fälle gaben den Anlaß, daß der gerade nicht leicht zugängliche Mann — auswärtige Zuschriften und Anfragen wurden niemals berücksichtigt — plötzlich mit Gesuchen um Horoscopstellung, insbesondere aus der sogenannten Crême der Gesellschaft bestürmt wurde. Fast täglich warteten Equipagen vor seinem Hause und wenn auch keine Kaiser und Könige, so kamen doch Prinzen und Fürsten, Grafen, Freiherren, Professoren, Staatsbeamte, Officiere, kurz Leute jeden Standes, Alters und Geschlechts, so daß V. nimmer im Stande war, den kauderwälschen Wünschen und Ansprüchen zu genügen und mit geringen Ausnahmen fast Allen die Thüre schloß, nur um Rast und Zeit für seine, immer sehr umständlichen und weitläufigen Berechnungen und Combinationen zu erübrigen. V. selbst hat niemals über den Gang seiner Forschungen und über die gewonnenen Resultate geschrieben, er gestattete aber dem alten Polyhistor Ludwig Hauff (welcher am 4. November 1866 siebzigjährig aus dem Leben schied) allerlei Einblicke in seine Methode, worüber der gelehrige Hauff alsbald in allerlei Zeitungen und Broschüren in die Oeffentlichkeit berichtete. Dem Vorwurf, daß die Astrologie zum Fatalismus führe, setzte V. entgegen, daß der

Mensch die bösen Neigungen bekämpfen und den Einfluß der ungünstigen Sterne beseitigen und besiegen könne. Auch über Vogt's System verbreitete sich Hauff und gab als Beispiele die Horoscope auf Marschall Pelissier, Admiral d'Urville, Nikolaus Lenau, König Ferdinand II. von Neapel, König Friedrich August von Sachsen, Kaiser Nikolaus von Rußland, Napoleon I. und Napoleon III., Nero und sein eigenes, welches neue sanguinische Erwartungen in nächster Folge und sicherer Aussicht zeigte. Auch bethätigte sich V. als „Seher", theils mit höchst unbestimmten Verheißungen, theils mit sicheren Aussprüchen, wozu es keiner besonderen Wissenschaft bedurft hätte, z. B. daß der Papst noch viele Trübsale zu erleben habe, daß dem Kaiser Alexander II. ein großer Beruf in Asien erblühe, daß die Sonnenfinsterniß des Jahres 1858 von einer großen, fünfjährigen Nachwirkung begleitet sei, daß zu Constantinopel ein großer Schatz gefunden werde u. dergl. Neben solchen Nichtigkeiten findet sich schon 1858 der Satz „daß der Prinzregent von Preußen an die Spitze der deutschen Heere treten, daß er im Laufe des Krieges sich zum großen Feldherrn heranbilden und am Ende ein siegreicher und ruhmgekrönter königlicher Heerführer sein und dann zurückerobern werde, was Deutschland vor Jahrhunderten verloren habe". Dazu kam aber als Probirstein seines Wissens auch der zuversichtliche Ausspruch, von dessen Erfüllung oder Nichterfüllung sein und seiner Familie Glück oder Unglück bedingt sein sollte, daß er noch vor dem 1. Juni 1860 einen neuen, colossalen Gewinn in einer Staatslotterie machen werde. V. hatte nämlich, um einen ihm befreundeten, durch Mißwirthschaft tief verschuldeten Edelmann aus namenloser Verlegenheit zu lösen, die wechselmäßige Verpflichtung übernommen, bis zu jenem vorgenannten Termine die Summe von einmalhunderttausend Gulden zu bezahlen und zur Sicherheit der Wechselgläubiger sogar zu einem Eintrag im Hypothekenbuche bezüglich seiner beiden Gärten, dem vorgenannten Millionengarten an der Maximilianstraße und dem Garten in der Luisenstraße gewilligt. Daß er eine solche Verpflichtung übernahm, erregte um so größeres Staunen, als er rechtlich hiezu durchaus nicht verbunden war und überdies doch wissen mußte, daß sein ganzer Besitz auf dem Wege einer etwaigen Zwangsversteigerung weit unter dem imaginären Werthe losgeschlagen würde. Vogt's Freunde waren darüber entsetzt, daß er unter solchen Umständen, als sorgsamer, liebevoller und treuer Gatte und Vater eine Verpflichtung auf sich wälzte, die seine und seiner Familie Existenz gefährdete, die er nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge unmöglich erfüllen könne, die sein Vermögen übersteigen und ihn des ganzen bisher erworbenen Besitzes berauben müsse. V. aber erklärte mit unüberwindlicher Zuversicht: „Gott wird mir helfen. Ich werde meiner Verpflichtung nachkommen und noch vor dem ersten Juni einen Gewinn in einer Staatslotterie machen, der mehr als genügend ist. Es wird sich zeigen, ob an meinem Wissen etwas Wahres ist oder nicht!" Seine Erwartung wurde völlig getäuscht. V. hätte den Verlust seines Vermögens ertragen, nicht aber den gänzlichen Ruin dessen, was er als seine heiligste Wissenschaft erklärt hatte. Der in seinen tiefsten Combinationen völlig irregewordene und vernichtete Mann endete schon am 4. Mai 1860 durch einen Schuß sein Leben. Seine Gläubiger nahmen Alles. Die in ihrem Ensemble werthvolle Bibliothek wurde maculirt, das schön eingerichtete Haus nebst den Gärten subhastirt. Die Kinder griffen der Mutter nach Möglichkeit unter die Arme, ein Sohn starb, ein anderer trat in den Staatsdienst, die feingebildete Tochter fand als Erzieherin eine Stelle in einem hochadeligen Hause. In demselben Jahre erschien Ludwig Bechstein's „Geschichte der Astrologie" und J. Ennemoser's Broschüre über „Das Horoskop in der Weltgeschichte". Vogt's Porträt findet sich im XXVIII. Bande der Illustr. Zeitung, Leipzig 1857, S. 143.

Vgl. Der Astrolog und Seher zu München und sein Versuch einer Wiederherstellung der Astrologie, nebst Andeutungen über sein Betreiben derselben und seiner Vorhersagungen. Von Ludwig Hauff. Mit 6 astrolog. Tafeln. Heilbronn u. Leipzig 1858 (in 4 Auflagen). — Die in Erfüllung gegangenen und weiteren Vorhersagungen des Astrologen und Sehers zu München. Von Ludwig Hauff. Mit dem Horoscop des Kaisers Alexander II. München 1859. — Das Horoskop Napoleon's III. von dem Astrologen und Seher Johannes Karl Vogt — und dessen neueste Vorhersagungen über die Geschichte Europas, Deutschlands, das Ende Napoleon's III. u. s. w. herausgegeben von Ludwig Hauff. München 1860.

Hyac. Holland.

Vogt: Karl V., der nicht weniger durch seine wissenschaftlichen Arbeiten als durch seine volksthümlichen Schriften und Wandervorträge in weiten Kreisen bekannt gewordene Naturforscher ist am 5. Juli 1817 in Gießen geboren, und begann bereits 1835 auf der damals durch Liebig und andere Lehrkräfte zur hohen Blüthe gediehenen hessischen Universität, an der sein Vater Medicin lehrte und unter dessen Leitung das gleiche Fachstudium. Als bevorzugter Schüler Liebig's zur physiologischen Richtung herübergezogen, veröffentlichte bereits der zwanzigjährige Student physiologische Arbeiten in Müller's Archiv (1837 über Amniosflüssigkeit) und würde vermuthlich dieser Richtung getreu geblieben sein, wenn ihn nicht früh politische Verwicklungen der Liebig'schen Einflußsphäre entzogen hätten. Obwol er sich um das studentische Treiben jener Tage wenig gekümmert hatte, wurde er durch den Umstand, daß zwei Brüder seiner Mutter darin verwickelt waren, in Mitleidenschaft gezogen, und begab sich bei Beginn der Studentenverfolgung, da die Grenze stark bewacht wurde, zunächst in das gastliche Haus eines jovialen Oheims in Jugenheim. Dort hatte zur Zeit der großherzogliche Hof seinen Aufenthalt, und der vermeintliche Demagoge jagte dort mit dem Prinzen Alexander, während man auf ihn fahndete, bis es ihm gelang, die Grenze zu überschreiten und Straßburg zu gewinnen. Die demokratische Gesinnung wäre ihm, wenn er sie nicht bereits von seinen Eltern ererbt hätte, durch die damalige Demagogenriecherei gewaltsam eingeimpft worden.

Inzwischen war der Vater infolge der fortdauernden Verfolgungen freisinniger Personen seines Gießener Lehrstuhls enthoben worden und hatte einem Rufe nach Bern (1835) Folge geleistet, woselbst der Sohn seine Studien fortsetzte und sich besonders an Valentin anschloß, der ihn durch seine ausgezeichneten zootomischen Arbeiten mehr und mehr zu zoologischen Studien begeisterte. Mit der Medicin war es ihm ähnlich wie Darwin und so vielen Andern gegangen; das Schneiden am lebenden und todten Menschenkörper wurde ihm je länger, je mehr unsympathisch und obwol er seine medicinischen Studien (1839) vorschriftsmäßig abgeschlossen hatte, scheint er die ärztliche Praxis niemals, auch nicht einmal vorübergehend ausgeübt zu haben. Schon vorher hatte er sich eifrig zoologisch-anatomischen Untersuchungen hingegeben. In den Besitz des Valentin'schen anatomischen Instituts war unter andern die Sammlung der Pythonschlangen gelangt, die Humboldt von seiner amerikanischen Reise mitgebracht hatte und da damals das Nervensystem der Reptilien noch erst ziemlich unvollkommen bekannt war, brachten Vogt's Arbeiten über die „Neurologie der Tigerschlange“ (Müller's Archiv 1839) und seine „Beiträge zur Neurologie der Reptilien“ (in den Schriften der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft 1840), seine ersten Beiträge zur vergleichenden Anatomie, ziemlich viel Neues und Werthvolles ans Licht.

In dieser Zeit zog das vielumfassende Genie von Louis Agassiz, welcher neben seiner Stellung am Neuenburger Lyceum schon damals als naturwissen=

schaftlicher Unternehmer im großen Stile thätig war, und für die Illustration seiner naturhistorischen Werke eine eigene Steindruckerei unter Leitung von Herkules Nicolet, einem geschickten Künstler, unterhielt, neben vielen andern jungen Hülfsarbeitern auch Karl V. in seine Kreise. Agassiz hatte seinem Vater, mit dem er befreundet war, geklagt, daß er mit seinen bisherigen Hülfskräften in den Textlieferungen für seine großen, in französischer Sprache erscheinenden Werke über „Fossile Fische" und die „Süßwasserfische Mitteleuropas" mit der Steindruckerei nicht Schritt halten könnte, und V., der nun wol sehen mußte, daß die Neigungen seines Sohnes ganz andern Zielen als denen eines praktischen Arztes zustrebten, empfahl ihm sogleich zwei neue Mitarbeiter, nämlich außer seinem Sohne noch Eduard Desor, der damals als politischer Flüchtling in seinem gastlichen Hause Aufnahme gefunden hatte. Es waren zwei ausgezeichnete Gehülfen, die damit in diese Musterstätte gemeinsamer Forscherarbeit, die nur die Schattenseite hatte, daß Agassiz als Unternehmer auch die persönlichen Leistungen seiner Gehülfen auf eigne Rechnung und Verdienst zu schreiben pflegte, eintraten und vier Jahre lang in gutem Einvernehmen miteinander wirkten, so verschieden auch von Anfang an die Weltanschauung des freisinnigen Arztes von derjenigen des mehr als strenggläubigen Zoologen war, der jede Thierform für einzeln und wenn sie in verschiedenen Erdtheilen vorkam, für wiederholt erschaffen ansah. V. fiel nunmehr die Aufgabe zu, den anatomischen und entwicklungsgeschichtlichen Theil des Fischwerkes zu bearbeiten und soviel auch damals bereits durch C. v. Baer's classische Untersuchungen für die Kenntniß der Entwicklungsgeschichte des Wirbelthierkörpers geschehen war, so kam doch erst jetzt durch Schwann und Schleiden (1839) die Zelle als Grundorgan des anatomischen Aufbaues thierischer und pflanzlicher Körper zur Anerkennung und damit trat ein tiefer zergliederndes Studium der Gewebstheile und des feineren Aufbaus der Embryonen in seine Rechte. Dafür war nun V. der geeignete Mann. Thatsächlich rührt von ihm der gesammte erste Band von Agassiz' Histoire naturelle de poissons d'eau douce und der größere Theil des zweiten her. Vogt's mit 13 Tafeln ausgestattete „Embryologie und Anatomie der Salmoniden" (1842 und 1845) verfehlte nicht, den jungen Forscher auf das vortheilhafteste unter den Fachgenossen bekannt zu machen. So groß war seine Arbeitskraft damals, daß er zum großen Leidwesen von Agassiz auf eigene Faust noch andere Arbeiten, die dem Fischwerk fremd waren, unternahm, namentlich seine Studien zur „Entwicklungsgeschichte der Geburtshelferkröte" (Alytes obstetricans), die er 1842 seinen drei großen Meistern und Freunden Liebig, Valentin und Agassiz widmete. Andre Feierstundenarbeiten über die Entwicklung der Filarien und über die Anatomie gewisser Schnecken schlossen sich an.

Neben diesen Anregungen für zoologische Studien hatte V. dem im Ersinnen neuer Anschauungen und Arbeitspläne unermüdlichen Agassiz auch seine Einführung in die Geologie zu danken. Die Frage nach den Fortschaffungswegen jener auffällig weit über ihre Ursprungsstätten verbreiteten Wanderblöcke, welche man damals allgemein den Wasserfluthen zuschrieb, bis Charpentier, auf Anregung des einfachen Gemsenjägers Perraudin, das Gletschereis als das wahrscheinlichere Beförderungsmittel erkannt hatte, beschäftigte Agassiz' Phantasie lebhaft. Er war wol der erste, welcher auf Grund dieser Arbeiten Charpentier's den Gedanken einer allgemeinen Vergletscherung der Schweiz und andrer Gebiete des mittleren und nördlichen Europas aufstellte, die in einer bestimmten Erdperiode, der sog. Eiszeit erfolgt sein müsse, aber gegenüber den herrschenden Ansichten von der Bewegung der Blöcke durch Wasserfluthen, die Leopold von Buch damals mit allem Eifer seiner lebhaften Natur verfocht, waren noch zahlreiche Beobachtungen nöthig, um die neuen Ansichten zu stützen und lebensfähig

zu machen. So zog denn nun Agassiz mit seinem ganzen Stabe von Mitarbeitern, mit Desor, Vogt, Nicolet und zwei Studenten (H. Coulon und A. de Pourtalès) nach dem mit Blöcken besonders reich besetzten kleinen Aargletscher in der Nähe des Grimsel-Hospizes, woselbst auf der Mittelmoräne unter dem natürlichen Dach eines schiefliegenden erratischen Blockes von den Führern eine Hütte von 12′ Länge, 6′ Breite und 3′ Höhe eingerichtet wurde, in welcher 6 Personen auf Heulagern wochen- und monatelang in ernster Arbeit ihr Nachtlager nahmen, um ihre Beobachtungen am frühen Morgen aufnehmen und nöthigenfalls über Nacht fortsetzen zu können. Diese sechs Männer in der Eiswüste, in einer aller Bequemlichkeit entbehrenden Steinhütte, die nicht einmal eine Thüre besaß, — denn ein bloßer Vorhang schloß den Thürspalt, welcher den damals schon wohlbeleibten V. gerade noch hineinließ, — nahmen aber ihr Martyrium im Dienste der Wissenschaft im besten Humor auf sich. Schon am ersten Abend wurde die einladende Inschrift: „Hôtel des Neuchatelois“ für die Außenseite beschlossen; man erhob sich des Morgens zu sehr früher Stunde und wenn der unangenehmste Theil des Idylls, die Morgenwäsche in der windigen Hütte und mit dem eisigen Wasser überstanden war, ging jeder fröhlich an sein Tagewerk, der eine, indem er Stangen ins Eis trieb, der andere indem er ihre Bewegung und die der auf dem Eise liegenden Steine vom Eisstromufer maß, V., indem er das Thierleben der Gletscher und des ewigen Schnees der umgebenden Höhen studirte. In seiner Arbeit über die „Thierchen des rothen Schnees“ (in der Genfer Bibliothèque universelle 1841) wies er nach, daß neben der seit längerer Zeit bekannten rothen Schneealge (Protococcus nivalis) auch rothe Bären- und Räderthierchen an dieser rosen- bis purpurrothen Färbung großer Schneefelder theilnahmen, namentlich ein Räderthierchen (Philodina roseola Ehrenberg), dessen Eier den Kügelchen der rothen Schneealge zum Verwechseln ähnlich sind. Abends kehrten die Genossen in das Hotel zurück und dann hallten die öden Steinwände wieder von den lustigsten Scherzen und dem fröhlichen Lachen der Einsiedler. V., der in seinem Buche: „Im Gebirg und auf den Gletschern“ (Solothurn 1843) den Eisaufenthalt mit seinem bekannten Humor geschildert hat, nahm gewiß einen hervorragenden Antheil an der Erheiterung der Forschergesellschaft, denn Niemand verstand besser lustige Geschichten zu erzählen und herzhafter zu lachen als er selbst. Die Verproviantirung der gleichsam selber in der Eiszeit lebenden Einsiedler hatte das Grimsel-Hospiz übernommen und die Reste der „Eiszeithütte“, aus welcher ein neues Licht der Naturerkenntniß, das Verständniß der Gletschererscheinungen, ausgestrahlt war, werden noch lange ein Wallfahrtsziel pietätvoller Hochalpenverehrer bleiben.

Nach der Vollendung der neuenburger Arbeiten und während sich dort die Auflösung der Agassiz'schen Werkstätte vorbereitete, ging V. nach Paris (1844), woselbst er den Umgang der bedeutendsten Zoologen Frankreichs, Valenciennes, des Mitarbeiters Cuvier's, von H. Milne-Edwards, A. de Quatrefages, Lacaze-Duthier's und vieler Anderer genoß, ihre Vorlesungen und die Sitzungen der gelehrten Gesellschaften besuchte und über seine wissenschaftlichen Eindrücke regelmäßig an die Augsburger Allgemeine Zeitung berichtete, woraus später die auch in mehrere fremden Sprachen übersetzten „Physiologischen Briefe“ (Stuttgart 1845 46, 4. Aufl. 1874) hervorgingen, in denen er lebhaft das damals immer noch lebendige Gespenst einer besondern Lebenskraft bekämpfte und die Wichtigkeit des Studiums der Entwicklungsgeschichte für das Verständniß aller Körperverhältnisse und der physiologischen Vorgänge darlegte. Zugleich wurde er der gesellige Mittelpunkt des von ihm gegründeten Vereins der deutschen Aerzte in Paris und ein eifriger Besucher der geologischen Vorlesungen von Elie de Beau-

mont an der École des Mines und auf den hier gewonnenen Erkenntnissen im besonderen baute sich sein vielgelesenes „Lehrbuch der Geologie und Petrefaktenkunde" (Braunschweig 1846, 4. Aufl. 1879) auf, welches durch seine leichte und gefällige Darstellungsweise, sowie durch die Erläuterung mit zahlreichen guten, den Originalabhandlungen der Fachleute entnommenen Abbildungen viel dazu beigetragen hat, dieses Wissensgebiet dem Laien zugänglicher zu machen und ihm zahlreiche neue Freunde zuzuführen. Mit großer persönlicher Liebenswürdigkeit ausgestattet schloß V. in Paris zahlreiche Freundschaften fürs Leben, die seine Vorliebe für Frankreich und französische Forschung wach erhielten, und eine gegenseitige Zuneigung erweckten, die noch während der letzten Jahrzehnte seines Lebens in der Ernennung zum correspondirenden Mitgliede des Instituts von Frankreich und in der Verleihung des Kreuzes der Ehrenlegion Ausdruck fanden.

In den Jahren seines Pariser Aufenthaltes veröffentlichte er außerdem (1845/46) „Untersuchungen über die Entwicklungsgeschichte der Schnecken", die er besonders an Actaeon studirt hatte, und über die Anatomie eines Brachiopoden (Lingula anatina). Er hatte von Paris aus wiederholt Ausflüge an den Meeresstrand, nach St. Malo und Nizza unternommen und sich in Gesellschaft gleichgesinnter und gleichstrebender Freunde, zu denen sich einige Dichter und Politiker, wie Georg Herwegh und der russische Communist Bakunin gesellten, zoologische Studien aller Art betrieben, die den Stoff zu Journalartikeln und den beiden Bändchen „Ocean und Mittelmeer" (Frankfurt a. M. 1848) lieferten, welche in freier Tagebuchsmanier und in Gestalt harmloser Plaudereien das Leben der verschiedensten Meeresthiere schilderten. Hier trat zuerst der fast an Heine erinnernde Plauderton und seine Art die Natur mit künstlerischem Auge zu betrachten, deutlicher hervor, Gaben, die ihn befähigten, auch gelegentlich ein Bändchen Novellen zu schreiben und nicht gewöhnliche Strand- und Landschaftsbilder mit keckem Pinsel hinzuwerfen. Allerlei politische Streiflichter und satirische Seitenblicke auf französische Professoren und Unterrichtsverhältnisse gaben dem Ganzen eine pikante Würze und eine naturhistorische Parodie zu Rafael's Transfiguration, die diesen Bändchen als Steindruck beigegeben war, zeigte, wie wenig wählerisch und geschmackvoll V. in seinem Uebermuth zuweilen werden konnte. Im übrigen war das Werk ein Vorläufer jener vielgelesenen Seestrandstudien von Lewes, Schleiden, Frédericq und Andern, die aber alle die Leichtigkeit und Lustigkeit des Vorbildes nicht erreicht haben.

V. hatte sich nun als Zoologe einen Namen gemacht und empfing, kaum nach der Heimath zurückgekehrt, Herbst 1847 einen Ruf als Professor der Zoologie an die Universität seiner Vaterstadt Gießen. Liebig dürfte aus alter Vorliebe für seinen begabten Schüler die Berufung angeregt haben, deren sich dieser indessen nicht lange erfreuen sollte. Denn das Jahr 1848 forderte den Sohn des Hauses, welches jederzeit die Zufluchtsstätte verkannter Patrioten gewesen war, den Freund Herwegh's und Bakunin's, naturgemäß in die ersten Reihen seiner Kämpfer für die Volksrechte. Er wurde alsbald Oberst der Gießener Bürgergarde, ließ sich dann in das Vorparlament, später in die Nationalversammlung wählen, spielte mit seiner Rednergabe und Schlagfertigkeit in allen diesen Körperschaften eine hervorragende Rolle, ging in der Folge mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart und wurde schließlich von demselben mit Raveaux, H. Simon, Schüler und Becher zum Reichsregenten erwählt, eine Herrlichkeit, die freilich nur 12 Tage dauerte. Natürlich kostete ihm dieser Rausch der Völkerbeglückung seine Stellung; er mußte von neuem über die Grenze fliehen und das gastliche Haus seines Vaters wiederum aufsuchen. Es ist zu bedauern, daß er diese Periode seines Wirkens nicht zum Gegenstande einer litterarischen Darstellung gemacht hat, denn bei

seiner Gabe, die komischen Seiten der Dinge und Geschehnisse herauszuarbeiten, müßte es ein Meisterstück der politischen Satire geworden sein. Aber er war jederzeit zu heißblütig, zu sehr Stürmer und Dränger, um in politischen Dingen Erfolge zu haben; seine damals verfaßte Broschüre über „Die politischen Aufgaben der Opposition in unserer Zeit" (Bern 1849) ist völlig radical gehalten.

Einem Theile seines Unmuthes über den Ausgang der deutschen Bewegung konnte er bald darauf in seinen „Untersuchungen über Thierstaaten" (Frankfurt a. Main 1851) Luft machen. Er war nämlich inzwischen (Herbst 1850 bis Frühjahr 1852) wieder nach Nizza gegangen und hatte die Röhrenquallen und Salpen der Mittelmeerküste zum Hauptgegenstande seiner Beobachtungen gemacht. Es sind dies freischwimmende Thierstöcke, entkalkten Korallenstöcken vergleichbar, bei denen oft sehr große Reihen gleich oder mehr oder weniger verschieden ausgewachsener Knospen eine große, durch ein dünnes Nahrungsrohr verbundene Colonie bilden, welche manchmal täuschend einer zierlichen Guirlande aus durchsichtigen Blumen und Blättern gleicht. Er stellte dabei die Meinung auf, daß die Röhrenquallen den Hydroidpolypen verwandt seien, und daß die oft sehr ungleich ausgebildeten Einzelknospen, von denen die einen als bewegende Kräfte (Locomotiven) der Colonie dienen, andere für die Ernährung sorgen (Freßpolypen), noch andere den Schutz und die Fortpflanzung der Colonie übernehmen (Geschlechtspolypen) ebenso viele einem Staatsbürger vergleichbare Persönlichkeiten darstellen, eine Auffassung, in welcher ihm Huxley, Haeckel und andere Bearbeiter derselben Thierclasse gefolgt sind, während andere in den Einzelpolypen nur Organe eines zusammengesetzten Thieres sehen wollen. Seinen humoristischen Vergleichen solcher Thierstaaten mit Menschenstaaten bot im besonderen die Spitze jener Gesellschaftsorganismen, die gewöhnlich aus einer leeren Blase besteht, hinter welcher einige Locomotiven arbeiten, um das Staatsschiff in Gang zu erhalten, willkommenen Anhalt, aber auch viele andere Vergleiche und Streiflichter machten das Buch in jener Zeit der politischen Reaction zu einer beißenden Satire auf staatliche Zustände in Deutschland. Ueber beide in den „Thierstaaten" hauptsächlich besprochenen Thierclassen (Röhrenquallen und Salpen) veröffentlichte er bald darauf in den Denkschriften des Genfer National-Instituts (1853/54) eine werthvolle, an neuen Aufschlüssen reiche Arbeit. Gemeinschaftlich mit seinem Freunde Vérany, dem ausgezeichneten Cephalopoden-Bearbeiter, machte er damals eine sehr merkwürdige, gleichzeitig auch von H. Müller festgestellte Entdeckung, über die Fortpflanzung gewisser Tintenfische, bei denen ein (Hektocotylus genannter) Polypenarm sich zum selbstständigen Geschlechtsthier ausbildet, vom übrigen Körper loslöst und frei im Meere schwimmend, die Weibchen erreicht. Seine Arbeit „über die Hektocotylen und die Männchen einiger Cephalopoden" (1852) enthält, wie der Titel sagt, noch weitere Beobachtungen.

In dem nämlichen Jahre, in welchem er mit diesen fast unglaublich scheinenden Entdeckungen die in Sitten versammelte Gemeinde der schweizerischen Naturforscher-Gesellschaft überraschte, wurde er zum Professor der Geologie nach Genf berufen, woselbst er nach dem Tode von Pictet de la Rive auch den Lehrstuhl für Zoologie erhielt und beide bis an sein Lebensende verwaltete. In die ersten Jahre seiner Genfer Thätigkeit fiel seine Polemik gegen die überhand nehmende Frömmelei einiger Vertreter der Wissenschaft, welche der politischen Reaction dieser Jahre auf dem Fuße folgte. Von jeher hatte sich V. offen der materialistischen Naturanschauung zugewandt und als nun Rudolf Wagner in ungeschickter Weise gegen die deutschen Kraft- und Stoff-Philosophen (Büchner, Moleschott, Vogt) das Feldgeschrei erhob, eine bibelgemäße Forschung oder wenigstens eine „doppelte Buchführung" des Forschers verlangte, bei welcher

seine wissenschaftlichen Funde sein Glaubensbekenntniß nicht berühren dürften, bearbeitete ihn V. in seiner Broschüre „Köhlerglaube und Wissenschaft" (Gießen 1855), welche vier Auflagen innerhalb eines Jahres erlebte, mit Keulenschlägen. Er hatte stets die Lacher auf seiner Seite und erntete mit seinen drastischen Vergleichen, nach denen z. B. die Gedanken in einem ähnlichen Verhältniß zum Gehirn stehen sollten, wie die flüssigen Ausscheidungen des Körpers zu den Nieren eine nicht ganz unbedenkliche Volksthümlichkeit, auf der andern Seite natürlich einen maßlosen Haß der Clerikalen.

Von der ersteren getragen unternahm V. seine vielbesuchten Reisevorlesungen in den größeren Städten Deutschlands und der Schweiz, die bei seiner außerordentlichen Gabe, anregend und unterhaltend zu erzählen, auch schwierigere Gegenstände voraussetzungslos zu behandeln, einen ungemeinen Beifall fanden, dann zum Theil in der Gartenlaube und später in vielgelesenen Büchern gesammelt erschienen. Er hatte sich bei den Franzosen zum „Causeur" ausgebildet, und die Kunde, Karl V. ist da und wird einen Vortrag halten, wirkte auch auf den Naturforscherversammlungen elektrisirend. Aus solchen öffentlichen Vorträgen gingen seine „Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde" (Gießen 1863) hervor, die mit dem sehr ähnlichen Werke Huxley's „Mans place in nature" in demselben Jahre erschienen und wie dieses durch Darwin's Auftreten angeregt worden waren, ferner die „Vorlesungen über nützliche, schädliche, verkannte und verläumdete Thiere" (Leipzig 1865) und zum Theil war auch das Buch „Altes und Neues aus Thier- und Menschenleben" (Frankfurt 1859), welches zugleich als neue Bearbeitung seiner „Bilder aus dem Thierleben" (Frankfurt 1852) gilt, so entstanden.

In seiner Auffassung des Menschen als Glied der Natur ging V., wenigstens was die Aussprache der Ueberzeugung von seiner Entwicklung aus der Thierwelt betrifft, Darwin voraus; er hatte ja auch bereits 1849 die „Natürliche Schöpfungsgeschichte" von Robert Chambers ins Deutsche übersetzt (2. Auflage, Braunschweig 1858); in der Kühnheit seiner Aufstellungen ging er weit über Darwin und den besonnenen Huxley, dem er sonst in seinem Drange, die Stellung des Menschen in der Natur zu ergründen und seine Erkenntnisse dem Volke mitzutheilen, äußerst ähnlich war, hinaus. So verbreitete er die Meinung, daß die verschiedenen Stämme der schwarzen, weißen, gelben und rothen Menschenrassen der Welt unabhängig von ebenso vielen Anthropoidengeschlechtern hergeleitet werden könnten, und glaubte eine feste Stütze seiner Anschauungsweise in seinen von der Pariser Anthropologischen Gesellschaft mit dem Godard-Preise ausgezeichneten „Untersuchungen über Mikrocephalen oder Affenmenschen" (Braunschweig 1867) finden zu können. Da der Mensch in seiner persönlichen Entwicklung vor seiner Geburt durch eine Stufe hindurchgeht, auf welcher er viel größere Aehnlichkeit mit den Affen, namentlich in der Schädel- und Gehirnbildung darbietet als nachher, so meinte V., die Mikrocephalen einfach als sog. Hemmungsbildungen, d. h. als Menschen, die auf der Affenstufe stehen geblieben seien, bezeichnen, und sie als Beweis für eine derartige Entwicklungsweise in Anspruch nehmen zu können, eine Ansicht, in der wahrscheinlich ebenso viel Uebertreibung steckt, wie in der entgegengesetzten von Virchow, nach welcher die Mikrocephalen als rein pathologische Bildungen keinerlei Zeugniß in der Abstammungsfrage abzugeben im Stande sein sollen. Er wurde seitdem als „Affenvogt" von den Clerikalen noch heftiger als vorher angefeindet, und bei einer seiner Münchener Wandervorlesungen hätte ihn beinahe ein durchs Fenster geworfener schwerer Stein getroffen, den er mit der schlagfertigen Bemerkung, daß die Steinzeit noch nicht vorüber sei, und daß wir noch immer unter Stein-

zeitwilden leben müßten, vom Boden aufhob. Er nahm sodann an der Bildung der „Deutschen Anthropologischen Gesellschaft“ hervorragenden Antheil, besuchte ihre Jahresversammlungen häufig und veröffentlichte verschiedene Arbeiten über fossile Menschenschädel, über Anthropophagie und Prähistorie.

Die geringe Anerkennung, welche seine besondern entwicklungsgeschichtlichen Ansichten bei den Männern der Wissenschaft fanden, ließ ihn später eine abgesonderte Stellung in der neuen Schule einnehmen. Er veröffentlichte „Darwinistische Ketzereien“ (Revue scientifique 1886 und 1891) und Angriffe gegen die Haeckel'schen „Dogmen“, klammerte sich an gewisse Schwierigkeiten der Theorie, bezweifelte die Beweiskraft der entwicklungsgeschichtlichen Thatsachen, und wurde nicht müde, zur Vorsicht und Zurückhaltung in den Schlüssen zu mahnen, was sich einigermaßen komisch in dem Munde eines Mannes ausnahm, der kühner und weniger zurückhaltend in seinen Schlüssen gewesen war, als irgend Jemand in der Welt. Ganz ähnliche Wandlungen erfuhren seine politischen Anschauungen, als man in Deutschland aufhörte, ein besonderes Wesen von dem ersten Anlaufe zur Einigung, an welchem er einen so hervorragenden Antheil genommen, zu machen. Noch im J. 1859 hatte er „Studien zur gegenwärtigen Lage Europas“ veröffentlicht, in denen er auf die Nothwendigkeit einer Gebietsvergrößerung Preußens innerhalb des deutschen Bundes hingewiesen und mit den Worten geschlossen hatte: „Eine deutsche Volksvertretung! Ein politisches Ganzes dem Auslande gegenüber! Ein Volk! Eine Macht! Ein Heer! Einig, Mann an Mann, Deutscher an Deutschem, fürchten wir eine Welt in Waffen nicht!“ ... Als dann aber diese Einigung sich wirklich vollzog, wenn auch in anderer Weise als er sie erträumt hatte, stand er schmollend abseits und brachte es nach dem französischen Kriege fertig, die Partei der Besiegten zu ergreifen. Man muß ihm dabei zu gute halten, daß er wirklich von deutscher Seite viele Enttäuschungen erlebt hat, und durch seinen früheren Aufenthalt in Paris, sowie als Genfer ein halber Franzose geworden war, sich ebenso gewandt im Französischen wie im Deutschen auszudrücken gewöhnt hatte, und daß ihm thatsächlich die Franzosen in den letzten Jahrzehnten mehr Aufmerksamkeiten erwiesen als seine Landsleute. Im Herzen blieb er wol trotz alledem ein guter Deutscher.

Auch in der Schweiz hatte er im öffentlichen Leben keine hervorragenden Erfolge. Obwol er sich bald nach seiner Niederlassung in Genf hatte naturalisiren lassen und von seinen Mitbürgern zum Mitglied des Großen Rathes gemacht, zum Ständerath und Nationalrath abgeordnet wurde, erreichte er nur selten die von ihm angestrebten und befürworteten Ziele. Er blieb eben bis in sein hohes Alter eine vulkanische, immer zum Kampfe aufgelegte Natur, die keine Schonung der Personen kannte und daher jederzeit einer kampfgerüsteten Mehrheit von Gegnern gegenüberstand, die er nicht zu versöhnen wußte. Desto reicher war sein Leben an persönlichen Freundschaften und internationalen Gemüthsbeziehungen, die sich über Deutschland, Frankreich und Italien ausbreiteten. Ebenso fuhr er bis in seine letzten Lebensjahre hinein fort, der Wissenschaft und Praxis durch seine Untersuchungen die werthvollsten Dienste zu leisten, wozu er auf seinen Ferienreisen, die sich jetzt besonders häufig nach Roskoff und Neapel richteten, woselbst wohleingerichtete zoologische Institute das Arbeiten erleichtern, reichliche Anregung fand. Die Entwicklung der verschiedensten Seethiere, ihr Generationswechsel, das parasitische Leben niederer Krebse und Würmer mit ihren merkwürdigen Anpassungen, der seltsame Lebensgang einer im Boden festwachsenden Meduse (Lipkea Ruspoliana) und viele andere Entdeckungen und Beobachtungen am Meeresstrande fesselten ihn abwechselnd; er gab dann darüber theils in wissenschaftlichen französischen Journalen, theils in

populärer anregender Form in deutschen Wochen- und Monatsschriften Bericht, wie in der Gartenlaube, Gegenwart, Natur, in den Westermann'schen und Spemann'schen Monatsheften, welche seine stets gerne gelesenen Beiträge sehr zu schätzen wußten. Ein Buch über die Herkunft der Eingeweidewürmer beim Menschen (Basel 1877) schloß sich den Seestrandstudien über niedere Würmer an.

Vorübergehend kehrte er auch wieder zu geologischen und paläontologischen Studien zurück. In weiterem Umfange hatte dazu die in seinem Buche „Nordfahrt" (Frankfurt 1863) beschriebene Reise Veranlassung geboten, die er auf Kosten eines begüterten Frankfurter Naturfreundes mit Greßler und Herzen antreten und bis zum Nordcap, Jan Mayen und Island ausdehnen konnte. Die vulkanischen Erscheinungen der letztgenannten Inseln, die Bildung der malerischen Fjorde Norwegens und manche andere Probleme der Erdbildung spielen in dem wiederum höchst anregend geschriebenen Reisebericht eine hervorragende Rolle. Hierher gehören auch seine Untersuchungen über den Urvogel (Archaeopteryx), den er noch 1879 (Revue scientifique) für ein befiedertes Reptil erklärte, während Dames einen echten Vogel darin sehen wollte — die Wahrheit liegt wahrscheinlich in der Mitte —, sowie seine Uebersetzung von Saporta's „Pflanzenwelt vor dem Erscheinen des Menschen" (Braunschweig 1881), welche aber nicht zu seinen besseren Arbeiten gehört, da ihm von allen Naturgegenständen die Pflanzen am wenigsten bekannt waren. Eine Reise nach Algier gab ebenfalls Anlaß zu geologischen Beobachtungen, vorzugsweise studirte er hier aber das Thierleben der Sahara mit seinen merkwürdigen Anpassungen an die Bodenfarben.

In den späteren Jahren schrieb er von größeren Werken noch „Die Säugethiere in Wort und Bild" (München 1883), ein Werk, welches trotz der prächtigen Bilder von Specht, mit denen es ausgestattet ist, neben dem Brehm'schen Thierleben nur einen mäßigen Erfolg davon trug und dann in Gemeinschaft mit seinem Genfer Assistenten Dr. Emil Yung ein ausgezeichnetes „Lehrbuch der praktischen, vergleichenden Anatomie" (Braunschweig 1885), welches leicht erkennen läßt, wie ungemein vielseitig die eigenen anatomischen und entwicklungsgeschichtlichen Arbeiten Vogt's gewesen sind. Denn beinahe in jeder Abtheilung des vielgestaltigen Thierreichs kann er sich darin auf eigne Arbeiten stützen und berufen. In seinen allerletzten Jahren kehrte er zu seinem Lieblingsfache, dem Studium der Fische zurück. „Mit den Fischen habe ich angefangen, mit den Fischen werde ich auch endigen!" sagte er, als in den neunziger Jahren ein reicher Liebhaber der Fischkunde, Herr Grote aus Barmen bei ihm erschien, um anzufragen, ob er zu einem Werke über die deutschen Süßwasserfische, die er in Lebensgröße hatte malen lassen, den Text übernehmen würde. Mit Freuden sagte er zu, denn die Fische hatte er ja in- und auswendig studirt, im besondern auch über ihre Fortpflanzungsweise eingehende Studien veröffentlicht (1859) und daraufhin in einem Werke über „Künstliche Fischzucht" (Leipzig 1859) als einer der ersten auf die volkswirthschaftliche Bedeutung der letzteren hingewiesen. Auch als Gastrosoph schätzte er die Fische über alles und wenn er von feineren Tafelfischen sprach, verklärte sich sein Antlitz, denn er war ein Lebenskünstler und wußte die Freuden einer guten Mahlzeit, wie wol wenige Naturforscher, zu würdigen, weshalb denn auch seine Uebersetzung von Brillat-Savarin's „Physiologie des Geschmackes" (Braunschweig 4. Aufl. 1878) ein kleines Meisterwerk der Wiedergabe geworden ist. Um das druckfertig von ihm hinterlassene Fischwerk zu vollenden, verbrachte er seine letzten beiden Sommer zu St. Gingolph am Genfer See, und seine Freunde wissen nicht genug zu rühmen, wie heiter und lebensfroh der hohe Siebziger auch diesen Abschluß seines Lebenswerkes noch vollendete. Ein von Humor

übersprudelnder Erzähler wie wenige — daher auch von seinen studentischen Zuhörern allezeit vergöttert —, zog er eine Menge näherer und entfernterer Bekannte nach St. Gingolph, die zum Theil nicht wenig verwundert waren, den als reinen Epikuräer verschrieenen Naturforscher nach des Tages Last und Arbeit nach dem Strand wandern zu sehen, um dort zur Erholung mit geübter Hand ein Landschaftsbild zu vollenden und ihn dann noch neuerfrischt bis in die sinkende Nacht bei der Lampe im Arbeitszimmer sitzen zu sehen um sein Buch fertig zu stellen.

Alles zusammengenommen war sein zum Schmerze einer reichverzweigten Familie, die in ihm ihr Oberhaupt verehrte, am 5. Mai 1895 beschlossenes Leben, ein an Arbeit und Mühe, an stillen und rauschenden Erfolgen, an Ruhm und Haß, an Freundschaft und Hingebung ungewöhnlich reiches Menschenleben gewesen. Abgesehen von dem bedeutenden Werth seiner Beobachtungen hat er in der fesselnden, ja hinreißenden Darstellung wissenschaftlicher Ergebnisse selten seinesgleichen gefunden. Ueber seine philosophischen und theoretischen Ausschreitungen, die zum Theile dem polemischen Charakter seiner gegen die wissenschaftliche Reaction gerichteten Streitschriften zu gute geschrieben werden müssen, haben Lange in seiner Geschichte des Materialismus und A. de Quatrefages (Émules de Darwin, Bd. II, 1894) gerechte Urtheile veröffentlicht.

Ernst Krause.

Vogt: Nicolaus V., Geschichtschreiber und Staatsmann, geboren zu Mainz am 6. December 1756, bereitete sich für die Gelehrtenlaufbahn auf dem damals von Jesuiten geleiteten Gymnasium seiner Vaterstadt vor, zu einer Zeit, als unter der Regierung des herzensguten und aufgeklärten Emmerich Joseph v. Breitbach-Büresheim der Mainzer Kurstaat und namentlich dessen Hauptstadt sich einer gedeihlichen Entwicklung von Handel und Verkehr zu erfreuen hatten und Sammelplatz für eine Reihe strebsamer Gelehrter und tüchtiger Künstler geworden. Noch in hohem Alter hat V. in dem im J. 1836 erschienenen vierten Theile seines verdienstvollen Werkes: „Rheinische Sagen und Geschichten“ in warmer Erinnerung an die schönste Zeit seines Lebens von den behaglichen Zuständen am Rheine, von dem wahren Glücke, dem Wohlstande und dem offenherzigen Frohsinne der Rheinländer jener Tage Zeugniß abgelegt und dabei, frei von allem Vorurtheile, seinen ersten Lehrern gebührenden Dank abgestattet. Durch den Umgang mit bedeutenden Männern, die im elterlichen Hause verkehrten und unter der Anleitung eines älteren Bruders, Heinrich V. († am 23. November 1789), eines ungemein beliebten Professors der Philosophie, wurden frühzeitig die vielseitigen Gaben von V. geweckt und genährt, sodaß er sich bald in Musik, bald in Zeichnen, Malen und Dichten hervorthat, Künste, welchen er auch noch in späteren Jahren oblag, neben welchen aber vor allem die Vorliebe für die Alterthümer und für die Geschichte seiner Heimath sich Bahn brach. Diese Vorliebe entschied beim Uebertritt auf die Universität (1774) für die Wahl des Berufes, indem V. dem Studium der Philosophie und der Geschichte sich widmete. Der Endpunkt seiner Vorbereitungszeit fällt zusammen mit der Umgestaltung der Mainzer Hochschule im J. 1784. Friedrich Karl von Erthal, der im Anfang seiner Regierung den freisinnigen Einrichtungen seines Vorgängers den Krieg erklärt hatte, suchte später dessen Pläne, namentlich auf dem Gebiete des Unterrichtswesens, zu überbieten und betrieb, von seinem Kanzler Freih. Anselm Franz v. Benzel berathen, die „Restauration“ der Universität (s. meine Schrift: „Die Restauration der M. Hochschule im J. 1784“), die, reich mit Mitteln ausgestattet, mit den bedeutendsten, ohne Ansehen der Religion und Geistesrichtung auserwählten Kräften besetzt wurde. Unter den neu ernannten Professoren befand sich auch V., der sich der besonderen Gunst des Kanzlers zu erfreuen hatte.

Nach den Berichten der Zeitgenossen stand V. bald in großer Achtung und genoß die Liebe und Verehrung seiner Zuhörer, zu denen auch Graf Metternich, der spätere österr. Staatskanzler, zählte, der ihm zeitlebens ein getreues Andenken bewahrte. Das reiche Leben in Mainz zur Zeit, als Joh. v. Müller, Forster, Sömmering, Heinse, alle Freunde von V., daselbst wirkten und des Zuspruchs der Gelehrten aus allen Theilen der gebildeten Welt sich zu erfreuen hatten, als der Hof Künstler wie die Gebrüder Schütz, Schneider, Kügelgen, Componisten wie Rhigini, Sterkel, heranzog, sollte nur von kurzer Dauer sein. Bereits im J. 1790 machten sich auch am Rheine die Vorboten einer neuen Zeit bemerklich, die auch auf die Lebenswege von V. von besonderem Einflusse waren. In jenem Jahre wäre V. beinahe das Opfer eines Auftritts zwischen Studenten und Handwerksburschen geworden, die in der Nähe des Universitätsgebäudes in blutigen Streit geriethen, wobei V., der den betrunkenen Burschen ernstlich zureden wollte, schwer am Kopfe verletzt wurde. „Aus Mißverstand", so schrieb er an Joh. v. Müller, „wurde ich schier todtgeschlagen und habe nicht einmal meinen Schaden ersetzt". Zwei Jahre später kam Custine mit seinem Corps gegen Mainz gezogen, nahm die Stadt ohne Schwertstreich ein und suchte das eroberte Gebiet im Geiste der französischen Revolution umzugestalten. Gleich andern Professoren der Hochschule verließ V. damals Mainz, wandte sich zunächst nach Straßburg und von da nach der Schweiz. Als er nach dem Abzuge der Franzosen wieder nach Mainz zurückkehrte, setzte er zwar seine Lehrthätigkeit wieder fort, allein die Anstalt war von ihrer Höhe herabgesunken und konnte sich unter der Ungunst der Verhältnisse nicht mehr erholen. Abgesehen von einem im J. 1792 herausgegebenen „Abriß einer Geschichte von Mainz" veröffentlichte V. in der Zeit von 1785—1792 eine Schrift, welche seinen großen Fleiß in Erforschung der Geschichtsquellen bekundet und einen Einblick in seine geistige und politische Richtung gewährt. In der Zeit des Fürstenbundes, als er eine Vereinigung der geistlichen Kurfürsten und Pfalzbaierns zu einem rheinischen Bunde als Gegengewicht gegen Preußen, Oesterreich und Frankreich im Auge hatte, schrieb er: „Ueber die europäische Republik" 5 Theile (später: „Historische Darstellung des europäischen Völkerbundes"), mit welchem Werke seiner Grundlage nach übereinstimmt das 1802 veröffentlichte „System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit" 2 Theile. In letzterem Werk wollte er, wie er selbst einmal sagte, die ächten Grundsätze der bürgerlichen Freiheit theoretisch und praktisch auseinandersetzen und aus der ganzen Weltgeschichte belegen. Das Gleichgewicht wird nach V. in der ganzen menschlichen Gesellschaft hergestellt, sobald sie einem Jeden das Seinige läßt oder gibt, was auch für den Verkehr der Völker untereinander maßgebend ist. In die Mainzer Zeit fällt noch die „Geschichte der franz. Revolution von 1355 zur Warnung für Aristokraten und Demokraten", welche geschrieben wurde unter dem Eindrucke der Wahrnehmung, daß eine herrschsüchtige Partei in Frankreich im Begriffe war, „das Königthum und damit die ganze Verfassung umzustürzen und ein neues Machwerk von Gesetzen an deren Stelle zu setzen".

Nach der zweiten Uebergabe der Stadt Mainz an die Franzosen zu Ende 1797 folgte V. der kurfürstlichen Regierung nach Aschaffenburg, setzte an der von Mainz theilweise dorthin verlegten Hochschule seine Vorträge fort und übernahm daneben die Leitung des Schulwesens, sowie nach dem Tode Heinse's (22. Juni 1803) die Stelle eines Bibliothekars. Zur Erweiterung seines Gesichtskreises, namentlich in politischer Beziehung, diente eine Reise nach Paris, die er aus Anlaß der Kaiserkrönung im J. 1804 im Gefolge Dalberg's als Geheimer Legationsrath antrat. Dalberg, der von jeher die Verdienste von V. zu würdigen verstand, übertrug demselben nach Gründung des Großherzogthums

Frankfurt die Stelle eines Curators des Schulwesens und berief ihn später als Geh. Legationsrath in das Ministerium der äußeren Angelegenheiten. Während seines Aufenthaltes in Frankfurt setzte er die bereits im J. 1803 begonnenen „Staatsrelationen" fort und arbeitete an den in der Zeit von 1817—1836 veröffentlichten 4 Bänden „Rheinische Geschichten und Sagen".

In Frankfurt gründete V. einen Mittelpunkt für wissenschaftliche Bestrebungen in dem, dem französischen Nationalinstitute nachgebildeten Museum (1808). Auch nach Auflösung des Primatialstaates verblieb V. in Frankfurt, als Senator der wiederhergestellten Freistadt und Schöffe (seit 1831). Bis zu seinem Lebensende blieb er der Liebe für die Geschichte treu, im Zusammenwirken mit Fichard, Thomas, Schlosser u. A. Bibliothekar Joh. Fr. Böhmer, der diesem Kreise manche Anregung verdankte, hatte große Verehrung für V., wie aus den durch Janssen veröffentlichten Briefen erhellt. Andere anzuregen, dafür war V. bei seinem biederen und vortrefflichen Wesen und bei seiner großen Belesenheit wie geschaffen. Auch seinen Schriften, die für die Gegenwart an Bedeutung verloren haben, kam das Verdienst der Anregung zu, in höherem Maße als jenes einer entschiedenen Förderung von Wissen und Urtheil. Es fehlt demselben an Kraft und Schärfe, oder, wie Böhmer in Bezug auf die Rheinischen Geschichten und Sagen gerügt hat, an männlicher Auffassung. Vielfach erinnert V. an J. v. Müller, den er weder nach Form noch Inhalt seiner Arbeiten erreicht, ebensowenig ist ihm dies seinen französischen Vorbildern gegenüber gelungen.

Nach dem am 19. Mai 1836 erfolgten Ableben Vogt's wurde, einem Wunsche des Verstorbenen zufolge, die Leiche nach dem Johannisberge gebracht und neben der Schloßcapelle beigesetzt, nachdem Herz und Gehirn in einem verschlossenen Gefässe unterhalb Rüdesheim in den Rhein versenkt worden waren (s. Rhein. Antiquarius Abth. I Bd. 1, 278). Fürst Metternich ließ ihm einen Gedenkstein setzen mit folgender Aufschrift: „Hier wählte seine Ruhestätte Nicolaus Vogt, geb. zu Mainz den 6. December 1756, verst. zu Frankfurt am 19. May 1836. Dem treuen Verfechter des alten Rechts, dem eifrigen Beförderer der heimathlichen Geschichte widmet diesen Grabstein sein dankbarer Freund und Schüler C. W. L. Fürst v. Metternich." (Vgl. den von V. am 6. December 1830 für seine Freunde geschriebenen Aufsatz in dem Gedenkbuche zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Frankfurt im J. 1840, S. 159 ff.)

Der schon erwähnte ältere Johann Heinrich V. (geboren zu Mainz am 13. März 1749, † daselbst am 23. November 1789) wollte anfangs Theolog werden, ging aber dann zu dem Studium der Rechtswissenschaft über und ward nach der Umgestaltung der Mainzer Hochschule ordentlicher Lehrer des Naturrechtes und der Moral, später der praktischen Philosophie. Gelehrt und mit einem seltenen Beobachtungsgeiste begabt, dabei zur Schwärmerei geneigt, ward er bald eine Zierde des Mainzer Lehrkörpers, wenn es ihm auch an einem methodischen Vortrage gebrach. Nur wenige Aufzeichnungen, die nach seinem Tode von Prof. Dittler herausgegeben wurden (J. H. Vogt, ein Denkmal nebst Fragmenten des Verstorbenen, Mainz 1791), geben Zeugniß von der Art seines Wirkens. Ein ehemaliger Hörer Vogt's, J. Weitzel, (Das Merkwürdigste aus meinem Leben) gedenkt des Lehrers in folgender Weise: „Man hat Fragmente von ihm, da er gestorben war, aus seinen hinterlassenen Papierschnitzeln zusammengelesen und herausgegeben. Selbst diese Bruchstücke, die als Brosamen von einer reichen Tafel gesammelt worden, beweisen, wie hoch der Mann in seiner Zeit, vielleicht über ihr gestanden ist. Hätte Heinrich V. schreiben wollen, oder schreiben können — was nicht immer Sache sehr trefflicher und tüchtiger Männer ist —

dann würde sein Name Viele überstrahlen, die am gelehrten Himmel als Sternbilder erster Größe glänzen." Bockenheimer.

Vogt: Paul Friedrich Immanuel V., Chirurg, wurde am 3. Febr. 1844 als der Sohn eines Professors der Theologie in Greifswald geboren und machte hier mit Ausnahme einiger in Tübingen verbrachten Semester seinen ganzen Bildungs- und Lebensgang durch. Er studirte seit 1861, erlangte 1865 die Doctorwürde, war Assistent an der chirurgischen Klinik unter Bardeleben und Hüter, habilitirte sich im Juli 1869 als Privatdocent für Chirurgie, wurde 1873 außerordentlicher und 1882 ordentlicher Professor, zugleich als Nachfolger des verstorbenen Hüter Director des Krankenhauses und der chirurgischen Klinik. Doch war er in dieser Eigenschaft nur kurze Zeit thätig, da er an den Folgen des Diabetes bereits am 5. Juli 1885 durch Herzschlag endete. Von litterarischen Arbeiten Vogt's, der ein tüchtiger Operateur war, erwähnen wir vor allem seine Darstellung der „Krankheiten der oberen Extremitäten" (in der deutschen Chirurgie von Billroth und Lücke); ferner das selbständig erschienene Werk: „Die Nervendehnung" (Leipzig 1877); „Ueber acute Knochenentzündungen in der Wachsthumsperiode" (Volkmann's Sammlung klinischer Vorträge); „Mittheilungen aus der Greifswalder Klinik" (Wien 1884). Dazu kommt eine Reihe kleinerer Zeitschriftenaufsätze und von ihm inspirirter Dissertationen, wie: „Ueber die Therapie des Klumpfußes mittelst Exstirpatio tali", „Die Resection des fungösen Fußgelenks mit Exstirpatio tali", „Ueber Ergotininjectionen bei Varicen", „Ueber Fettembolie nach Kniegelenkresection" u. a. m.

Vgl. Biogr. Lexikon ꝛc. VI, 143. Pagel.

Vogtherr: Heinrich V. der Aeltere, Maler, Formenschneider, geistlicher Dichter und Buchdrucker, war geboren im J. 1490, wie aus der Inschrift seines Selbstporträts zu berechnen ist. Der Geburtsort des Meisters ist wahrscheinlich die Reichsstadt Wimpfen, wenigstens war sie der erste Schauplatz seiner Thätigkeit. Hier tritt er uns zunächst entgegen als Zeichner eines großen Einzelblattes in Holzschnitt, welches Christus als Erlöser darstellt (Passavant III, 345). Unten auf dem Blatt findet sich der Künstlername: Hainricus Vogther Maler zu Wimpffen. In derselben Stadt dichtete er 1524 ein geistliches Lied „Auß tyeffer not schrey ich zu dir" (Wackernagel, Kirchenlied III, Nr. 556), das auf einem offenen Folioblatt ausgegeben wurde. In einem der beiden erhaltenen Abzüge steht am Schlusse gedruckt der Name des Dichters mit der Bezeichnung „Maler zu Wimpffen" und der Jahreszahl. Zwei weitere geistliche Gesänge nach Psalm 71 und 73 (Wackernagel III, Nr. 557 f.) müssen um dieselbe Zeit entstanden sein, denn sie stehen bereits im 3. Theil des Straßburger Kirchenampts von 1525. Vermuthlich war V. schon in diesem Jahre nach Straßburg übergesiedelt, wohin ihn wol hauptsächlich seine religiöse Gesinnung, vielleicht aber auch ein künstlerischer Auftrag zog. Am Zinstag den 17. Mai 1526 erwarb er in dieser Stadt das Bürgerrecht. Der Eintrag im Bürgerbuch des Straßburger Stadtarchivs lautet folgendermaßen: „Item Hainrich Vogther der moler von Wimpffen hat das Burgerrecht koufft vnd dient zur steltzen". Er trat also derjenigen Zunft bei, welche Maler, Goldschmiede und andere Kunsthandwerker sowie die Buchdrucker vereinte. In Straßburg dichtete er 1526 „Ein neuwes euangelisch Lied in allem creutz" (Wackernagel III, Nr. 559) und ließ es bei Peter Kornmann von Augsburg drucken; im nächsten Jahre erschien seine Bearbeitung von Psalm 139 in einer kleinen Sammlung, die Wolf Köpfel in Straßburg verlegte (vgl. Wackernagel, Bibliogr. Nr. CCXLIX). In der Folgezeit scheint unsern Meister vorwiegend seine künstlerische Thätigkeit in Anspruch genommen zu haben. Gewiß mit Recht schreibt man ihm die Bilder zu, welche „Das neuw Testament — durch Jacob Beringer Levit" (Straßburg, Grüninger

1527) schmücken. Auf dem reichen Titelblatt steht das Monogramm des Künstlers (Nagler, Monogramm. III, Nr. 1595), gegen welches kaum ein Zweifel bestehen kann. Dasselbe Zeichen trägt ein großer Holzschnitt, die Dreieinigkeit darstellend (Passavant III, 345, Nr. 3). Vor 1534 fällt ein Einzelblatt, die „Versuchung des Kleinmüthigen", mit dem Namen des Meisters (ohne Ortsangabe) bezeichnet. Außerdem sind viele unbezeichnete Holzschnittillustrationen, welche verschiedene Straßburger Verlagswerke der 30er Jahre zieren, mit ziemlicher Sicherheit V. zuzuweisen. In den Jahren 1537/38 schuf er ein kleines Werk, mit dem er didaktische Zwecke für seine Kunst verfolgte und durch welches er sich hauptsächlich einen Namen erwarb. Es führt den Titel: „Ein Frembds vnd wunderbars kunstbüchlin allen Malern, Bildschnitzern, Goldschmiden . . . hochnutzlich zu gebrauchen . . ." und erschien zuerst, von V. selbst gedruckt, 1538 (nicht 1537). In einer kurzen Vorrede, in welcher sich starkes Selbstgefühl ausspricht, nennt sich „Heinrich Vogtherr Burger zu Straßburg" als Verfasser. Er beklagt darin den Niedergang der deutschen Kunst und will durch sein Büchlein den Kunstgenossen gute Vorbilder geben. Dargestellt sind auf 51 Platten Köpfe von Männern und Frauen in phantastischer Kopftracht, Hände und Füße, Helme, Wappenschilder, Waffen, Säulen, Kapitelle ꝛc. Die Entwürfe, die V. offenbar seinen Skizzenbüchern entnahm, sind gut gezeichnet, zuweilen manieriert. Sie athmen den Geist der Renaissance und lassen ein Studium Dürer's erkennen (Abbildungen in Hirth's Formenschatz 1881—84). Das Kunstbüchlein erfreute sich offenbar großen Beifalls, denn V. druckte es bereits 1539 und 1540 aufs neue, zweimal mit lateinischem und einmal mit deutschem Titel. Durch seinen Erfolg rief es Nachahmungen hervor, die 1540 ff. zu Antwerpen erschienen, der Titel in französischer oder spanischer Sprache. In Straßburg wurden in späterer Zeit wiederholt Neudrucke veranstaltet und zwar direct von den Vogtherr'schen Holzstöcken, die auf andere Officinen übergingen; so 1545, 1559 und 1572. Im 17. Jahrh. gab der Straßb. Buchdrucker Anton Bertram das Büchlein mit verändertem Titel (Kunstbüchlin, Vonn allerley seltzamen vnd wunderbaren frembden Stucken . . .) wieder heraus, auf dem der Verfasser als verstorben bezeichnet wird; einmal ohne Jahr, sodann 1607 und 1610. — Mit dem Kunstbüchlein war V. 1538 zum ersten Mal als Buchdrucker aufgetreten. Da sein Unternehmen offenbar einschlug, ließ er nun auch andere Bücher von seiner Presse ausgehen. Vorwiegend sind es medicinische Werke, die sein Verlag aufweist, so 1538 „Eyn kunstreichs . . . vrteil vnd Secret büchlin des harns", „Ein newes hochnutzlichs Büchlin von erkantnüs der kranckeyten der Augen", „Ein bewert . . . Büchlin, den Erbgrind . . . zu heylen", „Eyn nutzlich Bad . . . den Bruch . . . zu heylen". Die letzten vier erschienen 1539 in zweiter Auflage. In gleichem Jahre druckte er „Alle Kranckheyt der Augen" von Leonh. Fuchs, „Sumari Büchlin Aller Sonnen Vr" sowie „Außlegung vnnd Beschreibung der Anathomi". Letztere Schrift ist die Erklärung zu 2 großen anatomischen Figuren des männl. und weibl. Körpers (mit Aufklappungen), die er 1539 auf Einzelblättern mit seiner Firma herausgab (Choulant, Gesch. d. anatomischen Abbildung, S. 40). Im J. 1539 trat V. wieder mit einer geistlichen Dichtung hervor, dem „Christlichen Loßbuch nach ordnung eines Alphabets". Wie der Dichter in der Vorrede sagt, wollte er dadurch die früheren „schimpflichen" Loßbüchlein durch ein heilsames ersetzen und damit einen Spiegel des christlichen Lebens geben. Das Buch, welches er selbst druckte, ist mit hübschen Randleisten und Initialen von seiner Hand ausgestattet. Als Druckerzeichen brauchte er das Vogtherr'sche Wappen, bisweilen auch sein Medaillonporträt; seine Devise ist: Soli Deo gloria — Audentes Fortuna juvat. Die verbreitete Annahme, daß Heinrich V. der

Aeltere im J. 1537 gestorben sei und daß alle später fallenden Werke dem jüngeren V. zufielen, beruht auf einem bibliographischen Irrthum, den ich hier nicht näher klarlegen kann. Urkundlich begegnet V. noch im J. 1541 in Straßburg (der jüngere Heinrich V. weilte damals bereits in Augsburg). Am 12. October erbittet er beim Rathe der Stadt „die schreiberei vf dem werckhove" (Straßb. Stadtarchiv XXI, 1541 f. 435, worauf mich Dr. O. Winckelmann freundlichst aufmerksam machte). Diese Stellung blieb zunächst unbesetzt; im folgenden Jahre erhielt sie ein anderer Bewerber. Die letzten sicheren Spuren von Vogtherr's Thätigkeit finde ich in den Jahren 1541—42. Er veröffentlichte in ersterem Jahr die Abbildung eines Riesenhalms „by Malsch am Bruchrain 1541 gewachsen"; das Bild begleiten 40 Verszeilen, die V. dazu dichtete. Auf einem Folioblatt, das er 1542 herausgab, ist eine Riesentraube dargestellt, die zu Albersweiler bei Landau 1541 zur Herbstzeit gefunden worden. Dem Holzschnitt sind 28 Verse von V. beigefügt. Das Blatt wurde dem Kaiser zu Speier überreicht und zugleich durch ein Privileg geschützt. Als Urheber desselben nennt sich Heinrich V. Maler, Burger zu Straßburg. Ein anderes Einzelblatt, welches er mit dem Maler Hans Schiesser 1542 veröffentlichte, stellt ein wundersames Mädchen dar, „imaginem puellae 12½ annorum", wie die lateinische Beischrift besagt. Viele andere künstlerische Arbeiten Vogtherr's werden verloren sein; so ist z. B. ein „Thierbuch", das man ihm zuschreibt, noch nicht sicher ermittelt. Der Straßburger Sammler Künast besaß (nach F. Reiber) Handzeichnungen und Holzschnittblätter von ihm sowie „ein ablang gemahltes Tischblatt", in Oelfarben. Das Todesjahr unseres Meisters ist unbekannt. V. hat auf allen Gebieten, in denen er thätig war, Achtungswerthes geleistet; überall bemerkt man deutlich ein ernstes Streben. Daß sein Name in Straßburg einen guten Klang behielt, ersieht man daraus, daß Bernhard Jobin in seiner bekannten Vertheidigung der deutschen Kunst neben Baldung Grien auch Heinrich V. unter den elsässischen Meistern nennt, welche Albrecht Dürer's Bahnen mit Glück folgten.

Die vorhandene Litteratur über V. ist in vielen Punkten zu berichtigen. Vgl. Nagler, Künstler-Lexikon XX, 501 f. — Nagler, Monogrammisten III, 668 ff. — Passavant, Le peintre-graveur III, p. 344 ff. — Revue d'Alsace 1872, p. 367 ff. — Tuefferd, L'Alsace artistique, p. 148. — Brunet, Manuel du libr. III⁵, Sp. 1114 und Suppl. I, Sp. 877. — F. Reiber in Le Mirliton, Année II, Nr. 4. — Guilmard, Les maîtres ornem. p. 364. — J. F. Hermann, Notices hist. s. Strasbourg II, p. 340. — Strobel, Künstler der Stadt Straßburg (in Schreiber, Münster zu Straßburg, S. 93). — Woltmann, Gesch. d. d. Kunst im Elsaß, S. 313 und 320. — E. Reiber, Propos de table, p. 220 ff. — Heitz, elsäss. Büchermarken, S. XXIV und Taf. XXXIV. — Ueber Vogtherr's dichterische Leistungen vgl. Rittelmeyer, Kirchenliederdichter des Elsaßes, S. 26, Koch, Kirchenlied II³, S. 105, Wackernagel, Kirchenlied III, Nr. 556 ff. und Goedeke, Grundriß II², S. 179, 312, 461.

Karl Schorbach.

Vogtherr: Heinrich V. der Jüngere, Maler und Radirer, war ohne Zweifel ein Sohn des Vorigen. Daß er dessen Bruder gewesen, wie man öfters angenommen hat, das macht der gleiche Vorname mindestens unwahrscheinlich. Er ist im J. 1513 geboren, wie die Inschrift auf seinem Bildniß beweist. Ueber seine Jugend ist nichts bekannt. Er wird in Straßburg, wohin er nach meiner Annahme als 12jähriger Knabe gekommen sein muß, bei seinem Vater gelernt und ihm dann als Gehülfe (bes. beim Formschnitt) gedient haben. Das Porträt vom Jahre 1537, auf welchem der junge V. 24jährig erscheint, ist die erste Urkunde von seinem Leben. Dasselbe findet sich von 1538 an auf

den meisten Ausgaben vom Kunstbüchlein des älteren V. (s. vorigen Artikel). Den Umstand, daß das Porträt unseres Künstlers neben dem Medaillonbild seines Vaters auf dem Titelblatt steht, deutet man auf Mitarbeit. Jedenfalls darf man daraus schließen, daß der jüngere V. sich noch in den Jahren 1537 38 in Straßburg aufgehalten hat. Sehr wahrscheinlich wird auch er für Straßburger Druckereien als Illustrator thätig gewesen sein, doch hat es Schwierigkeit, ihm bestimmte Holzschnitte sicher zuzuweisen (einen unkritischen Versuch machte E. Reiber, propos de table, p. 220 f.). Was die Kunsthandbücher über des Künstlers Eifersucht gegen seinen Vater berichten, ist irrig, denn es beruht auf falscher Combination. V. der Jüngere verließ Straßburg spätestens im J. 1540 und zog nach Augsburg, wohin ihn wol verwandtschaftliche Beziehungen zum bischöfl. Chirurgen Barthol. V. lockten. Im März 1541 erhielt er die Gerechtigkeit in der Augsburger Malerzunft. Der Eintrag im Malerbuch (Augsb. Stadtarchiv 72° Bl. 76a) lautet: „Item am manttag nach dem rossen suntag [28. März] im 41. jar ist der erber mayster Hainrich Vochher kumen vnd das hantwerck empfangen, vnd hat ayn hantwerk ayn gutt geniegen mit brieffen vnd geltt“. In einer alten Copie aus dem Malerbuch wird das Datum auf den 21. März angegeben, der Neuaufgenommene als „Heinrich Vogther maller“ bezeichnet und die Angabe gemacht, er habe die Gerechtigkeit „wegen seiner Hausfrau“ erhalten. V. war verheirathet mit Sibilla Steinmairin, der Tochter eines Augsburger Glasers. Im J. 1541 stellte er am 10. Juli einen Lehrknaben Christinus Spiegel der Innung vor, und ebenso am 4. November 1543 den Jeremias Wirsing. Bekannt ist, daß er 1545 gemeinsam mit Hans Burgkmair d. J. an dem Augsburger Geschlechterbuch arbeitete, welches die Wappen und Wappenhalter dortiger Adelsfamilien „in Stahel zierlich geradiert“ enthält. Die Vogtherr'schen Blätter zeichnen sich durch besonders feine Behandlung aus (eine verkleinerte Abbildung bei E. Reiber, S. 189). Originalabdrücke besitzt das Kupferstichcabinet zu Stuttgart; das ganze Werk wurde fortgeführt von W. P. Zimmermann und erschien erst 1618 (Passavant III, 285 f.). Ob V. die Gemälde, die früher zur Ausschmückung des Baugartens zu Augsburg dienten, mit von Stetten zuzuweisen sind, ist sehr fraglich. Bis zum Jahre 1554 lebte unser Meister in Augsburg und zahlte nach den Steuerbüchern eine jährliche Vermögensabgabe von 24 Kr. Von diesem Zeitpunkt an — er erhielt die Erlaubniß die Stadt zu verlassen — finden wir ihn in Wien im Dienste des Hofes, worüber urkundliche Nachrichten vorliegen. Im J. 1554 erhielt er nach Wiener Hofrechnungen 10 Pfd. „für etlich Model eines Salvators und Sarch“. Im Auftrag des Hermes Schallautzer lieferte er (ca. 1555) an König Ferdinand die Zeichnung eines Hauptstückes der Ehrenpforte, wie dies damals für das Grabmal Maximilian's I. (zu Innsbruck) in Aussicht genommen war. Als Lohn „für 2 Abriß der neuen Münzen“ empfing er 1560 2 fl. 20 kr., 1564 „für etliche Gemäl sambt Abmallung einer Zimetstauden für H. Adamen von Dietrichstain“ 24 fl. 32 kr. Zum Leichenbegängniß Kaiser Ferdinand I. malte er einige Wappen, wofür ihm 1565 8 fl. 55 kr. ausgezahlt wurden. E. Harzen sah in einer Privatsammlung zu Brüssel ein Oelgemälde, ungefähr 1565 entstanden, mit dem Vogtherr'schen Zeichen (Nagler, Monogr. III, Nr. 1596). Das Bild stellt ein Weib mit Schwert und Buch in einer felsigen Landschaft dar. Ob es von unserem V. gemalt ist, muß so lange unentschieden bleiben, bis das Gemälde wieder an die Oeffentlichkeit tritt. Der jüngere Heinrich V. muß im J. 1566 oder 1567 gestorben sein, denn im Augsburger Steuerbuch von 1568 wird „Sibilla Stainmairin, weylund Hainrichen Vogthers malers nachgelaßen wittib“ als „Jeorgen Zinsseders zu Wien Eewirtin“ — erwähnt.

Die Mittheilungen aus dem Augsb. Stadtarchiv verdanke ich der Güte des Herrn Stadtarchivars Dr. A. Buff. Außer der beim vorigen Artikel angeführten Litteratur, die theilweise Irriges berichtet, vgl. man Passavant, Le peintre-graveur I, p. 285 f. — P. v. Stetten, Kunst- und Handwerks-Geschichte von Augsburg I, 279. — v. Stetten, Erläuterungen, S. 136. — Schlager, Materialien zur österr. Kunstgesch. 1850 (Archiv f. österr. Gesch. II, 765). — Rob. Vischer, Studien z. Kunstgesch., S. 526 und 562. — Repertor. f. Kunstwiss. III, 305. — Jahrbuch d. kunsthist. Samml. d. Kaiserh. V, S. CIV, VII, S. CXVIII und XI, 204 und 265. Karl Schorbach.

Vohburk: Stephan V. aus Oesterreich nennt der Cgm. 714 den Dichter eines Streites zwischen Wolf und Pfaffen, den der Cod. pal. 367 dem Velschberger beilegt, während in Cgm. 811 die entscheidenden Schlußzeilen fehlen. Es ist mir wahrscheinlich, daß die erstgenannte Handschrift Recht hat, obgleich in ihr der maßgebende Vers überladen ist; jedenfalls war der Dichter ein Oesterreicher oder Steiermärker. Die Fabel, die formell noch ein ganz leidliches Gewand trägt, leidlicher jedenfalls als Mone's Abdruck es zeigt, wird um 1400, spätestens in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden sein. Das Thema erinnert an den so sehr beliebten Stoff der Wolfsklage, nur daß sich die allgemeine Klage hier in eine ganz bestimmte Anklage umwandelt; ein Gerichtshof, zusammengesetzt aus dem Bären als Richter und dem Fuchs als Rechtsanwalt entscheidet, daß der Wolf ungleich bescheidener und unschädlicher sei als der Pfaffe. Die Schilderung des Pfaffenlebens, in der das Gedicht seine satirische Spitze hat, hält noch durchaus Maß und bestätigt, daß der Verfasser nach besseren Traditionen arbeitet, als sie im 15. Jahrh. den Ton anzugeben pflegen.

Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit, hsg. von Frz. Jos. Mone, Vierter Jahrgang 1835, Sp. 181—3. — Fastnachtspiele, hsg. von Keller (Bibl. d. Stuttg. Lit. Ver., Bd. XXX), Stuttg. 1835, S. 1375 f. — Sitzungsberichte der Münchener Akademie 1891, philol.-histor. Classe, S. 657. Roethe.

Vohs: Ueber die Jugend des Schauspielers V., der eine Anzahl von Jahren unter dem Personal der Goethe'schen Truppe am Weimarer Hoftheater eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, sind wir nicht unterrichtet. Wir wissen nur, daß er im J. 1789 Mitglied des kurfürstlichen Nationaltheaters in Bonn war, und daß er am 30. Mai 1792 in Weimar als Eduard Ruhberg im „Verbrechen aus Ehrsucht" debutirte. Im Sommer 1793 vermählte er sich in Lauchstädt mit der noch in sehr jugendlichem Alter stehenden Friederike Margarethe Porth (geb. in Halberstadt 1777), die kurz vorher mit ihren Eltern an die Weimarer Bühne gekommen war. Es gelang beiden Ehegatten sich bei Goethe durch Fleiß und Strebsamkeit in Ansehen zu bringen. Auf V. und Willms gehen die aus siebzehn Paragraphen bestehenden Theatergesetze zurück, nach denen im J. 1793 die gesammte Weimarer Truppe reorganisirt wurde, und die namentlich für die Handhabung der Disciplin von Bedeutung waren. Zum Lohn für seine Bemühungen für die Hebung des Instituts erhielt V. die Stelle eines Regisseurs, wobei er ausschließlich auf das eigentliche Kunstgebiet beschränkt wurde, während die übrigen Geschäfte Willms zufielen. Seine Instruction wurde am 15. October 1794 erneuert und ihm noch die Aufsicht über die Theaterbibliothek, die Anfertigung der Scenarien und der Rapporte, sowie die Führung des Requisiten- und Garderobenbuches übertragen. Während der sommerlichen Gastspiele der Weimarischen Truppe in Lauchstädt, Erfurt und Rudolstadt in den Jahren 1793 und 1794 lag ihm abwechselnd mit Willms die Führung des Theaterjournals ob, in dem zunächst der Theaterbesuch und die Einnahmen gebucht wurden. V. aber benutzte diese Gelegenheit, um sein Urtheil über die Dar-

stellung und Aufnahme der Stücke hinzuzufügen, und legte dabei beachtenswerthe Proben seiner Bildung und seines künstlerischen Gefühls ab, sodaß man seine Berichte noch heute mit Interesse lesen kann. Ein besonderes Verdienst erwarb sich V. ferner dadurch, daß er ein besseres Verhältniß zwischen der Oberdirection und den Schauspielern anbahnte. Er bemühte sich sichtlich in seinen Berichten, den Eifer, den Fleiß und die vortreffliche Aufführung der ganzen Gesellschaft in das rechte Licht zu stellen, und war ebenso bestrebt, der Oberdirection Beweise von seiner und seiner Genossen Dankbarkeit abzulegen. Jedenfalls lag es am wenigsten an ihm, wenn Goethe fort und fort Veranlassung hatte, sich über die Schwierigkeiten, die ihm die Directionsgeschäfte bereiteten, zu beklagen. Trotzdem konnte auch er Conflicte nicht vermeiden und zog es daher vor, als sich Genast geweigert hatte, eine Statistenrolle zu übernehmen, und als er wegen seiner bei dieser Gelegenheit bewiesenen Hitzigkeit von der Oberdirection zur Rede gestellt wurde, um seine Enthebung von dem Posten eines Regisseurs einzukommen, die ihm am 4. Novbr. 1796 gewährt wurde. Auf diese Weise fand V. Zeit, sich seinen eigenen Rollen ungehindert widmen zu können und sich in seinem Fache der jugendlichen Helden- und Liebhaberrollen mehr und mehr zu vervollkommnen. Als das von Trouet aus Stuttgart renovirte Theater am 12. Octbr. 1798 mit der ersten Aufführung von „Wallenstein's Lager" eröffnet wurde, sprach V. in dem Kostüm des Max Piccolomini den Prolog und spielte dann den Cürassier. In den beiden übrigen Theilen der Trilogie fiel ihm die Rolle des Max Piccolomini zu, die er nach dem Urtheile Genast's in den lyrischen Stellen zu sentimental auffaßte, sodaß Schiller nicht einverstanden war. Ueberhaupt entwickelte er im ersten Theil seiner Rolle zu wenig jugendliches Feuer, während er in dem Abschied von Thekla und „bei dem Zuruf an die Soldaten meisterhaft spielte". Dasselbe Urtheil hatten auch andere Augen- und Ohrenzeugen jener denkwürdigen ersten Aufführung, und ebenso stimmt es zu dem Gesammtbild, das wir uns von Vohsens künstlerischem Wesen machen müssen, von dem wir lesen: „V., eine geniale poetisch gestimmte Natur verband ein schönes, männliches Organ mit einer kräftigen Gestalt und Brust, welche er jedoch in heftigen Rollen durch sein heißes Blut fortgerissen, rücksichtslos schwächte". Noch größeren Beifall als in der Rolle des Max erzielte V., als er am 14. Mai 1800 die Titelrolle in Schiller's Bearbeitung des „Macbeth" spielte. Schiller umarmte ihn vor Freuden und erklärte sein Spiel für meisterhaft, obwol er nicht gut memorirt und die Verse des Dichters sehr frei behandelt hatte. Bei der ersten Aufführung von Schiller's „Maria Stuart" gab V. den Mortimer, während seine Gattin mit der Rolle der Maria Stuart betraut wurde. Er spielte seine Rolle „mit Feuer und Anstand, überschrie sich aber in der Gartenscene", indem er sich in seiner Leidenschaftlichkeit zu weit gehen ließ. Dieser Fehler trug viel dazu bei, daß seine Gesundheit vorzeitig untergraben wurde. Dazu kam noch, daß er in Schulden gerathen war und Vorschuß bei der Theatercasse hatte nehmen müssen, obwol er so einfach als möglich gelebt hatte. Er war daher bestrebt, an einer besser dotirten Bühne eine Anstellung zu erlangen, und ließ sich trotz allen Widerspruches und der freundschaftlichen Abmahnung von Seiten Goethe's und der Theatercommission nicht halten, als ihm im J. 1802 die Stellung eines Directors an dem neuorganisirten Stuttgarter Hoftheater angeboten wurde. Am 19. September 1802 verließen er und seine Frau Weimar, nachdem er noch während des Sommers bei den Gastspielen der Truppe in Lauchstädt und Rudolstadt mitgewirkt hatte. Doch sollte er in Stuttgart zu keiner gedeihlichen Thätigkeit mehr kommen. Sein geschwächter Körper war den Anstrengungen der dortigen Direction nicht mehr gewachsen, und es vergingen kaum zwei Jahre, bis ihn im J. 1804 der Tod in Stuttgart ereilte. Seine Frau blieb zunächst in Stuttgart, ging dann

nach Frankfurt a. M. und wurde im J. 1818 die Gattin des Dresdener Hofschauspielers Werdy, als welche sie sich einen geachteten Namen in ihrer Kunst verschaffte.

E. Genast, Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Leipzig 1862. I, 107, 109—111, 115—119, 124, 128. — E. W. Weber, Zur Geschichte des Weimarischen Theaters. Weimar 1865. S. 41, 53, 56, 61, 66, 68, 76, 77. — E. Pasqué, Goethe's Theaterleitung in Weimar. Leipzig 1863. (Register.) — Schriften der Goethe-Gesellschaft. Weimar 1892. VI. Bd. (Register.) H. A. Lier.

Voigt: Balthasar V. d. Ae., Komödiendichter, geboren zu Wernigerode um 1557, † daselbst am 23. April 1636. Aus seiner Jugendzeit fehlen bestimmte Nachrichten. Daß ihm darin sein Theil Kreuz nicht fehlte, erklärt er gelegentlich selbst. Daraus, daß er nicht nur den Rath seiner Vaterstadt, sondern auch den Halberstädter seinen mächtigen Förderer und Mäcenaten nennt, werden wir folgern dürfen, daß er nächst der Wernigerödischen Lateinschule auch die Halberstädter Stadtschule besuchte. Seine weitere Ausbildung erlangte er aber auf der seit 1565 unter dem Abt Peter Ulner blühenden Anstalt zu Kloster Berge, die ihren theologischen Professor hatte und nach damaligem Zuschnitt eine Mittelstufe zwischen einer lateinischen Stadt- und einer eigentlichen Hochschule bildete. Jedenfalls wurde V. in Magdeburg ordinirt, ohne eine Universität besucht zu haben. Von seinen Kenntnissen zeugen, abgesehen von dem Urtheil von Zeitgenossen, seine Briefe und Schriften. Auch erweiterte er seine Kenntnisse noch eifrig während seiner Amtsthätigkeit. Zunächst wurde er zu Kl. Berge Mitglied des Convents und führte in Magdeburg Regina, die Tochter des Secretärs Köhne als Gattin heim, die ihm mehrere Kinder schenkte. Gegen Ende 1588 wurde er als Conrector an die lateinische Stadtschule zu Wernigerode berufen, an der er fünf Jahre wirkte. Von seiner Tüchtigkeit als Lehrer gibt einer seiner trefflichsten Schüler, Mag. Joh. Fortman, ein sehr schönes Zeugniß, der bekennt, daß durch ihn besonders seine Liebe zur Wissenschaft geweckt sei. Aber was für Voigt's besondere litterarische Bedeutung bemerkenswerth ist, wir haben auch wiederholte Zeugnisse, daß zu seiner Zeit Schauspiele sowol im Spielsaale des Rathhauses als auf öffentlichem Markt ausgeführt wurden und auch, daß er bei solchen betheiligt war. Bestimmt hören wir das von der Komödie vom verlorenen Sohn und dem Spiel von Goliath und David, das drei Tage dauerte. So gern V. bei der Schule bleiben mochte, sein knappes Gehalt bei wachsender Familie nöthigte ihn, sich um eine Pfarrstelle zu bewerben. Nachdem es ihm in wenigstens zwei Fällen mißglückt war, verhalf Graf Wolf Ernst zu Stolberg, der dem Conrector wegen seiner poetischen und Geistesgaben wohlwollte, zu der Pfarrstelle in Dorf und Kloster Wasserleben, die er im December 1593 antrat. In dieser Stellung hatte er bei den ziemlich unordentlichen sittlichen Zuständen jener Zeit manche Widerwärtigkeiten zu erleiden. Verschiedene Gemeindeglieder, bei denen er durch Uebung seines Strafamts angestoßen haben mochte, dann die Domina Grell und ihr Anhang, die zum römischen Bilder- und Reliquienwesen zurückkehrten, machten ihm viel zu schaffen, so daß er zeitweise seines Amtes enthoben wurde. Besonders aber war, wesentlich auf Beklagen des Wasserleber Convents, Graf Johann zu Stolberg leidenschaftlich gegen ihn erregt. Daß aber im wesentlichen V. im Recht, seine Widersacher im Unrecht waren, geht aus sicheren Zeugnissen hervor. Graf Heinrich z. St., Graf Johann's jüngerer Bruder, erklärt ausdrücklich, daß V. keine Schuld zu geben sei. M. Marc. Buchholtz, Voigt's Nachfolger, bezeugt, daß dieser der Kirche ganz treu vorgestanden habe. Endlich spricht ein namhaftes von ihm gestiftetes Werk, die zwischen 1600 und 1608 durch ihn er-

baute S. Maria-Elisabeth- oder Gottesackerkirche, für ihn. Da dieses Werk viele freiwillige Opfer erforderte, so konnte es nur durch einmüthiges Zusammenstehen von Pfarrer und Gemeinde hinausgeführt werden. Für Vogt's geistiges Sinnen ist es übrigens bemerkenswerth, daß er die neue Kirche mit 48 Wappen von Bauern und Einwohnern des Dorfs schmücken ließ. Eine Befreiung aus seiner schlimmen Lage dem Grafen Johann gegenüber trat ein, als im J. 1611 die gräflichen Brüder eine Theilung der Grafschaft Wernigerode vornahmen und der jüngere der Brüder den von ihm geschätzten Wasserleber Pastor der Domina und Gemeinde zu Drübeck empfahl, die zu seinem Antheil gehörten, während er es zu erreichen wußte, daß Graf Johann's ehemaliger Praeceptor und Schützling Mart. Schmiedichen die Pfarre zu Wasserleben erhielt. Als die Drübecker Gemeinde V. zuerst gehört hatte, lautete das Urtheil: Gott Lob und Dank, daß wir einmal eine rechte Predigt gehört. Von da an blieb er 25 Jahre lang bei der Gemeinde als fleißiger treuer Seelsorger in guten und noch mehr in den bösen Tagen des großen deutschen Krieges. Wiederholt wurde er von kaiserlichem Kriegsvolk so völlig ausgeplündert, daß sein in Elbing im Amte stehender Sohn für ihn die Mildherzigkeit bemittelter Gönner in Anspruch nahm. Endlich wurde der fast 80jährige Greis das Opfer der Brutalität dieser Kriegsknechte. Als nämlich im Frühjahr 1636 V. mit seiner Gemeinde vor dem rohen Kriegsvolk sich in den Harzwald geflüchtet hatte, ließ er sich durch List zur Rückkehr locken. Da forderte ein roher Kriegsknecht unter wildem Dräuen Lebensmittel, Futter und besonders Geld. Und als V. ihm keine verborgenen Schätze zeigen konnte, bearbeitete der Herzlose den Greis mit einer Peitsche und trieb ihn wie einen Kreisel um. Aber der rüstige Alte ermannte sich, zerbrach die Peitsche und flüchtete nach Wernigerode. Hier erholte er sich soweit, daß er noch am 14. April die Gründonnerstagspredigt hören konnte. Aber bald nach derselben wurde er vom Schlage getroffen und gab nach zehn Tagen seinen Geist auf. Fortman, der ihn 47 Jahre lang gekannt hatte, urtheilte kurz nachher, daß er ein ehrwürdiger, gelehrter und wahrhaft verdienter Mann war, durch dessen Dahinscheiden in der Geistlichkeit der Grafschaft Wernigerode eine empfindliche Lücke gerissen, ja ihr eine tödtliche Wunde geschlagen sei. Die Gemeinde Drübeck habe mit ihm ihren Hirten und Leiter, ihren geistigen Vater verloren, dessen sie gerade in dieser traurigen Zeit so dringend benöthigt gewesen sei. Neben seiner amtlichen Thätigkeit war V. auch litterarisch thätig. Von Gelegenheitsschriften abgesehen, schrieb er eine „Arithmetica“, die er dem Rathe von Wernigerode widmete. Erst 1625 wurde ihm dafür das lange vorher versprochene Bürgerrecht ertheilt. Eine eigenartige Schrift war sein „Catechismus Reim- und Gesangsweise durch Balthasar Voidium, ein Wernigeröder, Pfarrherrn zu Waterleger“ (Helmstedt 1600). Sein Hauptwerk ist aber die von ihm gedichtete Komödie „JOSEPHUS | das ist | Von der Er- | bermlichen Verkauffung | schweren Dienstbarkeit, vnd gewalti- | gen Herrschaft Josephs des Sohnes JACOB: | Ein geistliche Comoedia ..... durch | BALTHASARUM VOIDIUM von Wernigerode, Pastorem zu Drübeck. | Typis Grosianis. | Im Jahr: M. D. C. XVIII. Vorrede: Drübeck 1618. Am Schluß: Leipzig, in verlegung Henning Grosen des älteren Buchhändlers. Gedruckt durch Georgium Liger. Anno M. D. C. XIX. 164 Bl. 8°.

V. arbeitete an seinem Josephus schon in jüngeren Jahren. Da er Joseph's Jugendgeschichte erst später hinzufügte und dem fertigen Stück vorsetzte, so hat dasselbe statt der gewöhnlichen fünf sechs Acte. Es kommen nicht weniger als 81 Personen vor. Der Dichter gibt aber Anweisung, wie man es ‘mit Ueberhüpfung unterschiedlicher Stellen’ auch mit weniger Personen und auch an einem statt an zwei Tagen, für welche es ursprünglich berechnet war, aufführen

könne. Mit dem Maßstabe der Zeit gemessen ist der Josephus ein Schauspiel von dramatischer Kraft und nicht ohne gesunden Witz. Eigenthümlich sind die volksthümlich-harzischen Stellen, die besonders durch die Lieblingsfigur des Bettlers Lentzo Sauprange, sonst Enjers vom Harz genannt, herbeigeführt werden. Hierin tritt uns die harmlos witzige Person des Dichters entgegen, wie sie uns auch von den Zeitgenossen bezeugt wird. Als er sich 1593 um die Neustädter Pfarrstelle bewirbt, müssen auch die Gegner anerkennen, daß V. ein 'guter Geselle' sei. Unmittelbar nach seinem Ableben erinnert aber Fortman die Amtsbrüder daran, wie er durch sein mit geziemender Würde gepaartes anmuthiges Wesen und seinen feinen Witz sie oft aufs höchste ergötzt habe. Wie weit er bei den sonstigen in Wernigerode während seiner Amtszeit als Conrector aufgeführten Schauspielen ebenfalls dichtend oder umdichtend thätig war, wird sich nicht entscheiden lassen.

Vgl. Zeitschr. d. Harzver. f. Gesch. u. Alterth.-Kunde I (1868), S. 87 bis 99, 113—117; 18 (1885), S. 238—241 und die Pfarrbestallungen von Wasserleben, Drübeck u. a. Correspondenzen im fürstl. Arch. zu Wernigerode.

Ed. Jacobs.

Voigt: Balthasar V. d. J., theologischer Schriftsteller und lateinischer Epigrammatist, als Schriftsteller meist verlateint Voidius oder mit Umstellung der ersten beiden Buchstaben Ovidius genannt, wurde seinem gleichnamigen Vater (s. o.) von Regina Köhne aus Magdeburg am 2. Mai 1592 zu Wernigerode geboren, † zu Elbing am 28. November 1654. Nachdem er bis zum neunten Jahre in der Familie erzogen war, wo der Vater ihm einen Erzieher hielt, durchlief er nicht weniger als sechs Schulen am Harz und in Magdeburg. Schon mit 17 Jahren begann für ihn eine merkwürdige Wanderzeit und er besuchte Straßburg, Saarbrücken, Oesterreich, Ungarn, Venedig. Als er 1610 heimkehrte, schickte ihn sein Vater auf die Universität Helmstedt, wo er bei dem Gräcisten Caselius wohnte und fleißig studirte. Martini, Meibom, Diepholt, Niehus, jedenfalls auch Calixt, waren die Männer, deren Unterricht er genoß. Dann ging er nach Wittenberg, von wo ihn aber bald die Pest nach Leipzig vertrieb. Er besuchte dann noch auf kurze Zeit Jena, Marburg, Gießen und Heidelberg. Durch den henotischen Theologen und Mathematiker Petiscus kam er mit dem älteren Rittershus in Altorf, wohin er auch ging, in Beziehung. Von Frankfurt, wo er Zeuge der Krönung des Königs Matthias war, ging er dann über Dresden zu seinen mütterlichen Verwandten in Magdeburg. Von da berief ihn Graf Heinrich zu Stolberg zum Rector der Klosterschule in Ilsenburg, was der zwanzigjährige Galli 1612 wurde. Weil er sich dort bei herrschaftlichen Gastereien zu sehr gehen ließ, auch für eine Anstalt, an der es 15—18jährige Schüler gab, zu jung war, so wurde ihm Juli 1614 jene Stelle gekündigt. Er ging dann nochmals nach Helmstedt, wo er 1615 (also 23jährig) die philosophische Magisterwürde erwarb. Dann triebs ihn abermals auf die Wanderschaft und er ging zunächst nach Königsberg i. Pr., wohin ihn väterliche Familienbeziehungen zogen, aber auf einem großen Umwege durch Niedersachsen zu dem ihn werthschätzenden Joh. Arndt, den Seestädten, Dänemark, Mecklenburg und Pommern. Von Königsberg ging er auf kurze Zeit nach London, Amsterdam, Leiden, dann wieder zurück über Schweden nach Riga, Reval, Kurland und Lithauen und von da wieder nach Königsberg. Hier wandte er sich nochmals zur Universität und hielt Collegien und Disputationen. Fünfundzwanzig Jahr alt war er geworden, als er im März 1617, außerordentlich bewandert und vorgebildet, eine bis an sein Ende dauernde amtliche Laufbahn in Preußen, zunächst als Rector der Provinzialschule zu Salfeld, begann und noch in demselben Jahre durch Vermählung mit Elisabeth, der Tochter

des dortigen Bürgermeisters Konrad Dumstrup von Duhmsdorf, einen Hausstand gründete. Schon im nächsten Jahre wurde er von vier Dörfern im Marienburgischen Werder zum Pfarrer gewählt und in Königsberg ordinirt. Obwol er durch die Verfolgungen der Röm.-Katholischen seinen Sitz von Königsdorf nach Katzenase verlegte, so nannte er sich doch nach jener älteren Mutterkirche. Im J. 1623 nach Morungen versetzt, wurde er außerordentlicher Beisitzer des pomesanischen Consistoriums zu Salfeld. Sechs Jahre später berief die Stadt Elbing ihn zum Prediger an der Hauptkirche S. Marien, wo er nun ein Vierteljahrhundert bis an seinen Tod mit großem Erfolge und Anerkennung wirkte. Schon 1632 wählte die Stadt ihn zum Senior des Ministeriums. In dieser Stellung verfaßte er die noch geltende Elbingsche Kirchenordnung, die durch ihr Dringen auf Eintracht und Frieden gekennzeichnet ist, ein Grundton seines Wesens, der sich auch durch andere Schriften, so durch zwei während der Morunger Zeit gedruckte Reden, hindurchzieht. In diesem Sinne begrüßte er auch im J. 1636 den friedliebenden und duldsamen König Wladislaw IV. von Polen in seinem „Gaudium Elbingense Irenico-Eucharisticum“. Und als Freund des Friedens und der Eintracht auf kirchlichem Gebiete hielt er zu Georg Calixt und betheiligte sich eifrig im Sinne des friedliebenden Polenkönigs an dem colloquium charitativum zu Thorn. Wegen dieser friedfertigen Richtung war er und der ‘Elbingische Syncretismus’ das Ziel der Angriffe eines Calov und Botsack. Er war aber wenig geneigt, diesen Streit fortzuspinnen, daher er z. B. eine inbetreff der Lobwasser’schen Psalmen gegen ihn gerichtete Schrift Botsack’s einfach unbeantwortet ließ und in seinem Pult bewahrte. Bezeichnend ist es für ihn, daß er ganz ähnlich wie der ihm geistesverwandte Joh. Meyfart noch ein Jahr vor seinem Tode in Elbing eine Schrift herausgab unter dem Titel: „Bericht von des Menschen Seligkeit bei dem verwirrten Gezänk der Gelehrten jetziger Zeit“. Bei solcher Friedensliebe versäumte er es jedoch keineswegs, muthig sein Strafamt als evangelischer Prediger zu üben und durch Wort und Schrift positiv für die Kirche zu schaffen. Wir vernehmen, daß er gegen die Burggrafen oder Bürgermeister zu Elbing sehr entschieden auftrat. Die Rathsprotokolle bemerken, er predige zu heftig. Daher verehrte man ihm im Jahre 1631 nichts für das dem Rath übersandte Neujahrsgedicht. Auch im J. 1639 übte er an der Elbinger Gemeinde sehr scharfe Kritik. In einer Reihe von Schriften handelt er über die Augsburgische Confession, Luther’s Katechismus und über den Taufstand der Christen. In seinem „Compendium Christianum oder Kurze Summa vom ganzen Christenthum“, das namentlich gegen Valentin Weigel gerichtet ist, wird die Lehre von der Heiligung sehr markig und erbaulich entwickelt und darin von Buße, Glaube, Liebe und vom Kampf der Christen gehandelt. Schon im Jahr nach ihrem Erscheinen wurde bereits die Schrift wieder aufgelegt. Als eine beschauliche Natur sucht V. sich in die Herrlichkeit der Heilsthatsachen in Christo und in die Person des Erlösers zu versenken in der Schrift „Thesaurus humanae salutis“. Seine praktische Thätigkeit als Prediger und seine schriftstellerische Thätigkeit zum Besten der Kirche und Gemeinde erschien V. durchaus als die Hauptsache. Und doch hat ihm eine besondere Gabe, die er als Nebenwerk ansah, wol in noch weiteren Kreisen einen Namen gemacht, als seine kirchliche Wirksamkeit. Von seinem Vater, dem Komödien-, gelegentlich auch geistlichen Dichter, war eine poetische Ader auf ihn übergegangen. Aber während der Vater mit seinem den Musen geweihten Sinn fast nur in der deutschen Muttersprache lebte, kleidete der Sohn fast alle seine poetischen Gedanken in das Gewand der lateinischen Sprache. Wir haben darin den Einfluß seiner Zeit und seines gelehrten Entwicklungsgangs zu erkennen. Meist waren diese Dichtungen epigrammatisch und in Distichen abgefaßt. Eine zahl-

lose Menge solcher Distichen ist aus seiner Feder geflossen; da er diese Dichtung aber mehr als ein in Erholungsstunden geübtes Spiel ansah, so gab er diese Tändeleien nicht in Druck. Nur in Gelegenheitsschriften sind ihrer eine gewisse Zahl erhalten, denn seine Epigramme waren sehr begehrt und er diente damit Freunden und Gönnern bei frohen und ernsten Gelegenheiten. Schon 1619 singt er in dieser Weise seinen Schwiegervater Konrad Dumstrup an (in der Schrift Paedia Conr. Dumstrupii de Dumsdorff) und in dieser Weise dichtete er fort bis zum Septbr. und Octbr. 1654, wenige Wochen vor seinem Tode, wo er Distichen zu einer in Elbing gefeierten Hochzeit verfaßte mit zitternder Hand (aegra mente manuque) und an der Wassersucht leidend. Selbst bei größtem eigenen Schmerz, wie bei der Nachricht von der greulichen Mißhandlung und dem Tode seines Vaters, gab er seinen Empfindungen in lateinischen Distichen Ausdruck. So erklärt sichs, daß man wenigstens in Schriften seinen Namen meist als Voidius verlateint gebrauchte. Aber man schmeichelte dem Poeten auch, indem man mit leichter Verstellung zweier Buchstaben ihn statt Voidius Ovidius, den preußischen Ovidius nannte. Der preußische Pegnitzschäfer Friedr. Hofmann versteigt sich sogar soweit, daß er gelegentlich sagt, es könne zweifelhaft erscheinen, ob Apollo bei einer Prüfung den Gedichten des Ovid oder denen Voidius-Voigt's werde den Vorzug geben. Doch auch Männer von Urtheil, wie der ihm befreundete Simon Dach, zollen seiner lateinischen Muse Anerkennung. Er sagt, daß V. seine Verse mit gewandter dichterischer Gabe wohlgefeilt und inhaltreich darbiete, wie Pfeile, die der gelockte Apollo auf das Wild entsende oder wie mächtige Wasserströme, die nach der Schneeschmelze vom Scheitel der Berge herabstürzen. Dennoch wollte V. nicht für einen Dichter gelten, aber Dach meint, er möge das nicht ablehnen: wohl tadle ers, wenn jemand ohne Grund Ehren begehre, aber ebenso, wenn er die ihm gebührenden zurückweise. So ließ denn, nachdem er dies bei einer früheren Gelegenheit zurückgewiesen hatte, V. es sich gefallen, die etwas in Mißcredit gekommene Ehre eines gekrönten Dichters anzunehmen. Diese Dichterkrönung fand am 15. März 1644 bei der Universität zu Königsberg unter dem Vorsitze des Historikers Siegmund Weier durch den greisen kaiserlichen Pfalzgrafen Wilich von Westhofen statt.

Davon, daß der lateinische Poet, der seine Muttersprache nur im gewöhnlichen Verkehr und bei seiner Amtsthätigkeit gebrauchte, auch in deutscher Sprache gedichtet habe, würden wir nichts wissen, wenn nicht eine Reihe evangelischer Gesangbücher von der Mitte des 17. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts zwei Lieder, ein Passionslied „Herr Jesu Christ, dir sei bereit" und ein Osterlied „Ihr Christen laßt uns fröhlich sein" auf seinen Namen führten, und zwar besonders ost- und westpreußische. Nun rührt aber das Passionslied nicht von V. her, denn es findet sich in Suspiria Temporum, das ist Andächtige Harfen Seuffzer — gestellet durch Josuam Stegmann (Rinteln 1628, S. 717) als Reimgebet. Ein Lied ist daraus gemacht im Erfurter Gesangbuch von 1648 S. 665, 7 Strophen zu 4 Zeilen. Beim Schluß sind zwei Zeilen angehängt. In dem Gesangb. 'Vorrath' (Leipzig 1673, S. 102) und Frankfurter Praxis 4 Strophen zu 6 Zeilen (Zeile 23 und 24 von Stegmann sind weggelassen). So bleibt denn nur noch zu prüfen, ob das Lied: „Ihr Christen, laßt uns fröhlich sein" auf V. zurückzuführen sei.

Vgl. den Lebenslauf Voigt's in Bd. 6 der Altpreuß. Monatsschrift, S. 1—34, handschriftl. Mittheilg. von Dr. Leonh. Neubaur, Stadtbibl. in Elbing und die Belehrung über die Stegman'sche Urheberschaft d. Osterliedes von Herrn D. th. A. Fischer in Groß-Ottersleben. 27. Oct. 1893.

Ed. Jacobs.

Voigt: Bernhard Friedrich V., geboren am 5. Juli 1787 in Weimar, † ebendas. am 17. Febr. 1859. Er war der Sohn des von Goethe geschätzten Mineralogen Joh. Karl Wilhelm V. (s. S. 205), Bergrathes in Ilmenau. Er war erst Lehrling in der Hoffmann'schen Buchhandlung zu Weimar, dann in Leipzig, wo er ein Schriftchen herausgab „Geschichte des Feldzuges von 1806". Von hier mußte er, weil er preußische Gefangene aus der Haft befreit hatte, flüchten. Er ging nach Basel. Diese größtentheils zu Fuß zurückgelegte Reise hat er selbst beschrieben; sie ist von Zschokke in seine Miscellen für Weltkunde aufgenommen worden. In den nächsten Jahren hielt er sich, in buchhändlerischen Stellungen, in Nürnberg, in Straubing und endlich in Freiburg i. Breisgau auf, wo er die Leitung der Herder'schen Buchhandlung übernahm. 1810 kehrte er in seine Heimath zurück, gründete eine Buchhandlung in Sondershausen und organisirte den Buchhandel in Thüringen. Nach der Schlacht bei Leipzig begründete er eine Zeitung „Früchte geretteter Preßfreiheit", die später „Teutonia" hieß und unter dem Titel „Der Deutsche" noch heute in Sondershausen erscheint. 1822 verkaufte er sein Geschäft und zog nach Ilmenau, um sich ausschließlich dem Verlagsgeschäft zu widmen. Der Verlag erstreckte sich, nach Ausweis des Verlagskatalogs, auf alle Gebiete des Lebens und der Wissenschaft. Aber mit richtigem Blick für die großartige Entwicklung des Gewerbes concentrirte V. seinen Verlag immer mehr auf das Gebiet der technischen Fachlitteratur, auf dem er noch heute einen ersten Rang einnimmt. Er gründete die Sammlung „Schauplatz der Künste und Handwerke", welche bis jetzt zu 287 Bänden angewachsen ist und von denen jeder einem bestimmten Handwerk als Lehrbuch dient. Seit 1823 erschien bei ihm der „Neue Nekrolog der Deutschen" (Jahrgang 1—30 nebst 3 Registerbänden, 1823—1852). 1825 betheiligte er sich an der Gründung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler in Leipzig. 1834 übersiedelte er mit seinem Geschäft nach Weimar und gründete hier 1848 das Gemeinde-Verordnungsblatt, das aber bald wieder einging. — Die hier gegebenen Notizen beruhen auf Aufzeichnungen von Voigt's Sohn, Heinrich V., der gegenwärtig an der Spitze des Geschäfts steht. Es existirt auch eine Lebensbeschreibung, verfaßt von Kirchenrath M. Teuscher in Mellingen (bei Weimar).

J. Wahle.

Voigt: Christian Friedrich Traugott V., Dichter, geboren am 16. Mai 1770 zu Kamenz i. S. als Sohn des Rectors J. Fr. Voigt, studirte, daselbst vorgebildet, Theologie in Leipzig, wo er durch Protection schon 1791 Nachmittagsprediger an der Universitätskirche St. Pauli wurde. Seit 1799 war er Pfarrer in Tharandt, seit 1813 Superintendent zu Artern, starb hier aber bereits am 5. Januar 1814. — Seit 1792 hat er, rasch hintereinander, verschiedene Dichtungen im Druck ausgehen lassen: zunächst drei Dramen, dann, 1794, einen historischen Roman, seitdem mancherlei größere und kleinere Idyllik und Didaktik, die schließlich sich ganz auf gelegenheitliche Vorwürfe zurückzog. Sein Gesichtskreis ist örtlich nicht eng, wohl aber in andrer Hinsicht beschränkt. Darüber erheben sich nur einige Nummern (s. Goedeke, Grundriß[2] IV 438) in „Lieder für das Herz. Zur Beförderung eines edlen Genusses in der Einsamkeit" (1799 und 1812; vgl. Neue Allg. Dtsch. Bibl. 57, 71). Sein „Triumph des teutschen Witzes in einer Sammlung der stechendsten Sinngedichte und sentenziösesten Einfälle teutscher Köpfe. Ein Taschenbuch" (2 Jahrgänge, 1798—99), nicht wieder genannt seit Vetterlein, Handb. d. poet. Litt. der Dtschn. (1800), S. 31, ist nicht ohne Verdienst. — Vgl. G. F. Otto, Lexik. der Oberlaus. Schriftsteller u. Künstler III 446 und IV 451; Meusel, Gel. Teutschld. X 243; Aufzählung der Werke Heinsius, Allg. Bücher-Lex. IV 249 u. Goedeke, Grundriß[2] IV 391, 23.

Ludwig Fränkel.

Voigt: Friedrich Siegmund V., geboren zu Gotha am 1. October 1781, † zu Jena am 10. December 1850, als Geh. Hofrath, Professor der Medicin und Director des botanischen Gartens, hat sich um die Bekanntmachung und Einführung des natürlichen Pflanzensystems in Deutschland verdient gemacht. In einer tabellarischen Zusammenstellung: „Darstellung des natürlichen Pflanzensystems von Jussieu nach seinen neusten Verbesserungen" vom Jahre 1806 legte er die Grundzüge dar und benutzte es dann weiter in seinem Lehrbuche, das in erster Auflage unter dem Titel: „System der Botanik" 1808 und in zweiter, umgearbeiteter Ausgabe als „Lehrbuch der Botanik" 1827 erschien. Gleichzeitig war V. einer der ersten, welcher Goethe's Metamorphosenlehre nicht nur in seinen Vorlesungen als anerkannte Lehre vortrug, sondern auch in seinen Schriften vertheidigte. Freilich gelang ihm eine tiefere Einsicht in das Wesen dieser Lehre ebenso wenig, wie vielen seiner botanischen Zeitgenossen; vielmehr schloß er sich jener sogenannten naturphilosophischen Richtung unter den Botanikern an, welche unter nichtssagenden Wortklaubereien und Begriffsbestimmungen den wissenschaftlichen Kern der Lehre eher verdunkelten, als klar stellten oder gar vertieften. Außer den erwähnten Arbeiten schrieb V. noch ein zwei Mal aufgelegtes „Handwörterbuch der botanischen Kunstsprache" 1803 und 1824, ferner: „Catalogus plantarum, quae in hortis ducalibus botanicis Jenensi et Belvederensi coluntur" 1812, sodann eine „Flora des botanischen Gartens zu Jena" 1819 und ein zweibändiges Werk: „Handbuch der praktischen Botanik, enthaltend die Geschichte, Beschreibung und Anwendung sämmtlicher in Deutschland wildwachsenden und in den Gärten und Gewächshäusern cultivirten Pflanzen" 1850.

Flora 1851. — Wigand, Kritik und Geschichte der Lehre von d. Metamorphose, 1846. — Pritzel, Thes. lit. bot. E. Wunschmann.

Voigt: Georg V., Geschichtschreiber. Geboren am 5. April 1827 zu Königsberg i. Pr. als Sohn des Historikers Johannes V. (s. u.), hat er sich unter Einwirkung des Vaters alsbald zum selbstbewußten Geschichtschreiber entwickelt. Zuerst an der Universitätsbibliothek in seiner Vaterstadt angestellt folgte er 1854 einem Rufe nach München, wo er, im Dienst der von König Max II. gestifteten historischen Commission als Bearbeiter der Reichstagsacten unter H. v. Sybel's Oberleitung unter dem Titel eines Honorarprofessors eintrat. Kaum aber hatte er diese Stellung übernommen, so folgte er im J. 1864 als Nachfolger K. Hegel's einem Rufe nach Rostock und schon 1866 nach Leipzig. Hier liegt die eigentliche Blüthezeit seines Wirkens. Im J. 1854 war die erste Auflage seiner „Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus" erschienen, deren Werth er späterhin durch eine neue Bearbeitung ganz außerordentlich erhöhte, und die freilich erst nach seinem Tode noch eine dritte Auflage erlebt hat. In den Jahren 1856 bis 1863 ließ er sein Hauptwerk „Enea Silvio de' Piccolomini als Papst Pius II. und sein Zeitalter" erscheinen, das ihn in die vorderste Reihe der deutschen Geschichtschreiber einrückte. Obwol bereits ein schweres körperliches Leiden sich anmeldete, hat er neben der Thätigkeit als Lehrer litterarisch doch weiter gearbeitet, wie es seine Untersuchung über die Geschichtschreibung über den schmalkaldischen Krieg und über den Zug Karl's V. gegen Tunis, die Herausgabe der Denkwürdigkeiten (1207—1238) des Minoriten Jordanus von Giano und vor allem die durch Gründlichkeit und Unbefangenheit ausgezeichnete Biographie des Herzogs Moritz von Sachsen in den Jahren 1541 bis 1547 deutlich bezeugen. Bereits im Jahre 1871 war in der Historischen Zeitschrift der Aufsatz „Ueber die Kiffhäusersage" erschienen, der aufs rühmlichste eine ganze Reihe von Arbeiten über diesen patriotischen Stoff eröffnete. Was er etwa noch weiter leisten konnte, hat der am 18. August 1891 eingetretene Tod verhindert. W.

Voigt: Johann Karl Wilhelm V., zuletzt seit 1789 Bergrath in Ilmenau, erfahrener Bergmann und Geognost, besonders berühmt durch seinen Streit mit Werner, in welchem er gegen die neptunische Theorie des letzteren die vulkanische Entstehung des Basaltes zu beweisen suchte, war am 20. Februar 1752 zu Allstädt im Weimarschen geboren und bezog nach Vollendung seiner Jugendbildung die Universität Jena, wo er (1773—1775) die Vorlesungen über Rechtswissenschaft besuchte. 1776 bezog er die Bergakademie zu Freiberg, an der eben erst der später so berühmte Werner (1775) als Lehrer der Bergbaukunst und der Mineralogie zu wirken begonnen hatte, in dessen Geiste auch Voigt's erste wissenschaftlichen Veröffentlichungen abgefaßt sind. Durch größere Reisen machte V. sich genaue und umfassende Kenntnisse der verschiedenartigsten Gebirgsverhältnisse zu eigen, welche ihn nach und nach auch zu einer neuen Auffassung der später als vulkanische Bildungen bezeichneten Gesteine führten. Erst nachdem Werner durch seine Schrift: „Bekanntmachung einer am Scheibenberger Hügel über die Entstehung des Basaltes gemachten Entdeckung" 1788, seine neptunische Theorie neu zu begründen versucht hatte, trat V. offen in dem Kampf für die vulkanische Entstehung des Basaltes gegen Werner auf, namentlich in den Schriften: „Mineral. und bergmännische Abhandlungen" 1784—1791, und in der wichtigsten seiner zahlreichen Schriften: „Praktische Gebirgskunde" 1792; 2. Aufl. 1797. In letzterem Werke unterschied V. 1. uranfängliche Gebirgsarten, wie Granit, Gneiß, Glimmerschiefer u. s. w., die zuweilen auch Kalklager umschlössen, dann 2. Flötzgebirgsarten in zwei Unterabtheilungen, nämlich ältere wie z. B. die Steinkohlenschichten und jüngere wie Rothtodtliegendes, Zechstein, Muschelkalk, Sandstein (z. B. von Pirna), Kreide, Braunkohlen u. s. w., 3. Vulkanische Gebirge wie Basalt, Lava und schließlich 4. aufgeschwemmte Gebirgsarten, die nicht im Meere, sondern infolge von Ueberschwemmungen entstanden seien. Bezüglich der Gebirgsbildung glaubte V. annehmen zu müssen, daß die ursprünglich unter Wasser gestandenen Gesteine durch Hebungen zu Festland emporgeschoben worden seien. An diese Veröffentlichung schließt sich eine weitere Publication: „Generaltabelle der sämmtlichen jetzigen Gebirgsarten" (1792). Viele seiner übrigen Schriften beziehen sich auf Schilderungen einzelner Gegenden und Gebirge, die er besucht hatte, wie: „Mineral. Reisen durch das H. Weimar und Eisenach" (1781—1785); „Mineral. Beschreibung des Hochstifts Fulda" (1783 und 1791); „Reise von Weimar über den Thüringer Wald" (1787); „Mineral. Reisen nach den Braunkohlenwerken in Hessen" (1802); „Geschichte des Ilmenauer Gebirgsbaus" und Fortsetzung (1796); „Ueber das Rhöngebirge" (1781); „Beiträge zur Geschichte der Flötzgebirge" (1781); „Kurze Nachrichten vom Ehrenberg" (1787); Preisschrift „Ueber d. Thonschiefer u. s. w." (1788); „Ueber ehemalige Goldbergwerke zu Steinheide" (1790); „Erklärendes Verzeichniß von Gebirgsarten" (1792); „Daß Aquamarin und Topas eine Gattung ausmachen" (1786—87); „Beiträge zur Geschichte der Flötzgebirge (1781); „Was ist Basalt, ist er vulkanisch oder nicht" (1789); Zusätze zu Langsdorf's Salzwerkskunde (1790); „Ueber den Basalt" (1793); „Nachrichten über die Blitzröhren" (1805); „Ueber gediegen Gold im Schwarzagrund" u. s. w. Von besonderer Wichtigkeit ist sein Werk: „Versuch einer Geschichte der Steinkohle, Braunkohle und des Torfs" (1802), worin er den Ursprung dieser Mineralsubstanzen von einer massenhaften Anhäufung verschiedener Pflanzen, welche durch eine Art Gährung umgewandelt worden wären, abzuleiten suchte. V. starb am 1. Januar 1821 als Bergrath zu Ilmenau.

Poggendorff's Biogr. — Meusel II. v. Gümbel.

Voigt: Johannes V., der Begründer der wissenschaftlichen altpreußischen Provinzialgeschichtsforschung, geboren am 27. August 1786 in dem thüringischen

Dorfe Bettenhausen bei Meiningen, † am 23. September 1863 zu Königsberg i. Pr. Vom Vater, einem unstudierten, aber geschickten Dorfchirurgen und Barbier, zum eigenen Gewerbe bestimmt, genoß er zuerst eine höchst mangelhafte elementare Schulbildung auf der Dorfschule und bei einem dazu ganz untauglichen Vetter. Mit diesem kam er im dreizehnten Lebensjahre nach Meiningen und besuchte später, nachdem es einem wohlhabenden Verwandten gelungen war die Absichten des Vaters umzustimmen, von Ostern 1800 ab das dortige Lyceum, denn nach dem Wunsche der herrenhuterischen, frommen Mutter sollte und wollte er nunmehr Geistlicher werden. Wenngleich er anfangs die ihm anhaftenden Schäden der bisherigen Erziehung nur mit Anstrengung verwinden konnte, so gelang es ihm doch bei eisernem Fleiß und bei seinen guten Anlagen in sechs Jahren die Reife für die Universität zu erlangen. Durch einen Vorfall in der Schule verletzt, wußte er die Zustimmung der vorgesetzten Behörde dazu zu gewinnen, daß ihm vor der Zeit und ohne die vorschriftsmäßige Abschlußprüfung das Reifezeugniß ausgestellt wurde; zu Ostern 1806 wanderte V. über den Thüringerwald nach Jena. Hier ging ihm, wie er selbst sagt, ein völlig neues Leben auf, zumal da er bei den inzwischen recht wohlhabend gewordenen Verhältnissen der Eltern ganz unabhängig und sorgenfrei leben konnte. Ohne sich einer Landsmannschaft anzuschließen, fand er doch Gelegenheit genug um das studentische Leben und das Verbindungswesen kennen und bis zu einem gewissen Grade schätzen zu lernen. Bei seinem schon früh auf sichern Erfolg gerichteten, betriebsamen, dabei durchaus ernst wissenschaftlichen Sinne stand ihm aber in jedem Augenblick sein Studium als der einzige Zweck seines akademischen Lebens vor Augen; nur unterbrachen noch vor Schluß des ersten Semesters die Schlachten von Jena mit ihren traurigen Folgen seine Studien und trieben auch ihn fort in die Heimath. Zum Herbst zurückgekehrt, hörte er neben den theologischen Vorlesungen nicht bloß, wie auch schon zuvor, philologische, sondern, da der eben nach Jena gekommene Luden ihn schon durch seine Einladungsschrift gewaltig anzog, auch historische, und mit allen nahm er es nach seiner Art gleich ernst. Da in ihm sehr bald der Entschluß reifte sich dem höhern Schulfach zu widmen, arbeitete er um zunächst seine theologischen Vorbereitungen zum Abschluß zu bringen so eifrig, daß er in eine fast tödtliche Krankheit verfiel; doch bei seinem kräftigen Körperzustande bald genesen, wurde er, wenn auch nicht weniger fleißig, so doch vorsichtiger und konnte bereits im Herbst 1808 in Meiningen die Prüfung bestehen und seine Eltern durch eine Predigt in der Kirche des Heimathdorfes erfreuen. Sehr gern gewährte man ihm jetzt seine auch von anderer Seite her unterstützte Bitte seine Lebensaufgabe abermals ändern und dazu die akademischen Studien in Jena noch fortsetzen zu dürfen. Schon nach einem halben Jahre erhielt V., durch seine Lehrer unter Hinweis auf erfolgreichen Privatunterricht empfohlen, einen Ruf als Lehrer an das Pädagogium der Francke'schen Stiftungen in Halle, doch erst im Herbst, nachdem er noch in Jena auf Grund einer Abhandlung über seinen Lieblingsdichter Theokrit und unter Erlaß der mündlichen Prüfung promovirt war, verließ er den lieb gewordenen Musensitz und trat sein erstes öffentliches Amt an. — Doch auch dieses selbstgewählte Fach des Gymnasiallehrers verblieb ihm noch nicht als Lebensaufgabe, sondern war für den unablässig weiterstrebenden jungen Gelehrten schließlich nur ein Durchgangsstadium. In den ersten Jahren freilich wurde er von seiner amtlichen Thätigkeit so vollauf in Anspruch genommen, daß er an eigene wissenschaftliche Arbeiten kaum denken konnte, als er aber mehr und mehr Zeit gewann und „strenge Tagesordnung hielt, jede Stunde von 4 Uhr Morgens den Tag hindurch so theuer wie möglich auskaufte", wandte er sich der Geschichte des Mittelalters zu, insbesondere der gewaltigen Persönlichkeit Papst Gregor's VII, indem er sich

den widerspruchsvollen Urtheilen gegenüber, welche der Stifter der katholischen Hierarchie, der Begründer der heutigen katholischen Kirche bei seinen Darstellern fand, aus den Quellen selbst Klarheit und Gewißheit verschaffen wollte. Daß er mit vollster Gewissenhaftigkeit geforscht und gearbeitet hat, kann nicht in Frage gestellt werden, aber auch sein Urtheil konnte kein unbefangenes werden: das lag in der neuen, alle Geister beherrschenden einseitigen Richtung jener Tage, und V. war wie irgendeiner ein Kind dieser Zeit. Schon als er sich in allerfrühester Jugend in den Ruinen der heimischen Burgen tagelang herumgetummelt hatte, freilich ohne mehr als der gemeine Mann des Dorfes, mehr als Ritter-, Räuber- und Spukgeschichten von ihnen zu wissen, hatte er „das heimlich fremde Anwehen einer gewissen Zauberwelt" gefühlt, und dann hatte ihm Luden, der eben die Romantik in die Geschichtswissenschaft jener Tage eingeführt hat, den Sinn für die Geschichte, für die Geschichte des Mittelalters geöffnet. Einem Winke desselben Lehrers folgend, habilitirte V. sich mit einer lateinischen Dissertation über Gregor VII. am 21. April 1812 als Privatdocent an der hallischen Universität und las in seiner ersten Vorlesung über die Kreuzzüge. Im Frühjahr 1814 war das Manuscript des Werkes über diesen Papst, welches für sein weiteees Lebensschicksal bestimmend werden, ihm aber auch „manchen Kummer und Aerger" bringen sollte, druckfertig, aber mehr als ein Jahr verging, ehe es einen Verleger fand und unter dem Titel „Hildebrand als Papst Gregor VII. und sein Zeitalter" erscheinen konnte (1815). In beiden Lagern — das war die nothwendige Folge davon, wie hier V. seinen Helden als den großen Reformator der römischen Kirche hinzustellen sich gedrungen gefühlt hatte — sprach man den Verfasser als einen Bekenner des katholischen Glaubens an, auf der einen Seite mit Freude und Hoffnung, auf der andern mit Schmerz und Zorn, und noch in viel späteren Jahren (1839) sah er sich zu einer entschiedenen Zurückweisung genöthigt, als ihn ein französischer Bischof, dem damals erst die Jugendarbeit bekannt wurde, „unter lockenden Aussichten" zum offenen Bekenntniß aufforderte. Da es dabei auch an Anerkennungen nicht fehlte, so griff bei ihm mehr und mehr der Gedanke Platz sich unter Aufgabe des Schulamtes ganz und gar und allein der Universität zu widmen, als würdiger Gegenstand eines größern Werkes aber erschien ihm „die Geschichte unseres Vaterlandes unter den Hohenstaufen", welche bei der Strömung der Zeit, man darf es sagen, in der Luft lag. Dem erstern Plane stellte sich zunächst neben einer gewissen Unzufriedenheit an maßgebender Stelle doch auch der Umstand in den Weg, daß V. nicht preußischer Unterthan war. Die Bewerbung um eine frei werdende Professur in Königsberg schlug ganz fehl, mit Greifswald, wo ihn Luden, der selbst die Stelle ausschlug, in Vorschlag brachte, schleppten sich die Verhandlungen lange hin. Inzwischen (Herbst 1816) brachte ihn eine schwere Erkrankung und ein damit zusammenhängender Unglücksfall, der eine höchst bedenkliche Schenkelamputation zu erfordern schien, wiederum dem Tode ganz nahe und warf ihn schließlich für mehr als ein Vierteljahr auf ein schmerzvolles Krankenlager. Da brachte ihm ganz unerwartet im Juni des folgenden Jahres ein Schreiben des Landhofmeisters und Oberpräsidenten von Preußen v. Auerswald die Mittheilung, daß er eben in Berlin Voigt's Gregor „mit Vergnügen" gelesen und als Curator der Universität Königsberg ihn daraufhin dem Minister für die außerordentliche Professur der historischen Hülfswissenschaften und zugleich als Director des Geheimen Archivs (jetzt Staatsarchivs) in Vorschlag gebracht hätte. Nur einige Tage schwankte V. mit Rücksicht auf Greifswald, dann aber nahm er das sichrere, wenn auch für den Anfang ein geringeres Einkommen bietende Anerbieten an; dabei versprachen die reichen Schätze des Königsberger Archivs eine größere wissenschaftliche Ausbeute. Die Hohenstaufengeschichte, die zuerst nur zurückgestellt werden sollte, gab V., da eben die Kunde

kam, daß F. v. Raumer denselben Plan gefaßt hätte und für ihn schon in Italien reiste, sofort auf, arbeitete aber um seine Vorstudien nicht ganz unverwerthet zu lassen vor seinem Abgange von Halle noch neben kleineren Aufsätzen die bereits begonnene Schrift über die „Geschichte des Lombardenbundes und seines Kampfes mit Kaiser Friedrich I." völlig aus (gedruckt Königsberg 1818). Trotzdem fand er auch noch Zeit sich in die ältere preußische Geschichte, soweit die vorhandenen Hülfsmittel es gestatteten, einzuarbeiten und zu erkennen, wie ungenügend und zum Theil verfehlt dieselben waren, dabei zugleich diplomatische Uebungen zu treiben. Zu Anfang Octobers trat er nach schwerem Abschied zusammen mit Drumann (s. diesen Art.), der ebenfalls nach Königsberg berufen war, die Reise dorthin an und traf nach vierzehn Tagen, von denen man drei in Berlin zugebracht hatte, in dem neuen Bestimmungsorte ein (am 17. October). — Das äußere Leben Voigt's verfloß weiterhin in ruhiger Gleichmäßigkeit, wenn er auch besonders in den ersten Jahren einen sehr regen, zum Theil freundschaftlichen Verkehr mit hochgestellten Beamten (Auerswald, Schrötter), mit Collegen (Lobeck) und hervorragenden litterarischen Persönlichkeiten (Hippel, Scheffner, Nicolovius) pflegen durfte. Schon 1823 wurde er zum ordentlichen Professor der mittlern und der neuern Geschichte befördert, bei Gelegenheit der Huldigung von 1840, wo er Prorector war, erhielt er den Titel eines Geh. Regierungsraths, 1854 endlich wurde er vom akademischen Senat zum Vertreter der Albertina im Herrenhause gewählt und vom König berufen. Wie seine wissenschaftlichen Arbeiten und Verdienste ihm die Mitgliedschaft bei einer ganzen Reihe von Akademien und gelehrten Gesellschaften einbrachten, so hat es ihm auch nicht an bedeutenden Ordensauszeichnungen gefehlt. Am 13. October 1859 konnte er unter großer und freudiger Theilnahme von Amtsgenossen und Freunden das doppelte Fest seines fünfzigjährigen Amts- und Doctorjubiläums begehen. — Bei seiner Doppelstellung in Königsberg hat V. stets dem Archiv und der damit aufs engste zusammenhängenden eigenen wissenschaftlichen Arbeit den Haupttheil seiner Thätigkeit zugewandt, während er dem akademischen Lehramt selbstverständlich nicht weniger, aber doch eben auch nicht mehr Zeit und Mühe zukommen ließ, als die Pflicht es erforderte. Er las hauptsächlich „über Universalgeschichte, Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit, Geschichte Preußens (d. i. der Provinz) und der Kreuzzüge, über Diplomatik und diplomatische Uebungen". Das Archiv, dessen Hauptbestandtheil damals das alte Ordensarchiv ausmachte, fand V. „noch in größter Verwirrung und Zerrissenheit daliegend", denn sein Vorgänger Dr. Hennig hatte es nach einem von ihm selbst entworfenen, wenn auch nicht ganz fehlerfreien Plane zu ordnen eben erst begonnen gehabt, und Voigt's Hauptaufgabe lag nunmehr in der Fortführung des begonnenen Werkes — vollendet freilich hat auch er es nicht, man darf sagen: glücklicherweise. So vor eine fast erdrückende Masse des echtesten Quellenmaterials gestellt, wurde sich V. über die großen Schwächen der bisherigen preußischen Provinzialgeschichtsschreibung immer klarer und zugleich über den einzigen Weg, der zu ihrer Aufbesserung einzuschlagen war: es galt die falschen Traditionen des 15. und des 16. Jahrhunderts, welche hier mehr als irgendwo sonst alles überwuchert hatten, mit Stumpf und Stiel auszumerzen, es galt die Geschichte, zunächst die des Mittelalters, einzig und allein auf den ursprünglichen Quellen, zumal auf den urkundlichen, aufzubauen, und dieses sollte nunmehr seine Lebensaufgabe werden. Nachdem er eine kleinere Arbeit über den Bund der sogenannten Eidechsenritter, einen preußischen Adelsbund von derselben Art, wie sie im 14. Jahrhundert in Deutschland überall auftauchten, veröffentlicht hatte, gelangte er durch v. Schön, den damaligen Oberpräsidenten von Westpreußen, zu einer genauen Kenntniß der immer noch großartigen Reste

der Marienburg, des einstigen Ordenshaupthauses, an dessen Wiederherstellung man damals mit allem Ernst heranzugehen gedachte. Seine Archivacten, zumal die Ordensrechnungsbücher, gaben ihm überraschende Einblicke in die Entstehungsgeschichte und die Zwecke der einzelnen Räume dieses einzig dastehenden Prachtbaus. 1824 erschien die „Geschichte Marienburgs, der Stadt und des Haupthauses des deutschen Ritter-Ordens in Preußen", vielleicht das gelungenste Werk aus der Feder Voigt's. Dann aber legte er alle Nebenarbeiten bei Seite um alle seine Kräfte auf das Hauptwerk zu vereinigen, und schon 1827 konnte er den ersten Band seiner „Geschichte Preussens, von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens" der Oeffentlichkeit übergeben. Nach weiteren zwölf Jahren angestrengtester Arbeit war mit seinem neunten, mit der Säcularisation von 1525 abschließenden Bande das Riesenwerk vollendet, welches seinem Verfasser mit vollstem Recht den Namen des „Vaters der preußischen Geschichtsschreibung" gebracht hat. Unter Hinweis auf eine früher (Altpreußische Monatsschrift 1866) gegebene eingehende Begründung hier nur wenige Worte über die heutige wissenschaftliche Bedeutung dieser Arbeit. Ohne jede Frage hat V. den allein richtigen Weg erkannt, er „hat die mühevolle Rodung desselben begonnen und ist ihn selbst eine Strecke vorangegangen", es darf aber nicht vergessen werden, daß, seitdem er geforscht und geschrieben hat, sechzig Jahre eines gewaltigen Fortschreitens der historischen Wissenschaft verstrichen sind, daß, als V. fern von dem Mittelpunkte des geistigen Lebens Deutschlands arbeitete, die neue historische Kritik erst im Entstehen begriffen war. Ohne seinem hohen Ruhme auch nur im geringsten entgegenzutreten darf das Urtheil über Voigt's preußische Geschichte dahin zusammengefaßt werden, „daß seine Kritik unzureichend, das von ihm benutzte Material unvollständig und lückenhaft, seine Auffassung endlich eine einseitig beschränkte war". Die nur dem Ordensarchiv entnommenen Acten und die V. selbst innewohnende romantische Auffassung, die freilich inzwischen eine ganz andere Richtung genommen hatte, als sie in der Jugendschrift über Gregor zu Tage getreten war, ließen ihm den Orden und seine innere und äußere Politik durchaus und überall in dem besten Lichte erscheinen, und die Gegner desselben kamen bei ihm nicht viel besser weg als 500 Jahre früher bei dem ersten Ordenschronisten die Heiden und ihre Verbündeten. Bei den schriftstellerischen Quellen vermochte er noch nicht die mittelbaren von den unmittelbaren ihrem Werthe nach zu scheiden, und auch die Urkunden, die für ihn unbedingt vor jenen den Vorrang besaßen, vermochte er noch nicht so zu verstehen, daß sie ihn der innern, organischen Entwickelung der Verhältnisse Schritt für Schritt zu folgen in den Stand gesetzt hätten. Aber dennoch, selbst wenn es einmal dahin kommen könnte, daß keines seiner einzelnen Resultate mehr unangetastet dastünde, so wird man noch immer mit unbeschränkter Ehrfurcht zu V. emporblicken müssen. Für die in der „Geschichte" gegebene Darstellung die urkundlichen Belege zu bringen war die wesentliche Bestimmung des von 1836—1861 in sechs Bänden erschienenen „Codex diplomaticus Prussicus. Urkunden-Sammlung zur ältern Geschichte Preussens aus dem Königl. Geheimen Archiv zu Königsberg." — Die späteren Arbeiten Voigt's, durchweg von geringerm Umfange, beschränkten sich nicht alle auf die mittelalterliche Geschichte Altpreußens, einige gingen zeitlich, andere räumlich über diesen Rahmen hinaus, und für sie hat er dann auch oft auswärtige Archive durchforscht, wobei ihm öfter noch seine vermeintlich katholische Gesinnung an Orten, zumal in Rom, Zutritt verschafft hat, die sonst protestantischen Forschern verschlossen blieben. Da in nächster Zeit an anderer Stelle (Altpreuß. Monatsschrift) ein vollständiges Verzeichniß der überaus zahlreichen Voigt'schen Arbeiten gegeben werden soll, so seien hier nur noch die größeren erwähnt. 1841 erschien der „Briefwechsel der

berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen", 1850 die „Geschichte des sogenannten Tugend-Bundes oder des sittlich-wissenschaftlichen Vereins. Nach den Original-Acten", 1852 „Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach", 1857 und 1859 die „Geschichte des Deutschen Ritter-Ordens in seinen zwölf Balleien in Deutschland", d. h. eine Geschichte des Deutschen Ordens in Deutschland und Oesterreich bis in die neueste Zeit, endlich 1863 „die Erwerbung der Neumark, Ziel und Erfolg der Brandenburgischen Politik 1402—1457". Alle diese Arbeiten sind zu einem guten Theile doch nur als nicht ganz verarbeitete Materialiensammlungen zu betrachten. Die kleine Schrift „Blicke in das kunst- und gewerbreiche Leben der Stadt Nürnberg im 16. Jahrhundert" (1861) mag hier erwähnt werden, weil ihr ein anderthalb Bogen starker „Abriß einer Autobiographie" vorgedruckt ist.

Durch die Liebenswürdigkeit eines Nachkommen Voigt's war mir noch eine sehr ausführliche, überaus fesselnd gehaltene handschriftliche Autobiographie zur Verfügung gestellt, die, in den letzten Lebensjahren nach den eigenen früheren Aufzeichnungen verfaßt, leider mit dem Jahre 1831 abbricht, eine Darstellung, welche zugleich einen äußerst lehrreichen Einblick in die gelehrten und Universitätsverhältnisse Königsbergs in den zwanziger Jahren gewährt. K. Lohmeyer.

Voigt: Karl Friedrich V., Edelsteinschneider und Medailleur. Geboren 1800 zu Berlin, zeigte derselbe schon in früher Jugend große Neigung zum Zeichnen; da ihn immer mehr die Schönheit der Form als die Farbe anzog, so galt sein Beruf zum Plastiker als entschieden. Bei dem Graveur Vollgold als Lehrling aufgenommen, gewann er große Fertigkeit im Stahlschneiden, Ciseliren und Wachsbossiren, worin ihn Leonhard Posch unterrichtete. Bald darauf kam V. zu dem Generalmünzwardein Loos, wo er sich als erster Modelleur im Technischen förderte und viele Stempel zu Medaillen schnitt, z. B. mit den Bildnissen der Kronprinzeß von Preußen, des Bürgermeisters Tesdorf von Lübeck und des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg. Daneben schnitzte er auch ein Reliefporträt des Königs Friedrich Wilhem III., sowie einen Amor als Löwenbändiger in Elfenbein. Im J. 1825 erhielt V. den akademischen Preis im Modelliren nach dem Leben und damit ein Stipendium; er ging nun zunächst nach London, wo er mit einer Medaille auf Lord Eldon Beifall gewann, und dann über Paris und Mailand (1826) nach Rom. Hier lernte er das Steinschneiden bei Girometti, welchem er dagegen die Vortheile im Stempelschnitte mittheilte und lieferte mehrere Miniaturarbeiten in Onyx, z. B. die Köpfe der Sappho, des Alexander, des Homer nach der Antike und die Bildnisse des Königs und des Kronprinzen von Preußen nach Rauch's Büsten, alle in meisterhafter Ausführung und vollkommener Aehnlichkeit. Durch Schadow's Vermittelung wurde ihm der Auftrag, ein Collier von Conchilien mit der Mythe von Amor und Psyche für die Kronprinzessin von Preußen zu schneiden, eine Arbeit, welche den jungen Künstler höchst vortheilhaft bekannt machte; Thorwaldsen nahm sich seiner an und vermittelte die Bestellung eines Stempels zu einer Preismedaille der Academia Tiberina, welche den Künstler für diese Leistung zum Mitgliede ernannte. Eingeladen von der kgl. Münze in Berlin unter die Bewerber zur Verfertigung eines neuen Thalerstempels mit dem Bildnisse des Königs zu treten, erhielt Voigt's Stempel den Preis. Weitere Erwähnung verdient eine Medaille, welche zu einer die Brandenburger Geschichte illustrirenden Folge gehört und sich auf die Belehnung Ludwig des Brandenburgers mit der Mark bezieht. Durch diese Leistungen erregte V. die Aufmerksamkeit des bairischen Königs Ludwig; V., welcher seiner Heimath besonderen Dank schuldete, nahm die erneuerte Einladung erst an, als man ihm vom Berliner Ministerium zu seiner Berufung nach München Glück wünschte. Vor seiner Abreise in Rom lieferte V. einen

Scudistempel mit den Bildnissen des Papst Pius VIII., wobei der Künstler die Größe der früher sehr dünnen Münzen beschränkte und das nützliche Prägen im Ringe (mit dem schützenden Rand) wieder einführte, eine seitdem bleibend gewordene Verbesserung. In Rom verheirathete sich V. am 30. März 1830 mit Teresia Fiorini, einer durch ihre Porträte gefeierte Miniaturmalerin, die auch alte Meisterwerke mit verständnißinniger Geschicklichkeit zu copiren verstand. In München vollendete V. die schon in Italien begonnene große Camee mit dem den Pegasus bändigenden Bellerophon und begann dann, als erster Münzmedailleur angestellt, die Anfertigung der sogenannten Geschichtsthaler, welche bis zum Jahre 1848 schon auf 37 Stück sich beliefen. Sie tragen auf der einen Seite das Bildniß König Ludwig's I., auf der andern ist ein historisches Ereigniß dargestellt, z. B. die Errichtung des Obelisk, das Standbild für Jean Paul Richter (1841), die Hochzeit des Kronprinzen Maximilian (1842), die Geburt des nachmaligen Königs Ludwig II. (1845) u. s. w. Der Meister vollendete alle diese Aufträge mit ebenso großer Präcision wie anerkennenswerthem Geschmack. Er hatte sich nach classischen Mustern gebildet; auch blieb Thorwaldsen's Einfluß, besonders in den mythologischen und allegorischen Gestalten unverkennbar. Voigt's Thätigkeit erweiterte sich alsbald nach allen Seiten, indem er von den meisten deutschen und vielen fremden Fürsten und Staaten mit Anfertigung von Münzstempeln betraut wurde. Bei seiner unermüdlichen Thätigkeit versorgte er nicht allein die „Moneta regia“ zu München mit Stempeln zu Verkehrsmünzen aller Art, sein Name stand auch unter den meisten hohen Häuptern des ehemaligen deutschen Bundes und ist somit, wie kaum ein anderer Künstlername fast unbemerkt in alle Hände gekommen. Inzwischen schnitt V., dieser „baierische Raibolini“, welcher seit 1841 seinen Wohnsitz wieder nach Rom verlegte, noch viele interessante Gemmen und Cameen; noch manch kostbarer Onyx ging aus seiner Werkstätte hervor. Dazu Ehren- und Gedächtnißmedaillen — eine der schönsten auf die Kunstthätigkeit König Ludwig's I. (vgl. Kunstblatt 1848, S. 120), auf Thorwaldsen, Rauch (1846), Cornelius, Kaulbach. Von V. ist der Stempel zur großen goldenen Medaille mit dem Bildnisse des Herzogs Maximilian in Baiern; die Preismedaille der kurhessischen Akademie in Hanau mit dem Bilde des Buonarroten; auf die elfhundertjährige Jubelfeier der Gründung des Bisthums Eichstätt (Bonifacius überreicht dem Willibald den Bischofsstab 745). Ferner eine Medaille für Bogotá in Südamerika mit dem von Tenerani gefertigten Standbilde Simon Bolivar's, auf der Rückseite die Abschaffung der Sklaverei nach einem Relief jenes Denkmals; auf die Errichtung des Denkmals für Frhrn. v. Kreittmayr (1845), die Vollendung des Ludwig-Donau-Main-Canals 1846; auf die Enthüllung des Standbildes des Fürstbischofs Julius von Würzburg (1847). Auch viele seiner Freunde, z. B. den Arzt Dr. M. Trettenbacher, überraschte V. mit solchen Ehrenzeichen persönlicher Hochachtung und Dankbarkeit. Zu seinen letzten Werken gehört der Stempel zum Friedensthaler für 1871. Es griff dem alten Mann gewiß schmerzlich in die Seele, daß weitaus der größte Theil seiner Kunstthätigkeit mit der neuen Währung (1874) wieder im Schmelztiegel vernichtet und durch neue Münzen ersetzt wurde, denen, wenigstens theilweise, kein besonderer Kunstwerth und Schönheitssinn nachzusagen war. Wie gerne und bereitwillig hätte er seinen findigen Geist zur neuen Reichswährung geboten; aber sein Auge war schwach und seine Hand unsicher geworden. Nachdem V. wiederholt zu öfterem Besuch in München geweilt hatte, kam derselbe mit seiner Familie noch einmal im J. 1874 nach der Isarstadt, beschaute gleichsam zum Abschied mit seiner Gattin mit höchstem Interesse und freudiger Bewunderung alle Sammlungen und Kunstanstalten und dachte dann nach Rom über Triest heimzukehren. In

dieser Stadt aber überraschte ihn nach kurzen Leiden am 13. October 1874 der Tod. Er hinterließ den bleibenden Namen eines wahren Ehrenmannes und echten Künstlers. Viele Auszeichnungen waren ihm zu theil geworden, zahlreiche Akademieen hatten ihn zum Mitgliede ernannt und geehrt.

Vgl. Kunstblatt 1835, S. 419; 1849, S. 46. — Nagler, 1850. XX, 503. — E. Förster, Gesch. der dtsch. Kunst, 1860. V, 237. — Sepp, Ludwig Augustus, 1869, S. 259. — Allg. Ztg. 296 v. 23. Oct. 1874.

Hyac. Holland.

Voigtel: Nikolaus V., Geometer, geboren 1658 zu Freiberg i. Sachs., † 1714 zu Eisleben. Man weiß von ihm anscheinend nur so viel, daß er Bergbeamter war und längere Zeit die Stelle eines „Zehndners" in der Grafschaft Mansfeld oder, wie er selbst es ausdrückt, der Mansfelder, Eislebener und Hettstetter Bergwerke bekleidete. Er erwarb sich ein großes Verdienst durch die Herausgabe eines umfänglichen Lehrbegriffes der bergmännischen Geometrie. Freilich irrt er, wenn er in der Vorrede zu seiner „Geometria Subterranera oder Markscheidekunst" (Eisleben 1688; 2., verm. Aufl. ebd. 1713) sich als den ersten Schriftsteller auf diesem Gebiete bezeichnet, denn schon der Alexandriner Heron löste um 100 v. Chr. einschlägige Aufgaben, und im 16. Jahrhundert legten Agricola und der jüngere Reinhold den Grund zur wissenschaftlichen Behandlung des Markscheidens. Immerhin bedeutet Voigtel's Lehrbuch einen ganz erheblichen Fortschritt, indem zumal hier erstmalig die Trigonometrie systematisch angewendet wird. V. gibt eine arithmetisch-geometrische Einleitung, wie sie für den Bergmann jener Zeit wohl unerläßlich war, erläutert insbesondere auch Wesen und Gebrauch der Sinustafeln, beschäftigt sich mit den Eigenschaften der Magnetnadel, gibt die gesammte montanistische Terminologie und lehrt den Gebrauch der Instrumente, die er zum Theile wesentlich verbessert hat; sogar die Anlegung von Wasserleitungen in den Gruben wird ausführlich beschrieben. Vor allem aber wird in einem besonderen Capitel den zwischen Bergleuten benachbarter Minen so leicht sich ereignenden Grenzstreitigkeiten Aufmerksamkeit geschenkt und gezeigt, in welcher Weise die Markscheidekunst die oberirdisch gezogenen Grenzen auch unter der Erde wiederzuerkennen gestattet.

Zedler, Großes Universallexikon aller Wissenschaften u. Künste. 50. Bd. Leipzig-Halle a. d. S. 1746, Sp. 319. — C. v. Wolf, Kurzer Unterricht von den vornehmsten mathematischen Schriften. Halle a. d. S. 1727, S. 16.

Günther.

Voigtel: Traugott Gotthold V., Historiker, geboren am 19. März 1766 zu Siersleben in der Grafschaft Mansfeld, studirte in Halle und wurde zuerst Lehrer am lutherischen Gymnasium daselbst, 1799 außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität. Im J. 1804 wurde er zum ordentlichen Professor der Geschichte befördert und 1809 zum zweiten Oberbibliothekar ernannt, nachdem er sein Amt am luth. Gymnasium bereits vorher niedergelegt hatte. In der „westfälischen" Zeit hat er sich keineswegs mannhaft benommen, und, indem er F. A. Wolf bei den einrückenden Siegern verdächtigte, seinen Namen mit Schimpf bedeckt. Aber auch sein Privatleben hat manche nicht unbegründete Zweifel gegen die Rechtschaffenheit seines Charakters erweckt. Nicht als Lehrer und noch weniger als Schriftsteller hat er sich ausgezeichnet, obwol er eine ziemlich rührige Schriftstellerei auf verschiedenen Gebieten, auch in der Ersch und Gruber'schen Encyklopädie, entwickelte. Unter seinen Arbeiten auf dem Felde der Geschichte beanspruchen seine „Genealogischen Tabellen zur Erläuterung der europäischen Staatengeschichte" (Halle 1811) den weitaus meisten Werth, sie haben im J. 1871 durch L. Ad. Cohn im engeren Rahmen eine neue Bearbeitung gefunden, die leider unvollendet geblieben ist. V. starb zu Halle im J. 1843.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen. 21. Jahrgang (1843), 2. Thl., S. 1197. — Meusel. — W. Schrader, Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle. 1. u. 2. Thl. (Berlin 1894). Wegele.

Voigtel: Valesca V. (=Bolgiani), Belletristin, war die einzige Tochter eines höheren preußischen Stabsofficiers Müller, verbrachte ihre Jugend in Westfalen und heirathete den Juristen V. in Magdeburg. Als dieser für letztere Stadt in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt wurde, begleitete sie ihn während der Tagung stets nach Berlin. Der Aufenthalt daselbst und der damit verbundene Verkehr in geistig hervorragender Gesellschaft von Politikern und Schriftstellern beförderte die Entfaltung ihrer Denk- und Anschauungsweise nachdrücklich, ohne daß in ihren bald danach an die Oeffentlichkeit tretenden Büchern unmittelbare Einflüsse davon zu verspüren wären; allgemeine Bildung sowie ein durchgängig urbaner Ton eignen ihnen allerdings sämmtlich. 1868 verwittwet, verzog sie nach Oberitalien, wo sie zunächst auf ihrer Villa Isola bella am Lago Maggiore zurückgezogen lebte, um ihre litterarischen Erzeugnisse ins Italienische zu übersetzen. 1874 vermählte sie sich mit einem italienischen Officier Namens Bolgiani, der zu Mailand in Garnison lag, starb aber daselbst schon am 2. October 1876 im Irrenhause. Ihr Pseudonym war Arthur Stahl.

Zuerst trat V. mit den Romanen: „Ein Prinz von Gottes Gnaden" (1863) und „Ein weiblicher Arzt" (2 Bde., 1863) auf, denen später der historische Roman „Die Tochter der Alhambra" (3 Bde., 1869) und der an ihre glücklichen Tage fleißiger Einsamkeit anknüpfende „Isola Bella" (1876), ihr Schwanengesang, folgten. Mit den beiden letztgenannten berührt sie schon das zweite Gebiet, auf dem sie Nennenswerthes leistete, die Reiseschilderung; die lebendigen Eindrücke in „Spanien" (2 Bde., 2 Aufl. 1868) und „Im Lande der Pharaonen" (1869), beide als „Reiseblätter" bezeichnet, vertreten diesen Zweig in schärferer Weise. Während sie hier eine Fülle feiner Bemerkungen über Land und Leute spendet, entpuppt sie sich in rein erzählenden Abschnitten und Werken als lebenskluge Beobachterin, der außer jenem Zuge allseitiger Beschlagenheit ein überraschend gesundes Urtheil und eine in Frauenromanen seltene hie und da bizarre Selbständigkeit der Auffassung, die bisweilen 'griechelt', gehören. Das gilt auch für „Historische Bilder aus der alten Welt" (1870), das Familiengemälde „Aus guter alter Zeit" (1873), besonders aber die frischen „Novellen und Skizzen" (3 Bde., 1867), frei und gewandt dem wirklichen Leben nachgezeichnet (1. Böhmische Musikanten. — Auf bewegter Flut. — Skizzen. 2. Diana. — Walter. — Liane. 3. Daphnis und Chloe; ein Heldengedicht von Longos [etwa im 5. Jahrh. n. Chr.]. — Die Schwestern. — Garibaldi). Mit letzterer Sammlung zeigt sie am deutlichsten ihren Vorrang vor ihren Durchschnittscolleginnen; dabei kann man den Farbenzauber und das Local- und Geschichtscolorit in „Die Tochter der Alhambra", die Gottschall's ausführliche Würdigung V.'s (Die dtsch. Nationallit. des 19. Jahrh.[6] IV, 379 f.) so preist, getrost einräumen. — Geburtszeit und -ort sind nirgends zu entnehmen, und auch das Todesdatum schwankt (2. October 1877 und 20. October 1877 werden dafür ebenfalls angegeben). Ludwig Fränkel.

Voigtländer: Gabriel V., ein Musiker und Dichter der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, über dessen Geburt, Herkunft, Entwicklungsgang und Tod wir einstweilen nichts wissen. Er gehört zu den Musikerkreisen, die von der im Anfang des 17. Jahrhunderts von Italien, hauptsächlich aus Venedig und von Gabrieli ausgehenden modernen Richtung beherrscht werden, deren vornehmster Repräsentant in Deutschland Heinrich Schütz ist. V. begegnet uns zuerst 1633 als Rathstrompeter in Lübeck, dann aber seit 1639 als „Hof-Feldtrompeter und Musicus" des Prinzen Christian von Dänemark, des ältesten schon 1647 vor

seinem Vater verstorbenen Sohnes König Christian's IV. Dieser mit Magdalena Sibylla von Sachsen, Tochter des Kurfürsten Johann Georg vermählte Prinz, der zu Nykjöbing auf Falster residirte, hielt dort seine eigene kleine Capelle, die ohne Zweifel, wie die seines musikliebenden Vaters von Heinrich Schütz, mit dem der Prinz in freundschaftlicher Verbindung stand, nach dem Muster der Dresdener Capelle eingerichtet war. Diese Capellen bestanden aus drei von einander geschiedenen Gruppen: den Chören der Trompeter, der Instrumentisten und der Sänger. Abgesehen von den oft theuer bezahlten Virtuosen unter den beiden letzten Gruppen bildeten die Trompeter nach Bezahlung und Rang das vornehmste Chor. Sie waren zwar auch den Instrumenten nach wie die Instrumentisten und Sänger als Quartett zusammengesetzt, hatten aber den musikalischen Dienst bei Hof wie im Felde nur neben der Person des Fürsten. Bei den eigentlichen musikalischen Aufführungen hatten sie nur mitzuwirken, wenn sie eigens durch Decret dazu verpflichtet waren. Der Zusatz „und Musikus“ auf dem Titel des gleich zu nennenden Voigtländer'schen Werkes scheint anzudeuten, daß bei ihm eben dies der Fall war. Die Trompeter wurden auch, ähnlich dem heutigen Feldjägercorps, als fürstliche Boten für diplomatische Uebermittelungen wie im Felde so im Frieden gebraucht. Mit einer prinzlichen Unterstützung von 100 Reichsthalern ließ V. 1642 in der königlichen Druckerei der Akademie zu Sorö bei Henrich Kruse eine Sammlung von gegen 100 Melodien erscheinen, die er mit beziffertem Baß versah und zu denen er selbst neue Texte dichtete: „Allerhand Oden vnnd Lieder, welche auff allerley, als Italianische, Frantzösische, Englische vnd anderer Teutschen guten Componisten, Melodien vnd Arien gerichtet, Hohen vnd Nieder Stands Persohnen zu sonderlicher Ergetzlichkeit, in vornehmen Conviviis vnd Zusammenkunfften, bey Clavi Cimbalen, Lauten, Tiorben, Pandorn, Violen di Gamba gantz bequemlich zu gebrauchen, vnd zu singen, Gestellet vnd in Truck gegeben, Durch Gabrieln Voigtländer. Ihrer Hoch-Printzlichen Durchlauchtigkeit zu Dennemarck vnd Norwegen &c. wolbestellten Hoff-Feld-Trommetern vnd Musico. Sohra .... 1642.“ Fol. 112 Seiten. Mit kgl. Privileg vom 19. Jan. 1642. (Exemplare in Kopenhagen, Göttingen.) Neue Ausgaben Lübeck 1647 bei Michael Volcken, das. 1650 (Exempl. in Göttingen, Hannover, Berlin), Goslar 1651 und Lübeck 1664. Man sieht, wie beliebt die Sammlung war. In der That sind die Melodien mit Geschmack gewählt und harmonisirt. Die verschiedenen auf dem Titel genannten Begleitungsinstrumente sollen nicht etwa orchesterartig zusammenwirken, sondern auf je einem von ihnen sollen die Harmonien des bezifferten Basses ausgeführt werden. Voigtländer's den Melodien unterlegte Dichtungen tragen, nach einigen neuerdings veröffentlichten Proben zu schließen, ein frisches volksthümliches Gepräge. Vier dieser Lieder sind nämlich in Karl Banck's Deutschem Liederkranz (Breitk. & Härtel) abgedruckt, eines in der Vierteljahrsschrift f. Musikw., Jahrg. 7, S. 658, Nr. 26 aus dem Liederbuch des Studenten Clodius von 1669; zwei in Hammerich's unten gen. Schrift S. 247 f. — Nach den Angaben Moller's (s. u.) schrieb V. außerdem noch ein „Lied an die königl. Vestung Glückstadt“ (1639).

Molleri Cimbria lit. 2, 931. — Stiehl, Die Instrumentalmusik in Lübeck, S. 7. — Angul. Hammerich, Musiken ved Christian den fjerdes Hof. Kopenh. 1892 (vgl. das Register s. v. Voigtländer).

R. v. Liliencron.

Voigtländer: Johann Christoph V., Mechaniker, geboren zu Leipzig 1732, † zu Wien am 27. Juni 1797 (nicht 1779). Näheres ist über V. erst seit 1755 bekannt, in welchem Jahre er in Wien einwanderte und sich dort als Mechaniker niederließ. Der mächtige Staatskanzler Fürst Kaunitz interessirte

sich für den aufstrebenden jungen Mann und verschaffte ihm ein „Kommerzien-Schutzdekret“ für die Anfertigung mathematischer Instrumente. Solche hat er denn auch in zwei kleinen selbständigen Schriften angegeben: „Beschreibung und Gebrauch eines verbesserten Pantographen“ (Wien 1785); „Anweisung, die Nivellir-Wage mit einem Perspektiv richtig und genau zu rektificiren“ (Wien 1790). Die Anzahl der sonst noch von ihm construirten Maschinen und Apparate ist eine große. Von ihm rühren her Maschinen für die Eintheilung von gradlinigen Maßstäben und von Kreisen, ein Metallhobel, eine Drehbank für Metalle, Appretir-Mangen für die Schafwoll- und Seidenfabrikation, neue Mechanismen für Papierfabriken und manches andere. Voigtländer's Söhne Wilhelm (1768—1828) und Siegmund (1770—1822) führten das mechanische Geschäft des Vaters fort, wogegen ein dritter Sohn (s. u.) sich ausschließlich der praktischen Optik zuwandte.

Gräffer-Czikann, Oesterreichische Nationalencyklopädie, 5. Band, Wien 1837, S. 580. — C. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon d. Kaiserth. Oesterreich, 50. Theil, Wien 1884, S. 234 ff. Günther.

Voigtländer: Johann Friedrich V., Optiker, Sohn des Vorigen, geboren zu Wien am 21. Mai 1779, † ebenda am 28. März 1859. In der Werkstätte des Vaters zum geschickten Techniker herangebildet, erweiterte V. seine Kenntniß durch Reisen im Auslande, vornehmlich in England, und gründete nach seiner Heimkehr 1808 zu Wien eine Fabrik optischer Instrumente. Tuben, Operngucker, Mikroscope, achromatische Fernrohre lieferte er von da an in größter Vollkommenheit. Wollaston's „periscopische“ Brillen verpflanzte er zuerst nach Deutschland. Sein Hauptaugenmerk blieb immer der Optik zugewandt, doch bethätigte er sich auch in der praktischen Mechanik als Sohn seines Vaters. So erfand er einen Feinheits- und Kraftmesser für Wollfäden und stellte im Wiener Polytechnischen Institute einen äußerst genauen Comparator seiner Erfindung für Längenmaße auf.

C. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon d. Kaiserth. Oesterreich, 50. Theil, Wien 1884, S. 235. — Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch z. Geschichte d. exakten Wissenschaften, 2. Bd., Leipzig 1863, S. 1227. Günther.

Voigtländer: Peter Wilhelm Friedrich v. V., Optiker, Sohn des Vorigen, geboren zu Wien am 17. November 1812, † am 8. April 1878 zu Braunschweig. Nachdem dieser Enkel des berühmten Mechanikers J. C. Voigtländer seine Studien auf dem Wiener Polytechnikum vollendet hatte, machte er Reisen durch Deutschland, England und Frankreich und übernahm 1835 das väterliche optische Institut, welches er bald zu noch höherer Blüthe brachte. Die von ihm construirten Doppelperspective, die verbesserten Kellner'schen Oculare, und vor allem vorzügliche achromatische Fernrohre, über welche sich die Astronomen Gauß, Schumacher und Stampfer auf das günstigste aussprachen, gingen aus der Werkstätte Voigtländer's hervor, der selbst mit den mathematischen Grundlagen der höhern Optik vollkommen vertraut war. Auf Grund der Berechnungen des Wiener Professors Petzval fertigte V. das erste genaue photographische Porträtobjectiv und gab dadurch der Kunst, Lichtbilder herzustellen, einen ganz neuen Anstoß. Die Nachfrage nach solchen Gläsern wurde eine derartige, daß sich V. zur Begründung einer zweiten Anstalt entschließen mußte und zwar verlegte er dieselbe nach Braunschweig, aus welcher Stadt seine Gattin stammte. Bis zum Jahre 1865 waren aus der Fabrik bereits 18 000 photographische Objective hervorgegangen.

Verschiedene Gründe, unter denen auch die von V. in einer eigenen Schrift (Braunschweig 1859) geschilderten Prioritätsstreitigkeiten ihre Rolle spielten,

bewogen ihn, die Wiener Fabrik 1868 aufzuheben und gänzlich nach Braunschweig überzusiedeln. Den österreichischen Adel hatte er 1866 erhalten, und sein Name wird durch je eine großartige Stiftung in Wien und Ungarn verewigt, welche er dort unmittelbar vor seinem Scheiden machte; für seine Person war er bereits 1849 nach Norddeutschland übergesiedelt. Am 1. October 1876 hatte er die Geschäftsleitung seinem ältesten Sohne Friedrich Ritter v. V. übergeben, während gleichzeitig auch sein Stiefsohn Dr. Sommer, Professor am herzoglichen Collegium Carolinum, der Firma in allen theoretischen Fragen zur Seite stand. An äußeren Ehren war F. v. V. sehr reich; wichtiger jedoch war für ihn zweifellos der Umstand, daß der Name V., unter dem insbesondere eine gewisse Gattung weit verbreiteter Marinefernrohre bekannt ist, sich einer stets wachsenden Achtung in allen industriellen und fachwissenschaftlichen Kreisen zu erfreuen hatte. Auf die großen Fortschritte, welche seit Gründung des Abbeschen glastechnischen Laboratoriums in Jena auch in dem Voigtländer'schen Etablissement erzielt wurden, kann hier nicht näher eingegangen werden.

Exner, Beiträge zur Geschichte der Erfindungen Oesterreichs, Wien 1873, S. 513 ff. — C. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserth. Oesterreich, 50. Theil, Wien 1884, S. 235 ff. — F. Ritter v. Voigtländer; biograph. Skizze, Braunschweig 1874. — Privatmittheilungen. Günther.

Voigts-Rhetz: Konstantin Bernhard von V.-Rh., königlich preußischer General der Infanterie, wurde am 16. Juli 1809 zu Seesen im Herzogthume Braunschweig, welches damals zum Königreiche Westfalen gehörte, geboren. Sein Vater war preußischer Regierungs- und Forstrath, seine Mutter eine geborene v. Uslar. Im Alter von zehn Jahren kam er auf das Gymnasium zu Bückeburg, später auf das zu Minden. Schon damals zeigte er zwei Eigenschaften, welche ihn sein Leben hindurch ausgezeichnet haben, Entschlossenheit und nachhaltige Zähigkeit in der Ausführung des Unternommenen. So als er, selbst vierzehnjährig, einem Schulkameraden (v. Schlotheim), welchen beim Durchschwimmen der Weser die Kräfte verlassen hatten, das Leben rettete, indem er seine Haare mit den Zähnen faßte und ihn an das Ufer brachte. Auf der Schule leistete er in Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte und Erdbeschreibung hervorragendes, während seine Leistungen in den alten Sprachen zu wünschen übrig ließen. Am 10. October 1827 trat er beim 9. Infanterieregimente zu Colberg in den preußischen Heeresdienst, wurde, nachdem er die Divisionsschule zu Stettin besucht hatte, am 12. Februar 1829 zum Secondlieutenant befördert, war vom Herbst 1833 bis zum Sommer 1836 zur Allgemeinen Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie) in Berlin und von 1837 bis 1838 zum topographischen Bureau commandirt, ward im April 1841, nachdem er 1840 Premierlieutenant geworden und dem 24. Infanterieregiment aggregirt war, in den Generalstab versetzt und zum Hauptmann, am 1. April 1847 zum Major ernannt und gleichzeitig dem Generalcommando des V. Armeecorps in Posen überwiesen, an dessen Spitze der aus den Befreiungskriegen bekannte General v. Colomb, der Schwager des alten Blücher, stand. Hier ward sein Name zum ersten Male weiteren Kreisen bekannt. Das nächste Jahr brachte die aufrührerische Bewegung der Polen in der Provinz Posen, zu deren Beruhigung General v. Willisen dorthin entsendet wurde, dessen Unterhandlungen und Abmachungen mit den Aufgestandenen in hohem Grade den Unwillen der Deutschen und vor allem der Officiere erregten. Major v. V. gab diesem Unwillen einen kräftigen Ausdruck, indem er, mit Genehmigung des commandirenden Generals, eine „Actenmäßige Darstellung der polnischen Insurrection im Jahre 1848“ durch den Druck veröffentlichte (Berlin 1848), welche den General v. Willisen heftig angriff ob seines Pactirens mit dem von den preußischen Behörden in

keiner Weise anerkannten revolutionären Nationalcomité und diesen zu einer Entgegnung, als „Offener Brief an den Major von Voigts-Rhetz" (Berlin 1848) bezeichnet, veranlaßte. Es war ein eigenartiger, mit den Ansichten und Gepflogenheiten des Officierstandes im preußischen Heere schwer zu vereinbarender Vorgang, den nur das Außergewöhnliche jenes wunderbaren Jahres erklärt. Inzwischen aber hatte V. sich an dem Kampfe, der trotz Willisen's Vermittlung entbrannte, nachdem er dem mit der Führung der preußischen Truppen betrauten General v. Brandt als Chef des Stabes beigegeben war, wacker betheiligt; der am 29. April erfolgte Angriff auf die Stadt Xions, wo er mit dem Rufe „Ich will Euch zeigen, wie man Barrikaden nimmt", als der ersten Einer die Eingangsperre überstieg, gab ihm Gelegenheit seine Entschlossenheit und sein Geschick in der Behandlung der Soldaten zu zeigen. Ende August wurde er zum Generalstabe des I. Armeecorps nach Königsberg, 1850 zu dem des IV. nach Magdeburg versetzt, 1852 kehrte er als Chef des Generalstabes des V. nach Posen zurück, wo er 1853 zum Oberstlieutenant, 1855 zum Oberst aufstieg und blieb, bis ihm am 15. Juni 1857 das Commando des 19. Infanterieregiments übertragen wurde, eine Stellung, welche er am 3. Juni 1858 mit der an der Spitze der 9. Infanteriebrigade vertauschte. Am nächsten 21. November wurde er Generalmajor. Die nachfolgenden Jahre bis zum Kriege von 1866 brachten ihm sehr verschiedene dienstliche Verwendung. Schon am 20. Januar 1859 ward er als Director des Allgemeinen Kriegsdepartements in das Kriegsministerium berufen, wo damals die Vorarbeiten für eine Neugestaltung des Heeres ihren Anfang nahmen und wo er namentlich für die Ausrüstung mit gezogenen Geschützen eintrat. Am 12. Juli 1860 erfolgte seine Ernennung zum Commandanten von Luxemburg und zum Führer der Brigade der Bundesfestungen. Hier verheirathete er sich 1862 mit Fräulein Eleonore München, einer Luxemburgerin, welche nach seinem Tode sich mit dem Gutsbesitzer v. Decker auf Dittersbach, Kr. Lüben in Schlesien vermählte. Am 24. Jan. 1863 wurde er zum Commandeur der 7. Division in Magdeburg, am 29. d. M. zum Generallieutenant, am 29. October 1864 zum Oberbefehlshaber der Truppen in Frankfurt a. M. und dort im März 1866 zum 1. Militärbevollmächtigten bei der Bundes-Militär-Commission ernannt. Aber nur ganz kurze Zeit blieb er in dieser Stellung, denn der Ausbruch des Krieges Preußens und seiner Verbündeten gegen die Mehrzahl der Mitglieder dieses Bundes berief ihn zu einer anderen Thätigkeit.

V. wurde zum Chef des Generalstabes der vom Prinzen Friedrich Karl von Preußen befehligten 1. Armee ernannt, welche von Görlitz aus durch das Königreich Sachsen in Böhmen einrückte und sich durch die Kämpfe bei Münchengrätz, bei Podol und bei Gitschin den Weg auf die Wahlstatt von Königgrätz bahnte. An der dort sich vollziehenden Entscheidung hatte General v. V. hervorragenden Antheil. Die im Laufe des 2. Juli im Hauptquartiere der 1. Armee zu Kamenitz eingegangenen Meldungen und die aus ihnen gezogenen Folgerungen ließen Stellung und Absichten des Feindes in einem anderen Lichte erscheinen als bis dahin angenommen war; sie führten den Prinzen und seinen Generalstabschef zu der Ueberzeugung, daß die von der oberen Heeresleitung für den nächsten Tag getroffenen Anordnungen eine Abänderung erleiden müßten und daß es sich empfehlen würde dem vermutheten Angriffe des österreichischen Heeres durch einen kräftigen, in Gemeinschaft mit der eigenen II. und der Elbarmee auszuführenden Gegenstoß zuvorzukommen oder zu begegnen. Um dieser Ansicht Ausdruck zu geben und sie gleichzeitig durch eine Vorlegung der Sachlage, wie solche auf Grund der im Laufe des 2. gemachten Wahrnehmungen gewonnen war, zu begründen, ritt V. selbst am Abend in das königliche Haupt-

quartier, welches sich in Gitschin befand. Um 11 Uhr Nachts traf er dort beim Chef des Generalstabes der Armee General Frhrn. v. Moltke ein und kurz darauf begab er sich mit diesem zum Könige. Hier wurde sofort der Plan für das am 3. einzuschlagende Verfahren in dem durch V. vertretenen offensiven Sinne festgestellt und bald nach Mitternacht befand sich dieser auf dem Rückwege nach Kamenitz. Schon auf dem Schlachtfelde bestätigte ihm ein aus London eingehendes Telegramm, welches den Inhalt eines beim österreichischen Heere zugelassenen Berichterstatters an eine englische Zeitung übermittelte, die Richtigkeit der eigenen Vermuthungen und der Erfolg des Tages bewies die Zweckmäßigkeit der getroffenen Anordnungen. Im Verein mit der Findigkeit der Befehlsüberbringer, der Tapferkeit der Truppen und der verständnißvollen Thätigkeit der Unterführer hatten sie einen glänzenden Sieg zu Wege gebracht und den Ausgang des Krieges besiegelt. Voigts-Rhetz's Leistungen wurden durch Verleihung des Ordens pour le mérite, sowie der 1. Classe des rothen Adlerordens mit Eichenlaub und Schwertern am Ringe und durch Stellung à la suite des 2. Magdeburgischen Infanterieregiments Nr. 27 anerkannt, er wurde zum Generalgouverneur des bei Beginn des Krieges von Preußen besetzten Königreichs Hannover und am 30. October, nachdem das Land dem preußischen Staate als Provinz Hannover einverleibt worden war, zum commandirenden General des dort neugebildeten X. Armeecorps ernannt. Am 22. März 1868 erfolgte seine Beförderung zum General der Infanterie.

Es war eine schwierige Stellung, in welche seine Berufung an die Spitze der preußischen Truppen in dem der Annexion zu großem Theile feindlich gegenüberstehenden Lande und einer das Aufhören staatlicher Selbstständigkeit ihrer engeren Heimath betrauernden Bevölkerung ihn brachte. Aber vortrefflich hat er verstanden, die ihm gewordene Aufgabe zu erfüllen. Hohe Geistesgaben, vollendete Bildung, gewinnende Umgangsformen, Wohlwollen und Freundlichkeit gegen Jedermann, vereint mit Ernst und Festigkeit, gewannen ihm viele Herzen und nöthigten auch den widerstrebenden Gemüthern Achtung und Anerkennung ab. In wie hohem Maße es ihm gelang, das ihm untergebene Armeecorps zu einem brauchbaren und schneidigen Kriegswerkzeuge zu machen, hat der Krieg gegen Frankreich dargethan, in welchem er dieses mit großem Ruhme für sich selbst zu hohen Ehren führte. Wiederum, wie im Jahre 1866, war er den Befehlen des Prinzen Friedrich Karl untergeben; mit seinem aus Hannoveranern, Oldenburgern und Braunschweigern sammt Westfalen und Rheinländern bestehenden Armeecorps, gehörte er der von jenem commandirten Armee an, welche dieses Mal die II. hieß; als Chef des Generalstabes stand ihm Major v. Caprivi, der nachmalige Reichskanzler, zur Seite. Am Tage von Vionville-Mars la Tour, am 16. August, wol dem schwersten Tage des ganzen Krieges, kam das X. Armeecorps zum ersten Male zum Schlagen. In Verein mit dem III. brandenburgischen Armeecorps und einigen Cavalleriedivisionen löste es unter großen Verlusten die ihm gestellte Aufgabe dem Feinde den Weg nach Westen zu verlegen. In der nächsten Schlacht, der zwei Tage später bei Gravelotte-Saint Privat gelieferten, kam es nur gegen Abend zu einiger Thätigkeit. Dann half es die Festung Metz einschließen. Während dieser Zeit stand es nördlich von der Stadt und wurde je nach den Umständen auf dem linken und dem rechten Ufer der Mosel verwendet. Bei den dort vorkommenden zur Abwehr der französischen Ausfallsversuche gelieferten Kämpfen war es nicht hervorragend betheiligt. Solche brachte erst der Monat November, als nach dem Falle der Festung und einem dreiwöchentlichen Marsche die Fühlung mit den nördlich von Orléans befindlichen feindlichen Truppen gewonnen wurde. Gefechte bei Ladon und Maizières, welche am 24. stattfanden, bahnten ihm den Weg zur Ver-

einigung mit dem übrigen Theile der II. Armee, auf deren linkem Flügel das X. Armeecorps vorgegangen war, am 28. hatte es seinerseits bei Beaune-la-Rolande sich heftiger Angriffe des Feindes zu erwehren, die mit Erfolg abgewiesen wurden. Nach einigen weiteren Gefechten kam es am 3. und 4. September zur Schlacht und zur zweiten Einnahme von Orléans, wobei das X. Armeecorps nicht wesentlich betheiligt war. Dann wurde es zunächst in der Richtung auf Bourges in Marsch gesetzt, aber bald zur Umkehr beordert, weil auf dem jenseitigen, dem rechten Loireufer General Chanzy in gefahrdrohender Weise gegen Orléans vorging. Sein Eintreffen auf dem Kampfplatze, welches am 10. ein angriffsweises Vorgehen auf der ganzen Linie ermöglichte, nöthigte Chanzy zum Rückzuge, das X. Armeecorps nahm am 12. Blois in Besitz und setzte dann den Marsch auf Vendôme fort, wobei es von neuem zu Verfolgungsgefechten kam. Es folgte nun auf diesem Kriegsschauplatze für kurze Zeit eine verhältnißmäßige Ruhe, während deren V. in Blois war. Ein am 19. bei Monnaie stattfindendes Erkundungsgefecht trug dem General das Eichenlaub zum Orden pour le mérite ein, die beiden Classen des eisernen Kreuzes waren ihm schon früher verliehen. Ein Theil seiner Truppen, die bei Vendôme stehende 20. Division des Generals v. Kraatz-Koschlau, hatte während dieser Pause eine Reihe von Kämpfen auszufechten. — Zu Anfang des Monats Januar 1871 machte der Vormarsch des Prinzen Friedrich Karl gegen le Mans, von wo General Chanzy sich anschickte einen neuen Versuch zum Entsatze von Paris zu unternehmen, der Ruhe ein Ende. General v. V. erhielt dabei seinen Platz auf dem äußersten linken Flügel der prinzlichen Heeresmacht angewiesen. Am 6. vereinigte er sein Armeecorps bei Montoire, südwestlich von Vendôme, am 7. wurde der Vormarsch angetreten, bei welchem dieses wenig erheblichen Widerstand, der General aber Gelegenheit fand, die Schärfe seines taktischen Blickes durch entschlossene Wegnahme des Mittelpunktes der vom Feinde vor le Mans genommenen Stellung zu bethätigen, und am Nachmittage des 12. rückte es, unter lebhaftem Straßenkampfe, in le Mans ein, wo die Angriffsbewegung im ganzen und großen Halt machte; einzelne dem General v. V. unterstellte Abtheilungen setzten indessen die Verfolgung fort, nahmen dabei das Lager von Conlie und drangen am weitesten von allen deutschen Truppen nach Westen vor. — Nachdem ihr Führer am 16. Juni 1870 dem Einzuge des siegreichen Heeres in die Hauptstadt des geeinten deutschen Reiches beigewohnt hatte und am 25., feierlich empfangen und durch Ueberreichung eines goldenen Lorbeerkranzes geehrt, an der Spitze der Garnison Hannover in sein eigenes Heim zurückgekehrt war, machten sich nicht lange nachher die Spuren eines Gehirnleidens bemerkbar, welches ihn, nachdem sich Curen, die er zur Herstellung seiner Gesundheit unternommen hatte, wirkungslos geblieben waren, veranlaßte um seine Verabschiedung zu bitten. Am 11. December 1873 wurde sein Gesuch genehmigt. Die Verleihung des Schwarzen Adlerordens war das letzte äußere Zeichen der Gnade Kaiser Wilhelm's I. und seiner Anerkennung der vom General v. V. geleisteten Dienste. Auch eine Dotation aus den von Frankreich gezahlten Contributionsgeldern dankte ihm die letzteren. Das Andenken an den General bewahren die Beilegung seines Namens an das auf dem linken Moselufer nordwestlich von der Festung Metz belegene frühere „Fort Moselle“ und, seit dem 27. Jan. 1889 auf Befehl Kaiser Wilhelm's II., an das „Infanterieregiment von Voigts-Rhetz (3. Hannoversches) Nr. 79“, dessen Chef der Verstorbene seit dem 22. Juni 1868 gewesen war. Nach seinem Scheiden aus dem Dienste lebte er abwechselnd in der Schweiz und in Wiesbaden, am letzteren Ort ist er am 13. April 1877 seinem Leiden erlegen.

Gleichzeitig mit Konstantin v. V. dienten zwei noch lebende, ihm nachgeborene

Brüder im preußischen Heere, von denen im Kriege von 1870/71 der ältere, **William**, gegenwärtig General der Infanterie zur Disposition, Generalmajor und Commandeur der 18. Infanteriebrigade, der jüngere, **Julius**, General der Artillerie zur Disposition, Oberst und Chef des Generalstabes des III. Armeecorps war.

Militär-Wochenblatt Nr. 50, Berlin, 23. Juni 1877, von einem älteren Bruder geschrieben. — Militär-Oberpfarrer B. Bußler, Preußische Feldherren und Helden, 2. Bd., Gotha 1893. B. Poten.

Vois: Arie (Ariaen) de V., Maler, wurde zwischen 1631 und 1634 zu Utrecht geboren und starb zu Leiden im Juli 1680. Er war anfangs Schüler des Nicolaus Knupfer in Utrecht und genoß später den Unterricht des Abraham van den Tempel in Leiden. Je länger er jedoch arbeitete, desto mehr gerieth er unter den Einfluß der von Gerard Dou und Franz van Mieris begründeten Leidener Fein- und Kleinmalerei. Er malte in ihrem Sinne hauptsächlich Kniestücke von Rauchern, Trinkern, Kriegern und Bauern, wofür seine Bilder in den Sammlungen zu Amsterdam, Kassel, Dresden und München treffende Beispiele geben, doch kennt man auch eine Anzahl von Porträts de Vois'. Mehr in der Art der Utrechter Schule erscheinen seine „Frauen am Wasser" (1666) und „die schöne Schäferin" in der Dresdner Galerie. Im Braunschweiger Museum wird ihm „ein Seesturm", der freilich wenig gelungen ist, zugeschrieben. Die Galerie Weber in Hamburg besitzt ein männliches Bildniß von seiner Hand vom Jahr 1675.

Vgl. H. Riegel, Beiträge z. niederländischen Kunstgeschichte. Berlin 1882. II, 408—410. — A. Woltmann u. K. Woermann, Gesch. d. Malerei. Leipzig 1888. III, 803. — K. Woermann, Wissenschaftl. Verzeichniß d. ält. Gemälde d. Galerie Weber in Hamburg. Dresden 1892. S. 202. — [E. W. Moes en C. Hofstede de Groot], Catalogus der tente onstelling van oude schilderkunst te Utrecht. 1894. S. 83. H. A. Lier.

Voit: Edmund V., Jesuit, geboren am 27. September 1707 zu Neustadt an der Saale, † am 29. November 1780 zu Neustadt an der Hardt. V. war am 11. Juli 1727 in den Orden eingetreten, wurde 1748 Professor der H. Schrift und Doctor der Theologie zu Würzburg und war dann von 1749 an elf Jahre Professor der Moraltheologie daselbst. Später bekleidete er mehrere Aemter im Orden. Am 21. März 1771 wurde er Provinzial der oberrheinischen Provinz, der letzte vor der Aufhebung des Ordens. 1748 erschien von ihm zu Würzburg „Exercitium hebraicum, quo ex Veteris Testamenti textu originali contra judaeos ostenditur pluralitas personarum divinarum et unitas naturae divinae". Das bedeutendste von ihm herausgegebene Werk ist „Theologia moralis ex solidis probatorum auctorum principiis et variorum casuum fictorum et factorum resolutionibus" (Würzburg 1750), noch sechs Mal zu Würzburg gedruckt, zuletzt 1860, auch zu Bassano (1776), Rom und Paris.

Hurter, Nomenclator 3, 176. — Ruland, Series Professorum Wirceb., p. 138. Reusch.

Voit: Richard Jakob August v. V., Architekt, geboren am 17. Februar 1801 zu Wassertrüdingen in Mittelfranken als der Sohn des Baumeisters Johann Michael V. (1771—1846), besuchte die Lateinschule und das Gymnasium zu Ulm, Eichstätt, Ansbach und Augsburg und erhielt, da der Vater als Beamter im Baufach in diesen Städten sich bethätigte, frühzeitig eine, seine weitere Entwicklung bestimmende Einwirkung. Nachdem der junge V. auch noch die Universität Landshut (1819) und Würzburg (1821) besucht und tüchtige Vorkenntnisse in Mathematik, Naturwissenschaften und Technik und eine wohlthätig wirkende höhere Bildung erworben hatte, bezog er die Akademie zu München (1822), um sich unter Gärtner's Leitung ganz der Baukunst zu widmen. Von

diesem seinem Lehrer erbte V. die specielle Vorliebe für den romanischen (Rundbogen-)Stil, welchen der eifrige Schüler mit hingebender Begeisterung weiter cultivirte. Eine Studienreise nach Italien (1823—24) verhalf zur selbständigen Ausbildung und Reife. Dabei richtete er nicht nur ein Hauptaugenmerk auf die durch Hittorf und Zanth kurz vorher untersuchten griechischen Bauten Siciliens, welche er nun in ihrem Detail studirte, sondern unterzog auch die Rundbogenbauten zu Pisa, Florenz, Padua und Venedig einer eingehenden Untersuchung. Weitere Forschungen an den alten Bauwerken zu Genua, in Südfrankreich, zu Paris und am Rhein bestätigten in ihm die schon von Gärtner aufgestellte Ansicht, daß der romanische Stil in einer unseren Verhältnissen angemessenen Fortbildung und Entwicklung die sicherste Tragweite biete. Mit solchen Resultaten trat V. unter der Leitung seines Vaters und des Oberbauraths Beyschlag zu Augsburg in die Praxis, übernahm den Bau der protestantischen Friedhofskirche daselbst (1825—26) und lieferte viele Entwürfe für Silberarbeiter und sonstige Gewerksleute. Dadurch gewann er tiefe Einsicht in die richtige Behandlung und Verwendbarkeit des zur jeweiligen Ausführung tauglichsten Materials und erweiterte sein Wissen in einer empirischen Weise, welche seiner späteren vielseitigen Thätigkeit nutzreich zu statten kam. Nach seiner 1827 erfolgten Anstellung als Bauconducteur in Amberg und 1832 als Civilbauinspector des Rheinkreises zu Speier schuf V. die Kirchen zu Homburg, Lingenfeld, Pfoz, Waldsee, Berghausen, Wilgartwiesen, das Rathhaus zu Annweiler und Landau, die Getreidehalle zu Kaiserslautern, die Synagogen zu Kirchheimbolanden und Speier, das Bezirksgefängniß und die Stallung zur Zucht edler Pferde in Zweibrücken. Aus Voit's Bauten „leuchtet insbesondere ein praktischer Sinn und das Bestreben hervor, die Formen aus der Construction zu entwickeln, dadurch den Gebrauch und die Benützung des Gebäudes im Aeußern und Innern auszusprechen, übrigens in dem Ganzen, wie in den Theilen, edle Einfachheit auszuprägen und willkürliche Ausschmückungen zu vermeiden; Alles ist durchdacht und voll Harmonie". Wenn man solche, eigentlich selbstverständliche Eigenschaften an einem Baukünstler rühmen muß, so wirft solches Lob einen eigenen Schatten auf seine übrigen zahlreichen Collegen und Fachgenossen, als ob solche geradezu nur ganz unpraktische Dinge zu leisten im Stande wären! — Die Vorzüge Voit's erregten die Aufmerksamkeit König Ludwig I. während seiner Anwesenheit in der Pfalz; die Folge davon war eine Berufung Voit's an Fr. v. Gärtner's Stelle als Professor der Baukunst an der Akademie. Da Gärtner an die Spitze jener großartigen Schöpfungen König Ludwig's trat, blieb V. nur auf die theoretische Bildung seiner Schüler beschränkt. Um denselben ein mustergültiges Material in die Hand zu geben, begann V. die „Denkmäler der Kunst" als Atlas zu Kugler's „Geschichte der Kunst"; er lieferte aber nur das erste Heft (die Fortsetzung besorgten E. Guhl und J. Caspar, Stuttgart bei Ebner und Seubert), da V. als ausführender Künstler wieder vollauf Beschäftigung fand. König Ludwig I. übertrug ihm den Bau für die unter Ainmiller's Leitung neu erblühte Glasmalereianstalt, ebenso das Project zur Neuen Pinakothek (vgl. Kunstblatt 1846, S. 252). Erstere ist heutzutage den Erforderniſſen einer Kunstgewerbeschule entsprechend umgebaut; letztere durch den Untergang jenes die Außenseite schmückenden Frescencyclus um einen Haupttheil ihrer Wirkung gebracht. Im Innern erzielte V. eine ungleich bessere Beleuchtung als Klenze in der Alten Pinakothek, insbesondere gilt die Lichtvertheilung des Rottmannsaales als ein glücklicher Griff. Nach Fr. v. Gärtner's Ableben (1847) wurde V. als Oberbaurath ins Ministerium berufen und ihm als Vorstand der obersten Baubehörde ein großer Wirkungskreis angewiesen. Schon früher hatte V. im Auftrage des Kronprinz Maximilian Entwürfe gemacht zur Restauration der Reichsfeste Trifels,

der Maxburg in der Pfalz und der Burg zu Nürnberg, nun übernahm er auch noch den Bau des chemischen Laboratoriums und des Physiologischen Instituts zu München. Auch der anfänglich nur vorübergehend zur Industrieausstellung von 1854 bestimmte, dann aber seither immer noch zu den verschiedensten Expositionen dienende große Glaspalast wurde nach Voit's Plänen durch die Maschinenfabrik von Kramer-Clett in Nürnberg zur Ausführung gebracht. Mit Kreling restaurirte V. die Klosterkirche zu Heilsbronn (Gartenlaube 1859, S. 545) und begann mit Denzinger den Ausbau der Regensburger Domthürme. Aus Liebe zur Gewerkskunst begründete V. 1849 mit anderen Genossen den heute noch florirenden Verein zur Ausbildung und Hebung der Gewerke in München. Den Schluß seiner Thätigkeit sollte der Bau eines königlichen Schlosses in Feldafing am Starnbergersee bilden; die Ausführung dieser reizenden Pläne unterbrach leider das 1864 erfolgte Ableben Sr. Maj. König Maximilian II. — Der vielfach ausgezeichnete Künstler starb am 12. December 1870 zu München. Den Grundzug seiner Kunst bildete eine klare Tüchtigkeit und ein charaktervoller Ernst — Vorzüge, welche wol im Stande sind, selbst glänzendere Leistungen in Schatten zu stellen.

Vgl. Nagler, 1850. XX, 509. — Nr. 598 Illustr. Ztg. Leipzig, 16. Febr. 1854. — Gottgetreu in der Zeitschrift des Bayer. Architekten- und Ingenieur-Vereins. III. Jahrg., 1. Heft. — Zeitschrift des Kunstgewerbe-Vereins 1871. — Beilage 357 Allgem. Ztg. vom 23. Febr. 1870. — Kunstvereinsbericht f. 1870, S. 60. — Lützow, Kunstchronik, 1871, S. 85. — Fr. Reber, Bautechn. Führer durch München, 1876. Hyac. Holland.

Voith: Ignaz Edler v. V., k. bair. Oberst-Bergrath und Gewehrfabrikdirector in Amberg, ein hervorragender Hüttenmann und tüchtiger Geologe, entstammte einer Adelsfamilie der Oberpfalz, woselbst er am 1. März 1759 zu Winklarn geboren war. Nach Vollendung seiner bergtechnischen Ausbildung unternahm er als Eleve größere Reisen behufs des Besuchs von Hüttenwerken, wobei er sich viele praktische Erfahrungen und umfassende Erkenntnisse aneignete. Zuerst finden wir ihn als k. Oberverweser bei dem bair. fiscal. Hüttenwerk Bergen angestellt, wo er mit Erfolg an der Verbesserung dieses Werks thätig war. In gleicher Diensteseigenschaft im J. 1792 an das Hüttenwerk Bodenwöhr versetzt, führte er auch hier wesentliche Verbesserungen im Betriebe ein und wurde seit December 1803 zugleich auch als Landesdirectionsrath in Amberg hauptsächlich behufs Ueberwachung der Gewehrfabrik daselbst und 1807 auch als Revisionscommissär mit der Beaufsichtigung des oberpfälzischen Montanwesens betraut. In diese Zeit fallen verschiedene seiner Publicationen, welche sich auf die Verbesserung im Berg- und Hüttenwesen beziehen. 1808 als Oberst-Bergrath an die Centralstelle für das Berg- und Hüttenwesen nach München mit der Verbindlichkeit auch Lehrvorträge über Markscheidekunst und Eisenhüttenkunde am Bergeleven-Institut zu halten berufen, vertauschte er 1820 diese Stelle mit der eines Directors der Gewehrfabrik in Amberg, wo er Gelegenheit fand, seine praktischen Erfahrungen nützlich in Anwendung zu bringen. Hier nahm er auch seine bereits in Bodenwöhr begonnenen geognostischen Untersuchungen erfolgreich wieder auf, die er selbst nach seiner Inruhestellung (1829) und Uebersiedelung nach Regensburg fortsetzte. Unter seinen vielfachen Publicationen geologischen Inhalts sei nur als die wichtigste: „Ueber die Flötzeisenformation in der oberen Pfalz" (v. Moll's N. Jahrb. 1824) hervorgehoben, in welcher V. zuerst die Zugehörigkeit einer in der Oberpfalz weit verbreiteten Gesteinsablagerung als zum cretacischen System gehörig richtig erkannte und beschrieben hat. Auch verfaßte er in Fürnrohr's Topographie von Regensburg den 3. Abschnitt über die geognostisch-mineralogischen Verhältnisse. v. V. starb in hohem Alter am 11. Februar 1848 in Regensburg.

Poggendorff, Biog.-Lit. Hw. II, 1227. — Personalacten.

v. Gümbel.

Voith: Valten V. (Voit, Vogt), deutscher Dramatiker und Meistersänger, geboren um 1487, † nach 1558. Wenn er der Valentinus Voiydt de Kemnitz ist, der zum Jahre 1507 im Album der Wittenberger Universität verzeichnet ist, so ist sein Geburtsort Chemnitz. Aber seiner Wirksamkeit nach gehört er Magdeburg an, wo er in Verbindung mit den gelehrten Kreisen steht, obwol er sich schlechtweg als Magdeburger Bürger bezeichnet und 1541 als Ziesenmeister (Steuereinnehmer) der Stadt erscheint. Unter den Magdeburger Dramatikern nimmt er der Zeit nach eine der frühsten Stellen ein. Sein Drama von der Esther vom Jahre 1537 erschien anonym, aber in einem Akrostichon am Schluß ist sein Name sichtbar. Der dramatische Werth des Stückes ist gering, die Handlung vertheilt sich nach Maßgabe der biblischen Erzählung in 5 Acte, deren Scenen zusammenhangslos an einander gereiht sind; aber der Verfasser verfolgt einen ethischen Zweck: er will Vasthi und Haman zur Warnung, Esther und Mardachai zur Nachahmung hinstellen. Auch eine symbolische Deutung der Fabel wird in einem „Beschluß" gegeben. Voith's Drama ist von Marcus Pfeffer (s. A. D. B. XXV, 619) benutzt worden. Das zweite Drama vom Jahre 1538 „vom herrlichen Ursprung, betrübend Fall, gnädiger Wiederbringung, mühseligen Leben, seligen Ende und ewiger Freud des Menschen" gehört zu den sog. Erlösungsspielen, die im Every Man, Homulus und Hekastus zur Darstellung gebracht sind. Es verfolgt einen theologisch-ethischen Zweck, ist aber ohne alle dramatische Entwicklung und macht den Eindruck einer gereimten Dogmatik. Als Liederdichter kennen wir V. durch eine Sammlung geistlicher Ringeltänze (1550), die aus der heil. Schrift für die Jugend gezogen sind. Zuletzt ist V. auch als Meistersänger zu nennen. Seine Dichtungen sind von ihm im J. 1558 in einen großen 464 Blatt zählenden Folioband der Universitätsbibliothek zu Jena eingetragen, den er nach dem Tode seiner Söhne den Herzögen von Sachsen gewidmet und geschenkt hat. Vorwiegend sind es biblische Stoffe, denen V. seine Aufmerksamkeit zuwendet, und zwar behandelt er das erste Buch Mose, die Postille und den Psalter.

Die litterarischen Nachweise über V. habe ich in der Einleitung zu dem von mir in der Publication des Litterarischen Vereins zu Stuttgart, Bd. 170 (1884) veranstalteten Neudruck der beiden Dramen gegeben. Neuerdings haben W. Kawerau ebenfalls über die Dramen (Beibl. zur Magdeb. Zeitg. 1893, Nr. 27) und R. Schwartz, Esther im deutschen und lateinischen Drama des Reformationszeitalters, Oldenburg u. Leipz. (1893), S. 12—20 über das Estherdrama Voith's gehandelt.

H. Holstein.

Volbehr: Friedrich Ludwig Christian V., geboren am 3. Juli 1819 in Kiel, Sohn eines Böttchermeisters daselbst. Vorbereitet auf der Gelehrtenschule der Vaterstadt, von 1832—39 studirte er dann an der Universität daselbst Theologie, ohne sich jedoch dem theologischen Staatsexamen zu unterwerfen. Von 1845 an war er Hauslehrer auf einem adeligen Gute in Holstein bis 1853. Inzwischen hatte er schon 1846 in Jena zum Dr. phil. promovirt. Von 1853 an leitete er ein Privatinstitut in Elmshorn, 1856 aber siedelte er wieder nach Kiel über als Privatlehrer. Nebenbei war er von 1859—61 Redacteur des von Theodor Olshausen gegründeten Kieler Correspondenzblattes, von 1861—69 und wieder von 1872—78 des Kieler Wochenblattes. Er war auch Mitgründer der Kieler Blindenanstalt und Mitglied des Vorstandes derselben bis 1876. Nachdem dieselbe dann in eine Provinzialanstalt verwandelt worden war, ward er Mitgründer des Vereins zur Fürsorge für die aus der

Blindenanstalt Entlassenen. Seit 1860 war er auch Schriftführer des Kieler Kunstvereins und seit 1870 ständiger Geschäftsführer desselben, sowie stellvertretender Vorsitzender. Von 1862—76 war er Mitglied des Landausschusses für den Bau eines neuen Universitätsgebäudes in Kiel und Schriftführer desselben, und seit 1873 namentlich mit der gesammten Geschäftsführung betraut. Bei der Einweihung des neuen Universitätsgebäudes 1876 erhielt er den Kronenorden IV. und vom akademischen Senat eine Matrikel als akademischer Bürger per tempus vitae. 1875 gründete er die Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte und die damit verbundene Kieler Stadtbibliothek und redigirte die von derselben von 1879 an herausgegebenen Mittheilungen. 1879—81 war er auch Schiedsmann des Kieler Schiedsamtes I. In dieser Weise hat er für seine Vaterstadt eine großartige Thätigkeit entwickelt und sich große Verdienste um dieselbe erworben. Er starb plötzlich an einem Herzschlage am 6. August 1888 in einer Sitzung des Kunstvereins, mit der Feder in der Hand als Protocollführer.

Er ist litterarisch außerordentlich thätig gewesen, insbesondere für die heimische Geschichte. Arbeiten von ihm finden sich zahlreich in den Zeitschriften der Provinz, den Jahrbüchern für Landeskunde, der Zeitschrift für S.-H. Geschichte, den Zeitblättern Altonaer Merkur, Hamburger Nachrichten, Kieler Zeitung, Itzehoer Nachrichten u. s. w. Für die Chronik der Universität lieferte er fortwährend Beiträge, namentlich Nekrologe (Ratjen, Thaulow). Bei den Kieler Festen lieferte er vielfach poetische Prologe (zur Dürerfeier 1859, zum Geburtstag der Herzogin Wilhelmine 1859, 60, 61, 62). Von ihm erschien: „Die Gallerie der Kieler Kunsthalle mit biographischen Notizen" (1860, 3. A. 1867), für 1872—82 5 Mal. Berichte über die Wirksamkeit des S.-H. Kunstvereins 1858—63 und 1870—85. „Ausstellung von Gemälden und Skulpturen S.-H. Künstler zur Erinnerung an das 25jährige Bestehen der Kunsthalle mit biographischen Angaben über 134 Künstler" (Kiel 1882). „Die Einweihungsfeier des neuen Universitätsgebäudes" (Kiel 1876); „Beiträge zur Geschichte der Christian Albrecht's-Universität" (Kiel 1876). Viele Mittheilungen zur Kieler Stadtgeschichte (d. Kieler adeligen Freihäuser, 1877. Zur Gesch. der ehemal. Kieler Stadtdörfer, 1879. Zur Topographie der Stadt Kiel, 1881. Kieler Predigergeschichte, 1884. Zur Gesch. v. Rath u. Bürgerschaft, 1886).

Professoren u. Docenten d. Chr. A.-Univ. 1665—1887. Kiel 1887. — Alberti, S.-H. Schriftstellerlex. II, 512, Forts. II, 342. Carstens.

Volborth: Johann Karl V., lutherischer Theologe, † 1796, im Zeitalter der „Aufklärung" ein Vertreter der lutherischen Orthodoxie, für welche er unter anderen Schriften im J. 1785 seine „Vindiciae orthodoxiae a saeculi nostri criminationibus" (Göttingen), veröffentlichte. — V. wurde am 24. November 1748 zu Nordhausen geboren und erhielt auf den Lehranstalten seiner Vaterstadt auch seine erste Vorbildung. 1768 begann er seine Universitätsstudien in Göttingen, übernahm 1772 eine Haushofmeisterstelle in Hannover, kehrte aber 1776 nach Göttingen zurück und promovirte hier als Magister. Seine Inauguraldissertation hatte den Titel „De Olympo, Thessaliae monte, Deorum sede." Im nächsten Jahre erhielt er eine Repetentenstelle bei der theologischen Facultät zu Göttingen, wurde hier 1778 Prediger an der Nicolauskirche (der heutigen Universitätskirche) und erhielt 1785 eine außerordentliche Professur der Theologie an der Georgia-Augusta. Nachdem er 1791 eine theologische Inauguraldissertation „de animi suspicacis natura, fontibus, effectibus et indignitate, respectu imprimis ad doctrinam habito" vertheidigt hatte, promovirte ihn die theologische Facultät in Göttingen zum Doctor der Theologie. Aber im nächsten Jahre trat V. in ein praktisches Kirchenamt über und wurde (1792) Superintendent in Gifhorn im Lüneburgischen. Hier starb er schon am 29. August 1796. — Als

Schriftsteller war er hauptsächlich auf dem exegetischen und archäologischen Gebiete thätig und veröffentlichte außerdem zahlreiche Predigten.

Schriften: Nächst einer Reihe philologischer Jugendarbeiten, die zwischen 1770 und 1780 von V. erschienen, veröffentlichte er: „Commentatio theologico-exegetica de sacrificio farreo Hebraeorum cum similibus aliarum gentium ritibus comparato“ (Göttingen 1780); „Nova bibliotheca philologica et critica, fasc. I u. II, ibid. 1782, 83); „Die zwölf kleinen Propheten, aufs neue aus dem Hebr. übersetzt u. s. w.“ (ebd. 1783); „G. T. Zachariä paraphrastische Erklärung der beiden Briefe an die Corinther“ (1. Theil, aufs neue hrsg. 1784, 2. Theil ebd. 1785); die oben schon genannten „Vindiciae orthodoxiae“ u. s. w. (ebd. 1785); „Progr. de censu Quirini ad Luc. 2, 1, 2.“ (ebd. 1785); „Christliche Predigten“ (ebd. 1786); „Progr. Interpretatio locorum Johannis, in quibus spiritus S. παρακλητος vocatur“ (ibid. 1786); „G. T. Zachariä, bibl. Theologie“ (1. Theil, 3., von V. vermehrte Aufl., Göttingen und Leipzig 1786; dazu fügte V. den 5. oder Schlußtheil des ganzen Werkes); „Predigt von der gnädigen und wohlthätigen Aufsicht Gottes über die hohe Schule zu Göttingen“ (Göttingen 1787); „Erklärung des Propheten Hoseas“ (1. Abt. ebd. 1787); „Ezechiel, aufs neue aus dem Hebr. übersetzt u. s. w.“ (ebd. 1787); „Daniel, aufs neue aus dem Hebr.-Chaldäischen übersetzt“ (Hannover 1788); „Progr., in quo inquiritur in causis, cur Josephus caedem puerorum Bethlehemiticorum Matth. 2, 16 narratam silentio praeterierit“ (Gött. 1788); „Primae Lineae Grammaticae Hebraeae in usum tironum ductae“ (ibid. 1788); Neue Sammlung von Predigten“ (Gotha 1789); „Primae Lineae Antiquitatis Christianae in usum tironum ductae“ (Gött. 1789); „Primae Lineae Theologiae historico-polemicae in usum tironum ductae“ (ibid. 1790); „Progr. de discipulis Christi per gradus ad dignitatem et potentiam apostolicam evectis“ (Gött. 1790); „Christliche Predigten über die evangelischen Texte aller Sonn- und Festtage u. s. w.“ (ebd. 1791); darauf folgte die oben erwähnte „Diss. inaug. de animi suspicacis natura etc.“ (ibid. 1791); „Progr., Spicilegium observationum post viros doctos in veterum de Campo Elyseo seu de Insulis beatorum sententias“ (ibid. 1791); „Super vario coronae sacerdotalis apud ecclesiasticos antiquos scriptores usu et significatu pauca disputat simulque viris summe ac plurimum venerandis ministerii ecclesiastici Gottingensis membris, collegis et amicis conjunctissimis Vale dicit“ (ibid. 1792); „Rechenschaft eines christlichen Lehrers an seine Gemeine, eine Abschiedspredigt“ (ebd. 1792); „Christliche Predigten über die epistolischen Texte aller Sonn- und Festtage u. s. w.“ (ebd. 1793); „Epistola pastoralis ad clerum dioeceseos Gifhornensis majorem, in qua, quantum theologi intersit, nosse penitius Homerum, paucis disputatur“ (ibid. 1793); „Jeremias, aufs neue aus dem Hebr. übersetzt“ (Celle 1795). — Die Titel der früheren (Jugend-)Schriften Volborth's bei Döring (s. unten), S. 601.

Volborth's Bildniß, gestochen von Schwenterley 1791, befindet sich vor seiner Göttinger Abschiedspredigt „Rechenschaft eines christl. Lehrers“ (Göttingen 1792).

Vgl. Pütter, Gelehrtengeschichte v. d. Georg-Augustus-Universität, 2. Theil, Göttg. 1788, S. 186 f. — Saalfeld, Gesch. d. Univ. Göttingen, Hannover 1820, S. 128 f. — Heinr. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands, IV. Band (Neustadt 1835), S. 600—603. P. Tschackert.

Volckamer: Johann Georg V., Arzt und Physiker, geboren am 9. Juni 1616 zu Nürnberg, † am 17. Mai 1693 ebenda. Einem alten Patriciergeschlechte entsprossen, erhielt V. eine sehr sorgfältige Erziehung, besuchte die gelehrte Schule seiner Vaterstadt und studirte dann von 1633—1638 die Medicin

zu Jena und Altdorf. Hierauf wandte er sich nach Padua, wo er sich drei Jahre lang aufhielt und das Amt eines Bibliothekars der Hochschule bekleidete. Auf kurze Zeit in die Heimath zurückgekehrt, disputirte er 1641 zu Altdorf „de febre ephemera“, nahm aber die Doctorwürde noch nicht an, sondern suchte sich hiefür auf einer durch Italien und Frankreich unternommenen Reise erst noch gründlichere Kenntnisse zu erwerben. Ueber Venedig, Ferrara, Bologna, Rom, wo er allenthalben mit den Fachmännern in nähere Beziehung trat, kam V. nach Neapel, nahm dort Wohnung bei dem berühmten Chirurgen Marcantonio Severini und bildete sich im vertrauten Umgang mit diesem weiter aus. Ueber Genua, Nizza, Montpellier, Orleans gelangte er sodann nach Paris, hielt sich auch da einige Zeit auf und reiste endlich durch die Schweiz nach Nürnberg zurück, wo er gegen Ende des Jahres 1642 eintraf. Bald darauf promovirte er in Altdorf, trat als praktischer Arzt in das Nürnberger Collegium medicum ein und gehörte diesem nunmehr über fünfzig Jahre lang als hochgeachtetes Mitglied an. Ehren wurden ihm reichlich zu Theil. Die leopoldinisch-karolinische Akademie der deutschen Naturforscher wählte ihn nicht nur zu ihrem Mitgliede, sondern bald auch zum Redacteur der von ihr herausgegebenen gelehrten Zeitschrift; ja 1683 mußte er sogar die oberste Leitung der Gesellschaft übernehmen. Als solcher wurde er vom Kaiser Leopold I. zum Leibmedicus und Pfalzgrafen ernannt. Dem Verstorbenen hielt Prof. Kirchmayr zu Wittenberg eine pietätvolle Gedächtnißrede, welche in den „Ephemerides medico-physicae“ veröffentlicht wurde. — Ein Sohn Volckamer's, der auch des Vaters Vornamen führte (1662—1744), hat sich als Botaniker einen Namen gemacht.

Als vielseitig gebildeter Mann interessirte sich V. für die verschiedensten Wissenschaften; so gab er 1682 in Nürnberg ein numismatisches Werk heraus, eine Beschreibung der von ihm früher in Italien gesammelten Münzen. Hauptsächlich aber beschäftigte er sich in seinen Mußestunden mit physikalischen Untersuchungen. So veranlaßte er einen Aufsatz in den von ihm redigirten „Miscellanea“, welcher für die Vorgeschichte der Dampfmaschine von entschiedenster Bedeutung ist. In optischen Arbeiten war er sehr erfahren; er verstand es, Gläser für Fernrohre zu schleifen; und in seinem Garten hatte er eine nach allen Regeln der Gnomonik construirte Sonnenuhr angelegt. Diese verhalf ihm zu einer wichtigen Entdeckung, denn indem er unausgesetzt die Mittagslinie der Uhr mit der Achsenrichtung einer darüber aufgehängten Magnetnadel verglich, drängte sich ihm die Thatsache auf, daß die sogenannte magnetische Declination eine veränderliche Größe ist. Andere hatten schon vor ihm dies gelegentlich wahrgenommen, allein erst durch Volckamer's genaue Messungen wurde die Erscheinung allgemein bekannt. Den Plan des Altdorfer Physikers J. C. Sturm, geomagnetische Correspondenzbeobachtungen in allen gebildeten Ländern ins Leben zu rufen, suchte V. auf jede mögliche Weise zu fördern.

Doppelmayr, Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern, Nürnberg 1730, S. 108 ff. — Büchner, Academiae sacri Romani imperii Leopoldino-Carolinae naturae curiosorum historia, Halle a. S. 1755, S. 115 ff., S. 209 ff., S. 385 ff. Günther.

Voelckel: Samuel V. war um 1613 Capellmeister am Hofe des Markgrafen Christian zu Brandenburg, „oberhalb Gebirgs“, wie es auf dem Titel seines Druckwercks heißt, das ist das einstige Fürstenthum Baireuth. V. war aus Königsberg gebürtig, wie man aus der Unterschrift der Dedication zu obigem Drucke ersieht, denn hinter seinem Namen befinden sich die abgekürzten Worte: Regiom. Bor., also aus Königsberg in Preußen. Seine 1613 in Nürnberg bei Georg Leopold Fuhrmann verlegten „Newe teutsche weltliche Gesänglein, mit vier und fünff Stimmen auff Galliarden, Täntz, vnnd Musicalische art, be-

nebenst Courranten vnd Galliarden ohne Text zur Fröligkeit componirt vnd in Druck verfertiget", bestehen aus 5 Stimmbüchern, enthaltend 22 deutsche Lieder und 9 Tänze für Instrumente, die nicht näher bezeichnet sind. Exemplare besitzen die kgl. Bibliothek Berlin, die Stadtbibliothek Breslau und das germanische Museum in Nürnberg. Es gibt noch einen Musiker Thomas Voelckel, der aber bis heute nur durch einen einzigen mehrstimmigen Choral in Lorenz Erhardi's Harmonischem Chor- und Figuralgesangbuch Augsburgischer Confession, Frankfurt a/M. 1659, gedruckt bei Matth. Kempfer, im Selbstverlage vertreten ist. Diese Choralsammlung enthält Tonsätze von Schein, Schop, Vulpius, Walliser, Mailand, Haßler, Herbst u. A. (Exemplare zu Berlin, Wernigerode und Darmstadt.) Rob. Eitner.

Volk: Wilhelm Gustav Werner V., Kirchen- und Litterarhistoriker, Mystiker und Patrolog, meist unter dem Pseudonym L(udwig) Clarus, auch (bis 1844 durchweg) anonym, wurde am 25. Januar 1804 aus lutherischer, nicht eben kirchlicher Familie zu Halberstadt geboren. Der Vater, Assessor beim Coloniegericht und 1826 verstorben, amtirte dann in Helmstedt, wieder in Halberstadt, schließlich in Magdeburg, so daß auch V. auf verschiedenen Schulen seine Vorbildung genoß. Auf dem Magdeburger Gymnasium war schon 1820 mit dem Interesse an der Litteraturgeschichte der Drang zum Schriftstellern in ihm erwacht, und V. hatte, unter Beihilfe seiner Mitschüler Karl Rosenkranz (s. d.) und Franz Heucke 1821—1822 ein regelmäßiges schriftliches Wochenblatt schönwissenschaftlichen und linguistischen Inhalts behufs stilistischer Uebung ausgearbeitet, aus dem er 1823 und 1824 einiges Novellistische in den „Halberstädtischen Mittheilungen" abdrucken ließ. Seit Ostern 1823 betrieb er in Göttingen das Rechtsstudium fünf Semester hindurch, damals noch ohne positive Glaubensrichtung, so daß er nie zur Kirche ging. 1825 nach Berlin übergesiedelt, hörte er neben den juristischen auch Hegel's und Schleiermacher's Vorlesungen, fand aber an ihren philosophischen Anschauungen, namentlich den pantheistischen, keinen Geschmack. 1826 wurde er Auscultator beim Stadt- und Landgericht zu Magdeburg und ging, nachdem er 1829 das Referendarexamen abgelegt, aus Abneigung gegen den Richterstand später zur Verwaltung über. Eine ausgedehnte pietistische Lectüre lenkte damals seine Weltbetrachtung ein für alle Mal in das fürder nicht mehr verlassene Fahrwasser, wenn auch Thomas a Kempis' „de imitatione Christi" und im Anschluß daran die Bibel und die Schriften der Reformatoren, was ihn insgesammt unbefriedigt ließ, jene kurz danach mannigfach modificirten. Diese Beschäftigung wurde mit Ende 1831 durch litterarische, besonders belletristische Arbeiten und die für die dritte Staatsprüfung nöthigen cameralistischen Collegien (1832—33 an der Berliner Universität) unterbrochen. In Berlin verkehrte er viel mit dem katholisch gewordenen George Phillips, den er 1836 in München wiedertraf, wohin er mit seiner ihm eben angetrauten Frau, einer Pastorstochter, reiste. Daselbst trat er auch Cl. Brentano und J. Görres nebst ihrem Kreise nahe und wurde bald darauf von letzterem in die christliche Mystik eingeführt, mit der er sich dann Jahre lang, sowohl durch praktische Beobachtung als durch eingehendes Studium der betreffenden Litteratur befaßte. Auch 1837 kam er nach München und kehrte nach einer anregenden Fahrt durch Tirol und Oberitalien, in seinen neukirchlichen Grundsätzen befestigt, zurück. Seit dem Frühjahr 1838 beim Regierungscollegium in Erfurt angestellt, hat V. seitdem fast seine ganze ungemein rührige Arbeitskraft den religiösen Bestrebungen gewidmet, in die ihn jene Bekanntschaften eingeführt hatten und wiederholte Besuche in Süddeutschland immer tiefer hineinschoben. So ist er in seiner amtlichen Laufbahn, trotz seiner bedeutenden Begabung nicht über den Regierungsrath hinausgelangt, als welcher er 1858

mit halbem Gehalt in den Ruhestand trat. Seine klerikalen Gesprächsgenossen haben im Laufe der öfteren Zusammenkünfte gewiß in dem Wunsche, Volk's ungewöhnliche Anlagen im Dienste ihrer Gesinnung zu verwerthen, einen derartigen Einfluß auf ihn ausgeübt — von dem Mainzer Bischof v. Ketteler bezeugt er es selbst — daß er, zugleich einem Genesungsgelöbniß seiner Gattin folgend, am 18. October 1855 zu Aigen bei Salzburg zur katholischen Kirche übertrat. Trotz alledem blieb er in Erfurt wohnen, vielleicht weil er daselbst einen passenden Mittelpunkt für seine Proselytenagitation gefunden zu haben wähnte, und starb hier nach mehrmonatiger Wassersucht am 17. März 1869, schon lange kränkelnd.

V. gehört zu den merkwürdigsten Persönlichkeiten der von ihm eifrigst vertretenen Bewegung. Weder ist er durch irgend welche äußere Motive oder Lockmittel zum Abfall von seinem ererbten Bekenntnisse bestochen oder gar durch seine nachherigen Glaubensbrüder überrumpelt worden. Bis ins Innerste von der Wahrheit der römisch-katholischen Dogmen überzeugt und längst ein Sohn der Papstkirche, hat er endlich auch den formellen Schritt vollzogen, dessen weiterer Hinausschub ihn vor Freund und Feind zum Lügner gestempelt hätte. Denn er hatte schon seit länger als anderthalb Jahrzehnten eine äußerst fruchtbare Schriftstellerei im Dienste der Strömung entfaltet, in der später all sein Dichten und Trachten aufging, und daher ist es schier unmöglich, zwischen der wesentlich theoretischen Pflege seiner mystischen und Legenden-Studien und dem Beginne eines direct auf die Religionsänderung hinzielenden Denkens eine scharfe Grenze zu ziehen. Den allmählichen Wandel, der in seiner Seele vorging, hat er von den ältesten Stadien an in „Simeon. Wanderungen und Heimkehr eines christlichen Forschers" (3 Bde., 1862—63) in fesselnder Darstellung verfolgt, einer der besten Conversionsschriften", wie von berufener Seite, bei Manz (s. u.), geurtheilt wird. In engem innerlichen Zusammenhange damit steht eine Reihe von Flugschriften, die in mehrfachen Pausen den Verlauf seiner bezüglichen Entwicklung beleuchten: „Die Berliner Gewerbeausstellung und die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier. Ein Brief aus Berlin von einem Protestanten" (1845); „Geständnisse eines im Protestantismus aufgewachsenen Christen über religiöse Erziehung und Bildung" (1846); „Glaubenslehrjahre eines im Protestantismus erzogenen Christen" (1852); „Ein protestantischer Pastor und ein zum Katholicismus convertirter Laie" (1857); „Aus dem Leben eines Convertirten" (1859); „Eine litterarische Hasenjagd, oder Methode, wie ein gewissenhafter Polemiker wider die katholische Kirche Heiligenbilder zurecht macht, verrathen" (1865); „Die Zusammenkunft gläubiger Protestanten und Katholiken in Erfurt im Herbst 1860 und deren Verlauf. Eine auf eigene Theilnahme und sämmtlich bekannt gewordene Quellen gegründete Darstellung und Mahnung zur Fortsetzung des Werkes" (1868). Alle diese für Volk's innere Biographie wichtigen Abhandlungen zeigen ihn als einen von den lautersten Idealen erfüllten Schwärmer für eine in mittelalterlicher Mystik und unter der Fahne des katholischen Dogmas erfolgende Wiedergeburt des Christenthums. Welches Gemüth und welche Charakterstärke paarten sich in diesem allgeachteten, vielgeliebten Manne, der seine geistige und materielle Habe zu opfern nicht anstand, sobald es galt, seine neue Confession auszubreiten und zu stützen!

Unter den zahlreichen sonstigen Veröffentlichungen Volk's sind mit den genannten die mit Erneuerung ihrer Ideen begleiteten Lebensbilder von Heiligen am engsten verknüpft, und durch diese sowie durch die damit Hand in Hand gehenden Uebersetzungen und Bearbeitungen populartheologischer Werkchen verschiedener älterer Kirchenlehrer hat er sich beträchtliche Verdienste erworben. Diese Büchlein von oder über Johannes Capistranus, Augustin, Bartholomäus

Holzhauser, Theresia von Jesu, Magdalena, Martha und Lazarus, P. Diego de Estella, Maria von Agreda, Hildegard, Brigitta, Franz von Sales, Franz von Assisi u. s. w., waren wohl weniger darauf berechnet zu erbauen als vielmehr eine intimere Kenntniß der Hauptdocumente der Patrologie und älteren Mystik weiteren Kreisen zu erschließen. Sie mögen aber nach und nach, wie etliche Neuauflagen auch nach Volk's Tode beweisen, Andachtszwecke mit versehen haben.

Durch diese Verdeutschungen war V. auch zu einem genaueren Eindringen in das spanische und das italienische Schriftthum veranlaßt worden, und so ergaben sich in Anlehnung an seinen jugendlichen Trieb zur Litteraturgeschichte u. a. „Handbuch der Geschichte der italienischen Litteratur", (2 Bde., herausgegeben von Genthe 1832—34); eine gediegene „Darstellung der spanischen Litteratur im Mittelalter" (2 Bde., 1846), von Görres bevorwortet und Volk's erste Publication unter seinem Pseudonym (vgl. J. A. M. Brühl, Geschichte der katholischen Litteratur Deutschlands, S. 811 f.); „Franz Petrarch's Bekenntnisse in Uebertragungen seines Briefes an die Nachwelt und seiner drei Gespräche über die Verachtung der Welt" (1846); „Manzoni, ein litterar-historischer Versuch", die 122 Seiten lange gehaltvolle Einleitung zu Milden's anonymer Uebersetzung der „promessi sposi" (1859, 3., verbesserte Auflage 1884); Band II und III der 1860—64 zu Paderborn erschienenen Verdeutschung der Erzählungen von Fernan Caballero. Dazu treten noch Uebersetzungen skandinavischer Litteraturerzeugnisse; V. war 1844 in Schweden gewesen und hat 1847 nicht bloß Reisebriefe über „Schweden sonst und jetzt" veröffentlicht, sondern auch 1846 Molbech's „Lund, Upsala und Stockholm im S. 1842" und 1853 Stagnolius' dramatisches Gedicht „Die Märtyrer" übersetzt. Von eigenen Dichtungen sind zu nennen: „See-Anemonen. (8) Novellen eines Unbekannten" (herausgegeben von Genthe, 1832) und „Caupolican, eine katholische Erzählung aus der neuen Welt" (2 Bde., 1858); für sich stehen: „Herzog Wilhelm von Aquitanien, ein Großer der Welt, ein Heiliger der Kirche und ein Held der Sage und Dichtung" (1864), „Die Auswanderung der protestantisch gesinnten Salzburger im J. 1731 und 1732" (1864), und „Die heilige Mathilde, ihr Gemahl Heinrich I. und ihre Söhne Otto I., Heinrich und Bruno. Ein Stück deutscher Geschichte" (1867). Außerdem sind zu erwähnen die beiden kleinen 'Früchte seines später abgestorbenen Interesses an den Mäßigkeitsangelegenheiten' (1839), Verschiedenes über ekstatische Jungfrauen u. a. (1843, 1846 u. s. f.), die aus dem Nachlasse durch Franz Xaver Schulte herausgegebenen Bücher „Die Lehre von der Verehrung der Heiligen" (1870) und „Hugo Grotius' Rückkehr zum katholischen Glauben. Aus dem holländischen des C. Broere" (1871), sowie vielerlei Kirchenhistorisches und Staatsrechtliches, theils selbständig, theils niedergelegt in Journalartikeln, Recensionen u. s. w.

Die Hauptmasse der litterarischen Arbeiten Volk's nebst Andeutungen über ihre Entstehung verzeichnet genau, fast ganz nach seiner eigenen Liste J. Kehrein, Biographisch-litterarisches Lexikon der katholischen deutschen Dichter u. s. w. im 19. Jahrhundert, II, 225—228, wo eine authentische Lebensskizze vorausgeschickt ist. Aus den am Schlusse der letzteren gebotenen biobibliographischen Notizen sind hervorzuheben: „Denkmal auf Volk's Grab, gesetzt von jüngster Freundeshand" (Erfurt 1869) und besonders Dav. August Rosenthal, Convertitenbilder, 1. Aufl. I (1865), S. 854—894 (3. Aufl. I [1889] enthält V. noch nicht). Aufgenommen ist V. ferner in (Manz') Allg. Realencyklopädie oder Conversationslexikon XII (1887), 912a; Fr. Brümmer, Dtsch. Dichterlex. II, 457a, u. Lex. dtsch. Dichter u. Prof. d. 19. Jahrh., II, 432 f. (nach Kehrein). Die mitunter etwas seltsamen Titel der Schriften sind bei Kehrein genau, mehrfach ungenau in der „Katholisch-theologischen Bücherkunde der letzten 50 Jahre von M. S.

Travagnutti" (1891) I (vgl. Register S. 127) u. V (vgl. Reg. S. 37); doch hier die Neuauflagen, genannt.

Ludwig Fränkel.

Völk: Dr. Joseph V., hervorragender Parlamentarier und mannhafter Vorkämpfer für die Wiederherstellung des deutschen Reiches, wurde am 9. Mai 1819 in Mittelstetten, einem schwäbischen Dorfe bei Augsburg, geboren. Seine Eltern, wackere Bauersleute, erfreuten sich zwar eines reichen Kindersegens, sahen sich aber unter der Ungunst der damaligen wirthschaftlichen Verhältnisse bald ihres Besitzstandes beraubt, so daß ihrem talentvollen Sohne eine kümmerliche Zukunft bevorstand, wenn nicht ein geistlicher Verwandter, sein Herr „Vetter", sich insofern seiner angenommen hätte, als er für den ersten Unterricht desselben sorgte, sowie dafür, daß er in das Gymnasium von St. Stephan in Augsburg aufgenommen wurde. Mit eisernem Fleiße und bestem Erfolge, aber auch unter harten Entbehrungen durchlief V. das Gymnasium und widmete sich dann dem Studium der Rechtswissenschaft in München, wo er schon als Student, obwohl er sich durch Stundengeben selbst sein Brod verdienen mußte, eine Preisaufgabe über die „Handlöhne in Bayern" löste. Die harte Schule, in die ihn das Leben von Jugend an nahm, erzog seinen Charakter zu jener mannhaften Festigkeit und Unerschrockenheit, mit der er später jederzeit allen Hindernissen Trotz geboten und das, was er für recht und wahr erkannte, mit unbeugsamem Muthe und einer bezwingenden, volksthümlichen Beredsamkeit verfochten hat. Zuerst in den stürmischen Jahren 1848 und 49 trat er in Landsberg am Lech, wo er die Stelle eines Advocatenconcipienten bekleidete, öffentlich und mit Nachdruck hervor, indem er ohne Rücksicht auf die in Baiern herrschende Strömung in feurigen Worten Recht und Freiheit forderte, landauf und -ab Volksversammlungen für die Reichsverfassung abhielt und Preußen als die berufene Macht Deutschlands Führung zu übernehmen hinstellte. In den maßgebenden Kreisen sah man diese kühne Thätigkeit Völk's mit sehr ungünstigen Augen an und ließ ihn die Mißstimmung dadurch empfinden, daß man bis zum Jahre 1855 zögerte, ihm eine selbständige Anwaltsstelle zu übertragen. Zuerst in Friedberg bei Augsburg, dann bald in Augsburg zum Advocaten ernannt, wählte ihn der Wahlkreis Günzburg in die zweite bairische Kammer, der er als Abgeordneter wechselnder schwäbischer Wahlkreise bis an sein Ende angehörte. Dem Ministerium von der Pfordten, das er wegen seiner reactionären und undeutschen Politik und seiner Unthätigkeit in Ausbildung der Gesetzgebung schonungslos immer wieder angriff, bereitete er schwere Tage und es darf als ein Verdienst Völk's und seiner Freunde Dr. Barth, Brater, Buhl, Crämer u. a., mit denen er sich zu einer deutschen Partei zusammenschloß, in Anspruch genommen werden, daß der milde König Max II., weil er „Frieden mit seinem Volke" haben wollte, das unpopuläre Ministerium 1859 entließ. In den folgenden Jahren beschäftigte ihn neben vielfacher legislatorischer Thätigkeit hauptsächlich die deutsche Frage, die zur Lösung drängte und ungeahnter Weise auf dem Wege über die Schleswig-Holsteinsche Frage zur Lösung kommen sollte. In dem erregten Kampfe, der damals ganz Deutschland, insbesondere auch den Süden gegen die Bismarckische Politik ins Feld führte, stand V. in der ersten Reihe, er legte laut und offen Protest ein gegen die Vergewaltigung des Augustenburgers und des nationalen Rechtes. Als ihn dann aber die Ereignisse belehrten, daß sein starrer Rechtsbegriff weit hinter der hochfliegenden nationalen Auffassung Bismarck's zurückblieb und nur auf diesem Wege die Nation zur Einigung geführt werden konnte, da gestand er offen und rückhaltlos seinen Irrthum ein und wurde einer der tapfersten Kämpen für die Neugestaltung Deutschlands nach dem Plane des großen preußischen Staatsmannes. Das

deutsche Zollparlament bot ihm Gelegenheit, in einer seiner glänzendsten Reden diese Gesinnung auszusprechen und den particularistischen Gelüsten seiner süddeutschen Landsleute entgegenzutreten. „Wir haben — rief er ihnen 1868 zu — dafür zu sorgen, daß das deutsche Einigungswerk nicht stocke.“ Ueber dem großen Ziel solle man den kleinlichen Partei- und Stammesstreit vergessen. Die Existenz des Zollparlaments beweise, „daß man in Deutschland vorwärts will, daß das Ausland in unsere Verhältnisse nichts einzureden hat und nichts einreden darf“. Die Nation gehe unzweifelhaft ihrer Größe entgegen und frohgemuth dürfe er sagen: „Jetzt ist Frühling geworden in Deutschland“. Keine seiner fast zahllosen Reden machte allenthalben in Deutschland einen gleich tiefen Eindruck als diese, die ihm großartige Ovationen, wohin er auch kam, eintrug. Sicherlich gehört er in die erste Reihe derer, die unablässig bemüht waren, die Mainbrücke zwischen Nord und Süd zu bauen. Als im J. 1870 französischer Uebermuth dem deutschen Volke die Waffen in die Hände zwang und infolge dessen im bairischen Landtag die Bündnißfrage zur Erörterung kam, trat er der unter Jörg's Führung für Neutralität plaidirenden ultramontanen Partei mit dem ganzen Zorne seiner Vaterlandsliebe entgegen: „Wenn uns gesagt worden ist, es handle sich eigentlich nicht um eine deutsche, sondern nur um eine preußische Sache, so möchte ich an das untrügliche Gefühl appelliren, welches in diesen Tagen überall, wo Deutsche sind, und namentlich auch im Auslande, sich kundgiebt. Von London bis Calcutta und bald auch wol von Amerika und weiter herüber ruft man uns zu: „Wahrt den deutschen Namen und die deutsche Ehre“. Der Wirkung seines gewaltigen Wortes war es auch mit zuzuschreiben, daß 47 Abgeordnete von der Rechten unter Sepp's Führung sich für den Kriegsfall entschieden und damit die Zustimmung zur Theilnahme Baierns am Kriege gaben. Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen V. den Siegeszug des deutschen Heeres begleitete, das neben der Siegespalme die Kaiserkrone des wiedervereinten Vaterlandes nach Hause brachte. Natürlich wurde V. von seinen Schwaben im Algäu auch in das deutsche Parlament gewählt, wo er nicht bloß dem Namen nach, sondern mit voller Einsetzung seiner Kraft des Amtes eines Abgeordneten waltete und wie im bairischen Abgeordnetenhaus an den gesetzgeberischen Arbeiten den thätigsten Antheil nahm. Insonderheit spielte er in dem infolge des vatikanischen Concils ausbrechenden Kulturkampf als Gegner des Jesuitismus und Ultramontanismus sowohl in seinem Heimathlande wie im Parlament eine hervorragende Rolle in dem Streite um Gewissens- und Geistesfreiheit. „Wenn von Freiheit, von deutscher Freiheit gesprochen wird, so habe ich die Ansicht, — sagte er am 28. November 1871 zu Berlin — die beste Seite des Menschen, seine vorzüglichste, die, wo er am meisten Mensch ist, das ist seine religiöse Seite und die Entfaltung seines religiösen Lebens. Aber von Freiheit muß der nicht sprechen, der diese beste Seite, die Entfaltung des religiösen Lebens, unter den starrsten Absolutismus eines einzelnen Menschen setzt“. In Baiern unterstützte er mit Eifer das nationale und damals noch liberale Ministerium, indem er den Kanzelparagraphen vertheidigte und der freien Forschung und Pflege der Wissenschaften gegenüber den „Dressuranstalten“ der Lyceen das Wort redete. Im Reichstage war er es, der schon 1872 den Antrag auf Erlaß eines Gesetzes über die obligatorische Civilehe und Civilstandsregister stellte, das auch hernach eingeführt wurde. In gleich lebhafter Weise wirkte er an dem Abschlusse der Justizgesetze mit und drang er auf die Abfassung eines allgemeinen deutschen bürgerlichen Gesetzbuches. Im bairischen Landtag verdankte man seiner kenntnißreichen Verwendung die Errichtung eines obersten Verwaltungsgerichtshofes, wodurch einem fühlbaren Mißstande, der sich vielfach widersprechenden Entscheidung in Verwaltungssachen,

erfolgreich begegnet wurde. — V. war von jeher einem unfruchtbaren Doctrinarismus, der auf die praktischen Bedürfnisse keine Rücksicht nimmt, abhold: aus dem Volke stammend und durch seinen bürgerlichen Beruf mit dem Volksleben und seinen Erfordernissen vertraut, leitete ihn, der ein Freund und Schüler des Nationalökonomen List war, auch in den schwerwiegenden Fragen des Erwerbslebens vor allem die Rücksicht auf die durch dasselbe gestellten Forderungen. Den nationalen Wohlstand zu heben und die nationale Production zu schützen galt ihm als ein Hauptsatz gesunder Volkswirthschaft; deshalb war er Schutzzöllner von jeher und deshalb stiftete er mit Gesinnungsgenossen die „freie volkswirthschaftliche Vereinigung der Zweihundertvier" 1878 im Reichstage und trat für das von Bismarck inaugurirte Zollsystem und seine Wirthschaftspolitik 1879 ein. Ein Tadelsvotum seiner bisherigen politischen Freunde bewog ihn aus der nationalliberalen Partei auszutreten und mit Schauß, Hölder u. a. eine eigene Gruppe zu bilden, die im Wahlkampf 1881 unterlag. Auch der schon schwer kranke V. wurde in seinem von den klerikalen Gegnern längst schwer bedrohten Algäu nicht wiedergewählt, da seine erschütterte Gesundheit ihm die Betheiligung an den Wahlkämpfen verbot und seine Wahl stets nur eine Folge seiner unmittelbar die Wähler packenden Beredsamkeit gewesen war. Am 22. Januar 1882 starb er. V. war ein Volksmann im edelsten Sinne des Wortes. Die Macht der Rede, die ihm eigen war, bezwang die Massen umsomehr, als es ihm nicht darauf ankam ihnen nach dem Sinne zu reden. Seiner Ueberzeugung, die aus einem guten Herzen quoll und von starker Empfindung getragen war, gab er ungescheut je und je Ausdruck; man nannte ihn daher mit Grund „den Mann mit dem besten Herzen", wozu seine Gegner noch fügten „und mit der bösesten Zunge". Immer auf das Große und Ganze blickend ging er dem Kleinen und Kleinlichen aus dem Wege. Das Wohl des Vaterlandes stand ihm über Alles, so daß er des eigenen Vortheils vergaß. Nach Titeln und Orden geizte er so wenig, als nach Vermögen und Reichthum, die er als vielgesuchter Vertheidiger sich leicht hätte erwerben können, wenn ihm nicht das Amt eines Volksvertreters als das Höchste erschienen wäre. Heiterkeit und Herzensgüte machten ihn allen werth, mit denen der lebensfrohe Mann verkehrte.

Familienaufzeichnungen. — Zeitungen. — Stenographische Berichte der Landtags- und Reichtagsverhandlungen. Wilhelm Vogt.

Völkel: Johann V., Socinianer, † 1618. Zu den socinianischen Gelehrten der älteren Generation gehört Joh. V., unter ihnen neben Schmalz, Ostorodt, Moskorzowski und anderen hervorragend hauptsächlich als Systematiker. Von seinem Jugendleben ist wenig mehr bekannt, als daß er in Grimma im Stift Meißen geboren wurde und zu Wittenberg studirt hat. Im J. 1585 trat er auf einer Synode zu Chmielnik nach Empfang der Taufe in die unitarische Gemeinde ein und erhielt Anstellung als Rector an der Schule zu Wengrow und nicht lange darauf als Prediger der Gemeinde zu Philippow in Littauen. Nach dem Tagebuche von Schmalz zum Jahre 1605 war V. um diese Zeit an der Abfassung des Rakower Katechismus betheiligt. Seit 1611 oder 1612 Prediger zu Szmigel, ward er im J. 1613 wegen Widersetzlichkeit von der Synode zu Rakow suspendirt. Doch unterwarf er sich und erscheint im folgenden Jahre wieder in Function. 1618 ereilte ihn der Tod. Zu Socinus hat V. ein sehr nahes Verhältniß gehabt; eine Zeit lang war er Amanuensis bei dem geistigen Haupte der Socinianer gewesen und auch nach seiner Entfernung von seinem Meister blieb das innige Verhältniß beider zu einander bestehen, wie die Briefe Socin's an V. bezeugen (Bibl. Fratr. Pol. I, p. 451 sqq.) Nach dem Berichte Otto Fock's, des geschätzten Kenners des Socinianismus, stand V. an Schärfe des Urtheils und Klarheit hinter Schmalz zurück, übertraf diesen aber

an besonnener Haltung und Eleganz der Diction. Sein Hauptwerk „De vera religione“ hat unter den Socinianern ein fast symbolisches Ansehen erlangt. Es ist nach Völkel's Tode von Crell herausgegeben, der die noch fehlende Lehre von Gott und seinen Eigenschaften in der Abhandlung de deo et ejus attributis hinzufügte, welche als das erste Buch des Werkes de vera religione gilt, das zweite Buch handelt de dei operibus (Schöpfung, Erhaltung, vorchristliche Religion), das dritte de religione christiana (Person und Amt Christi), das vierte de praeceptis Christi (christliche Moral), das fünfte de adjumentis ad perseverantiam in fide ac pietate necessariis (mit verschiedenen ziemlich willkürlich ausgewählten Lehrstücken), das sechste de Christi ecclesia (Lehre von der Kirche und praktische Theologie). Von V. „Johannis Volkelii Misnici de vera religione libri quinque. Quibus praefixus est Johannis Crellii Franci liber de dei et ejus attributis, ita ut unum cum illis opus constituat“ (Rac. 1630). — Das Werk wurde widerlegt von Sam. Maresius in der Hydra Socinianismi expugnata, Groning. 1651, 54, 62, worin es zugleich ganz abgedruckt ist.

Vgl. Otto Fock, Der Socinianismus u. s. w. 1. Abth. Kiel 1847, S. 189 f.

P. Tschackert.

Völkel: Johann Ludwig V., bedeutender hessischer Archäolog, geboren am 20. Januar 1762 zu Kassel, † daselbst am 31. Januar 1829. — Von lutherischen Bürgersleuten stammend, — der Vater war Schwertfeger — wurde er von 1773—78 auf dem Pädagogium, dann im Collegium Carolinum seiner Vaterstadt für seine gelehrte Laufbahn vorgebildet. Von 1778 ab studirte er in Göttingen Theologie, in der er dereinst ein akademisches Lehramt zu bekleiden hoffte, unter Koppe, Leß und Michaelis, daneben aber auch Philologie und Geschichte bei Heyne und Spittler; allmählich wandte er sich sogar auf Heyne's Rath ganz der philologischen und archäologischen Wissenschaft zu. Nachdem er von 1782 an eine Hauslehrerstelle in Wetzlar bekleidet hatte, kehrte er 1784 nach Göttingen zurück und verbrachte daselbst die nächsten drei Jahre in vertrautem Umgang mit Heyne unter archäologischen Studien. Von 1787 bis zum Februar 1789 versah er darauf eine außerordentliche Professur der Philosophie an der Landesuniversität in Marburg und wurde dann mit der Mitaufsicht über das Museum in Kassel betraut. Im J. 1792 begleitete er den damaligen Erbprinzen, späteren Kurfürsten Wilhelm II., den er auch in die Archäologie und andre Wissenschaften einführte, auf einer Schweizerreise, von der er eine Episode im dritten Bande von Schiller's Neuer Thalia, 1793, S. 3—46, anziehend geschildert hat, und in den beiden folgenden Jahren auf die Universität nach Leipzig. Nach Kassel zurückgekehrt, wurde V. zum Oberaufseher über die Antiken-, Pretiosen- und Kunstsammlungen, zum zweiten Bibliothekar und Hofarchivar mit dem Titel eines Raths ernannt, vom letzteren Amt aber 1802 auf sein Ansuchen wieder entbunden, wogegen er in diesem Jahre das Secretariat der Alterthumsgesellschaft übernahm und bis zum Zusammenbruch des Kurstaats und der gleichzeitigen Auflösung der Gesellschaft im J. 1807 führte.

Inzwischen hatte er nach mehreren kleineren litterarischen Arbeiten im J. 1798, angeregt durch die 1796 begonnenen französ. Kunsträubereien, eine Schrift „über die Wegführung der Kunstwerke aus den eroberten Ländern nach Rom“ herausgegeben; es war, als habe ihm dabei schon das Schicksal vor Augen geschwebt, welches die seiner Obhut übergebenen Sammlungen erleiden sollten; in den Jahren 1806 und 1807 erfuhren diese durch die Franzosen wiederholt schwere Plünderungen, welcher der als eifriger Patriot wie als Gelehrter schwer davon getroffene Mann selbst in einem neuerdings veröffentlichten Manuscript vom J. 1813 (s. u.) ausführlich und anschaulich dargestellt hat. Nach dem Sturz der Fremdherrschaft, während deren er, böswillig denuncirt, 1809 nach Dörnberg's Unter-

nehmen sogar für mehrere Tage im Kastell zu Kassel eingekerkert worden war, übrigens nach Strieder's Rücktritt die erste Bibliothekarstelle bekleidet hatte, wurde er zunächst wieder zweiter Bibliothekar mit dem Titel eines Oberhofraths, da Strieder wenigstens formell die erste Stelle und die Leitung der Anstalt nunmehr wieder übernahm. Im April 1814 ging er mit zwei Begleitern, Lepel und Robert, nach Paris, um daselbst die von den Franzosen entführten litterarischen und Kunstschätze wieder zurückzuholen. Er fand zwar seine Antiken fast vollständig im Dianasaal des Louvre wieder, wurde aber durch den ersten Pariser Frieden bitter enttäuscht, indem Kaiser Alexander's übel angebrachte Großmuth den Franzosen alle geraubten Kunstschätze sicherte; ja die Commission wäre — im Juni 1814 — mit völlig leeren Händen heimgekehrt, wenn es ihr nicht gelungen wäre, wenigstens eine Anzahl entführter Bücher und Bilder neben einigen Kunstgegenständen, die Jérôme auf seiner Flucht mitgenommen hatte, von dessen Gefolge wieder zurückzugewinnen. Doch hatte V. so genaue Aufzeichnungen über die Standorte der hessischen Antiken in Paris gemacht, daß nach dem zweiten Pariser Frieden das hessische Eigenthum dort auch ohne seine persönliche Anwesenheit, bloß auf seine Angaben hin, von anderen zurückgenommen und heimgeführt werden konnte.

Nach Strieder's Tod wurde ihm im J. 1815 die Oberleitung der Bibliothek wieder übertragen, an welcher die ihm sehr nahe stehenden Brüder Grimm die beiden andern Stellen innehatten, und er widmete nun, nach dem Regierungsantritt Kurfürst Wilhelm's II. im J. 1821 als Director an die Spitze des gesammten Museums gestellt, den Rest seines Lebens ganz seinem Amte, in dem er sich als pflichttreuer Verwalter und sorgsamster Arbeiter erwies, und eifriger wissenschaftlichen Thätigkeit. Er starb, 67jährig, nachdem er wenige Monate vorher seine Gattin verloren, nach kurzer Krankheit am Abend des 31. Januar 1829.

Die Zahl seiner litterarischen Werke ist nicht groß, seine Bedeutung und das Maaß seiner Gelehrsamkeit auch nicht danach allein zu bemessen. Bescheiden sich zurückhaltend, sich selber schwer genügend, war er in unermüdeter Arbeit, lesend, prüfend, vergleichend, mehr um seine eigene Weiterbildung und um Sammlung gelehrten Materials bemüht; er besaß das gründlichste Wissen besonders auf dem Gebiet der Archäologie und die eingehendste Kenntniß der alten wie der neuen Fachlitteratur; Gelehrten wie Heyne, Böttiger, Welcker, K. O. Müller, Köhler befreundet, hat er doch außer mit U. Fr. Kopp keinen größeren litterarischen Briefwechsel gepflegt. Unter seinen gedruckten Abhandlungen verdienen außer der oben genannten Schrift diejenigen über die Germania des Tacitus (1788), über den olympischen Zeus und seinen Tempel (1794) und über die antiken Sculpturen im Museum zu Kassel in Welcker's Zeitschr. f. Geschichte und Auslegung der alten Kunst (1818) Erwähnung. Ein umfassender, auf die Geschichte aller antiken auf uns gekommenen Bildwerke gerichteter Plan, für welchen er ausgedehnte Vorarbeiten gemacht hat, ist unausgeführt geblieben. Sein litterarischer Nachlaß, über dessen Reichhaltigkeit und Werth sich K. O. Müller in d. Gött. Gel. Anzeig. 1830, I. Band, 64. Stück, auf das anerkennendste äußert, wird in der ständischen Landesbibliothek zu Kassel aufbewahrt; auf Veranlassung Jakob Grimm's hat K. O. Müller im J. 1831 vier Abhandlungen daraus veröffentlicht und mit Vorrede und Anmerkungen versehen, doch ist die geplante Fortsetzung unterblieben. Eine werthvolle Quelle für die Zeitgeschichte ist neben der schon erwähnten Aufzeichnung über die Beraubung des Kasseler Museums auch diejenige über „die Einnahme Kassels durch Czernitscheff und die letzten Tage des Königreichs Westfalen“ (s. u.).

Selbstbiographie, bis z. J. 1801 reichend, bei Strieder, Hess. Gel.-Gesch. XVI, 343—346; Zusätze daselbst XVII, 395 ff. Ein Ehrendenkmal setzte

ihm Jakob Grimm in dem schönen Nekrolog der Kasselschen Allgem. Zeitung 1829, Nr. 33, S. 158 ff. (auch in den Kl. Schrift. VI, 405—409). Die erwähnten für ihn selbst wie für die Zeit König Jérôme's bedeutsamen Aufzeichnungen Völkel's sind von A. Duncker in der Zeitschr. f. Hess. Gesch. u. Landesk., N. Folge IX, 1882, S. 261—318 veröffentlicht, der ebenda S. 252—259 u. 318—335 werthvolle Angaben über sein Leben macht (Anlage II enthält 5 Briefe Jakob Grimm's, Völkel's Nachlaß betreffend). Vgl. auch die Selbstbiographie der Brüder Grimm und ihre Jugendbriefe a. v. St.

A. Stoll.

Völker: Gottfried Wilhelm V., Maler, wurde am 23. März 1775 zu Berlin geboren. Seine künstlerische Ausbildung erhielt er durch Joh. Friedrich Schulze, den Director der königlichen Porzellan-Manufactur in Berlin. Sein Fach war die Blumenmalerei, in der er eine naturalistische Richtung verfolgte und einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichte, was aus den Blumenstücken der Manufactur aus jener Zeit noch heute ersichtlich ist. Indessen beschränkte sich V. nicht auf die Porzellanmalerei, sondern versuchte sich auch in Oelgemälden, deren sinnige Blumenarrangements und gelungene Durchführung den Zeitgenossen sehr zusagten. Zum Theil arbeitete er mit anderen Künstlern zusammen, z. B. mit August v. Klöber, mit dem er gemeinsam Bilder, wie: „Pausanias und Glycera", ein „in Blumen schlafendes Mädchen" u. dgl. mehr schuf. Seit dem J. 1803 bekleidete er das Amt eines Malervorstehers an der Berliner Porzellan-Manufactur mit dem Titel eines Professors. Als die Zahl dieser Beamten im J. 1821 von acht auf vier herabgesetzt wurde, behielt er neben Schulze, Taubert und Maiwald seine Stellung und rückte im J. 1833 zum ausschließlichen Leiter des Malereiwesens an der Manufactur auf, um bis zum J. 1848 in diesem Amte zu bleiben. Seit dem J. 1811 war er ordentliches Mitglied der Berliner Akademie. Aus Anlaß seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums wurde er zum Geheimen Hofrath ernannt. Er starb zu Berlin am 1. November 1849. — Sein Sohn Friedrich Wilhelm (1799—1870) war gleichfalls als Blumenmaler für die Berliner Manufactur thätig, brachte es aber zu keiner größeren Vollkommenheit als sein Vater.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstlerlexicon. München 1850, XX, 469—470. — G. Kolbe, Geschichte der kgl. Porzellanmanufactur zu Berlin. Berlin 1863. S. 227, 239, 252, 298. — Allg. Künstlerlexicon. 2. Aufl. von A. Seubert. Stuttgart 1879. S. 525. — A. Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst. Leipzig 1887. II, 468. 1889. III, 265.

H. A. Lier.

Volkert: Franz V., Tonsetzer und dramatischer Dichter, geboren bei Bunzlau am 2. Februar 1767, † zu Wien am 22. März 1845. Er ist der Sohn eines Schullehrers, erhielt schon zu Hause, dann in Prag gründlichen Musikunterricht; nachdem er daselbst kurze Zeit als Chorist an der italienischen Oper gewirkt, kam er 1790 als Organist nach Königgrätz, neben vielen kirchlichen Compositionen beginnt er schon damals für herumziehende Theatergesellschaften Einlagen und Couplets zu componiren. 1810 taucht er als Organist in Wien auf, 1821 ist er am Leopoldstädter Theater neben Wenzel Müller Capellmeister. In dieser Stellung schrieb er die Musik zu einer wahren Unzahl von Possen Gleich's, Meisl's u. A. und von Pantomimen. Erhalten ist nur äußerst wenig: Zwei Trios für Clavier, Violine und Cello (op. 1 und 5), 2 Hefte Orgelpraeludien (op. 20), von seinen Theatercompositionen soll nach Wurzbach die Musik zu Gleich's Eheteufel auf Reisen im Stich erschienen sein, einige Nummern aus Meisl's Gespenst auf der Bastei, und aus dem wilden Mann im Prater stehen in einer Sammlung komischer Theatergesänge, das Archiv des

Musikvereins bewahrt handschriftlich einige Lieder und die Musik zu 2 Pantomimen: Hampel's Zauberpyramiden und Rainola's Zauberschere. Als Dramatiker versuchte er sich mit einer von ihm auch componirten Zauberoper: „Die Abenteuer auf der Schlangenburg", die am 25. Juni 1814 im Leopoldstädter Theater in Scene ging. Die Theaterzeitung lobt das Stück, das in dem Aufgeben von Räthseln an die Turandot erinnert, und hebt die komischen Figuren, besonders den kleinen Genius Bagatellerl hervor. Einige Jahre später wurde das Stück im Josephstädter Theater (30. August 1818) wieder aufgenommen, höchst überflüssiger Weise, wie die Theaterzeitung versichert, und fiel gänzlich ab.

Wurzbach 51, 251—253. A. v. Weilen.

Völkl: Franz V., Maler, wurde als Sohn eines Gerbereibesitzers am 20. April 1848 zu Altheim in Oberösterreich geboren und empfing seine Schulbildung auf der Realschule zu Linz. Da er große Neigung für die Kunst besaß, ging er, sechzehn Jahre alt, nach München und ließ sich hier als Schüler an der Akademie aufnehmen, wo Schraudolph sein erster Lehrer wurde. Nach sechsjähriger Lehrzeit selbständig geworden, blieb er in München, wo er religiöse Bilder, Landschaften und eine Anzahl Aquarelle malte, letztere zumeist im Auftrage König Ludwig's II. von Baiern. Indessen gelang es ihm nicht, sich und seiner Familie eine materiell gesicherte Stellung zu verschaffen. Infolge dessen fing sich sein Geist zu umnachten an, und er starb am 1. April 1886, noch ehe sich seine Begabung hatte voll entfalten können. Nach seinem Tode erwarb der Münchener Kunstverein eine Mondscheinlandschaft von seiner Hand.

Vgl. Bericht über den Bestand und das Wirken des Kunstvereines München während des Jahres 1886. München 1887. S. 65.

H. A. Lier.

Volkmann: Alfred Wilhelm V., berühmter Physiolog, geboren am 1. Juli 1800 zu Leipzig, † am 21. April 1877 als ordentlicher Professor für Physiologie in Halle, studirte an der Universität seiner Vaterstadt seit 1821, erlangte daselbst 1826 mit der Abhandlung „Observatio biologica de magnetismo animali" die Doctorwürde, machte darauf zu seiner weiteren Ausbildung größere wissenschaftliche Reisen nach Paris und London, habilitirte sich 1828 als Privatdocent in Leipzig, wurde 1834 daselbst zum außerordentlichen Professor der Zootomie ernannt, ging 1837 als Professor der Physiologie, Pathologie und Semiotik nach Dorpat und sechs Jahre später nach seiner 1842 auf Wunsch erfolgten Entlassung 1843 als ordentlicher Professor der Physiologie nach Halle, wo er als Lehrer und Forscher in segensreichster Weise fast bis zu seinem Lebensende wirkte. Doch wurde, nachdem er von 1854 ab Anatomie und Physiologie combinirt gelehrt hatte, die letztgenannte Disciplin 1872 abgezweigt und J. Bernstein übertragen, sodaß V. fortab ausschließlich den Unterricht in der Anatomie leitete. 1876 beging er sein 50jähriges Doctorjubiläum und zog sich dann von seiner Universitätsthätigkeit gänzlich zurück. — V. gehört unbedingt zu den hervorragendsten Physiologen des 19. Jahrhunderts. Seine, den Stempel der Vollkommenheit tragenden Leistungen betreffen hauptsächlich die Lehre von der Blutbewegung, die Physiologie des Nervensystems, sowie die physiologische Optik. Die Titel einiger der bezüglichen Schriften sind: „Neue Beiträge zur Physiologie des Gesichtssinnes" (Leipzig 1836); „Die Lehre von dem leiblichen Leben des Menschen" (ebd. 1837); „Die Selbständigkeit des sympathetischen Nervensystems durch anatomische Untersuchungen nachgewiesen" (zusammen mit F. H. Bidder, ebd. 1842); „Die Hämodynamik nach Versuchen" (ebd. 1850); „Physiologische Untersuchungen im Gebiete der Optik" (ebd. 1863 bis 64). Kleinere Aufsätze Volkmann's sind in Poggendorff's Annalen, Wag=

ner's Handwörterbuch der Physiologie, Joh. Müller's Archiv u. a. Zeitschriften zerstreut veröffentlicht.

Vgl. die im Biogr. Lexicon VI, 148 angegebenen Quellen.

Pagel.

Volkmann: Johann Jacob V., Schriftsteller, wurde am 17. März 1732 als ältester Sohn des Licentiaten der Rechte Konrad Dietrich V. und dessen Gattin, einer Tochter des Gelehrten, Hamburger Syndikus' und Bürgermeisters Joh. Anderson, in Hamburg geboren. Der Vater lebte bei ansehnlichen Glücksumständen bis an seinen frühen Tod als Privatmann den Wissenschaften und der Erziehung seiner fünf Kinder. Joh. Jacob widmete sich dem Studium der Rechte und der Mathematik, sowie dem der älteren und neueren Sprachen, zuerst in Leipzig und nach Ausbruch des siebenjährigen Krieges, der ihn von dort vertrieb, in Göttingen. Dann unternahm er eine Reise nach Italien, hielt sich hier 1½ Jahre auf und verwendete die Zeit „vorzüglich auf die Betrachtung der Werke der Kunst, der Alterthümer und was sonst zu den Wissenschaften gehört". 1758 lernte er auch Mengs und Winckelmann in Rom kennen und schloß sich besonders an letzteren, mit dem er auch später noch in Briefwechsel stand, und seine Kunstforschungen eifrig an. Von Italien aus ging V. nach Frankreich, promovirte am 10. August 1759 in Orléans und hielt sich darauf noch 19 Monate lang in Paris und 4 Monate in den Provinzen, vornehmlich den südlichen, auf. Mit seinem Bruder Peter Dietrich besuchte er sodann seit 1761 Holland und England, bereiste darauf auch Spanien und ließ sich endlich nach seiner Rückkehr in Leipzig nieder, wohin ihn besonders Weiße und der neugegründete litterarische Verein zog. Hier beschäftigte sich V. namentlich mit litterarischen und kunsthistorischen Arbeiten, und er hat durch seine eigenen Werke wie durch Uebersetzung ausländischer (französ., engl., dän. und ital.) Schriften über Kunstgegenstände und Künstler viel zur Anregung der Gebildeten und Reisenden zur Kunstgeschichte und zu den Kunstwerken des Auslandes beigetragen.

Im J. 1764 kaufte er die beiden Ritter- und Mannlehengüter Zschortau (oberer Theil) und Biesen bei Delitzsch, vermählte sich am 21. Mai 1765 mit Eleonore Henriette Welck (geb. am 6. November 1746 in Leipzig), Tochter des Hofraths und Oberpostamtsdirectors Wolfgang Georg Welck, und lebte nun abwechselnd in Zschortau und Leipzig. Nach kurzer Selbstbewirthschaftung seiner Güter verpachtete er diese und widmete sich ganz seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Als seine erste Gattin nach langen Leiden am 4. Mai 1793 gestorben war, vermählte sich V. am 23. Januar 1794 mit Luise Charlotte Lange (geb. am 20. December 1743 in Spremberg, † 1816), Tochter des Amtmanns Christian Gottfried Lange in Spremberg. V. starb am 21. Juli 1803 in Zschortau und wurde am 24. Juli in der Familiengruft an der dortigen Kirche beigesetzt. Von seinen 6 Kindern überlebten ihn ein Sohn, Johann Wilhelm, Senator in Leipzig, und eine Tochter Johanna Charlotte, vermählt mit dem Präsidenten v. Vangerow in Magdeburg.

Volkmann's Werke und Uebersetzungen (aufgezählt bei Meusel, Das gelehrte Teutschland VIII, 253—255 und in Schröder's Lexikon der hamburgischen Schriftsteller VII), deren Inhalt jetzt freilich weit überholt ist, haben zu ihrer Zeit verdiente Anerkennung gefunden. Von seinen auf eigenen Anschauungen und den besten deutschen und ausländischen Schriften fußenden reichhaltigen, praktischen Reisewerken über Italien, England (4 Bde., 1781—82), Holland (1783), Schottland und Irland (1784), Spanien (2 Bde., 1785) und Frankreich (3 Bde., 1787—88), ist besonders das erstgenannte, betitelt „Historisch-kritische Nachrichten von Italien, welche eine Beschreibung des Landes, der

Sitten, Regierungsform, Handlung, des Zustandes der Wissenschaften und besonders der Werke der Kunst enthalten" (3 Bde., 1770/71, 2. Aufl. 1777/78; auch ins Holländische übersetzt), deswegen hervorzuheben, weil es Goethe auf seiner italienischen Reise vielfach als Führer benutzt hat.

Auf Grund gütiger Mittheilungen der Herren Dr. L. Volkmann in Leipzig und Pastor Pein in Zschortau. Max Mendheim.

Volkmann: Richard v. V., geboren am 17. August 1830 zu Leipzig als Sohn des Anatomen und Physiologen Alfred Wilhelm V. (s. o.), ging sieben Jahre später mit seinem nach Dorpat berufenen Vater dorthin und kehrte mit demselben 1843 in das Vaterland zurück. Er besuchte darauf sechs Jahre lang die Fürstenschule in Grimma, widmete sich von 1850—54 dem Studium der Medicin auf den Universitäten Halle, Gießen und Berlin und hatte sich an letzterem Orte der besonderen Förderung von Seite Traube's und Langenbeck's zu erfreuen. Nachdem er am 26. August 1854 mit der Dissertation „De gangraena pulmonum" in Berlin zum Doctor promovirt worden war und im folgenden Winter in Halle das Staatsexamen zurückgelegt hatte, trat er im Sommer darauf als Assistenzarzt in die chirurgische Klinik von Blasius, wo er im nächstfolgenden Sommer den wegen eines schweren Augenleidens beurlaubten Director vier Monate lang in der Leitung der Klinik zu vertreten und alle Operationen selbständig auszuführen hatte. Im Juni 1857 habilitirte er sich mit der Arbeit „Observationes anatomicae et chirurgicae quatuor" in Halle als Privatdocent der Chirurgie und schied als Assistent aus der chirurgischen Klinik aus, indem das Verhältniß des jungen, aufstrebenden, seine Zuhörer mehr als sein Lehrer fesselnden Docenten zu diesem ein unfreundliches geworden war. Da ihm jede Beziehung zur chirurgischen Klinik versagt war, mußte er zu der Thätigkeit eines praktischen Arztes greifen, war bald der gesuchteste Arzt in Halle und blieb in dieser anstrengenden und zeitraubenden Wirksamkeit bis zu seiner im März 1867 erfolgten Ernennung zum ordentlichen Professor und Director der chirurgischen Klinik, nachdem er im Februar 1863 zum Prof. extraordin. ernannt worden war. Inzwischen war er bei aller ermüdenden praktischen Thätigkeit, sowol in Vorträgen und Cursen, darunter solchen über pathologische Anatomie, als in wissenschaftlichen, mit eigenhändigen vortrefflichen Zeichnungen ausgestatteten Arbeiten überaus fleißig gewesen. Es sind von denselben zu nennen: „Bemerkungen über einige vom Krebs zu trennende Geschwülste" (Halle 1858); „Ueber Neubildung Haversischer Canäle im harten Knochengewebe (vasculöse Ostitis)" und die vorzügliche Monographie „Die Krankheiten der Knochen und Gelenke" (in Pitha-Billroth's Handbuch der Chirurgie, 1865). Im J. 1866 leitete er vom Juli bis October als Chefarzt, ohne militärische Charge, unter schwierigen Verhältnissen die großen Lazarethe auf dem böhmischen Kriegsschauplatze in Trautenau.

Mit seiner Ernennung zum Leiter der Halleschen chirurgischen Klinik begann jene glänzende chirurgische Thätigkeit, welche ihn bald in die erste Reihe seiner Fachgenossen stellte. Jede neue Errungenschaft fand daselbst Eingang; zahlreich sind die von ihm für die chirurgische Behandlung gemachten Erfindungen und Verbesserungen. Alsbald hatte er die offene Wundbehandlung eingeführt, die ihm schon im Feldzuge 1866 gute Resultate geliefert hatte, während früher zeitweise die Mortalität in der Halleschen Klinik eine furchtbare gewesen war. Er blieb dieser Behandlungsweise bis zur Aera der Antiseptik treu. Im April 1870 begann er, in Verbindung mit hervorragenden Fachgenossen die Herausgabe einer Sammlung klinischer Vorträge aus allen Zweigen der praktischen Medicin, eine Publication, die seinen Namen bald in aller Welt bekannt machte. Während des deutsch-französischen Krieges war er in der Eigen-

schaft eines consultirenden Generalarztes anfänglich als Chefarzt der Lazarethe in Mannheim, dann bei Sedan, von Ende September an aber vor Paris und nachdem er bereits nach Hause zurückgekehrt gewesen war, von Anfang Februar bis Mitte März bei der Südarmee in Dijon thätig. Während der einförmigen Belagerung von Paris entstand sein bedeutendstes, unter dem Pseudonym „Richard Leander" berühmt gewordenes dichterisches Werk „Träumereien an französischen Kaminen", die er für Frau und Kinder in der Heimath niedergeschrieben und in Feldpostbriefen in die Heimath gesandt hatte, nachdem die reiche dichterische Thätigkeit aus seiner Studenten- und Verlobungszeit durch eine anstrengende fachwissenschaftliche Beschäftigung eine lange Unterbrechung erfahren hatte.

Aus dem Felde zurückgekehrt, fand V. seine Klinik in einer überaus traurigen hygienischen, während der Jahre 1871, 72 fast ganz andauernden Verfassung. Da entschloß er sich im November 1872 zu einer Probe mit der von Joseph Lister erfundenen und empfohlenen antiseptischen Behandlung, die trotz der damaligen Umständlichkeit der Methode, in seinen Händen bald so günstige Resultate lieferte, daß er ein begeisterter Anhänger und Apostel derselben wurde und in seinen 1875 erschienenen „Beiträgen zur Chirurgie" von der antiseptischen Methode rühmen konnte, sie habe die Chirurgie zum Range der jüngsten Experimentalwissenschaft emporgehoben, und daß er auf dem Internationalen medicinischen Congreß in London 1881 von ihr sagen konnte, daß die durch sie herbeigeführten Wandlungen ohne gleichen in der Geschichte der Medicin seien. Es ist daher das unbestrittene Verdienst Volkmann's, durch Wort und Schrift thatkräftig für die Antiseptik gewirkt und unermüdlich an der Vereinfachung, Verbesserung und Verbreitung derselben gearbeitet zu haben, so daß sie in Deutschland so schnell und so allgemein, wie in keinem andern Culturlande, festen Fuß faßte und zum Gemeingut Aller wurde. Inzwischen war auf seinen und Gustav Simon's Antrieb, in Gemeinschaft mit B. v. Langenbeck die Deutsche Gesellschaft für Chirurgie gegründet worden, deren erste Sitzung am 10. April 1872 mit seinem Vortrage „Zur vergleichenden Mortalitäts-Statistik analoger Kriegs- und Friedensverletzungen" eröffnet wurde. Bis zu seinem Tode war V. auf den Congressen der Gesellschaft eines der thätigsten und anregendsten Mitglieder, und als Langenbeck nach 14jähriger Leitung derselben im J. 1886 sein Amt niederlegte, wurde V. an seiner Stelle zum Vorsitzenden erwählt und verblieb in dieser Stellung zwei Jahre lang. — 1877 wurde er zum Geh. Medicinalrath ernannt, 1878—79 bekleidete er das Rectorat der Universität Halle; 1879 ging endlich sein Lieblingswunsch in Erfüllung, in eine andere, nach seinen Angaben erbaute Klinik einziehen zu können, die sich bald als eine Musteranstalt erwies. — Von seinen wissenschaftlichen, meistens auf den Chirurgencongressen zur allgemeinen Kenntniß gebrachten Arbeiten führen wir noch an seine Bestrebungen, die verbesserte Technik der Exstirpation der krebsig entarteten Brustdrüse zugleich mit ihren Lymphdrüsen einzuführen, seine Mittheilungen über Paraffin- und Rußkrebs, Psoriasis linguae oder buccalis, seine Totalexstirpation der Gelenke ohne Knochenresection, seine Behandlung der Leberechinococcen und seine „Chirurgischen Erfahrungen über die Tuberculose" (1885). — An Ehrungen, die ihm zu Theil geworden waren, finden wir die Verleihung des Ehrenbürgerrechtes der Stadt Halle und die 1885 erfolgte Erhebung in den erblichen Adelstand.

Die letzten Lebensjahre Volkmann's waren vielfach durch Krankheit getrübt; ein schleichend verlaufendes Rückenmarksleiden verursachte Schmerzen von großer Heftigkeit, die ihn öfter an der Ausübung seiner Berufspflichten hinderten und ihn zur Erholung zwangen, die er, wie früher in der Schweiz, so in der späteren Zeit meistens in Italien und dessen Kunstsammlungen suchte,

deren Anschauung und Bewunderung ihm große Befriedigung gewährte. Durch einen 17maligen Aufenthalt in Rom war er mit den dortigen Kunstschätzen vollständig vertraut. Ueberhaupt besaß er auf manchen anderen Gebieten, als seiner Fachwissenschaft eingehende Kenntnisse, wie sich dies z. B. in den auf einem sehr fleißigen Studium der provençalischen Dichtungen des frühen Mittelalters beruhenden Troubadourliedern, der letzten, wenige Monate vor seinem Tode erschienenen poetischen Gabe des Dichters, äußerte. — Nachdem es ihm, im Mai 1889 gestärkt aus Italien zurückkehrend, noch einmal möglich gewesen war, im Sommerhalbjahre mit seltenen Unterbrechungen seine Klinik zu halten, auch eine Monographie „Ueber den Krebs" wesentlich zu fördern, hielt er sich zur Erholung in Jena auf, kam am 17. November nach Halle zurück, um an Berathungen über die Vorbereitungen des im folgenden Jahre in Berlin abzuhaltenden internationalen medicinischen Congresses theilzunehmen, zog sich aber auf der Rückkehr nach Jena eine Lungenentzündung zu, der er am 28. November erlag.

V. war seinem Aeußeren nach eine vornehme Persönlichkeit und konnte, wenn er wollte, von bezaubernder Liebenswürdigkeit sein; er war aber auch von bewunderungswürdiger Energie, ja selbst Zähigkeit, und wenn es ihm nöthig schien, konnte er sogar rücksichtslos sein. Allen seinen Kranken erweckte sein liebevolles Wesen Zuversicht und Hoffnung auf Heilung, wie Tausende, die solche von seiner Hand empfingen, bezeugen können. Als Lehrer war er unübertrefflich. Ein Meister der Form und der Rede, von hinreißender Lebhaftigkeit im Vortrage, vermochte er seinen Schülern die schwierigsten Verhältnisse klar zu legen und durch Zeichnungen zu erläutern, den scheinbar unbedeutendsten Gegenstand anziehend zu machen, einem gegebenen Stoffe immer neue Seiten abzugewinnen. Auf wissenschaftlichen Versammlungen griff er mit Schlagfertigkeit in die Discussion ein und war vermöge seiner hohen geistigen Begabung und seines schnellen Fassungsvermögens eines der hervorragendsten Mitglieder solcher. Seine dankbaren Mitbürger, Freunde und Schüler errichteten ihm vor der chirurgischen Klinik, der Stätte seiner vieljährigen Wirksamkeit, ein Denkmal, das am 1. August 1894 eingeweiht wurde.

Fedor Krause in Berliner klinische Wochenschrift, 1889, S. 1089, 1119 (mit einem vollständigen Verzeichniß seiner wissenschaftlichen u. belletristischen Arbeiten und Schriften). — E. v. Bergmann in Verhandlungen der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie, 19. Congreß. 1890, I, S. 3.

E. Gurlt.

Volkmann: Robert V., ein bedeutender Componist der Neuzeit, zu Lommatzsch in Sachsen am 6. April 1815 geboren und am 29. zum 30. October 1883 zu Pest gestorben. Sein Vater, Friedrich August Gotthelf V., war seit 1802 an obigem Orte Cantor und zweiter Knabenlehrer und unterrichtete seinen Sohn selbst, sowol in den Schulwissenschaften als in der Musik; derselbe erhielt auch vom Stadtmusikus Friebel Unterricht auf Streichinstrumenten, so daß er als zwölfjähriger Knabe sowol den Vater auf der Orgelbank vertreten, als in Streichquartetten mitwirken konnte. Trotz der sich zeigenden Veranlagung zur Musik, bestimmte ihn dennoch der Vater zum Lehrerstande und schickte ihn auf das Seminar zu Freiberg i/S. Dort erst erkannte der Musikdirector Anacker das bedeutende Musiktalent Volkmann's und bestimmte ihn sich ganz der Musik zu widmen. V. ging 1836 nach Leipzig, welches durch Mendelssohn's Anwesenheit eine große Anziehungskraft für junge studirende Musiker erhalten hatte (das Conservatorium für Musik wurde erst 1843 errichtet). Hier wurde er Schüler C. F. Becker's im Orgelspiel und in der Theorie. Weit größeren Einfluß übten aber auf ihn die unter Mendelssohn's Direction stehenden Gewandhausconcerte

und der Umgang mit Rob. Schumann, dessen Empfindungs- und Ausdrucksweise mit seiner eigenen auffallend übereinstimmte, wenn er auch später als Componist seine eigenen Wege ging. 1839 erschien in Leipzig bei Schuberth sein erstes Werk: „Phantasiebilder für Pianoforte". Der Titel verräth den Schumann'schen Einfluß, jedoch der Inhalt ist selbständig. Louis Ehlert schreibt in der Leipziger Allgemeinen musikalischen Zeitung 1868, S. 316: Wenn ein Künstler sich in naturgemäßer Weise entwickelt, so brauchen wir für seine Bildungsgeschichte gar nicht die chronologische Reihe seiner Werke. Trägt diese letztere, wie es sein soll, den Charakter einer aufsteigenden Scala, so können wir mit voller Bestimmtheit alles Unreife an den Anfang und alles Vollendete an das Ende stellen. Bei V. trifft das nur selten zu, die Chronologie seiner Werke läßt keinen eigentlich organischen Entwickelungsgang erkennen. Ueberall eine ersichtlich ideale Haltung, ein reiches inniges Gemüthsleben, größtentheils unverkennbares Talent, und dabei wieder ein Sichgehenlassen, eine Unbekümmertheit, eine naive Kritiklosigkeit, die neben das Beste das Schwächste stellt. Obige Phantasiestücke nahm V. später nochmals vor, arbeitete sie zum Theil um und gab sie von neuem in Wien bei Spina ohne Opuszahl heraus. Ein Vergleich der ersten Ausgabe mit der neuen war mir nicht erreichbar. 1839 ging er nach Prag und ernährte sich als Musiklehrer, schrieb auch manches des lieben Broterwerbs halber. 1842 ließ er sich in Pest nieder, ging aber 1854 nach Wien und lebte dort bis 1858, worauf er sich dauernd in Pest niederließ. Sein äußeres Leben scheint sehr einfach dahin geflossen zu sein. Kummer und Sorge wird ihm nicht erspart geblieben sein, doch ist davon nichts der Außenwelt bekannt geworden. Das erste seiner Werke, welches die Aufmerksamkeit der Kunstwelt und Kunstfreunde auf sich zog, war das 1852 erschienene zweite Claviertrio in B-moll op. 5, bald darauf die beiden Streichquartette in A-moll und G-moll. Dieses zweite Trio ist bekanntlich dasjenige Werk, an welche sich die gespanntesten Erwartungen für die Zukunft des Componisten knüpften. In der That, nach einem solchen Löwenwurf war es dem Publicum nicht zu verargen, wenn es über die vielen zahmen Hausthiere, die darauf folgten, einigermaßen betroffen war. In der That, so viel V. auch nach dem Trio Vortreffliches geschaffen hat, über das B-moll-Trio ist er niemals hinausgekommen. Er hat nicht nur niemals seine Kräfte höher gesteigert, sondern auch niemals wieder diese Höhe erreicht. Das Trio ist ganz aus einem Guß, von den mächtigsten Dimensionen und ohne jeden Sprung. Man hat durchaus die Empfindung, daß nicht ein bloßes Talent, sondern eine geniale Hand dasselbe geformt. Keine Nachäfferei, keine Unsicherheit, kein Experimentiren verderben irgendwo den Eindruck der spontansten Unmittelbarkeit. Die Themen sind durchweg edel und prägnant, bald groß und feierlich wie im Anfange, bald anmuthig wie im Allegretto, bald feurig wie im Finale. Dabei ist über das Ganze ein Wohlklang ausgegossen, eine schöne Sicherheit des Colorits, daß man jener supplementären Empfindungen, die uns beim Anhören so vieler moderner Compositionen zu fortwährendem Retondiren nöthigen, ganz überhoben ist. Das Streichquartett ist seit Beethoven der Prüfstein für jeden Componisten. Das in A-moll, op. 9, beginnt mit einer für unser heutiges Empfinden fast gar zu einfachen Einleitung, an welche sich ein unbefangen heiteres Allegro schließt, von den reinsten Formen und ansprechenden Gedanken, deren Reiz weniger in ihrer Tiefe, als in ihrer glücklichen Vertheilung und Abrundung liegt. Das Adagio versucht tiefere Saiten anzuschlagen und sich im Beethovenschen Empfindungsgeiste zu bewegen. In der Mitte löst sich der Dreiviertel- in einen Neunachteltakt auf. Die erste Geige figurirt in starken Affecten zu dem ruhigen Gange der Unterstimmen und drückt ihre Erregung durch eine fast zu übertriebene Ver-

mischung der verschiedenartigsten Notenwerthe aus. Der 9/8 Takt verkürzt sich zum 6/8 Takt, bricht leidenschaftlich jäh ab, um einer zweiten Enclave Platz zu machen, welche im Charakter des Recitativs gehalten ist, und rhapsodisch auf das erste Thema zurückführt, mit welchem, etwas weicher ausgesponnen, der Satz schließt. Trotz vereinzeltem Werthvollen, will sich derselbe zu keinem rechten Ganzen fügen. Das Scherzo dagegen, welches jetzt folgt, hat jene reizende Einfachheit und Schlichtheit der musikalischen Erfindung, durch welche V., da sie ein hervorragender Zug seines Naturells ist, vielleicht berufen gewesen wäre, der Haydn unserer modernen Musik zu werden, wenn er sich nicht mitunter durch gelegentliche Espritmacherei und ein forcirtes Wesen untreu würde. Das Finale, rasch und tarantellenartig, hat viel Temperament, aber keinen sonderlichen Geist, wodurch diese Beweglichkeit doch allein noch genießbar würde. Das zweite Quartett in G-moll, op. 14, ist ein recht lehrreiches Beispiel dafür, wie ein glücklicher Griff, ein einziger kühner Gedanke das Schicksal eines Musikstückes bestimmen kann. Nur wenig Hörer wird es geben, die dem ersten Satze nicht einen stark männlichen Charakter und ein ganz wunderbar ausgeprägtes G-moll zuerkennen werden. Den wesentlichsten Antheil daran hat das zweite Motiv des ersten Themas. Ein Motiv, so granithart und straff, mit den dazu erklingenden Synkopen, welche seinem heroischen Charakter noch ein besonderes Relief geben und so glücklich verwendet und verwerthet, daß es sich wie eine Steinader überall sichtbar und doch nicht zudringlich, durch das Ganze zieht, wird überall und stets einen bedeutenden Eindruck hervorrufen. Nach solchem Satze wird sich stets ein zweiter schwer behaupten und zwar um so mehr, da die langsamen Sätze Volkmann's sterblichste Seite sind. Dieses Andante in Es-dur, welches seine weltmüde Sentimentalität nicht einmal durch geistreiche Appretur zu verbergen weiß, sticht mächtig gegen den ersten Satz ab. Ganz vortrefflich in seiner sprudelnden Lebhaftigkeit ist wieder das Scherzo in G-moll, 6/8 Takt, nur ist V. das seltene Unglück passirt, daß der geistvolle und neckische Mund Mendelssohn's dabei die Stichwörter gegeben hat. Der Eintritt des zweiten Themas auf dem einschneidenden A des Violoncells, der fugirte Mittelsatz, die elfenhafte Hast der Stimmen, die spukhafte Wiederkehr des Unisonomotivs in der Mitte, dies schöne Gleichgewicht zwischen Ruhe und Bewegung, Staccatoläufen und gebundener Cantilene, das Alles gehört unverkennbar dem Schöpfer der Sommernachtstraummusik an. So etwas kann selbst dem besten Künstler passiren. Der letzte Satz steht dem ersten nicht ebenbürtig zur Seite. Die Einleitung ist matt und der Zwischensatz in H-dur mit dem dreitaktigen Rhythmus ist nicht ganz im Quartettstil gehalten, und macht den Eindruck als wenn der Abschnitt nicht hineingehörte. Trotz aller Einwendungen verdient das G-moll-Quartett Volkmann's unsere Bewunderung und zeigt den Componisten als genialen Meister. V. hat noch 4 Quartette geschrieben, opus 34, 35, 37 und 43. Hervorzuheben sind das opus 35, 37 und 43, besonders das mittlere von den dreien zeichnet sich als das bedeutendere aus. Leidenschaftlich stürmt der erste Satz dahin, leider nicht frei von genialen Schroffheiten, ihm schließt sich ein gesangreiches Adagio an, vielleicht das beste was V. geschrieben hat, und ihm folgt gleich darauf ein Finale mit stark ausgesprochenem trotzigen Charakter, voller Feuer und Leben. Die andern beiden Quartette, opus 35 und 43 zeichnen sich durch eine gesunde, harmlose Musik aus, die einen außerordentlich wohlthätigen Eindruck hervorruft und wahrhaft heilkräftig wie Haydn'sche Musik auf die Nerven wirkt. Dies ist auch eins der großen Verdienste Volkmann's, daß er in seinen Compositionen so oft zum einfachsten und doch zum Herzen sprechenden Ausdruck kehrt und den Beweis liefert, daß sich selbst in dieser Einfachheit Ursprünglichkeit und Genialität entwickeln kann. Seine beiden Sinfonien in D-moll, op. 44

und in B-dur, op. 53, gehören zu den interessanteren Arbeiten der romantischen Epigonen. Wenn sie auch nicht entfernt die tiefe Kraft des Schumann'schen Sujectivismus besitzen, so wird man ihnen doch eine Fülle von Reizen nicht absprechen können. Die D-moll-Sinfonie beginnt mit einem sehr pathetischen Satze, fast von der Stilkraft Cherubini's. Während das erste Motiv weniger Ansprechendes besitzt, ist das zweite mit seinem imitatorischen Geflechte ungemein wohllautend. Der ganze Satz hat etwas Würdiges und Abgeklärtes und ruft einen bedeutenden Eindruck hervor. Das hierauf folgende Andante, trotz seiner Verwandtschaft mit Gade, ist außerordentlich gesangreich gehalten. Holzbläser führen den Gesang ein, die Streichinstrumente und Hörner treten alternirend hinzu, und ohne eigentlichen Mittelsatz zu bilden, spinnt sich der Satz cantilenenartig zu Ende. In der Mitte des Satzes geräth der Fluß der Melodie einmal ins Stocken und in langgezogenen Accorden schweben die Saiteninstrumente um die beiden Hörner. Es ist eine coloristische Wirkung von der lieblichsten Art. Die Instrumentation des ganzen Satzes ist von der keuschesten Einfachheit. Das nun folgende Scherzo ist rhythmisch von großem Reiz und das darauf folgende Trio gibt ihm erst den rechten Werth. Der letzte Satz bekämpft mit geschickter Hand die Gefahr, die in der zu großen Aehnlichkeit zwischen den beiden Themen liegt. In einem Sinfoniesatze müssen die beiden Motive Gegensätze bilden, sonst verfällt der Satz der Monotonie und macht dem Componisten das Leben schwer. Es ist bewundernswerth wie glücklich der Autor die Klippe umschifft. Die zweite Sinfonie in B-dur ist noch besser disponirt; die Themen des ersten Satzes sind von packender Kraft, gepaart mit den anmuthigsten Stimmungsbildern. Der zweite Satz ist eines jener stimmungsvollen heiter bewegten Stücke, deren Vorbilder Beethoven in der achten Sinfonie geschaffen hat. Der dritte Satz ist eigentlich nur eine breit ausgesponnene Einleitung zum Finale und läßt manche kritische Ausstellung zu, ebenso das Finale, welches zu dünn instrumentirt ist und sich weit besser im vierhändigen Arrangement macht. Man staunt, wenn man den Satz vom Orchester und dann auf dem Pianoforte hört, auf letzterem entwickelt sich Leidenschaft und Uebermuth, gepaart mit der ausgelassensten Lustigkeit, während die Wirkung bei der Orchesterausführung matt und langweilig ist. Es erübrigt nur noch seine Werke für Gesang zu erwähnen. Er schrieb 2 Messen, ein Offertorium und geistliche mehrstimmige Gesänge, Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte und mehrere Hefte für Männerstimmen. Die beiden Messen sind für Männerstimmen ohne Begleitung geschrieben und trotz aller möglichen Kunst bei den geringen Mitteln ist es V. nicht gelungen, die spröde Masse zu einem erträglichen Eindruck zu bringen. Das Offertorium und die geistlichen Gesänge rufen einen besseren Eindruck hervor, ohne gerade uns mit Begeisterung zu erfüllen. Das Offertorium ist ein dankbar geschriebenes Stück, leicht ausführbar und für den Gottesdienst berechnet. Aus seinen weltlichen Gesangsstücken sind besonders hervorzuheben „An die Nacht" für eine Altstimme und Orchester und die Ode „Sappho" für Sopran und Orchester. Beide Werke sind höchst bedeutend und werth recht oft gehört zu werden. Von seinen Liedern ist nur ein und das andere beachtenswerth, so in op. 16 „Am See" und op. 32 „Ruhe in der Geliebten".

Die Biographien in den neueren Musiklexicis von Riemann und Mendel-Reißmann und die kurze biographische Skizze in Bagge's Deutscher Musikzeitung, Wien 1860, S. 12 sind in ihren kurzen trockenen Notizen das Einzige was uns über Volkmann's Leben mitgetheilt wird. Hätte nicht Louis Ehlert in der Leipziger Musikzeitung, wie oben erwähnt, ihm einen umfassenden, seine Werke beurtheilenden Artikel gewidmet, so wäre V. heute wol fast vergessen, nachdem er erst etwas über ein Jahrzehnt der Erde entrissen ist. Rob. Eitner.

Volkmann: Wilhelm Fridolin V., später Volkmann Ritter von Volkmar genannt, war 1822 zu Prag geboren, besuchte das Kleinseitner Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte daselbst zuerst Jurisprudenz, später Philosophie, in der er durch Exner für die Herbart'sche Lehre gewonnen wurde. Zum Doctor der Philosophie wurde er 1845 promovirt, und 1846 habilitirte er sich an der Universität Prag für Aesthetik, später für Psychologie, wurde 1856 ebenda außerordentlicher und 1861 ordentlicher Professor der theoretischen und praktischen Philosophie und ihrer Geschichte. Seit 1868 war er Präses der k. k. Prüfungscommission für die Candidaten des Gymnasiallehreramts, seit 1875 Mitglied des Landesschulraths für Böhmen; im J. 1856 wurde er a. o. Mitglied der kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, 1874 correspondirendes Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. In Anerkennung seiner Verdienste erhielt er in eben diesem Jahr den Orden der eisernen Krone, wodurch er das Recht erhielt, sich Ritter zu nennen. Daher kommt der spätere Zusatz zu seinem Namen. Von früher Jugend an litt er an einem Lungenleiden, so daß er sich die größte Schonung auferlegen mußte; er starb den 13. Januar 1877 in Prag. Als akademischer Lehrer scheint er beliebt gewesen zu sein. Seine Marmorbüste wurde auf Veranlassung seiner Wittwe Barbara, geb. Seik, in der deutschen Lesehalle zu Prag, die er mitbegründet hatte, aufgestellt.

Die wissenschaftlichen Arbeiten Volkmann's betreffen namentlich die Psychologie und ihre Geschichte, es sind folgende: „Die Lehre von den Elementen der Psychologie als Wissenschaft" (Prag 1850); „Grundriß der Psychologie nach genetischer Methode und vom Standpunkte des philosophischen Realismus" (Halle 1856), 2., sehr vermehrte Auflage, 2 Bde., (Cöthen 1875) unter dem etwas veränderten Titel: „Lehrbuch der Psychologie vom Standpunkte des Realismus und nach genetischer Methode" (4. Aufl., herausgeg. von C. S. Cornelius, Cöthen 1894, 95); „Ueber Kant's politische Ansichten" (in den Oesterreichischen Blättern für Litteratur und Kunst); „Die Grundzüge der Aristotelischen Psychologie" (in den Abhandlungen der kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften 1858); „Die Lehre des Socrates in ihrer historischen Stellung" (ebd. 1861); „Ueber die Principien und Methoden der Psychologie" (in Zeitschrift für exacte Pilos., II, 1861, S. 33—71). Als Aufgabe seines eigentlichen Lebenswerkes der „Psychologie" sah er an, zu zeigen, was der Herbart'sche Realismus auf dem psychologischen Gebiet zu leisten im Stande sei, und dann eine möglichst vollständige Darstellung der historischen Entwickelung der Hauptbegriffe der Psychologie zu geben. Wenn er auch nicht eine eigentliche Geschichte der letzteren liefert, so zeigt er doch gründliche Gelehrsamkeit, verbunden mit scharfer Kritik, auf diesem Gebiete, und der bleibende Werth des Buches möchte in den geschichtlichen Theilen liegen, während das ganze psychologische Gebäude nur für den Anhänger der Herbart'schen Philosophie Geltung haben kann; denn der Realismus, den V. vertritt, ist nicht etwa der auf Physiologie, Psychophysik, innere Erfahrung gegründete, sondern der Herbart'sche, d. h. die Lehre von vielen, schlechthin einfachen, absolut zu setzenden Realen, deren jedem eine einfache Qualität zukommt, eine Lehre, die von andern Schülern Herbart's pluralistischer Realismus genannt wird, während V. seine Anschauung als realistischen Monismus bezeichnet. Seine Psychologie faßt „den Geist als einfaches Wesen, löst den Leib in ein System gleichfalls einfacher Wesen auf und läßt den Geist durch sein Zusammenkommen mit dem Leibe zur Seele werden, indem sie auf den Gegensatz der Wesen die Einheit des Thätigkeitsgesetzes gründet". Die Seele ist der einfache Träger aller Vorstellungen, gedacht im Zusammenhang mit anderen einfachen Wesen; die Zustände der Seele sind Vorstellungen. Die Psychologie definirt V. als die „Wissenschaft, welche sich die Aufgabe stellt, die allgemeinen Classen der psychischen Phä-

nomene aus den empirisch gegebenen Vorstellungen und dem speculativen Begriffe der Vorstellung nach den allgemeinen Gesetzen des Vorstellungslebens zu erklären". Speculation und Empirie sind hier in gleicher Weise wie bei Herbart angewandt, und über die mathematische Psychologie äußert sich V. dahin, daß sie werthvoll, ja nothwendig sei, ersteres als der exacteste Weg zu der Aufstellung der allgemeinen Gesetze der Wechselwirkung und als die exacteste Formulirung bei dieser Aufstellung, letzteres als „Versuch einer Mechanik der intensiven Zustände vom Standpunkte der Vorstellung aus". — Hiermit sind die Grundlagen der Herbart'schen Psychologie anerkannt. Im einzelnen stellt V. manche neue Erklärungen auf, gibt viele Ergänzungen und bringt namentlich ein sehr reiches und brauchbares Material, entfernt sich aber bei seinen Modificationen nicht wesentlich von seinem Meister.

Nekrologe im Jahresber. der Kgl. Böhm. Gesellsch. d. Wissenschaften, ausgeg. am 12. Mai 1877, S. LXV, u. in Zeitschr. für exacte Philos., Bd. 12, 1883, S. 239, 40. — H. Ulrici, Recension von Volkmann's Lehrbuch d. Psychologie in d. Zeitschr. für Philos. und philos. Krit., 67, 1875, S. 298—310. Heinze.

Volkold (Folchold, Wolcold, Vocco, Focco), zweiter Bischof von Meißen (wahrscheinlich 969—992, † am 23. August). Sein Vorgänger Burchard, der erste, von dem Magdeburger Erzbischof Adalbert zu Weihnachten 968 geweihte Bischof des von Kaiser Otto I. errichteten Bisthums Meißen, hatte seine Würde nicht lange inne; sind die Zahlen, mit welchen Thietmar von Merseburg die Regierungsdauer Volkold's (XXIII anni) und seines am 20. December 1015 verstorbenen Nachfolgers Eido (XXIII anni et amplius) begrenzt, richtig, so muß Burchard schon im J. 969 gestorben sein. Zu seinem Nachfolger wurde V. ausersehen, der wol der kaiserlichen Capelle angehörte und am Hofe eine Vertrauensstellung eingenommen zu haben scheint, da er als einer der Lehrer des jungen Otto genannt wird und dem gleichfalls von ihm erzogenen Willigis durch seine Empfehlung die glänzendste Laufbahn eröffnen konnte. Zu einem schweren und dornenreichen Amte berief ihn nunmehr des großen Kaisers Wahl. Noch war die politische Einrichtung des vor vierzig Jahren dem Reiche gewonnenen Marklandes in einem schwankenden, unzuverlässigen Uebergangszustande, die von Heinrich I. erbaute Burg Meißen war ein von Böhmen und Polen gleich begehrter und angefeindeter Punkt von großer strategischer Bedeutung, von diesem gefährdeten Vorwerk deutschen Wesens aus sollte der Bischof inmitten einer aufsässigen und unruhigen slavischen Bevölkerung die Lehre Christi verkünden. Trotz aller Schwierigkeiten bewährte sich V. und arbeitete, von den tüchtigen Markgrafen Günther, Thietmar und Rikdag unterstützt, mit Erfolg an der Erfüllung seiner Segen bringenden Aufgabe. Als überaus förderlich erwies sich sein Verhältniß zum Hofe und zu Willigis. Wir begegnen dem Bischof auf der Ingelheimer Synode im September 972, er wird im J. 975 unter den Geistlichen genannt, auf deren [Rath Kaiser Otto II. die Verlegung des von dem Markgrafen Thietmar und dessen Bruder, dem Erzbischof Gero von Köln, gegründeten Klosters von Thancmarsfeld nach Nienburg genehmigte. Kaiserliche Verleihungen sicherten dem Bisthum reiche Zinse und Zehnten aus dem neu zu bekehrenden Wendenlande, um die Burg Meißen entstand eine Ansiedelung von städtischem Charakter, welche die Erbauung einer besonderen Pfarrkirche nöthig machte, der Handel blühte und gewährte ergiebigen Ertrag des Elbezolles. Im J. 981 erfuhr der Sprengel Volkold's aus Anlaß der Aufhebung des Bisthums Merseburg namhafte und erwünschte Vergrößerung an seiner östlichen Grenze gegen die Mulde zu. Mit einem Schlage aber ging aller mühsam errungene Vortheil verloren, als nach dem Tode des Kaisers Otto II. Herzog Heinrich II. von

Baiern zur Unterstützung seiner ehrgeizigen Absichten auf die Königskrone die Böhmen ins Land rief. Im Frühling 984 wurde der Wettiner Friedrich, welcher den in Merseburg verweilenden Markgrafen Rikdag (A. D. B. XXVIII, 614) vertrat, von Wagio, dem Anführer einer böhmischen Schaar, überlistet, die Feste Meißen eingenommen und der Burggraf Ritdag in einem Hinterhalte erschlagen. Herzog Boleslav, der selbst kam, um von der so wichtigen Stadt Besitz zu nehmen, verjagte, dem Drängen einer dem Christenthume wie den Deutschen abholden Bevölkerung willfahrend, auch den Bischof. Dem Vertriebenen erwies Willigis dankbare Gunst und bot ihm zu Erfurt ehrenvollen Unterhalt. Erst nach dem Tode des Markgrafen Rikdag (985), dessen Nachfolger, der heldenhafte Ekkehard, Günther's Sohn (A. D. B. V, 789), die deutsche Macht in dem verlorenen Grenzgebiete neu begründete und nach zwei siegreichen Feldzügen gegen die Böhmen Meißen zurückgewann (987), konnte V. wieder seinen Sitz einnehmen und aus der kraftvollen Waltung des Markgrafen auch für die Kirche Nutzen ziehen. Er kam sogar in ein freundliches Verhältniß zu seinem früheren Bedränger, dem Böhmenfürsten, und dürfte durch sein frommes Gebahren zur Wiedererweckung kirchlichen Lebens in Böhmen beigetragen haben. Doch war ihm kein frohes Alter beschieden. Als er einmal zur Osterzeit in Prag geistlichen Uebungen oblag, wurde er während des Gottesdienstes am Charfreitag vom Schlage gerührt und als ein gelähmter Mann in seine Stadt heimgebracht. Sein Nachfolger war der im Kloster Berge vor Magdeburg herangebildete Eido (Eiko), ein ausgezeichneter und verehrter Kirchenfürst.

Thietmari Merseb. episcopi Chronicon, recogn. Frid. Kurze, lib. 3, c. 16; lib. 4, c. 6; lib. 8, c. 25. — Mon. Germ. Diplomata, DDO. I. 406, 421; DDO. II. 114, 184. — Calles, Series Misnensium episcoporum, Ratisbonae et Viennae 1752, p. 39 ff. — Gersdorf in CD. Saxoniae regiae II, 1, XVI. — Posse, ebd. I, 1, 20, 179. — Giesebrecht, Gesch. der d. Kaiserzeit, 1. Bd. — Euler, Erzbischof Willigis von Mainz (1860), S. 10 ff. — Böhmer, Willigis (1895), S. 4. — Waitz, Verfassungsgesch. 6, 209. — Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen[6] 1, 317. — Uhlirz in Mittheil. des Instituts für oest. Geschichtsf. Ergänzungsbd. 1, 363 ff. und Gesch. des Erzbisthums Magdeburg unter den Kaisern aus sächs. Hause. — Hauck, Kirchengesch. Dtschl. 3, 249, 257. Karl Uhlirz.

Voll: Mathäus V., Wiener Schriftsteller, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts geboren, 1821 Beamter bei der obersten Justizstelle. Fast eben so wenig wie von seinem Leben, weiß man über seine rege dramatische Production, die dem Leopoldstädter Theater und in viel ausgedehnterem Maße dem Josefstädter Theater gewidmet war. Da das letztere unter Director Mayer litterarisch auf niedriger Stufe stand, brachten die Blätter nur selten seine Aufführungen und unsere Kenntniß von Voll's Stücken beschränkt sich zumeist auf Titel. Gedruckt wurde die Oper: „Bellino und Rosaura“ (Wien 1807), eine ganz traditionelle Zauberposse mit dem lustigen Diener Virinko. Ein Höfling Hurraburri, der immer von seiner Schönheit spricht, deutet Raimund's Hassar im Barometermacher vor. „Die drei Hausherren“ (Wien 1807) ist ein echtes Localstück, ziemlich zusammenhangslos, voll Unwahrscheinlichkeiten, mit einer effectvollen Theaterdecoration. Dem abgefeimten Bösewicht wird verziehen, zum Schlusse wimmelt es von glücklichen Paaren. Ganz ähnlich scheinen nach der Wiener Theater-Kritik (1799) „Kaspar von Reindl's Faschingsfatalitäten“ gewesen zu sein, in denen ein Beamter die Rolle eines Betrügers spielt. Den echten Geist des Josefstädtertheaters athmet ein handschriftlich erhaltenes einactiges Lustspiel: „Das Schweinsgesicht in Miniatur“. Das alte Motiv, daß sich der Diener als Herr verkleidet, zur Prüfung des geliebten Mädchens, wird nach Spanien verlegt, das Stück spielt aber dem Dialoge nach in Lerchenfeld. Leider unbekannt ist ein

1799 gespieltes Stück „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt". Besondern Erfolg hatte 1817 sein „Haushofmeister", dem noch im selben Jahre vier Fortsetzungen folgten. Für die Wiener Theatergeschichte wurde V. von Bedeutung durch sein: „Chronologisches Verzeichniß aller Schauspiele, welche seit April 1794 bis 1807 sowol in den k. k. Hoftheatern, als auch in den k. k. privilegirten Schauspielhäusern aufgeführt worden sind."

Wurzbach LI, 264. — Goedeke V² 301, 341. — Castelli, Memoiren I, 268. A. v. Weilen.

Volland: Ambrosius V., württembergischer Kanzler, war geboren um das Jahr 1472 in dem württ. Städtchen Markgröningen als Sproß einer sich zum Adel rechnenden Familie. Er studirte in Tübingen Theologie, dann Jurisprudenz und holte sich in Padua den juristischen Doctorhut. Kurze Zeit bekleidete der junge Gelehrte zuerst eine geistliche Stelle in seiner Vaterstadt. Dann trat er als Rechtslehrer in Tübingen auf, wo er Staupitz, damals Augustinerprior daselbst, kennen lernte. Staupitz verschaffte ihm von Wittenberg aus eine juristische Professur an dieser Universität, die V. 1502 antrat. Allein schon vor Ablauf eines Jahres (1503) kehrte er als herzoglicher Rath in die Heimath, diesmal nach Stuttgart, zurück. Anfangs nicht besonders hervortretend, vielleicht auch absichtlich sich zurückhaltend, scheint er erst ungefähr im J. 1515 in nähere Beziehungen zu Herzog Ulrich getreten zu sein, der ihn nach der Flucht Sabinens als seinen Unterhändler an den Hof K. Maximilian's sandte. Als bald nach dem Blaubeurer Vertrag (1516) Ulrich in Haß und Mißtrauen von seinen bisherigen Rathgebern sich abwandte und anfing einzelne derselben gefänglich einziehen zu lassen, entfloh deren Haupt, der Kanzler Lamparter, noch zur rechten Zeit. An seine Stelle trat V., der es verstand ebenso schmiegsam wie rücksichtslos energisch zu sein. Er brachte die Anklage gegen die Führer der Ehrbarkeit in juristische Formen und er hauptsächlich leitete das gerichtliche Verfahren gegen die Festgenommenen (vgl. den Art. Konrad Breuning A. D. B. III, 321). In dem zunächst noch nicht mit den Waffen weitergeführten Kampfe Ulrich's mit seinen alten Gegnern stand ihm sein Kanzler unter anderem durch die Abfassung einer am 31. Januar 1519 im Drucke ausgegangenen, sehr geschickten Schrift bei. Auch dem Vertriebenen leistete der beredte Mund und die gewandte Feder Volland's, der ihm in die Fremde gefolgt war, bei den Bemühungen um die Wiedergewinnung seines Landes zunächst treue Hülfe. Allein im Sommer 1522 ging, wie andere aus des Herzogs Umgebung, auch V. von ihm weg, ein Schritt, den ihm Ulrich niemals verzieh. Einige Zeit als Rath im Dienste des Erzbischofs von Salzburg, Matthäus Lang, beschäftigt, trat er seit 1533 dem jungen Prinzen Christoph als Berather zur Seite. Erst dieser rief ihn, als er selbst zur Regierung gekommen war, im J. 1551 in die Heimath zurück, wo er schon am 4. Juni 1551 starb. Einer hinterlassenen Wittwe und deren Kinder nahm sich der Herzog an, da V., wie die noch vorhandenen Theilungsacten ergeben, beinahe keine Mittel hinterließ. In seinem Nachlaß fanden sich u. a. Formen und Werkzeuge zum Gießen, eine Kunst, in der er es sogar bis zu einer brauchbaren Erfindung von Brandkugeln gebracht hat.

Heyd, Der wirtembergische Canzler Ambrosius Volland. Stuttg. 1828. — Stälin, Wirtemberg. Geschichte IV, 143, 181, 212 f., 223, 351, 494. — Ueber ein Bildniß Volland's vgl. A. Wintterlin in Württemb. Vierteljahrsh. für Landesgeschichte, Jahrg. 1879, S. 117.

Friedrich Wintterlin.

Völler: Andreas V., Mathematiker, geboren am 11. September 1833 in Helba bei Meiningen, † am 27. Juli 1859 in Saalfeld, wo der noch junge

Mann seit 1857 Lehrer an der Realschule und dem Progymnasium war. Er hat sich durch einige in dem Grunert'schen Archiv Bd. 31, 32, 33 gedruckte geometrische Grenzsätze vortheilhaft bekannt gemacht, namentlich durch den ersten derselben in Bd. 31 von 1858, welcher ausspricht, daß bei irgend einer Curve das durch eine Sehne und die Berührungslinien an deren Endpunkten gebildete Dreieck sich zu dem durch dieselbe Sehne mit der Curve gebildeten Abschnitt um so näher wie 3 zu 2 verhalte, je kleiner die Sehne sei. Dieser Satz hat bei einzelnen Mathematikern den Namen des Völler'schen Satzes erhalten.

Poggendorff, Biogr.-literar. Handwörterb. z. Gesch. der exacten Wissenschaften II, 1216—1217. Cantor.

Völler: Joh. Heinrich V., geboren am 7. März 1768 als Sohn des Ackermannes Joh. V. in Angersbach b. Lauterbach (Oberhessen). Bereits als Knabe zeigte er eine ausgesprochene Neigung für die Mechanik, konnte aber nur mit Mühe seinen Vater bewegen ihn das Schreinerhandwerk lernen zu lassen. 1786 trat er bei einem Orgelbauer in die Lehre und baute bereits zwei Jahre danach seine erste eigene Orgel. Bekannt wurde er durch die Erfindung verschiedener mechanischer Kunstwerke, von denen das bedeutendste, Apollonion genannt, großes Aufsehen erregte; es war eine Verbindung von einem Claviere mit einem Flötenregister und einem Automaten. Da ihm eine Reise, die er mit seinen Kunstwerken (1800) unternahm, wenig Gewinn einbrachte, sah er sich nach seiner Rückkehr nach Kassel genöthigt, sich auf den Bau von Pianofortes zu beschränken. Mit diesen Instrumenten hatte er außerordentlichen Erfolg; er erwarb sich bald einen solchen Ruf, daß seine Instrumente es mit den besten Wiener Flügeln aufnehmen konnten. Er starb Ende 1822 in Kassel.

J. H. Röding, J. H. Völler's Lebensbeschreibung, Marburg 1823. — Fétis, Biogr. univ. des musiciens VIII, 371. Kretzschmar.

Vollgraff: Karl Friedrich V., Professor der Staatswissenschaften und Schriftsteller auf diesem Gebiete, geboren am 4. November 1794 in Schmalkalden, wo sein Vater Lycealehrer war, † am 6. März 1863 in Marburg. Die französische Invasion in Westdeutschland (1809) veranlaßte den jungen V., sich schon frühzeitig mit der französischen Sprache genau vertraut zu machen, was für seine ganze Laufbahn von Einfluß blieb. 1808 während des Aufenthaltes der Kaiser Alexander und Napoleon in Erfurt befand sich V. kurze Zeit dortselbst als Lehrling einer Buchhandlung. Durch den 1809 eingetretenen Tod seines Vaters in eine pecuniär mißliche Lage gerathen, übernahm er im neuen Königreiche Westfalen zuerst die Stelle eines Secretärs beim Kriegscommissariate, dann die eines Employé bei den Präfecturen Hersfeld und Marburg. Nachdem er 1814 an dem kurzen Zuge der Hessen nach Frankreich theil genommen, gewann er die Mittel zu einem mehrjährigen Besuche der Universitäten Marburg und Göttingen, an denen er Philosophie und Jurisprudenz studirte. In Göttingen besuchte er hauptsächlich die Vorlesungen von Bouterwek, Eichhorn, Heeren und Sartorius. 1819 verließ er diese Hochschule, habilitirte sich im folgenden Jahre bei der Marburger Juristenfacultät, und wurde zugleich Advocat und Procurator. 1824 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen, 1827 zum ordentlichen öffentlichen Professor der Staatswissenschaften in Marburg, in welcher Stelle er bis zu seinem Tode verblieb. V. besaß dort das früher von Savigny und dessen Schwester Bettina bewohnte Haus nebst Garten, und lebte, namentlich in den letzten zwei Jahrzehnten, in großer Zurückgezogenheit stets mit litterarischen Arbeiten beschäftigt. Die erste Schrift unseres Gelehrten erschien 1822 in 2 Bänden unter dem Titel: „Vermischte Abhandlungen", in denen Fragen des deutschen Staats- und Privatrechts, Verjährung, Veräußerlichkeit von Lehengütern, Begnadigungsrecht, Strafnachlaß und Anderes besprochen

wurden. Zwei Jahre später (1824) veröffentlichte er „Die teutschen Standesherrn. Ein historisch-publicistischer Versuch“, welches Thema er auch später als Rechtsconsulent und Verfasser von Parteischriften öfters bearbeitete. Unter Hinweis auf den ungleichen status quo in den verschiedenen deutschen Ländern fordert der Verf. in erwähnter Schrift einen vom Bundestag zu garantirenden Rechtszustand für die Standesherren statt des bloß thatsächlichen Verhältnisses. In den Jahren 1828 und 1829 folgten in vier Bänden: „Die Systeme der praktischen Politik im Abendlande“. Das unvollendet gebliebene Werk ist Vollgraff's Hauptarbeit, und sollte eine erschöpfende Darstellung des gesammten staatswissenschaftlichen Stoffes bieten. Die vorliegenden vier Bände enthalten neben der allgemeinen Grundlage der Staatswissenschaft eine kurze Geschichte und Statistik des Abendlandes. — Sein letztes größeres Werk führt den Titel: „Erster Versuch einer Begründung der allgemeinen Ethnologie durch die Anthropologie und der Staats- und Rechts-Philosophie durch die Ethnologie oder Nationalität der Völker“ (4 Bde., 1851—55). Er wendet sich in demselben zuerst zur Anthropognosie unter Erörterung des Normalzustandes des Menschengeschlechtes und der Temperamente; dann zur Ethnognosie und Ethnologie, einer Schilderung der Cultur- und Racestufen, endlich zur Polignosie und Polilogie als einer vergleichenden Staats- und Rechtsphilosophie. Auf die Frage: was das Menschenreich jetzt noch sei? gibt er die unbefriedigende Antwort: Ein colossales Ruinenfeld! denn es werde gebildet 1. aus längst verfallenen Völkern, 2. aus unterjochten, 3. aus solchen, denen fremde Sprache und Cultur aufgenöthigt, 4. aus einem gekreuzten Mulattengeschlechte. Anhäufung geschichtlicher Details in großer Mannigfaltigkeit ist Vollgraff's starke Seite, und bieten seine in ruhigem Tone geschriebenen Werke reichliche Belehrung; trotzdem fanden sie geringe Zustimmung und wenig Anklang. Der Hauptgrund hiervon mag in des Verfassers negirender Tendenz und in dessen unzufriedener, pessimistischer Beurtheilung der politischen Zustände und der heutigen Culturverhältnisse liegen. Er nahm an wichtigen Zeitfragen gerne Antheil. Seine, gegen die hessische Verfassung von 1831 gerichtete Schrift „Die Täuschungen des Repräsentativ-Systems, oder Beweis, daß es nicht das rechte Mittel ist, den Bedürfnissen unserer Zeit zu begegnen“, — wurde 1832 in Marburg auf öffentlichem Markte verbrannt; auch eine zweite in Pölitz' Jahrbüchern erschienene Abhandlung: „Die churhess. magna charta vom 5. Januar 1831“, bekämpfte die neue Verfassung des Kurfürstenthums. Doch hielt sich V. von jedem Parteigetriebe grundsätzlich ferne. In der schleswig-holsteinschen Frage publicirte er die Denkschrift: „Die irrige und wahre Stellung des Königs von Dänemark zu den Herzogthümern Schleswig-Holstein seit 1616“; endlich im J. 1848: „Deutschland, eine repräsentative Demokratie, constitutionelle Monarchie, oder ein die Volksrechte und Freiheiten garantirender Bundes-Staat?“ ... Im Frühjahr 1862 machte sich bei V. eine beängstigende Abnahme der Körperkräfte bemerkbar; etwa nach Umfluß eines Jahres, am 3. März 1863, erlag der unablässig thätige Gelehrte einem äußerst schmerzhaften Rückenmarksleiden.

Allgemeine Zeitung vom 31. März 1863, Nr. 90, Beilage, S. 1481 (Nekrolog). — Wagener's Staatslexikon XXI, 592.

v. Eisenhart.

Vollmar: Ludwig V., Genremaler, geboren am 7. Januar 1842 in dem durch Scheffel's „Trompeter“ weltberühmt gewordenen Rheinstädtchen Säckingen; genoß den ersten Unterricht bei seinem Vater Joseph V., welcher als städtischer Bauzeichner, Zeichnungslehrer und Bildhauer eine vielseitige Thätigkeit übte. Mit guten Vorkenntnissen ausgestattet kam der Jüngling 1858 an die Münchner Akademie, besuchte den Antikensaal und die Malschule unter Prof. Hiltensperger

und Anschütz und 1862 die sogen. Componirschule bei Philipp Foltz, welcher als guter Lehrer eine ganze Reihe von jüngeren Kräften zu erfreulicher Reife bildete. Hier componirte V. zwei Cartons „Petrus vom Engel aus dem Gefängniß befreit" und „Paulus vor Damaskus", malte dann eine „Samariterin am Brunnen" und ein Altarbild für die Pfarrkirche zu Frick im Aargau, besuchte ein Semester lang die Kunstschule zu Karlsruhe und ging wieder nach München, wo er bei Professor Arthur v. Ramberg Aufnahme fand (1866—70). Ein 1865 gemaltes „Gretchen im Schmuck bei Frau Marthe" war noch ganz nach dem Recepte der Foltz-Schule behandelt, während eine „Kahnfahrt" mit städtischen Insassen den Einfluß Ramberg's bekundete. Man sieht daraus, wie hart dem jungen Maler der Uebergang von der stelzenden Phrase der Historie zum ungesuchten Genre wurde. Bald aber hatte sein gesunder Sinn mit den Scenen aus dem echten Volksleben den ihm zusagenden Weg gefunden, auf welchem V. mit sicherer Freudigkeit rasch vorwärts schritt. Auf vielen Ausflügen nach dem Schwarzwald und nach Tirol sammelte er einen Schatz von trefflich gemalten Studien, von Köpfen und Interieurs, die ihm wol für eine doppelte Arbeitszeit immer noch neues Material geboten hätten. So wurde er der Maler selbsterfundener Dorfgeschichten, womit V., ohne je Defregger's Unterweisung genossen zu haben, doch ganz in dessen Fußstapfen trat. Zu den frühesten Proben dieser Art gehört ein Mädchen, welches über der Pflege ihres jüngsten Brüderchens im Großvaterstuhle eingenickt ist und nun mit dem ihr zu Füßen in der Wiege liegenden beschwichtigten Liebling im süßen Bewußtsein treuerfüllter Pflicht um die Wette schlummert; die warme Sommerluft spielt über das holde Paar im lauschig stillen Stübchen; man könnte bei etwaiger Uebersetzung in mittelalterliches Costüm an „Gretchen" denken, welches in der Gartenscene dem Faust ähnliche, wonnige Empfindungen und Erinnerungen aus ihrer stillen Pflegethätigkeit erzählt. Dann führte der Maler in eine bäuerliche Krankenstube, wo die auf Besuch gekommene Freundin dem treuen Liebchen eine Botschaft aus dem Briefe liest, welche die arme Dulderin mit neuem Lebensmuthe beseelen dürfte. Die Vorlesende wie die Zuhörende sind beide mit jenem innigen Ausdrucke des Mitgefühls gegeben, welches Vollmar's Bilder für den Beschauer so anziehend und fesselnd macht. Es dauerte nicht lange bis der Maler die goldne Regel vom Hineingreifen ins volle Menschenleben erfaßte und bewährte. Gleiche Sympathie erregte „Die Freundin", das erste Bild Vollmar's, welches der Münchener Kunstverein erwarb. Dann folgten 1868 die „Altersfreuden", wo ein am schwäbischen Kachelofen sitzender Großvater in Abwesenheit der gerade zurückkehrenden netten Schwiegertochter den drallen Enkel füttert, ferner 1871 ein „Daheim" und 1873 das „Still-Leben" mit einem in ihre Näharbeit gedankenvoll vertieften Mädchen; obwol man das treuherzige, zudem theilweise durch eine Schleierhaube schimmernde Gesichtchen nur von der Seite sieht, so wird doch in uns sogleich der Wunsch rege, die emsig Nadelnde möchte an der eigenen Ausstattung arbeiten. Dazu kommt, daß die Damen immer rühmten, wie schön V. das Weißzeug behandle! — Wer so in die unscheinbare Alltäglichkeit eine Seele zu legen versteht, der ist ein Dichter und Künstler und begründet damit in nachhaltiger Weise einen ehrlichen Namen. Die Anerkennung ließ nicht lange warten, Kunsthändler fanden sich ein; Wiederholungen wurden gewünscht, welche der Maler immer in verbesserter Umarbeitung leistete; sie fanden den Weg nach England und Amerika. Unter den folgenden Bildern sei nur der „Freier" erwähnt (vgl. Illustrirte Welt 1873, S. 517), die Scene „Vor der Schule" (1875), die heitere, in ihrer dramatischen Lebendigkeit, Wärme und Lebenswahrheit an Vautier erinnernde „Ueberraschung" (1876), „Der kleine Citherspieler" (1877), womit V. der erzählenden Vortragsweise Defregger's am

nächsten kam, die „Briefleserin“, „Großmutters Liebling“, das „Bilderbuch“ (1881), der „Schwester Räthselschatz“ (1882), die „Strickstunde“, der an die unrechte Adresse abgelieferte „Liebesbrief“, das hübsche, strickende „Bärbele“ — ein wirklich holdseliges Schwarzwaldmädchen, von Anmuth, Fleiß, Selbstvergessenheit und einem sanften Reiz kindlicher Unschuld umspielt. V. trug sich noch mit vielen, seine ganze Thätigkeit für lange Jahre vollauf beanspruchenden Entwürfen (Zigeuner, italienische Dudelsackbläser, der erste Gang zur Schule, eine Schaudergeschichten-Erzählerin) als ein früh entwickeltes Lungenleiden schon am 1. März 1884 seiner Thätigkeit ein rasches Ende bereitete. Daß sein prachtvolles Talent noch der Steigerung und weiteren Entwicklung fähig gewesen wäre, zeigt der frische Gang seiner Ideen und Projecte. Schüler hatte er keine. Am nächsten unter seinen Bekannten standen ihm der liebenswürdige, sinnige Rudolf Epp und der heitere Karl Kronberger. Zu Vollmar's Eigenthümlichkeiten gehörte, daß er kein Freund sogenannter Skizzenbücher war. Wo er etwas Brauchbares fand, griff er lieber gleich zu Pinsel und Palette. Das meiste hielt er mit seinem photographisch treuen Gedächtniß in der Erinnerung fest. Als ein Beispiel dieser Art reproducirte V. nach einmaligem Beschauen Salmson's „Arrestation“ mit einer Sicherheit, so daß man dieses Farbenproblem für die Originalskizze des Autors halten konnte. Wie ein Componist seine Melodieen für sich hinsummt, so kritzelte V. seine Einfälle mitten im Lärm seiner Familie auf den häuslichen Ahorntisch; was ihn dann brauchbar dünkte, bauste er durch. Zahllose „Ideen“ verschwanden unausgenützt unter der Bürste des scheuernden Hausmädchens. Seine besten Schöpfungen wurden durch Photographie, Holzschnitt und Stahlstich verbreitet.

Vgl. Nr. 98 Allgem. Ztg., 7. April 1884. — Kunstvereinsbericht für 1884, S. 68. — H. Holland, Illustr. Erinnerungen an Münchener Künstler. 1884, 1. Heft. Hyac. Holland.

Vollmer: Adolf Friedrich V., Maler, wurde am 17. December 1806 in Hamburg als der Sohn eines Handlungsbuchhalters geboren. Vom Vater für den Kaufmannstand bestimmt, entschied er sich gegen dessen Willen für den Beruf eines Malers. Zu diesem Zwecke wandte er sich an den Professor Christoffer Suhr, der damals seinen Bruder Cornelius mit Panoramabildern den Continent bereisen ließ und mit ihnen überall Aufsehen erregte. Als Morgenstern von Rußland zurückkehrte, trat V. an seine Stelle und zog nun anderthalb Jahre mit dem Guckkasten durch Deutschland, während welcher Zeit er nicht viel anderes als der Bediente Suhr's war und die niedrigsten Arbeiten verrichten mußte. Er suchte daher sobald wie möglich dieses Verhältniß zu lösen, und wurde Schüler des Malers Friedrich Rosenberg in Altona (geb. 3. März 1758 zu Danzig, † 15. Mai 1833 in Altona), eines geschickten Manieristen, der bei seinen Zeitgenossen einen unverdienten Ruf genoß. Großen Einfluß hat Rosenberg auf V. nicht ausgeübt, vielmehr schloß sich V. an Harzen an, dem er die Bekanntschaft mit Rumohr verdankte (1826). Rumohr lud ihn und Morgenstern auf sein Gut Schenkenberg im Lauenburgischen ein und hielt ihn dort bis zum J. 1829 fest, wo V. unter seiner Leitung ein Bild malte, das der Hamburgische Kunstverein ankaufte. V. war damals schon ein eigenartiger, selbstständiger Künstler, der namentlich in seinen Radirungen Hervorragendes leistete. Sein bestes Blatt aus jener Zeit behandelte ein Alstermotiv bei Winterhude. Es trägt die Jahreszahl 1826 und wirkt in seiner großen Einfachheit durchaus modern. Da V. sich der Marinemalerei widmen wollte, für die es damals an deutschen Akademien noch keine Lehrer gab, wandte er sich nach Kopenhagen, wo er Schüler Eckersberg's wurde. Im Herbste des Jahres 1835 zog er nach München, wo er sechs Jahre blieb. Von dort aus unternahm er

häufige Ausflüge nach den Alpen, dem Bodensee und Venedig. Als er gegen das Jahr 1840 nach Hamburg zurückkehrte, stand er in dem Rufe eines bedeutenden Marinemalers. Doch fand man schon damals, daß sein Colorit bunt und hart sei. Seine besten Leistungen blieben seine ersten Zeichnungen und Radirungen; später ließ er sich von dem englischen Stahlstich beeinflussen, der für ihn ebenso schädlich wurde, wie das Bemühen die Kopenhagener und Münchener Eindrücke mit seiner Individualität zu verschmelzen. V. starb zu Hamburg im J. 1875, nachdem er mit dem Jahre 1866 erblindet und dadurch am Schaffen behindert gewesen war. Vollmer's Bilder sind in den öffentlichen Sammlungen selten. Unter den drei Gemälden in der Hamburger Kunsthalle ist dasjenige, das „die Elbe bei Blankenese“ darstellt, das beste. Wer ihn kennen und würdigen lernen will, muß seine Handzeichnungen uud Radirungen im Hamburger Kupferstichcabinet studiren. Den Brand seiner Vaterstadt hat er in einer Reihe reizvoller Lithographien geschildert.

Vgl. Hamburgisches Künstler-Lexikon. Hamburg 1854. I, 276. — A. Andresen, Die deutschen Maler-Radirer d. neunzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1869. III, 24—41. — A. Lichtwark, Hermann Kauffmann und die Kunst in Hamburg von 1800—1850. München 1893. S. 57—59.

H. A. Lier.

Vollmer: Alois Joseph V., oder, wie er sich später nennen ließ, Alexander V., Germanist, wurde am 26. September 1803 zu Krebeck auf dem untern Eichsfelde als Sohn eines katholischen Schullehrers geboren. Auf der Lateinschule zu Duderstadt vorgebildet, studirte er seit 1823 in Göttingen Philosophie, später in Bonn und Würzburg Theologie. Nachdem er zum Kummer seiner Eltern diesem Fachstudium entsagt hatte, nahm er zunächst eine Hofmeisterstelle an und wandte sich dann später nach München, wo er sich unter Maßmann's Leitung mit großem Eifer den altdeutschen Studien widmete. Als rasch Vorgeschrittener scheint er selbst wieder auf Franz Pfeiffer und später auf Konrad Hofmann anregend gewirkt zu haben. Die Aussicht auf eine staatliche Anstellung oder Förderung schwand, als V. sich in anonymen Gedichten für die Sache des Johannes Ronge begeisterte. Von körperlichen Leiden und Mißgeschick wiederholt heimgesucht, verlor er mehr und mehr die Fähigkeit, anhaltend und concentrirt zu arbeiten, und war im Kampfe ums Dasein auf die mildthätige Unterstützung von Freunden und hohen Gönnern angewiesen. Die bairischen Könige Maximilian II. und Ludwig II. haben auch für dieses frühverkümmerte Gelehrtenschicksal eine milde Hand und Worte wohlthuender Anerkennung gehabt. Am 5. Decbr. 1876 ist V., ein müder, blinder Greis, halbvergessen gestorben.

Die besten Jahre seines Lebens sind diejenigen gewesen, in denen ihn der Eifer und die Unternehmungslust seines jungen Freundes Franz Pfeiffer mit fortrissen. Für dessen „Dichtungen des deutschen Mittelalters“ hat er als Bd. 1 „Der Nibelunge Noth und die Klage“ (1843), als Bd. 5 die „Gûdrûn“ (1845) bearbeitet, dort offenbar von der überlegenen Leistung Lachmann's niedergedrückt, neben dem er nicht viel mehr als die Ergebnisse einer Collation der Hs. A aufweisen konnte, hier dagegen sich freier bewegend und in der niederen Kritik nicht ohne dauerndes Verdienst. Vielseitige Kenntnisse verräth auch seine Neubearbeitung von Beilhack's „Kurzer Uebersicht der sprachlichen und litterarischen Denkmäler unseres Volkes“ (1843). Als Specialisten auf gothischem Gebiete führte er sich mit der eingehenden und nach Seite der Textkritik nicht ergebnißlosen Besprechung der Ulfilas-Ausgabe von v. d. Gabelentz und Löbe (Münch. Gel. Anz. 1846, Nr. 163—168, 245—249) ein. Aber schon hier verräth sich bei geringem Respect vor der Ueberlieferung jene Neigung zu spielender Conjec-

turalkritik, zu der vielleicht der Verkehr mit Konrad Hofmann noch beigetragen hat. Zu der wunderlichen Ausgabe des „Hildebrandsliedes“ (Leipzig 1850), zu welcher sich die beiden verbanden, hat V. die Uebersetzungen ins Altsächsische und ins Gothische selbständig beigesteuert. Dann hörte man jahrelang nichts von ihm, bis er 1862 auf der Augsburger Philologenversammlung erschien und die Fachgenossen mit seinen „Bruchstücken der Skeireins“ (München 1862) überraschte; auch hier, wo er mit seinen alten Lehrer Maßmann in die Schranken trat, viel Willkür, aber daneben unleugbarer Scharfsinn und eine Reihe glücklicher Emendationen, die es immerhin bedauern lassen, daß V. entmuthigt und verbittert seine halb fertiggestellte Ausgabe des Ulfilas zur Maculatur verurtheilt hat.

Beilage zur (Augsburger) Allgem. Zeitung 1877 Nr. 13 (L. Steub).

Edward Schröder.

Vollmer: Wilhelm V., Litterarhistoriker, 1828—87. Johann Andreas Wilh. V. wurde am 26. Febr. 1828 in Egelsthal bei Horb i. Württ. geboren. Er durchlief von 1836 an die Lateinschule in Horb, von 1842 an das Gymnasium in Rottweil und studirte von Herbst 1846 an im Wilhelmstift zu Tübingen katholische Theologie. Am 25. Januar 1850 auf sein Ansuchen aus demselben entlassen, studirte er in Tübingen ein halb Jahr weiter, war aber schon nach der Mitte des Jahres genöthigt, sich anderswo sein Brot journalistisch zu verdienen, worüber mir nichts genaueres bekannt ist. Sicher scheint zu sein, daß er bis 1851 die „Bürgerzeitung“ in Reutlingen redigirte und dann längere Zeit in Stuttgart war, wo er neben belletristischen Arbeiten auch eine Zeit lang (Sommer 1851) den „Beobachter“, das bekannte demokratische Blatt, als Stellvertreter für Hermann Kurz redigirt haben soll; eine weitere Angabe, daß er auch in Ulm Redacteur gewesen sei, scheint sich nicht zu bestätigen, obwohl er 1855 eine Ulmerin geheirathet hat. Im Juni 1853 ging V. nach Nürnberg und trat in die Redaction des „Korrespondenten von und für Deutschland“ ein. Dort legte er den Grund zu seinen späteren litterarhistorischen Kenntnissen durch den Verkehr mit Karl Bartsch und Joachim Meyer. Durch den letzteren kam er zu seiner erfolgreichen Beschäftigung mit Schiller. Zu Anfang 1865 bot er sich der Cotta'schen Buchhandlung an, die von J. Meyer geplante kritische Schillerausgabe für sie herzustellen, und erwarb sich am 4. März 1865 in Tübingen den Doctorgrad, um sich vor der gelehrten Welt für diese Aufgabe zu legitimiren. Die Leitung der großen Schillerausgabe hat dann freilich Goedeke bekommen, aber V. wurde doch zufolge seiner Unterhandlungen in den Dienst Cotta's gezogen, zu dessen litterarischem Ruhm von da an kein anderer soviel wie er beigetragen hat. Er siedelte in den letzten Tagen des Jahres 1866 nach Stuttgart über und übernahm die Redaction der Wochenausgabe der Allgemeinen Zeitung, welche in den Jahren 1867 und 1868 erschien, zuerst zusammen mit Moriz Hartmann, vom 8. November 1867 an allein. Seit dem Jahre 1869 war er angestellt als litterarischer Berather des Hauses Cotta und wol alles, was von da an im Gebiete der deutschen Litteratur von diesem Verlag veröffentlicht wurde, ist durch seine Hände gegangen. Von 1868 bis 1886 war V. zugleich demokratischer Abgeordneter in der württembergischen Kammer. Er starb, schon zuvor durch Krankheit mehrmals heimgesucht, in Stuttgart am 15. März 1887. — Im Mittelpunkt von Vollmer's litterarischen Arbeiten steht Schiller. An der historisch-kritischen Ausgabe Goedeke's ist er mit drei Bänden betheiligt: Band 2 = Räuber und Wirtembergisches Repertorium (1867); 3 = Fiesko, Kabale und Liebe, Rheinische Thalia (1868); 13 = Macbeth, Jungfrau von Orleans, Turandot (1870). Auch scheint er bei der Herausgabe von Schiller's dramatischen Entwürfen durch dessen Tochter Emilie v. Gleichen (1867) mitbetheiligt

gewesen zu sein. Ferner hat er die Schillerausgabe in 15 Bänden für die Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur (1882—1885) besorgt. Von fünf Stücken Schiller's hat er Separatausgaben mit Einleitungen und kritischen Noten gemacht: Jungfrau von Orleans und Tell (1879); Kabale und Liebe, Dom Karlos (Abdruck der ersten Ausgabe) und Wallenstein (1880). Seine kritische Genauigkeit macht diese Ausgaben zu sehr verdienstlichen Leistungen. Von größerer Wichtigkeit sind Vollmer's Bemühungen für Schiller's Correspondenz. Ihm verdankt man die 1881 erschienene vierte Auflage von Schiller's Briefwechsel mit Goethe, in der zum ersten Male, auf Grund der von Karl v. Cotta 1878 erworbenen Originalmanuscripte, das gesammte Material vollständig abgedruckt worden ist: 12 Nummern sind ganz neu mitgetheilt, 2 weitere waren vorher nur zur Hälfte abgedruckt gewesen; zudem ist allenthalben der Text verbessert und vervollständigt; ein Anhang giebt den kritischen Apparat und außerdem ist ein vortreffliches Register beigefügt. Von noch weit größerer Bedeutung aber ist Vollmer's Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und seinem großen Verleger Johann Friedrich Cotta, welche 1876 erschienen ist. So gut wie der ganze Inhalt dieses 45 Bogen starken Bandes war bis dahin unbekannt gewesen. Der Briefwechsel selbst umfaßt 467 Nummern und ist, neben seinem Werth für die Geschichte der Schillerschen Werke im einzelnen und der Litteraturgeschichte überhaupt, ein glänzendes Denkmal für die seltene Verbindung von großer Denkart und eminentem Geschäftstalent, welche beide Correspondenten auszeichnet; dazu kommen dann noch Briefe zwischen Cotta, Schiller's Hinterbliebenen und Goethe. Ein Anhang gibt urkundliches Material zur Geschichte Cotta's, sowie der Allgemeinen Zeitung, seiner berühmtesten Gründung, ein Generalregister zu den 3 Jahrgängen der Horen, Auszüge aus Cotta's Rechnungsbüchern in Beziehung auf Schiller, Goethe und Andere u. dgl. Wenn so die Veröffentlichung als eine ganz unvergleichliche Fundgrube für die Litteraturgeschichte um 1800 zu bezeichnen ist, so wird ihr Werth noch erhöht durch den staunenswerthen Reichthum an Aufschlüssen, welche V. mit einer Wenigen eigenen Belesenheit und Gründlichkeit in den zahlreichen Anmerkungen gegeben hat. Das Buch ist ohne allen Zweifel der werthvollste Beitrag, der in den letzten Jahrzehnten zur Schillerforschung geliefert worden ist. Untergeordnet ist dem gegenüber die Herausgabe der 5. Auflage von Schiller's Leben von Karoline v. Wolzogen, welche V. 1876 besorgte. Von anderen Veröffentlichungen des Hauses Cotta, welche durch V. erfolgt sind, kann ich namhaft machen: Uhland's Gedichte und Dramen in der vierten Reihe der „Volksbibliothek" mit biographisch-litterarhistorischer Einleitung; Klinger's Werke in der nämlichen Sammlung (8 Bände, 1878 bis 1880); die dritte Auflage von Grillparzer's Werken (1878, auch das Wiener Grillparzer-Album ist in der Hauptsache sein Werk); zu der illustrirten Ausgabe von Lenau's Werken (2 Bände, 1881) hat er die Vorrede geschrieben und die Werke Moriz Hartmann's, seines alten Mitredacteurs und politischen Gesinnungsgenossen, mit der Wittwe zusammen (1873—1878) besorgt.

Außer einem Nachruf im Stuttgarter Deutschen Volksblatt 1887, Nr. 112 f., gibt es nichts biographisches über V., der stets in stiller Zurückgezogenheit gelebt hat. Die meisten biographischen Notizen, die ich oben gegeben habe, mußten aus amtlichen und privaten Mittheilungen geschöpft werden, unter denen ich die von Herrn Dr. L. Laistner aus dem Cotta'schen Archiv gegebenen mit besonderem Dank nenne. Ueber Vollmer's litterarische Thätigkeit hat mir sein langjähriger Mitarbeiter Herr Rudolf Koch, jetzt in Bamberg, mit bewährter Gefälligkeit manches mitgetheilt. Ueber Vollmer's Thätigkeit für Schiller vgl. Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., Bd. 5, §§ 249. 250. 255 (von Max Koch). Hermann Fischer.

Vollpracht: Ferdinand V., nassauischer Staatsmann, entstammte einer alten Siegener Beamtenfamilie. Ein Nikolaus Philipp Vollbracht war 1711 fürstlicher Keller zu Siegen. Mathias Vollpracht, vermuthlich des vorgenannten Sohn, war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Pfarrer zu Ferndorf bei Siegen; dessen Sohn Friedrich Adolf, geboren am 8. März 1751 zu Freudenberg, wurde am 27. April 1773 in Herborn in der Theologie und in Sprachen examinirt und bestand gut, wurde am 23. Januar 1777 in Siegen ordinirt, am 20. März 1778 Stadtprediger in Diez, 1790 Inspector daselbst, dann am 10. Juni 1794 erster Pfarrer, Inspector und Consistorialrath zu Dillenburg. Hier in Dillenburg wurde Ferdinand V. am 18. April 1802 geboren. Derselbe erhielt seine Vorprüfung auf dem Pädagogium seiner Vaterstadt und bezog später, um Rechtswissenschaft zu studiren, die Universitäten Gießen und Göttingen. Seine Thätigkeit als Staatsbeamter begann er im J. 1821. Nach „vorzüglich bestandenem Examen" wurde er im März dieses Jahres unter die Zahl der geprüften Rechtscandidaten aufgenommen, im Mai desselben Jahres als Accessist bei dem Verwaltungsamte zu Wiesbaden beschäftigt und endlich noch im November in gleicher Eigenschaft nach Dillenburg versetzt. Daselbst wurde er im Januar 1825 dem Hof- und Appellationsgericht überwiesen und bei diesem im Mai 1827 zum Secretär, im Februar 1829 zum Assessor ernannt. Im Januar 1832 erfolgte seine Versetzung als Regierungsassessor nach Wiesbaden; daselbst im Mai 1833 seine Beförderung zum Regierungsrath. Der Eintritt in die Regierung fällt in eine für das Herzogthum höchst kritische Zeit, in die Zeit des von neuem auflodernden Kampfes des Landes gegen den zwar alternden, aber unbeugsam gebliebenen Minister v. Marschall. Nach den Karlsbader Beschlüssen hatte der Minister es verstanden, das unruhig und erregt gewordene Ländchen in eisige Ruhe zu versenken. Doch gebrochen hatte er die Opposition nicht und am wenigsten in dem Kernpunkte aller Streitigkeiten, in dem Widerstande in der leidigen Domainenfrage, konnten alles Druckes ungeachtet die Stände von dem Standpunkte, den sie gleich bei Ausbruch des Streites im Jahre 1818 eingenommen hatten, nicht abgebracht werden. Nur die jährlich aufs neue von der Regierung für die Domanialcasse gestellte Geldforderung wurde stets provisorisch auf ein Jahr und vorbehaltlich der rechtlichen Prüfung der Forderung bewilligt, die rechtliche Anerkennung dieser Forderung bis dahin in bestimmt formulirter Rechtsverwahrung verweigert. Die Ereignisse des Jahres 1830 brachten lebhaftere Bewegung in das Land; im folgenden J. 1831 nahm die Deputirtenkammer bei den Verhandlungen über den von der Regierung wie gewöhnlich in den Etat eingesetzten Zuschuß zur Domainencasse eine sehr entschiedene Haltung an. Nach zwei Jahren voll heftiger Kämpfe gelang es der Regierung erst im Jahre 1834, eine gefügigere Deputirtenkammer zu Stande zu bringen, nachdem sie in der Herrenbank durch einen im November 1831 vorgenommenen Pairsschub bereits die Majorität erlangt hatte. Bei der diesmaligen Eröffnung der Ständeversammlung, welche wie in den letzten drei Jahren widerwillig am letzten zulässigen Termine, am 31. März, erfolgte, konnte die Regierung mit aller Festigkeit ihren bisherigen Standpunkt behaupten; alle Reformen wurden kurzer Hand abgewiesen, da sie „Unbehaglichkeit" befürchten ließen. Dennoch trat bei dem Herzoge Wilhelm der Wunsch nach Frieden offenbar mehr zu Tage, nachdem sein Minister v. Marschall, der anscheinend in den letzten Monaten sein volles Vertrauen nicht mehr besessen, am 22. Januar 1834 aus dem Leben geschieden war. Ihn ersetzte am 3. Juli 1837 der Graf v. Walderdorff, ein ruhig denkender, unabhängiger Mann, dessen Vater schon in den Jahren 1816 und 1818 dem Freiherrn v. Stein im Kampfe gegen den Minister Marschall zur Seite gestanden hatte. Kurz vor dem Dienst-

antritte des neuen Ministers hatte die Deputirtenkammer durch Beschluß vom 6. Mai 1834 sich zu neuen Verhandlungen über die schwebende Streitfrage, die Trennung der Domainencasse von der Staatscasse und die Zahlung einer jährlichen Rente von 140 000 Gulden aus der Staatscasse an die Domainencasse als Entschädigung für aufgehobenen Domanialzehnten und Gefälle bereit erklärt, ein erster Schritt des Entgegenkommens gegen die nicht mehr vom Minister Marschall abhängige Staatsleitung. Man einigte sich, eine neue und umfassende Untersuchung dieser Fragen durch eine von der Kammer zu wählende Commission eintreten zu lassen. Minister Walderdorff eröffnete im folgenden Jahre 1835 den Landtag bereits am 10. Januar, um Zeit für die Arbeiten dieser aus 7 Mitgliedern bestehenden Commission, die am 19. Januar gewählt wurden, zu gewinnen. Umfangreiche Vorarbeiten ermöglichten der Commission jedoch erst im December d. J. die Eröffnung der Berathungen. Der eigentliche Leiter der Sache war der diesem ständischen Ausschusse als Regierungscommissar beigeordnete V., welcher in der Zeit vom 15. December 1835 bis zum 21. März 1836 eine Reihe von Vorträgen über die rechtliche Natur der Domainen, der Abgaben, Gefälle, Steuern u. s. w. unter eingehendster Benutzung der Landesarchive und der einschlägigen Litteratur hielt. Das Ergebniß dieser Verhandlungen war der von der Deputirtenkammer am 11. Juni 1836 gefaßte Beschluß, die landesherrliche Forderung der Zahlung einer jährlichen Entschädigung von 140 000 Gulden an die Domainencasse anzuerkennen und in die Ablösung dieser Rente durch Uebernahme von Domanialschulden zur Höhe von 2 400 000 Gulden auf die Landessteuercasse einzuwilligen. Durch landesherrliches Edict wurde zu diesem Zwecke die Aufnahme einer Anleihe zu jenem Betrage festgesetzt, die V. dann mit dem Hause Rothschild abschloß. Der Domainenstreit schien durch diesen Vergleich für immer beseitigt. Vollpracht's geschickte Behandlung der äußerst schwierigen Frage wurde nicht ohne Grund vom Herzoge wie von der Regierung als eine meisterhafte Leistung angesehen; fortab wurde nicht nur in allen finanziellen und wirthschaftlichen Fragen, welche an die Staatsverwaltung herantraten, sondern auch bei wichtigen Angelegenheiten der weiteren inneren Verwaltung und bei politischen Fragen seine Meinung als die maßgebende angesehen. Vom Herbste 1837 ab nahm er als nassauischer Commissar Antheil an den Verhandlungen der vereinigten Eisenbahncomités von Wiesbaden, Mainz und Frankfurt, welche in Frankfurt zum Zwecke der Gründung der Eisenbahn zwischen Frankfurt und Mainz durch Kastel mit der Zweigbahn Biebrich-Wiesbaden, der sogen. Taunuseisenbahn, stattfanden. Für den Bau war von Nassau unter dem 16. Februar 1837 eine Concession ertheilt worden, worauf sich durch die im October und November d. J. zwischen den Specialcomités abgeschlossenen Verträge die Taunuseisenbahngesellschaft bildete. Die dann in Frankfurt abgehaltenen Verhandlungen gelangten im Sommer 1838 zum Abschluß; unter dem 13. Juni d. J. erhielt die Gesellschaft von Nassau die weitere Concession für Bau und Betrieb der Bahn. Der Bau der Taunuseisenbahn machte für Nassau ein neues Expropriationsgesetz unter Abänderung der bisherigen Bestimmungen in den Edicten vom 25/26. August 1812 und 5/6. Januar 1816 erforderlich, dessen Ausarbeitung V. noch 1837 begann. Das von ihm entworfene Edict „die Ausmittelung der Entschädigung für Privateigenthum, welches zu öffentlichen Zwecken abgetreten werden muß“, wurde unter dem 12. Juni 1838 bekannt gemacht. Die eingehenden archivalischen Studien über die Rechtsverhältnisse der Domainen, das Landessteuerwesen, überhaupt über die wirthschaftlichen und finanziellen Verhältnisse des Landes im Mittelalter, welche er für die im Jahre 1836 unter seinem Vorsitz zusammengetretene Commission zur Untersuchung der Kassentrennung angestellt hatte, sind von ihm in den Vor-

trägen, welche er in den Sitzungen dieser Commission hielt, niedergelegt. Diese Thätigkeit hatte ihn zu so eingehenden Quellenforschungen geführt, daß er mit Recht neben seinem Freunde Christian Daniel Vogel (vgl. den Artikel) für den gründlichsten Kenner der nassauischen Geschichte galt. Hierdurch erklärt sich, daß er im Februar 1838 vom Herzoge den Auftrag erhielt, an Stelle des verstorbenen Johannes Weitzel († 10. Januar 1837) zugleich mit Vogel die Geschichte des Herzogthums Nassau zu bearbeiten.

Im J. 1840 traten zwei der bedeutendsten Schöpfungen Vollpracht's, für deren Zustandekommen er seine ganze Thätigkeit eingesetzt hatte, ins Leben, die Landescreditcasse und sodann die Zehntablösungscommission. Letztere hatte anfänglich schweren Stand gegenüber dem Mißtrauen der ländlichen Bevölkerung, leistete dann aber unter Vollpracht's Direction in kurzer Zeit Großes, bis die Gesetzgebung des J. 1848 dem ganzen Zehntwesen und somit auch der Ablösungscommission ein Ende machte. V. selbst war im Jahre 1840 zum Ministerialkanzleireferendar und Zehntablösungscommissar ernannt. In demselben Jahre leitete er die Vorarbeiten für die Errichtung einer Landesirrenanstalt in Kloster Eberbach im Rheingau, aus welcher die 1849 eröffnete Anstalt auf dem Eichberge hervorging. Im J. 1842 trat ein Wechsel im Ministerium ein. An Stelle des Grafen v. Walderdorff übernahm der streng conservative v. Dungern, anfangs mit der Leitung der Geschäfte der Ministerialabtheilung des Innern betraut, im December 1843 die Gesammtleitung des Staates und zog V., der zu gleicher Zeit zum Geheimen Rath ernannt wurde, als Vertrauensmann an seine Seite. Im Sinne des neuen Ministers wirkte er in streng conservativem Sinne im Gegensatz zu den im Lande sich stetig ausbildenden liberalen Tendenzen, doch nach Recht und Billigkeit. Besonders einflußreich wurde seine Stellung inbezug auf das Kirchen- und Schulwesen. Die unter Dungern's Verwaltung andauernde billigere Berücksichtigung der Katholiken und ihrer Forderungen soll wesentlich auf ihn zurückzuführen sein. So soll er die durch Edict vom 18. Januar 1844 verfügte Aufhebung des für die Katholiken peinlichen sogenannten „Allgemeinen Religionsunterrichts“ in allen Schulen des Landes veranlaßt haben. Bei der im J. 1844 wesentlich unter seiner Mitwirkung erfolgten Neuorganisation des höheren Schulwesens verlangten die Katholiken die Errichtung eines ausschließlich katholischen Gymnasiums zu Hadamar. V. unterstützte diese Bestrebungen und trat namentlich bei den bezüglichen Kammerverhandlungen lebhaft für diese Forderung ein. Das katholische Gymnasium zu Hadamar konnte 1844 eröffnet werden. Der bald darauf im Landtage von den katholischen Abgeordneten geforderten Trennung des für beide Confessionen gemeinschaftlichen Landesschullehrerseminars und Errichtung zweier confessioneller Seminare widersetzte er sich, hier noch an den nivellirenden Grundsätzen der nassauischen Verwaltung unter Marschall und Ibell festhaltend. Von Seiten der katholischen Bevölkerung wurde sein Entgegenkommen gebührend anerkannt. Im folgenden J. 1845 wurde ihm der Vorsitz in der juristischen Prüfungscommission übertragen. Eine außerordentliche Thätigkeit entwickelte er, nachdem unter seinem Vorsitz am 20. October 1846 in Wiesbaden eine Commission zusammengetreten war, welche die Maßregeln zur Abwehr der drohenden Theuerung berieth. Er selbst führte den Ankauf großer Mengen von Getreide in Amsterdam und Antwerpen aus. Daß das angekaufte Getreide später, als es erforderlich war, erst im April 1847, in das Land eingeführt wurde, ist nicht durch ihn verschuldet worden. Gleichzeitig betheiligte er sich auch bei den im Ministerium begonnenen Berathungen über ein neues Stockbuchgesetz. Ein wichtiges Gesetz, die von ihm ausgearbeitete Wechselordnung, legte er am 22. März 1847 der Kammer zur

Genehmigung vor. Damals hatte die preußische Regierung Verhandlungen eingeleitet, um für alle Zollvereinsstaaten eine gemeinsame Wechselordnung zu schaffen. Die nassauische Regierung hatte sich zum Beitritt bereit erklärt, glaubte aber den Erlaß einer eigenen Wechselordnung angesichts des dringenden Bedürfnisses des Landes nicht verzögern zu dürfen. Der 1. Januar 1848 brachte ihm die Ernennung zum Präsidenten der Generaldomainendirection, zum Mitgliede des Hofmarschallamtes und zum Mitgliede des Staatsrathes, in dessen Sitzungen er in der Regel das Referat über die der Ständeversammlung jährlich zu machende Budgetvorlage sowie über die seine Verwaltungsressorts berührenden Gesetzesentwürfe hatte. Am 11. März 1848 wurde er, nachdem der alte Regierungspräsident Möller durch die am 4. März im Lande ausgebrochene Bewegung beseitigt war, provisorisch mit der Leitung der Präsidialgeschäfte der Regierung beauftragt, bis er nach Eintritt ruhigerer Zustände im December 1849 die Leitung der Ministerialabtheilung der Finanzen erhielt. Hier, auf seinem eigentlichen Arbeitsfelde, ist er bis an das Ende seines Lebens thätig verblieben. Eine politische Rolle hat er in diesen erregten Jahren 1848 und 1849 im Lande nicht gespielt, als gewandter Kammerredner sich jedoch nach wie vor bewährt.

Bei dem gänzlichen Mangel an geschulten Diplomaten sah die nassauische Regierung sich damals genöthigt, V. auch für diplomatische Sendungen zu verwenden. Derselbe nahm in den Jahren 1849 und 1850 als nassauischer Bevollmächtigter an den Conferenzen Theil, die nach dem am 26. Mai 1849 abgeschlossenen Dreikönigsbündniß in Berlin stattfanden. Die Politik des Herzogthums leitete damals noch der freisinnige Hergenhahn, der Mann der nassauischen Märztage. Nachdem derselbe im Juni 1849 die Unhaltbarkeit seiner Stellung eingesehen und dem Präsidenten v. Wintzingerode Platz gemacht hatte, blieb die Politik des Herzogs und seines zu Preußen neigenden neuen Ministers unverändert. V. war es, der auf der Conferenz am 26. September 1849 die Festsetzung des Termines für die Reichstagswahlen beantragte. Ebenso trat er als am 5. October über diesen Antrag verhandelt wurde, lebhaft für die Aufrechterhaltung der Union gegen den von Hannover gemachten Versuch der Sprengung derselben ein. Seine Theilnahme an den Verhandlungen wird bis zum Schlusse des am 16. Mai 1850 beendeten Fürstencongresses, auf welchem sein Landesherr fehlte, gedauert haben. Zu den am 23. December 1850 zu Dresden eröffneten Conferenzen war er nicht abgeordnet, vertrat jedoch seine Regierung bei den wichtigen Zollvereinsconferenzen des Jahres 1851. Im Lande selbst beschäftigten ihn in diesem Jahre Vorarbeiten für ein neues Stockbuchgesetz; das am 15. Mai 1850 erlassene bezügliche Gesetz ist zum großen Theile sein Werk. Namentlich aber ist er als Urheber und Verfasser der seiner streng conservativen Gesinnung entsprechenden, oktroyirten Verfassung, durch welche die freisinnige Verfassung des Jahres 1848 beseitigt wurde, anzusehen.

Von seinen späteren, tief in die Verwaltung des Landes eingreifenden Arbeiten kommen besonders in Betracht die 1854 erlassenen Gesetze über die Organisation der oberen Verwaltungsbehörden; über die Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung und das Gemeindegesetz, sodann das 1855 erlassene Branntweingesetz. Gleichfalls in dem J. 1854 war er bei den — übrigens erfolglos gebliebenen — Verhandlungen betheiligt, welche Nassau mit dem päpstlichen Stuhle wegen Abschluß eines Concordats angeknüpft hatte. Endlich erfolgte noch 1854 seine Ernennung zum Präsidenten des aus der bisherigen Finanzabtheilung des Staatsministeriums gebildeten Finanzcollegiums, sodann seine erneute Berufung in den 1848 beseitigten, durch Verordnung vom 24. Juli 1854 wiederhergestellten Staatsrath. Bei den 1857 und 1858 zu Nürnberg

abgehaltenen Conferenzen über das deutsche Handelsgesetzbuch vertrat er das Herzogthum. Dies war seine letzte größere Arbeit im Dienste des Landes; bald darauf, am 5. Januar 1859, starb er zu Wiesbaden.

Einige Notizen aus Firnhaber, Nassauische Simultanschule, das Uebrige nach Acten. W. Sauer.

Volmar, der Dichter des Steinbuches. Er behandelt ein Thema, das eine lange Geschichte hat. Schon ziemlich frühe gesellt sich zu den beiden Hauptvertretern der mittelalterlichen Compendienlitteratur, dem Physiologus und Lucidarius, ein dritter hinzu: der Lapidarius. Den Grundstock dieser Sammlung bilden die Berichte des alten Testamentes über die zwölf Edelsteine im Brustschilde des Hohenpriesters. Die Griechen, selbst Aristoteles, bieten nur wenig; am meisten noch Theophrast. Erst die Beschäftigung mit Seneca und Plinius bringt reicheren Gewinn. Im 11. Jahrhundert kommt ein arabischer Nebenstrom hinzu. Es beginnen die lateinischen Steinbücher aufzutreten, die man durch Nachträge aus scholastischen Schriftstellern zu vermehren bestrebt ist. Diese Lapidarien liefen auch in Deutschland um und waren selbst den Laien nicht unbekannt. Schon Wolfram nennt im Parzival 58 Steine und preist ihre magische Heilkraft. Auch werden die Steine, deren Anzahl bald ebenso stark variirt wie ihre Bezeichnung, mitunter symbolisch gedeutet; meist im ethischen Sinne. Zwei Gedichte des 12. Jahrhunderts, das vom himmlischen Jerusalem und die Geschichten von Moses, huldigen bereits zum Theil dieser Richtung, und noch bei Theodor Körner findet man Aehnliches (Die Monatssteine. Nach arabischer Mythe). Einfluß der beliebten Kleiderallegorie mag es sein, wenn die Zauberkräfte der Steine und die neun Tugenden Mariä mit einander verglichen werden. Auch diese Gattung hielt sich länger. Ganz ähnlich dichtete noch Heinrich von Mügeln in seinem kurzen oder Hofstone dreizehn Strophen von den zwölf Steinen in der Strahlenkrone der Mutter Gottes. (Sie stehen in seinem Gedicht: Zu lobe unser frouwen; genannt: „Der Dom".) Dagegen hat das ausschließlich „Naturwissenschaftliche" in der Steinlitteratur frühzeitig zum Spotte herausgefordert. Mit dem ganzen frevelhaften Uebermuthe des Fahrenden, dem nichts heilig ist, jedoch nicht ohne Witz, rüttelt um die Mitte des 13. Jahrhunderts der Stricker an den alten Traditionen. Er läßt nur den Schleif-, Wetz- und Mühlstein gelten. Die übrigen alle, die man in Gold und Silber fasse, seien „von gelogenen Mären zu hoher Würdigkeit gekommen". Vom Hahnsteine (alectorius) sagt man, daß er, in den Mund genommen, den Durst lösche; ein Trunk Weines thut's wahrlich billiger und besser. Der Saphir soll die Eiterblasen zerstören, aber der Stricker vermißt sich hoch und theuer, mit einer Nadel, deren zwei man um ein Ei kaufe, 500 Blasen aufzustechen. So löscht man auch siedendes Wasser bequemer mit kaltem als mit dem Topasius u. s. w. Die erhoffte Wirkung dieser höchst berechtigten Satire blieb jedoch aus. Man denke nur an Konrad von Megenberg, der in seinem Buche der Natur treuherzig den alten Aberglauben weiterbetet; ferner an die zwei Sprüche von edeln gesteinen und die 13. Fabel des Heinrich v. Mügeln! Aber schon hundert Jahre vor Konrad und Heinrich war die alte Richtung wieder herrschend; das ersehen wir aus dem Steinbuche.

V. kann unmöglich viel jünger gewesen sein als der Stricker, auf dessen Polemik er im Anfang und am Schlusse seines Werkes offenbar Bezug nimmt. Seine Sprache läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig; allerdings hatte auch der Gegner kein Blatt vor den Mund genommen. Man sollte die Leute aufhängen, die solche angeblich wunderkräftige Steine feilböten; das war die Meinung des Strickers. V. dagegen erklärt es für ein verdienstliches Werk, jenen Mann todtzuschlagen, der das Wort gesprochen, ein gefärbtes Glas im

Ring sei eben so nütze wie der beste Edelstein. Die maßlose Heftigkeit beider Parteien in dieser Sache erscheint uns heute unverständlich und will culturhistorisch begriffen sein. Der Federstreit, der sich zwischen dem Laien und dem Pfaffen abspielt, ist gewissermaßen ein Vorläufer der Reformation. Als Vertreter der Aufklärung zeigt sich der Fahrende; er ist es, der die neuen Ideen durch die Lande trägt. Dem Kleriker andererseits muß nothwendig daran liegen, das Alte zu bewahren. Er kann den Handel mit wunderthätigen Steinen unmöglich verdammen, ohne seine eigenen Reliquien, ohne seinen Ablaß zu gefährden. Daher die sittliche Entrüstung des Dichters, der den Zweifler als gottlosen Menschen hinstellt. V. (so nennt sich der Dichter im Eingange) war sicher ein Geistlicher, wenn wir auch sonst von seinen Lebensumständen nicht das Mindeste wissen. Er betont ausdrücklich, daß nur die Pfaffen es wüßten, wie Gott von allem Geschaffenen besonders die Steine lieb habe. Nun, er weiß es ja ebenfalls; folglich war er ein Pfaffe. Nach einer kurzen Erwähnung der Gesetzestafeln („von Saphir ergraben") wird nach der Sitte der meisten Lapidarien gleich übergegangen zur Beschreibung der zwölf Steine, die der „Ehewart" Aron vorne an der Brust trug, wenn er in den Tempel ging. Die Abschnitte sind der Verszahl nach ungleich. Bei jedem Steine ist die magische Kraft angegeben, die er besitzt. Der Anblick des Smaragdes thut den Augen wohl, der Amethyst schützt vor Trunkenheit, der Jaspis vertreibt das Fieber, der Chrysolythus schützt vor allem Teufelswerk. Der Karfunkelstein hat viele Kräfte; da jedoch augenblicklich kein Mensch einen solchen besitzt, so wäre es verlorene Mühe, sie alle zu nennen! Weiterhin (vv. 289—702) sind dann noch 26 andere Steine besprochen, unter denen der Diamant und der Magnet wohl das meiste Interesse erwecken. Auf Wiedergabe des Details muß hier verzichtet werden. Ferner sind einige meist namenlose Steine mit fabelhaften Eigenschaften (vv. 703—770) und schließlich die „ergrabenen", d. h. die geschnittenen Steine kurz abgehandelt.

Die direkte Quelle Volmar's war bisher nicht zu ermitteln. An einer Stelle redet er von den buochen, „in denen man uns von diesem Steine viel gesagt hat". Wahrscheinlich kannte und benutzte er alle jene Beschreibungen, die dem über hundert Jahre jüngeren, ebenfalls gereimten St. Florianer Steinbuche zum Theil als unmittelbare Vorlagen dienten: Marbod und Arnoldus Saxo, Thomas Cantimpratensis, dem auch K. v. Megenberg folgt, und vor allem wohl Albertus Magnus, den fast abgöttisch verehrten Doctor universalis der Dominikaner. — Sprachliche Eigenthümlichkeiten weisen den Dichter ins alemannische Gebiet. Dort wurde sein Werk noch im 13. Jahrhundert einer Bearbeitung unterzogen, die dann in mehreren Redactionen durch Süd- und Mitteldeutschland lief und schließlich im Jahre 1498 zu Erfurt durch den Druck fixirt wurde. Das ganze Gedicht (mit den Zusätzen der Ueberarbeiter) umfaßt 1008 Verse, die im alten Druck nur 19 zweispaltige Quartseiten einnehmen. — Wir kennen vom Steinbuche 11 Hss. und Hss.-Fragmente, die meist erst aus dem 15. Jahrhundert stammen und auf Papier geschrieben sind. Die vollständigste Hs. befindet sich in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen, die beste in der Wiener Hofbibliothek. Wichtige Anhaltspunkte für die Kritik gewährt trotz seines geringen Umfanges das Donaueschinger Bruchstück; ein Pergamentblatt, das vielleicht noch aus dem 13. Jahrhundert stammt. Hier findet sich auch die Bezeichnung: Daz stain buch, allerdings nicht am Anfang des Gedichtes. — Der Dichter heißt in den Hss.: Volemar, Wolckman, Soleman, Joseph oder Aaron. Die letztere Bezeichnung ist natürlich aus v. 56 entlehnt; über Joseph vgl. Lambel XII f. —. Poetische Schönheiten sind in dem Büchlein kaum zu finden; es besitzt mehr culturhistorischen Werth. Auch die Metrik ist bereits im Sinken begriffen: vierhebige Verse mit klingendem Reim finden sich nicht selten. Benutzt

wurde V. wahrscheinlich von Albrecht von Scharffenberg bei der Beschreibung des Graltempels im jüngeren Titurel.

Die grundlegenden Stellen sind: Exodus 28, 17—20; 39, 10—13; Apokalypse 21, 18—20. — Die Parzivalstelle steht 791, 1—792, 5; vgl. dazu Oskar Schade, Altdeutsches Wörterbuch I (Halle a. S. 1872—82), Vorrede pagg. LI ff., woselbst zugleich ein Ueberblick gegeben wird über die Entwickelung der Steinkunde im Mittelalter. — Wichtige Aufschlüsse bietet auch die Arbeit von Valentin Rose, Aristoteles de lapidibus und Arnoldus Saxo, Zsfda. 18, 321—455. — Das Gedicht vom himmlischen Jerusalem ist in der großen Vorauer Hs. überliefert; gedruckt bei Joseph Diemer, Deutsche Gedichte des XI und XII. Jahrhunderts. Wien 1849, pagg. 361—372. In derselben Hs. stehen auch die Geschichten von Moses; Diemer a. a. O. 1—85, 3. — Ein niederrheinisches Frauenlob des 12. Jahrhunderts (Zsfda. 10, 113, 25—118, 28) vergleicht die Eigenschaften der heiligen Jungfrau mit den Steinen. — K. v. Megenberg's Buch der Natur ist hrsg. von Franz Pfeiffer. Stuttgart 1861. — Die Strophen Heinrich's von Mügeln bei Lambel 126—134, die Fabel sehe man in der Ausgabe von Wilh. Müller, Göttingen 1847, pag. 20 f. — Kleinere Gedichte von dem Stricker, hrsg. von Karl August Hahn. Quedlinburg und Leipzig 1839 (Basse's Bibl. der gesammten deutschen Nat. Lit. XVIII). Von den Steinen handelt das Gedicht XI (pagg. 44—52), das nicht vor 1236 gedichtet sein kann (vgl. Lachmann zum Iwein 5522). — J. G. Büsching, Die Kräfte der Edelgesteine, nach dem Glauben des Mittelalters. Mus. f. altd. Lit. u. Kunst 2 (Berlin 1811), 52—145. Darin das Steinbuch nach der Dresdener Hs. M. 55. — G. K. Frommann, Anz. f. K. d. d. V. 1854, Sp. 159 f. (giebt die Verse 23—76 und 643—645 aus einer römischen Hs.). — Das Steinbuch, ein altdeutsches Gedicht von Volmar. Mit Einleitung, Anmerkungen und einem Anhange hrsg. von Hans Lambel. Heilbronn 1877. Eine namentlich in textkritischer Hinsicht werthvolle Arbeit, die mehrere neue Resultate lieferte. Angezeigt in der Jen. Lit. Ztg. 1877, 739 (Vogt); Germ. 23, 109—112 (Bartsch, mit Nachträgen); Revue critique 1878 (39); Zsfdög. 29, 1 (Strobl); Zs. f. d. Gymn. W. 34, 497—498 (Henrici); Anzfda. 5, 224—25 (Martin, mit Nachträgen); Literar. Centralbl. 1880, 495—496. H. Lambel, zum Steinbuche. Verbesserungen. Germ. 23, 126. — Das St. Florianer Steinbuch bei Lambel pagg. 95—125; ein anderes, weit älteres Steinbuch in Prosa, hrsg. von Anton Birlinger, Germ. 8, 301—303; vgl. auch R. v. Fleischhacker, Ein altenglischer Lapidar. Zsfda. 34, 229—235.

W. Uhl.

Volmar: Johann Georg V., Landschafter und Historienmaler, geboren am 23. April 1770 in Mengen im Königreich Württemberg, † 1831 in Freiburg im Uechtland. V. lernte die Anfangsgründe bei seinem Vater, der ebenfalls Maler war, es aber nicht gerne sah, daß der Sohn den gleichen Beruf ergriff. Früh verließ er die Heimath, um der Conscription unter Joseph II. zu entgehen. Er begab sich nach Zürich, wo er kurze Zeit für Joh. Kasp. Lavater arbeitete. Von Zürich, das ihm kein rechtes Auskommen bot, wandte er sich nach Lausanne, und hier erst bildete er sich, aufgemuntert durch gleichgesinnte Genossen, zum eigentlichen Künstler aus. Er fand Anregung durch die Lectüre von Salomon Geßner's Brief an Füßli über die Landschaft und lernte, indem er fleißig Modell zeichnete, auch den menschlichen Körper kennen. Schon damals bestrebte er sich, Landschafts- und Geschichtsmaler zugleich zu sein. Anfangs der neunziger Jahre treffen wir V. in Bern, das seine zweite Heimath wurde und wo er als Professor an der noch heute existirenden Kunstschule der Universität einen seiner Neigung und seinen Kräften entsprechenden Wirkungskreis fand.

Reisen in der Schweiz, in Italien und nach Frankreich erweiterten seinen Horizont. 1807 reiste V. nach Italien, im Mai 1822 mit Ludwig Vogel und anderen Collegen nach Paris. Er betheiligte sich regelmäßig, seit 1804 an den Kunstausstellungen in Bern und seit 1805 an denen in Zürich, wie aus den bei Füßli citirten Tagesblättern hervorgeht, mit gutem Erfolge. Im Zürcher Salon von 1807 waren verschiedene Costümstudien von V. zu sehen, im Berner Salon von 1810 figurirte sein Hauptwerk: „Der Abschied des Niklaus von der Flühe" im Rathhause zu Stans. Für die Kirche zu Ueberstorf im Kanton Freiburg, wo V. 1811 das Bürgerrecht erhielt, malte er die „Taufe Christi durch Johannes".

V. ist auch für ausländische Besteller thätig gewesen. Er componirte z. B. im Auftrage des Grafen Brühl Originallandschaften zu Hintergründen für das Berliner Hoftheater und für den Grafen von Fries in Wien eine Folge von Costümstudien in Gouache, bei denen er in geschickter Weise Landschaft und Genre zu verbinden wußte. Das Berner Kunstmuseum besitzt von V. eine Landschaft, den oberen Reichenbachfall. Als Illustrator hat V. für die Berner Neujahrsstücke Zeichnungen geliefert, die Scenen aus der Schweizer Geschichte darstellen. Jahrg. 1815: Zusammenkunft der Grafen von Kyburg und von Savoyen. Jahrg. 1816: Belagerung Berns durch Rudolf von Habsburg. Jahrg. 1817: Gefecht in der Schoßhalde bei Bern. Jahrg. 1818: Rückkehr der siegreichen Berner aus der Schlacht am Donnerbühl. Jahrg. 1819: Kaiser Heinrich's VII. Einzug in Bern. Jahrg. 1820: Gefangennahme des Venner Regenhut 1324. Jahrg. 1821: Belagerung Unspunnens durch die Berner 1332. Jahrg. 1822: Die Berner vor Freiburg 1340. Jahrg. 1823: Venner Wendschatz rettet das Banner. Jahrg. 1824: Rückkehr Bubenberg's nach Bern 1362. Jahrg. 1825: Gefangennahme des Freiherrn v. Rickenberg 1381. Jahrg. 1826: Schlacht zu Fraubrunnen 1375. Jahrg. 1827: Belagerung von Burgdorf 1384. Jahrg. 1828: Zwei Geistliche werden aus dem Gefängnisse erlöst, eine Scene aus der Eroberung Nydaus durch die Berner im J. 1388. Der Originalentwurf (Aquarell) in der Handzeichnungensammlung des Künstlerguts zu Zürich. Vgl. L. 68. Jahrg. 1829: Der Brand zu Bern 1405. Jahrg. 1830: Die Burg Ottingen wird zerstört 1410. Jahrg. 1831: Bestürmung des Schlosses zu Baden.

Eine Auswahl von Handzeichnungen Volmar's enthält das Kunstmuseum in Bern (6) und die Bühlmann'sche Sammlung des Kupferstichcabinets des Eidgenössischen Polytechnikums in Zürich. Geschichte und Sage (Bonnivard in Chillon, Laupen, Erstürmung von Solavers [Sturz des Ritters Hugo in den Abgrund]) wechseln mit Landschaft (Lausanne, Schloß am Fluß) und Genre (Mönche vom St. Bernhard; Bernhardiner Hunde, einen Savoyarden rettend) ab, Allegorien (Ein Künstler wird von seinem guten Genius angespornt) kommen seltener vor. Nach V. arbeiteten Martin Eßlinger, die beiden Lips, J. und J. H. Lips, J. Hürlimann, Daniel Burgdorfer, Franz Hegi, J. Meyer aus Meilen, Christian Meichelt, G. König, die Lithographen Chabert (études de chevaux), G. F. Frey und Haller, endlich G. V. selbst und sein jüngerer Bruder Franz Xaver in Augsburg, der 1803 zwei Compositionen von ihm herausgab: „Massena schlägt die Russen bei Zürich" und „Sieg des Erzherzogs Karl von Oesterreich über Jourdan". Der „Abschied des Nikolaus von der Flühe" wurde von Lips in Kupfer gestochen.

V. ist ein Vorläufer gewesen und als solcher will er beurtheilt sein. Er griff zu denselben Stoffen (Bad in Rosen; Tell und Geßler; Nikolaus von der Flühe) wie nach ihm Ludwig Vogel und hat sogar schon Themata behandelt, auf die erst die allerneusten wie Anker und Boßhard gekommen sind, z. B. die Kappeler Milchsuppe und Schultheiß Wengi vor der Kanone. Daß er in einer Zeit lebte, in der die Legenden des Vaterlandes noch allgemeinem Glauben be-

gegneten und die kritische Geschichtsforschung noch nicht geboren war, kam der naiven Auffassung des Darstellers nur zu Gute.

Füßli, Allg. Künstlerlexikon. Theil II, Abschnitt 10, S. 4033—4034. — Nagler, Künstlerlexikon. Bd. 20, S. 515—516. — Paul Volmar, Alpenblumen. Album bernischer Künstler. Bern 1861, S. 19—20. — Grangier, Etrennes Fribourgeoises, von 1881. Karl Brun.

Volmar: Joseph V., Historienmaler, Thier- und Landschaftsmaler, geboren 1796 in Bern, † 1865 ebenda, wo er Professor an der Kunstschule war, an der auch sein Vater Joh. Georg wirkte. Die künstlerische Ausbildung erhielt er in Paris bei Horace Vernet und Géricault. Früh wandte er sich aber nach Bern zurück, in der Hoffnung, hier durch seinen Vater rasch gefördert zu werden. Seine Erwartungen erfüllten sich: J. erbte mit der Lehrthätigkeit des ältern V. ebenfalls dessen Popularität. Er betheiligte sich an den öffentlichen Ausstellungen und hatte das Glück, eines seiner Bilder, „Die Schlacht bei Morgarten", sogar in den Besitz des Bundesrathes übergehen zu sehen. Das Gemälde ist im Berner Bundesrathhaus deponirt. Das Berner Kunstmuseum besitzt von J. eine Wildschweinjagd und den wilden Jäger, eine Illustration des Gedichtes von Bürger. V. war ein entschiedenes Talent, er brach jedoch allmählich mit der Natur, was seiner Künstlerphysiognomie nicht zum Vortheile gereicht. Nach V. arbeiteten die Lithographen J. F. Wagner, R. Pabst (Löwin und Panther mit Jungen), A. Cheyère (Pferdestudien) und G. F. Frey (Zugpferde, ein Heft von sechs Blättern). Die Berner Neujahrsblätter von 1837 und 1838 enthalten zwei historische Compositionen von V., „die Schlacht bei St. Jakob" und „die Ueberbringung des Hauptes des heiligen Vincenz nach Bern", das Album bernischer Künstler, das P. Volmar herausgab, enthält von J. „die Todesweihe vor der Schlacht bei Laupen". Handzeichnungen von J. V. im Berner Kunstmuseum.

Nagler, Künstlerlexikon. Bd. 20, S. 516. — Grangier, Etrennes Frib., von 1881. Karl Brun.

Volmar: Isaak, Freiherr v. Rieden, Staatsmann im Dienste des Hauses Oesterreich, ward geboren im J. 1582 zu Steußlingen, nach anderer Annahme zu Weinsberg in Schwaben als Sohn des herzoglich württemberg. Vogtes Abraham V. Für den weitaus größten Theil seines Lebens sind, da dieses noch niemals zum Gegenstande einer eingehenderen Forschung gemacht worden ist, die vorhandenen Nachrichten ziemlich dürftig, und das Wenige, was wir von ihm wissen, darf nicht einmal als durchweg zuverlässig bezeichnet werden. Sicher ist, daß V. im protestantischen Glauben, dem seine Eltern angehörten, erzogen wurde. Irrthümlich erscheint dagegen die Behauptung, daß er protestantische Theologie studiert habe und eine Zeit lang sogar Prediger gewesen sei, denn im Widerspruch mit ihr steht die Thatsache, daß V. schon 1599, im Alter von siebzehn Jahren, in Tübingen zum Doctor der Rechte promovirt worden ist. Etwa sieben Jahre später, im December 1606, ward er als Professor der Rhetorik an die Hochschule zu Freiburg im Breisgau berufen; er verblieb in dieser Stellung wiederum fast sieben Jahre und widmete sich, abgesehen von seiner Berufsthätigkeit, auch mit Eifer rechts- und staatswissenschaftlichen Studien. Am 23. October 1613 legte er seine Professur nieder, verblieb jedoch fürs erste noch in Freiburg und war daselbst die nächste Zeit hindurch, auf jeden Fall noch bis zum April 1615, als Rechtsanwalt thätig. Späterhin vertauschte er seinen Wohnort mit der Stadt Ensisheim im Elsaß, dem Sitze der vorderösterreichischen Landesregierung, in deren Dienste er eintrat, und bei der er bereits 1621, unter der Statthalterschaft Johann Christof's v. Stadion, das wichtige Amt eines Kanzlers bekleidete.

An der Spitze der Regierung Vorder- und Oberösterreichs — d. h. der

elsässischen, schwäbischen und tirolischen Besitzungen des Hauses Habsburg — stand zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian von Oesterreich, ein eifriger Vertreter der katholischen Restaurationspartei; nach dessen Tode im J. 1618 gelangte an seine Stelle sein Vetter Leopold aus der steierischen Linie des Erzhauses, ein Fürst, der an Eifer für die katholische Sache seinem Vorgänger nichts nachgab. Bei der kirchlichen Richtung der beiden Erzherzöge ist sicher anzunehmen, daß auch V. zu der Zeit, wo er als landesfürstlicher Beamter in ihre Dienste trat, sich bereits vom protestantischen Bekenntnisse losgesagt hatte und zur römischen Kirche übergegangen war. Für sein späteres Leben sollte sein Glaubenswechsel von entscheidender Bedeutung werden und auch ihm, wie so vielen anderen Convertiten, eine glänzende Laufbahn eröffnen.

Wie lange V. in Ensisheim thätig gewesen ist, läßt sich mit Bestimmtheit nicht ermitteln; jedenfalls befand er sich aber noch 1627 in seiner dortigen Stellung. Während der folgenden Jahre hielt er sich, wie wir hören, vorübergehend bei dem Grafen Johann Ludwig von Nassau-Hadamar auf, der in der Folge gleichfalls zur römischen Kirche übertrat und sich dem Dienste des Hauses Oesterreich widmete. Im J. 1630 finden wir V. sodann am Hofe Kaiser Ferdinand's II., und vermuthlich ist er damals zum Reichshofrathe ernannt worden. Seines Bleibens in der Umgebung des Kaisers war nicht allzu lange. Schon wenige Jahre später wurde er als Präsident der Innsbrucker Hofkammer in den Dienst der vorder- und oberösterreichischen Regierung zurückberufen.

Erzherzog Leopold war inzwischen 1632 gestorben, und an seiner Stelle führte jetzt seine Wittwe, Claudia Felicitas aus dem Hause Medici, von ihrer Residenz Innsbruck für ihren minderjährigen Sohn Ferdinand Karl die vormundschaftliche Regierung. Unter Claudia's Rathgebern nahm V. zwar nicht die erste, aber doch immerhin allem Anscheine nach eine recht wichtige Stelle ein; Genaueres ist uns allerdings über seine Schicksale während der Amtsführung in Innsbruck, obwol sie mit kurzer Unterbrechung gegen zehn Jahre dauerte, ebenso wenig bekannt, wie über seinen früheren Lebenslauf. Im wesentlichen beschränken sich unsere Nachrichten für den genannten Zeitraum auf seinen Antheil an der hartnäckigen Vertheidigung der Rheinfestung Breisach durch die Kaiserlichen im Herbst 1638, während ihrer Belagerung durch das vereinigte französisch-schwedische Heer unter Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. Im Auftrage Kaiser Ferdinand's III., der die Eroberung der Festung durch seine Feinde unter allen Umständen zu verhüten wünschte, war V. zum Commandanten derselben abgeschickt worden, und durch seinen unermüdlichen Zuspruch vor allem soll dieser zum muthigen Ausharren bewogen worden sein, trotz der wiederholten Aufforderungen der Belagerer zur Uebergabe der Stadt und trotz des entsetzlichen Elendes, das schon bald nach dem Beginn der Belagerung in Breisach herrschte. Bei dem feindlichen Oberbefehlshaber erregte Volmar's Verhalten große Erbitterung; gesteigert wurde sie noch durch Schmähungen, die der Letztere gegen den Herzog gerichtet hatte, und die diesem zu Ohren gekommen waren. Nur mit Widerstreben und auf vielfältiges Bitten ließ sich Bernhard daher nach der Einnahme der Stadt bewegen, auf die Bestrafung jenes erbitterten Gegners zu verzichten.

Die Entsendung Volmar's nach Breisach beweist, welch' hohes Vertrauen man in Wien und in Innsbruck auf ihn setzte. Nicht minder ergibt sich dies aus der Thatsache, daß er als Vertreter seines Fürstenhauses an dem Deputationstage theilnahm, der im Februar 1643 zu Frankfurt a. M. zusammentrat, um über gewisse Verbesserungen auf dem Gebiete der Reichsjustiz zu berathen. Noch viel schwierigere Aufgaben als bei den genannten Anlässen wurden jedoch an V. gestellt durch eine Sendung, die man ihm während seines Aufenthaltes in

Frankfurt übertrug: im Juli 1643 befahl ihm der Kaiser im Einvernehmen mit Erzherzogin Claudia, sich sofort als Vertreter des kaiserlichen Hofes zu den Verhandlungen über den allgemeinen Frieden zu begeben, die gerade damals in Osnabrück und Münster eröffnet wurden. Der Weisung des Kaisers leistete V. ohne Zögern Folge, und am 8. September traf er in Münster, seinem Bestimmungsorte, ein. Gleichzeitig mit ihm erschienen am Congreß auch die übrigen kaiserlichen Bevollmächtigten, in Osnabrück der Graf Auersperg, später durch den Grafen Lamberg ersetzt, und der Reichshofrath Crane, in Münster Graf Johann Ludwig von Nassau-Hadamar, derselbe, mit dem V. bereits früher in Beziehung gestanden hatte.

Was den Letzteren betraf, so wußte er sich, obwol ursprünglich nur zum Amtsgehilfen des Grafen von Nassau ausersehen, dennoch so hervorzuthun, daß er ein für seine bescheidene äußere Stellung recht bedeutendes Ansehen erlangte. Seine umfassenden Kenntnisse und seine eifrige Thätigkeit bei den Verhandlungen werden von verschiedenen seiner Zeitgenossen rühmend hervorgehoben. Allerdings kam ihm bei diesem günstigen Urtheil wesentlich die Unfähigkeit der drei anderen Bevollmächtigten zu statten, in deren Händen außer ihm die Politik des Erzhauses in den ersten beiden Jahren nach der Eröffnung des Friedenscongresses ruhte. Einen Vertreter, der den schweren Aufgaben dieser Politik gewachsen, und der auch V. bei weitem überlegen war, erhielt die kaiserliche Congreßgesandtschaft erst im November 1645, als der vertraute Rathgeber des Kaisers und gewiß auch bei weitem der begabteste unter dessen Staatsmännern, Graf Maximilian von Trautmannsdorff, in Münster eintraf, um als „Prinzipalbevollmächtigter" die Interessen des Kaisers wahrzunehmen. Nach seiner Ankunft endlich wurden die Friedensverhandlungen mit Ernst in Angriff genommen. Von einer eigentlichen Thätigkeit des Congresses war in den beiden Jahren, die Trautmannsdorff's Collegen bis zu seinem Erscheinen an den beiden Congreßorten zugebracht hatten, überhaupt noch nicht die Rede gewesen. In der ersten Zeit war es das Ausbleiben der Vertreter der auswärtigen Mächte, wodurch der Beginn des Friedenswerkes verzögert wurde. Als diese sich endlich bis zum Frühjahr 1644 eingefunden hatten, traten wieder andere Verhältnisse ein, die den Congreß bei seiner Arbeit hinderten. Es waren dies zunächst lächerliche Rang- und Etikettestreitigkeiten, wie sie uns in jener Zeit so häufig begegnen. Dazu kam ferner, daß die Legaten des Kaisers, durch den günstigen Verlauf des Feldzuges von 1644 ermuthigt, späterhin selbst das Friedenswerk ohne rechten Eifer betrieben in der Hoffnung auf neue glückliche Waffenthaten der katholischen Parteigenossen. Endlich aber wurde von den Kaiserlichen der entschiedenste Einspruch erhoben gegen die Forderung der Kronen Frankreich und Schweden, daß die deutschen Reichsstände als gleichberechtigte Theilnehmer zu den Friedensverhandlungen zugelassen werden sollten.

Die letztere Frage vor allem rief einen überaus erbitterten Principienstreit hervor, und Niemand trat darin mit größerem Eifer als V. den Ansprüchen der deutschen Reichsstände entgegen. Seine Bemühungen waren indessen vergeblich: das Jahr 1645 brachte den Kaiserlichen statt der erhofften Siege schon im Februar die schwere Niederlage bei Jankowitz in Böhmen, und wie den Ausgang des ganzen Feldzuges, so entschied diese Schlacht auch den Streit der Parteien auf dem Congreß zu gunsten der auswärtigen Mächte und ihrer Schützlinge; ohne sich weiter um die Einsprache des Kaisers zu kümmern, sandten die meisten Reichsstände auf die Kunde von dem neuen Mißerfolge der kaiserlichen Waffen ihre Vertreter nach Osnabrück und Münster ab, so daß dem Wiener Hofe schließlich gar nichts anderes übrig blieb, als diese zu den Friedensverhandlungen zuzulassen. Nachdem dann Kurfürst Maximilian I. von Baiern, der eifrigste

Förderer des Friedens, die Entsendung Trautmannsdorff's an den Congreß beim Kaiser durchgesetzt und der Graf sich selbst daselbst eingefunden hatte, konnte das Friedenswerk endlich mit Ernst in Angriff genommen werden. Die Aufgabe, deren Lösung der kaiserliche Hauptbevollmächtigte als erstes Ziel ins Auge faßte, war die Entschädigung der Kronen Frankreich und Schweden. Er hielt es dabei für das Zweckmäßigste, vor allem die nordische Macht durch eine ausgiebige Gebietsabtretung in Niederdeutschland zufriedenzustellen, denn er hoffte so den gefährlichen Gegner von dem Bunde mit Frankreich abzuziehen, dann aber bei den Entschädigungsverhandlungen mit dem Letzteren desto leichteren Kaufes davon zu kommen. Die Thatsache, daß die Ansprüche Frankreichs auf einen werthvollen Bestandtheil des Habsburgischen Hausbesitzes, das österreichische Elsaß, gerichtet waren, ließen ihn dringend wünschen, daß seine Berechnungen sich nicht als unrichtig erweisen möchten.

Der Graf sah sich aber dennoch aufs bitterste darin getäuscht, denn durch die Begünstigungen der Kaiserlichen fühlten sich die Schweden durchaus nicht veranlaßt, ihre Bundesgenossen zur Mäßigung zu bewegen, die Franzosen aber hielten im Vertrauen auf die Fortdauer des schwedischen Beistandes an ihren Ansprüchen hartnäckig fest, und die Bemühungen der Friedensvermittler sowie des Kurfürsten von Baiern in ihrem Interesse konnten sie in ihrer Begehrlichkeit nur bestärken. Von Seiten der Kaiserlichen wurden die französischen Entschädigungsforderungen unter dem Drucke der mächtigen spanischen Partei am Wiener Hofe sowie der Vertreter Spaniens in Münster lange Zeit hindurch standhaft verweigert, unter den Mitgliedern der kaiserlichen Congreßgesandtschaft aber war es vor allem V., der im engen Anschlusse an die Spanier die Abtretung des Elsaß an Frankreich mit Heftigkeit bekämpfte. Eine besondere Verpflichtung hierzu erblickte er in seiner Stellung im Dienste der Erzherzöge von Tirol, deren Hausinteressen zu wahren ihm von seiner Herrin ausdrücklich anbefohlen worden war. In der That wurden Claudia und ihre Kinder durch den Verlust des von Frankreich beanspruchten Gebietes schwer geschädigt, und ihr Widerstreben gegen die feindlichen Forderungen war daher wohl zu begreifen. Dem Gesammthause Habsburg bot jedoch deren Erfüllung die einzige Aussicht, aus seiner augenblicklichen Bedrängniß herauszukommen, und von Trauttmannsdorff wurde auch die Nothwendigkeit, das Elsaß dem Erbfeinde als Preis des Friedens zu opfern, auf die Dauer nicht mehr verkannt. Kein Wunder daher, daß zwischen ihm und den Bevollmächtigten von Spanien mit der Zeit eine ernste Verstimmung eintrat und daß auch V. als deren eifriger Parteigänger sich oft in Meinungsverschiedenheit mit seinem Vorgesetzten befand. Zu einem wirklichen Zerwürfniß zwischen den Beiden ist es allerdings, soviel wir wissen, nicht gekommen. Bei der Eigenart Volmar's würde dies freilich nicht überraschen können, denn selbst sein erklärter Gönner, der spanische Hauptbevollmächtigte Graf Peñaranda hatte trotz alles Wohlwollens doch an ihm auszusetzen, daß er sich allzu leicht zur Heftigkeit und Unbesonnenheit hinreißen lasse. Wie sehr aber V. diesen Vorwurf verdiente, zeigt die feindselige Haltung, die er kurz vor Trauttmannsdorff's Eintreffen am Congreß den Vertretern des Kurfürsten von Baiern gegenüber beobachtete. Selbst der Kaiser fühlte sich durch dies Benehmen Volmar's peinlich berührt, und in der Besorgniß, daß die Gehässigkeit seines Legaten den mächtigen Verbündeten verletzt haben könnte, sprach er nicht allein diesem sein Bedauern darüber aus, sondern unterließ auch nicht, V. selbst noch einen Verweis zu ertheilen.

Die Rücksicht auf den Kurfürsten Maximilian war es auch vor allem, die den Kaiser bewog, dessen unablässigem Drängen schließlich nachzugeben und trotz des Widerspruches der Spanier dennoch der Krone Frankreich die gewünschten

Zugeständnisse zu gewähren. Am 13. September 1646 schloß Trauttmannsdorff mit deren Vertretern ein vorläufiges Abkommen, worin ihren Ansprüchen im weitesten Umfange Rechnung getragen wurde. Für V. war dies nach allen seinen Gegenbemühungen ein schwerer Schlag; allerdings gelang es ihm wenigstens, für den Verlust an Land und Leuten die Zusicherung einer angemessenen Geldentschädigung für die tiroler Linie durchzusetzen.

Durch diese Vereinbarung zwischen den Kaiserlichen und Franzosen war das Friedenswerk wesentlich gefördert worden; freilich blieb der kaiserlichen Politik jetzt noch die schwierige Aufgabe zu erfüllen übrig, auch mit den andern Gegnern des Kaisers die Unterhandlungen zum gewünschten Abschlusse zu führen. Wie zu erwarten, entwickelte V. bei diesen ebenso wie bisher im Verein mit den übrigen Vertretern des Kaisers am Congreß eine eifrige Thätigkeit und erlangte im Laufe des nächsten Jahres auch wieder maßgebenden Einfluß unter seinen Collegen. In den Friedensverhandlungen war inzwischen im Frühjahr 1647 eine neue verhängnißvolle Wendung eingetreten, denn im Hinblick auf die überaus ungünstigen Friedensaussichten hatte sich Kurfürst Maximilian von Baiern von dem Bunde mit dem Kaiser losgesagt und am 14. März 1647 zur Rettung seines vom Kriege furchtbar heimgesuchten Landes mit Schweden und Frankreich einen Neutralitätsvertrag abgeschlossen. Durch den Abfall dieses mächtigsten Waffengefährten des Erzhauses wurden dessen Feinde mit einem Schlage Herren der politischen Lage, und da sich ihr Uebergewicht alsbald in ihren maßlosen Friedensforderungen fühlbar machte, so gab Trauttmannsdorff, ohnehin durch ein hartnäckiges körperliches Leiden in seiner Thatkraft gehemmt, die Hoffnung auf, mit den Feinden sich zu verständigen. Am 6. Juni 1647 begab er sich von Münster hinweg und kehrte an den kaiserlichen Hof zurück.

Seine Abreise führte zunächst einen längeren Stillstand in den Friedensverhandlungen herbei; erst im October 1647 wurden dieselben wieder aufgenommen. Kurz zuvor war es dem Kaiser gelungen, das Bündniß mit Maximilian von Baiern zu erneuern und so die Uebermacht seiner Feinde zu brechen. Mit diesem Erfolge belebten sich am Wiener Hofe ebenso wie bei dessen Bevollmächtigten am Congreß von neuem die Hoffnungen auf einen günstigen Ausgang des Krieges, und in der Haltung der Letzteren trat dieser Wechsel in der Stimmung auch deutlich zu Tage. Dem Grafen Trauttmannsdorff war selbst von der Gegenpartei das Lob einer maßvollen und versöhnlichen Gesinnung nicht versagt worden: über die jetzigen Vertreter des Kaisers bei den Friedensverhandlungen lautete das Urtheil um so ungünstiger. „Die Kaiserlichen“, schrieb der schwedische Bevollmächtigte Johann Oxenstierna zu Anfang des Jahres 1648, „bilden sich ein, sie haben gewonnenes Spiel und sind deshalb in allen Dingen gewaltig großthuerisch“. Sein Vorwurf traf vor allem V., denn, wie schon angedeutet, war er seit Trauttmannsdorff's Abgang wieder recht eigentlich die Seele der kaiserlichen Politik in Münster geworden, und von ihm waren die erhöhten Forderungen ausgearbeitet, die bei den Feinden so lebhaften Widerspruch hervorgerufen hatten.

Glaubte man indessen im kaiserlichen Lager, durch stolzes Auftreten mehr zu erreichen, als Trauttmannsdorff durch sein Entgegenkommen erreicht hatte, so erwies sich dies als eine schwere Täuschung. Weder die auswärtigen Mächte dachten daran, ihre Ansprüche zu ermäßigen, noch waren die deutschen Reichsstände gewillt, aus Rücksicht auf die Kaiserlichen die Leiden des seit beinahe dreißig Jahren währenden furchtbaren Krieges noch länger zu ertragen. Ohne Unterschied des Bekenntnisses schlossen sich die friedliebenden und gemäßigten Elemente unter ihnen zu einer großen Friedenspartei zusammen, und ihr einmüthiges Vorgehen verfehlte umso weniger seine Wirkung, als das Kriegsglück

neuerdings dem Kaiser wieder sehr ungünstig geworden war und überdies Kurfürst Maximilian sich auch jetzt wieder mit Erfolg bemühte, den Kaiser durch unaufhörliche Vorstellungen, Bitten und Drohungen zur Nachgiebigkeit zu bewegen. So sahen sich denn V. und seine Collegen im Laufe des Jahres 1648 genöthigt, den Gegnern im Namen des Kaisers ein Zugeständniß nach dem anderen zu machen, und im Herbst war das ersehnte Ziel der Friedenspartei erreicht; trotz des heftigen Widerspruches der Spanier wurde am 24. October 1648 in Osnabrück wie in Münster der Frieden unterzeichnet.

Für das Haus Oesterreich endigten, wie wir sehen, die langen Verhandlungen mit einer empfindlichen Niederlage, und wenn wir erwägen, welch' bedeutenden Einfluß V., besonders noch in dem entscheidenden letzten Zeitabschnitte, auf die Politik des Kaisers ausgeübt hatte, so werden wir ihn nach einem so geringen Erfolge seiner Thätigkeit gewiß nicht als einen besonders begabten und einsichtsvollen Staatsmann bezeichnen können. Seinem Ansehen an den Höfen von Wien und Innsbruck that freilich der ungünstige Ausgang des westfälischen Friedenscongresses, wie es scheint, keinen Eintrag. Wenigstens deuten auf dessen Fortdauer ebensowol die Auszeichnungen hin, die ihm in der Folge durch die Verleihung des Adels und die Erhebung in den Freiherrnstand zu theil wurden, als auch die politische Thätigkeit, die er später noch im Auftrage des kaiserlichen Hofes ausübte.

Durch das Zustandekommen des westfälischen Friedens ward V. zunächst seiner ehemaligen amtlichen Stellung in Innsbruck zurückgegeben, und wenn sein Wirken in Münster uns selbst bis in seine Einzelheiten bekannt ist, so liegt der folgende Abschnitt seines Lebens wieder umsomehr im Dunkel. Was wir hierüber wissen, beschränkt sich auf seine Beziehungen zu einem Ereignisse, das zu den düstersten in der tirolischen Geschichte gehört und auch auf Volmar's Andenken einen finsteren Schatten geworfen hat. Es ist das tragische Ende Wilhelm Biener's, des Kanzlers von Tirol. In den schweren Kriegszeiten während der Vormundschaft der Erzherzogin Claudia hatte sich dieser durch seine Umsicht und Thatkraft hohe Verdienste um das Land ebenso wie um seine Fürsten erworben und stand infolge dessen bei der Regentin in besonderer Gunst. Die Bevorzugung, die ihm, dem Emporkömmling, von Claudia widerfuhr, erregte, wie vorauszusehen, am Hofe vielfach Neid und Mißgunst, und Biener trug auch selbst das seinige dazu bei, sich Feinde zu machen durch die Schroffheit, mit der er die Rechte der Landesherren gegenüber den Ansprüchen der ständischen Gewalten geltend machte, sowie durch sein verletzendes persönliches Verhalten, vor allem durch seine Neigung zum Spott und zur Satire. Der Rücktritt Claudia's von der vormundschaftlichen Regierung am 9. April 1646 und ihr Tod im December 1648 wurden dem mächtigen Kanzler zum Verhängniß. Bei dem unselbständigen Charakter des jungen Erzherzogs Ferdinand Karl und dem Widerwillen, den er ohnehin gegen Biener hegte, fiel es dessen Widersachern nicht schwer, ihn zu stürzen. Nachdem er aber seines Dienstes entlassen war, wurde er auf Anstiften seiner Gegner unter ganz nichtigen Vorwänden angeklagt, sodann durch ein Verfahren, das jeder Gerechtigkeit Hohn sprach, zum Tode verurtheilt und am 17. September 1651 zu Rattenberg am Inn enthauptet. Unter Biener's Widersachern befanden sich mehrere, die er vor allem durch boshafte persönliche Angriffe gegen sich gereizt hatte. Auch V. fühlte sich durch eine von dem Kanzler verfaßte gehässige anonyme Schmähschrift verletzt und vergalt ihm die erlittene Kränkung mit dem ganzen Hasse seiner leidenschaftlichen Natur. Von Rachsucht erfüllt, stellte er sich an die Spitze der gegen jenen gerichteten Bewegung, und seine Feindschaft war es auch zum großen Theil, die den Kanzler ins Verderben stürzte. Niemand kann daher härter als V. von

dem vernichtenden Urtheil betroffen werden, das die Nachwelt über Biener's Verfolger gefällt hat.

Der Antheil an der furchtbaren Katastrophe von Rattenberg faßt, wie schon angedeutet, Alles in sich zusammen, was uns für die erste Zeit nach dem westfälischen Frieden über Volmar's Lebensgang bekannt ist. Erst vom Jahre 1656 an besitzen wir wieder über ihn nähere Kunde, und zwar sehen wir ihn abermals vom Kaiser mit einer wichtigen politischen Sendung beauftragt. Auch jetzt befand sich das Haus Oesterreich wieder in einer recht mißlichen Lage. Der älteste Sohn Ferdinand's III., Ferdinand Maria, war im Sommer 1654, nicht lange nach seiner Wahl zum römischen Könige, gestorben, und die Ernennung seines jüngeren Bruders Leopold an seiner Stelle stieß auf ernste Hindernisse, da sich kurz zuvor die drei geistlichen Kurfürsten mit einigen anderen mächtigen Reichsständen zu einem großen Bunde vereinigt hatten, der dem kaiserlichen Hofe gegenüber keineswegs eine freundliche Haltung beobachtete, dafür aber desto eifriger um die Gunst der auswärtigen Mächte, besonders der Kronen Frankreich und Schweden, sich bemühte. Den für das Erzhaus so gefährlichen Bestrebungen dieses Bundes erfolgreich entgegenzutreten und Leopold's Wahl zum römischen Könige durchzusetzen, war Volmar's Aufgabe, als er vom Kaiser im Frühjahr 1656 als Bevollmächtigter zum Deputationstage nach Frankfurt a. M. entsendet wurde, eine Aufgabe, deren glückliche Lösung fürwahr eine ganz besondere staatsmännische und diplomatische Begabung bedingte. Wie sehr es V. daran gebrach, hatte schon seine Thätigkeit am westfälischen Friedenscongreß deutlich genug bewiesen, und auch bei dieser neuen Sendung zeigte er sich den Schwierigkeiten der politischen Lage durchaus nicht gewachsen. Seine Bemühungen waren umsoweniger vom Glücke begünstigt, als die Krone Frankreich, wie immer, so auch jetzt eine dem Hause Oesterreich feindliche Politik verfolgte und mit ihren Bestrebungen namentlich bei den geistlichen Kurfürsten den günstigsten Boden fand. So kam es, daß, als Kaiser Ferdinand III. am 2. April 1657 starb, die Wahl seines Sohnes noch nicht gesichert war. Nur mit vieler Mühe und großen Opfern gelang dies endlich der habsburgischen Politik im Juli 1658. Das Ende Ferdinand's III. hat V. nicht mehr allzu lange überlebt. Von dessen Nachfolger wurde er bei dem im J. 1654 als ständig eingesetzten Reichstage in Regensburg zum kaiserlichen Comitialgesandten ernannt und nahm in dieser Eigenschaft daselbst seinen bleibenden Wohnsitz. Am 13. October 1662 beschloß er dort im Alter von achtzig Jahren sein bewegtes Leben. Wie er, haben sich auch mehrere seiner Nachkommen dem Dienste des Hauses Oesterreich gewidmet.

Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserth. Oesterreich. — Schreiber, Geschichte der Universität Freiburg i. Br. II, 12, 178. — Egger, Geschichte Tirols II, 394 f. — Seel, Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tirol III, 327. — Röse, Herzog Bernhard der Große II, 278. — Droysen, Bernhard von Weimar II, 484 ff. — Koch, Geschichte des deutschen Reiches unter der Regierung Ferdinand's III. — Isaaci Volmari Diarium sive protocollum tractatuum pacis Westphaliae, ed. Cortreius (enthaltend ein Bildniß Volmar's). — Colleccion de documentos ineditos para la historia de España, tomo 82 ff. — Odhner, Die Politik Schwedens am westfälischen Friedenscongreß, S. 120, 218. — Joachim, Die Entwickelung des Rheinbundes vom Jahre 1658. — Přibram, Beitrag zur Geschichte des Rheinbundes von 1658. — Außerdem stand mir auch für die Zeit von Volmar's Thätigkeit bei den westfälischen Friedensverhandlungen archivalisches Material zur Verfügung.

Egloffstein.

Volmar: Melchior Rufus (Rüd) V., geboren 1497 in Rottweil (Württemberg), Professor in Orléans, Bourges und Tübingen, † 1561 in Isny. Von seiner Vaterstadt Rottweil, die seit 1465 mit den eigenössischen Orten im Bunde stand, ging er als Knabe nach Bern, um die dortigen besseren Schulen zu besuchen; wahrscheinlich hat ihn sein Verwandter Valerius Anshelm, welcher die von Heinlin von Stein (lapide) gegründete, von Heinrich Wölflin (Lupulus) weitergeführte lateinische von der Kirche unabhängige Litterarschule übernommen hatte, dazu veranlaßt und in sein Haus aufgenommen (1510); dort kam er auch mit seinen Landsleuten Rubellus und Berthold Haller, dem nachmaligen Reformator Berns, zusammen. Am 20. October 1514 inscribirte er in Tübingen und wurde 1. März 1516 Baccalaureus. Daß er in Tübingen mit Philipp Melanchthon und dessen Kreise in Berührung trat, ist sicher anzunehmen, ebenso aber auch, daß in dem strebsamen, begabten und feingebildeten Jüngling neben der Liebe zu den classischen Wissenschaften auch die Theilnahme an der religiösen Neuerung einen Freund und Anhänger fand. Im J. 1519 soll er in Freiburg i/B. gewesen sein, sicher ist, daß er vom Frühjahr 1520 an längere Zeit sich in Paris aufhielt; die lebhafte Sehnsucht, die griechische Sprache gründlich zu erlernen, hatte ihn, wie z. B. seinen Landsmann M. Hummelberger, dorthin getrieben. Ob er unter Melanchthon schon in Tübingen das Studium dieser Sprache angefangen, ist zweifelhaft; in einem Brief vom 1. Januar 1545 an A. Blaurer schildert er ausführlich, wie er, auf eigene Faust die Sprache erlernend, lateinischen Vorbildern folgend, sich 2 Jahre lang mit Homer, Hesiod, Theokrit und anderen Dichtern abgequält habe, bis er durch Jak. Thusanus zu den Prosaikern geführt worden sei, und durch Petrus Danesius die Grammatik des Demetrius Chalcondylas erhielt, die er dann später selbst herausgab; von seinen übrigen Lehrern sind noch W. Budé und Lascaris zu erwähnen. 1522 erhielt er unter 100 Collegen die erste Stelle als Licentiat (Magister) der freien Künste. Drei Jahre lang lehrte er selbst in Paris; seine deutschen Landsleute, seine wissenschaftliche Tüchtigkeit richtig schätzend, wählten ihn 1524 zum receptor oder procurator ihrer Nation. Den Lehren der Reformation muß er sich immer mehr zugeneigt haben, auch mit Faber Stapulensis stand er in Verbindung. Diese ketzerischen Neigungen, die nicht unbemerkt blieben, nöthigten ihn Paris (wann?) zu verlassen; er begab sich nach Orléans, wo er 1527 eine Privatschule, eine Art Pensionat errichtete, welches den größten Erfolg hatte; denn dem trefflichen, feinen Mann, der eine ganz besondere Gabe hatte, die Jugend an sich zu fesseln, der nicht bloß gründlich unterrichtete, sondern auf den Charakter veredelnd einwirkte, strömten Knaben und Jünglinge, besonders aus vornehmen Ständen zu; seine Pariser Freunde z. B. Nicolaus Beroald, Pierre d'Estoile und andere, sowie die, welche er sich in Orléans erworben, wiesen ihm dieselben zu, so den vielversprechenden Theodor Beza, der, ein 9jähriger Knabe, am 5. December 1528 zu ihm nach Orléans kam und 7 Jahre lang in seinem Hause, auch in Bourges, zubrachte. Mit der größten Anhänglichkeit, Dankbarkeit und Begeisterung spricht Beza von seinem Lehrer, dessen Vornamen hübsch umgebildet, gerne Melior genannt wurde; nicht bloß in die ganze lateinische und griechische Schriftstellerwelt, sondern was er noch höher schätze, in die Kenntniß der wahren Religion sei er dort eingeführt worden. So lange er lebte, stand er mit ihm in reger Correspondenz, in seinen Gedichten hat er sein Lob gesungen, es war in jeder Hinsicht ein schönes Freundesverhältniß zwischen Schüler und Lehrer. Dasselbe fand auch statt mit Volmar's größtem Schüler, Joh. Calvin. Während seiner Studienzeit in Orléans lernte Calvin den schwäbischen Humanisten kennen, saß lernend zu seinen Füßen. In Bourges, wohin Margaretha von Navarra (wann?) V. an ihre Universität als humanistischen Lehrer mit

einem ansehnlichen Jahresgehalt berufen hatte, und wohin Beza ihn begleitet hatte, traf Calvin wieder mit ihm zusammen und schloß sich noch enger an ihn an, im Griechischen und Hebräischen wurde er von V. unterrichtet. Wie tief Volmar's religiöse Einwirkung auf den späteren Reformator war, läßt sich leider nicht mehr mit Sicherheit bestimmen, da von der Correspondenz dieser beiden, die besonders während des Aufenthalts Calvin's in Straßburg eifrig gepflegt wurde, leider nur sehr wenige Bruchstücke vorhanden sind. Florimond de Remond hat, wahrscheinlich durch französischen Patriotismus verleitet, V. die Hauptrolle bei der Bekehrung Calvin's zum Protestantismus zugewiesen; Calvin selbst erwähnt nichts davon, ebensowenig V.; Beza und Collادon, die ältesten zeitgenössischen Biographen Calvin's ebenfalls nichts. Als sicher ist anzunehmen, daß die humanistischen Studien, die Calvin unter Volmar's Leitung betrieb, den jungen Studirenden der Rechte, der dieses sein Fachstudium wenig liebte, immer mehr von demselben abzogen, ihm aber auch zugleich die gelehrte Ausrüstung gaben, die ihn später so sehr auszeichnete. Die starke reformationsfreundliche Bewegung, die in Bourges damals herrschte und die kirchenfeindlichere Stellung, welche der Humanismus in Frankreich einnahm, mochten Calvin's Neigung zur Ketzerei, die durch Olivetan und durch Einflüsse in der Familie schon geweckt war, steigern. Bei Volmar's offenkundiger Hinneigung zum Protestantismus und der innigen Gemeinschaft zwischen Schüler und Lehrer, drängt sich die Annahme beinahe nothwendig auf, daß V. durch sein Zusammensein mit Calvin durch Gespräche und Bücher u. s. w. auch in religiöser Hinsicht bestimmenden Einfluß auf Calvin ausübte. Der Tod seines Vaters 1531 rief Calvin nach Noyon: V. und er haben sich dann meines Wissens nicht mehr gesehen; der dankbare Schüler blieb aber wie gesagt mit seinem Lehrer stets in Verbindung, sandte ihm seine neu erscheinenden Schriften (der Commentar zum Johannesevangelium 1553 mit Calvin's eigener Unterschrift befindet sich in einem der Schaukästen des britischen Museums) und widmete ihm auch den Commentar zum zweiten Corintherbriefe.

Seinen Aufenthalt in Bourges unterbrach V. mehrmals durch Reisen in die Heimath, jüngere Gelehrte versahen unterdessen seine Stelle bei den Zöglingen; 1530 oder 31 (?) (im October 1530 war er jedenfalls in Reutlingen) holte er sich eine Frau Margaretha (Geschlechtsnamen nirgends erwähnt) aus Isny. In Bourges war sein Haus der Sammelpunkt für deutsche und schweizerische Studenten, gern nahm er sich ihrer an, den Aermeren leistete er mannichfachen Vorschub (so Konrad Gesner). Aber die zunehmende Verfolgung des Protestantismus in Frankreich zwang ihm den Wanderstab in die Hand; 1. Mai 1535 verließ er rasch, beinahe fluchtartig Bourges; über Basel, Zürich, St. Gallen begab er sich zu seinem Schwiegervater nach Isny, dort die Entscheidung seiner Zukunft abwartend; eine Berufung nach Tübingen, das Herzog Ulrich mit evangelisch gesinnten Lehrern besetzte, war eingeleitet, wann und auf welche Weise läßt sich nicht bestimmen. Am 4. December 1535 wurde er durch Phrygius dem akademischen Senat als Lehrer der Rechte vorgestellt, deren Studium unter Alciat er in Bourges betrieben hatte. Zwanzig Jahre lang blieb er in Tübingen ein hochangesehener Lehrer; eine formelle Schwierigkeit hatte sich ergeben wegen seines Doctorgrads: sein Diplom war nur von Andreas Alciat gestellt und wurde deshalb beanstandet, die Angelegenheit blieb mehrere Jahre lang in der Schwebe und erhielt erst dadurch ihre praktische Lösung, daß V. nach dem Weggang von J. Camerarius 1541 in die niedere Artistenfacultät übertrat und Lateinisch und Griechisch las, z. B. im J. 1545 Virgil, Livius, Aeschines, Demosthenes und Homer, aber doch dem Senat angehörte, wie er die für die damalige Zeit sehr hohe Besoldung von 200 fl. hatte. 1549 wurde er Decan seiner Facultät und

in demselben Jahre Rector. Herzog Ulrich, der wie es scheint, großes Vertrauen zu ihm hatte, sandte ihn August 1539 mit Graf Wilhelm von Fürstenberg und Christoph v. Veringen, und wieder Mai 1540 mit Claus von Grafeneck als Gesandten (wahrscheinlich als Dolmetscher) an den französischen Hof: Streitigkeiten Ulrich's mit seinem Sohn Christoph, sowie wegen der noch ausstehenden französischen Pension, die der Herzog bezog, waren die Veranlassung dazu. Bei der ersten Reise hatte er die Freude, seinen geliebten Beza wieder zu sehen, der dem verehrten Lehrer zu Liebe ein solennes Gastmahl veranstaltete. Im August 1549 erwiederte Beza diesen Besuch in Tübingen, wobei er mit seinem väterlichen Freunde die Gründung einer großen Druckerei in der Schweiz besprach, ohne daß aber der Plan ausgeführt wurde. Schwer litt V. unter dem Interim, „wo man unter dem Namen der Frömmigkeit Deutschland beraube und entvölkere". Im J. 1553 war P. P. Vergerius sein Hausgenosse, auf seine Veranlassung übersetzte er Verger's italienische Vorrede zu dem Syntagma suevicum ins Lateinische oder Deutsche. Auch in Tübingen hatte er Zöglinge in seinem Hause, meistens aus vornehmen Häusern, da sein Pensionspreis ein hoher war. Im engsten Briefwechsel mit der gelehrten protestantischen Welt weit und breit stehend (außer Calvin und Beza correspondirte er mit H. Bullinger, A. Blaurer, W. Musculus, Vadian, Viret, Glareanus, Camerarius und andern) brachte er die nächsten Jahre in Tübingen zu, von Krankheit häufig heimgesucht, so daß er öfters das Wildbad gebrauchen mußte; mit der zunehmenden lutherischen Richtung in Kirche und Theologie Württembergs war er nicht einverstanden, ja als Zwinglianer mannichfach angefeindet. Bei seinen Gesandtschaftsreisen 1555 und 1557 zu Herzog Christoph hat ihn Beza, wie es scheint, nicht besucht, ebenso wenig Calvin, als er 1541 nach Regensburg reiste. Wegen zunehmender Kränklichkeit nahm V. 1556 seine Entlassung, 1557 zog er nach Isny, wo er 1561 an einem Tage mit seiner geliebten Frau starb, auch in einem gemeinsamen Grab mit ihr seine Ruhestätte fand. So bedeutend V. als Erzieher und Lehrer war, so wenig hat der stille, zurückhaltende und bescheidene Mann sich als Schriftsteller an die Oeffentlichkeit gewagt. In Paris soll er die 2 ersten Bücher der Ilias 1523 mit Anmerkungen herausgegeben haben; dort erschien auch die von ihm besorgte Ausgabe der Grammatik der Chalcondylas, 1525, noch einmal aufgelegt mit einer ausführlichen an Blaurer gerichteten Vorrede, Basel 1546; ebenso wird ihm die Uebersetzung der württembergischen Confession ins Französische zugeschrieben, Tübingen 1554.

Ueber ihn s. Beza, Icones. — Schelhorn, Beyträge zur Erläuterung der Geschichte IV, 208 ff. — Schnurrer, Erläuterungen d. Würtemb. Kirchengeschichte, S. 361 ff. — Ruckgaber, Geschichte von Rottweil II, 2, 496 ff. — Baum, Th. Beza I, 10 ff. — Kampschulte, J. Calvin I, 229 ff. — Herminjard, Correspondance des réformateurs T. 2. 3. — Corpus reformatorum, Th. 41, 43, 44. — Lefranc, La jeunesse de J. Calvin, p. 80 ff. — Briefe, z. Th. noch ungedruckte, aus der Simlerischen Sammlung in Zürich, aus der St. Galler Stadtbibliothek, Mittheilungen aus den Acten der Universität Tübingen und aus dem K. Haus- und Staatsarchiv Stuttgart. Theodor Schott.

Volpert: Riedesel v. Bellersheim wurde nach dem Tode Wilhelm's von Völkershausen (9. Sept. 1493) am 12. September 1493 zum Abte von Hersfeld erwählt und erhielt die Confirmation im folgenden Jahre. Seine Regierung wurde durch ununterbrochene Streitigkeiten mit seinen Unterthanen, mit der Stadt Hersfeld und mit seinen Nachbarn ausgefüllt. Ebenso lebte er mit seinem Schirmherrn, dem Landgrafen Wilhelm II. von Hessen (siehe diesen) in beständigem Zwiste, weil er sich dessen Bemühungen, die verfallene Zucht in den hessischen Klöstern wieder herzustellen, hartnäckig entgegenstellte.

Er fügte sich erst nach wiederholten Aufforderungen und Ausflüchten — so erklärte er sich z. B. bereit statt der Bursfelder Union, wie Wilhelm verlangte, der Kasteller beizutreten — und nachdem sich Landgraf Wilhelm auf eigene Faust von dem Abte von Bursfeld Visitatoren und Reformatoren für Hersfeld erbeten hatte (19. März 1506). Am 12. Jan. 1508 trat er schließlich der Bursfelder Union bei, wofür ihm der Landgraf seinen Schutz zusicherte und die Restitution der entfremdeten Klostergüter versprach. Die Ausführung ließ freilich zu wünschen übrig, denn kurz darauf schon beschwerte sich Wilhelm, daß man es „mit der Reformation zu keinem beständigen Grunde gebracht" habe, und auch verschiedene Visitationen und Tagfahrten vermochten den beständigen Klagen nicht abzuhelfen, welche bis zu dem Tode des Landgrafen (1509) kein Ende nahmen. Als ihn dann die Streitigkeiten in Hessen um die Vormundschaft des jungen Landgrafen Philipp von der lästigen Aufsicht befreiten, konnte er seine anderen Zwistigkeiten mit mehr Energie verfolgen, unter denen die mit der Stadt Hersfeld von verhängnißvoller Bedeutung waren. So verlangte er u. a. das Recht des freien Geleites, das bisher die Stadt ungestört ausgeübt hatte; es kam zu einem langwierigen Processe vor dem Reichskammergerichte, der große Summen verschlang und das Stift an den Rand des Verderbens brachte. Sein „nächster Rath" Jakob Mellhorn und der Fuldische Coadjutor Graf Hartmann von Kirchberg bestärkten ihn in seiner Hartnäckigkeit so lange, bis ihm die Schwierigkeiten über den Kopf wuchsen. Da faßte er den verzweifelten Gedanken abzudanken und gelobte am 9. März 1511 zu Hersfeld mit Wissen und Willen seines Conventes „sich mit dem Stifte Hersfeld dem Stifte Fulda zu ergeben und demselben ewiglich an-, in- und zugehörig zu machen"; Hersfeld sollte seine eigene Verwaltung behalten und bei allen wichtigen Beschlüssen, wie Abts- und Decanswahlen, mit Fulda ein corpus bilden; er versprach zu resigniren, sobald Kaiser und Papst ihre Genehmigung zu dieser Incorporation ertheilt hätten. In der That erhielt Hartmann — seit dem 20. Mai 1513 Abt von Fulda — auf Bitten Kaiser Maximilian's I. die päpstliche Bestätigung derselben (6. Mai 1513) und von dem Kaiser selbst die Belehnung mit den Regalien (15. Dec. 1513). Hartmann sandte am 9. Sept. 1513 den Fuldischen Decan nach Hersfeld, um sich von dem dortigen Convente schwören zu lassen, — Kraft Mylle (Crato Miles) allein, der spätere Abt von Hersfeld, weigerte sich — konnte aber selbst nicht in die Stadt Hersfeld gelangen, um die Huldigung der Bürgerschaft entgegen zu nehmen, da diese ihm die Thore verschloß. Er besetzte das Schloß Eichen (10. Sept.) und empfing hier von dem Abte V. und dem Decan Andreas Marschalk die Hersfeldischen Siegel als Zeichen ihrer Resignation; mit ihnen, den wichtigsten Hersfeldischen Privilegien, einigen kostbaren Geräthen und Büchern begab er sich wieder nach Fulda. V. zog sich in das Kloster St. Andreasberg bei Fulda zurück und beschloß als Propst daselbst am 14. April 1540 sein unruhiges Leben. Hessen konnte dieser Incorporation, die seinen Rechten und Verträgen mit Hersfeld schnurstracks entgegenlief, nicht ruhig zusehen und vereinigte sich mit dem Theile der Hersfelder Geistlichkeit, der unter der Führung Mylle's und Georg's v. Weitershausen, des Propstes von Frauensee, für die Selbständigkeit des Stiftes eintrat. Nach langwierigen Verhandlungen und Fehden mußte sich Hartmann, der sich durch sein unbedachtsames Regiment selbst die Fuldische Land- und Ritterschaft zu Gegnern gemacht hatte, zu einem Vergleiche verstehen (Hamelburg, den 25. März 1516), worin er seine Ansprüche auf das Stift Hersfeld aufgab und durch seine Procuratoren in Rom und beim Kaiser die Uebertragung auf Ludwig v. Hanstein, den Abt von Helmershausen, zu erwirken versprach. (Verzichtsurkunde d. d. 1. April.) Er war froh, daß Hessen sich seiner gegen seine eigene Ritterschaft annahm.

Acten des Marburger Staatsarchivs. — C. G. Ledderhose, jurium Hassiae principum in abbatiam Hersfeldensem assertio, Marburg 1787. — Schannat, hist. u. dioec. Fuld. — Rommel, Hessische Gesch. III, 235 u. die dort angeführten Quellen.

Kretzschmar.

Volquin, Meister des sogen. Schwertbrüderordens in Livland (1209—1236). Dieser Ritterorden, dessen Mitglieder in den Urkunden der Zeit den Namen „fratres militiae Christi“ trugen, war im J. 1202 unter Mitwirkung des um die Gründung der livländischen Colonie hochverdienten Bischofs Albert I. von Riga gestiftet worden. Seine Aufgabe bildete neben der Krankenpflege der Kampf gegen die Ungläubigen. Der erste Meister, Wenno, fiel der Rachsucht eines bestraften Ordensbruders zum Opfer; als dessen Nachfolger wurde V. erwählt. Die alte Reimchronik sagt von ihm: er liebete sich den lûten. daz volc begunde in trûten (lieben). wârhaft mit sinen worten er was an allen orten getrûwe und stête. ûf alle valsche rête acht er minner dan ein hâr; waz er gelobete daz was wâr. Der gleichzeitige livländische Chronist Heinrich von Lettland schildert ihn als Helden, der mit seinen Brüdern in den Kämpfen mit den Eingeborenen überall voransteht. Besonders zeichnet er sich bei der Erstürmung der Burg Mesoten in Kurland im J. 1220 und bei der Eroberung der Insel Oesel im J. 1227 aus. Sein Tod wird uns ausführlicher in der livländischen Reimchronik berichtet. Wie so manches Jahr vorher, waren auch im J. 1236 Pilgrime aus dem deutschen Mutterlande an die Ufer der Düna gekommen, um im Kampf für den Glauben sich die Vergebung ihrer Sünden zu erwerben, unter ihnen ein Graf v. Dannenberg und ein Herr v. Haseldorp. Trotz der Warnungen des Ordensmeisters wird bei dem Zuge ins Litauerland die Ordnung schlecht gewahrt, das Christenheer theilt sich, zieht in einzelnen Trupps raubend und plündernd durch das Land, bis sich alle in Saule (bei der Stadt Bauske in Kurland) wieder zusammenfinden. Hier werden sie plötzlich von dem Heer der Litauer überfallen. V. und 48 Ordensbrüder, wahrscheinlich fast alle damals existirenden, wurden erschlagen, so daß das eben eroberte Esthen- und Lettengebiet der Herren, aber auch der Beschützer gegen Dänen und Russen beraubt wird. Schon V. hatte danach gestrebt, seiner geistlichen Genossenschaft durch Vereinigung mit dem deutschen Orden, der einige Jahre vorher in Preußen Fuß gefaßt hatte, mehr Ansehen und Kraft zu gewinnen. Allein erst jetzt, als die Erhaltung der deutschen Colonie an der Düna in Frage gestellt war, gelang die Vereinigung. Der deutsche Orden trat das Erbe des livländischen an (1237), und erhielt dadurch einen Landzuwachs von ungefähr 730 Quadratmeilen. Die Schwertbrüder hatten nicht alles Land, das sie eroberten, selbst behaupten können. Der Gründer der deutschen Herrschaft in Liv-, Esth- und Kurland, der erwähnte Bischof Albert, der sich, gestützt auf kaiserliche und päpstliche Urkunden, als Landesherr betrachtete, hatte dem Orden der Schwertbrüder zunächst nur ein Drittel seiner Diöcese als Lehen übertragen. Volquin's politischer Gewandtheit und Energie war, abgesehen von der Belehnung in den Bisthümern Dorpat, Oesel und Kurland, der Erwerb unabhängigen Besitzes in Esthland und eines Castells in der Stadt Reval geglückt. Auch gegen päpstliche Bullen wußte er das einmal Gewonnene zu vertheidigen. Wenn glaubwürdig berichtet wird, daß V. von seinen Ordensbrüdern drei Monate gefangen wurde, weil er sich dem geistlichen Legaten Balduin von Alna gegenüber zu nachgiebig gezeigt habe, so war dies ein Gewaltact, der die Zügellosigkeit der Schwertbrüder erweist. Jedenfalls erlangte V. bald darauf Freiheit und Amt wieder. Mit dem Bischof Albert theilt V. das Verdienst, die deutsche Colonie in den jetzt russischen Ostseeprovinzen gegründet zu haben.

Vgl. Schiemann's Geschichte Livlands in Oncken's Allg. Geschichte in Einzeldarstellungen II, X. J. Girgensohn.

Volrat nennt sich in der Wiener Hs. 2885 der Dichter einer zierlichen Reimnovelle von der alten blinden Mutter, die ihren Sohn seiner Verschwendung wegen bei Kaiser Friedrich verklagen will, aber dank einer Finte des schlauen Schwaben, blind, wie sie ist, einen fremden Ritter beschuldigt, dem nun trotz allem Protestiren und zur Belustigung der Anwesenden die kindlichste Fürsorge für die Pseudo-Mutter durch kaiserlichen Machtspruch auferlegt wird. Der Franke V., der sich auf mündliche Erzählung beruft, läßt den Schwabenstreich in Nürnberg spielen, in dessen Nähe (etwa in Bamberg) er selbst seiner Sprache nach wol könnte zu Hause gewesen sein, und er hält die Begebenheit für historisch. In Wahrheit handelt es sich nur um die Variation eines Novellenthemas, das sich mit viel zwingenderer Logik in dem afranz. Conte 'Du prestre qui ot mere a force' (Barbazan-Méon, Fabliaux et contes III, 190 ff.) ausgeführt findet (ferner liegt der Schwank bei Legrand, Fabliaux ou contes[3] IV, 199 ff.). Daß die Motivirung der deutschen Erzählung jünger ist, verräth sich besonders in des Kaisers Befehl, der Beklagte solle die Mutter in treuer Pflege halten: das paßt auf die, sonst durchaus abweichende, französische Geschichte, aber gar nicht auf die Voraussetzungen Volrat's, dessen Held seine Pflichten gegen die Mutter nie vernachlässigt hat. — Das deutsche Gedicht ist in zwei Fassungen erhalten. Die genannte Wiener Hs. verdient bei der Text- und Versgestaltung unbedingt den Vorzug, macht aber die Dialogpartien, besonders den eigentlichen Anklageact, also die Hauptsache, in einer so unverständlichen Kürze ab, daß sie sich dadurch als einen Auszug verräth. Für die Beurtheilung des Dichters muß also die Fassung der Heidelberger Hs. 202, die Volrat's Namen nicht nennt, wesentlich maßgebend sein: ihr behagliches Plaudern stimmt durchaus zu dem gemüthlichen Humor, der das Ganze durchweht. In seiner äußeren Technik, in Versbau und Reimgebrauch, sticht der mitteldeutsche Dichter von der höfischen Eleganz merklich ab; aber er strebt ihr doch mit Bewußtsein zu. Das äußert sich schon in der vorsichtigen Wortwahl und ist viel deutlicher noch in der poetischen Auffassung des Themas, die den Mann von Zucht und Bildung überall verräth. Seine Sympathie gehört dem ritterlichen Verschwender, der gerne Gut um Ehre mit vollen Händen wegwirft. Aber auch die geizige Mutter wird, ohne die groben Mittel des französischen Fabliau, mit überlegenem Humor zwar, aber noch immer höflich behandelt: V. findets in der Ordnung, daß Alles schweigt, als eine Frau ihre Klage erhebt. Am launigsten aber schildert der Dichter den armen Ritter, der nolens volens seine seit 30 Jahren todte Mutter gegen alle Kirchenlehre aus dem Grabe wieder auferstehn sieht, mit sauersüßer Miene sie nach Hause führt und, als er sie wieder los werden kann, sich ehrenhalber gar noch wehren muß. Das Lächeln der schadenfrohen Hofgesellschaft begleitet leise sein Malheur: nur der Kaiser bricht zu guter Letze in eine dröhnende Lache aus. V. ist, so stark der Stoff zur Posse verführte, stets mit zühten gemeit: er könnte noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts seine liebenswürdige kleine Dichtung verfaßt haben.

Nach der Wiener Hs. gab M. Haupt die Erzählung heraus Zeitschr. f. deutsches Alterthum 6, 497, nach der Heidelberger v. d. Hagen, Gesammtabenteuer Nr. 5 (Bd. I, S. XCV f., 85 ff.). Roethe.

Voltolini: Friedrich Eduard Rudolf V., hervorragender Ohren- und Kehlkopfsarzt, wurde am 17. Juni 1819 zu Elsterwerda (Prov. Sachsen) geboren, studirte in Breslau, Berlin und Heidelberg, wo er sich besonders an Friedrich Tiedemann anschloß, erlangte die Doctorwürde 1842 in Berlin, bestand in demselben Jahre die Staatsprüfung und ließ sich als Arzt in Berlin

nieder, wo er bis 1846 thätig war, um darauf nach Lauenburg (in Pommern) und 1854 als Kreisphysikus nach Falkenberg in Schlesien überzusiedeln. 1860 legte er diese Stellung nieder und ging nach Breslau, wo er sich fortab besonders mit der Ohrenheilkunde und verwandten Fächern beschäftigte. 1862 habilitirte er sich an der dortigen Universität für sein Specialfach und erlangte bereits 1868 die eigens für ihn neu gegründete außerordentliche Professur für Ohren- und Kehlkopfsleiden, 1889 feierte er noch seinen 70. Geburtstag und starb am 10. September desselben Jahres. V. zählt zu den bedeutendsten Ohren- und Kehlkopfsärzten der Neuzeit. Neben Lucae, Kramer, Troeltsch, Schwartze, Erhard, Politzer gehört er zu denjenigen Aerzten, welche die Ohrenheilkunde zu einem selbständigen Zweige der Heilkunde ausgebildet und fest begründet haben. Schon während seiner ärztlichen Thätigkeit in Falkenberg begann er ohne allen Beistand seine Studien und Forschungen über Ohrenleiden. Ende der fünfziger Jahre veröffentlichte er in Virchow's Archiv seine erste Schrift, wo er eine neue Methode bekannt gab, das Gehörorgan und andere Körperhöhlen zu durchleuchten. 1862 publicirte er aus Anlaß seiner Habilitation die Schrift „Die Zerlegung und Untersuchung des Gehörorgans an der Leiche“, eine Arbeit, durch die er hauptsächlich seinen wissenschaftlichen Ruf begründete. Später beschäftigte er sich besonders mit Versuchen, die von Middeldorpf in die chirurgische Praxis eingeführte Galvanokaustik d. h. die Kunst mit der elektrisch glühend gemachten Drahtschlinge bestimmte chirurgische Eingriffe zu vollziehen, auch für die Behandlung von inneren Krankheiten des Kehl- und Schlundkopfes zu verwenden. Er publicirte als Resultat dieser Studien die sehr bekannte Monographie: „Die Anwendung der Galvanokaustik in Innern des Kehlkopfes und Schlundkopfes u. s. w.“ (Wien 1867; 2. Aufl., ebd. 1871). Später folgte in zweiter Auflage die als Festschrift des Breslauer ärztlichen Vereins 1861 zum dortigen Universitätsjubiläum gewidmete Monographie: „Die Rhinoscopie und Pharyngoscopie“ (Berlin 1879), ferner: „Ueber Nasenpolypen und deren Operation“ (Wien 1880); „Die acute Entzündung des häutigen Labyrinthes des Ohres (Otitis labyrinthica s. intima) irrthümlich für Meningitis cerebro-spinalis epidemica gehalten“ (Breslau 1882), sowie: „Die Krankheiten der Nase“ (1888). Dazu kommen zahlreiche Aufsätze in in- und ausländischen Journalen, besonders in der Monatsschrift für Ohren-, Nasen-, Rachen- und Kehlkopfskrankheiten, deren Mitredacteur er war.

Vgl. Biogr. Lex. VI, 150. Pagel.

Voltz: Friedrich V., Thierbild- und Landschaftsmaler, geboren am 31. October 1817 zu Nördlingen, der älteste Sohn des nachfolgenden Künstlers, genoß frühzeitig die Unterweisung seines Vaters in technischen Vortheilen, lernte das Grundiren der Leinwand, das Bereiten des Firnisses, das Aetzen und Drucken der Kupferplatten, übte sich im Zeichnen und Malen, im Radiren und Stechen und gewann, immer mit dem Schönen auch das Praktische verbindend und die Zeit mit kluger Berechnung ausnützend, jene handsame Fertigkeit, welche wohlbedacht und zielbewußt, stets mit der Wahl der Mittel das Richtige zum knappsten Ausdruck bringt. So errang der Jüngling durch eigenen Fleiß bald die Mittel, um im Herbst 1834 nach München zu wandern und im Wintersemester an der Akademie nach der Natur zu zeichnen. Der Sommer trieb ihn in die freie Natur, an die Ufer der Würm, des Starnbergersees oder nach Pähl, da er schon als Knabe besondere Neigung für Landschafts- und Thiermalerei gefaßt hatte, wozu ihn auch der berühmte Albrecht Adam ermunterte, welcher, sobald in seinem Garten nach schönen Pferden gemalt wurde, den jungen V. immer zur wetteifernden Betheiligung einlud und auch sonst mit Rath und That förderte. Durch Adam's Vorbild wieder mehr für die Gegenwart und das

Militärische entflammt und an der Akademie an ideale Compositionen aus der Vorzeit gewiesen, zeichnete V. ganze Kürassierregimenter und versenkte sich dann wieder in die germanische Vorzeit mit romantischen Thusnelden und Arminiusschlachten. Nachhaltiger wirkten die Studienreisen im bairischen Hochgebirge und in Tirol; sie weckten die Vorliebe für Darstellungen aus dem Alpenleben, welche durch die Frische und Unmittelbarkeit der Auffassung anzogen und den Namen des Künstlers bald zur Geltung des Publicums brachten. Dazu kam das Vorbild von Wagenbauer, Johann Adam Klein, Peter Heß, Bürkel, Weller, Habenschaden und anderer Zeitgenossen, darunter auch der wackere Karl Friedrich Heinzmann, mit welchem V. 1843 nach Oberitalien wanderte, ohne jedoch dadurch auf andere Pfade gelockt zu werden. Auch eine zweite 1845 mit Seidel unternommene Reise nach Italien zeitigte keine fremden Eindrücke. Ungleich besser förderte ihn die stille Malercolonie zu Eberfing (nächst Weilheim), wo Albert Zimmermann mit seinen Namensvettern, mit Kotsch, den beiden Seidel, Rosenthal und dem inzwischen nachgerückten jungen Ludwig Voltz — dem 1825 zu Augsburg geborenen Bruder Friedrich's — eine wahre Hochschule für Landschaftsmaler etablirt hatte. Der Name V. genoß jetzt schon eines guten Klanges, seine Bilder wurden lebhaft begehrt und gingen nach den Hauptsitzen der Kunstvereine. Er liebte Thiergruppen, auch Jagdbilder nach dem Vorbilde Adam's, für welchen V. eine Reihe schöner Pferdeporträts mit derselben sauberen Delicatesse lithographirte, wie er vorher schon viele Bilder aus der berühmten „Galerie des Fürsten von Leuchtenberg“, welche Inspector Muxel in Umrissen herausgab, mit verständnißinniger Treue radirt hatte. Auch für den Münchener „Radirverein“ (Verlag von E. Roller 1845), lieferte V. mehrere, den Sammlern hoch willkommene Blätter. — Zu seinen frühesten Bildern gehört eine „Viehgruppe unter einer Buche“ (1840, in Karlsruhe), eine „Scene aus der Alpenwelt“ (1841, bei Herrn v. Dall'Armi in Augsburg), „Pferde unter einer Eiche“, „Rinder und Ziegen auf der Alpe“ (1841), ein „Gebirgsweideplatz“ (1842), eine höchst lebendig gezeichnete und ebenso gemalte „Gruppe Kühe“ (auch in eigener Radirung 1843), „Weidendes Vieh“ (1845) u. s. w. Eine Reise nach Belgien und Holland (1846), wo V. bei Eugen Verboeckhoven, Nicaise de Keyser, Aug. Franz Schelver, H. Backhuysen u. A. die freundlichste Aufnahme fand, erweiterte seinen Gesichtskreis und übte coloristisch mächtigen Einfluß. Auf dem Rückwege berührte V. Düsseldorf, Köln und Frankfurt, inspicirte die treffliche Galerie zu Pommersfelden und eilte über Nürnberg in die Heimath nach Nördlingen, allda seinem Vater über die neuen Eindrücke Bericht zu geben. Im J. 1847 ging V. nach Schwaben und lernte zu Ludwigsburg seine nachmalige Gattin kennen, welche er 1849 heimführte.

V. hatte die glückliche Gabe, seine realistisch-treuen Studien durch das Hereinziehen der poetisch gestimmten Landschaft zu erklären und in einen heimisch-anmuthenden Ton, in einen jeden Beschauer behaglich anklingenden Rhythmus von Farbe und Linie zu setzen. Ebenso gelang es ihm aber auch, durch dieselben einfachen Mittel uns zu packen, wenn er die empörte Natur bei Wetter und Sturm darstellte; jeder Effect war wohlerwogen, echt gefühlt und im Einklange mit dem Ganzen bis ins kleinste Detail interessant durchgeführt. Man kann im ganzen etwa drei Phasen seiner Kunst unterscheiden. Von den Hochalpen, wo V. das gemüthliche Leben der Sennen mit ihren Thieren abzuschildern liebte, zog er in die landschaftlichen Niederungen, die er gleichmäßig mit Figuren und Thieren staffirte und zu den frischesten, anziehendsten Idyllen rundete, in welchen überhaupt seine Hauptstärke bestand. Von da ging er zu den Darstellungen des Stalllebens über, wo in geschlossenen Räumen die Thiere den Hauptgegenstand bilden. Doch griff V. am liebsten wieder nach dem Idyllen-

bilde zurück, womit er die größten Erfolge errang. An den anmuthigen Geländen des Starnbergersees, insbesondere in den Oekonomien zu Tutzing und Bernried, wo V. mit großer Vorliebe sommerfrischelte, fand er das benöthigte Material, die schönsten Thiermodelle in erwünschter Menge. Zu seinen vorzüglichsten Bildern aus der mittleren Zeit gehört die „Heerde an der Felswand“ (1851) mit einem landschaftlichen Motiv aus Benediktbeuern (wiederholt im König-Ludwig-Album und als eigene Radirung), ein „Stall mit Kühen“, ein „Italienischer Bärenführer“, ein „Kuhstall“ und eine „Stallscene“; „Dorfpartie an der Würm“ (1852); „Ruhende Ziegen an einer Felswand“ und „Milchmädchen im Schlitten bei Schneegestöber“ (1853); ein „Kühe durch das Wasser treibendes Mädchen“ u. s. w. Das von Eggers 1853—1858 herausgegebene „Deutsche Kunstblatt“ verzeichnet von Jahr zu Jahr neue, nach allen Seiten der Windrose gehende Bilder und Fr. V. galt unbestritten als der „trefflichste Bukoliker“, dem es gegönnt ist, „den ganzen Zauber des Hirtenlebens mit poetischer Hand zu schildern“ (1856, S. 390). „Einige Kühe sind malerisch gelagert, andere stehen wiederkäuend, noch andere weiden etwas entfernter am blau-grünen Bache, unter dem narbigen Baume weilt die Hirtin, der sich einige Schafe zutraulich nähern; großblätterige Wasserpflanzen und Blumen umgeben die Quelle, von Libellen umtanzt und von Schmetterlingsflügeln umwebt . . . Wie ist doch so eine liegende Kuh studirt! ihre Physiognomie, ihr Horn, die Rippenpartien, die Füße und deren Lage, der Strich und der Charakter der Haare an den verschiedenen Theilen — alles zeigt den sorgfältigen Beobachter der Natur; dann der alte Baumstamm, das Geräthe des Mädchens, dieses selber ist mit eingehendster Liebe vorgetragen. Und dabei durch und durch malerisch, voll der angenehmsten Wärme, voll Duft und Reiz“ . . . Von einer 1857 in Berlin ausgestellten „Idylle“ heißt es: „Der Maler führt in ein unweit des Dorfes gelegenes Gehölz. Im Vordergrund stehen zwei Kühe in einem Waldbach, von denen eine stattliche, weiß gesprenkelte durstig das klare Wasser schlürft; eine dritte kommt satt, brummend, schwerfällig heran. Links auf grünem Rasen und bunten Blumen verspeisen der zwölfjährige Hirte mit seinem Schwesterlein aus einer Schale ihre Abendmahlzeit. Fast der ganze Vordergrund wird beschattet von einer markigen Eiche, unter deren knorrigen Zweigen sich links eine Fernsicht öffnet; man sieht über gelbe Felder bis ans Dorf und noch weiter in duftige Berge; darüber hin schweben Sommerabendwolken. Die Farbengebung ist voll Kraft, das Ganze in milder Abendbeleuchtung gehalten“ (Eggers: Deutsches Kunstblatt 1857. VII, 309). Dergleichen packt uns, wie ein Gedicht von Eichendorff, wie ein Lied von Mendelssohn-Bartholdy! Aber auch im schalkischen Ausdruck war V. meisterlich zu Hause — ein feiner Humorist. So liegen z. B. zwei „Kühe am Quell“ — die „eine sieht wirklich so grämlich aus, daß man wissen möchte, was ihr in der Welt nicht recht ist. Sie muß außergewöhnliche Erfahrungen gemacht haben, denn in der Regel schauen die treuherzigen Augen dieser Thiere ganz vergnüglich und zufrieden in die Welt“ (Eggers 1857. VIII, 417). V. verstand immer die Stimmung der landschaftlichen Natur mit der entsprechenden Thierwelt und die Beziehungen derselben zum Menschen in poetischen Einklang zu bringen. Wenn ihm dabei auch die helle Freude und jener der Thierwelt eigene Humor die Hand leiteten, so schützte ihn doch sein feiner Sinn vor Unschönheit und Caricatur. Mit Recht bemerkt deshalb Fr. Pecht: V. „quält uns nicht mit gelehrten Eseln und frommen Schafen, er erläßt uns alles loyale Rindvieh; er hat nicht die geringste Prätension, seine Landschaften mit seelenvollen Gänsen und coquettirenden Ziegen zu verzieren, sondern er gibt uns seine Geschöpfe durchaus naiv, selten dramatisch heftig bewegt und bewußt, am liebsten als bloße Ergänzung und Belebung der landschaftlichen Scenerie wieder“ (in Lützow's Zeitschrift 1867. II,

209, woselbst auch eine „Idylle“ in Holzschnitt von Klitsch und Rochlitzer beigegeben ist). Nachdem Pecht noch die ganze Unbefangenheit und Harmlosigkeit in der Wiedergabe des individuellen Charakters der Hausthiere betont und die wahrhaft wohlthuende, frische und kernige Poesie, charakterisirt er mit dem drastischen Satze „V. malt nicht Vieh, sondern Bilder mit Thieren“ die wahre Kunst dieses großen Meisters. V. war nicht ein die nackte Natur photographisch abschreibender Maler, sondern ein gestaltender, denkender und geistreicher Künstler, welchem noch das „Bild“ als Aufgabe galt. Er suchte nicht das erste beste Stück Natur mit bleierner Wahrheit und realistischer Nüchternheit wiederzugeben, sondern componirte und dichtete seine Landschaften, mit den dazu gehörigen Menschen. Er sprach in seiner Kunst nicht in rüder, stallduftiger Prosa, wie die französischen Impressionisten und ihre Nachbeter, sondern in wohllautenden, sorgfältig abgewogenen, rhythmisch durchgebildeten Formen, wie er denn überhaupt nach einer, nicht verfeinernden, aber wahrhaft veredelnden Bildung strebte und alle Erzeugnisse der Wissenschaft und Poesie, aus alter und neuer Zeit, begierig kennen zu lernen und möglichst sich anzueignen trachtete. Am liebsten wanderte V., nachdem er die Woche über mit äußerster Benützung der Zeit geschaffen hatte, an den Ruhetagen in feierlicher Stimmung nach der Pinakothek, um sich im Anblicken der alten Meister zu erbauen und wie in einem Jungborn zu erfrischen. „Da lernt man erst was in ein Kunstwerk gehört“, pflegte er zu sagen „denn wie etwas überhaupt erst Musik sein muß und nicht bloßer Lärm, um zur Harmonie zu gelangen, so muß erst die Darstellung ein Bild machen“. So ging er auf die Feinheit des Tones der alten Niederländer, wie z. B. Adriaen van der Velde und Nicolas Berchem zurück, die er mit Liebe und Bewunderung studirte, ebenso wie die Stimmungen des Tages, welche, mit Ausnahme von Nacht und Mondschein, in größtem Wechsel durch alle seine Bilder ziehen. „Ob er bei hellem oder nebligem Morgen, unter brütender Mittagshitze, in schattiger Waldkühle, am erfrischenden Seegestade, am goldenen Abend oder bei versinkender Dämmerung seine Thiere uns vorführt, wir begleiten ihn gern und scheiden niemals, ohne Herz und Sinn erquickt zu haben“. Auch Regenwetterstimmungen liebte er zur Abwechselung und behandelte selbe mit gleicher Virtuosität. (So eine „Kuhheerde am See bei regnerischem Wetter“, prachtvoll radirt von Unger, im V. Bande von Lützow’s Zeitschrift 1870.) Alle Welt wollte jetzt Bilder von ihm, er konnte den Anfragen und Bestellungen kaum genügen, obwol sie kistenweise nach Amerika gingen, so daß Wilhelm v. Kaulbach sich nicht enthalten mochte, in seiner sarkastischen Weise nach dem Stande des „Viehhandels“ zu fragen, worauf der immer schlagfertige V. mit adäquater Bonhommie geantwortet haben soll. Als im Winter des Jahres 1857 V. infolge eines in seiner Wohnung ausgebrochenen Brandes die rechte Hand schwer verletzte, so daß mehrere Monate lang die höchste Schonung geboten war, griff er mit der Linken zur Bleifeder und zu den Farbenstiften, wie er denn immerdar auch in den langen Winterabenden mit vielbegehrten Tuschzeichnungen und Skizzen sich gleich angenehm und nützlich zu unterhalten pflegte. Bei der Arbeit im Atelier trug der immer feingekleidete Mann ein sorgsames Uebergewand und nach Art der Schweizerschützen, sogar eine große, weiße, stets reingehaltene Schürze. Viele von seinen Bildern wiederholte er öfters, immer wieder ändernd und bessernd und gleichzeitig an Verschiedenartigem thätig. So hielt er sich frisch und originell und blieb immerdar auf der Höhe seines guten Namens und Ruhmes. Die „am See tränkende Heerde“ (1868 in der Berliner Nationalgalerie) wiederholte er nicht weniger als fünfmal: zweimal für Kunsthändler in Berlin, für Philadelphia und New-York und die Kunsthandlung Wimmer-Humplmayr in München, welch letztere zugleich mit P. Kaeser den Export nach der

neuen Welt besorgten, wobei der neuere Eingangszoll auf die amerikanische Begeisterung für gute Namen keine bremsende Wirkung übte. Bei dem vorgenannten Berliner Bilde brachte V. das sogenannte Längen- (Breite-) Format zur Anwendung, welches er beinahe bleibend allen seinen folgenden Bildern als sach- und sachgemäß adoptirte, „da die Hauptverhältnisse der dominirenden Thiergattung mit dieser in die Breite gezogenen Bildfläche am besten harmoniren“.

Von seinen Bildern verblieben in Deutschland eine „Kuhweide“ (1867 in Kiel), ein „Morgen im Dorf“ (1867, Altona und Dresden), „Hirtenjunge mit Kühen“ (Wien und Dresden, 1868), „Heimkehrende Heerde“ (angekauft in Wien um 2500 Gulden bei der dritten allgemeinen Kunstausstellung), „Mittagsruhe“ mit ganz in niederländischem Phlegma wiederkäuenden prächtigen Kühen (1870, in Wien), „Heimkehrende Heerde“, wobei Landschaft und Staffage harmonisch zu einem reizvollen Ganzen gestimmt ist (1872); „Kühe in der Tränke“ (1874), „Rinderheerde am Bach“ (1875); 1884 kam wieder ein „Kuhstall“, wobei V. in den alten warmen, seinen älteren Arbeiten eigenen Goldton zurückgriff, welcher lange einem weichen Silberschein gewichen war (Lützow XIX, 660). Eine prachtvolle „Heimkehr“ (1862) besitzt die Neue Pinakothek in München. Die meisten dieser Bilder wurden durch Albert's und Hanfstängl's photographische Reproductionen weithin verbreitet. Auszeichnungen und Ehren folgten; V. erhielt von den Akademien Wien, Berlin (1869, gleichzeitig mit Theodor Horschelt und Karl Piloty) und München die Aufnahme zum Ehrenmitglied, durch König Ludwig II. den Professortitel und den Verdienstorden vom hl. Michael. Ueberall auf seinen Reisen, in Berlin, Wien, Paris, wo sein Name längst florirte, kam er mit den Größen der Künstlerwelt in persönliche Berührung und die Münchener „Zwanglosen“ zählten ihn zu ihrem ältesten und treuesten Mitgliede. Sein großes offenes, klares Auge, wie die ganze Physiognomie ein unverkennbares Erbe des Vaters, seine Lauterkeit, biedere Rede und Gesinnung machten ihn allen Freunden unvergeßlich. Ein unscheinbares Fußleiden verwandelte sich in eine schwere Krankheit, welcher V. am 25. Juni 1886 erlag. Was er geschaffen, bereitet ihm für immerdar einen Ehrenplatz unter den Besten seiner Zeit. Sein ältester Sohn Dr. Albert V. erwarb schnell einen geachteten Namen als Arzt, während der jüngere Richard V. sich der Malerei widmete, um in die Fußtapfen des Vaters zu treten.

Vgl. Vincenz Müller, Handbuch von München 1845, S. 184. — Nagler 1850. XX, 530 u. Monogrammisten 1860. II, 911. 1879. V, 194. — Regnet in den Münchener Propyläen 1869, S. 301 u. in seinen Münchener Künstlerbildern, 1871. II, 294. — Sein Porträt im Illustr. Kalender, Leipzig 1872, S. 127 und in Nr. 2245 Illustr. Ztg., Leipzig 10. Juli 1886, mit Text von Karl Raupp. — Nekrolog in Beilage 234 Allgem. Ztg. 24. August 1886. — Kunstvereins-Bericht f. 1886, S. 65. — Lützow's Zeitschrift f. bildende Kunst 1886. XXI, 652. — Fr. Pecht, Geschichte der Münchener Kunst 1888, S. 168. — Rosenberg, Die Münchener Malerschule seit 1871 (1887, mit der „Tränke“ in Kupferlichtbild von Albert). — Eine „Heimkehrende Viehheerde“ (in der K. K. Galerie der Akademie der bildenden Künste zu Wien) in Nr. 41 Ueber Land und Meer 1893. LXX. Band. — Eine vorzügliche Büste Voltz' von Fr. Kühn erschien 1888 auf der Kunstausstellung zu München. Hyac. Holland.

Voltz: Johann Michael V., Maler, Radirer und Zeichner, geboren am 15. October 1784 in der alten schwäbischen Reichsstadt Nördlingen als der Sohn eines Schullehrers und Cantors. Obwol der Knabe schon frühzeitig einen unüberwindlichen Trieb nach künstlerischen Darstellungen bewährte und jeden Streifen Papier, auch Mauern und Wände benützte, um darauf zu zeichnen,

so erhielt derselbe, weil zum Knopfmacher bestimmt, erst mit dem zwölften Jahre einen nothdürftigen Unterricht im Zeichnen. Sein reger Geist schöpfte neue Anregung und Nahrung durch die Bekanntschaft mit dem Bürgermeister Doppelmayer, in dessen umfangreichen Sammlungen der junge V. insbesondere mit Riedinger's Thierbildern bekannt wurde. Im J. 1801 kam V. als Lehrling zu einem Stubenmaler, dann zu dem Kupferstecher und Landschafter Friedrich Weber nach Augsburg, welcher hauptsächlich einen Bilderbogenhandel betrieb, wofür der Knabe meist im Coloriren verwendet wurde, aber doch auch mehrere technische Fertigkeiten lernte. Bessere Förderung fand er dann bei dem Herrn v. Herzberg, für dessen Verlag er schon selbständige Blätter lieferte. Mit den dadurch mühsam gemachten Ersparungen wagte sich V. in Begleitung seines gleichstrebenden Landsmannes Albrecht Adam (des nachmals so berühmten Schlachtenmalers) 1808 nach München, wo beide im königlichen Marstall Pferde zeichneten. Während der weltgewandte Albrecht Adam bald Geltung errang und als Stallmeister des Grafen Froberg-Montjoye nach Wien ging und daselbst seinen guten Namen begründete, wendete sich der arme, schüchterne und an seiner höheren Begabung irre gewordene V. 1809 nach Nürnberg, wo er als Zeichner für Friedrich Campe's Verlag ermunternde Aufnahme und als Illustrator vielfache, seine ganze Existenz und Kunstrichtung vollständig bestimmende Beschäftigung fand. Nun überschütteten ihn auch andere Kunsthändler, die sein Talent erkannten, mit erklecklichen Aufträgen und ließen ihn nicht mehr los. Im J. 1812 übersiedelte V. nach dem Wunsche seines Vaters wieder nach Nördlingen, heirathete daselbst 1814 und blieb hier, mit einer geringen Unterbrechung in den Jahren 1824—27, welche er in Augsburg verbrachte, bis zu seinem am 17. April 1858 erfolgten Ableben, unermüdlich thätig mit einer über viertausend Nummern zählenden Fülle von originellen Schöpfungen, Illustrationen und Bildern! Staunenswerth bleibt seine immer frische Vielseitigkeit. V. war in der historischen Malerei, im Zeitbild, in Schlachtenscenen ebenso bewandert, wie in der Darstellung religiöser Gegenstände, nicht minder in der Humoristik und in der Caricatur; auch im Genrebild bewegte er sich in der umfassendsten Weise. Er schilderte das Treiben der Erwachsenen ebenso wahr, wie er sich in das Gemüthsleben der Kinder versenkte; das ganze Gebiet der Thierwelt und der Landschaft zog er gleichmäßig in das Bereich seiner Darstellung, kein Zweig der Kunst blieb ihm fremd. Alle seine Gebilde wurden anmuthig und gemüthlich, auch verstand er die Kunst, allen seinen Empfindungen mit den einfachsten, anspruchslosesten Mitteln Ausdruck zu geben. Indem er für alle Stände arbeitete und immer den Beschauer packte, erfüllte er seinen ethischen Zweck, das Volk im weitesten Sinne zu veredeln und den Geschmack zu läutern. Obwol das heute so geläufige Wort „Kunstgewerbe" damals noch völlig fehlte, so schuf doch V. thatkräftig ganz in diesem Sinne. Wie es ihm aber als Familienvater Freude gewährte, seinen Kindern ihre Spielsachen zu verfertigen (darunter eine Postkutsche mit zwei Pferden genau nach dem Leben), so ging er Jedem, der ihn darum ersuchte, mit Rath und That an die Hand, malte den Kaufleuten und Bürgern sogar ihre Aushängschilde, verbesserte den Handwerkern ihre Werkzeuge oder erfand wohl auch neue und nutzbare.

Vorerst waren es Zeitbilder aus der Epoche des Napoleonischen Ruhmes und den Freiheitskriegen: Schlachten, Festlichkeiten, Einzüge, Congresse und dergleichen Staatsactionen; sie brachten natürlich die jeweilige Stimmung zum unmittelbaren Ausdruck, wobei auch die Treue des Costüms, die Aehnlichkeit der Hauptpersonen und der Oertlichkeiten anerkannt werden dürfen, wozu übrigens Campe immer das beiläufige Material lieferte, welches V. in seiner stillen Stube mit idealer Phantasie gestaltete, belebte und verarbeitete. Zur weiteren Signatur der Zeit zählen die zahlreichen Caricaturen, dann die in der Litteratur schon

längst eine große Rolle spielenden Räubergeschichten, die Modethorheiten und Schwächen der Menschen, die theure Zeit und der Erntesegen (1817), die Jubelfeier der Reformation, allerlei Rückblicke in die frühere Zeitgeschichte mit den Trachten und Gebräuchen aller Völker, insbesondere aber, als Folge einer 1819 unternommenen Reise, die Bilder aus dem Schwarzwald und der Schweiz: die Hauensteiner Bauernstube, Glasfabrikation auf dem Aile, Uhrmacherwerkstätte in der Neustadt, Hochzeit im Kirchgarterthal, Weinlese bei Mühlheim, Goldwaschen bei Karlsruhe, Morgen auf der Alpe, Betende Schäferin, Der Schütz, Auszug auf die Alpe, Ringer und Schwinger. Ferner allerlei Darstellungen mit religiösem Inhalt, darunter zu Hebel's „Biblischen Erzählungen“ (1827). Dann eine ganze Reihe mit den damals vielbeliebten Kleinstädtereien (Kotzebue) und „Krähwinkliaden“, deren Hauptwitz darin gipfelt, daß eine Redensart wörtlich genommen wird (wie z. B. der siegreiche General eine Besatzung über die Klinge springen läßt oder eine Festung schleift) u. dergl. Dann wie ein Sturm nach der bleiernen Reaction und Windstille: die Julirevolution, die Kriegsscenen aus der Türkei, aus Rußland und Polen, Becker's Rheinlied-Rummel (1840). Zwischendurch entstanden eine Menge von Kinderbüchern und Bilderbogen (darunter eine Weihnachtsbescheerung, ein Kunstreiterzug), Illustrationen zu einem neuen Orbis pictus (1835), ganze Serien von Taschenkalendern mit Illustrationen zu Goethe's Faust, Hermann und Dorothea, zu Körner's Dramen, Langbein's und Uhland's Gedichten, zu berühmten Opern (Oberon). Dann warf er sich wieder auf die Oelmalerei und schuf sogar etliche höchst respectable Kirchenbilder, eine „Christliche Bilderakademie“, auch Zeichnungen für Münzen und Medaillen (im Auftrag des Medailleur Neuß in Augsburg). Daß V. bei allen größeren Festen, Jubiläen, Durchreisen von hohen Herrschaften als Decorateur sich hervorthat, war selbstverständlich; er baute gerne große, mit gemalten Statuen ausgestattete Triumphbogen, welche sogar die Bewunderung Schwanthaler's erhielten, der in V. das Talent zu einem großen Bildhauer bewunderte, welches leider nicht zur Entwicklung gelangte. Ebenso lieferte V. zahllose Diplome, Jubiläumstafeln, Adressen u. dgl. mit ornamentalen und figürlichen Verzierungen. Das Verzeichniß seiner Werke hat Karl Hagen zusammengestellt mit einer schönen Würdigung dieses originellen Künstlers, dessen Thätigkeit im Museum seiner Vaterstadt Nördlingen wol am besten studirt werden kann.

Seine Söhne widmeten sich der Kunst: der älteste, Friedrich V. (1817—1886), excellirte als Thiermaler, Ludwig V. (geboren 1825) wurde ein beliebter Jagdscenenmaler und Karl V. (geboren 1826) bildete sich zuerst unter Amsler und Thäter als Kupferstecher und wirkte als Professor der Zeichnungskunst zu Kaiserslautern und Nürnberg.

Vgl. Nagler 1850, XX, 527 ff. und dessen Monogrammisten 1871, IV, 165 (Nr. 541) u. 1879, V, 240 (Nr. 1221). — Dr. Karl Hagen, Der Maler Johann Michael Voltz von Nördlingen und seine Beziehungen zur Zeit- und Kunstgeschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1863 (mit dem Porträt des Meisters, gezeichnet von Fr. Voltz, radirt von A. Schultheiß). — Fr. Pecht, Geschichte der Münchener Kunst. 1888, S. 33.

Hyac. Holland.

Volumier: Jean Baptiste V., auch Woulmyer geschrieben, ein in französischer Schule gebildeter, einst sehr geschätzter Violinist, der um 1677 in Spanien geboren sein soll. Gerber bezeichnet ihn als Franzosen und Fétis als Belgier. Sowohl sein Name als seine Kunstrichtung deuten weit mehr auf Frankreich wie Spanien hin. Auf sicheren Boden treten wir erst durch seine am 22. November 1692 erfolgte Anstellung als Violinist an der kurfürstlichen Hof-

capelle zu Berlin. Unter dem prachtliebenden Kurfürsten Friedrich III., späteren Könige von Preußen, fand er reichlich Gelegenheit, sein Talent als Violinist glänzen zu lassen, auch soll er, wie Mattheson versichert, Arien, Entrées und Tänze zu Opern und Balletten componirt haben, doch läßt sich bis jetzt noch keine Composition von ihm nachweisen. Seine Stellung in Berlin wird als „Maitre de Concert“, Hoftanzmeister und Dirigent der kgl. Tanzmusik bezeichnet, die er bis 1706 inne hatte. Die Dresdener Hofcapelle winkte zu damaliger Zeit jedem Musiker als Eldorado, und so sehen wir auch V. dahin ziehen, wo er am 28. Juni 1709 durch Rescript zum Concertmeister ernannt wird. Am 9. October 1720 wird seine Anstellung erneuert (sächsisches Haupt-Staatsarchiv). Sein Gehalt betrug 1200 Thlr. Fürstenau berichtet, daß ihn die Zeitgenossen für einen vorzüglichen Geiger hielten, auch componirte er in Dresden viele Ballettmusik, die aber beim Brande im siebenjährigen Kriege wie vieles Andere vernichtet wurde. Er starb zu Dresden am 7. October 1728.

Schneider, Geschichte der Oper zu Berlin S. 25 und Beilage S. 50. — Fürstenau, Beiträge zur Geschichte der kgl. Capelle S. 114 u. 129 und zur Geschichte der Musik und des Theaters zu Dresden, 2. Bd. S. 64 ff.

Rob. Eitner.

Volz: Johann Christian V., württemb. Schulmann und Historiker, wurde geboren am 4. Juni 1721 zu Oettingen bei Kirchheim u. T. am Fuße der schwäbischen Alb. Er erhielt seine Ausbildung in den niederen Seminarien zu Blaubeuren und Bebenhausen und im Stift zu Tübingen. Nachdem er einige Zeit in Stuttgart erst Hauslehrer, dann Pfarrvicar gewesen, wurde er zum Professor der angewandten Mathematik und der Dichtkunst am Stuttgarter Gymnasium ernannt. Daß er sich als Mathematiker eines nicht unbedeutenden Ansehens erfreut haben muß, scheint aus einer — übrigens abgelehnten — Berufung als Professor der Experimentalphysik an die Akademie der Wissenschaften nach St. Petersburg hervorzugehen. Inzwischen hatte V. sein Interesse neben den Naturwissenschaften auch der Geschichtsforschung und der Numismatik zugewandt. Ein Programm, „De aureo rarissimoque numismate Julii Caesaris“ (Stuttg. 1755), mehrere Beschreibungen von Münzfunden in Haug's Schwäbischem Magazin geben von diesen numismatischen Studien Kunde. Ihre Anerkennung fanden dieselben im J. 1755 durch die Bestellung ihres Verfassers zum Custos des herzoglichen Münzcabinets. Als Schriftsteller auf dem Gebiete der Geschichte erscheint V., von einer Anzahl kleinerer Abhandlungen abgesehen, besonders als Herausgeber der vier letzten Ausgaben von Joh. Georg Essich's kurzer Einleitung zu der allgemeinen und besonderen weltlichen Historie. Mehr als die litterarische Thätigkeit lag dem gelehrten Manne aber das Studium der Quellen, das „gelehrte kritische Sammeln“ am Herzen, und darauf pflegte er vor allem jüngere Freunde hinzuweisen. Die Achtung, die V. als Historiker in seiner Heimat genoß, und die durch ihn empfangenen Anregungen erweckten namentlich unter seinen Schülern im Gymnasium das Interesse für Geschichtsforschung. So verdankte ihm der berühmte L. T. Spittler die erste Anleitung zu historischen Studien. Im J. 1774 wurde V. Rector des Gymnasiums in Stuttgart und Pädagogiarch der lateinischen Schulen eines Theiles des Herzogthums. Auch Beisitzer der herzogl. württemb. Commerziendeputation war der vielseitige Mann seit demselben Jahre. Nachdem er noch kurz vorher zum Prälaten von Bebenhausen ernannt worden war, starb er am 27. Mai 1783 zu Stuttgart.

J. G. Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, XIV, 296. Ueber die Beziehung zu Spittler vgl. D. Fr. Strauß, Gesammelte Schriften II, 86.

Friedrich Wintterlin.

Volz: Paul V., Humanist und Theologe, rühmlich bekannt durch seine Forschungen auf historisch-antiquarischem Gebiet. Er war im J. 1480 zu Offenburg geboren und studirte seit 1496 in Tübingen. Daß er Schüler der Schlettstädter Lateinschule gewesen, ist nicht erwiesen. Seit 1503 erscheint er als Mönch des Klosters Schuttern b. Offenburg (ein Epigramm Fratris Pauli Volzii Offenburgii, coenobitae Schutterani angehängt der im J. 1503 erschienenen Ausg. der Margarita philosoph. des Gregor. Reisch). Wird 1512 im Januar als Abt in das elsässische Kloster Hugshofen (Hugonis curia, Honcourt) im Weilerthal berufen, um daselbst die sog. Bursfelder Reformation durchzuführen. Vor den Bauern im J. 1525 flüchtend, fand er eine Unterkunft in Schlettstadt, wo er namentlich mit Sapidus (s. A. D. B. XXX, 369) innig verkehrte. Ende desselben Jahres kehrte er vorübergehend in seine ausgeplünderte Abtei zurück, verließ dieselbe jedoch um die Mitte des Jahres 1526, lutherischer Neigungen verdächtigt, dauernd und begab sich, um den Nachstellungen der Ensisheimer Regierung zu entgehen, nach Straßburg, wo er in schriftstellerischer Thätigkeit still für sich lebte. Nachdem im J. 1529 durch Schöffenbeschluß Straßburg eine protestantische Stadt geworden war, wurde er vom Magistrate im J. 1530 zum Prediger und Beichtvater der Nonnen zu S. Nicolai in undis ernannt, wo er nach dem Zeugniß der Straßburger Prediger vom Jahre 1536 „nit ohne besonderen Nutz Christum getreulich predigte“. Bald darauf jedoch wurde er, da er jeder menschlichen Confession abhold seine Unterschrift der Wittenbergischen Concordia verweigerte und zu Schwenkfeld in Beziehungen trat, seines Amtes enthoben (13. Jan. 1537); durch Calvin seines Irrthums überführt und der evangelischen Sache wiedergewonnen, leistete er (Juli 1539) freiwillig Kirchenbuße, worauf er in seine frühere Stellung wieder eingesetzt wurde. Auch die in dem leerstehenden Wilhelmerkloster untergebrachten auswärtigen Studirenden der Theologie wurden seiner Aufsicht unterstellt. Er starb, ausgesöhnt mit den Straßburger Predigern, am 6. Juli 1544. Bucer hielt ihm die Leichenrede. — V. zählte, als eifriger Humanist, zu den ausgezeichneten Mitgliedern der von Wimpfeling um das Jahr 1516 begründeten Schlettstadter Gelehrten Gesellschaft. Er wird von Spiegel (s. A. D. B. XXXV, 156) und Rhenanus (s. A. D. B. XXVIII, 383) als gelehrter Archäologe gerühmt; Spiegel, der ihn in seinem Lexicon iuris civilis fleißig citirt, hat ihm s. v. 'abbas' einen speciellen Artikel gewidmet. Der größere Teil der werthvollen antiquarischen Observationes des gelehrten Abtes ging im Bauernkrieg, wie Spiegel berichtet, zu Grunde: V. selbst thut dieser Observationes in einem Briefe an Rhenanus gelegentlich Erwähnung. Ein Gutachten, welches V. im J. 1534 über die im J. 1502 vom Papste angeordnete Vereinigung des S. Alexander-Priorats zu Leberau mit der Stiftskirche S. Georg zu Nanzig schrieb, ist noch vorhanden. Der schriftstellerische Ruf des Hugshofener exabbas (so pflegte er sich selbst zu nennen) ist jedoch durch seine in mehreren Handschriften erhaltenen Materialien zur Geschichte des Klosters Schuttern begründet, die von Schannat (Vindemiae litterariae I 7 sqq.) und von Mone (Quellensamml. z. Bad. Ldsgsch. III, 41 ff.) herausgegeben wurden. Eine eingehende Untersuchung hat dieser „Chronik von Schuttern“ J. May gewidmet („Zur Kritik der Annalen von Schuttern“ i. Zs. f. Gesch. d. Oberrheins, N. F. VII, 256 ff.). Hiernach hat V. den ersten Theil im J. 1526 beendigt; in diesem Jahre übergab er, wohl seiner evangelischen Gesinnung wegen, das Werk nebst einer Anweisung (Directorium Volzianum) dem Schutteraner Klosterbruder Nicolaus von Gerau zur Fortführung, kehrte aber nach dessen Tode (1535) selbst zu seiner Arbeit wieder zurück. Ein Anonymus hat später eine Ueberarbeitung vorgenommen. In der Wiener Hdschr. scheinen Bruchstücke der Collectaneen von Volz' eigner Hand vorzuliegen. —

V. stand seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit wegen in hoher Achtung. Be. Rhenanus hat ihm (1516) eine Schrift gewidmet; Erasmus hat ihm (1518) sein Enchiridion militis christiani dedicirt, „ut qui ex Erasmo recte vivendi praeceptiones sumpserit, a Volsio protinus ad manum habeat exemplum“, und hat ihn auch später in seinem Testament mit einem Legat bedacht (vgl. Röhrich, Gsch. d. Ref. i. Els. II, 113 u. derselbe in Mitt. a. d. evgl. Kirche d. Els. II, 203 ff.; auf Röhrich fußend Rathgeber in Rev. d'Als. 1870, p. 155 f. — Knod, Jac. Spiegel II, 8 ff. (Progr. Schlettst. 1886) u. die Briefwechsel des Erasmus und des Beatus Rhenanus). G. Knod.

Volz: Robert Wilhelm V., Arzt zu Karlsruhe in Baden, daselbst am 3. April 1806 geboren und am 22. Januar 1882 verstorben, machte seine medicinischen Studien seit 1824 in Göttingen und Heidelberg, erlangte an letztgenannter Universität 1828 die medicinische Doctorwürde, machte größere wissenschaftliche Reisen mit längerem Aufenthalt in Paris und Wien, ließ sich darauf 1831 in Karlsruhe nieder, siedelte 1836 nach Pforzheim über, wo er 1840 die Stellung eines Assistenzarztes am dortigen Bezirksamt bekleidete, bis er 1843 in gleicher Eigenschaft nach seiner Vaterstadt zurückberufen wurde. Hier wurde er 1845 Physicus und successive Medicinal-Referent (1847), zuerst bei der Regierung des Mittelrheinkreises, dann beim Ministerium des Innern, 1864 Obermedicinalrath, 1880 Geheimrath. In diesen Stellungen lag ihm besonders die Aufsicht über das Epidemien- und Spitalwesen ob; auch wurde er nach Errichtung des Deutschen Reiches zum Mitgliede der Reichs-Choleracommission und zum außerordentlichen Mitgliede des Reichsgesundheitsamtes ernannt. V. hat sich auch mannigfach um die Förderung der ärztlichen Standesinteressen in seiner engeren Heimat verdient gemacht. Er gründete eine Wittwencasse für badische Aerzte, die er von 1850 an bis zu seinem Lebensende verwaltete, und war auch publicistisch nach der genannten Richtung thätig, indem er eine Zeitschrift für die badisch-ärztlichen Standesinteressen unter dem Titel: „Aerztliche Mittheilungen aus Baden“ 1847 gründete, deren Redacteur er bis zu seinem Ableben blieb. Von seinen übrigen qualitativ und quantitativ nicht unbedeutenden Veröffentlichungen nennen wir: „Ueber Armen- und Krankenpflege in ihrer geschichtlichen Entwickelung mit besonderer Beziehung auf das Großherzogthum Baden“ (Karlsruhe 1860); „Ueber das Spitalwesen und die Spitäler des Großherzogthums Baden“ (ebd. 1861); „Aerztliche Briefe, Besprechungen über die Stellung der Aerzte im Staate“ (ebd. 1869); „Der ärztliche Beruf“ (Berlin 1870); „Aerztliche Topographie für das Großherzogthum Baden“ (3. Aufl., zuletzt 1879) und verweisen im übrigen auf die im Biogr. Lexicon ꝛc. VI, 151 genannten Quellen. Pagel.

Vömel: Johann Theodor V. wurde am 6. October 1791 zu Hanau geboren, wo sein Vater, Joh. Georg V., als Präceptor oder Hauptlehrer an der altstädtischen Bürgerschule und als Cantor an der Hospitalkirche angestellt war. Durch den Einfluß seiner Mutter gewann sein Gemüth schon früh eine ernste religiöse Richtung, die auch der Grund sein mochte, daß der Siebzehnjährige im Herbst 1808 bei seinem Austritte aus dem Hanauer reformirten Gymnasium seine Abschiedsrede über die Unsterblichkeit der Seele hielt. Den Winter 1808/9 brachte V. in seiner Vaterstadt auf der dortigen Hohen Landesschule zu und bezog dann zu Ostern 1809, mit ausgezeichneten Zeugnissen versehen, die Universität Heidelberg, um sich dem Studium der Philologie und Theologie zu widmen. Durch den Professor der Theologie Karl Daub (s. A. D. B. IV, 768), der vor seiner Berufung nach Heidelberg im J. 1795 kurze Zeit an der Hochschule zu Hanau als Professor der Philosophie gewirkt hatte, wurde er noch als Student an die Knabenerziehungsanstalt des wegen seines Lehrbuchs der Er-

ziehungs- und Unterrichtslehre auch heute noch rühmlichst bekannten Kirchenraths und Professors Friedr. Schwarz (s. A. D. B. XXX, 235 f.) empfohlen, im Sommer 1814 vom Großherzog von Baden zum Lehrer am Gymnasium zu Wertheim an der Tauber ernannt und im folgenden Jahre zum Professor befördert. Im Herbst 1816 folgte er einem Rufe des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen-Kassel als Professor und zweiter Lehrer an das Gymnasium seiner Vaterstadt. Aber auch hier dauerte seine Wirksamkeit nur kurze Zeit. Am 2. Januar 1819 trat er an dem lutherischen städtischen Gymnasium zu Frankfurt a. M. die Stelle eines Professors und Prorectors an, wurde 1821 Conrector und rückte 1822 nach dem Tode von Friedrich Christian Matthiä in das Rectorat der genannten Anstalt ein. Nach dem Urteile seines Nachfolgers Johs. Classen, im Osterprogramm von 1854, verwaltete er sein schweres Amt mit strenger Gewissenhaftigkeit und unwandelbarer Ueberzeugungstreue, bis ihn der Senat der freien Reichsstadt 1853 auf seinen Antrag in den Ruhestand versetzte. Auch nach seiner Emeritirung behielt V. Frankfurt als Wohnsitz bei und starb dort hochbetagt am 8. April 1868. In dem Nachrufe, den ihm sein zweiter Amtsnachfolger, Tycho Mommsen, im Osterprogramm von 1869 gewidmet hat, heißt es: „Es ist hier nicht der Ort, über die Wirksamkeit des vielangefochtenen Mannes in alle Einzelheiten einzugehen; nur die Anerkennung gebührt dem Entschlafenen, daß er unter unsäglichen Kämpfen und Schwierigkeiten nicht erlag, sondern tapfer und gewissenhaft nach der ihm verliehenen Kraft bis an das Ende für das Beste der Anstalt sorgte. Die ihm gewährte Muße der letzten 14—15 Jahre hat er in der edelsten Weise bis zum letzten Atemzuge im Dienste der Wissenschaft verwandt."

Als Philologe war V. ein Schüler von Georg Friedrich Creuzer (s. A. D. B. IV, 593 ff.), ohne jedoch dem Lehrer auf das Gebiet seiner mystischen Symbolik zu folgen. Sein Lieblingsschriftsteller war Demosthenes. Von den eindringenden und umfassenden Studien, die er dessen Reden gewidmet hat, zeugen außer einer langen Reihe von grammatischen, textkritischen und geschichtlichen Programmabhandlungen insbesondere folgende Ausgaben: „Demosthenis Philippicae orationes V" (Frankf. a. M. 1829); „Philippica II" (Frankf. a. M. 1832); „Demosthenis Opera rec. graece et latine, cum fragmentis nunc primum editis" (2 Bde., Paris, Didot, 1843—45); „Demosthenis Contiones quae circumferuntur, graece et lat." (Halle 1857); „Demosthenis Orationes contra Aeschinem de corona et de falsa legatione cum argumentis graece et latine" (Leipzig 1862); „Demosthenis Oratio adversus Leptinem cum argumentis graece et latine" (Leipzig 1866). Um die handschriftliche Ueberlieferung des Demosthenes festzustellen, verweilte V. im November und December 1846 auf Kosten des Königs von Preußen in Paris, wo er insbesondere dem maßgebenden Codex Parisinus Σ seine Aufmerksamkeit zuwendete. Die Verdienste, die er sich durch seine Arbeiten auf diesem Gebiete erworben, werden allgemein anerkannt, doch wird ihm nicht mit Unrecht ein „übermäßiger Conservativismus in der Handhabung der Textkritik" zum Vorwurf gemacht. Im Zusammenhange damit steht auch sein Versuch, Joh. Gust. Droysen gegenüber die in die Rede vom Kranze eingeschobenen Urkunden — Volksbeschlüsse, Gesetze, Zeugenaussagen u. s. w. — als echt zu erweisen. Er widmete dieser Streitfrage in den Jahren 1841—45 verschiedene Programme, ohne jedoch die Gelehrtenwelt von der Grundlosigkeit der Droysen'schen Ansicht überzeugen zu können. Zur Förderung des classischen Unterrichts in den Gymnasien veröffentlichte V. verschiedene Schulbücher, ein Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische (Frankfurt a. M. 1817, 4. Aufl. 1833), eine griechische Synonymik (Frankfurt a. M. 1819) und ein Schriftchen über die unregelmäßigen Casus und die Grundregeln der lateinischen Sprache (Frankfurt a. M. 1828, 4. Aufl. 1848). — Sehr lebhaft war auch

das Interesse, das V. der Kirche und der theologischen Wissenschaft entgegen brachte. Nachdem er bereits 1815 unter die badischen Pfarrcandidaten aufgenommen worden war, ließ er sich 1827, obwohl er bereits über vier Jahre das Rectorat bekleidet hatte, in der evangelischen Stadtkirche zu Weinheim ordiniren und begann 1836 im Versorgungshause zu Frankfurt freiwillig zu predigen. Seine Bearbeitung von Luther's Großem Katechismus, die er 1827 als „Christliches Lehr- und Erbauungsbuch" erscheinen ließ, erlebte 1842 die 2. Auflage. Auch in seinen Programmen, wie auch in mehreren Sonderschriften, behandelte er wiederholt theologische Stoffe. Die letzte Arbeit seines Lebens war eine genaue und sorgfältige Uebersetzung des Neuen Testaments, die allerdings nicht mehr zum Druck gelangte, aber handschriftlich auf der Frankfurter Stadtbibliothek aufbewahrt wird. Wie tief überhaupt die Religion in Vömel's Herzen Wurzel geschlagen hatte, geht unter Anderem daraus hervor, daß er aus dem Leben mit den Worten schied: „Ich bin in Gottes Gnade".

Bei mancherlei Anfeindungen hat es V. doch auch nicht an Anerkennung und an Auszeichnungen gefehlt. Von der Universität Marburg wurde er 1833 honoris causa zum Magister der freien Künste und Doctor der Philosophie, von der Universität Erlangen 1843 zum Ehrendoctor der Theologie ernannt. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen verlieh ihm 1843 für seine Pariser Ausgabe des Demosthenes die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. In demselben Jahre wählte ihn das Archäologische Institut zu Rom zum correspondirenden Mitgliede, und als er am 2. Januar 1844 sein 25jähriges Frankfurter Amtsjubiläum feierte, richtete das lutherische Consistorium an ihn in einem Ehrendecrete die Aufforderung, er möge fortfahren, das ihm unterstehende Gymnasium zu einer Zierde der Stadt zu machen. — Verheirathet war V. zum ersten Male mit Amalie Schwarz, einer Tochter des schon erwähnten Kirchenrathes Friedrich Schwarz und einer Enkelin des bekannten Johann Heinrich Jung-Stilling (s. A. D. B. XIV, 697). Nach ihrem frühen Tode führte er deren jüngere Schwester Flora Schwarz als Gattin heim. Von seinen zwölf Kindern überlebten ihn vier Söhne und fünf Töchter.

Vgl. F. A. E. Vömel, Stammbäume der Familie Schwarz-Jung-Stilling-Vömel (Homburg v. d. Höhe 1894). — Bursian, Gesch. d. klass. Philologie in Deutschland. — Programme des lutherischen städtischen Gymnasiums zu Frankfurt a. M. — Mittheilungen des Herrn Decans Vömel zu Homburg, des Verfassers der an erster Stelle erwähnten Schrift.

Koldewey.

Vomelius: Cyprianus V., Humanist, lateinischer Dichter und Jurist, 1515—1578. Er hieß eigentlich Stapert und stammte aus einem friesischen Städtchen, das von seinem Biographen Suffridus Petri Vomelium genannt wird. Seine erste humanistische Bildung erhielt er auf verschiedenen holländischen Schulen, namentlich Harlem und Groningen und trieb dann drei Jahre in Wittenberg humanistische und Rechtsstudien. Ungefähr zwanzigjährig wurde er Lehrer in Magdeburg, studirte um 1540 in Erfurt, war dann kurze Zeit Lehrer in Braunschweig und setzte darauf seine Studien in Löwen und Köln fort. Am 4. November 1543 wurde er bei der Kölner Artistenfacultät immatriculirt und promovirte ebendaselbst im Februar 1545 als Magister artium. Darauf — oder vielleicht schon zwischendurch — war er Conrector des 1543 gegründeten Archigymnasiums zu Dortmund. 1546 oder 1547 wurde er in Mainz Regens des Contubernium Philosophicum und Procurator generalis fisci des Erzbischofs von Mainz. Hier wurde er Doctor der Rechte und ordentlicher Professor der Rechte an der Mainzer Universität. 1556 erhob ihn Karl V. als a Stapert in den Adelsstand und ernannte ihn späterhin zum Comes Palatinus. Pfalzgraf

Georg machte ihn zu seinem Rathe; von 1563 bis zu seinem Tode war er Assessor am Reichskammergericht zu Speier.

An Schriften sind von ihm mehrere lateinische Gedichtsammlungen bekannt: 1) „Sylvarum libri tres“ (Erfurt 1540 bei Melchior Saxo); 2) „Ode ad Deum opt. max. pro tranquillando orbis statu“ (ein Gebet um Frieden in 102 sapphischen Strophen). „Item liber Miscellaneorum“ (Straßburg 1543 bei Jakob Jucundus); 3) Ein viertes Buch der „Sylvae“ (Mainz 1547 bei Ivo Schäffer). Außerdem soll er nach Hamelmann während seines Aufenthalts in Dortmund eine „Introductio Arithmetices“ verfaßt haben. Sein Leben bei Suffridus Petri, De scriptoribus Frisiae decades XVI et semis, Coloniae Agrippinae apud Henr. Falkenburgh 1593, p. 219—225. Ergänzungen dazu in meiner Schrift Johann Lambach und das Gymnasium zu Dortmund, Berlin 1875, S. 53 ff. u. 124, wo auch Näheres zur Charakteristik seiner Dichtungen. A. Döring.

Vonbun: Franz Josef V., Sagenforscher und Dialektdichter, wurde am 28. November 1824 in Latz, einem zu der Gemeinde Nüziders gehörigen Weiler in der Nähe von Bludenz im Vorarlbergischen geboren. Sein Vater Franz Josef V. war ein schlichter, unbemittelter Bauersmann, während seine Mutter Maria Katharina geb. Martin in dem Ruf stand, eine gescheite Frau zu sein und sich durch Witz und Schlagfertigkeit auszuzeichnen. Da V. das sechste Kind war — drei weitere folgten noch auf ihn — gaben ihn die Eltern im Alter von vier Jahren zu einem kinderlosen Vetter Namens Johann Martin zu Raggâl im Walserthal in die Pflege, wo er von seinem 6. Jahre an die Volksschule des Dorfes besuchte. Die großen Fortschritte, die er in ihr machte, lenkten die Aufmerksamkeit des Pfarrers Johann Baptist Rinderer auf ihn. Er ertheilte V. Unterricht im Lateinischen und sorgte dafür, daß sein Zögling im Herbste 1836 Aufnahme in dem Gymnasium zu Feldkirch fand, in welchem sich V. während seines sechsjährigen Schulbesuches nicht nur eine gründliche Kenntniß der alten Sprachen, sondern auch eine ziemlich umfassende Belesenheit in der deutschen Litteratur aneignete. Im Herbste 1842 bezog er das Lyceum zu Innsbruck, um an ihm die Philosophie zu absolviren. Hier gewann der als Philologe und Aesthetiker rühmlich bekannte Professor Alois Flir großen Einfluß auf V. Durch ihn wurde er in seiner Vorliebe für die Dichtkunst bestärkt. V. rief damals die Gesellschaft „Aurora“ ins Leben, der sich die besten und begabtesten Studenten, die zu jener Zeit in Innsbruck zusammenlebten, anschlossen. Durch Zingerle angeregt, fing V. schon in Innsbruck an, sich mit der sagenhaften Ueberlieferung seiner engeren Heimath eingehend zu beschäftigen und einzelne Bruchstücke in poetischer Form für den „Tirolerboten“ zu bearbeiten. Auch übte er sich fleißig im Schaffen von kleineren Dialektpoesien, von denen nur wenige erhalten sind, wobei Hebel sein Vorbild war. Auch äußerlich befand er sich in Innsbruck wohl, da er eine Hofmeisterstelle bei dem Professor der Rechte Hieronymus v. Scari erhalten hatte, mit dessen Familie er im Sommer nach Südtirol übersiedelte. Als nach Abschluß des Sommersemesters 1844 die Nothwendigkeit der Berufswahl an ihn herantrat, entschloß er sich für das Studium der Medicin. Er wandte sich daher nach Wien, wo er bei seinem Landsmann, dem als Geschichtsforscher bekannten Josef Bergmann, thatkräftige Unterstützung fand. Seiner Vermittlung verdankte er die Hofmeisterstelle bei dem Baron Johann Vesque von Püttlingen, durch die sein Fortkommen materiell gesichert war. Der Umgang mit Bergmann und die Bekanntschaft mit Jakob Grimm's Arbeiten, die er in Wien machte, bestärkten ihn in dem Vorsatz, die Sagen seiner Heimath in Prosa niederzuschreiben, ehe sie durch die Zeit in Vergessenheit geriethen. Schon im J. 1847 ließ er ein Bändchen unter dem Titel: „Volkssagen aus Vorarlberg, gesammelt von J. F. Vonbun“ erscheinen, das er als

eine vorläufige Probe angesehen wissen wollte. Er übersandte das unansehnliche Heftchen Jakob Grimm mit der Bitte, ihm eine neue, vermehrte Ausgabe zueignen zu dürfen, und hatte die Freude, daß Grimm sein Anliegen günstig aufnahm und ihm seine Anerkennung für seine „einfache und treue Sammlung" aussprach. Da die Ereignisse des Jahres 1848, an denen V. wenigstens innerlich als freiheitsbegeisterter Jüngling regen Antheil nahm, ein geordnetes Studium in Wien unmöglich machten, bezog V. im Herbste 1848 die Universität München, um sein Fachstudium mit größerem Nachdruck betreiben zu können. Nach Ablauf des Wintersemesters aber kehrte er nach Wien zurück, wo er bereits zu Ende des Jahres 1849 promovirte. Er ließ sich nunmehr in Feldkirch als praktischer Arzt nieder, siedelte aber, da er hier keine genügende Praxis fand, schon im Juli 1850 nach dem lieblichen Schruns im Montavon über, das seitdem sein bleibender Wohnsitz war, und wo er sich sehr bald allgemeiner Beliebtheit erfreute, „obwohl er dem medicinischen Aberglauben des Volkes schärfer entgegentrat, als seinem Beutel frommte". In demselben Jahre veröffentlichte er die zweite, vermehrte Auflage seiner Volkssagen, die er Jakob Grimm widmete, mit einem eingehenden Vorwort versah und durch einen besonderen Abschnitt über „Aberglauben und Gebräuche" sowie durch „Worterklärungen" bereicherte. Obwol er in Schruns jeder Anregung durch mündlichen Verkehr mit gleichstrebenden und wissenschaftlich gebildeten Männern entbehrte, fuhr V. doch unermüdlich in seinen Studien zur Mythologie und Sagengeschichte fort. Diese Bestrebungen brachten ihn mit den hervorragendsten Vertretern dieses Faches in Deutschland in Verbindung, z. B. mit J. W. Wolf, Karl Simrock, Franz Pfeiffer, Moritz Haupt, Wilhelm Grimm und Karl Frommann. V. lieferte Beiträge für Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde (Bd. II), für Haupt's Zeitschrift (Bd. XI) und für Frommann's Deutsche Mundarten (Bd. II—VI), die Jakob Grimm „lobenswerth" nannte. Im J. 1858 erschien eine dritte Auflage der „Sagen Vorarlbergs", die aber nicht als solche auf dem Titel bezeichnet war. In ihr ist die Zahl der Sagen auf mehr als auf das Doppelte vermehrt und ein entschiedener Fortschritt nach der wissenschaftlichen Seite hin zu bemerken. Im J. 1862 folgte ein vollständig neues Werk, die „Beiträge zur deutschen Mythologie, gesammelt in Churrhätien", die von den Fachgenossen gleichfalls mit Anerkennung aufgenommen wurden. Indessen interessirte sich V. nicht bloß für die Vergangenheit Vorarlbergs, sondern es lag ihm auch daran, die landschaftlichen Schönheiten und das eigenthümliche Culturleben seiner engeren Heimath einem größeren Publicum bekannt zu machen. Zu diesem Zweck wandte er sich an die „Gartenlaube", in der er im J. 1864 (S. 794 ff.) einen Aufsatz „Der fahrende Krautschneider" und im J. 1865 einen zweiten (anonymen) mit dem Titel: „Ein verstecktes Paradies" (d. i. Montavon) veröffentlichte, die von dem damals noch unbekannten Maler Matthias Schmid illustrirt wurden. Aus demselben Bestreben ging im J. 1868 sein „Führer für Feldkirch und seine Umgebungen" hervor, den V. als eine „historisch-topographische Skizze" bezeichnete und den er zu einem großen Werk über die Naturschönheiten Vorarlbergs, das für Amthor's Verlag in Gera bestimmt war, das aber wegen seines Todes unvollendet blieb, zu erweitern gedachte. Die Liebe zu seiner Heimath bestimmte V. ferner, ein lebhaftes Interesse für die Hebung der Viehzucht im Vorarlbergischen an den Tag zu legen und seine Feder auch in den Dienst des dortigen Landwirthschafts-Vereins zu stellen, wofür ihm die Anerkennung des kaiserlichen Ackerbau-Ministeriums durch Verleihung einer Staatsmedaille zu theil wurde. — V., der seit dem Herbste 1869 an einem Nervenleiden gelitten hatte, starb am 17. März 1870 infolge eines Schlaganfalles.

Vgl. Wurzbach LI, 288. — Der Alpenfreund, hrsg. von Ed. Amthor. Gera 1870. I, 256. — E. Winder, Die vorarlbergische Dialektdichtung. Innsbruck 1890. S. 73—93. — F. J. Vonbun, Die Sagen Vorarlbergs. 2., vermehrte Aufl. Nach der hinterlassenen Handschrift des Verfassers und anderen Quellen erweitert und mit einem Lebensabrisse Vonbun's versehen von Hermann Sander. Innsbruck 1889. S. VII—XCVI.

H. A. Lier.

Vondel: Joost van den V., der größte Dichter der Blüthezeit Hollands. Der Familienname bedeutet „von dem Brückchen" und weist darauf hin, daß die Vorfahren an einem Wasserlaufe wohnten. Der Dichter war geboren am 17. November 1587 zu Köln, wohin seine Eltern sich vor der Verfolgung der Wiedertäufer aus Brabant geflüchtet hatten. Die Mutter, Sara Kranen, war sogar als junges Mädchen katholisch getauft worden, weil ihre Mutter nur so vom Feuertode in Antwerpen hatte gerettet werden können. An seiner Geburtsstadt hing der Dichter mit Liebe, und richtete an Gustav Adolf, als man diesen 1632 in Köln erwartete, ein Gedicht, worin er für Köln um Gnade bat. Ebenso widmete er der Stadt Köln sein Trauerspiel von S. Ursula „de Maeghden" 1639. Etwa 10jährig kam der Knabe nach Amsterdam, wo sein Vater, der bis dahin als Hutmacher seinen Unterhalt gefunden hatte, einen Strumpfladen eröffnete. Joost lernte in der Schule zu Utrecht, wo sein Vater sich aufhielt, ehe er nach Amsterdam kam, nur die Anfangsgründe, während sein Bruder Willem die Rechte studirte, aber früh starb. Nach dem Tode des Vaters heirathete V. Maria (Mayken) de Wolf, aus einer ebenfalls brabantischen Flüchtlingsfamilie, die Schwester seines Schwagers. Die treffliche Frau besorgte nicht nur das Hauswesen, sondern auch das Geschäft ihres Mannes, der sich nun ganz seinen dichterischen Neigungen hingeben konnte.

Früh schon hatte er zu reimen begonnen, stand aber anfangs noch ganz in den Anschauungen und Gewohnheiten der Rederyker, deren schlotteriger Versbau, deren unreine, bald mit niedrigen, bald mit fremdsprachlichen Wörtern gemischte Sprache sich bei Vondel wieder findet. Sein erstes Gedicht, welches erhalten blieb, war ein Hochzeitsgedicht, ein Schriftuerlyck Bruylofts reffereyn von 1605. Dann konnte er in der brabantischen Kammer zu Amsterdam, der Lavendelblume, sein erstes Drama aufführen sehen, welches 1612 auch im Druck erschien mit dem Titel „Het Pascha ofte de verlossinghe ... Israels wt Egypten. Tragecomedischer wyse . . . opt tonneel gestelt". Hier zeigt sich bereits der Grundzug der Bühnendichtung Vondel's, ihre Bezüglichkeit auf die politisch-kirchlichen Ereignisse und Zustände. Moses ist Wilhelm von Oranien, der sein Volk aus der spanischen Tyrannei erlöst. Der Druck war mit einer französischen Epistel in Alexandrinern einem reichen Gönner zugeeignet.

Den Einfluß französischer Poesie läßt nun auch die sonstige Dichtung Vondel's in dieser Zeit erkennen. Insbesondere ist es der Hugenott Saluste du Bartas (1544—1590), dessen auch in Deutschland nachgeahmte Bearbeitung des Alten Testaments V. zum Vorbild diente: s. A. Hendriks, Joost van den Vondel en G. de Saluste Sr du Bartas, Proefschrift, Leiden 1892. Schon im Pascha ist Vieles aus du Bartas entlehnt, den der Dichter in der französischen Epistel rühmt. 1616 ließ er „de Vaderen", aus der 2. Woche von du Bartas übersetzt, erscheinen, und 1620 „De Heerlyckheid van Salomon", beides Stücke, die er wohl schon früher verfaßt hatte; er entlehnte eben daher manchen Zug um seine „Helden des A. T." zu schmücken. Auch der Hymnus auf den christlichen Ritter 1620 ist dem Triomphe de la Foy vielfach nachgebildet. Ebenso sind in den späteren Gedichten zu Ehren Friedrich Heinrich's von Nassau noch manche Spuren dieses Einflusses zu finden. Hier konnte V. Manches ge-

brauchen, was du Bartas an Heinrich IV. von Frankreich gepriesen hatte. Selbst im Palamedes ist der berühmte Chor der Euböer wohl eher aus du Bartas, als aus einem sonst vielfach ähnlichen Stücke von R. Garnier oder aus dem beiden zu Grunde liegenden Chor im Hercules furens des Seneca genommen. Die directen Uebersetzungen sind allerdings nicht ohne Fehler, nicht ohne leere Füllsel; sie sind zuweilen unklar, zuweilen gedehnt. Und das Vorbild des Franzosen konnte zwar Erhabenheit des Ausdrucks, Reinheit in Sprache und Vers lehren, verführte aber auch zum Prunken mit einer Gelehrsamkeit, die sich gelegentlich in natürlichen Dingen zu Plattheit und Rohheit verirrte; zugleich brachte es ein Schwelgen in frostigen Allegorien, eine Spielerei mit neuen Wortbildungen, mit Schallnachahmungen und Verkleinerungsformen mit sich, die auch Vondel's spätere Werke oft entstellten.

Die nächsten Dichtwerke, welche auf das Pascha folgten, tragen noch dazu theilweise den Stempel der bestellten Waare: es sind Erläuterungen in Alexandrinern, welche sich in Bilderbüchern vorfinden: De Gulden Winckel (der goldne Laden) der konstlievende Nederlanders, Amsterdam 1613, wobei aus einer älteren, u. d. T. Mikrokosmus zu Antwerpen erschienenen Sammlung die Stiche wiederholt wurden; 1617 Vorsteliicke Warande (fürstlicher Thiergarten) der dieren; 1620 De helden Godes des ouwden verbonds (die Gotteshelden des alten Testaments).

Inzwischen aber suchte V. die Lücken seiner litterarischen Bildung eifrig auszufüllen, indem er lateinischen Unterricht nahm. Noch wirksamer erwies sich der Umgang mit den vorzüglichsten Schriftstellern in Amsterdam, wodurch der junge bürgerliche Dichter selbst in das Haus Roemer Visschers und in den um Hooft versammelten vornehmen Kreis Zutritt erhielt. Hier lernte V. vor allem die antiken Dichter näher kennen, deren Muster noch über denen der Renaissancepoesie standen: aus Seneca, später aus Sophokles und Euripides entnahm er seine Vorbilder, die er theilweise durch Uebersetzung sich ganz anzueignen suchte. Von den gleichzeitigen Philologen stand ihm besonders Gerhard Vossius nahe, der ihm über die Form der antiken Tragödie Aufschluß gab. Geradezu in Verbindung mit den Freunden bearbeitete V. die Troades des Seneca, die er nach ihrer Prosaübertragung in Verse gebracht als De Amsteldamsche Hekuba 1625 drucken ließ.

Doch 1620 war er auch als Tragiker noch einem französischen Vorgänger gefolgt. Sein Treurspel: Hierusalem verwoest, worin er die Zerstörung durch Titus darstellt, benutzt vielfach la Troade und Sédécie ou les Juifves von Robert Garnier, wenn schon hier Nebucadnezar als der Eroberer erscheint. Es war das erste Stück, welches V. auch noch in späterer Zeit anerkennen wollte. Um diese Zeit überstand er eine lange krankhafte Schwermuth, nahm dann aber einen um so feurigeren Antheil an dem gerade damals überaus bewegten Leben seines Volkes. Eben war im Streite zwischen Moritz von Oranien und Oldenbarnevelt der Sieg auf die Seite des monarchistischen Princips, des strengen Calvinismus, des Krieges gegen Spanien gefallen. Es war vor allem die confessionelle Engherzigkeit der Dordrechter Synode und ihrer Anhänger gegen die freieren Remonstranten, was den Dichter empörte. Als Diakon der freigesinntesten Gemeinde unter den Wiedertäufern, der Waterlanderen, womit sich übrigens seine Antheilnahme am Theater wohl nicht leicht vereinigt haben mag, war er nicht unmittelbar von diesen Verfolgungen betroffen, zog sie sich aber durch sein Eingreifen in den Streit zu. Der Tod Oldenbarnevelt's auf dem Schaffot 1619 erschien auch V. als der schändlichste Justizmord. Ein vornehmer Schöffe, Albert Koenraedts Burgh, trieb ihn an, eine Tragödie darüber zu dichten und er benutzte das Schicksal des Palamedes, der vor Troja durch die Verleumdungen des Ulysses und den Haß Agamemnon's seinen Untergang

19*

gefunden haben sollte, zu einem außerordentlich wirkungsvollen Gegenbild jener Zeitereignisse (s. meinen Aufsatz im Archiv für Littgesch. III, 202—224). V. arbeitete an dem Stücke, als Prinz Moritz 1625 auf dem Sterbebette lag. Sein Bruder und Nachfolger, der freisinnige Friedrich Heinrich, nahm am Palamedes weniger Anstoß als die freilich mit den dunkelsten Farben gemalten Vertreter der Priesterschaft und die Verwandten der Ankläger Oldenbarnevelt's. Ein Haftbefehl ward erwirkt, und wäre V. vor die Richter im Haag geführt worden, so hätte es ihm leicht den Kopf kosten können. Aber er konnte sich auf dem Landgute seines Gönners Laurens Joosten Baeck zu Scheibeck bei Beverwyk verborgen halten, und die Amsterdamer Richter begnügten sich mit einer Geldbuße von 300 Gulden, welche der von V. nicht verrathene Anstifter der Dichtung bezahlte. Noch später fand es V. gerathen, eine eingehende Deutung seines Stückes, die er für den Druck ausgearbeitet hatte, lieber zu verbrennen.

Begreiflich, daß das Schauspiel, welches unter dem Titel: Palamedes of vermoorde onnooselheyd (Ermordete Unschuld) 1625 erschien und in demselben Jahre noch sechs Auflagen erlebte, den Namen des Dichters rasch berühmt machte. Er trat mit dem größten Eifer auch als Lyriker in den Kampf der Parteien. Rührend beklagte er auch in dieser Form Oldenbarnevelt's Schicksal, u. a. in einem Lied auf das Stöckchen, das den Greis auf das Schaffot begleitet hatte, und jubelnd begrüßte er die Befreiung des Hugo Grotius, der als Wortführer der Remonstranten auf ewig eingekerkert, durch eine List seiner Gemahlin entkommen war; der große Gelehrte und Staatsmann ist zeitlebens ein warmer Lobredner des bürgerlichen Poeten geblieben, dem er für seine Tragödien sachkundigen Rath ertheilte, während V. selbst Werke des Grotius in niederländische Verse brachte.

Scharf dagegen trat V. in Hekeldichten d. h. Satiren den reformirten Prädicanten entgegen, welche allerdings den Pöbel Amsterdams immer von neuem gegen die Anhänger freierer Ansichten aufhetzten. Im Volkston, der auch sehr niedrige Ausdrücke zuließ, verfaßte er 1627 Rommelpot vant Hanekot „Mischtopf des Hühnerhofs“, mit Anspielung auf den Namen des Predigers Hanekop, welcher die Aufruhrstifter getadelt hatte und deshalb vom Kirchenrath abgesetzt ward. 1630 folgten Roskam, Harpoen und Een Otter in't bolwerk. Seinen ganzen Abscheu vor der harten Lehre Calvin's von der Gnadenwahl ergoß er in sein Decretum horribile 1631.

Anderseits verherrlichte er den Prinzen von Oranien und dessen siegreiche Feldzüge gegen die spanischen Niederlande, mit der Begroetenis beim Antritt seiner Statthalterschaft 1626, mit der Geboortklock van Willem van Nassau, dem späteren Wilhelm II. 1626, mit der Verovering van Grol 1627 u. a. Friedrich Heinrich erwies dafür dem Dichter keine klingende Dankbarkeit, vielleicht um die strengcalvinistische Partei, seine festeste Stütze, nicht zu verletzen. Als Patriot und Protestant erwies sich V. auch in einem Gedicht an Gustav Adolf von Schweden, welches er 1628 auf einer Reise im Sund abfaßte und worin er dem Könige den Sieg über Oesterreich und Rom prophezeite. Den Fall Magdeburgs beklagte er in seinem Lyckoffer van Maeghdeburg 1631.

Doch nicht lange darauf änderten sich seine Ansichten und zwar so völlig, daß er, um dem Kirchenzwang der Reformirten zu entgehen, sich den Jesuiten ganz in die Arme warf. Als Künstler hatte ihn schon früher die katholische Kirche angezogen, 1620 verfaßte er bereits einen Lofzang op de kuische en godesvruchtige martelaresse St. Agnes. Dann brachte er seine Bewunderung der mittelalterlichen Festpracht zum Ausdruck in einem Stücke, welches zur Einweihung des neuen Theaters, der Schouburg, 1637 aufgeführt wurde und als localpatriotisches Drama noch jetzt alljährlich aufgeführt wird: Gysbreght van

Aemstel. Es schildert den Ueberfall von Amsterdam durch die Anhänger des Grafen von Holland am Weihnachtsabend 1296. Die nächtlichen Kämpfe, ja die Kriegslist der Eroberer sind dem II. Buch der Aeneis nachgeahmt. Eine echt holländische Gestalt ist die starkherzige Gattin des Helden. Allerdings wird in anachronistischer Weise die Stadt Amsterdam ungefähr so geschildert, wie sie kurz vor der Reformation war. Der Clarissenchor, der fromme Bischof sind vom Dichter mit vollster Sympathie gezeichnet. Immer deutlicher wird seine Hinneigung zur katholischen Kirche in den Maegheden 1639, der Legende von Ursula und den 11 000 Jungfrauen, in Peter en Pauwels 1641, während De Gebroeders (der Untergang der Söhne Saul's), Joseph in Dothan und Joseph in Egypten 1640 nur die biblische Geschichte wiedergeben und dabei das Studium der französischen Dichter Garnier und Jean de la Taille verrathen.

Im J. 1640, am Geburtstage Vondel's fand seine Conversion statt, welche in dem damaligen Berichte der Jesuiten als ein bedeutender Gewinn bezeichnet wird. Außer ihnen und anderen katholischen Geistlichen waren besonders Verwandte des Dichters dafür thätig gewesen. Im Februar 1635 war seine Frau gestorben; seine Tochter Anna zeigte früh katholische Neigungen; eine jüngere weibliche Verwandte trat gleichzeitig mit V. über. Dagegen wird es wohl nur Klatsch sein, wenn Vondel's Wunsch eine reiche katholische Wittwe heirathen zu können — man dachte in neuerer Zeit an Tesselschade, die Tochter Roemer Visschers, die kurz vorher ihren Gatten verloren hatte — zu seiner Conversion beigetragen haben sollte. Bei seinen bisherigen litterarischen Freunden fand der Uebertritt begreiflicherweise starke Mißbilligung, namentlich Hooft verbot ihm nun seine „Geusentafel". Allerdings trieb nun V. auch den Ausdruck der neugewonnenen Anschauungen auf die Spitze. Nicht bloß, daß er die Legenden der heiligen Frauen in der Form der Heroiden Ovid's 1643 behandelte: Brieven der heilige maeghden martelaressen, daß er 1645 die Altaergeheimenissen, eine Deutung der Messe, in drei Büchern veröffentlichte; er suchte nach dem Tode des Grotius in Grotius Testament 1645 aus dessen Schriften zu beweisen, daß der große Gelehrte Katholik gewesen sei.

Die Ausfälle, welche er in Maria Stuart of gemartelde majesteit 1646 gegen den Protestantismus gerichtet hatte, zogen ihm wieder eine Buße von 180 Gulden zu, welche der Buchhändler für ihn bezahlte. Als der Dichter 1644 seine Verscheyde Gedichten, bestaende in Zegezangen, Klinkdichten, Lof- en Eerrymen, Brudoftdichten, Lyk- en Grafdichten, Mengelrijm en Zangen herausgab, und nicht nur die unvollkommene Jugendpoesie, sondern auch die protestantisch gefärbten späteren Gedichte ausschloß, wurden diese gegen seinen Willen als Verscheyde Gedichten, tweede Deel 1647 gesammelt. Der Herausgeber war G. Brandt, der sich damals nur mit dem Buchstaben P. bezeichnete, später aber sich dem Dichter entdeckte und dessen Verzeihung erhielt.

Immerhin wurde wieder ein Stück Vondel's aufgeführt, als der westfälische Frieden zu feiern war, der für Holland den Schluß des 80jährigen Krieges gegen Spanien und die völlige Anerkennung seiner Unabhängigkeit bedeutete. Es war das Lantspel d. h. Schäferspiel De Leeuwendalers 1648. Mit Benutzung von Guarini's Pastor fido, den übrigens schon 1616 der Ritter Herman Rodenburg in seinem Drama Trouwen Batavier bearbeitet hatte, sowie des Aminta von Tasso wird eine Allegorie auf den vergangenen Zwist und das gehoffte Bündniß von Nord- und Südniederland, Holland und Belgien vorgeführt. Es fehlt nicht an menschlich liebenswürdigen Zügen, wie sie besonders an der jungfräulichen Hageroos, der Vertreterin des Südens hervortreten. Aber das Ganze erhält eben nur durch die Beziehung auf die politischen Verhältnisse vollen Sinn, und es ist nicht zu leugnen, daß der Süden dabei besser wegkommt.

Noch stärker tritt wieder die katholische Auffassung des Dichters hervor in seinem Lucifer 1654, worin das Verhalten des abtrünnigen Erzengels wesentlich auf Wilhelm von Oranien paßt. Daher auch die rasche Beseitigung des Stückes von der Bühne. Um die Theaterverwaltung, welche für Waisenhaus und Spital geführt wurde, für ihre Unkosten bei Anschaffung des Bühnenhimmels zu entschädigen, dichtete V. seinen Salmoneus 1657.

Um diese Zeit trafen ihn harte Schicksalschläge. Von seinen Kindern waren zwei früh gestorben: Constantin und Sara. Dem Knaben hatte der Dichter 1622 ein rührendes Leichengedicht in sanft schwebenden Tönen gewidmet. Den Namen hatte er ihm von Kaiser Constantin gegeben, dem er unter Beirath von H. Grotius ein Epos widmen wollte, ohne es jedoch vollenden zu können, weshalb er auch zuletzt die bereits geschriebenen Stücke wieder vernichtete. Noch ein Sohn war übrig, der nach dem Tode der Mutter das Geschäft übernahm. Leichtsinn und besonders der Einfluß seiner zweiten Frau führten ihn 1657 an den Rand des Bankerotts; er mußte sich nach Ostindien einschiffen, starb aber unterwegs. Der Vater opferte sein Vermögen, 40000 Gulden. Vergebens suchte er durch Eintreibung alter Ausstände das Geschäft wieder zu heben. Da fand die Verehrung für den Dichter einen Ausweg. Hatten schon 1653 die Maler bei ihrem S. Lucastag V. bekränzt, so sorgte jetzt die kunstliebende Gattin des Bürgermeisters für ein Unterkommen. Er ward 1658 am Leihhaus angestellt, allerdings ein Posten, der ihm wenig gefiel, so daß er anstatt Rechnungen Verse schrieb und darin auch nicht gestört wurde. Noch hatte er Kraft zu lyrischer und dramatischer Production: es folgten sich 1659 Jeptha of Offerbelofte (Opfergelübde), bemerkenswerth durch den Gebrauch der vers communs nach Ronsard's Rath, 1660 Koning David in ballingschap (in der Verbannung) sowie K. D. hersteld (wieder eingesetzt) und Samson of heilige wraeck (Rache), 1661 Adonias of rampsalige Kronzucht (unglückselige Herrschbegier), 1663 Batavische Gebroeders (die Geschichte von Claudius Civilis, welchen V. Nicolaus Burgerhart nannte), 1663 Faeton of reukeloze Stoutheit (ruchlose Kühnheit), 1664 Adam in ballingschap of aller treurspelen treurspel nach H. Grotius' Adam Exul, 1667 Zungchin of ondergang der Sineesche Heerschappye, ein Gegenstand aus der Zeitgeschichte, endlich 1667 sein letztes Originaldrama Noah of ondergang der erste werelt.

Zu den angeführten Originalstücken kommen noch folgende Uebersetzungen: Hecuba nach Seneca 1625, Sophompaneas 1635 (die Geschichte Joseph's nach H. Grotius bearbeitet, ebenso wie Adam in ballingschap). Hippolytus of rampsalige Kuysheid nach Seneca 1628, Electra van Sophokles 1639, Koning Edipus uit Sofokles 1660, Ifigenie in Tauren uit Euripides 1666, Euripides Feniciaansche of gebroeders van Thebe 1668 und Sofokles Hercules in Trachin verduitscht 1668.

Im Ganzen sind es 32 Dramen, außer dem einen Lantspel nur Tragödien. Mehr und mehr schloß sich der Dichter eng an die antiken und neulateinischen Vorbilder, wie er auch die darauf gebauten theoretischen Schriften eifrig gelesen hatte. Infolge hiervon sind seine Stücke höchst einfach gebaut: meist Eröffnung durch Monolog, Schluß durch Botenrede; lange Declamationen werden durch die Chöre (Reien) in gereimten Strophen unterbrochen. Die Auseinandersetzung namentlich der theokratischen Ansichten, wozu die biblischen Stücke Gelegenheit darboten, war dem Dichter Herzenssache: von Charakterentwickelung ist wenig zu spüren. Ueber die Nachahmung Seneca's durch V. handelt J. A. Worp, De invloed van Seneca's Treurspelen op ons tooneel, Amst. 1892, S. 192—235.

Reicher, leichter Fluß der Rede und des Verses ist auch den Lehrgedichten Vondel's eigen, von denen besonders im J. 1662 seine Bespiegelingen van Godt en

Godtsdienst, sein Joannes de Boetgezant, 1663 De heerlyckheid der kercke, haer ingang, opgang en voortgang in drei Büchern erschienen. Hieran schließen sich seine Uebersetzungen aus den lateinischen Epikern an. Virgil hatte er 1645 in Prosa übersetzt und Huygens gewidmet, der jedoch ebenso wie Barläus darüber absprach; 1660 erschien der ganze Virgil in Alexandrinern, 1671 die Metamorphosen Ovid's: P. O. Nazoos Herscheppinge.

Weit mehr verdient jedoch Vondel's Lyrik auch heute noch gelesen zu werden. In ihr spricht sich vor allem der Antheil an den großen Geschicken seines Vaterlandes in seiner Zeit mächtig aus. Namentlich die Seekämpfe mit England zwischen 1650 und 1670 entlockten dem Dichter jubelnde Zurufe an die Admirale Tromp, de Ruiter u. a. Noch 1672 betrauerte er die vom orangistischen Pöbel ermordeten Brüder de Witt. Das letzte Gedicht Vondel's war ein Hochzeitsgedicht von 1674. Lyrisch sind auch die Reien der Dramen: berühmt ist das Lied vom Schwan im Noah, selbst ein Schwanengesang des Dichters.

Nach zehnjährigem Dienst im Leihhause war er pensionirt worden. Der Greis lebte, vielbesucht von dem jüngeren Geschlecht, noch einige stille Jahre bei den Verwandten. Er starb am 5. Februar 1679. Neidlos, aber mit treffendem Urtheil hatte er wie früher die vornehmen Genossen, insbesondere Hooft, so zuletzt die jüngere Dichterschaar anerkannt. Es waren namentlich G. Brandt, der aus näherem Umgang über Vondel's Leben 1683 berichtete, R. Anslo, J. Oudaan, J. Vollenhoven, J. Antonides van der Goes. Bei der großen Lesewelt galt allerdings der platte, aber glatte Cats mehr. Bald sollte die Nachahmung des französischen siècle de Louis XIV. auch in Holland den Vorläufer von Corneille in den Hintergrund drängen. Heute ist in Amsterdam dem Dichter ein Park und eine Statue gewidmet; die Züge des Dichters werden durch sein Porträt, welches Filips de Koning 1651 gemalt hatte, der Nachwelt bewahrt. Ein wirksameres Denkmal ist die große Gesammtausgabe: De werken van Vondel in verband gebracht met zijn Leven, en voorzien van verklaring en aanteekeningen door Mr. J. van Lennep. Met platen en afbeeldingen. Amsterdam 1855 bis 1869, XII. Volksausgaben hat J. van Vloten veranstaltet 1864 u. ö. Eine von Unger besorgte ist noch im Erscheinen begriffen.

Selbst nach dem Ausland wirkte Vondel's Dichtung. Zwar sein Einfluß auf Milton ist von G. Edmundson, Milton and Vondel, London 1885, übertrieben worden, wie die Dissertation von Aug. Müller, Berlin 1891, gezeigt hat. Aber in Deutschland fand V. einen Nacheiferer an A. Gryphius, der die Gebroeders als Gibeoniter übersetzte und in der „geliebten Dornrose“, die Leeuwendalers übrigens in geistreicher Weise benutzte: S. R. A. Kollewijn, Ueber den Einfluß des holl. Dramas auf Gryphius, Amersfort (1880). Neuerdings hat Alex. Baumgartner S. J. die Uebersetzung mehrerer Gedichte eingefügt in: J. v. d. V., sein Leben und seine Werke, Freiburg i. B. 1882: seine Schilderung gilt vor allem dem Convertiten.

J. H. W. Unger, Bibliographie van Vondel's Werken, Amst. 1888. — Die treffendste Würdigung ist wol noch immer die von Jonckbloet, Gesch. d. nl. Letterkunde[3] 4, 181—345. E. Martin.

Vonhausen: Wilhelm V., Dr. phil., Forstmann, geboren am 29. September 1820 auf dem Steinzeler Hof bei Weilburg (im vormaligen Herzogthum Nassau), † am 28. Juni 1883 in Karlsruhe. Der seinem Vater gehörige, zwischen Feld und Wiesen in einer gesegneten Gegend anmuthig gelegene Hof, in dem er das Licht der Welt erblickt hatte, mag in dem begabten Knaben die Liebe zur Natur und zum forstlichen Berufe erweckt und befestigt haben. Durch gründlichen Privatunterricht vorbereitet, bezog er im Sommersemester 1842 die Universität Gießen, wurde von 1845 ab als herzoglich nassauischer Forstaccessist in

der Oberförsterei Weilburg beschäftigt und zwei Jahre später mit deren provisorischer Verwaltung betraut. Seinem naturwissenschaftlichen Drange genügte aber die erlangte Ausbildung nicht, obschon sie für die damalige forstliche Laufbahn völlig ausreichte. Mit Genehmigung seiner Regierung wendete er sich daher 1848 zum zweiten Male nach Gießen, wurde hier mit dem nachmaligen Professor Gustav Heyer eng befreundet und warf sich unter Liebig's genialer Führerschaft vorzugsweise auf chemische Studien, für die er stets ein besonderes Interesse besaß. Nachdem er am 23. Mai 1851 (nach einem im ganzen elfsemesterigen Studium) zum Dr. phil. promovirt worden war, folgte er einem Rufe als Lehrer der Forstwissenschaft an die landwirthschaftliche Akademie Poppelsdorf (bei Bonn). Zugleich wurde ihm die Verwaltung des Kottenforstes vorübergehend übertragen. Sein Wunsch, neben der Docentenstelle die Verwaltung dieser Oberförsterei definitiv überwiesen zu erhalten, erfüllte sich leider nicht. Als daher 1866 der ehrenvolle Ruf an ihn herantrat, als Nachfolger des hochverdienten Dengler in die Professur für forstliche Productionslehre an dem Polytechnikum in Karlsruhe einzurücken, zögerte er nicht, diese Stelle anzunehmen. Er wirkte in derselben, seit 1874 durch die Verleihung des Titels „Forstrath" ausgezeichnet, bis zu seinem Tode.

V. besaß eine vorzügliche naturwissenschaftliche Bildung; insbesondere war er auf chemischem Gebiete sehr bewandert. Als begeisterter Verehrer und Anhänger Liebig's beschäftigte er sich während seines zweiten Aufenthaltes in Gießen sehr eifrig mit Analysen und sonstigen Untersuchungen im chemischen Laboratorium. Hier führte er u. a. auch die in G. Heyer's genialer Schrift „Das Verhalten der Waldbäume gegen Licht und Schatten" mitgetheilten Aschenanalysen aus, die der Theorie über das spontane Vorkommen und den Wechsel der Holzarten je nach Oertlichkeiten eigentlich erst einen festen Stützpunkt gaben. Die Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung und die Forstlichen Blätter enthalten eine ganze Reihe von Abhandlungen theils naturwissenschaftlichen, theils waldbaulichen Inhalts aus seiner Feder, die den Beweis für sein Bestreben liefern, der forstlichen Technik eine immer festere naturwissenschaftliche Grundlage zu verschaffen. Die in der Allgemeinen Forst- und Jagd-Zeitung erschienenen wichtigsten Abhandlungen beziehen sich auf folgende Gegenstände: Beförderung der Keimung (1858, S. 461 und 1860, S. 8), Eisbruch in der Winterhauch (1864, S. 285; 1865, S. 211), Ursachen der Bodenverarmung (1872, S. 1), Düngung der Forstgärten (1872, S. 228), bodenbessernde Holzarten (1875, S. 73), Behandlung der Forstgärten (1880, S. 41), Art der Erziehung von Mischbeständen (1881, S. 370), Bildung des Rauhreifes (1881, S. 431) ꝛc. Von den in den Forstlichen Blättern erschienenen Arbeiten nennen wir: einen Beitrag zur forstlichen Unterrichtsfrage (1876, S. 83), Modifikationen der Hügelpflanzung (1876, S. 368), einen Beitrag zur Eichenschälwaldwirthschaft (1877, S. 161), Stocksprengen (1877, S. 205), Anwendung des Dynamits auf der Jagd (1877, S. 358) und Einfluß des Luftwechsels im Boden auf die Entwickelung der Pflanzen (1877, S. 361). Unter demselben Gesichtspunkte ist auch seine einzige selbständige Schrift „Die Raubwirthschaft in den Waldungen" (1867) abgefaßt. Er polemisirt hier mit wissenschaftlicher Schärfe gegen die Streu- und Grasnutzung im Walde, die er für gleich schädlich hält (?). V. besaß einen sehr guten, praktischen Blick und eine vorzügliche Beobachtungsgabe, die er namentlich bei Ausübung der Jagd, welcher er in Mußestunden mit Eifer oblag, anzuwenden und zu vervollkommnen Gelegenheit nahm. Er blieb stets in enger Fühlung mit dem Walde und dessen Wirthschaft, war ein klarer Denker und infolge des Zusammenwirkens aller dieser Eigenschaften zu-

gleich ein vorzüglicher Lehrer, der es verstand, seine Schüler zu selbständigen Arbeiten und zur Gewinnung eines eigenen Urtheils anzuleiten.

Grunert, Forstliche Blätter, 13. Heft, 1867, S. 246. — Forstliche Blätter, N. F. 1874, S. 240; 1883, S. 284 (Nekrolog). — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1874, S. 216; 1883, S. 288 (Nekrolog). — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner rc., 1885, S. 386.

R. Heß.

Vonwiller: David V., Kaufmann, geboren am 29. September 1794 in St. Gallen, † am 18. April 1856 in Neapel. David V. ist einer jener thatkräftigen Männer gewesen, welche schweizerischen Unternehmungsgeist nach dem Nachbarlande Italien übertragen haben und dort auf kaufmännischem und industriellem Gebiete bahnbrechend vorgegangen sind, lange bevor das italienische Volk aus seinem Schlafe erwachte und sich selbst wieder zu rühren begann.

In höchst bescheidenen, um nicht zu sagen dürftigen Verhältnissen aufgewachsen und mit geringer Schulbildung ausgestattet kam er mit 14 Jahren als Lehrling in das deutsche Bankhaus F. Gruber in Genua und siedelte nach vollendeter Lehrzeit nach Neapel über, um sich als Agent für die Einfuhr von Baumwollgarnen und Baumwollgeweben eine selbständige Existenz zu schaffen. Nachdem er sich durch einsichtigen Geschäftsbetrieb Credit und etwas eigene Mittel erworben, ging ihm das Genueser Haus, in dem er seine Lehre gemacht hatte, zur Aufstellung einer eigenen Firma — zuerst Vonwiller & Züblin, dann Vonwiller & Cp. — an die Hand. Neben dem Importgeschäft, das nun auf eigene Rechnung betrieben wurde, nahm die neue Firma auch das Bankgeschäft auf und seit der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre den Vertrieb einheimischer Baumwollfabrikate, die zumeist aus den inzwischen von Friedrich Albert Wenner (geboren am 16. Januar 1812 in St. Gallen, † am 29. August 1882 in Salerno) gegründeten Etablissements hervorgingen.

Wenner hatte seine kaufmännische Lehre im Hause Mittelholzer & Züblin in St. Gallen durchgemacht und war dann als Commis in das Vonwiller'sche Geschäft in Neapel placirt worden, in dem er sich innerhalb weniger Jahre bis zum ersten Angestellten emporarbeitete. Im J. 1834 vereinigten sich verschiedene englische und deutsche Capitalisten zu einer Gesellschaft, um in Salerno, nicht weit von Neapel, eine Färberei und Kattundruckerei zu gründen. Für die Ausführung und Leitung des Unternehmens glaubten sie keine tüchtigere Persönlichkeit zu finden, als den im Hause V. bewährten Frdr. Albert W., der sich mit Johann Konrad Schläpfer aus dem appenzellischen Dorfe Rehtobel verband und unter der Firma Schlaepfer, Wenner & Cp. die neue Fabrik zuerst für Handdruck einrichtete und mit glänzendem Erfolge betrieb. Um sich noch gründlichere technische Kenntnisse in der Baumwollfabrikation zu erwerben und sich mit den neuesten Erfindungen auf diesem Gebiete vertraut zu machen, begab sich W. im J. 1839 nach England. Eine Folge dieser Reise war nicht bloß die Einführung des Rouleauxdrucks, sondern auch die Errichtung einer großen mechanischen Weißweberei in dem benachbarten Angri, dem Mittelpunkt einer bisher für den Bedarf der Druckerei lebhaft betriebenen Handweberei. In dem neuen Etablissement wurden aber bald neben den leichten Geweben für den Druck auch allerlei schwere Tücher für den Bedarf der einheimischen Bevölkerung angefertigt. Trotz der Erschütterung seiner Gesundheit durch die aufreibende Geschäftsthätigkeit, die Aufregungen der politischen Umwälzungen Italiens seit dem Ende der fünfziger Jahre und ganz besonders durch den Kummer und die Sorge, welche die Wegschleppung eines seiner Söhne durch die Briganten im Winter 1865/66 mit sich brachte, war W. doch rastlos darauf bedacht, die Unternehmungen der Firma immer mehr zu erweitern und zu vervollständigen. Zu der im Laufe der Jahre

bedeutend vergrößerten Tuchfärberei, Druckerei und Weißweberei trat in den Jahren 1866/67 noch eine eigene große Spinnerei und eine mechanische Buntweberei, verbunden mit Garnfärberei und Appretur für weiße und bunte Waaren, in Salerno. Als indeß diese neuen Etablissements in Betrieb gesetzt wurden, war W. schon ein körperlich gebrochener Mann, der sich zwar mit seinem Rath noch lebhaft an den neuen Schöpfungen betheiligte, ihre volle Ausführung aber jüngeren Kräften überlassen mußte, vor allem dem eigenen ältesten Sohne und dem Sohne des bereits 1852 verstorbenen Associé. Liebevolle Pflege der Angehörigen und Badereisen vermochten wol zeitweise Linderung seiner Leiden zu bringen und das Leben noch durch eine lange Reihe von Jahren zu fristen; aber gesund ist Frdr. Albert W. bis zu seinem am 29. August 1882 erfolgten Tode nie mehr geworden. Wie der großartige Complex von Fabriken in Salerno und Angri, welche ihre ausschließlich für den Landesbedarf berechneten, vielgestaltigen Fabrikate von der rohen Baumwolle an herstellen, in der Hauptsache als das Werk von F. A. Wenner zu betrachten ist, so war der wirkliche Schöpfer des großen Handels- und Bankhauses David Vonwiller & Cp. in Neapel, welches die ganze Production jener Fabriken vertrieb und unter anderer Firma heute noch blüht, jener arme Junge, der im J. 1808 St. Gallen verließ, um in der weiten Welt sein Glück zu suchen. Mit Glücksgütern und Ehren überhäuft — er war auch am Hofe König Ferdinand's sehr wohl angesehen — hat David V. sein einfaches, gegen jedermann gleich leutseliges Wesen stets unverändert beibehalten und ist schon am 18. April 1856 seinem jüngeren Landsmanne und Geschäftsfreunde im Tode vorangegangen.

H. Wartmann.

Voorhout: Johannes V., Maler, geboren im J. 1647 „an den Uithoorn“ bei Amsterdam, † ebenda zwischen 1721 und dem Frühjahr 1723, ein Schüler Constantin Verhout's und Johannes van North's, war ein bei den Zeitgenossen beliebter Künstler, der so viel Bestellungen erhielt, daß ihm die Zeit fehlte, seinen Gemälden die erforderliche Durchbildung zu geben. Er ging anfangs von den Ueberlieferungen der holländischen Malart aus und erinnerte in seinen Tönen an die Weise der Rembrandt'schen Schule. Später aber verfiel er, in dem Bestreben, die Form zu verschönern, vollständig dem italienischen Manierismus, sodaß seine Erscheinung als typisch für die Verfallzeit der holländischen Malerei angesehen werden kann. Wer diesen historisch interessanten, ästhetisch aber höchst unerfreulichen Künstler kennen lernen will, kann dies am besten im Braunschweiger Museum thun, das vier Bilder von seiner Hand besitzt. Doch ist er auch in den Gemäldesammlungen zu Utrecht und Stockholm vertreten.

Vgl. Hamburgisches Künstler-Lexicon. Hamburg 1854. I, 277. — H. Riegel, Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte. Berlin 1882. II, 309—311. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 732.

H. A. Lier.

Vopelius: Gottfried V., ein in der Hymnologie wohlbekannter Mann, geboren am 28. Januar 1645 zu Herwigsdorf bei Zittau (V. bezeichnet sich selbst mit „von Zittau“), † am 3. Febr. 1715 zu Leipzig. Um 1682 war er Cantor an der Nikolaikirche zu Leipzig, wo er nach Winterfeld schon 1675 angestellt gewesen sein soll. Bekannt ist von ihm nur das „Neu Leipziger Gesangbuch, von den schönsten und besten Liedern verfasset, in welchem nicht allein des sel. Herrn D. Lutheri und andere mit Gottes Wort, und unveränderter Augsburgischer Confession übereinstimmende . . . Gesänge, Lateinische Hymni und Psalmen, mit 4, 5 bis 6 Stimmen, deren Melodeyen theils aus Joh. Herm. Scheins Cantional, und andern guten Autoribus zusammen getragen, theils

aber selbsten componiret; sondern auch die Passion nach . . . Mattheo und Johanne, die Auferstehung, die Missa, Praefationes, Responsoria und Collecten . . . das Magnificat nach den 8 Tonis, Te Deum laudamus, Symbolum Nicaenum, &c. choraliter . . . zu finden" . . . Leipzig 1682 Christph. Klinger. gr. 8°, 24 Bl. 1104 Seiten, 415 Melodien, 305 vier- — sechsstimm. Tonsätze und Register. Exemplare in der Stadtbibl. Leipzig, Stadtbibl. Breslau, Stadtbibl. Hamburg, kgl. Bibl. Dresden, Bibl. Wernigerode, Bibl. Königsberg 266 Choräle in Copie, kgl. Bibl. Berlin, Mscr. T 107 in Part. V. tritt bei drei Melodien als Erfinder auf 1) Meine Seele Gott erhebt, 2) Also hat Gott die Welt geliebt, 3) O treuer Jesu, der du bist. Zahn führt noch andere an, die muthmaßlich von ihm sein können. An Tonsätzen tragen nur drei seinen Namen, doch sind die unbezeichneten wahrscheinlich auch von ihm. Außerdem kommen aber vor 2 von Bodenschatz, 1 von Chr. Seb. Buchner, 2 von Joach. à Burgk, 1 von Briegel, 9 von Joh. Crüger, 1 von Chr. Daum, 2 von Demantius, 3 von Melch. Franck, 1 von Gesius, 7 von Hammerschmid, 1 von Jac. Handl, 1 von Seb. Knüpfer, 1 von Tob. Michael, 1 von Chr. Peter, 98 von J. H. Schein, 1 von J. Schelle, 3 von Joh. Schop und 1 von Heinr. Schütz.

Winterfeld, Ev. Kirchengesang II, 554. — Zahn V, 436 u. VI, 250. — In neuen Ausgaben sind einige veröffentlicht, siehe mein Verzeichniß neuer Ausgaben nebst der Fortsetzung in Monatshefte IX. Zu bemerken ist, daß der Tonsatz „Die Auferstehung" nicht von Vopelius, sondern von Scandellus ist.
Rob. Eitner.

Vopelius: Kaspar V., Geograph. 1511 in dem kleinen sauerländischen Städtchen Medebach geboren, wurde er im Alter von 15 Jahren an der Kölner Universität immatriculirt und mit 18 Jahren zum magister in artibus promovirt. Köln war seitdem die Stätte seiner erfolgreichen wissenschaftlichen Thätigkeit. Er erwarb das Bürgerrecht und nahm seinen Wohnsitz in der Pfarre St. Paul. Verheirathet war er mit Anna, der Tochter des Kölner Buchdruckers Arnold von Aachen. V. wurde Lehrer der Mathematik am Montaner-Gymnasium; seine Studien wandten sich vornehmlich der physikalischen und mathematischen Geographie zu; durch seine Karten des Rheinlaufs und von Europa, welche er beide dem Kölner Rathe zueignete, durch seine Globen und sein Astrolabium begründete er sein wissenschaftliches Ansehen. Seine ersten Globen gehören schon dem Jahre 1532 an; drei von ihnen bewahrt das Kölner Stadtarchiv aus Wallraf's Nachlaß. Der Reformation gegenüber, deren eifrige Propaganda seinem Schwager, dem Buchdrucker Laurenz von der Mullen, die Verfolgung des Rathes eintrug, verhielt V. sich ablehnend. Er starb 1561, im Begriffe, ein großes Kartenwerk über die ganze Erde herauszugeben.

Vgl. neuerdings H. Michow, Caspar Vopell (Festschrift d. hamburgischen Amerika-Feier. 1892). — Merlo, Kölnische Künstler in alter und neuer Zeit, hsg. von Firmenich-Richartz und Keussen (Düsseldorf 1895), Sp. 907—910.
Keussen.

Vordermayer: Hans V., Bildhauer, geboren 1841 zu Holzkirchen als der Sohn eines Bäckermeisters; erhielt, da der Vater großen Werth auf das Zeichnen legte, ebenso frühzeitig wie seine Brüder, Unterricht in dieser Kunst, welche der brave Zimmermann Quirin Paul Herder in einer von ihm begründeten Schule lehrte, wozu die Gemeinde den anfänglich beanstandeten Zuschuß von jährlich zwölf Gulden beisteuerte. Und der wackere Zimmermeister mußte die Sache gut angestellt haben, denn aus seinen Schülern ging manch geachteter Künstler hervor, wie auch die nachfolgenden Mathias und Rupert V.; ihm dankte mancher Schlosser und Kupferschmied (darunter der geschickte und in getriebener Kupferplastik so hervorragende Saturnin Kiene, welcher erst 39 Jahre

alt, am 26. Aug. 1878 zu Tölz starb), die erste Anregung und solide Grundlage. Dann kam Hans V. von seinem 10. bis 15. Jahre in das Erziehungsinstitut nach Metten und darauf drei Jahre lang in die Lehre des Architekten Schuller zu Landshut. Von da fand er den Weg in das Atelier des Bildhauers Jos. Otto Entres zu München, dessen kostbare kunsthistorische Sammlung ebenso viele Belehrung bot, wie die praktische Methode dieses im Bereiche der Holzskulptur bahnbrechenden Meisters. Merkwürdiger Weise traf V. hier auch mit dem hochbegabten Lorenz Gedon zusammen, welcher mit dem brennendsten Eifer in die gleiche Bahn lenkte. Nach diesen gediegenen Vorstudien im Gebiete der deutschen Kunst besuchte V. die Akademie und machte 1863—66 unter der Leitung des Prof. Maximilian Widnmann tüchtige Bekanntschaft mit der Antike und erweiterte seinen Gesichtskreis und Schönheitssinn durch neue Technik und weitere classische Bildung, wobei er nebenbei nicht nur mit eigenen Arbeiten seine Existenz sicherte, sondern auch seine Brüder kommen ließ und zu ihrer tüchtigen Schulung nach Möglichkeit beitrug, während er selbst mit einer Schwester seines Freundes Gedon ein eigenes Heim gründete. V. arbeitete für verschiedene in Restauration befindlichen Kirchen, insbesondere aber auch, nach Gedon's Entwürfen, und mit dem talentvollen Ludwig Bierling († am 27. Mai 1886 zu Ammergau), an der artistischen Ausstattung der neuen Gemächer für König Ludwig II. in der Residenz. Im J. 1874 erhielt V. eine Berufung als Vorstand der Schnitz- und Bildhauerschule nach Partenkirchen. Neun Jahre wirkte der durch seinen Entwicklungsgang ganz dazu befähigte Künstler als Vorstand und Lehrer, bestrebt die finanziellen Verhältnisse der Schule zu bessern und unablässig bemüht, den Sinn des Schülers frei von jeder Schablone für das Originelle und Schöne zu gewinnen. Es gelang ihm bedeutende Erfolge zu erringen, so daß die Anstalt auf den Ausstellungen zu München, Nürnberg, Leipzig, Melbourne bald glänzend vertreten war. Indessen führte ihn die Liebe zur eigenen Kunstausübung, welche von der Lehrthätigkeit ganz überwuchert wurde, 1883 wieder nach München zurück, wo es nun galt neue Verbindungen anzuknüpfen und Aufträge und Bestellungen zu suchen. Sie stellten sich auch rechtzeitig ein und seiner vielseitigen Begabung gelang es alsbald Altäre zu bauen, neue Skulpturen zu schaffen, darunter viele Madonnen- und Heiligenstatuen, insbesondere auch eine „Charitas“ für das Spital zu Lenggries. Seine beste Kraft einsetzend zehrte er seine Gesundheit auf; er verschied während eines Aufenthaltes zu Ostermünchen am 9. Juli 1888 und wurde an der Seite seines geliebten Bruders Rupert zu Holzkirchen begraben. Sein ältester Sohn Ludwig V. trat in die Fußstapfen des Vaters, arbeitete nach dem Tode desselben bei seinem Oheim Mathias V. und dann bei Begas in Berlin.

Vgl. Prof. Dr. Sepp im Kunstvereins-Bericht f. 1888, S. 73.

Hyac. Holland.

Vordermayer: Mathias V., Bildhauer, geboren am 23. Februar 1850 zu Holzkirchen, war jedenfalls der begabteste unter seinen Brüdern. Er genoß den Unterricht des genannten Quirin Paul Herder, arbeitete als Tischler in Tölz bis 1871, wo er zum Militär nach München eingezogen wurde. Hier genoß er die sorgfältige Lehre und Unterweisung seines Bruders Hans V. und bildete sich in der Technik der Holz- und Steinskulptur. Insbesondere übte er sich in der Behandlung des sonst bei Plastikern weniger beliebten harten Eichenholzes, welches er mit eminenter Bravour seinem Meisel dienstbar machte. Leider bin ich nicht im Stande, die Reihenfolge seiner verschiedenen Arbeiten nachzuweisen. Im Jahre 1878 übersiedelte V. infolge von günstigen Anerbietungen nach Berlin, wo er 1878—1883 am Kunstgewerbemuseum, dann bei Calandrelli, Enke und Anderen arbeitete und 1884 sich selbständig etablirte. Großes berechtigtes Aufsehen erregte daselbst die überlebensgroße Figur eines stehen-

den „Moses“, aufgefaßt in dem Augenblicke wo er vom Sinai kommend, den Abfall des Volkes erblickt. In lang herabfließender Gewandung, über die sich der Mantel in reichen, schön gebrochenen Faltenmassen drapirt, das in den Nacken fallende Kopftuch von einer priesterlichen Stirnbinde gehalten, schreitet die hehre Gestalt zürnenden Blickes in kräftiger Bewegung daher, die Tafel des Gesetzes mit beiden Händen zum zerschmetternden Wurf hoch über dem Haupte emporhebend. Für die Orgelbühne einer Kirche meiselte V. die frische und kühne Figur eines posaunenblasenden Engels, dann die „Häuslicher Fleiß“ benannte äußerst zierliche Statue eines spinnenden Mädchens: „Es ist die mit geschlossenen Füßen und vorgeneigtem Köpfchen zierlich dastehende Figur einer eben aufblühenden Jungfrau, die mit der Rechten den Spinnrocken gegen die Hüfte stützt und in der Linken den mit der Spindel beschwerten Faden dreht. In ein keck drapirtes ideales Gewand gekleidet, das die jugendlichen Formen nur um so anmuthiger zur Geltung bringt, mag sie als eine Allegorie häuslichen Fleißes angesehen werden; ihre eigenste Bedeutung aber beruht in der liebenswürdigen Frische der Erfindung, in dem zarten und dabei durchaus gesunden Reiz der graziösen Gestalt“ (eine Abbildung brachte die Nr. 2132 der „Illustr. Ztg.“, Leipzig, vom 10. Mai 1884 und die Lfg. 75 der „Meisterwerke der Holzschneidekunst“, Taf. 20, 1885). Seltsamer Weise rühmten die Laien immer die Virtuosität, womit des Künstlers Hand das „Messer“ und den „Schnitzer“ führe — gewiß ganz ahnungslos, daß hierzu ebensosehr wie bei der Steinplastik Schlägel und Meisel als Werkzeug diene; aber V. galt eben in einer Gegend, wo die Holzplastik wenig bekannt war, immer als „Schnitzler“, wenn auch als virtuoser Meister. Außer verschiedenen in Marmor gemeiselten Reliefs und trefflichen Büsten lieferte V. auch sechs Pferde (in Holz) für das Zeughaus und viele Skulpturen für den Reichstagsbau, auch ein Grabdenkmal; insbesondere aber die ganz charakteristisch behandelte Halbfigur des Fürsten Bismarck, mit dem Schlapphut auf dem Haupte und den derben Knotenstock in den Händen. Während das Werk noch auf der Kunstausstellung 1894 zu München bewundert wurde, schied der Meister, welcher in der Heimath Genesung gesucht hatte, nach langem, mit größter Geduld ertragenen Magenleiden, am 8. August 1894 zu Holzkirchen aus dem Leben und wurde am 11. daselbst neben seinen treuen, vorangegangenen Brüdern begraben. Seine letzte Marmorarbeit schildert eine schöne Tirolerin, die in den Händen eine Blume hält und das Liebesorakel befragt; diese überaus zierliche und anmuthige Schöpfung kam mit Vordermayer's Nachlaß in den Besitz seiner Schwester in Holzkirchen. V. war eine echte Gestalt aus den bairischen Bergen, von scheinbar unerschütterlicher Gesundheit und begabt mit der frohesten Laune; seine musikalischen Talente im Singen, Jodeln und Citherspielen gewannen ihm überall zahlreiche Freunde.

Vgl. Nr. 133 Augsb. Abendztg. v. 16. Mai 1883 und „Kunstchronik“, Lpz. v. 23. Aug. 1894, S. 520. . Hyac. Holland.

Vordermayer: Rupert V., Genremaler, ein merkwürdiger Mensch, der ein hartes Leben voll physischer Leiden durchkostete, welches ihm nur die echteste Liebe zur Kunst erträglich machte. Geboren am 23. Juni 1843 zu Holzkirchen, brachte er einen so unglücklich verkrümmten Körper in die Welt, daß Niemand an seine Lebensfähigkeit glauben konnte. Sorgsam gepflegt, besuchte er, soweit es sein Leiden ermöglichte, die Schule, wo sein frischer Geist lernbegierig alles in sich aufnahm. Unfähig den anderen Jugendgenossen auch nur entfernt zu folgen und deshalb ganz an sich angewiesen, wurde er frühe zum stillverarbeitenden Beobachter, streifte, als es nach Ablauf der Schule sich mit ihm etwas besserte, ohne seinen eisernen Rückenhalter, zur Kräftigung durch Feld und Wald, wo Thiere und Menschen mit ihrem Thun und Treiben dem fein nachempfindenden Zuschauer den rechten, belehrenden Zeitvertreib boten. Jede

Form sprach ihn da an und erzählte ihm, wie selbe geworden; darüber vergaß er das Alleinsein und das Gemüth erheiterte sich. Der in jedem Menschen versteckt waltende Poet und Künstler wurde geweckt; er mußte eines von Beiden werden und war es schon, wie Adalbert Stifter's „Haideknabe", ehe er es wußte und den unbestimmten Drang gestalten und in die gehörige Form bannen konnte. Nach dem Willen des Vaters kam Rupert V. gleichfalls in die Zeichnungsschule des vorgenannten Zimmermann Quirin Paul Herder. Deß ungeachtet hätte der Knabe vielleicht doch die Schneiderei erlernen müssen, wenn ihn sein Bruder Hans nicht nach München (1864) und in die unter Hermann Dyck's Leitung florirende Kunstschule gebracht hätte, woraus bald der Uebergang in die Akademie erfolgte. Hier arbeitete der kleine Mann mit Feuereifer und errang Anerkennung, Auszeichnung und als Schüler der Malclasse bei Professor Alexander Wagner in einer Concurrenz mit Franz Wiedemann und F. A. Kaulbach mit einer Skizze „Odysseus von der alten Pflegerin Eurykleia erkannt", den ersten Preis. Dagegen wurde leider sein sehnlichster Wunsch, in die Piloty-Schule zu treten, nicht erfüllt, da sein körperlicher Zustand sich oft in schmerzlichster Weise geltend machte; so suchte er denn im eigenen Atelier mit besserer Gelegenheit seinem Schaffensdrange zu genügen. Bei der Unmöglichkeit, angestrengt und ausdauernd zu arbeiten, konnte er nur wenige Bilder vollenden. Dazu gehören, außer einer Wiederholung seines „Odysseus", das Bild einer Spinnerin (Porträt seiner Mutter), kleine Bildnisse und Charakterköpfe (z. B. des Wurzengraber und Kräutersammlers Siegl von Salzburg, 1878), etliche Genrebilder, wie ein „Festschießen zu Partenkirchen" (auch in Nr. 41 Ueber Land und Meer 1877, 38. Bd., S. 829); das „Sonntagsbrod" und mehrere Thierstücke: „Der Fuchs vor dem Bau und ein Rabe", eine „Elster im Kampfe mit einer Natter" u. s. w. Er betrachtete die Kunst als seine treueste Trösterin und Erheiterung und fühlte sich glücklich, wenn Andere an seinen Producten Freude und Gefallen hatten. In Gesellschaft und unter guten Freunden ließen sein sprühender Humor und der mit dem Witze um die Wette laufende Stift und Griffel keine Ahnung aufkommen, welche Schmerzen seinen Körper durchfolterten; in jedem Kreise kannte und liebte man den „kleinen lustigen Vordermayer" und seine heitere, nie verletzende Laune. Als Beispiel seines schelmischen Improvisationstalents mag ein großer Kohlencarton gelten, womit der Künstler das bei der Inauguration des Mangfall-Quellenhauses zu Holzkirchen abgehaltene Festdiner des Architekten-Vereins verherrlichte, die Besitzergreifung Münchens von den Quellen im Mühlthale schildernd. Da sein Wohlbefinden — wenn dieses Wort überhaupt von einer solchen Existenz gebraucht werden kann — stets von einer nur im engsten Anschlusse an eine Familie möglichen, sorgfältigen Pflege abhängig war, so lebte der Künstler zu München bei seinem treuen Bruder Hans und die letzten Jahre, in welchen sich auch noch ein qualvoller Kopfschmerz einstellte, bei seiner Schwester in der Heimath auf das hingebendste gepflegt und behütet. Auch hier blieb er künstlerisch möglichst thätig, bis der Tod plötzlich und unerwartet den gänzlich geschwächten Körper von seinen namenlosen Leiden am 20. Juni 1884 erlöste. Seine letzten Arbeiten waren das Porträt seines ersten Lehrers Quirin Herder und sein vielleicht im Vorgefühl des nahen Endes mit dem Motto „Seinen Freunden" auf ein schwarz gerändertes Blatt gezeichnetes, eigenes Bildniß. Einige interessante Blätter von seiner Hand (Ein Kameel, „der Zerstreute", ein Pfarrer mit einer alten Frau im Gespräch) besitzt die sogenannte Maillinger-Sammlung der Stadt München (III. Bd., S. 149, Nr. 2250 ff.)

Vgl. Beil. 41 Allgem. Ztg. 10. Febr. 1885. — Kunstvereins-Bericht f. 1884, S. 77. Hyac. Holland.

Vorherr: Gustav (Johann Michael Christian) V., Dr., Architekt, geboren am 19. October 1773 zu Freudenbach (im ehemaligen Fürstenthum Ansbach), Sohn eines geschickten Maurermeisters; erhielt eine sorgfältige Erziehung, studirte an den Universitäten Erlangen und Marburg die Staatswissenschaft und machte seine strengen architektonischen Studien an den Kunstakademien zu Berlin und Paris. Als Baupraktikant bereiste V. mit einem preußischen Stipendium ganz Deutschland und die Schweiz, die Niederlande, Frankreich und England und sammelte durch Autopsie jene Fülle von architektonischen Erfahrungen und Kenntnissen, welche er in der Folge mit wahrer Begeisterung für die Landesverschönerung verwendete. Als Architekt des Grafen Görtz zu Schlitz baute er 1800—1803 das Schloß Halleburg nebst mehreren Garten- und Wirthschaftsgebäuden und einige Brücken und wirkte damals schon, auf Anregung seines kunstsinnigen Bauherrn für Landesverschönerung. Von 1803 bis 1806 lebte V. als fürstlich-oranischer, dann bis 1809 als kaiserlich französischer Baumeister zu Fulda, wo unter seiner Leitung die Wilhelmstraße, eine Kirche, Schulhäuser, sowie mehrere Hof-, Domänen- und Salinenbauten, eine Hochstraße entstanden; da die Kriegszeiten zur Realisirung seiner Ideen für Landesverschönerung wenig geeignet waren, so legte er dieselben in ausgearbeiteten Programmen 1807 und 1808 (im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen) nieder. Im Herbste 1809 als Kreisbauinspector nach München berufen, wurde er 1810 Mitglied des Oberbaucommissariates, dann Baureferent bei der Kreisoberadministration, 1815 Baucommissionsrath, 1817 Oberbaucommissär im Staatsministerium des Innern, 1818 Baurath bei der Regierung des Isarkreises und entfaltete in allen diesen Stellungen eine ganz außerordentliche Thätigkeit bis zu seinem 1847 erfolgten Ableben. Viele Kirchen, Pfarr- und Schulhäuser, Wohlthätigkeitsgebäude, Wasser-, Brücken- und Straßenbauten leitete V., er entwarf die Pläne zur Erweiterung und Gestaltung des (südlichen alten) Friedhofs mit den Arkaden (1813 und 1818 auf Stein gezeichnet von Jos. Unger). V. wirkte zur Bildung und Unterstützung des Bauhandwerkes, auch zur Verbreitung eines besseren Baustils und Geschmacks und gab in seinen „Andeutungen über die Direktion des öffentlichen Bauwesens in Baiern“ (1819) schätzbare Winke und Beiträge zur Organisation dieses wichtigen Zweiges der Verwaltung. Insbesondere betrieb er die Verwirklichung seiner Landesverschönerungs-Ideen, welche theilweise an Goethe's Projecte anklingen, anderseits aber das früher beliebte sog. physiokratische Princip in das Artistische übertragen. Die an der Spitze aller Künste stehende Landesverschönerung „umfaßt im allgemeinen den großen Gesammtbau der Erde auf höchster Stufe, lehrt den Menschen sich besser und vernünftiger anzusiedeln, den Boden neu in Besitz zu nehmen und klüger auszunützen, sie legt das Fundament zu einem verbesserten Kunst- und Gewerbewesen, gründet die echte Bauhütte, trägt wesentlich zur Veredlung der Menschheit bei, webt ein hochfreundliches Band, wodurch künftig alle gesitteten Völker zu einer großen Familie verkettet werden und knüpft durch den Sonnenbau die Erde mehr an den Himmel“. Das also sei die Aufgabe des neunzehnten Jahrhunderts „das gesammte Bauwesen eines Landes, Wasser-, Brücken-, Straßen- und Hochbau des Hofes und Staates, der Communen und Stiftungen, dann die Baupolizei nebst dem Feld- und Gartenbau zu umfassen, die Hochgebäude nach den vier Hauptgegenden (man denkt dabei unwillkürlich an die Anlage der Stadt Mannheim) zu orientiren, die Wohnhäuser mit steter Hinsicht auf das Schöne möglichst vollkommen einzurichten, die Städte und Dörfer zu verschönern, die Fluren vernünftiger einzutheilen und zu gestalten, geschicktere Bauleute zu bilden (!), ein glückliches Bürgerthum zu gründen und zu erhalten, Gemeines zu veredeln und Niedriges zu erhöhen“. Die wahre Landesverschönerung oder „Verschöne-

rung der Erde entsteht nur dadurch, daß Agricultur, Gartenkunst und Architektur in größter Reinheit, ungetrennt, nicht bloß für das Einzelne, sondern hauptsächlich für das Gemeinsame wirken". In den von V. 1821 bis 1830 redigirten „Monatsblättern für Bauwesen und Landesverschönerung" brachte er mit unermüdlicher Redseligkeit bei jeder Gelegenheit seine Ideen zur Geltung, insbesondere über die richtige Himmelsstellung der Häuser, der Häuserreihen, der Dörfer und Städte, ein Problem, welches Dr. Faust in einer eigenen Schrift „Zur Sonne sollen die Menschen wohnen" (Bückeburg 1832) abermals betonte. Auf Vorherr's Betrieb wurde 1821 in Baiern ein eigenes Comité für Landesverschönerung zusammengesetzt, 1823 trat zu Altenburg ein ähnlicher Bauverein ins Leben, 1827 für Wittenberg und an verschiedenen anderen Orten. Seine Landesverschönerung wurde bei V. nicht nur eine deutsche, sondern eine europäische, ja sogar die ganze Erde und die gesammte übrige Welt betreffende Angelegenheit. Ueberall theilte er seine Lehre mit und ließ selbe durch seine Schüler in Blättern und Zeitschriften verbreiten, so daß V. bei der redlichsten Gesinnung zuletzt doch den Vorwurf eines immerwährenden Eigenlobes auf sich lud. Sein immer wiederkehrendes Programm lautete: „Freundliche, auf das beste eingerichtete Häuser und Höfe; glückliche Bewohner; schönere Städte, Dörfer und Fluren, bessere Bürger, verschönerte Länder, verbesserte Völker; verschönerte Erde, veredelte Menschheit! Wenn sich auch die Menschen weder in der Religion, noch in der Politik zu vereinigen im Stande sind, so werden sie sich doch in der Landesverschönerung — die alle Baustyle duldet, aber aufräumt, sichtbare Ordnung und Reinlichkeit nicht bloß im Einzelnen, sondern im Allgemeinen verbreitet, Wohlstand befördert und Liebe zum Vaterlande mehrt — aneinander schließen und verbrüdern zum Glücke der Menschheit. Heil und Ruhm demjenigen Staate, welcher in dieser Hinsicht mit einem trefflichen Beispiele vorleuchtet! Möchte für diese große Volkssache bald auf der ganzen Erde mit aller Liebe und Ausdauer gearbeitet werden!" Dabei ging V. freilich mit dem besten Beispiele voran, wirkte darauf hin, daß die Baugewerke emporgebracht und die Werkleute an Geist und Herz veredelt würden und eine standesgemäße Bildung erlangten. Deshalb gründete er eine Baugewerkschule (1823), welcher durch die Unterstützung der Regierung der Charakter einer öffentlichen Anstalt verliehen wurde. Hatte schon früher der edle Professor Mitterer für Gewerbeleute eine Sonntagsschule ins Leben gerufen, so dehnte V. den Unterricht für den ganzen Winter aus, so daß die Schule allgemach in großen Flor kam und bis zu Vorherr's Ableben schon über 2000 Zöglinge, darunter sogar aus dem Auslande, zählte. Ihm schwebte dabei der Geist der mittelalterlichen Bauschulen mit ihren Ordnungen und Satzungen vor, eine Institution, von welcher man zu Vorherr's Zeiten freilich am allerwenigsten mehr wußte; Solidität der Arbeit und gewissenhafte Erfüllung der obliegenden Pflichten wurden mit echt deutscher Ehrlichkeit Jedem ans Herz gelegt. So sollte der Weg gebahnt werden, auf welchem das Gewerbe der Kunst mit klarem Bewußtsein zu ihren Schöpfungen die hülfreiche Hand bieten könnte. Auch eine gewisse Selbständigkeit schien erreichbar, wie die vielen, aus dieser Schule hervorgehenden Landbaumeister bewiesen. Vierundzwanzig Jahre leitete V. seine Schöpfung, ebenso unter Ehren wie Anfeindungen. Eine Menge von Plänen, Rissen und Projecten (darunter auch der Einfall das Louvre mit den Tuilerien zu verbinden, 1809) wurden nebst vielen Vorlagenblättern lithographirt, vieles von seinem treuen Schüler Joseph Unger, welcher, geboren 1785 in der damaligen Vorstadt Au, als Bauingenieur im Ministerium am 15. September 1857 starb. — Vorherr's Porträt ist seinen „Entwürfen zu Landschulgebäuden" (1811) beigegeben; 1844 wurde dasselbe von C. Haach gezeichnet.

Vgl. Nagler 1850. XX, 537 ff. Hyac. Holland.

Vorländer: Franz V. wurde am 15. September 1806 zu Röttgen, einer „Hofschaft“ im Kreise Waldbröl (Regierungsbezirk Köln) geboren, als das jüngste von 9 Geschwistern. Sein Vater starb früh, so wurde er von der Mutter erzogen, besuchte die Hof- und Dorfschule seines Heimathortes, dann vom 14. bis 16. Jahre die höhere Stadtschule in Siegen, wo er außer den gewöhnlichen Unterrichtsfächern Lateinisch und die Anfangsgründe des Griechischen erlernte. Zwar hatte er entschiedene Neigung zu den Studien, aber auf Wunsch seiner Familie erlernte und betrieb er dann die elterlichen Geschäfte mit, die in Landbau, Rothgerberei und etwas Hüttenbetrieb bestanden. Jedoch siegte die Liebe zu den Wissenschaften; er wurde, wie er selbst später erzählte, öfter in der Gerberei bei lateinischen und griechischen Büchern, sowie bei deutschen Classikern gefunden. So bildete er sich selbständig weiter und wurde 1826 in die Prima des Gymnasiums zu Wetzlar aufgenommen, die er schon nach einem Besuch von 1½ Jahren mit dem Zeugniß der Reife verließ, um die Universität Bonn zu beziehen und daselbst Philologie, Philosophie und Geschichte zu studiren. Hier beschäftigte er sich eingehender mit Jacobi, Spinoza, Platon und hörte Niebuhr, Welcker, v. Münchow, Brandis, v. Calcker, Diesterweg. Nach zweijährigem Studium in Bonn wollte er nach Berlin übersiedeln, wurde aber zunächst durch Verschiedenes, auch „re militari“ daran gehindert, bis es ihm 1832 gelang, seinen Plan auszuführen und fast zwei Jahre lang bei Schleiermacher, Böckh, Lachmann und Bopp Vorlesungen zu hören, von denen ihn namentlich der Erstgenannte anregte. Im Frühjahr 1834 wurde er in Berlin zum Doctor philosophiae promovirt auf Grund der Dissertation: „Elementa doctrinae de casibus comparatione Graecae Latinae et Sanscritae linguae illustratae“, war hierauf zwei Jahre Erzieher in einer Familie v. Tresckow in der Neumark und habilitirte sich 1837 für Philosophie in Berlin.

Sein erstes größeres Werk: „Grundlinien einer organischen Wissenschaft der menschlichen Seele“ (Berl. 1841), bewirkte es, daß er 1843 als außerordentlicher Professor an die Universität Marburg berufen wurde. Es folgte: „Wissenschaft der Erkenntniß. Im Abriß systematisch entworfen“ (Marb. und Lpz. 1847). Die Bewegung des Jahres 1848 brachte ihn dazu, seinen Standpunkt „einen bei aller Entschiedenheit maßvollen, Verständigung suchenden, praktische Zwecke erstrebenden Liberalismus, dem er bis zu seinem Tode treu blieb“, und zugleich seine edle Menschenliebe in einer politischen Brochüre zum Ausdruck zu bringen, die den Titel trug: „Die gegenwärtige politische Bewegung oder was das deutsche Volk will, soll, kann und muß. Ein Wort zur Verständigung“ (Marb. 1848). In ihr stellt er neben den damals gewöhnlich auftretenden Forderungen: Preß-, Gewissens-, Petitionsfreiheit, deutsches Parlament, als letzte auf die der „Einrichtung einer Commission zur Untersuchung und Abhülfe der Noth der niederen Classen“. In demselben Jahre stellte die kgl. dänische Gesellschaft der Wissenschaften die Preisfrage: „Quid in ethica philosophica excolenda et adornanda a Schleiermachero praestitum et effectum sit, disquiratur, exponatur et ad subtilem crisin vocetur“. V. schickte eine Bearbeitung ein, die mit dem Preise gekrönt wurde und in erweiterter Gestalt unter dem Titel erschien: „Schleiermacher's Sittenlehre ausführlich dargestellt und beurtheilt mit einer einleitenden Exposition des historischen Entwickelungsganges der Sittenlehre überhaupt“ (Marb. 1851). Das Buch wurde seiner Zeit in gebührender Weise anerkannt und ist auch jetzt noch sehr brauchbar. In dem Vorwort spricht er sich über seine Stellung zu Schleiermacher aus, als dessen Schüler er angesehen worden war, nachdem er schon in den früheren Werken seine Selbständigkeit in philosophischer Beziehung betont hatte. Er sagt hier: Schleiermacher's Philo-

sophie sei ihrem ganzen vermittelnden untersuchenden Charakter gemäß nicht geeignet, eine Schule um sich zu sammeln, aber sie habe sehr viele lebendig angeregt, und in diesem Sinn rechne er sich auch gern zu Schleiermacher's Schülern. Schon ehe er sein Zuhörer gewesen sei, habe er sich zu dessen Philosophie durch die lebendige klare Betrachtungsweise, die mit großer dialektischer Schärfe die Begriffe entwickele, und durch ihren Gegenstand, das sittliche geistliche Leben in seinem ganzen Umfange, hingezogen gefühlt. Je mehr er aber selbst fortgeschritten sei, desto mehr habe er sich überzeugt, „daß Schleiermacher's Philosophie nicht tief genug auf die letzten Gründe der geistigen Entwickelung, auf die universalen speculativen Principien und Begriffe zurückging"; es sei ihm immer klarer geworden, wie der Ausgangspunkt von Schleiermacher's „theologisch-philosophischer Lehre der Begründung" entbehre. So habe er sich mehr und mehr von Schleiermacher getrennt, habe aber fortgefahren, dessen philosophische Schriften sorgfältig zu studiren. — Außer von Schleiermacher war V. auch von Hegel, wenn auch in geringerem Maße, angeregt worden. — In der nächsten Zeit arbeitete er besonders auf dem Gebiete der Ethik und Politik, wie das Werk bestätigt, das ihn mehr als die andern bekannt gemacht hat und auch heutigen Tages noch wegen seiner Gründlichkeit Werth besitzt. „Geschichte der philosophischen Moral, Rechts- und Staatslehre der Engländer und Franzosen mit Einschluß Macchiavell's und einer kurzen Uebersicht der moralischen und socialen Lehren der neueren Zeit überhaupt" (Marb. 1855). V. hatte die Absicht, einen weiteren Band folgen zu lassen, der die Geschichte der holländischen und deutschen Lehren enthalten sollte, ist aber nicht zur Ausführung desselben gekommen. In den folgenden 11 Jahren schrieb er eine Reihe Abhandlungen rechts-, staats- und geschichtsphilosophischen Inhalts, in denen er „reiches Wissen und besonnenes Urtheil" zeigte. Es wurden von ihm u. A. veröffentlicht in der Tübinger Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft: „Das Gesetz der Gerechtigkeit als Grundlage für die Bestimmung der Rechte des Individuums" (1856); „Die Staatsformen in ihrem Verhältniß zur Entwickelung der Gesellschaft" (2 Artikel, 1858, 59); „Die moralische Statistik und die sittliche Freiheit" (1866); in den Preußischen Jahrbüchern: „Englische Geschichtsphilosophie" (eine ausführliche Kritik Buckle's); in Pözl's kritischer Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft: „Die geschichtliche Rechtswissenschaft im Kampfe gegen die Philosophie" (1866). Als sein letztes Werk erschien anonym: „Evangelium der Wahrheit und Freiheit, gegründet auf das Natur- und Sittengesetz, für Gebildete" (Lpz. 1865), mit längerem Vorwort, XXXIII, 187 S., 2. Ausgabe, ebd. 1871 mit Vorwort von G. H. Thomassen. Der Grund für die Anonymität lag nach dem Vorwort in der „persönlichen Lebensstellung des Verfassers"; jedoch erklärte er sich bereit, „jedes Wort öffentlich selbst zu vertreten, sobald dies aus irgend einem Grunde zweckmäßig oder nöthig erscheinen sollte". V. gibt und begründet hier seine sittliche Weltanschauung: Der Standpunkt ist ein unabhängiger dem Christenthum und auch Schleiermacher gegenüber, wiewol dessen Anschauung sich noch zeigt in der Auffassung des Sittlichen als eines Natürlichen. Die Frage nach der Wahrheit kann uns durch die Wissenschaft beantwortet werden, die freilich Rücksicht zu nehmen hat, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, auf die natürlichen Bedürfnisse des sittlich-religiösen Gemüthes.

Als akademischer Lehrer wirkte er in Marburg neben Zeller, Weißenborn, Justi, Langenbeck und entwickelte als solcher eine ausgebreitete Thätigkeit. Er las: Einleitung in die Philosophie, Logik, Psychologie, Rechtsphilosophie oder Naturrecht, Einleitung in die Philosophie der Geschichte, Philosophie der Geschichte, Grundzüge der philosophischen Politik mit einer Geschichte derselben, Geschichte der Philosophie, der Sittenlehre, der neueren Philosophie, Geschichte und

Kritik der religionsphilosophischen Systeme, Kritik der Religionsphilosophie Hegel's und Schleiermacher's, über Schleiermacher's Philosophie, über Schleiermacher's Ethik, für das Semester 1866/67 hatte er noch Vorlesungen angekündigt, wurde aber in diesem Winter von einer Gehirn- und Rückenmarkskrankheit ergriffen, der er am 31. März 1867 erlag. Neben seiner außerordentlichen Professur bekleidete er noch die Secretariatsstelle an der Universitätsbibliothek. Eine Beförderung erfuhr er nicht, weil er dem Ministerium nicht christlich und kirchlich genug war und sich nicht scheute, seine Ansichten auszusprechen. Verheirathet hatte er sich 1850 mit der Tochter des kurhessischen Oberfinanzraths Fulda, die er als Wittwe mit zwei Töchtern und einem Sohne hinterließ.

Mittheilungen des Sohnes von Frz. V., des Herrn Dr. Karl Vorländer, Oberlehrers in Solingen, und des Herrn Dr. phil. L. Busse, Privatdoc. in Marburg, auf denen der Artikel fast ausschließlich beruht. Heinze.

Vornke: Wilhelm V., regulirter Kanoniker und oberster Prior der Windesheimischen Congregation, Sohn eines wohlhabenden Bürgers zu Utrecht und um 1375, muthmaßlich dort, geboren. Von dem Rufe des frommen Lebens zu Windesheim angezogen, entschloß er sich mit seinem Freunde Heinrich Walvis der Welt zu entsagen und trat dort 1398 in den Augustinerorden ein. Bald that er sich durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit dergestalt hervor, daß ihm die Priorwürde im Kloster Engelendal bei Leiderdorp anvertraut wurde. Die dortigen Brüder dienten aber lieber dem Fleische als Gott, und V. kehrte nach einjährigem Aufenthalte nach Windesheim zurück. 1408 wurde er aber zum Prior des Agnietenklosters bei Zwolle erwählt und stand diesem Amte in rühmlicher Thätigkeit siebzehn Jahre vor, bis er 22. April 1425 zum Prior in Windesheim selbst ernannt wurde, als welcher er zugleich das Oberpriorat der ganzen Congregation übernahm. Der neue Obere, welcher uns als „inter humiles humilior, inter verecundos verecundior, inter sapientes sapientior“ geschildert wird und sich überhaupt durch alle Klostertugenden auszeichnete, empfand bald die großen Schwierigkeiten seiner Aufgabe. Kaum war er als Prior installirt, als der Tod des Utrechter Bischofs Friedrich von Blankenhein, das bekannte Schisma zwischen Rudolf von Diepholt und Zweder von Culemburg zur Folge hatte und Papst Martin V. die Anhänger des erstgenannten mit dem Interdict belegte. Dadurch kamen die Windesheimischen Klöster, wo die weltliche Obrigkeit auf Rudolf's Seite stand, in die Lage, entweder dem päpstlichen Befehl entgegen den Gottesdienst fortzusetzen, oder auszuwandern. V. verließ daher mit seinen Conventualen, dem Papste treu und gehorsam, 1429 Windesheim und verweilte drei Jahre im Kloster Freudeswege bei Nordhorn. Schon seit 1426 hatte das jährliche Generalcapitel zu Windesheim nicht abgehalten werden können. Auch nach der Heimkehr nach Windesheim, 1432, dauerten die Schwierigkeiten fort, indem Zweder von Culemburg zwar 1433 starb, nun aber Walraven von Meurs dem vom Papste jetzt als Bischof von Utrecht anerkannten Rudolf entgegentrat. Besonders veranlaßte Johann Passert, der Prior eines der Windesheimischen Klöster zu Utrecht, welcher unnachgiebig zu Walraven hielt, während mehrerer Jahre große Verdrießlichkeiten. Indessen breitete sich, ungeachtet des Schismas, die Congregation unter Vornke's Leitung bedeutend aus, indem nicht nur mehrere neue Klöster gestiftet wurden, sondern auch 1430 die Incorporation des Klosterverbandes zu Nuis, zu welchem zwölf Klöster gehörten, stattfand. Das Baseler Concil sowie mehrere Päpste und päpstliche Legaten verliehen der Congregation zahlreiche Privilegien. Mit gleichem Eifer wurde auch, vermöge der Vollmachten des Baseler Concils, die Klosterreformation in den Bisthümern Halberstadt, Verden und Hildesheim von Heinrich Loeder, Johann Busch und anderen in die Hand genommen, so daß Nicolaus Cusa, als er 1451 und 1452 in Deutschland

und den Niederlanden verweilte und sich auch in mehreren Klöstern der Congregation aufhielt, diese Arbeit keinem Besseren als V. anvertrauen zu können meinte und die Vollmacht auch auf andere deutsche Provinzen ausdehnte. Solchen Ruf eines wahrhaft frommen und sittlichen Lebens verdankte die Windesheimische Congregation und besonders das Hauptkloster nicht zum wenigsten ihrem ehrwürdigen Prior Superior. Neunundzwanzig Jahre verwaltete er sein Amt treu und trefflich, Jedem ein Vorbild gottgeweihten Lebens, bis die Beschwerden des Alters ihn 1453 zu dem Wunsche der Niederlegung seines Priorates veranlaßten. Als aber seine Bitte von dem Generalcapitel abgelehnt war, weil die Congregation den zwar achtzigjährigen aber noch frischen und geistig kräftigen Prior nicht entbehren mochte, meinte er, Gott werde ihn wohl bald abrufen. Schon am folgenden Tage raubte ein Schlaganfall ihm die Sprache, so daß nun seine Entlassung zur Nothwendigkeit ward. Noch ein volles Jahr lebte er friedlich und hochgeachtet zu Windesheim, bis ein neuer Schlaganfall seinen Tod im Juli 1454 herbeiführte. Auch als Schriftsteller soll er sich für Windesheim verdient gemacht haben; ihm wird die Abfassung einer „Epistola de prima constitutione Monasterii in Windesem“ (abgedruckt bei Acquoy, het Kloster Windesheim III, bl. 235 v. v.) zugeschrieben.

Acquoy, Het Klooster Windesheim II, bl. 107 und van Slee, De Kloster-vereeniging van Windesheim, bl. 59 v. v. J. C. van Slee.

Vorst: Johannes V., Philolog und Theolog, geboren 1623 zu Wesselburen in Ditmarschen und vorgebildet in Itzehoe sowie auf dem Hamburger Gymnasium unter Joach. Jungius, studirte seit 1644 in Wittenberg, wo er auch promovirt wurde, und ging von da 1646 als Hofmeister hamburgischer Patriciersöhne nach Helmstedt, 1648 nach Jena. 1649 siedelte er als Ephorus der holsteinischen Alumnen nach Rostock über, wo er bereits eifrig litterarisch thätig war. 1653 trat er eine Studienreise nach den Niederlanden an, übernahm aber noch im gleichen Jahre das Rectorat der Schule zu Flensburg. 1655 von Rostock zum Licentiaten der Theologie promovirt, lehnte er eine ihm von Helmstedt aus angetragene theologische Professur aus religiösen Bedenken ab. Im J. 1659 ward er als Rector des vor kurzem dorthin übergesiedelten Joachimsthal'schen Gymnasiums nach Berlin berufen und erhielt zugleich die Anwartschaft auf eine Bibliothekarstelle an der kurfürstlichen Bibliothek, die ihm 1662 auch zufiel und seinen umfassenden gelehrten Interessen leichtere Befriedigung gewährte. Inzwischen hatte ihn freilich der Uebertritt zum reformirten Bekenntniß in weitläufige theologische Streitigkeiten verwickelt und es gelang ihm nicht sobald, in den ruhigen Hafen philologischer Studien einzulaufen, wie er selbst und die Freunde es wünschten. Endlich dem confessionellen Gezänk entrückt, ist er noch über ein Jahrzehnt hindurch vorzugsweise auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft thätig gewesen. Am 4. August 1676 ist er gestorben.

V. hat in der Weise vieler Zeitgenossen ein ungemein weites Arbeitsfeld bebaut: er ist u. a. auch unter dem Pseudonym Janus Orchamus in die Reihe der Streiter eingetreten, welche Will. Harvey's berühmtes Buch „De generatione animalium“ (1651) bekämpften. Das eigentliche Centralgebiet seiner wissenschaftlichen Production bildete die philologia sacra des alten wie des neuen Testaments. Er galt seiner Zeit für einen der ausgezeichnetsten Kenner des Hebräischen. Heute lebt er in der Geschichte der Wissenschaft wol nur für die Germanisten fort, und zwar durch ein kleines Schriftchen „Observationum in linguam vernaculam specimen“ (Coloniae Brandenburg. 1669). Ihm schwebte darin das Ideal eines deutschen Varro vor, und als Proben seiner eingehenden Beschäftigung mit der Muttersprache und ihrer Geschichte gibt er in 19 Capiteln etymologische Einzeluntersuchungen, von denen nicht eine ganz verfehlt ist, die

meisten aber wirklich Hand und Fuß haben. V. kennt alles was in Deutschland, den Niederlanden, England und Skandinavien an Denkmälern der ältern Sprachstufen gedruckt ist, außerdem den freilich damals unbedeutenden Besitz der Berliner Bibliothek an altdeutschen Handschriften. Er ordnet die Formen und Bedeutungen meist chronologisch richtig an und enthält sich jeder vagen Sprachvergleicherei: das ihm so wohl vertraute Hebräische läßt er ganz aus dem Spiel, das Lateinische und Griechische zieht er nur zu lehrreichen Parallelen und Analogien hervor. Es fehlt natürlich nicht an kindlichen Deutungen, wie altsächs. witut 'Gesetz' als wit ut = „weit ausgebreitet", aber die sichern Treffer überwiegen bei weitem. So hat er das Verhältniß von „Urlaub, Urtheil" zu „erlauben, ertheilen" zuerst erkannt, hat „überantworten" von „Antwort" getrennt und zu „Gegenwart" gestellt, „Freund" und „Feind" als alte Participia nachgewiesen, die Etymologien von „ereignen", „erquicken", „ruchlos", „Beichte", „Demuth", „Wucher" u. s. w. richtig erfaßt. Er steht als Etymologe hoch über Schottel und Stieler und hat erst in Diederich von Stade einen ebenbürtigen Nachfolger gefunden. Sein methodisch vortreffliches und an sichern Ergebnissen reiches Büchlein fand und verdiente noch 1741 eine Uebersetzung, die in den Beyträgen zur Crit. Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit Bd. 7, S. 179 bis 241 erschienen ist.

Moller, Cimbria litterata I, 700 ff. — Raumer, S. 183.

Edward Schröder.

Vorstius: Konrad V. (von der Vorst), reformirter Theolog, war am 19. Juli 1569 zu Köln geboren. Seine Eltern Dietrich von der V. und Sophia Sterk gehörten dem dortigen Kaufmannsstande an und neigten, wiewol katholisch zur Reformation, weshalb sie das jüngste ihrer zehn Kinder für das geistliche Amt bestimmten. Zu Köln und im Stifte Bedbur bei Xanten erhielt er den lateinischen Unterricht, studirte zu Düsseldorf und Aachen Aristotelische Philosophie und würde 1586 am Collegium Laurentianum zu Köln die Magisterwürde erhalten haben, wenn er die Beschlüsse des Tridentinums beschworen hätte. Aus gewissen Bedenken aber verweigerte er den Eid. Die inzwischen zerrütteten Verhältnisse des Vaters gestatteten ihm nicht, seine Studien fortzusetzen; er mußte sich vielmehr während zweier Jahre dem Handelsfach widmen, 1589 aber durfte er auf Betreiben des reformirten Predigers Johann Badius zu Köln, das Studium der Theologie aufnehmen. Zu Herborn hörte er Piscator, 1593 zu Heidelberg Paraeus und Tossanus und erwarb hier die Doctorwürde. Darauf hielt er sich an den Universitäten zu Basel und Genf auf, wo ihm Beza ein Professorat antrug. V. aber, wiewol damals noch unverdächtig rechtgläubig, war inzwischen auf den Socinianismus aufmerksam geworden. Er glaubte daher, diese Stelle würde ihm weniger angemessen sein, als das ihm vom Grafen Arnold von Bentheim angebotene Professorat am Gymnasium Academicum zu Steinfurt. Dort verlebte er glückliche Jahre, als selbständiger und vorurtheilsloser Theologe, welcher stets ein offenes Auge behielt auch für die Elemente der Wahrheit bei seinen Gegnern, und ob es die Jesuiten Wörhof und Becanus, die heftigen Gegner des Protestantismus, waren. Beim Grafen Arnold war er deshalb hochgeachtet, welcher ihn auch 1605 zum Hofprediger ernannte. Zwar wurde V. um 1599 des Socinianismus verdächtigt und verbreitete sich das Gerücht seiner Heterodoxie selbst nach Heidelberg, Basel und Genf hin, aber die von ihm auf einer Conferenz am 26. September zu Heidelberg abgegebenen Erklärungen wurden als völlig genügend anerkannt. Vielmehr erhöhte sich von nun an sein Ruhm als tüchtiger, aufgeklärter und friedliebender Theolog und die Universitäten zu Saumur, Marburg und Hanau suchten ihn 1602, 1605 und 1606 zu gewinnen; aber vergebens. Umsonst hatten auch die Antitrinitarier ihm einen Lehrstuhl am Gym-

nasium zu Lublin angeboten; er antwortete aber entschieden, daß er nicht zu den Ihrigen gehöre. Als nun aber Jacob Arminius 1609 zu Leiden gestorben war, und Uitenbogaert die Annahme der erledigten Stelle abgelehnt hatte, wandten die Curatoren der Universität ihren Blick auf V., der nicht nur von Uitenbogaert empfohlen ward, sondern auch durch seine umfangreichen Schriften wider Bellarmin und deren trefflich geschriebene Widmung an die Generalstaaten die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Sie glaubten in V. den rechten, erleuchteten und verträglichen Mann, wie ihn die kirchlichen Verhältnisse forderten, gefunden zu haben. Er hatte sich aber schon bei den streng Reformirten durch einen Tractat „de deo sive de natura et attributis Dei“ verdächtigt, durch den er vielen engherzigen Theologen den Weg zum Atheismus zu ebnen schien. Daher erhob sich, als er sich bereit erklärte, dem Ruf nach Leiden zu folgen, eine sehr heftige Opposition gegen ihn. Unter seinen Gegnern treten besonders Gomarus und Plancius hervor. Auch die Studenten wurden wider ihn aufgehetzt und schalten ihn unverschämter Weise den Doctor ignorantiae. Verleumdung und Verdächtigung thaten fortwährend das Ihrige; Plancius zu Amsterdam und mehrere Prediger in Holland fielen in heftiger und widerlicher Weise über ihn her; doch erfolglos. Die Staaten Hollands und die Curatoren der Leidener Universität beharrten bei ihrem Beschluß und der Graf von Bentheim bewilligte endlich V. den Abschied. So kam er denn im April 1611 aus Steinfurt nach Leiden. Im Mai verantwortete er sich den Strenggläubigen gegenüber in Gegenwart der Staaten, ward danach in den Senat introducirt und verhieß sein Amt im August anzutreten. Inzwischen erhoben sich jedoch neue Verdächtigungen des Socinianismus; in Wahrheit versuchte er der immer schroffer gewordenen Schulorthodoxie des calvinistischen Systems eine mildere aber auch weniger scharf formulirte Lehre entgegen zu stellen, im Interesse der moralischen Freiheit des Menschen; damit schien er sich dem Socinianismus zu nähern. Das odium theologicum ruhte nicht und brachte es wirklich dahin, daß nicht nur die Staaten Frieslands und Seelands, sondern auch die Jülichsche Synode Warnungen wider V. an die Generalstaaten ergehen ließen. Nun aber mischte sich auch König Jakob von England mit der ihm eigenen pedantischen Schulgelehrtheit in diesen Streit. Vom Erzbischofe Abbot aufgestachelt trug der König seinem Gesandten Winwood auf, den Staaten seinen höchsten Abscheu vor einem solchen Ketzer zu verkünden, dessen Auftreten an der Leidener Hochschule Staat und Kirche ins Verderben stürzen würde. Darauf gestützt, traten die Contraremonstranten immer kecker auf und nachdem die Sache so auf das Gebiet der Politik hinübergespielt war, geriethen die Staaten in eine schwierige Lage. Die Ansicht des Königs gleichgültig bei Seite zu schieben, war denn doch bedenklich. Die Meinungen der Vertreter der Provinzen waren gespalten. Endlich beschloß man, daß V. zwar als Professor anerkannt werden, sein Amt aber vorläufig nicht antreten und, obwol er schon zu Leiden wohnte, sich vorläufig zu Gouda niederlassen solle bei voller Auszahlung seines Gehaltes. Dahin also zog er sich im Juni 1612 zurück. Umsonst suchte er jahrelang sich durch zahlreiche Schriften zu rechtfertigen. Es war eine hoffnungslose Aufgabe, die steifsinnigen reformirten Prediger von ihren Vorurtheilen und ihrer Unverträglichkeit zurück zu bringen. 1619 wurden seine theologische Ansichten auch von der Dordrechter Synode geprüft und verworfen, und er selbst wurde am 4. Mai seiner Stelle als Professor und Prediger entsetzt, ja aus der Kirche ausgeschlossen. Die Generalstaaten untersagten ihm den weiteren Aufenthalt in den niederländischen Provinzen. Noch drei Jahre lang irrte er, meistens in der Umgegend Utrechts und manchmal nicht ohne Gefahr, umher und nachdem er das Anerbieten des Grafen von Bentheim, wieder nach Steinfurt zurückzukehren abgelehnt hatte, zog er von Just van den

Vondel begleitet nach Hoorn und segelte 1622 von dort nach Tönningen, einer Einladung des Herzogs von Gottorp folgend. Freundlich wurde er von diesem empfangen, traf dort auch schon seine Gattin und Kinder an. Leider aber fand er nur noch die Ruhe des Grabes. Kurz nach seiner Ankunft von einer ernstlichen Erkrankung ergriffen, starb er am 9. October 1622. Sein Leichnam wurde zu Friedrichstadt bestattet an der Stelle, wo nachher die remonstrantische Kirche erbaut ist. — Seine Schriften sind sehr zahlreich; sie zeigen ihn als einen tüchtigen, gelehrten und friedliebenden Theologen, welcher den Werth des frommen Lebens weit über die dogmatischen Lehransichten stellte, seine Ansichten aber manchmal in unvorsichtiger Weise kundgab und sich daher Mißverständnissen aussetzte. Die bedeutendsten seiner dogmatischen Schriften sind: „Notae in F. Socini disput. de Jesu Christo Servatore“; „Confessio de justitia Dei, merito et satisfactione Christi, fide justificante“ (1611); „Confessio de Deo et filio ejus, manu ipsius moribunda exarata“; „Oratio apologetica ad ordines Hollandiae et Westfrisiae“ (1612). Sein schon genannter „Tractatus theologicus de Deo“ veranlaßte mehrere weitere gegen Piscator gerichtete Schriften, zur Erläuterung seiner von diesem angefochtenen Aufstellungen, wie seine „Amica collatio“ (1613); „Amica duplicatio“ (1617) und „Plenior idea doctrinae Piscatoris de praedestinatione“ (1618). Auch wider Sibrand Lubbertus verfaßte er mehrere Schriften, wie auch eine „Responsio ad articulos ex Anglia transmissos“ (1611) und die „Apologetica responsio ad ea, quae F. Hommius ipsi impegit in libro Controversiarum Belgicarum“ (1618). Wider Bellarmin veröffentlichte er ein „Enchiridion controversiarum inter Evangelicos et Pontificios“ (1604, 1608) und „Robertus Anti-Bellarminus contractus“ (1610). Exegetischer Art waren die Schriften „De auctoritate S. Scripturae“ (1611); „Commentarius in N. T.“ (1621) und „Commentarius in omnes epistolas apostolicas“ (1631). Zu erwähnen sind endlich noch die „Oratie tot verantwoordinghe, ghedaen van C. Vorstius“ (1612) und „Compendiolum doctrinae ecclesiae Christianae, nunc in Polonia potissimum florentis“ (1630).

Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet sich bei Glasius, Godgel. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb. — Vgl. ferner H. C. Rogge, Het beroep van Vorstius tot hoogleeraar te Leiden, in der Zeitschrift „de Gids“, Jhrg. 1873, Dl. II. bl. 31 v. v. und 495 v. v. J. C. van Slee.

Vorste: Günther von dem V., Minnesinger. Der Dichter, von dem die Manessische und die Heidelberger Handschrift die gleichen sechs Lieder aus gemeinsamer Quelle bringen, gehörte wahrscheinlich dem bairischen Landadel an. Man mag ihn etwa auf 1240 ansetzen, da er neben dem Einfluß Lichtenstein's, den seine Metrik zeigt, und Wintersetten's, an den Reminiscenzen erinnern, auch noch von Walther's von der Vogelweide einfacherer Art abhängig scheint. Seine Liebeslieder sind einfach, anspruchslos, in der Strophenform an volksthümliche Weise angelehnt; eine geringe Zahl einfach gereimter Verse in eine verdoppelte Schlußzeile auslaufen zu lassen, ist allemal ihr Grundprincip. Sie ordnen sich zu einem kleinen Roman, der originell auf der Idee aufgebaut ist, die Geliebte als „Helferin“ darzustellen. Das erste Lied meint, sie würde ihm seinen Kummer durch Wehklagen erleichtern; aber, sagt das zweite, er getraue sich nicht, ihn ihr zu beichten. Das dritte jubelt, sie lindere seine Sorge. Das vierte ergeht sich fast ganz in Lob- und Freudenrufen und bereitet zugleich durch seinen Refrain auf das Hauptstück vor. Dies ist die merkwürdigste seiner Schöpfungen: ein Tagelied von unerhörter Ausdehnung (23 Strophen), in seinem „fast bänkelsängerischen Anfang“, in der spielmannsmäßigen Anrede an die Hörer, in der bequemen Wortaufnahme, dem starren Refrain, der breitspurigen Sentimentalität (wie Roethe gezeigt hat) völlig von der Art des Volksliedes durchtränkt. Inner=

halb des Cyclus deutet es die Erhörung des Dichters an, die das Schlußgedicht zu Ehren der Geliebten wieder verschleiern soll: hier erzählt V. von einem Traum der erfüllten Liebe.

V. hat Bedeutung als Typus. Die starke Richtung der nachlichtensteinischen Lyrik auf epische Haltung findet in seinem Tagelied ein interessantes Denkmal, ebenso die Neigung jener Romantiker Wahrheit und Dichtung durcheinander gehen zu lassen und die Absicht, die höfische Poesie aus der Volkspoesie heraus zu verjüngen. Sonst ist es ein verschwommenes rührseliges Product, in kraftlosen Wiederholungen vergeblich nach Fortschritt strebend, Ritter und Dame blaß und steif stilisirt, wie von Schnorr von Carolsfeld gezeichnet. Scherer's zweifelnde Vermuthung, ob V. seiner einfachen Verskunst wegen nicht sehr früh anzusetzen sei, verbietet sich schon, weil er die ganze Entwickelung des Tageliedes im Minnesang voraussetzt, weil das Raffinement der Verkleidung, der Ton namentlich des vierten Liedes, gewisse metrische Eigenheiten und die wahrscheinlichen Reminiscenzen ihn einer bestimmten spätern Periode des Minnesangs zuweisen.

Text: v. d. Hagens Minnesinger 2, 164 f. — Biographisches: ebd. 4, 477. — Schulte, Zs. f. d. A. 39, 237. — Zu den Gedichten: Scherer, Deutsche Studien 1, 15. — Roethe, Reinmar von Zweter Anm. 165; zum Tagelied insbesondere: de Gruyter, Das deutsche Tagelied, S. 19. — Roethe, Anz. f. d. A. 16, 78. Richard M. Meyer.

Vorster: Pankratius, nach seinem Taufnamen: Franz Anton Ignaz Eduard Aloys V., letzter Fürstabt von St. Gallen, geboren am 31. Juli 1753 in Neapel, † am 9. Juli 1829 in Muri. Er war der Sohn eines in neapolitanischen Diensten stehenden Brigadiers, Josef Zacharias V., aus dem St. Gallischen Städtchen Wil, und einer vornehmen Italienerin, Anna Maria Rosa Bernis, aus Ferrara. Noch als Knabe kam er in die Heimath seines Vaters zurück, wurde 1770 von einem Oheim geistlichen Standes der Stiftsschule in St. Gallen zugeführt und trat dort 1771 in den Benedictinerorden ein, wobei er sich für den Namen des Wiler Schutzheiligen, Pankratius, entschied. Während der folgenden Jahre eignete sich der fähige und energische junge Mann eine umfassende Bildung an, so weit sie die Klosterschule bieten konnte. Er studirte Philosophie, Theologie und Jurisprudenz, aber auch Mathematik und Physik, widmete sich dann nach vollendeten Studien der Lehrthätigkeit und übernahm nach einander, 1780 und 1793, die Professuren der Philosophie und der praktischen Theologie. Inzwischen schärfte er seinen Blick für die Mißstände in der klösterlichen Verwaltung und Disciplin. Damals (1767—1796) leitete Beda Angehrn von Hagenwil im Thurgau die Abtei, ein Mann von höchst milder, gütiger Gesinnung, der durch verschiedene, im Geiste der Zeit liegende Reformen seinen Unterthanen aufzuhelfen suchte, der aber nicht die nöthige Kraft besaß, die schon unter seinem baulustigen Vorgänger Cölestin Gugger von Staudach zerrütteten Finanzen wieder in Ordnung zu bringen und der auch in der Handhabung der mönchischen Zucht lieber Nachsicht als Strenge walten ließ. Mit P. Ildefons von Arx (s. A. D. B. I, 615) und einigen andern jüngern Mönchen trat V. in Opposition gegen den schwachen Lenker des Stifts, gerieth aber bei seinem Ungestüm selbst in Conflict mit der Klosterordnung und mußte sich im September 1788 nach der St. Gallischen Herrschaft Ebringen im Breisgau verfügen. Dort hatte er sich zunächst in der Stellung eines Unterstatthalters mit wirthschaftlichen Angelegenheiten zu beschäftigen; doch verfolgte er aufmerksam die politische Bewegung, die im Laufe der 90er Jahre unter den Bewohnern des zwischen Wil und Rorschach sich ausbreitenden St. Gallischen „Fürstenlandes“ oder der „Alten Landschaft“ unaufhaltsam um sich griff und diese ältesten Angehörigen des Stiftes einer allmählichen Ablösung von der geistlichen Herrschaft

entgegentrieb. Bald nachdem Abt Beda das Volk in freundlichem und ohne Frage verständigem Entgegenkommen durch den „gütlichen Vertrag“ vom 23. November 1795 für einmal beschwichtigt hatte, erschien er um Ostern 1796, wol auf die Nachricht, daß der Tod des kränklichen Abtes bevorstehe, unvermuthet wieder in St. Gallen. Er wußte durch sein ganzes Wesen die Capitularen, die das Bedürfniß nach einem kräftigen Oberhaupte empfanden, zu gewinnen, und kaum war Beda am 19. Mai gestorben, als sie sich in ihrer großen Mehrheit für seine Wahl entschieden. Am 1. Juni 1796 wurde Pankratius V. Fürstabt von St. Gallen. Er stand nun in seinen besten Jahren und erschien als ein ernster, würdiger Prälat, mit großer Stirn und brennenden, schwarzen Augen, tadellos in seiner Lebensführung, streng gegen sich selbst und gegen andere, gewandt und unermüdlich in der Arbeit. Aber er hatte eine herbe und einseitig mönchische Richtung angenommen. Er pflegte alle Dinge vom Standpunkte des Ordensmannes zu betrachten, und was er demgemäß als sein Recht und seine Pflicht erkannt hatte, das verfolgte er ohne Rücksicht auf die unabweisbaren Forderungen einer neuen Zeit mit starrsinniger, ihm selbst und dem Kloster verderblicher Beharrlichkeit. Sogar ein österreichischer Erzherzog fand ihn „entêté comme un cheval de carrosse.“

Seine Regierung eröffnete sich nicht unter glücklichen Auspicien. Die Finanznoth war drückend, und seine Versuche, sie durch die Aufnahme von Anleihen zu mildern, hatten nur vorübergehenden Erfolg. Zugleich trat neue Mißstimmung unter den von einem Volksmanne in Goßau, Johannes Künzle, geleiteten Gotteshausleuten hervor, und auch in der dem Stifte gehörenden Grafschaft Toggenburg machte sich trotz der klugen Verwaltung des Landvogtes Karl Müller von Friedberg (s. A. D. B. XXII, 694) die politische Bewegung immer stärker fühlbar. Im Sommer 1797 führten heftige Auftritte in der Alten Landschaft zur Intervention der vier äbtischen Schirmorte (Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus) und zu einer dem Volke günstigen Erläuterung des „gütlichen Vertrages“, nach welcher die Landschaft sich im wesentlichen selbständig organisiren konnte. Nur mit großem Widerstreben und mit ausdrücklichem Vorbehalt der landesherrlichen Rechte gab der Fürst auf das Drängen des geängstigten Capitels zu diesen Abmachungen seine Zustimmung (26. September). Aber schon bald nach dem Beginne des Jahres 1798 mündeten die St. Gallischen Bewegungen in die allgemeine Revolutionirung der alten Eidgenossenschaft hinüber, und das Kloster wurde unversehens in den Umsturz der überlieferten staatlichen Formen hineingerissen. Das Toggenburg und die Alte Landschaft constituirten sich anfangs Februar vorerst als souveräne Republiken und gingen dann nach kurzem Bestande mit den übrigen ostschweizerischen Territorien in dem von den Franzosen durchgeführten helvetischen Einheitsstaate auf. Abt Pankratius begab sich beim Ausbruch der Revolution nach Wil. Unter verschiedenen Vorbehalten, deren wichtigster die Sicherheit des klösterlichen Eigenthums war, willigte er in die von dem verwaisten Capitel zugestandene Abtretung der Regierung an die Alte Landschaft, und auch dem Landvogt Müller von Friedberg ließ er — freilich nicht ohne Rückgedanken — die Vollmacht geben, die toggenburgischen Hoheitsrechte im äußersten Nothfalle dem Landrath zu übertragen. Dann verließ er das Land, wo ihm nur noch übrig geblieben wäre, „den Untergang des Klosters unterschreiben zu müssen“, und als er bei seinen ohnehin rathlosen Schirmorten keinen Rückhalt fand, zog er sich nach Neu-Ravensburg jenseit des Bodensees zurück, um von nun an gegen alle Umgestaltungen in den St. Gallischen Landen, so weit sie dem Kloster zum Nachtheil gereichen mochten, Verwahrung einzulegen. Von der Ansicht ausgehend, daß er nicht Eigenthümer, sondern nur Verwalter der stiftischen Rechte sei, daß er keine Befugniß habe,

irgend eines dieser Rechte freizugeben, und daß die unter dem Zwang der Umstände erfolgten Zugeständnisse ihn nicht binden könnten, protestirte er am 3. März in einem Schreiben an die Schirmstände gegen die Abtretung der landesherrlichen Gewalt im Toggenburg und im Fürstenland. Hierauf reiste er nach Wien und suchte beim Kaiser auf Grund des alten, praktisch längst bedeutungslosen Lehensverhältnisses zwischen der Abtei und dem deutschen Reiche Hülse zu erlangen. Er fand freundliche Aufnahme beim Hofe, auch bei dem Hofrath Johann v. Müller, dem Geschichtschreiber, und scheute sich infolge dessen nicht, den Kaiser um bewaffnetes Einschreiten zur Herstellung der Ordnung im St. Gallischen anzugehen. Er mußte sich vorerst mit allgemeinen Vertröstungen begnügen, wandte sich aber nur um so heftiger gegen alles, was in der Schweiz vorging. Auf die Nachricht, daß ein helvetisches Gesetz vom 8. Mai alle Klostergüter mit Sequester belegt habe, erließ er am 9. Juni eine Proclamation an das St. Gallische Volk, in welcher er sich in den schroffsten Widerspruch mit der neuen Ordnung stellte. Er führte aus: da die Verbindung des Stiftes St. Gallen mit den vier Schirmorten durch die Umwälzung aufgehoben sei, so trete es als ein exemter Reichsstand wieder in seine alten staatsrechtlichen Verhältnisse zum Reich und sei von der Schweiz bis zur Herstellung ihrer früheren Verfassung als Theil des Reiches anzusehen und gleich einem ausländischen Stifte zu behandeln. Er verwahrte sich gegen jede Jurisdiction der helvetischen Regierung in seinen Landen und gegen jede Verfügung über das Stiftsvermögen. Erst als er bemerkte, daß auf dem Rastatter Congreß eine Säcularisation der deutschen Stifte zu Gunsten der weltlichen Fürsten in Betracht gezogen wurde, sah er sich veranlaßt, die beim Reichstag eifrig eingeleitete Anerkennung der Abtei als Reichsstand etwas weniger lebhaft zu betreiben. Die helvetischen Räthe aber kümmerten sich begreiflich nicht um seine Protestationen und sprachen durch ein Gesetz vom 17. September, das alles Klostervermögen als Nationaleigenthum erklärte, die thatsächliche Vernichtung St. Gallens aus. Es war ein Glück, daß die getreuen Conventualen Ildefons v. Arx und Nepomuk Hauntinger die unschätzbaren Archivalien und Manuscripte den gierigen Händen französischer und helvetischer Commissäre rechtzeitig entzogen und auf österreichischem Boden in Sicherheit gebracht hatten.

Am 2. November verließ Abt Pankratius Wien in der guten Zuversicht, daß ihn der Kaiser früher oder später wieder einsetzen werde, und wandte sich über München und Neu-Ravensburg nach dem Kloster Mehrerau bei Bregenz. Dort verkündete er, er habe die helvetische Constitution nie angenommen, er sei Fürst von St. Gallen nach wie vor und werde somit wieder vollen Besitz von seinem Lande nehmen. Wie eine kriegführende Partei betrachtete er sich, und als nach allen Anzeichen der Ausbruch eines neuen Kampfes zwischen Oesterreich und Frankreich bevorstand, betrieb er in Verbindung mit dem Feldmarschalllieutenant Hotze (s. A. D. B. XIII, 201) und mit den Führern der schweizerischen Emigranten, dem Berner Schultheißen Steiger (s. A. D. B. XXXV, 564) und dem Obersten Rovéréa, aufs eifrigste die Vorkehrungen zu bewaffnetem Einschreiten gegen die helvetische Republik. Wirklich gingen seine Hoffnungen für kurze Zeit in Erfüllung. Im Frühjahr 1799 bahnten ihm die Siege der Oesterreicher über die Franzosen den Weg zur Rückkehr in sein Kloster. Am 26. Mai hielt er mit kirchlichem Gepränge seinen Einzug in St. Gallen. Schon einige Tage vorher hatte er das Volk durch eine Proclamation auf seine Ankunft vorbereitet und ihm die Herstellung der alten gesetzlichen Ordnung in Aussicht gestellt. Nun richtete er sich so gut als möglich in dem öde gewordenen Kloster ein und ergriff die Zügel der Regierung über seine Lande. Nach den vorhandenen kargen Nachrichten muß es unentschieden bleiben, ob er dabei auf seinem schroff ab-

weisenden Standpunkt verharren, oder doch einige der in den vorhergehenden Jahren gemachten Zugeständnisse anerkennen wollte. Aber die Thatsache, daß er sich nicht zu unbedingter Amnestie für alles Geschehene verstehen konnte und daß er sofort die vorhandenen „Befreiungsurkunden" einziehen ließ, war wenig geeignet ihm das Vertrauen des Volkes zu erhalten. Im Toggenburg wollte man überhaupt von der geistlichen Herrschaft nichts mehr wissen. Indessen bevor es noch zu entschiedenen Auseinandersetzungen zwischen dem Abte und den durch die Noth des Krieges doppelt aufgeregten Gebieten gekommen war, trat infolge der Niederlagen, welche die Oesterreicher und die Russen am 25. und 26. September bei Schänis und bei Zürich erlitten, eine jähe Wendung ein. Nach wenigen Tagen wurden in der ganzen östlichen Schweiz die seit dem Frühjahr sistirten Formen der helvetischen Republik durch die Franzosen wieder hergestellt. Fürst Pankratius getraute sich nicht, die Sieger in St. Gallen abzuwarten. Am 27. September, nach einer Regierung von 124 Tagen, eilte er unter dem Schutze der abziehenden Oesterreicher wieder nach Mehrerau: er kam nie mehr in sein Stift zurück.

Aber dieses Mißgeschick vermochte seine Zuversicht auf eine Restauration nicht zu erschüttern. In den folgenden fünf Jahren arbeitete er unermüdlich an der Wiederherstellung des Klosters und seiner Herrschaft. Da auf Oesterreich nicht mehr zu bauen war, am allerwenigsten in schweizerischen Fragen, so vollzog er rasch eine gänzliche Schwenkung, um sein Heil bei den Franzosen zu suchen. Er sandte einen eigenen Agenten nach Paris, der seine Sache bei den maßgebenden Persönlichkeiten fördern sollte; daneben rief er auch die Hülfe des Papstes und des Cardinalstaatssecretärs Consalvi an. Dem Ersten Consul stellte er in einem Schreiben vom 24. Mai 1801 bedeutende Opfer der schweizerischen Klöster in Aussicht, falls er zu ihren Gunsten einschreite. Nach dem Abschluß des Luneviller Friedens, der mit Preisgebung der helvetischen Verfassung von 1798 der Schweiz in der Theorie die freie Selbstbestimmung wieder einräumte, nahm er sowohl bei den französischen als bei den helvetischen Behörden neuerdings als ein „unabhängiger Reichsfürst" seine Souveränetätsrechte über das ganze Stiftsgebiet in Anspruch. Er fand mit seinen Forderungen hier wie dort entschiedene Zurückweisung. Aber nur um so lauter und zudringlicher reclamirte und protestirte der Abt, sodaß sogar ein so conservativer und gut katholisch gesinnter schweizerischer Staatsmann, wie der infolge des Staatsstreiches vom 27./28. October 1801 an die Spitze der helvetischen Vollziehungsbehörde berufene Alois Reding (s. A. D. B. XXVII, 523), Stellung gegen ihn nehmen mußte und sich veranlaßt sah, seinem Gesandten für Wien die Instruction zu geben: „würde von kaiserlicher Seite die Wiedereinsetzung des Fürstabts in seine vormaligen landesherrlichen Rechte begehrt werden, so sei die Unvereinbarlichkeit dieses Begehrens mit der gegenwärtigen Verfassung darzustellen; dagegen möge die Rückgabe der liegenden Güter, Häuser, Gefälle, Zehnten und Grundzinse angeboten werden, insoweit sie als eigentliches Stiftsgut und nicht als Staatsgut anzusehen seien." In der That war damals die Stimmung in der Schweiz gegen die klösterlichen Corporationen weniger ungünstig als in der ersten Zeit der helvetischen Republik, und bei raschem Verzicht auf alle hoheitlichen Rechte hätte Abt Pankratius wohl ebenso friedlich in sein Kloster wieder einziehen können, wie die Prälaten von Einsiedeln und von Pfävers, die unhaltbare Ansprüche entschlossen fallen ließen. Zu einem solchen Schritte aber war er niemals zu bewegen. Bei jeder neuen Wendung der Dinge trat er mit dem Grundsatze hervor: entweder alles oder nichts! Kaum war im Sommer 1802 die föderalistische Gegenrevolution gegen die helvetische Centralregierung ausgebrochen, als er eine Proclamation an seine „lieben Angehörigen" zu erlassen

gedachte, in welcher er ihnen „den Genuß ehevoriger väterlicher Regierungsweise“ zusicherte und alles bewilligte, „was mit der Würde des Landesherrn und den Rechtsamen des Kaisers als Lehensherrn“ vereinbar wäre. Er wiederholte seinen Satz: nie habe er auf seine und des Stiftes Rechte verzichtet. In diesem Sinne instruirte er trotz des Widerspruchs der verständigsten Capitularen einen Abgeordneten an die Tagsatzung der demokratischen Kantone in Schwyz und ließ dort seine Souveränetät zurückfordern. Der Eingriff des Ersten Consuls in die schweizerischen Parteikämpfe und die Wiedereinsetzung der nach Lausanne entflohenen helvetischen Regierung (Octbr. 1802) hemmten seine Schritte. Aber unmittelbar nach der Eröffnung der helvetischen Consulta war er wieder zur Hand. Er ertheilte seinem Bevollmächtigten in Paris, einem Hofrath Müller, neue Instructionen und schrieb an den Senator Démeunier, an Talleyrand und an den Ersten Consul, um sie für die Errichtung eines unter seiner Leitung stehenden St. Gallischen Staates zu interessiren, der in ein Allianzverhältniß zur Schweiz und zu Frankreich treten sollte. Allein seine Bemühungen in Paris konnten unmöglich von Erfolg begleitet sein. Ihm arbeitete an Ort und Stelle Karl Müller von Friedberg entgegen, der ehemalige Landvogt von Toggenburg, der, geschmeidiger als der Abt, sich längst mit den neuen politischen Strömungen abgefunden hatte, im helvetischen Staatsdienst bis zum Senator emporgestiegen war und nun im Einverständniß mit dem Ersten Consul eben daran ging, aus den rings um den Kanton Appenzell liegenden Gebieten einen neuen Kanton St. Gallen als Schauplatz für seine künftige Thätigkeit zu schaffen. Die Mediationsacte vom 19. Februar 1803 sanctionirte diese Bestrebungen: die frühern Territorien der Abtei gingen größtentheils im Kanton St. Gallen auf.

Diese Entscheidung des französischen Machthabers war für den Abt ein schwerer Schlag und doch wäre es wohl möglich gewesen, wenigstens das Kloster als solches zu retten, wenn er jetzt die neuen Verhältnisse rückhaltlos anerkannt hätte. Aber indem er in Zuschriften an Müller von Friedberg und an den Landammann der Schweiz (5. und 25. März) die Wiederherstellung des Stifts als klösterlicher Corporation verlangte, konnte er sich doch nicht dazu herbeilassen, mit klaren Worten auf seine Herrschaftsrechte zu verzichten, sodaß der politische Führer St. Gallens zur Ueberzeugung kam, die Wiedereinsetzung des streitbaren Abtes sei unter allen Umständen eine Gefahr für die ruhige Entwicklung des neuen Kantons. Er faßte den festen Entschluß, den Abt nicht mehr in das Land, das Kloster nicht mehr aufkommen zu lassen und seinem unversöhnlichen frühern Herrn die Spitze zu bieten. Durch zwei Jahre hindurch wurde der in seinen Einzelnheiten höchst bemerkenswerthe diplomatische Kampf mit steigender Erbitterung im Kanton, an der Tagsatzung, in Paris und in Rom geführt. Der Abt fand Unterstützung bei den ehemaligen Capitularen des Stiftes, bei einer starken katholischen Partei des Großen Rathes, bei der Mehrzahl der katholischen Kantone und, wenn auch nicht immer zuverlässig, bei der römischen Curie; Müller von Friedberg dagegen hielt sich an die französische Gesandtschaft in der Schweiz und durch diese an Talleyrand und Napoleon. Gegenüber der Mediationsacte, welche die Rückerstattung der Klostergüter verfügte, erklärte er von Anfang, daß das Stift St. Gallen überhaupt nicht mehr existire und daß demnach jene Bestimmung hier keine Anwendung finden könne. Mit überlegener Gewandtheit wußte er alle Schritte seines Gegners zu vereiteln, und als er endlich im Frühjahr 1805 sich der Zustimmung Napoleon's versichert halten konnte, gewann er den Großen Rath des Kantons am 8. Mai für die Annahme des entscheidenden Gesetzes, das der Regierung die Liquidation des noch vorhandenen, immerhin beträchtlichen Klostergutes übertrug. Dieses Gesetz wurde in den folgenden Jahren durchgeführt und theils der ganze Kanton,

theils die „katholische Religionspartei“ traten in das Erbe des ehrwürdigen Stiftes ein. Umsonst wandte sich der Abt an die eidgenössische Tagsatzung und verlangte von ihr Aufhebung des Liquidationsbeschlusses. Der päpstliche Nuntius und der Landammann der Schweiz eröffneten seinem Abgesandten, daß angesichts der Stellung Frankreichs nichts mehr zu machen sei, und gaben ihm den Rath, auf die Erfüllung seiner Mission gänzlich zu verzichten.

Vom Spätjahr 1805 an wechselte Abt Pankratius wiederholt seinen Aufenthalt. Beim Ausbruch des Krieges flüchtete er sich über Innsbruck nach Slavonien; dann reiste er, zu Anfang des Jahres 1806, nach Wien und fand dort Unterkunft in dem Schottenkloster. In seiner gedrückten Lage verwendete er sich wol bei dem Landammann der Schweiz, um durch seine Vermittlung eine Pension zu erhalten, sofern es ohne eine förmliche Verzichtleistung auf seine Rechte geschehen könnte. Da aber die St. Gallische Regierung nur dann auf ein Gesuch eintreten wollte, wenn es „in einfacher reservationsloser Sprache“ vorgelegt würde, so hatte sein Begehren keine Folge. Im J. 1809, beim Vordringen der Franzosen begab sich der ruhelose Mann nach Ungarn und kehrte erst im folgenden Jahre über Schlesien und Böhmen nach Wien zurück.

Noch einmal wachten seine Hoffnungen auf, als im Frühjahr 1814, nach dem Umsturz der Mediation, über die Schweiz und den Kanton St. Gallen neue Wirren hereinbrachen. Am 3. Februar traf er in Zürich ein und verlangte in einer Zuschrift an die 13 alten Kantone der Eidgenossenschaft die Wiedereinsetzung des Stiftes in seine „nie erloschenen ehevorigen Rechte“. Landammann Reinhard (s. A. D. B. XXVIII, 39) trat ihm aber sofort mit Entschiedenheit entgegen, und von dem österreichischen Abgesandten Lebzeltern erhielt er die trockene Erklärung, daß nach dem Willen der alliirten Mächte an dem territorialen Bestande der 19 Kantone nicht gerüttelt werden dürfe. Nicht besser erging es ihm im Hauptquartier zu Chaumont. Kaiser Alexander weigerte sich, ihn zu empfangen, und Kaiser Franz wies sein Begehren in bündiger Form zurück, da er sich nicht in fremde Sachen mischen wolle. Etwas günstiger schienen sich seine Aussichten bei den alten Kantonen zu gestalten, denen er am 30. März von Muri aus sein Anliegen in einem Schreiben unterbreitete. Und auch in St. Gallen selbst hatte er Freunde, die für ihn eintreten wollten. Im Juni sandte der Administrationsrath, der die besondern Angelegenheiten der Katholiken des Kantons mit dem ihnen zugefallenen Vermögen verwaltete, eine Abordnung nach Muri, die ihm die Wiederaufnahme des Klosters zusicherte, wenn er nur den Administrationsrath mit seinen Befugnissen und die vollzogene Ausscheidung zwischen Staats- und Stiftsgut anerkenne. Aber er wies auch diese Vorschläge von der Hand und forderte alles Klostergut, in wessen Besitz es auch übergegangen sei, mit allen frühern Rechten des Stiftes feierlich zurück. Dann reiste der unversöhnliche Priesterfürst nach Wien, um vor dem Congreß seine Reclamationen aufzunehmen, nachdem er noch einen seiner Anhänger vorsorglich mit der Besitznahme der stiftischen Lande bevollmächtigt hatte. Solcher Starrsinn entfremdete ihm schließlich auch seine treuesten Freunde und diente seinem unausgesetzt auf der Wache stehenden Gegner, Müller von Friedberg, als erwünschte Waffe zur Abwehr des erneuerten Restaurationsversuches.

In Wien fanden die Bestrebungen des Abtes nicht den geringsten Anklang. Der Congreß lehnte es ab, auf eine Wiederherstellung des Stiftes einzutreten; dagegen bestimmte er am 20. März 1815, im Zusammenhang mit den die Schweiz betreffenden Artikeln, der Kanton St. Gallen habe dem Abt einen lebenslänglichen Jahrgehalt von 6000 Reichsgulden zu bezahlen. Es ließ sich erwarten, daß er auch gegen diese Verfügung protestirte und die Annahme der Pension verweigerte. Er wandte sich im Spätjahr 1815 persönlich an den

Papst und machte durch diesen noch einmal seine ganze Angelegenheit bei der eidgenössischen Tagsatzung anhängig. Pius VII. begehrte die Wiederherstellung des Stiftes als kirchlicher oder Ordensanstalt mit Umwandlung der Abtei zu einem Bisthum mit Regularconvent. Allein für solche Pläne war kein Boden mehr vorhanden. Vergeblich erschien Abt Pankratius in Zürich, um die dort versammelten Vertreter der Kantone zu bearbeiten: er fand hier seinen bekannten Gegner aus St. Gallen mit den alten immer noch schneidigen Waffen kampfbereit. Am 16. Juli 1816 lehnte die Mehrheit der Tagsatzung das Ansinnen der römischen Curie ab. Sieben Jahre später endlich sprach der Papst selber das letzte Wort über das Kloster, indem er durch die Bulle „Ecclesias quae antiquitate ac dignitate praestant“ vom 2. Juli 1823 seine Zustimmung zur Errichtung eines Doppelbisthums Chur-St. Gallen gab und in bündiger Form erklärte: die ehemalige Abtei St. Gallen solle gänzlich aufgehoben und erloschen sein.

Abt Pankratius konnte nun doch nicht umhin, sich einem Spruche von dieser Stelle zu unterwerfen. Bereits im J. 1819 hatte er sich zum Bezuge der Pensionen entschlossen, die ihm die St. Gallische Regierung ausrichten mußte. Nun lebte er in stiller Zurückgezogenheit im Kloster Muri, ohne von den eingehenden Geldern persönlichen Gebrauch zu machen. Er stiftete eine Reihe von Anniversarien in St. Gallen und andern Kantonen, verwendete bedeutende Summen für die Abhaltung regelmäßiger Jesuitenmissionen in der Schweiz und setzte zahlreiche Legate für Kirchen-, Armen- und Erziehungszwecke aus. Im beinahe vollendeten 76. Lebensjahre starb er. Sein Secretär und Exilgenosse P. Columban Ferch widmete ihm in der Klosterkirche zu Muri eine einfache Gedenktafel, auf der er als der letzte in der Reihenfolge der Aebte, aber als einer der ersten an Verdiensten, als ein muthiger und beharrlicher Verfechter der Kirche und der Klöster bezeichnet wird. Gewiß ist an seiner ehrenhaften Gesinnung kein Zweifel zu erheben; jede unbefangene Betrachtung seiner starrsinnigen Handlungsweise muß aber zur Ueberzeugung führen, daß großentheils durch seine Schuld das ihm anvertraute Kloster vernichtet worden ist.

Vgl. Ild. v. Arx, Geschichten d. Kantons St. Gallen, 3. Bd. (St. Gallen 1813). — Briefe des hochwürd. Herrn Pankratius &c. (Briefe an Johann von Müller, herausgegeben von Maurer-Constant, 5. Bd., Schaffhausen 1840). — (Karl Wegelin,) Lebensgeschichte Pankratius Vorster's, Fürstabts zu St. Gallen (St. Gallen 1830). — Franz Weidmann, Geschichte des ehemaligen Stiftes und der Landschaft St. Gallen unter den zween letzten Fürstäbten (St. Gallen 1834). — Müller von Friedberg, Schweizerische Annalen, 3. Bd. (Zürich 1835). — L. Snell, Geschichtliche Darstellung der kirchl. Vorgänge und Zustände in der katholischen Schweiz 1798—1830 (Mannheim 1850). — O. Henne-Amrhyn, Geschichte des Kantons St. Gallen (St. Gallen 1863). — G. J. Baumgartner, Geschichte des schweizer. Freistaates und Kantons St. Gallen, 1. u. 2. Bd. (Zürich u. Stuttgart 1868), wo die Tagebücher des Abtes benutzt sind, die dem Verfasser dieses Artikels nicht zugänglich waren. — H. Wartmann, G. J. Baumgartner's Geschichte d. schweizer. Freistaates und Kantons St. Gallen (in dem von G. Meyer von Knonau herausgegebenen Jahrbuch für die Literatur der Schweizergeschichte, II, Zürich 1869), eine sehr eingehende und belehrende kritische Abhandlung, welche der einseitigen Auffassung Baumgartner's in politischen Dingen und seiner überschwänglich panegyrischen Beurtheilung Vorster's entgegentritt. — J. Dierauer, Die Entstehung des Kantons St. Gallen (1870). — G. Meyer v. Knonau, P. Ildefons von Arx, der Geschichtschreiber des Kantons St. Gallen (1874). — J. Dierauer, Der Kanton St. Gallen in der Mediationszeit (1877). —

Der Kanton St. Gallen in der Restaurationszeit, mit Briefen Vorster's und Müller's von Friedberg (1878, Neujahrsblätter des Historischen Vereins in St. Gallen). — J. Dierauer, Müller-Friedberg, Lebensbild eines schweizer. Staatsmannes (Mittheilungen zur vaterländischen Geschichte, herausgeg. vom Histor. Verein in St. Gallen, Bd. 21, St. Gallen 1884). — Das in Oel gemalte Bildniß des Abtes bewahrt die St. Galler Stiftsbibliothek.

Dierauer.

Vorsterman: Wilhelm V. (oft in Vosterman, Vostreman, Vorstman verkezert), ein namhafter Buchdrucker und Buchhändler in Antwerpen, † am 23. Juli 1543. Wann er geboren ist, ist unbekannt. Nach Hain's und anderen bibliographischen Verzeichnissen müßte man annehmen, daß er seine Thätigkeit noch Ende des 15. Jahrhunderts begonnen hat; doch tragen die betreffenden Drucke kein Erscheinungsjahr, und die Bestimmung des letzteren ist sehr unsicher. Der älteste datirte Druck, den wir von ihm kennen, stammt erst aus dem Jahre 1511, was jedoch natürlich nicht ausschließt, daß der Anfang seiner Druckerthätigkeit um einige Jahre früher fällt. Im Jahr 1512 ließ sich V. in die Gilde (der Maler) vom h. Lucas aufnehmen. Von da an bis zu seinem Tode entwickelte er eine große Thätigkeit als Drucker wie als Verleger. Aus den zahlreichen Schriften, die von ihm herausgegeben worden sind, heben wir hervor seine zum Theil illustrirten Ausgaben der h. Schrift bezw. des Neuen Testaments in lateinischer und flämischer Sprache (in ersterer 1528/29, 1534, 1543, in letzterer 1528, 1529, 1531, 1532), sowie die vielen Flugschriften über Tagesereignisse (das, was man später „Zeitungen" nannte). V. hatte sein Geschäft in der Kammerstraße „buten die Cammerporte" im Haus zum goldenen Einhorn, demselben, in welchem nicht lange nachher auch Christoph Plantin wirkte. Sein Drucker- und Verlegerwappen, das bald größer bald kleiner und mit verschiedenen Abweichungen vorkommt, zeigt als wesentliche Stücke den doppelköpfigen Reichsadler (in Schwarz), über diesem eine Krone und auf seiner Brust das Wappen von Antwerpen (s. z. B. Brunet, Manuel du libraire 5me édition, t. IV. col. 86 u. sonst). Da dies Zeichen auch in Verbindung mit den Löwen des Pariser Buchhändlers Jean Petit vorkommt, so schließt Dibdin (Bibliogr. Decameron vol. II, p. 149) auf eine engere Geschäftsverbindung zwischen diesem u. V., eine Annahme, die auch in Anderem eine Stütze findet.

Vgl. Van Havre, Marques typogr. des imprimeurs et libraires anversois, Gand 1884—85 (hieraus in Obigem ges. Mittheilungen des Conservators am Musée Plantin-Moretus in Antwerpen, M. Rooses). — Bibliophile belge t. VII, 1850, p. 391 und besonders t. V, 1848, p. 302 sqq., wo ein Verzeichniß von Vorsterman's Drucken gegeben wird, das aber durch Polain, Essai sur les éditions imprimées par G. V., Liège 1891, überholt ist. Letzteres Werk, das uns nicht vorlag, soll von 1499—1546 (sic!) 166 Drucke aufführen. K. Steiff.

Vorstermann: Lucas V., Kupferstecher, wurde im J. 1595 (nicht 1578) zu Antwerpen, oder, was wahrscheinlicher ist, zu Bommel in Holland geboren. Es scheint, daß er seine künstlerische Erziehung ausschließlich durch Rubens empfing. Im J. 1620 erhielt er das Bürgerrecht in Antwerpen, doch steht fest, daß er sich schon früher, etwa seit 1617 als Kupferstecher versucht hat. Anfänglich ahmte er die Stichweise des Goltzius bis zur Täuschung nach und beschränkte sich darauf, lange und schöne Linien zu ziehen. Später aber gab ihm Rubens, wie Sandrart berichtet, den Rath „sich mehr zu befleißigen, den Ausdruck und das Verfahren des Malers wiederzugeben, indem er die Lichter und Schatten, die Reflexe und Halbtöne genau beobachten solle, wodurch er die Gestalten besser modelliren könne". V. machte sich diesen Rath zu Nutze und lie-

ferte bis zum Jahre 1620 sieben Kupferstiche für Rubens, denen in den nächsten Jahren noch eine Reihe weiterer Blätter nach den Werken dieses Meisters folgte. Rubens überwachte die Arbeiten Vorsterman's auf das genaueste und retouchirte die für ihn bestimmten Probedrucke mit Blei, Feder oder aufgesetzten Lichtern. V. arbeitete unausgesetzt und war nahe daran sich zu ruiniren, da er nur Hauptblätter lieferte, sodaß er nach Vollendung der Amazonenschlacht seiner Gesundheit wegen Antwerpen verlassen mußte, obwol er eben erst achtundzwanzig Jahre alt geworden war. Er wandte sich, vielleicht einer Einladung des Grafen Arundel folgend, nach England, wo er bis zum Jahre 1630 oder 1631 blieb. In England, wo der Kupferstecher R. van Voerst mit ihm rivalisirte, ohne ihn zu erreichen, schuf V. einige Blätter nach Bildnissen Holbein's und van Dyck's, mit welchem letzteren er jedoch auf englischem Boden nicht zusammen getroffen zu sein scheint. Eines seiner dort entstandenen Hauptwerke ist der Heilige Georg nach Raphael's Bild in der Galerie des Lord Pembroke, dessen Porträt er nach einer eigenen Zeichnung stach. Im J. 1631 war V. wieder in Antwerpen, wo wir ihn mit der Reproduction eines Bildnisses des Thomas Morus von Holbein beschäftigt finden. Für Rubens arbeitete er seit dieser Zeit nur noch wenig, um so mehr aber für van Dyck, für dessen Ikonographie in der ersten Ausgabe er 21 Blätter herstellte, während er für die zweite nur drei Bildnisse lieferte. Zu seinen Hauptwerken aus dieser seiner späteren Zeit gehört der Leichnam Christi im Schooße der Maria und das Rosenkranzfest nach Michel Angelo da Caravaggio. Seine letzte Arbeit war eine ungewöhnlich große Platte, die den Einzug Karl's II. in Gent darstellte. Er vollendete sie zu Anfang des April 1667 und starb sehr bald darauf im Alter von 72 Jahren. — Vorsterman's Verdienst ist es, die engen Grenzen der Antwerpener Stechkunst erweitert und der Kupferstecherei aufs neue eine geachtete Stellung neben den größten Gemälden der Zeit gesichert zu haben. Rubens nannte ihn: „il mio intagliatore“ und bestätigte mit dieser Bezeichnung auf das ehrenvollste ihre gegenseitige Zusammengehörigkeit. — V. hatte einen Sohn, der gleichfalls Lucas hieß, in Antwerpen geboren war und im J. 1661 in die dortige Lucasgilde aufgenommen wurde. Er trat als Stecher in die Fußtapfen seines Vaters, konnte ihn jedoch nicht erreichen. Als sein bestes Werk wird das Bildniß seines Vaters nach van Dyck, das er für dessen Ikonographie anfertigte, angeführt.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allgem. Künstler-Lexicon. München 1850, XX, 546—551. — A. Michiels, Histoire de la peinture flamande. 2. édit. Paris 1869. VIII, 374—376. — H. Hymans, Histoire de la gravure dans l'école de Rubens. Bruxelles 1879, p. 158—230. — J. E. Wessely, Geschichte der Graphischen Künste. Leipzig 1891, S. 193, 194. — E. Dutuit, Manuel de l'amateur d'estampes. Paris, Londres 1885. II, 557—559.

H. A. Lier.

Börtel: Wilhelm V., Glasmaler, geboren 1793 in Leipzig, † 1844, hieß eigentlich Viertel, bediente sich letzterer Namensform jedoch nur bis zum Jahre 1829. Er begann schon in seinem Knabenalter unter Anleitung Mohn's des Aelteren mit Glasmalerei und Glasfarbenbereitung sich zu beschäftigen. Nachdem er am Feldzuge des Jahres 1813 als sächsischer Freiwilliger theilgenommen, dann an der Dresdener Akademie seine Studien wieder aufgenommen hatte, ging er 1818 nach Wien, um hier Mohn dem Jüngeren bei Herstellung seiner Glasmalereien für die Fenster des kaiserlichen Schlosses Laxenburg zu helfen und zugleich auf der Wiener polytechnischen Schule dem Studium der Chemie obzuliegen. Eine Zwischenzeit von mehreren Jahren, während deren er für den nachmaligen König Friedrich August II. von Sachsen Glasgemälde in

dessen Weinbergvilla zu Wachwitz ausführte, verbrachte er darauf in Dresden. Dann beschäftigten ihn wieder einige Jahre lang Glasmalereien für die neuen Bauwerke in Laxenburg, bis er nach München übersiedelte, wo damals Melchior Boisseree und Bertram mit vielem Erfolge für die Ausbildung einer vervollkommneten Cabinetsglasmalerei thätig waren. Sie gewannen in ihm einen der vorzüglichsten, im Dienste ihrer Bestrebungen arbeitenden Künstler. Aus seiner Hand gingen trefflich gelungene Nachbildungen nach einigen der werthvollsten Gemälde der Boisseree'schen Galerie hervor. Außerdem fertigte er in seinen letzten Lebensjahren u. A. Glasgemälde für die Burg Landsberg bei Meiningen. Kurz bevor er starb, hatte er seinen Wohnsitz nach Stuttgart verlegt, wo ihm der Auftrag ertheilt wurde, die großen Fenster der Stiftskirche mit Gemälden zu schmücken. Ein ihn darstellendes, zu Dresden am 12. September 1826 von Rietschel gezeichnetes Porträt findet man in Vogel's von Vogelstein Porträtsammlung im Dresdener Kupferstichcabinet.

Artistisches Notizenblatt (zur Dresdner Abendzeitung) 1829, Nr. 7, S. 27 f. — Ad. v. Schaden, Artistisches München im J. 1835. München 1836, S. 174 f. — M. A. Gessert, Geschichte der Glasmalerei. Stuttgart und Tübingen 1839, S. 272 ff. — Nagler, Künstler-Lexicon Bd. 20, 1850, S. 473 ff. —d.

Vos: Cornelis de V., Maler, wurde im Sommer 1585 in der flandrischen Stadt Hulst geboren. Im J. 1599 wurde er in Antwerpen, wo seine Eltern seit 1596 lebten, bei David Remeeus in die Lehre gethan. Nach Beendigung seiner Lehrzeit unternahm er im J. 1604 eine Kunstreise, die ihn vielleicht nach Italien führte. Als er im J. 1608 zurückkehrte, wurde er Freimeister der Antwerpener Lucasgilde, als deren Decan er im J. 1618 und als deren Oberdecan er im J. 1620 erscheint. Er starb zu Antwerpen am 9. Mai 1651. — V. ist einer der besten Meister der Antwerpschen Schule, gleich groß im Bildniß als im Historiengemälde. Am besten kann man ihn im Antwerpener Museum kennen lernen, wo man außer dem berühmten Porträt des Abraham Grapheus, des „Knaap" (d. h. Hausdieners) der St. Lucasgilde das große Gemälde der Rückgabe der geraubten Kirchenschätze an den heiligen Norbert vom Jahre 1630 findet. Unter seinen zahlreichen Familienbildern verdient das Gruppenbild im Brüsseler Museum, auf dem er selbst mit seiner Familie erscheint, und das Bild der Familie Hutten in der Münchener Pinakothek hervorgehoben zu werden. Andere Bilder dieser Art hat man in den Gemäldesammlungen zu Turin, Cassel und Berlin zu suchen. Ein großes religiöses Bild besitzt die kaiserliche Sammlung in Wien, die „Salbung Salomons", während in der Kirche zu Nieukerken sein ältestes Historienbild: „Die Ausgießung des Heil. Geistes" (1613) aufbewahrt wird. Von einer Neigung zu Allegorien zeugt das merkwürdige Bild des Braunschweiger Museums, das als „Allegorie auf die Nichtigkeit des Reichthums" angeführt wird und früher fälschlich unter dem Namen der „Familie de Rubens" bekannt war.

Vgl Riegel, Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte. Berlin 1882. 1. und 2. Band (Register). — van den Branden, Geschiedenis der Antwerpsche schilderschool. Antwerpen 1883 (Register). — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 476—478.

H. A. Lier.

Vos: Jan V., holländischer Dramatiker des 17. Jahrh. Das Geburtsjahr ist unbekannt, muß aber vor 1620 fallen, da V. 1639 heirathete. Seines Zeichens ein Glaser, wurde er 1641 wahrhaft berühmt durch seinen Aran en Titus, eine Bearbeitung des Stoffes, den Shakespeare in Titus und Andronicus behandelt

hatte, der aber dem holländischen Dichter nur in einer vergröbernden Fassung durch die englischen Komödianten bekannt geworden zu sein scheint. Die gräuelvolle Geschichte wird mit bombastischen Reden vorgeführt. Das Drama erhielt nicht nur, und zwar auf lange hinaus, den größten Beifall der Zuschauer aus dem Volke, es ward von der Schuljugend in Tiel 1658 ins Lateinische übersetzt. Die besten zeitgenössischen Dichter bewunderten V.: Barläus, Vondel, Tesselschade. Er ward in den Kreis eingeführt, der sich auf dem Schlosse zu Muyden um Hooft versammelte. In der vornehmen Familie Huydecoper ward er gewissermaßen der Hauspoet. Daß er als ein des Lateins unkundiger Handwerker ein solches Werk verfaßt hatte, wurde immer von neuem bestaunt: das Wortspiel auf seine Beschäftigung (dichten heißt auch Glasplatten einsetzen) kehrt oftmals wieder. V. ward zum städtischen Glasermeister ernannt, auch zum wijnroeijer d. h. Weinvisierer. Bedeutsamer war seine Erwählung zum Regenten der Schouburg 1647. Die Theaterleitung besorgte er in verdienstlicher Weise: er drang auf einen Neubau, worin die Flugmaschinen und ähnliche Vorrichtungen, die er zur Aufführung seiner Dramen brauchte, besser angebracht werden konnten. Als das neue Theater 1665 eingeweiht wurde, schrieb V. das Drama „Medea", worin z. B. eine Sternschnuppe zur Erde fällt und in die acht Planeten sich zertheilt, deren Darsteller dann ein Ballet tanzen. Ob er im Uebrigen die Medea selbständig dichtete, ist unbekannt. Eine Klucht van Oene verfaßte er 1642, ließ sie aber später nicht aufführen: der Inhalt ist allerdings ebenso anstößig, als die Sprache niedrig. Nur das Volkstümliche daran kann interessiren, z. B. das eingelegte Kindermärchen von Kohle, Bohne und Halm. V. hatte auch mehrmals für öffentliche Feste lebende Bilder zu stellen, besonders bei Besuchen vornehmer Personen. Auch hier zeigte sich sein bunter, crasser Geschmack. 1660 ließ er u. A. auch die Hinrichtung Karl's I. von England darstellen, was die Prinzeß von Oranien, Karl's Tochter, mit begreiflicher Entrüstung ansah. Solche Tactlosigkeiten zogen dem Dichter heftige Angriffe zu. Auch er hatte, wie Vondel, mit den orangistischen Prädicanten zu kämpfen, um so mehr, als er katholisch war, wenn auch, seinem vornehmen Umgang angemessen, ohne jeden Fanatismus. Er selbst antwortete mit Puntdichten, welche für uns vielfach räthselhaft bleiben müssen. Seine Werke erschienen als: Alle de gedichten van den Poëet J. V. verzamelt en uitgegeven door J. L. t'Amsterdam 1662. Bald nach seinem Tode 1667 änderte sich der Geschmack in den maßgebenden Kreisen: das Gepolter ward lächerlich, die Derbheit erschien als gemein. Doch blieben Verse von V. noch spät in den bürgerlichen Kreisen Amsterdams wohlbekannt. Wenn auch kein wahrer Dichter, ist V. doch eine wichtige Erscheinung in der Blüthezeit Hollands.

J. A. Worp, Jan Vos, Proefschr. Groningen 1879.

E. Martin.

Vos: Marten de V. wurde im Jahre 1532 zu Antwerpen als Sohn des Malers Peeter de V. aus Leyden geboren. Nachdem er unter der Leitung seines Vaters die Anfangsgründe der Kunst erlernt hatte, kam er in die Schule des Frans Floris, in der er sich eine tüchtige Ausbildung aneignete. Nach Beendigung der Lehrzeit ging er, der damaligen Sitte folgend, über die Alpen nach Italien, wo er sich nicht nur in Rom und Florenz aufhielt, sondern auch Venedig besuchte. In Venedig schloß er sich eng an Tintoretto an, dessen Colorit er nachzuahmen suchte, und in dessen Historienbildern er gelegentlich den landschaftlichen Hintergrund selbst ausführte. Als er im J. 1558 nach Antwerpen zurückkehrte, wurde er in die dortige Malergilde aufgenommen, als deren Decan er im J. 1578 erscheint. In der ersten Zeit nach seiner Rückkunft blieb V. ziemlich unbemerkt in Antwerpen, da Floris und seine Schule noch immer das

hauptsächlichste Interesse der Kunstfreunde erregten. Allmählich aber mehrten sich die ihm ertheilten Aufträge. Er schuf nunmehr eine Menge Altarbilder, sowie Allegorien und Darstellungen aus dem Leben der Heiligen, die zum Theil noch in belgischen Kirchen ihrem ursprünglichen Zweck dienen. Am bequemsten kann man seine Art im Antwerpener Museum kennen lernen, das gegen dreißig Bilder von seiner Hand besitzt. Darunter befinden sich mehrere ganz in alter Weise als Triptychen behandelte Altargemälde, z. B. eines seiner Hauptbilder, das den „Triumph Christi" darstellt, und das letzte Bild des Künstlers vom Jahre 1662, dessen Flügel von Otho van Veen und Martin Pepyn vollendet wurden, auf dem wir Lucas sehen, wie er die heilige Jungfrau malt. Außerdem ist V. mit historischen Bildern in den Museen in Sevilla und Gent und in der kaiserlichen Galerie zu Wien vertreten. Weit bedeutender als diese Werke, die alle unter einem gewissen Manierismus leiden und in der Zeichnung die Art Michelangelo's übertreiben, sind seine Porträts, die immer bedeutend erscheinen. Im J. 1581 malte er das Bildniß Alexander Farnese's. Bei dem Einzug des Erzherzogs Ernst von Oesterreich wurde ihm der Entwurf der Festdecorationen übertragen. Als er am 4. December 1603 starb, hinterließ er eine Menge Zeichnungen, die den Kupferstechern ebenso wie seine Bilder häufig als Vorlage für ihre Arbeiten dienten.

Vgl. Catalogue du musée d'Anvers. 2. édit. Anvers 1857. S. 109—120. — W. Bürger, Musée d'Anvers. Paris 1862. S. 47. — van den Branden, Geschiedenis der Antwerpsche schilderschool. Antwerpen 1883. S. 216—258. — van Mander, Le livre des peintres. Traduction par H. Hymans. Paris 1885. II, 92—95. — Ed. von Engerth, Kunsthistor. Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses. Gemälde. Beschreibende Verzeichnisse. Wien 1884. II, 537, 538. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 72, 73. — Ed. Fétis, Musées royaux de peinture et de sculpture de Belgique. Catalogue descriptif et historique des tableaux anciens. 6. édit. Bruxelles 1889. S. 535—537. H. A. Lier.

Vos: Paulus de V., Thiermaler, der Bruder des Bildnißmalers Cornelis de V., wurde um 1590 zu Hulst geboren. Wie sein Bruder war er eine Zeit lang Schüler von David Remeeus. Dann trat er als Gehülfe in die Werkstatt von Rubens, wo er Frans Snyders zum Lehrer seines speciellen Faches, aber auch zum Freund und Schwager gewann. Als selbständiger Meister der Lucasgilde erscheint er erst im J. 1620. Er malte Landschaften und Fruchtstücke, hauptsächlich aber Thierbilder, und zwar in ganz ähnlicher Weise wie Frans Snyders, weshalb seine Bilder diesem vielfach zugeschrieben werden, zumal sie in den deutschen und niederländischen Sammlungen nur selten zu treffen sind. In der Madrider Galerie finden sich dagegen fünfzehn meist bezeichnete Bilder von seiner Hand und in der Eremitage zu St. Petersburg fünf mit dem Namenszug des Künstlers versehene. Im Museum zu Brüssel, wird eine bezeichnete Hirschjagd, die zu den Hauptwerken des Künstlers zählt, aufbewahrt. Das sogenannte „Erden-Paradies" in der Dresdner Galerie, früher Snyders zugeschrieben, wird gegenwärtig für V. in Anspruch genommen. Dasselbe ist der Fall bei den „Hirschjagden" in Stockholm und im Mauritshuis zu Gravenhagen, sowie bei dem Bilde der Kasseler Galerie, das einen überraschten Fuchs darstellt. Andere unbezeichnete Thierbilder von seiner Hand sind in den Galerien zu München, Schleisheim und Augsburg zu suchen. Im übrigen dürfte noch genauer zu prüfen sein, wie weit die in den europäischen Galerien auf den Namen Snyders getauften Bilder von diesem oder von V. herrühren. V. starb am 30. Juni 1678. Sein von van Dyck gemaltes Bildniß ist im Besitz König Leopold's II. von Belgien.

Vgl. M. Rooses, Geschichte der Malerschule Antwerpens. Uebersetzt von F. Reber. München 1881 (Register). — van den Branden, Geschiedenis der Antwerpsche schilderschool. Antwerpen 1883. S. 679—683. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888, III, 466. — G. F. Waagen, Die Gemäldesammlung in der Kaiserl. Eremitage zu St. Petersburg. München 1864. S. 269. 270. — G. Göthe, Nationalmusei tafvelsamling. Stockholm 1887. I, 288. — O. Eisenmann, Katalog der Kgl. Gemälde-Galerie zu Cassel. Cassel 1888. S. 73. — P. de Madrazo, Catalogo de los cuardos del museo del Prado de Madrid. 6. edicion. Madrid 1889. S. 311—313. — Ed. Fétis, Musées royaux de peinture et de sculpture de Belgique. Catalogue des tableaux anciens. 6. édition. Bruxelles 1889. S. 538. 539. — A. Bredius, Beknopte catalogus der schilderijen in het koninklijk kabinet van schilderijen (Mauritshuis) te 's-Gravenhage. 's-Gravenhage 1891. S. 64. H. A. Lier.

Vos: Simon de V., Maler, wurde am 28. October 1603 zu Antwerpen geboren und in der Schule des Cornelis de Vos, der zwar sein Namensvetter, nicht aber sein Verwandter war, zum Maler herangebildet. Schon im J. 1620 wurde er als Meister in die Lucasgilde aufgenommen. Er starb am 15. October 1676 im Alter von 73 Jahren. V. war ein vielseitiger, aber keineswegs gleichmäßiger Künstler. In seinen religiösen Bildern, z. B. in dem Triptychon des Hedwigshospitals zu Mecheln, das die „Anbetung der Könige" darstellt, und in der „Anbetung der Hirten" in der Kapelle der Zellenbrüder ebendaselbst, ist er wenig erfreulich, während er in seinen Porträts, namentlich in seinem Selbstbildniß im Vorsaal des Maagdenhuis zu Antwerpen, als ein talentvoller Meister erscheint. Als Genremaler entwickelte er gleichfalls entschieden tüchtige Eigenschaften und auch in seinen kleineren Historienbildern, z. B. in dem Gemälde „Abigail vor David" in der herzoglichen Gemäldegalerie zu Gotha gefällt er durch seine lebendige, malerische und geistvolle Darstellung.

Vgl. M. Rooses, Geschichte der Malerschule Antwerpens. Uebersetzt von F. Reber. München 1881. S. 327. 328. — van den Branden, Geschiedenis der Antwerpsche schilderschool. Antwerpen 1883. S. 899—901. — A. Woltmann u. K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 482. H. A. Lier.

Vos van Heusden (Johann Goossens): Augustiner regulirter Kanoniker, Prior und Prior-Superior zu Windesheim; 1363 zu Heusden geboren, erhielt er an der damals blühenden Capitelschule zu Deventer seinen ersten Sprachunterricht. Dort kam er mit Florentius Radewynsz und seinen Klerikern, wie auch mit Gerhard Groote in Berührung und schloß sich den Brüdern des gemeinsamen Lebens an. Nach der Errichtung des Klosters zu Windesheim, 1387, trat er im folgenden Jahre in den Orden ein und legte unter dem ersten Prior Werner Heynkamp 1389 seine Gelübde ab. Bald that er sich durch besondere Frömmigkeit, Einfalt und Demuth hervor und wurde 1391 einstimmig zum Prior erwählt. Einen klügeren, fröhlicheren und edleren Prior hat es wohl in Windesheim niemals gegeben. Seine durchaus fromme und liebenswürdige Persönlichkeit übte einen wahrhaft heiligenden Einfluß auf die Brüder; jede seiner freundlichen Bitten war ihnen Befehl. Inzwischen waren auch die Klöster Marienborg bei Arnhem und Neulicht bei Hoorn gegründet, und Johann V. faßte eine Union mit diesen Stiftungen, wie auch mit dem Kloster Elmsteyn bei Dordrecht ins Auge, welche 1395 zur Gründung der Windesheimischen Congregation führte. Johann V. trat als oberster Prior an die Spitze der Congregation, die sich während seines Priorats bis zu vierundzwanzig Männer- und vier Frauenklöstern ausbreitete und unter seiner Verwaltung ihr goldenes

Zeitalter erlebte. Kirche und Kloster zu Windesheim wurden von ihm vergrößert, und mit besonderer Sorgfalt veranstaltete er die Abfassung eines Ordinariums, Kalendariums und Manuale, wie auch um 1402 der Statuta oder Constitutiones Capituli Windesemensis, welche nachmals 1508 im Kloster de Hem bei Schoonhoven, auch 1553 zu Utrecht und 1639 zu Löwen gedruckt wurden. Besonders war er auch bedacht auf die Herstellung einer vollständigen Uebereinstimmung der Missales, Evangeliarien, Epistolarien, Lectionarien, Psalterien, Capitularien und Collectarien aller Windesheimischen Klöster; er trug diese mühselige und schwierige Arbeit einer Commission auf, welche sich dieser Aufgabe in höchst verdienstlicher Weise unterzog. Am bedeutendsten in kritisch-litterarischer Hinsicht war aber die Arbeit, die er dem gelehrtesten seiner Klosterbrüder übertrug, die Herstellung eines correcten Textes der Vulgata, auf der Vergleichung und Prüfung mehrerer alten Manuscripte beruhend. Auf gleiche Weise stellte er eine treffliche und in ihrer Art einzige Sammlung der Schriften der vornehmsten Kirchenväter her. Die Klosterbibliothek enthielt zur Zeit Johann Busch's über hundert große Codices und 35 Bücher für den Kirchendienst, die mit der genauesten Sorgfalt abgeschrieben waren. Die scholastischen Schriften eines Thomas von Aquino und dergleichen hielt er aber für weniger geeignet zur Förderung wahrer christlicher Frömmigkeit, empfahl dagegen den Brüdern besonders die stete Vertiefung in ein frommes und gemüthstiefes Büchlein, in der Landessprache geschrieben, welches vom Leben und Leiden Christi handelte, im Chronicon Windesemense aber nur in lateinischer Uebersetzung aufbewahrt ist. Freund einer gesunden Mystik, war er jeder überspannten Ascese abhold; er zeichnete sich durch praktischen Sinn und große Wohlthätigkeit aus. Groß war daher bald der Ruf des wahrhaft geistlichen und christlichen Lebens, das von Windesheim und seinem Prior ausgehend in allen diesen Klöstern herrschte. Auf dem Concil zu Constanz, wo Johann V. die Brüder des Gemeinsamen Lebens wider die Verleumdungen eines Dominicaner Mönches, Matthäus Grabow aus Gröningen, zu vertheidigen hatte, wurde es lobend ausgesprochen: „diese Brüder aus Windesheim seien die Geistlichen, welche die Väter des Concils zu sehen und zu hören lange gewünscht hätten." Zahlreiche päpstliche und bischöfliche Privilegien legen Zeugniß ab von der hohen Achtung, welche sich die Congregation mehr und mehr erwarb, und fortwährend erbaten neue Klöster die Vereinigung mit Windesheim, so 1414 die dem Capitel von Grünenthal in Brabant angehörigen sieben Convente. 29 Jahre vertrat Johann V. auf diese Weise nicht nur die Interessen seiner Congregation, sondern auch in weiterem Kreise die der Freunde der modernen Devotion und der Brüder des Gemeinsamen Lebens, welche ihn nach dem Tode des Florentius Radewynsz als ihren geistlichen Vater und Berather betrachteten. Gegen das Ende seines Lebens wurde er mehr und mehr vom Asthma gequält; am 2. Decbr. 1424, als er 61 Jahre alt war, erlag er diesem Leiden. In einer Trauerklage heißt es von ihm:

> Omnis namque fuit omnibus, ut decuit;
> Et dare cum studuit ipse ditior fuit,
> Dum memor, ut canitur: Da tibi, tunc dabitur.

Vgl. Acquoy, Het Kloster Windesheim I bl. 230 v. v. II bl. 371 v. v. und van Slee, De kloostervereeniging van Windesheim bl. 28—59, 310 v. v. u. s. w. J. C. van Slee.

Böscher: Heinrich Leopold B., Landschaftsmaler, wurde im J. 1830 zu Wien geboren und durch den Landschaftsmaler Anton Hansch zur Beschäftigung mit der Kunst angeregt. Im J. 1846 ließ er sich als Schüler an der Akademie der bildenden Künste in Wien aufnehmen, an der er bereits im J. 1849 den ersten Preis erhielt. Seit dem Jahre 1851 selbständig geworden, widmete er

sich mehr und mehr ausschließlich der Oelmalerei und brachte seit dem Jahre 1852 häufig Bilder in den Monatsausstellungen des österreichischen Kunstvereins zur Ansicht des Publicums, die sofort durchschlagenden Beifall fanden. Von dem Jahre 1859 bis zum Jahr 1863 bereiste er, um Studien zu machen, Ungarn und das gesammte Alpengebiet Oesterreichs, Deutschlands, Oberitaliens und der Schweiz. Im J. 1864 siedelte er nach München über, wo er seinen Wohnsitz bis kurz vor seinem Tode behielt und die Ausstellungen des dortigen Kunstvereins fleißig mit Bildern beschickte. Seine Stärke lag in der Wiedergabe der Alpenwelt, die er auch dann und wann einmal in Radirungen behandelte. Er war ungemein fleißig, arbeitete leicht und elegant, verfiel aber schließlich in Folge seiner Routine in eine unleidliche Manier. Ueberreizt und lebensmüde, kehrte er nach zehnjähriger Abwesenheit nach Wien zurück, wo er am 1. oder 2. Februar 1877 in der dortigen Landesirrenanstalt starb. Eine seiner letzten bedeutendsten und umfänglichsten Arbeiten, eine meisterhafte Darstellung einer Partie am Vierwaldstättersee wurde vom Münchener Kunstverein zur Verloosung angekauft. Eine große Anzahl seiner Bilder wird von Wurzbach L, 158—161 aufgeführt.

Vgl. Bericht über den Bestand und das Wirken des Kunstvereins in München während des Jahres 1877. München 1878. S. 69. — C. v. Vincenti, Wiener Kunst-Renaissance. Wien 1876. S. 370. H. A. Lier.

Vosen: Christian Hermann V., katholischer Theologe, geboren zu Köln am 9. Juli 1815, † daselbst am 12. Mai 1871. V. stammte aus einer in Köln altangesessenen Bürgerfamilie; sein Vater war Küster in Groß Sanct Martin. Nachdem er die Gymnasialstudien an dem katholischen (Jesuiten- oder Marzeller-) Gymnasium absolvirt hatte, studirte er drei Jahre Theologie zu Bonn, wo er sich hauptsächlich an H. Klee, den Gegner von G. Hermes, anschloß, trat dann 1838 in das Priesterseminar zu Köln und wurde am 31. Mai 1839 zum Priester geweiht. Er war dann einige Zeit Hilfsgeistlicher zu Zündorf und in St. Andreas zu Köln, vom 1. October 1844 bis zu seinem Tode Religionslehrer an dem genannten Gymnasium. Er war auch in dieser Stellung fleißig in der Seelsorge thätig, namentlich ein beliebter Prediger. Sehr eifrig betheiligte er sich an den katholischen Vereinen seiner Vaterstadt, namentlich an dem von seinem Freunde A. Kolping (s. A. D. B. XIV, 492) gegründeten Gesellenvereine. 1866 erschien von ihm „Trauerrede beim Begräbniß des Gesellenvaters A. Kolping, am 7. December 1865 in der Minoritenkirche zu Köln" und „Kolpings Gesellenverein in seiner socialen Bedeutung" (in den Schriften des Frankfurter Broschürenvereins; für diesen hatte er 1865 auch die unbedeutende Broschüre „Galileo Galilei und die römische Verurtheilung des Kopernikanischen Systems" geschrieben). Eine Zeit lang gab er allein, dann mit Kolping, der später die Redaction ausschließlich übernahm, das „Rheinische Kirchenblatt" und den „Stadt- und Landboten" heraus. Auch der „Katholische Volkskalender für 1851, herausgegeben von ein paar rheinländischen Volksfreunden" war sein und Kolping's gemeinsames Werk; die späteren Jahrgänge des Kalenders gab Kolping heraus. Als theologischer Schriftsteller trat V. zuerst auf mit Beiträgen für das Münchener „Archiv für theologische Literatur", unter denen die polemischen „Bemerkungen über die Symbolik des Prof. Dr. Hilgers" (in Bonn, s. A. D. B. XII, 412, 1843, 1—32. 99—128) Aufsehen erregten. Für diese Beiträge und eine (nicht gedruckte) Dissertation „über die innere Evidenz der Lehre von der Vorsehung" ertheilte ihm die Münchener theologische Facultät 1845 den Doctorgrad. Außer einem (deutschen) Gebetbuche „Venite adoremus", welches acht Auflagen erlebte, und einigen Gymnasialprogrammen („Die sechs Tage der biblischen Schöpfungsgeschichte", 1861, „Winke für die teleologische Betrachtung der Natur, besonders

in Rücksicht auf den Jugendunterricht", 1866) veröffentlichte V. 1853 eine „Kurze Anleitung zum Erlernen der hebräischen Sprache", von der auch eine französische und eine englische Ausgabe erschienen und von der die späteren (wesentlich verbesserten) Auflagen Prof. Fr. Kaulen in Bonn besorgte, die sechzehnte 1888, daneben „Rudimenta linguae hebraicae" ed. Kaulen, 1884. Das Hauptwerk von V. ist die zweibändige Apologetik: „Das Christenthum und die Einsprüche seiner Gegner. Eine Apologetik für jeden Gebildeten", 1863, 3. Aufl. 1870, und „Der Katholicismus und die Einsprüche seiner Gegner, dargestellt für jeden Gebildeten", 1865—66, 2. Aufl. 1869. In den nach dem Tode des Verfassers erschienenen Auflagen sind beide Werke von jüngeren Theologen stark umgearbeitet, das erste, 4. Auflage, 1881, von Ferd. Rheinstädter, das zweite, 3. Auflage, 1885, von Heinr. Brüll. Von dem zweiten heißt es in dem ultramontanen Literarischen Handweiser 1885, 467: „es seien die dogmatischen Incorrectheiten insbesondere in der Lehre vom Primat und der Unfehlbarkeit des päpstlichen Lehramtes entfernt" worden. Daß V. in dieser Beziehung noch in seinen letzten Lebensjahren nicht „correct" (vaticanisch) dachte, zeigt die Thatsache, daß er im Februar 1870 in der ersten (Probe-) Nummer des „Rheinischen Merkur" in einem „an den deutschen Klerus" gerichteten Aufrufe zur Unterzeichnung einer Zustimmungserklärung zu dem von dem Erzbischof von Köln und anderen Minoritätsbischöfen unterzeichneten Proteste vom 19. Februar aufforderte. Infolge einer Weisung des Erzbischofs Melchers erklärte er freilich schon in Nr. 2 (S. 20), daß er das Sammeln von Unterschriften für die Kölner Adresse einstelle.

Köln. Volkszeitung 1871, Nr. 146. — Lit. Handweiser 1871, S. 299. — H. Rolfus, Kirchengeschichtliches, 1. Abth. S. 218, 225.

Reusch.

Vosmeer: Sasbold V., apostolischer Vicar und vom Papste 1602 ernannter, aber von den Staaten nicht anerkannter Erzbischof von Utrecht, hat sich um die Interessen der Katholischen in den Niederlanden besonders verdient gemacht, als ihre Lage nach dem Abfall der Niederlande von Spanien außerordentlich schwierig, ja fast hoffnungslos geworden war. Zu Delft, wo sein Vater Michiel V. das Steueramt verwaltete, 1548 geboren, erhielt er eine kirchlich fromme Erziehung und studirte zu Löwen, wo er sich den philosophischen Magistergrad erwarb und sich eifrigst auf das Studium der Theologie unter Robert Bellarmin und Michael Bajus legte. Besonders ward er von Letztgenanntem, welcher sich dem Geiste der neuerdings aufgetretenen Jesuiten wenig geneigt zeigte, angezogen; ihm verdankte er die große Verehrung der kirchlich-religiösen Ansichten des Kirchenvaters Augustinus, welche er sein Leben lang gehegt hat. 1572 erhielt er zu Utrecht die Priesterweihe, kehrte aber wegen der politischen Lage dieser Lande im folgenden Jahre nach Löwen zurück, hielt sich seit 1579 zu Cöln und nachher zu Rom auf und wurde, als der Bischof von Utrecht, Martin Schenk, 1580 gestorben war, nach seiner Rückkehr 1583 von den Kanonikern zum Vicar des Bisthums erwählt. Es war eine glückliche Wahl, denn er wußte mit großer Umsicht und Energie die Interessen seiner Glaubensgenossen zu fördern, wiewohl die Erbitterung wider die Katholischen sich nach der Ermordung des Prinzen von Oranien sehr gesteigert hatte und die Schwierigkeiten seiner Amtsführung sich infolge dessen erheblich vermehrt hatten. Unermüdet arbeitete er an der Erhaltung und Reorganisation der zerfallenen und verstreuten katholischen Gemeinden, wußte die Geistlichen zu neuem Eifer und sittlich reinem Wandel zu erwecken. Von mehreren verdienstvollen Männern, wie Coopal, Sibrandus Sixtus, Eggius, Martinus Regius und Adrian von Dirschot unterstützt, wußte er eine Restauration der sehr verkommenen

kirchlichen Zustände zu bewirken. Diese Arbeit wurde ihm aber weniger von den Protestanten als von seinen eigenen Glaubensgenossen, den Jesuiten, erschwert, welche sich bei ihrem Streben, ihren Einfluß überall in den Gemeinden durchzusetzen, wenig um den Vicar kümmerten. Sie behaupteten, diese Länder seien seit der Religionsänderung ein Missionsgebiet, und es gebe dort keine katholische Kirche und Organisation mehr; ihr Recht und ihre Pflicht sei es daher, die Seelsorge der Gemeinden zu übernehmen. Von den einflußreichen Häuptern ihres Ordens zu Rom gestützt, versuchten sie allmählich, die Stellung Vosmeer's zu untergraben und abzuschwächen. Wiewol dieser 1592 vom Papste die Würde eines apostolischen Vicars erhielt und 1602 auf Antrieb Papst Clemens' VII. vom Erzherzoge Albert an die Spitze des Erzbisthums von Utrecht gestellt und als solcher am 22. September zu Rom geweiht war, ließen die Jesuiten ihren Widerstand nicht fahren und brachten fortwährend ihre Beschuldigungen und Klagen wider V. bald mit geringem, bald aber auch wieder mit größerem Erfolg bei dem Nuntius zu Brüssel oder in Rom vor. Zahlreich waren die Schwierigkeiten und groß das Aergerniß, welches diese unaufhörlichen Streitigkeiten veranlaßte, aber kräftig und erfolgreich vertheidigte und handhabte V. seine Rechte. Inzwischen gab sein Verhältniß zum Erzherzog Albert und die ihm im Geheimen übertragene erzbischöfliche Würde den allgemeinen Staaten der Niederlande Anlaß, V., welcher den Titel Erzbischof von Filippi i. p. i. führte, des Majestätsverbrechens zu beschuldigen, indem er mit dem Feinde des Landes, Erzherzog Albert, unterhandelt haben sollte. 1603 wurde er unter Confiscation seiner Güter für immer Landes verwiesen. Vermuthlich hatten die Jesuiten den Staaten seinen Aufenthalt im feindlichen Lager von Ostende verrathen, um den ihnen verhaßten Vicar loszuwerden. V. verzichtete auf jede Vertheidigung und hielt sich seitdem zu Köln auf, bis der spanische Feldherr Spinola einen Theil der Provinz Overyssel 1605 eroberte und der Erzbischof nun seinen Sitz nach Oldenzaal verlegen konnte. Von Lingen aus führte er mit großer Treue die Sache der Katholischen. Mitunter kam er auch heimlich nach Holland zur Ermunterung seiner Glaubensgenossen, ungeachtet der Gefahren, welche mit diesem Aufenthalte verbunden waren, hatte aber fortwährend dabei zugleich mit den Jesuiten zu kämpfen, welche sich des zwölfjährigen Anstandes zu Vosmeer's Entfernung zu bedienen versuchten. Zwar gelang es ihm, ihre Anschläge zu vereiteln und die Abberufung des Hauptes der Jesuitenmission, Arboreus, beim Papste durchzusetzen, aber ihre Intriguen hörten damit dennoch nicht auf. Von seinen Freunden Wilger Moerendaal, Johann Wachtelaar und Jacob Bool und mehreren Geistlichen, welche ihre Bildung in dem von ihm zu Köln errichteten Collegium Willebrordi und Bonifacii erhielten, gestützt, arbeitete er mit unermüdetem Eifer für die Interessen seiner Glaubensgenossen, bis er am 3. Mai 1614 zu Köln starb und dort in der Franciscanerkirche bestattet wurde.

Vgl. R. Beznink Jansonius, Gesch. d. Oud-Roomsch-Cathol. kerk in Nederl. bl. 61 v. v. — W. P. C. Knuttel, De toestand d. Ned. Kathol. ten tyde der Republiek I. bl. 20 v. v. — Uittreksel uit de Annales Fr. Dusseldorpii uitgeg. in de Werk. v. h. Hist. Genootsch. door R. Fruin (im Register) und Glasius, Godgel. Nederl.

J. C. van Slee.

Voß: Christian Friedrich V. Mit diesem Namen sind zwei gewerbliche Unternehmungen verknüpft, welche auf eine Vergangenheit von 200 Jahren zurückblicken und noch heute in Blüthe stehen: Die Vossische Buchhandlung und die Vossische Zeitung. Die erstere hat ihren Namen vom Vater, die zweite vom Sohn erhalten.

Die Vossische Buchhandlung wurde von Christian Friedrich V. in

Lübben, einer damals kursächsischen Stadt, auf Grund eines Privilegiums vom 3. November 1693 begründet. Von Lübben wanderte er nach Potsdam aus und eröffnete hier mit königlicher Genehmigung eine Buch- und Verlagshandlung. Welcher Art der Verlag war, läßt sich nicht mehr nachweisen. Nur ein Werk des bekannten Arztes und Philosophen La Mettrie liegt vor, welches in Potsdam bei V. — ohne Angabe des Jahres — erschienen ist: „L'homme Plante“, in klein 8⁰, 58 Seiten. Ebensowenig hat sich feststellen lassen, wann Christian Friedrich V. gestorben.

Sein gleichnamiger Sohn, geboren 1722, setzte das Geschäft in Potsdam fort, wie es scheint, ohne wesentlichen Erfolg. Deshalb bat er am 26. Mai 1748 den König Friedrich II. um die Genehmigung, seinen Buchhandel von Potsdam nach Berlin verlegen zu dürfen, „indem dort nach denen (Büchern) wenigstens gefragt würde“. Der König forderte unter Uebersendung dieses Gesuches durch Vermittelung des Ministers v. Boden die kurmärkische Kriegs- und Domänenkammer zum Bericht auf, welcher am 12. September 1748 einging und die Ablehnung des Gesuches beantragte, nachdem die damaligen (9) Berliner Buchhändler gutachtlich gehört waren und sich sämmtlich gegen die Zulassung eines neuen Concurrenten erklärt hatten. Dessenungeachtet genehmigte Friedrich II. unterm 2. October 1748 die Bitte des Christian Friedrich V., „da Niemand in dieser Sache ein gegründetes Wiederspruchsrecht zustehe“, jedoch mit der Verpflichtung, „das Geschäft in Potsdam beizubehalten und solches allenfalls durch einen tüchtigen Handelsdiener respiciren zu lassen“. Demgemäß eröffnete V. noch 1748 in Berlin sein zweites Geschäft im Videbahnschen Erbenhause, Königstraße, und heirathete hier in demselben Jahre die Tochter des Buchhändlers und Zeitungsbesitzers Johann Andreas Rüdiger. Das Etablissement in Potsdam hat nachweislich bis zum Jahre 1782 in Potsdam bestanden. Das Geschäft in Berlin nahm einen lebhaften Aufschwung, besonders in Folge der Verbindung, in welche V. durch Vermittlung des Gelehrten Christlob Mylius mit dessen Freund Gotthold Ephraim Lessing gekommen war. In dem Vossischen Verlage erschienen unter vielen anderen Werken 1749 das Gedicht von Gotthold Ephraim Lessing, „Der Eremit, Kerapolis 1749“, und „Die alte Jungfer“, 1753/54 Gotthold Ephraim Lessing's gesammelte Schriften, 6 Bändchen, 1766 der Laokoon, 1767 Minna von Barnhelm, 1759 „Wie die Alten den Tod gebildet“, 1772 Emilia Galotti, 1779 Nathan der Weise, 1780 Die Erziehung des Menschengeschlechts. Von anderen durch V. verlegten Werken seien erwähnt Friedrich des Großen Poésies diverses 1760, in einfacher und in einer Prachtausgabe, 1767 Mémoires pour servir à l'histoire de la Maison de Brandenbourg, beide Werke mit den berühmten Stichen und Radirungen von Georg Friedrich Schmidt, und auf Grund eines Privilegiums vom 22. März 1787 in Verbindung mit dem Buchdrucker Decker 1788 Oeuvres posthumes de Frédéric II roi de Prusse, 15 Bände, 1789—94 5 Bände; 1772 Herder über den Ursprung der Sprachen, Ursachen des gesunkenen Geschmackes, 1783 Jean Paul, Grönländische Prozesse.

Im J. 1779 nahm Christian Friedrich V. seinen gleichnamigen ältesten Sohn als Gesellschafter in sein Geschäft auf, und seines hohen Alters wegen verkaufte er 1791 es ihm, was der König Friedrich Wilhelm II. unterm 19. Januar 1791 für ihn, seine Erben und Nachkommen bestätigte. Schon am 22. April 1795 starb der Sohn ohne eheliche Descendenz, zwei Tage später der Vater, ohne von dem Ableben des Sohnes Kenntniß erhalten zu haben. Der letztere hatte seine Ehefrau Anna Rosina geb. Schramm zur alleinigen Erbin testamentarisch eingesetzt; aber der Umfang ihres Erbrechts wurde von den Erben ihres Schwiegervaters mit Erfolg angegriffen. In Folge der daraus entstehenden Streitigkeiten wurden die einzelnen Nachlaßobjecte öffentlich versteigert und

hierbei die Vossische Buchhandlung 1802 an die Buchhändler Schramm und Wewetzer verkauft, somit aus dem Besitz der Familie Voß ausgeschieden, jedoch die Firma „Vossische Buchhandlung" beibehalten. Die Käufer erhielten für die Buchhandlung unter dem 5. August 1804 ein königliches Privilegium. Noch in demselben Jahre 1804 schied der eine Inhaber, Wewetzer, aus, ein Buchhändler Wolff trat an seine Stelle; 1845 kaufte der Buchhändler Stricker die Vossische Buchhandlung, welche 1857 auf die Wittwe Rosina Stricker geb. Krokisius überging, die sie noch heute besitzt und in Berlin betreibt.

Die Vossische Zeitung führt ihren Namen nach Christian Friedrich V., dem Sohn des in der Ueberschrift genannten, geboren 1722. Der Begründer dieser Zeitung ist aber nicht er, sondern der Buchhändler Johann Michael Rüdiger, welcher aus der Pfalz Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts nach Berlin eingewandert war. Am 9. October 1704 richtete er an Friedrich I., König in Preußen, das Gesuch, ihm zu gestatten, „wöchentlich ein Diarium von dem, was im Heiligen Römischen Reich, da sedes belli ist, paßiret, drucken zu lassen". Mit dem Worte „fiat" genehmigte der König das Gesuch, der Minister Graf von Wartenberg bestätigte durch die Ordre vom 29. October 1704 dies dem Bittsteller mit dem Zusatze, „daß männiglich sich darnach gehorsamst zu richten und Jhn bei dieser dero Conceßion zu schützen habe". Darauf begann Rüdiger den Verlag der Zeitung in dem Hause des Rathmannes Freyhöfer in Berlin „unter der Stechbahn" (Nr. 2). Die Zeitung, in klein Octav zu 4 Blättern mit 14 zu $7^1/_2$ cm Druckfläche, führte als Vignette einen Adler mit gespreitzten Flügeln, welcher auf der Brust die Buchstaben FR und in den Fängen ein Band mit dem Titel „Berlinische ordinaire Zeitung" trug; über dem Kopf des Adlers stand links die Jahreszahl, rechts die laufende Nummer. Der Concession entsprechend erschien sie zunächst wöchentlich nur einmal, nach kurzer Zeit aber schon dreimal, und zwar am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend.

Anfang des Jahres 1721 übernahm das Johann Michael Rüdiger Sohn, Johann Andreas Rüdiger, die Zeitung und wurde dafür vom König zunächst „privatim privilegiret". Jnfolge dessen wurde der Titel derselben in „Berlinische Privilegirte Zeitung" umgeändert. Jn zwei Cabinetsbefehlen vom 18. Februar 1721 und vom 8. Februar 1722 wies der König die Minister v. Printz und v. Katsch an, dem Rüdiger ein ordnungsmäßiges Privilegium zu ertheilen und ausfertigen zu lassen. Dies ist am 11. Februar 1722 geschehen. Die bescheidenen äußeren Verhältnisse der Zeitung wurden nicht verändert, nur die Expedition der Zeitung, Ende Juni 1721 nach dem „Berlinischen Rathhaus" verlegt; der Jnhalt der Zeitung blieb dürftig, trotz der persönlichen Gunst des Königs, der ihr von Zeit zu Zeit heitere Geschichten aus dem Tabakscollegium zukommen ließ. Die Zeitung nahm erst einen besonderen Aufschwung, als mit dem 1. Januar 1749 das bisherige kleine Octavformat „um der Bequemlichkeit der Leser und um der Vermehrung des Raumes willen" in ein größeres mit 14 zu $16^2/_2$ Blatt Druckfläche (Quartformat) geändert und durch den Gelehrten Christlob Mylius, welcher vom November 1748 bis November 1750 die Zeitung redigirte, sein Vetter und Freund Gotthold Ephraim Lessing zur Thätigkeit für die Zeitung herangezogen wurde. Dieser war im December 1748 nach Berlin gekommen, hatte bei Mylius Wohnung und durch ihn Arbeit gefunden, namentlich auch die Bibliothek von Andreas Rüdiger geordnet. Als im November 1750 Mylius aus der Redaction ausschied, ersuchte Rüdiger Gotthold Ephraim Lessing, dieselbe zu übernehmen, dieser lehnte aber ab.

Anfang März 1751 starb Johann Andreas Rüdiger. Unter Zustimmung

seiner Erben übertrug der König durch Cabinetsordre vom 5. März 1751 das jenem ertheilte Zeitungsprivilegium auf dessen Schwiegersohn Christian Friedrich Voß und seine Erben mit denselben Rechten und Pflichten. Durch diesen Besitzwechsel erhielt die Zeitung ihren noch jetzt geltenden Namen — Vossische Zeitung — und wurde gleichzeitig mit der Vossischen Buchhandlung vereinigt, eine Verbindung, welche bis zum Jahre 1802 bestanden hat. Der neue Be; sitzer bemühte sich, sie durch Vergrößerung des Formats, durch verbesserten und vermehrten Inhalt zu heben, nahm die Verhandlungen mit Gotthold Ephraim Lessing wieder auf und hatte Erfolg. Am 18. Februar 1751 trat Gotthold Ephraim Lessing in die Redaction ein; er übernahm den gelehrten Artikel, das heißt: die Anzeige und Besprechung der neu erschienenen Bücher, die Gedichte zum Jahreswechsel und zum Geburtstag des Königs. Er blieb in dieser Stellung bis zum December 1751 und vom December 1752 bis zum 18. October 1755. Durch ihn wurde ein monatliches Beiblatt beigefügt: „Neustes aus dem Reiche des Witzes". In dieser Beilage gab er ausführliche Aufsätze über die zeitgenössische, sowohl deutsche als auch ausländische Litteratur. Damit ist er der Schöpfer der Kritik in den Berliner Zeitungen geworden und hat der Zeitung selbst die Richtung gewiesen, die sie seitdem bis zum heutigen Tage treu innegehalten: Förderung aller gemeinnütziger Bestrebungen, wie Forschung in jedem Gebiete des Lebens und in der Wissenschaft, Toleranz in allen Religionssachen. Auch der politische Theil der Zeitung wurde unter dem neuen Besitzer wesentlich gehoben, der Inhalt nicht bloß durch Abdruck anderer, namentlich Hamburger Zeitungen, sondern auch durch Originalberichte aus den europäischen Hauptstädten vermehrt. Die Folge hiervon war eine große Ausdehnung des Leserkreises, ein Zuwachs der Anzeigen aus dem Publikum, sodaß 1767 zum ersten Male eine Beilage von ½ Bogen zum Hauptblatte gegeben werden mußte, sowie daß die seit 1721 bezogenen Geschäftsräume im Berlinischen Rathhause nicht mehr genügten. Am 21. Februar 1767 wurden sie in das 1763 erworbene eigne Haus, Breitestraße Nr. 9, verlegt. Wegen seines Alters verkaufte er mittelst Vertrages vom 30. December 1790 das Zeitungsprivilegium und das Haus Breitestraße Nr. 9 an seinen ältesten gleichnamigen Sohn, welchen er bereits 1779 als Gesellschafter in seine Geschäfte aufgenommen hatte. Der König Friedrich Wilhelm II. bestätigte unterm 19. Januar 1791 diesen Eigenthumswechsel. Aber schon am 22. April 1795 starb, wie schon oben erzählt, dieser Sohn, zwei Tage darauf der Vater, ohne das Hinscheiden seines Sohnes erfahren zu haben. In dem am 25. Januar 1788 errichteten, am 23. April 1795 eröffneten Testamente hatte der Sohn seine Ehefrau Anna Rosina geb. Schramm zur Universalerbin ernannt und seinen Vater auf den Pflichttheil eingesetzt. Obwohl der König unterm 6. Mai 1795 die Vererbung und damit die Uebertragung des Eigenthums der Zeitung auf die Wittwe Voß geb. Schramm genehmigt hatte, wurde beides von Seiten der Erben des Vaters mit Erfolg angegriffen und durch drei gleichlautende Erkenntnisse der nothwendige Verkauf des gesammten Nachlasses des jüngeren Voß zur Ermittelung des väterlichen Pflichttheils angeordnet; das Königliche Obertribunal hatte in seinem Erkenntniß vom 6. Mai 1795 noch ausdrücklich hinzugefügt, daß die Licitation nur zwischen den Erben des Vaters stattfinden dürfe. Diese erfolgte am 18. Juli 1801 und durch gerichtlichen Zuschlagsbescheid vom 18. December 1801 wurde der ältesten Tochter des Christian Friedrich Voß, der Ehefrau des Königl. Münzdirectors Karl Gotthelf Lessing, Marie Friederike geb. Voß, das Eigenthum an dem Zeitungsprivilegium vom 11. Februar 1722 für das Meistgebot von 59 000 Thlr. „erb und eigenthümlich" zugesprochen. Die Kaufgelderbelegung erfolgte am 1. Juni 1802 und zwar mit Hülfe des Buchhändlers und Pro-

fessors der bildenden Künste Johann Friedrich Unger, da die Käuferin allein nicht genügende Mittel besaß. Die Letztere trat in ein Societätsverhältniß mit Ersterem und auf Grund dieser Verbindung bestätigte König Friedrich Wilhelm III. mittelst königl. Erlasses von Charlottenburg, den 25. August 1802, den Uebergang des Eigenthums an dem Privilegium auf die beiden Socien „und deren Erben" unter der Bedingung, daß diese auf das jus exclusivum verzichteten. Diese Societät bestand jedoch nicht lange. Am 25. December 1804 starb der Professor Unger ohne eheliche Nachkommenschaft; in dem Gesellschaftsvertrage war festgestellt, daß, wenn einer der beiden Socien „ohne Erben" (d. h. Kinder) stürbe, das Eigenthum des gesammten Privilegiums auf den überlebenden übergehen solle. Ungeachtet dieser klaren Abrede konnte nur im Proceßwege das alleinige Eigenthum der überlebenden Gesellschafterin an dem Zeitungsprivilegium vom 11. Februar 1722 festgestellt und erst am 9. Februar 1806 für sie im Hypothekenbuche des Königl. Stadtgerichts zu Berlin eingetragen werden. Damit war das Privilegium der ursprünglich beliehenen Familie Rüdiger-Voß-Lessing zurückerworben, eine einheitliche Leitung und damit eine Hebung des Instituts nach allen Seiten wieder ermöglicht, was dringend nothwendig war. Die Streitigkeiten zwischen den Jung- und Alt-Vossischen Erben, die zahlreichen, kostenvollen Processe innerhalb der Familie, der Niedergang des Verkehrs in Verbindung mit dem Niedergang Preußens im Ausgang des vorigen und im Anfang des jetzigen Jahrhunderts hatten den nachtheiligsten Einfluß auf den Bestand der Zeitung ausgeübt, so daß sie bis auf 2000 Abonnenten herabgesunken und mit Schulden von mehr als 60 000 Thalern belastet war. Unter dem Drucke dieser Verhältnisse übertrug die in Breslau wohnende Eigenthümerin die Verwaltung der Zeitung ihrem zweiten Sohne Christian Friedrich Lessing. Geboren am 17. Januar 1780, auf den Universitäten Halle und Berlin vorgebildet, bis zum Jahre 1810 im Staatsdienst, nachher Justizcommissarius (Rechtsanwalt), hat er von 1806 bis zum 31. October 1850 die Zeitung geleitet, ihr eine eigene Druckerei geschaffen, 1819 sie wieder in ein eigenes Haus (Breitestr. Nr. 8) verlegt, sie im Laufe der Jahre von den drückendsten finanziellen Lasten befreit, seit dem 1. Januar 1824 sie täglich, mit Ausnahme des Sonntags, erscheinen lassen, vor allem Männer zur Mitwirkung herangezogen, die gleich ihm mit Eifer und Erfolg die Hebung des Instituts anstrebten und erreichten. Vom Jahre 1806 bis Ende 1822 lag die politische Redaction wesentlich in den Händen des Professors und Lehrers der französischen Gemeinde Samuel Heinrich Catel, geb. 1758, † 1838. Vom 1. Januar 1823 ab bis zum 31. October 1850 übernahm Christian Friedrich Lessing selbst Catel's Stelle, zog 1823 den Professor Friedrich Wilhelm Gubitz, geb. 1786, † 1870, im October 1826 den Schriftsteller Ludwig Rellstab, geb. 1799, † 1860, in die Redaction. Der Letztere errang sehr bald durch seine ausgezeichneten Schilderung des städtischen und gesellschaftlichen Lebens, durch seine gründlichen Kenntnisse und Kritiken der musikalischen Ereignisse und durch die vollendete Form seiner Schreibweise eine hervorragende Stellung und die Zeitung eine immer wachsende Verbreitung, so daß sie die öffentliche Meinung Berlins in allen litterarischen und künstlerischen Fragen beherrschte.

Am 24. October 1828 starb die Inhaberin des Privilegiums, Marie Friederike Lessing geb. Voß. Unter der sicheren Hand des Sohnes blieb ihr Tod ohne Einfluß auf den Bestand und den Betrieb der Zeitung. Das Eigenthum derselben ging auf ihre drei Kinder, den standesherrlichen Gerichtskanzler Karl Friedrich Lessing, den bisherigen Leiter Justizcommissarius Christian Friedrich Lessing, sowie auf die Frau Professor Müller, Wilhelmine geb. Lessing, und nachdem bereits 1832 der erstgenannte seinen Antheil an die beiden Geschwister

verkauft hatte, auf diese Beiden über; die Verwaltung blieb dieselbe. Mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm IV., 1840, begann ein politisches Leben in Preußen, welches bis dahin durch Censur, polizeiliche Maßregeln und durch die Rücksicht auf den alternden König Friedrich Wilhelm III. zurückgehalten war. Wenn auch die Hoffnungen auf eine liberale Regierung sehr bald stark gedämpft wurden, konnte doch die einmal angeregte politische Bewegung nicht mehr unterdrückt werden. Dieser Bewegung schloß sich auch die Vossische Zeitung an, sie unterstützte die Forderung auf eine Verfassung mit Selbstverwaltung, bekämpfte die einflußreiche Orthodoxie und trat für unbedingte Toleranz in allen religiösen Fragen ein. Der März 1848 half diesen Bestrebungen zum Siege und brachte das wichtigste Recht eines Volkes: Preßfreiheit. Obgleich damit die beiden in Berlin bestehenden Zeitungen, die Spener'sche und die Vossische, den sichern Schutz ihrer Privilegien — ohne Entschädigung — verloren, so hielten sie doch auch den neu entstehenden Zeitungen gegenüber ihre frühere Stellung aufrecht. Die Vossische vergrößerte von neuem ihr Format und vermehrte die Zahl der Mitarbeiter. Ende 1847 bereits hatte Christian Friedrich Lessing den Dr. phil. Otto Linder (geb. 1820, † 1867), 1848 den Dr. phil. Wilhelm Häring (Willibald Alexis), im August 1849 den Dr. phil. Hermann Kletke in die Redaction gezogen und damit der Zeitung frische Kräfte gewonnen, die geeignet waren, das Institut zu fördern und die Concurrenz mit den neu erschienenen Zeitungen aufzunehmen und sie siegreich durchzuführen.

Am 31. October 1850 beendete der Tod die langjährige erfolgreiche Thätigkeit von Christian Friedrich Lessing; seinen Antheil am Privilegium hatte er seinem Neffen, dem jetzigen Geheimen Justizrath Karl Robert Lessing, vermacht. Dieser und der Referendar a. D. Eugen Ephraim Müller, in Vollmacht seiner Mutter, der Frau Professor Müller geb. Lessing, wurden die Vertreter der Zeitung; sie beschlossen, die Verwaltung und die Redaction derselben dauernd zu trennen, und stellten für letztere den Grundsatz auf, daß in der inneren Politik im allgemeinen die fortschrittlichen Principien zwar vertreten werden, aber kein fester Anschluß an irgend eine Partei auf Grund eines bestimmten Programms erfolgen solle, daß vielmehr die völlige Unabhängigkeit des Instituts gewahrt werden müsse. Dieser Grundsatz ist bis jetzt festgehalten worden, auch nachdem infolge des Todes von Eugen Ephraim Müller und seiner Geschwister, dessen Neffe, Kammergerichtsrath Dr. jur. Fritz Müller, neben dem Geheimen Justizrath Karl Robert Lessing in die Verwaltung eingetreten ist. Infolge jener Trennung von Verwaltung und Redaction und auf Grund jenes Beschlusses wurde im November 1850 dem Dr. phil. Otto Linder die letztere übertragen und von ihm bis zu seinem Tode, am 7. August 1867, geleitet. Er rief im Januar 1858 eine wissenschaftliche Beilage, wie sie 1751 Gotthold Ephraim Lessing eingeführt, von neuem ins Leben, seit dem 1. Januar 1866 die Sonntagsbeilage genannt, politischen, geschichtlichen und schönwissenschaftlichen Inhalts.

Nach seinem Tode übernahm bis zum Juli 1880 Dr. phil. Hermann Kletke die Leitung der Redaction und nach diesem der jetzige Chefredacteur Friedrich Stephany, welcher bereits seit dem 1. Juli 1870 in derselben thätig ist. Infolge des stets wachsenden Umfanges des Instituts wurde das seit 1749 beibehaltene Quartformat aufgegeben und am 1. October 1871 das große Folioformat (26½ zu 42 cm Druckfläche), mit dem 1. October 1875 eine Abendausgabe eingeführt und der Handelstheil wesentlich vergrößert. Obwohl schon 1867 die Geschäftsräume erweitert waren, so zeigten sich doch auch diese bald wieder ungenügend; 1874 mußten einige Nachbargrundstücke, endlich 1894 auch noch das alte Vossische Haus, Breitestraße Nr. 9, dazu gezogen werden, so daß die Zeitung jetzt über einen Flächenraum von über 3000 qm für ihre Bedürfnisse

verfügt. Mit dieser räumlichen Ausdehnung hat die Erweiterung des Inhaltes der Zeitung Schritt gehalten. Während im J. 1851 jedes Exemplar 893 Bogen umfaßte und im ganzen über 12½ Millionen Bogen gedruckt wurden, ist im J. 1894 der Umfang jedes Exemplars auf 2747 Bogen, die Zahl der gedruckten Bogen auf über 61 Millionen gestiegen.

Getragen von einer zahlreichen und gediegenen Redaction in Verbindung mit stehenden Mitarbeitern in allen wichtigen Plätzen in und außerhalb Europas, sowie durch einen eigenen, umfangreichen Depeschendienst, stets unterstützt durch die Gunst des Publicums, welches für seine Anzeigen in ihr das wirksamste Organ sieht, hat sie bis heute ihre Stellung innerhalb der Berliner publicistischen Presse behauptet. —n—

Voß: Johann Heinrich V. verdankt seine Stellung in unserer Litteratur sowol der getreuen Abspiegelung deutschen Bürger- und Bauernlebens in seinen Idyllen als auch der Meisterschaft, mit der er, der ausgezeichnete Philologe und Kenner des griechisch-römischen Alterthums, sich zuerst unter den neueren deutschen Dichtern als künstlerischer Uebersetzer poetischer Werke aus fremden Sprachen bewährte. So ward er, der bis auf den heutigen Tag unübertroffene Verdeutscher Homer's, zugleich der Vorläufer Goethe's auf dem Felde, dem „Hermann und Dorothea“ entkeimte, unter den Stürmern der siebziger Jahre einer der wenigen, deren persönliche Nähe und litterarische Bundesgenossenschaft Schiller und Goethe zur Zeit ihrer höchsten Reife aufrichtig wünschten. Durch die strenge Energie seines Charakters, der vor keiner Mühe, aber auch vor keiner Schroffheit in der Vertheidigung des als wahr Erkannten zurückbebte, rang er sich aus den niedrigsten und beschränktesten Verhältnissen auf eine geistige und schließlich auch sociale Stufe empor, auf der ihn die ersten Männer unseres Volkes wie einen Ebenbürtigen ehrten.

V. wurde am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf bei Waren in Mecklenburg-Schwerin geboren, der Enkel eines freigelassenen Handwerkers, der Sohn eines Kammerdieners, der auf Reisen ziemlich weit herumgekommen war, dann in der Heimath als Pächter lebte. Im Sommer 1751 ließ er sich mit seiner zweiten Frau, der Mutter Johann Heinrich's, als Zolleinnehmer, Bier- und Branntweinwirth in dem Städtchen Penzlin nieder, anfangs in leidlicher Wohlhabenheit, die aber während und nach dem siebenjährigen Kriege in die bitterste Armuth umschlug: zuletzt mußte er Haus und Hof verkaufen und von 1771 bis an seinen Tod (1778) sich durch das Halten einer Klippschule kümmerlich ernähren. Sein Sohn, dessen jüngere Geschwister meist frühzeitig wegstarben, als Knabe schon waghalsig und wild, auch schon unbeugsam und unduldsam, dabei nicht ohne träumerischen Ernst, besuchte 1759—65 die Penzliner Stadtschule unter dem trefflichen Rector Andreas Karl Struck, ergänzte den lateinischen Unterricht, den er hier empfing, durch das auf eigene Faust unternommene Studium der griechischen Grammatik und übte gleichzeitig an lateinischen Versen seinen metrischen Sinn, an den in Volkskreisen verbreiteten Werken der deutschen Litteratur von Luther, den Volksbüchern und Volksliedern an bis auf Gellert und Gleim seine dichterische Phantasie. Nachdem er noch einen Winter ganz und gar dem Privatstudium gewidmet hatte, trat er zu Ostern 1766 in die oberste Classe der Stadtschule zu Neubrandenburg ein, schon damals in seinem Wissen den besten Primanern ebenbürtig. Gleichwol mußte er hier, in recht ärmlichen Umständen trotz mannichfacher Unterstützung von alten und neuen Freunden, drei Jahre aushalten. Griechische Privatstudien, die er mit einigen Kameraden ebenso heimlich wie eifrig trieb, förderten ihn fast mehr als der zopfige Unterricht in der Schule. Auch versuchte er sich bereits in deutschen gereimten und reimlosen Versen sowie in der Uebersetzung Horazischer Oden.

Hagedorn, Haller, Uz, Geßner, besonders aber Ramler und erst beträchtlich später Klopstock waren seine Lieblingsautoren und dichterischen Vorbilder. Aber um die ihm so lieb gewordenen Studien an einer Hochschule fortsetzen zu können, dazu fehlten dem Jüngling vorerst alle Mittel. Ohne Aussicht, was er nun beginnen sollte, kehrte er im Frühling 1769 nach Penzlin zurück. Er mußte es als ein unverhofftes Glück betrachten, als ihn einige Monate darnach ein Landedelmann aus der Nachbarschaft, der Klosterhauptmann v. Oertzen auf Ankershagen, zum Hofmeister seiner drei Kinder berief. In unerquicklichen, demüthigenden Verhältnissen, die aber nur seinen demokratischen Trotz und Adelshaß steigerten, brachte er hier dritthalb Jahre zu, ohne rechte Muße und Anregung zu seinen eigenen Studien, für alle Entbehrungen und seelischen Qualen dieser Zeit einzig durch die Freundschaft zu dem Pfarrer Ernst Theodor Johann Brückner (1746—1805) in dem nahen Dorfe Groß-Vielen entschädigt. Brückner bestärkte den von Haus aus zur Aufklärung und Skepsis neigenden Freund im Rationalismus; er vor allem erweiterte Vossens Kenntnisse in der neueren Litteratur und entband sein dichterisches Talent, das sich noch immer hauptsächlich an Horaz und Ramler schulte. So bekam V. auch den Göttinger Musenalmanach für 1771 zu Gesicht. Mit den hier veröffentlichten Gedichten wetteifernd, sandte er heimlich Proben seiner eigenen Lyrik an den vermeintlichen Herausgeber Kästner, dann, besser belehrt, an Boie in Göttingen und fand an beiden nicht nur wohlwollende Berather seiner poetischen Bestrebungen, sondern hilfsbereite Freunde, die ihm den Weg zur Erfüllung seines Herzenswunsches ebneten: im April 1772 konnte er zum Studium der (nach Jahresfrist endgültig aufgegebenen) Theologie und namentlich der Philologie nach Göttingen übersiedeln.

Sein hauptsächlicher Lehrer war Heyne, dem er in den ersten Jahren begeistert anhing, bis ästhetische und schließlich auch rein persönliche Gegensätze zur schroffen Trennung der beiden führten. Aber neben dem Griechischen und Lateinischen wandte sich V. alsbald auch mehreren modernen fremden Sprachen zu, zum guten Theile hier von Boie angeleitet, der, wo er irgend konnte, mit väterlicher Treue für seinen Schützling sorgte. Wo seine Unterstützung und Vossens Ankershagener Ersparnisse nicht ausreichten, mußten Privatstunden, bezahlte Gelegenheitsgedichte und zuletzt Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen nachhelfen. Was er aus griechischen und römischen Dichtern damals metrisch übertrug, blieb fast durchweg vorerst ungedruckt, obgleich darin viel bedeutendere Keime einer künftigen künstlerischen Entwicklung lagen als in jenen prosaischen Lohnarbeiten. Die gedeihlichste Pflege fanden solche Keime in einem Freundschaftsbund poetisch strebender Jünglinge, der sich schon vor Vossens Ankunft in Göttingen um Boie geschart hatte. Zu ihm gehörten Bürger, nunmehr bereits seit einigen Wochen in Gelliehausen, Hölty, Miller und noch einige Genossen; ziemlich gleichzeitig mit V. oder bald nach ihm traten unter andern Johann Friedrich Hahn, Karl Friedrich Cramer, die beiden Grafen Stolberg, im Juli 1774 Leisewitz dem Verein bei. Eine strengere Verfassung erhielt dieser, nunmehr der Bund oder der Hain genannt, im September 1772. Im Sinne Klopstock's, der ihnen als leidenschaftlich verehrtes Vorbild galt, verbanden sich die Genossen feierlich zur Pflege der Freundschaft und einer national gearteten, Vaterland, Freiheit und Tugend verherrlichenden Poesie, legten sich Bardennamen bei und veranstalteten regelmäßige Sitzungen, über die ein Bundesjournal berichtete, während die von allen Theilnehmern gebilligten Gedichte in das Bundesbuch eingetragen wurden. V. wurde durch das Loos zum Aeltesten gewählt; er führte den Bundesnamen Gottschalck, später hieß er Sangrich. Aeußerlich wurde zwar noch immer Boie als Chorführer Werdomar geehrt; in

der That aber wurde statt seiner nun mehr und mehr V. tonangebend. Er übertrug den strengen sittlichen Ernst seines eigenen Charakters auf den „Bund"; der Kampf gegen den französischen Geschmack und gegen Weichlichkeit und Frivolität in der Poesie, den Hahn's Feuergeist schürte, wurde so mit dem Klopstockscult eine Haupttendenz der dichtenden Freunde. Der Göttinger Musenalmanach, bisher ein Sammelplatz der verschiedensten Schulen, zeigte nun die Bundesbrüder mit Goethe und einigen anderen Stürmern um Klopstock geschart; Wieland und wer sonst unter den deutschen Dichtern sich in antiklopstockischen Richtungen bewegte, blieb ausgeschlossen. Vossens eigene Poesie wandelte nunmehr völlig in Klopstock's Bahnen. Neben verhältnißmäßig wenigen gereimten Liedern (darunter tändelnde Nachbildungen des altdeutschen Minnesangs) verfaßte er zahlreiche Oden und Elegien in antiken, zum Theil unmittelbar von Horaz gelernten Versmaßen, sowol in Sprache und Stil als in Gedanken und Empfindungen, dichterischen Motiven und sittlichen Tendenzen Zeugnisse seiner unbedingten Hingabe an das Muster des überschwänglich verehrten Meisters.

Auch der „künftigen Geliebten" galten mehrere Gesänge. Seit dem Mai 1773 wechselte V. mit Boie's jüngster Schwester Marie Christine Ernestine (geboren zu Meldorf in Dithmarschen am 31. Januar 1756, seit ihrem zweiten Lebensjahre in Flensburg aufgewachsen, wohin ihr Vater als Geistlicher versetzt wurde) zuerst scherzhaft spielende, bald aber wärmer und ernster gehaltene Briefe. Klopstock und sie von Angesicht kennen zu lernen, reiste er im Frühling 1774 nach Hamburg und Flensburg. So hoch seine Erwartung gespannt war, er fand doch noch mehr, als er hoffte. In Hamburg, wo er auch mit Philipp Emanuel Bach, Bode, Dusch, Claudius, Ebeling bekannt und in die Freimaurerloge aufgenommen wurde, kam ihm auf der Hin- und Rückreise Klopstock mit bestrickender Liebenswürdigkeit und ehrendem Vertrauen entgegen. Bei ihm und mit ihm verbrachte V. die meisten Stunden des Tages; auch wurde schon der Gedanke ernstlich erwogen, den jüngeren Dichter dauernd in der Nähe des älteren zu fesseln. In Flensburg aber, wo der heftige, gefährliche Ausbruch eines Brustleidens V. auf das Krankenlager warf und wider Vermuthen lang in der Pflege der Familie Boie zurückhielt, erstarkte die Liebe zwischen ihm und Ernestine bald so sehr, daß beide auch ohne förmliche Verlobung sich an einander gebunden fühlten. Als V. nach dreimonatlicher Abwesenheit nach Göttingen zurückkehrte, durch seine langsame Reconvalescenz zur äußersten Schonung gezwungen, seit dem Herbste, da verschiedene Bundesbrüder die Universität verließen, mehr und mehr in der ihm nun verleideten Musenstadt vereinsamend, waren seine weiteren Studien wie überhaupt sein und seiner nächsten Freunde Streben vornehmlich darauf gerichtet, daß der bis dahin ganz Mittellose schleunigst eine Stellung finde, die nicht nur ihm selbst den nöthigen Lebensunterhalt verschaffe, sondern ihm auch bald die Begründung eines eigenen Hausstandes ermögliche. Den ersten Grund zu einer solchen gesicherten Existenz legte Boie, indem er dem Freunde den Musenalmanach, den er bis zum Jahrgang 1775 herausgegeben hatte, großmüthig überließ. Um mehr damit zu verdienen, wollte V. ihn im Selbstverlag erscheinen lassen, und zwar von Wandsbeck aus, wohin ihn unter anderm die Nachbarschaft von Claudius und die Nähe Klopstock's lockte, dessen zweimaliger Besuch Göttingens (im September 1774 und im April 1775) die Begeisterung der Bundesbrüder zur hellsten Flamme entloht hatte. Noch im April 1775 folgte ihm V. in die neue Heimath, wo neben ihm noch einige Wochen lang auch Miller und das Stolbergische Brüderpaar die Göttinger Bundestage erneuerten. Als sie geschieden waren, bildete der in der Hauptsache vom vorigen Jahre ihm schon bekannte Hamburger Kreis, besonders aber das trauliche Haus des „Wandsbecker Boten" seine Freundeswelt. Auch Hölty und

andere Studienfreunde kehrten gelegentlich darin ein. Er selbst verließ Wandsbeck zu verschiedenen kleinen Reisen; namentlich suchte er im Sommer 1775 die Eltern und Brückner in Mecklenburg auf, wo er sich — doch vergeblich — um das erledigte Schulrectorat von Neubrandenburg bewarb, und verweilte wiederholt, besonders im Frühling 1776, längere Zeit in Flensburg bei Ernestine. Bis er die Geliebte heimführen konnte, vergingen noch manche, zum Theil traurige und aufregende Monate. Vater Boie starb am 11. April 1776, Vossens Bemühungen um eine feste Anstellung in einem Lehramte schlugen alle fehl, und von seiner Absicht, auf den allerdings von Jahr zu Jahr steigenden Ertrag des Musenalmanachs zu heirathen, wollte trotz allem Zureden der Freunde Ernestinens Mutter lange nichts wissen. Endlich schien seine Zukunft genügend gesichert zu sein, zumal, nachdem er Goeckingk, der bisher einen Concurrenzalmanach leitete, in die Redaction seines Almanachs gezogen hatte und überdies von Fritz Stolberg mit dem Honorar, das dessen Uebersetzung der „Ilias" abwarf, beschenkt worden war. Mit harter Consequenz rang er nun der Mutter seiner Braut ihre Einwilligung ab: am 15. Juli 1777 fand zu Flensburg die Hochzeit statt. Das junge Paar reiste bald darauf über Kiel nach Wandsbeck, um sich hier gemüthlich einzuleben, kehrte aber noch im Spätsommer bei den Eltern und Freunden in Mecklenburg auf mehrere Wochen ein.

Glücklich in aller Einfachheit wie eine ländliche Idylle begann Vossens eheliches Leben in Wandsbeck; strenge Arbeit wechselte mit bescheidenen Genüssen, die ein Gang in die freie Natur und der Verkehr mit den nachbarlichen Freunden bot. Das reichste Glück fühlten die beiden Gatten aber jetzt und ihr Leben lang in ihrer gegenseitigen Liebe und im Kreise der Kinder, die Ernestine ihrem Mann schenkte, fünf Söhne, von denen ihnen der älteste jedoch schon im Alter von vier Jahren wieder entrissen wurde. Desto besser gediehen die andern und lohnten die Sorgen und Mühen der Eltern. Arbeit und Sorgen aber gab es namentlich in den ersten Jahren die Fülle. Neben den Redactionsgeschäften für den Almanach ging die schon in Göttingen begonnene Uebersetzerthätigkeit rüstig einher. Im „Deutschen Museum" veröffentlichte V. 1776 Platon's „Apologie des Sokrates", 1777 Pindar's erste pythische Ode in deutscher Wiedergabe, beides mit kritisch-polemischen Anmerkungen, die sich zum Theil — doch in würdiger Form — gegen Heyne richteten;. 1778 folgte in derselben Zeitschrift ein Aufsatz über einen Chorgesang des „Oedipus auf Kolonos". Namentlich aber gehörten die Jahre 1777—79 der Arbeit an der deutschen „Odyssee". Klopstock's Rath, Bürger's und Stolberg's Vorgang mit der Uebersetzung der „Ilias" reiften in V., der schon 1775 bei der Uebertragung von Blackwell's „Untersuchung über Homer's Leben und Schriften" aus dem Englischen die eingestreuten griechischen Verse in Hexametern wiedergegeben hatte, den Gedanken, trotz aller Schwierigkeiten und Bedenken, die selbst Stolberg dagegen geltend machte, die ganze „Odyssee" getreu im Sinn, Ton, Wort und Vers zu verdeutschen. Mit gewissenhaftester Gründlichkeit griff er seine Aufgabe an; philologisch genau nach allen Seiten hin und bis in die kleinsten Einzelheiten hinein suchte er sich des Stoffes zu bemächtigen, an dem er seine künstlerischen Kräfte maß. Die wissenschaftlichen Hülfsmittel freilich, die ihm zu Gebote standen, waren dürftig genug; dennoch trug er unermüdlich Sach- und Worterklärungen, auch ausführliche Excurse über Homerische Geographie, über Alterthümer des religiösen, politischen und privaten Lebens der Griechen zu einem allumfassenden, bald populär gehaltenen, bald gelehrte Specialforschung bekundenden Commentar zur „Odyssee" zusammen. Doch stellten sich nicht genug Subscribenten ein, um die Druckkosten des theuern, umfangreichen Werkes zu decken, und so wurden

nur einzelne Proben aus dem Commentar in Zeitschriften mitgetheilt. Hand in Hand mit solcher eindringenden wissenschaftlichen Erkenntniß ging die innige Liebe zu dem ewigen Gedichte mit seinem traulich-natürlichen Tone und seinen idyllischen Scenen einfacher Häuslichkeit, deren Zauber V. gerade in diesen ersten Jahren seines eigenen häuslichen Glückes doppelt und dreifach empfand, und die an Klopstock's Metrik und Dichtersprache geschulte künstlerische Kraft des Uebersetzers, dessen ernstem Ringen und beständigem Feilen es zuletzt herrlich gelang, im engen Anschluß an den sprachlichen und rhythmischen Ausdruck des Originals und doch ohne jeden pedantischen Zwang die ganze Schlichtheit, Herzlichkeit und natürliche Schönheit des alten Griechen deutsch wiederzugeben. So allen früheren Verdeutschungen, aber auch den gleichzeitigen rivalisirenden Versuchen von Bodmer, Bürger, Stolberg weit überlegen und als Ganzes von keiner späteren Uebertragung Homer's erreicht oder gar übertroffen, erschien das Meisterstück der Vossischen Uebersetzungskunst, nachdem seit 1777 das „Deutsche Museum", der Musenalmanach und Wieland's „Deutscher Mercur" vielversprechende Proben davon gebracht hatten, endlich im December 1781 zu Hamburg auf Subscription, sogleich und immer wieder hernach von den berufensten Kennern mit hellem Lobe begrüßt. Nur seine schrullenhafte Schreibung griechischer Eigennamen (Odüssee, Athänä u. dgl.) rief den lauten Widerspruch Heyne's und Lichtenberg's heraus. In dem unerquicklichen Streite gegen die beiden ihm früher wohlgesinnten Männer vergaß V., der sich auch in andern kritischen Kämpfen jener Jahre durch plumpe Grobheit hervorthat, leider völlig den Dank, den er Heyne für manche persönliche und litterarische Förderung schuldete; seine und Lichtenberg's Maßlosigkeit zerstörte das ehemalige Verhältniß für immer.

In einem inneren Zusammenhang mit der Verdeutschung der „Odyssee" stand neben der kritischen Arbeit an dem neu entdeckten Homerischen Hymnos an Demeter, durch die er sich den Dank und das ehrende Lob Ruhnken's erwarb, die Idyllendichtung, die V. schon in der letzten Göttinger Zeit und besonders während des folgenden Jahrzehntes pflegte. Von den verwandten Versuchen Brückner's und deren Vorbild Klopstock, auch von Geßner und Ossian ging er dabei zuerst aus; aber weit entfernt, eine nur poetische, unwirkliche Welt zu schildern, verwerthete er von Anfang an Züge aus seinem eigenen Leben und aus der norddeutsch-bäuerlichen Welt, in der er von Kind auf heimisch war. Dieses realistische Bestreben trat von Idylle zu Idylle stärker hervor; sogar die plattdeutsche Mundart, die V. freilich mit einer gewissen Freiheit behandelte, fand Eingang in einige charakteristische, farbenreiche Genrebilder aus dem Vierländer Bauernleben. Damit mehrte sich auch zusehends der Einfluß Theokrit's und zuletzt Homer's und drängte die frühere Klopstockisch-Geßner'sche Strömung allmählich ganz beiseite. Doch auch satirische Tendenzen des Dichters griffen immer mehr und bisweilen über Gebühr um sich. V. rückte namentlich in den späteren Idyllen sowie in späteren Umgestaltungen der früheren Versuche seine demokratisch-rationalistische Gesinnung mehr in den Mittelpunkt der Dichtung; sein Eifern gegen kirchliche Unduldsamkeit, Aberglauben, Geldgier, üppige Schwelgerei, junkerlichen Uebermuth wurde absichtlicher und richtete sich selbst gegen bestimmte Persönlichkeiten wie den Teufelsbanner Gaßner und schließlich gegen Einrichtungen und Anschauungen des Katholicismus überhaupt. Durch lebensvolle Charakteristik und sorgfältig-treue Detailmalerei zeichnen sich ziemlich alle Idyllen von V. aus; den meisten fehlt es auch nicht an munterer Bewegung, an einer Art von äußerer oder innerer Handlung, und in den besten ist mit besonderer Meisterschaft der Ausdruck der jeweiligen Stimmung getroffen. Im allgemeinen liebt V. die dialogische Form sowie die gelegentliche Unterbrechung der Hexameter — nur eine Idylle ist in reimlosen Jamben abgefaßt —

durch ein gereimtes Lied, das eine der plaudernden Personen der andern vorsingt. Nur in den Idyllen, die den höchsten Gipfel Vossischer Poesie bezeichnen, waltet die reine epische Form, so namentlich im „Siebzigsten Geburtstag“ (1780) und in den drei Idyllen, die zuerst einzeln 1783 und 1784 im „Musenalmanach“ und im „Deutschen Mercur“, dann 1795 auf Gleim's Rath vereinigt und zum ländlich-bürgerlichen Epos erweitert unter dem Titel „Luise“ erschienen. V. malte hier mit Homerischer Breite, wobei auch das Kleinste nicht als unwichtig galt, zugleich mit dem behaglichen Pathos des Dichters der Odyssee mehrere unter einander lose zusammenhängende Scenen aus dem Familienleben eines norddeutschen Dorfpfarrers, darin lauter fertige Verhältnisse und Charaktere, die mehr typisch als individuell gehalten waren und eine weitere Entwicklung kaum mehr zuließen. Das demgemäß handlungsarme, überdies durch den doctrinären Vortrag rationalistischer Tendenzen unpoetisch beschwerte, allerlei Aufklärung und religiöse Toleranz lehrende Halbepos verdankte seinen unleugbaren Reiz der gemüthvollen, realistisch getreuen und dennoch die gemeine Wirklichkeit liebevoll verklärenden Einzelschilderung, die vielfach an eigne Erlebnisse des Dichters anknüpfte, sowie der glücklichen Wahl des Locals, des ländlichen Pfarrhauses, welches nach Sitten und Bildung seiner Bewohner in schöner Mitte zwischen Dorf und Stadt steht, bei hoher Geistescultur doch auch stets in nächster Berührung mit der bäuerlich einfachen Natur. Die ursprüngliche Absicht, noch mehr Scenen aus Luisens Leben zu besonderen Idyllen auszugestalten, gab V. auf, zog aber dafür in den späteren Ausgaben seines Gedichtes (besonders 1795, 1802, 1807, 1811, 1823) die Darstellung immer mehr in die Breite, sparte auch tendenziöse Einschiebsel nicht und suchte eifrig Ton und Charakter des Werkes dem der Homerischen Epen in zahlreichen Aeußerlichkeiten zu nähern — nicht zum Vortheil der bescheiden angelegten Dichtung, die dabei das einfache Gepräge des Idylls allmählich einbüßte.

Doch all dies reicht nur mit seinen ersten Anfängen in die Wandsbecker Jahre zurück. Im October 1778 war V. als neu erwählter Rector in das Städtchen Otterndorf im Lande Hadeln (bei Cuxhaven) eingezogen. In einfach beschränkten Lebensverhältnissen bei geringen Einkünften, die aber trotz der sich mehrenden Familie — auch seine Mutter wohnte bis zu ihrem Tode (1798) bei ihm — eben ausreichten, fühlte V. sich hier wohl im Kreise seiner biedern, Freiheit und Gemeinsinn liebenden Mitbürger, von denen ihn auch ein Ruf an das Gymnasium zu Hannover nicht wegzulocken vermochte. Freilich lagen klimatische Unannehmlichkeiten und die geistige Dürftigkeit des Umgangs schwer auf seiner Seele, und kleine alljährliche Ausflüge, besonders nach Hamburg, konnten ihn für diese Entbehrungen nur schwach entschädigen. Aber wirkliche Freude gewährte ihm seine hingebungsvolle, erfolgreiche Thätigkeit für die Schule, in der er erst den echten philologischen Geist erweckte und pflegte; von ihr trennte er sich schwer, als 1782 Fritz Stolberg seine Berufung an das Rectorat der Eutiner Schule veranlaßte. Seit dem September 1781 war V. nebst den Seinen wiederholt vom Marschfieber heimgesucht worden; so gab er dem Drängen des Freundes bald nach und wandte sich im Juli 1782 voll fröhlicher Hoffnung der neuen holsteinischen Heimath zu.

Die ersten Monate in der kleinen, anmuthig gelegenen Ackerstadt, die mit ihrem ländlich-einfachen Charakter zeitweise den höfischen Glanz einer halb geistlichen, halb weltlichen Residenz vereinigte, brachten für V. und seine Familie manche Unbehaglichkeit, ja selbst häusliche Noth, Krankheit und den Tod seines ältesten Kindes. Recht wohl wurde es ihm in Eutin erst, als ihm 1784 ein Rectorshaus nach seinem Geschmack eingerichtet wurde. Nun bereute er es nicht mehr, 1782 einen Ruf an die Universität Halle abgelehnt zu haben, und ließ

sich auch in den folgenden Jahren durch lockendere Anerbietungen von Rectoratsstellen oder Professuren zu Halberstadt, Altona, Breslau, Kiel nicht von Eutin wegziehen. 1786 erhielt er den Hofrathstitel; bald darnach bewilligte ihm die Regierung auch einige Erleichterungen im Schulamt, in dem er seine philologische Gediegenheit, seine innige, fast einseitige Liebe zu den antik-classischen Studien bewährte und sich zugleich liebevoll-vertraulich ohne alle Pedanterie in die geistige und gemüthliche Eigenart seiner Schüler einzuleben verstand. Kleine Reisen in die Nähe unterbrachen öfters den Eutiner Aufenthalt. Weiter in die Ferne wagte er sich erst wieder im Frühling 1794, als er mit seinem Sohne Heinrich Braunschweig, Halberstadt, Weimar und Halle besuchte; er knüpfte dabei mit Gleim, Goethe und Friedrich August Wolf dauernde, mit Wieland und Herder bald wieder gelöste Bande persönlicher Freundschaft. Wieder suchte er im Frühling 1796 Halberstadt und Halle auf, jetzt in Ernestinens Begleitung. Dann, nachdem ihn im December eine Gehirnentzündung an den Rand des Grabes gebracht hatte, unternahm der Frohgenesene mit seiner getreuen Pflegerin vom Mai bis August 1797 eine längere Reise zu den alten Freunden in Mecklenburg, Berlin, Halle und Halberstadt; dieselben Orte suchte er auch im Sommer 1799 wieder auf. Mehr freilich war V., zumal in dem ersten Eutiner Jahrzehnt, darauf angewiesen, daß die auswärtigen Freunde als Gäste bei ihm einkehrten. So besuchten ihn wiederholt Klopstock und Claudius, obgleich die alte Herzlichkeit und Verehrung für sie in Vossens Seele allmählich erlosch, Boie, der Capellmeister Abraham Schulz, der zahlreiche Lieder von V. zur vollsten Zufriedenheit des Dichters in Musik setzte und auch menschlich ihm bald näher trat als alle seine früheren Freunde, Jens Baggesen, Wilhelm von Humboldt, Friedrich Heinrich Jacobi, der 1797 für mehrere Jahre vollständig nach Eutin übersiedelte, und andere. Am längsten lebte Fritz Stolberg mit ihm in Eutin zusammen, zuerst in der alten brüderlichen Innigkeit und Eintracht, die besonders durch Stolberg's erste Gemahlin Agnes in liebevollster, anmuthigster Weise erhalten und gefestigt wurde. Religiöse und ästhetische Gegensätze der beiden grundverschiedenen Naturen führten zwar dann und wann zu persönlichen Verstimmungen; doch drangen Agnes sowol als ihr Gatte stets wieder auf baldige Versöhnung, die Vossens unnachgiebige Schroffheit nicht immer leicht machte. Nach Agnesens Tode jedoch (1789) und Stolberg's zweiter Heirath entfremdeten sich die beiden ehemaligen Freunde immer mehr. Hatte sich früher hauptsächlich nur Vossens gewissenhaftes Bilden und sorgfältiges Feilen an poetischen Arbeiten nicht mit Stolberg's improvisatorischem, formal sorglosem Schaffen vertragen — ein Gegensatz, der namentlich bei ihren wetteifernden Versuchen einer Iliasübersetzung bedenklich zu Tage trat —, so stieß jetzt noch mehr Stolberg's leidenschaftliche Verurtheilung der französischen Revolution und seine zunehmende Hinneigung zum Katholicismus den Freund ab. Sein öffentlicher Uebertritt zur römischen Kirche (Pfingsten 1800), dem bald sein endgültiger Abschied von Eutin folgte, trennte ihn für immer von V., der den Convertiten nicht mehr sehen und sprechen wollte. Aber auch ihm war nun die Stätte langjähriger Erinnerungen verödet, die Freude an Haus und Amt in Eutin verleidet. 1802 erbat und erhielt er nach mancherlei Bedenken vom Fürstbischof seine Entlassung mit 600 Thalern Pension, die er in einer wohlfeilen sächsischen Stadt verzehren wollte. Im September 1802 zog er mit den Seinen nach schwerem Abschied über Braunschweig und Halberstadt, wo er bei dem alten, bereits erblindeten Gleim zum letzten Male gastliche Aufnahme fand, nach Jena zu seinen beiden ältesten Söhnen, die hier seit Jahresfrist studirten.

Fast gleichzeitig mit seiner Wirksamkeit im Lehramte ging auch seine dichte-

rische Thätigkeit zu Ende, die er gerade in Eutin emsig und ergiebig betrieben hatte. Abgesehen von dem Hauptwerke „Luise“, das sich auch durch seine Localfärbung als richtiges Eutiner Gewächs erwies, hatte er namentlich für seinen Musenalmanach, den er, zuweilen unter schwerer Mühe, bis 1788 gemeinsam mit Goeckingk, dann bis 1800 allein herausgab und zu einem friedlichen Sammelplatze vieler Dichter (freilich fast nur zweiten oder dritten Ranges) machte, Jahr für Jahr manches Gedicht verfaßt. Schon 1785 gab er auch den mit allgemeinem Beifall begrüßten ersten Band einer Sammlung seiner Gedichte heraus, die älteren Versuche darin stark verändert, metrisch verbessert, aber oft auch über Gebühr in die Breite gezogen; ein zweiter Band, dessen Aufnahme viel lauer war, erschien erst 1795. In neuer, gründlicher Ueberarbeitung, wobei V. es auch an sprachlichen und sachlichen Anmerkungen nicht fehlen ließ, stellte er 1802 seine sämmtlichen Gedichte in sechs Bänden ans Licht; 1825 folgte in vier Bänden eine „Auswahl letzter Hand“. Neben den Idyllen und den im Inhalt ihnen verwandten, nur durch den subjectiv-lyrischen Ton von ihnen unterschiedenen Elegien enthielten diese Sammlungen vorwiegend antikisirende Oden, deren künstliches Pathos deutlich den bis auf Vossens späteste Versuche sich erstreckenden formalen Einfluß Klopstock's und Ramler's bekundete, und gereimte Lieder, deren Anzahl gerade während der letzten Eutiner Jahre um des Musenalmanachs willen rasch zunahm. Wirkliche Ergüsse eigener Empfindung waren darunter, zumal in der späteren Eutiner Periode, selten. Häufiger verfaßte V. schildernde Lieder aus fremden Rollen heraus, an allerlei häusliche oder ländliche Situationen anknüpfend, und besang so mit lebhafter Frische und Unmittelbarkeit die wechselnden Arbeiten der Bauern und Bäuerinnen, Essen und Trinken, Tanz und Freundesgeplauder, Morgen und Abend und was in der Familie und im einfachsten Berufsleben zwischen Morgen und Abend und zwischen Frühling und Winter vorgeht. In gewissem Sinne bot er auch hier kleine lyrische Idyllen, realistische Bilder aus der liebevoll im Einzelnen gemalten ländlichen Natur und aus dem Leben in und mit ihr. Dabei schlug er möglichst kräftige, volksthümlich derbe Töne an und wählte mit Vorliebe mundartliche Specialausdrücke für die mannichfachen Geschäfte des Landmanns, eigenartige bildliche Wendungen und sprichwörtliche Redensarten aus dem Sprachschatze der mittleren und niederen Stände. Seine Poesie nahm sehr oft einen hausbacken-nüchternen Charakter an, mit dem sich ja eine etwas steife Lustigkeit und plumper Humor unter Umständen recht wohl vertrug. Einen höheren idealistischen Flug verschmähte sie fast durchweg, obgleich die philosophischen, religiösen und allgemein sittlichen Betrachtungen, die V. liebte, mitunter dazu hätten reizen können. Allein er drängte den Lesern stets gar zu lehrhaft seine aufklärerisch gegen Pfaffentrug, Heuchelei und Schwärmerei gerichteten Tendenzen auf; bis zum Ueberdruß doctrinär predigte er einfachen Gottesglauben ohne dogmatische Verkünstelung, Toleranz und reine Humanität, vertheidigte Wahrheit, Recht und Freiheit, feierte namentlich aber die Vernunft als „Heiligthum der Ewigkeit“. Meistens einfach in der Form dieser gereimten Lieder, probirte V. doch bisweilen auch hier sprachliche und metrische Kunststücke, die seinen Gedichten nur schaden konnten, mochten sie auch äußerlich noch so überraschend gelingen. Unbedeutender, wenn gleich manchmal durch scharfen, schlagfertigen Witz ausgezeichnet, reihten sich den Oden und Liedern von V. einige längere satirische Gedichte (gegen das übermüthige Landjunkerthum, gegen unduldsames, lichtscheues Priesterwesen, später namentlich gegen die Formenspielerei und den Neukatholicismus der Romantiker), eine lustige Schelmenromanze nach dem Französischen, freie Nachbildungen von Milton's „Allegro“ und „Penseroso“ und zahlreiche, oft von

älteren Mustern abhängige Epigramme, bald in Reimen, bald in Hexametern und Pentametern, an.

Neben der selbständigen dichterischen Production ging die Uebersetzerthätigkeit und die wissenschaftlich-philologische Arbeit rüstig einher. Auf die deutsche Odyssee folgte eine schon in Otterndorf begonnene, ziemlich freie Uebertragung der Märchen von tausend und einer Nacht aus dem Französischen des Anton Galland (1781—85, 6 Bde.). Ernster nahm es V. mit Virgil's Lehrgedicht vom Landbau. Die Arbeit, lateinische Textausgabe, Uebersetzung und Commentar, zog sich durch volle neun Jahre; Proben daraus brachte besonders das „Deutsche Museum" seit 1783. Als endlich 1789 das fertige Werk erschien, zeigte die Verdeutschung bereits die metrisch-sprachliche Virtuosität des Uebersetzers, unter deren äußerlicher Künstlichkeit die lebensvolle künstlerische Anmuth und Leichtigkeit der Darstellung fast erstickt wurde. Die pedantische Strenge im Bau des deutschen Hexameters, die V. nunmehr zum Princip erhob und in der für seine metrischen Grundsätze überhaupt wichtigen Vorrede vertheidigte, und die Genauigkeit in der sprachlichen Nachbildung des Originals machte schon hier, noch mehr in seinen spätern ähnlichen Versuchen, seine Uebertragung sehr oft steif und stellenweise undeutsch. Der Commentar, theils populär, theils sachmännisch gelehrt gehalten, ausgezeichnet durch die Selbständigkeit und sachliche Gründlichkeit, mit der V. besonders die verschiedenartigen Realien in dem römischen Gedichte erläuterte, wurde bei der letzten Umarbeitung noch mit allerlei Spitzen gegen Heyne versehen und fand darum bei der Kritik eine ziemlich kühle Aufnahme, gegen die sich der gekränkte Verfasser 1791 in der scharfen Streitschrift „Ueber des Virgilischen Landgedichts Ton und Auslegung" mit der ganzen rücksichtslos derben Entschiedenheit seiner Natur verwahrte.

Die hier zuerst erprobte Strenge des Versbaus überhaupt und der metrisch-sprachlichen Nachbildung des Originals im einzelnen ließ V. nunmehr in allen seinen Uebersetzungen, und zwar von Jahr zu Jahr nachdrücklicher und pedantischer, walten. So erschien 1793 nach langjähriger gewissenhaftester Arbeit der ganze Homer in deutschem Gewande, die Ilias zum ersten Mal, die Odyssee durchweg verändert und mehrfach überarbeitet — nicht zur vollen Befriedigung des künstlerisch urtheilenden deutschen Publicums, dessen berufenste Vertreter, wie Wieland, Herder, Goethe, Schiller, Wilhelm v. Humboldt, A. W. Schlegel, Gottfried Hermann, sämmtlich den Text von 1781 der neuen Fassung vorzogen, ohne jedoch V. zum Stillstand oder gar zur Umkehr auf dem einmal betretenen Wege zu vermögen: die folgenden, regelmäßig aufs neue verbesserten Gesammtausgaben des Homer von 1801, 1806, 1814 und 1821 wurden immer genauer dem griechischen Wortlaut angeschlossen, immer correcter im Versmaß. Ebenso ging es bei der Umarbeitung der „Georgica", mit der sich die schon 1790 begonnene, zuerst langsam fortschreitende Uebersetzung der übrigen Werke Virgil's verband (1799 im Druck vollendet, dabei der Commentar ungemein vermehrt und auch auf die „Eklogen" ausgedehnt), ferner bei Ovid's „Verwandlungen" (1798 in zwei Bänden abgeschlossen) und andern Uebertragungsproben aus Theokrit, Tibull, Hesiod und besonders Horaz, die zunächst in Zeitschriften mitgetheilt wurden; vollständig erschienen die Oden und Epoden, Satiren und Episteln des Horaz (die letzteren gar zu fabrikmäßig-schnell übersetzt) in deutscher Sprache erst 1806, im nämlichen Jahre Hesiod und Orpheus der Argonaut, 1808 Theokrit, Bion und Moschos, 1810 Tibull und Lygdamus mit erklärenden und textkritischen Anmerkungen, die den Uebersetzer 1811 auch zu zwei nach Handschriften berichtigten Ausgaben des lateinischen Originals führten.

Im engen Zusammenhange mit diesen Uebersetzungen standen Vossens größere wissenschaftliche Werke. So erwuchsen ihm aus seinen Homerischen Studien

einzelne historisch-kritische, für die künftige Forschung grundlegende Untersuchungen über die geographischen Anschauungen des Alterthums und besonders die „Mythologischen Briefe“ (1794 in 2 Bänden), im vergröberten Stil der „Antiquarischen Briefe“ Lessing's gegen Heyne und dessen Schüler Martin Gottfried Herrmann gerichtet. Im einzelnen sehr kenntnißreich, gründlich und gewissenhaft ausgearbeitet, durch gelegentliche Abschweifungen auf das Gebiet der griechischen Privat- und Sacralalterthümer unterbrochen, brachte das Werk zwar keineswegs durchaus fehlerfreie oder abschließende Ergebnisse, förderte aber die mythologische Forschung ungemein durch die kritische Nüchternheit, mit der V. sein Thema behandelte, immer auf scharfe Sonderung der verschiedenen Zeiten und Entwicklungsperioden bedacht. Den auch in den folgenden Jahren von beiden Seiten gelegentlich weitergeführten Krieg mit Heyne schloß im Mai 1783 die Riesenrecension der Heyne'schen „Ilias“ in der „Allgemeinen Litteraturzeitung“, die V. gemeinsam mit F. A. Wolf und Eichhorn verfaßte, doch so, daß er den größten Beitrag lieferte und am rückhaltlosesten zum Vernichtungsschlage gegen das wissenschaftliche Ansehen seines ehemaligen Lehrers ausholte.

Die Arbeit fiel in die ersten Monate seines Aufenthaltes zu Jena, wo es ihm trotz der Anmuth der Gegend und trotz der Freundschaft des rationalistischen Theologen Griesbach und anderer (namentlich philologischer) Professoren der Hochschule nicht recht behaglich werden wollte. Auch war er in seiner geistigen Entwicklung schon allzu sehr abgeschlossen, um von dem persönlich herzlichen Verkehr mit Schiller und besonders mit Goethe den rechten Gewinn zu ziehen. So kräftig sich daher auch Goethe bemühte, ihn in seiner Nähe zu halten — er bot ihm das Directorium des Weimarer Gymnasiums, dann die Leitung des gesammten höheren Schulwesens im Lande an, nahm sich in jeder Weise seines ältesten Sohnes an und ehrte endlich auch den Dichter V. durch eine große, liebevoll eindringende Besprechung seiner gesammelten lyrischen Versuche —, doch strebte V. von Jena weg. Zwar folgte er einem dreimaligen Rufe, durch den man ihn und seinen Sohn Heinrich unter glänzenden Bedingungen für die neu zu organisirende Universität Würzburg gewinnen wollte, schließlich doch nicht, obgleich er sich im August 1804 auf einer Reise nach Ulm zu dem ehemaligen Bundesbruder Miller schon bereit erklärt hatte, die Oberleitung des philologischen Seminars in Würzburg anzunehmen. Auf der Rückreise im October, nachdem er Württemberg und Baden besucht und namentlich Heidelberg mit entzückten Augen gesehen hatte, nahm er seine Zusage wieder zurück. Aber als ihm im Frühling darauf die badische Regierung 1000 Gulden Jahresgehalt bot, wenn er seinen Wohnsitz nach Heidelberg verlege, widerstand er zu Goethe's bitterem Schmerze der Lockung nicht. Im Juli 1805 verließ er Jena und siedelte zu dauerndem Aufenthalte an die badische Hochschule über, an der er zwar keine Vorlesungen hielt, in deren von Grund aus sich neu gestaltende Verhältnisse er aber durch gelegentlichen Rath und durch persönlichen Verkehr mit den Lehrern und Beamten der Universität eingriff. Doch raubte ihm seine principielle, maßlos heftige Befehdung der Romantik, deren Geist gerade in Heidelberg damals wehte und auch die dortige akademische Welt nicht unberührt ließ, bald allen Einfluß, ja fast alle näheren Beziehungen zur Hochschule. In mündlichen und brieflichen Aeußerungen, satirischen Gedichten, Zeitungsaufsätzen drückte er möglichst schroff und oft persönlich gehässig seinen Widerwillen gegen die dichterischen Formen und namentlich gegen die katholisirenden Tendenzen der Romantiker aus, die es von ihrer Seite auch nicht an verletzenden Angriffen auf den älteren Dichter fehlen ließen. Wachsende Verstimmung und Abgeschlossenheit des letzteren in seiner idyllisch angelegten und gepflegten Häuslichkeit war die Folge. Sein Verkehr mit den Studenten, die großentheils in die neue Richtung einlenkten,

ermattete nach und nach; von den Professoren in Heidelberg standen dem Alternden nur mehr wenige, darunter der Historiker Schlosser und vor allen der rationalistische Theologe Paulus, freundschaftlich nahe. Verhältnißmäßig spät ergriff auch ihn der freiheitlich-patriotische Drang der deutschen Jugend zum Kampf gegen Napoleon; dagegen hielt er nach der Neugestaltung der deutschen Verhältnisse wacker zu der Partei des badischen Liberalismus, erwärmte sich auch noch in seinen letzten Jahren lebhaft für die griechischen Freiheitskämpfer. Zahlreiche Gäste kehrten Jahr für Jahr in seinem Hause ein, nicht immer um befriedigt als Freunde daraus zu scheiden. Unter vielen andern besuchte Goethe, dessen Sohn in den Jahren 1808 und 1809 in Heidelberg studirt hatte, 1814 und 1815 V., der ihm freilich seit seinem Abschied von Jena geistig fremder und fremder geworden war, während Schiller's Wittwe noch ganz in der ehemaligen Herzlichkeit 1810 bei V. weilte. Auch Baggesen, Griesbach, Jean Paul, Zelter, Barthold Niebuhr, auf dessen wissenschaftliche Entwicklung schon der Otterndorfer und Eutiner Rector bedeutenden Einfluß gewonnen hatte, und andere ältere oder jüngere Freunde stellten sich ein. Auch unternahm das Vossische Ehepaar noch gar manche Reise in die Nähe, nach Freiburg i. B., Colmar, Stuttgart zum Besuche Johann Georg Jacobi's, Pfeffel's, Cotta's, nach Baden-Baden zum Curgebrauche, in die Rheinpfalz zur Weinlese. 1811 wurde der jüngste Sohn Abraham in Rudolstadt, wo er Gymnasiallehrer war, und bei dieser Gelegenheit auch Jena und Gotha wieder aufgesucht. 1817 reisten die Eltern über Göttingen, Braunschweig und Hamburg nach Eutin zu ihrem Sohne Wilhelm, der hier als Arzt wirkte, dann nach Lübeck zu dem alten Freunde Overbeck; hier wurden sie durch eine Erkrankung Ernestinens fünf Wochen lang festgehalten, dann kehrten sie über Braunschweig, Halle, Leipzig, Jena und Rudolstadt zurück. Noch einmal kehrten sie bei ihrem nunmehr an das Gymnasium von Kreuznach berufenen Sohn Abraham 1820 ein. Auch diesen Reisen verdankte V. manche unmittelbare Anregung zu litterarischen Arbeiten, die er, heimgekehrt in seine stille Gelehrtenstube, alsbald ausführte.

In Jena waren germanistische Studien ihm besonders nahe getreten, deren erste Anfänge freilich oft weit zurück in frühere Tage reichten. Er begann mit allem Eifer ausgedehnte Vorarbeiten für ein wissenschaftliches deutsches Wörterbuch; aus ihnen erwuchs zunächst die umfangreiche, allzu harte Kritik der zweiten Auflage von Adelung's hochdeutschem Wörterbuch, die, verbunden mit der ehrenvollen Beurtheilung der „Grammatischen Gespräche" Klopstock's, 1804 in der Jenaer Litteraturzeitung mehrere Nummern füllte. Schneller als diese lexikalischen Forschungen veralteten die metrischen Untersuchungen, die V. 1802 in der „Zeitmessung der deutschen Sprache" niederlegte (zweite, vermehrte Auflage 1831 mit dem Briefwechsel zwischen V. und Klopstock). Das sehr fleißig und gründlich ausgearbeitete, für seine Zeit vielfach werthvolle Buch ging von der namentlich auch durch Klopstock vertretenen falschen Voraussetzung aus, daß sich die Länge oder Kürze der Silben im Deutschen eben so genau bestimmen und metrisch verwerthen lasse wie in den antiken Sprachen. Daraus ergab sich im einzelnen eine fast beständige Verwechselung von Quantität und Qualität, von Zeitmaß und Tonmaß der deutschen Silben und im ganzen der Irrthum, daß die deutsche Sprache allein unter allen gebildeten neueren Sprachen durch bestimmtes Zeitmaß und mannigfaltige Bewegung die rhythmischen Künste der Alten in Rede und Poesie wieder aufwecken könne und solle: ein Irrthum, dessen nächste Folge, der formale Wettstreit deutscher Dichter mit den antiken Meistern, unserer Sprache nur heilsam war, sie zu stärken und geschmeidiger zu machen diente.

Dergleichen deutsche Sprach- und Versstudien standen in Heidelberg bald wieder still. Desto eifriger wandte sich V. zu seinen Uebersetzungen zurück. So

übertrug er bis 1812 als Nebenbuhler seines einstigen Bundesgenossen F. A. Wolf, dem ihn nunmehr allerlei ärgerliche, oft recht persönliche Reibereien entfremdeten und endlich verfeindeten, die in den nächsten Jahren noch einmal durchgefeilten und erst 1821 mit erläuternden Anmerkungen seines Sohnes Heinrich in drei Bänden gedruckten Lustspiele des Aristophanes, eine in sprachlicher und metrischer Hinsicht virtuose Leistung, die jedoch den eigenthümlichen künstlerischen Charakter des griechischen Dichters mit seinem genialisch-tollen Wechsel von Tönen und Farben nicht wiedergab. Noch vor dem Aristophanes verdeutschte V. 1811 den Properz (erst nach seinem Tode 1830 gedruckt); daran schlossen sich Uebersetzungen des Aratos und des Hymnus an Demeter, letztere schon 1815 vollendet, beide mit erläuterndem Commentar erst 1824 und 1826 veröffentlicht, und namentlich die Uebertragung von „Shakespeare's Schauspielen", die Vossens Söhne Heinrich und Abraham längst planten, zunächst als Ergänzung der Schlegel'schen Uebersetzung, die aber erst rechte Gestalt gewann, als sie 1814 ihren Vater zum Beitritt und zur Uebernahme gerade der Dramen bestimmt hatten, die bereits in Schlegel's meisterlicher Nachdichtung vorlagen. Mit heftigem Eifer arbeitete sich V. in das seit Jahrzehnten ihm fremd gewordene Litteraturgebiet ein; sprachgrübelnd und buchstabengetreu, wie wenn er es mit einem altclassischen Epiker oder Lehrdichter zu thun hätte, aber unendlich schwerfällig und pedantisch-leblos, durch archaistische Wendungen und geschraubte Stellungen überall gehemmt, verdeutschte V. in dem 1818—1829 erscheinenden, neunbändigen Werke dreizehn Stücke, darunter einzelne jener Shakespearischen Lust- und Trauerspiele, die an den Uebersetzer die denkbar größten Ansprüche stellen. Künstlerisch unterlag dabei V. fast durchweg, wo er mit Schlegel um die Palme rang; auch beim deutschen Publicum konnte seine Uebertragung, für die keinerlei Bedürfniß vorlag, nur geringen Erfolg erlangen.

Zahlreiche, vorwiegend polemische Schriften gesellten sich zu diesen poetischen Arbeiten. Unter anderen griff er 1807 Wilhelm Körte, gegen den sich aus demselben Grunde schon F. H. Jacobi erklärt hatte, wegen seiner Ausgabe von Briefen aus Gleim's Nachlaß in einer Broschüre, auf die Körte alsbald erwiderte, heftig an. Maßvoller in freundschaftlich-höflichem Tone kämpfte er 1809 mit Knebel, der sich über Ramler's Verstümmelungen der Gedichte von Joh. Nik. Götz bitter beklagt hatte. Wie Ramler mit Götz, so war V. mit Hölty verfahren; auch er hatte 1783 zusammen mit Fritz Stolberg und noch mehr in der neuen Auflage von 1804, die er allein besorgte, sich viele angebliche Verbesserungen in den Gedichten seines verstorbenen Freundes erlaubt. Er vertheidigte daher zugleich sich selbst, wenn er Ramler in Schutz nahm. Seine Rettung des Allerweltscorrectors schoß freilich beträchtlich über das richtige Ziel hinaus, da er nicht nur Ramler's Berechtigung zu der von Götz ihm selbst übertragenen Aufgabe erwies, sondern auch seine Veränderungen an den Versen des Pfälzer Anakreontikers großentheils beifällig aufnahm. Die Forderungen vollends, die er von diesem Standpunkt aus an die künftige Textkritik der Götzischen Gedichte stellte, konnten, so genau er auch auf Grund der Handschriften überall ins einzelne ging, doch litterargeschichtlich keinerlei Bedeutung erlangen.

Friedsamere Arbeiten gediehen inmitten der mannigfachen kriegerischen Plänkeleien nicht. So kam die 1814 begonnene Selbstbiographie nicht über die Darstellung der ersten Jugendjahre hinaus; diese aber war in ihrer klaren Einfachheit und lebensvollen Frische zu einem kleinen Meisterstück erzählender Prosa geworden. Im Druck erschien sie erst nach Vossens Tode 1826 in seinem letzten polemischen Werke.

Hatte V. bisher die Romantik wiederholt in ihren einzelnen zur Mystik und zum Neukatholicismus neigenden Erscheinungen angegriffen, so holte er 1819

zu einem Vernichtungsschlage gegen den vermeintlichen Beginner und Begründer aller solchen reactionären Bestrebungen aus. Stolberg's Uebertritt zur katholischen Kirche erschien ihm jetzt überzeugender denn je als das Signal zum allgemeinen Kriege gegen Vernunft und protestantische Geistesfreiheit; Stolberg persönlich wähnte er deshalb mit aller Kraft der Polemik treffen und für immer unschädlich machen zu müssen. Er fühlte sich verpflichtet, als Zeuge ewiger Wahrheiten zu reden, ohne Rücksicht darauf, daß seine Worte den ehemaligen Freund und Wohlthäter, der ihm auch nach der Trennung die alte Liebe bewahrt und neuerdings nicht den geringsten Anlaß zum Kampf gegeben hatte, tödlich verwunden mußten. So veröffentlichte er zu allgemeiner, großentheils höchst unangenehmer Ueberraschung 1819 in dem „Sophronizon" seines Gesinnungsgenossen Paulus den umfangreichen und doch an sachlichen Erwägungen und allgemeinen Gesichtspunkten sehr armen Essay „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?", ein häßliches Zeugniß seiner maßlosen Unduldsamkeit. Nüchtern und schroff bis zur Gemüthsrohheit, zergliederte er Stolberg's innere und äußere Entwicklung und den allmählichen Verfall seiner Freundschaft mit ihm bis zum schließlichen Confessionswechsel des einstigen Freiheitsschwärmers, auch im einzelnen keineswegs frei von Irrthümern und psychologischen Mißverständnissen. Eine Fluth von Gegenschriften, Protesten, heftigen Anklagen, aber auch von zustimmenden Erklärungen folgte auf den rücksichtslos-einseitig das Vergangene aufdeckenden, reichlich aus alten Briefen schöpfenden Essay. Stolberg bekam die Streitschrift erst wenige Tage vor seinem Tode zu Gesicht; tief gekränkt und leidenschaftlich erregt, begann er die Irrthümer des Gegners in einer „kurzen Abfertigung" nachzuweisen. Er starb über der Arbeit, die sein Bruder vollendete und in den Druck gab. V. aber, nicht zufrieden, die letzten Stunden des einstigen Freundes verbittert zu haben, wiederholte seine Vorwürfe noch breiter 1820 über dem kaum geschlossenen Grabe in der „Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe". Sachlich brachte er nichts Neues bei; vorurtheilsfreie Leser konnte er auch jetzt nicht überzeugen trotz seinem Eifer, auch in allen Nebendingen, deren Unrichtigkeit Stolberg nachgewiesen hatte, Recht zu behalten; höchstens beleuchtete er noch deutlicher und umständlicher als zuvor die persönlichen Beziehungen zwischen ihm und Stolberg seit den Göttinger Studienjahren. Der unerfreuliche Kampf hatte noch andere, geringfügigere Händel zum Nachspiel, so besonders 1822 mit dem Buchhändler Friedrich Perthes, dem Schwiegersohne des gleichfalls von V. angegriffenen Claudius.

Verwandten romantischen und, wie er meinte, neukatholischen Bestrebungen galt auch der letzte litterarische Kampf, den der alte V. gegen den Heidelberger Philologen Gg. Friedr. Creuzer und sein seit 1810 veröffentlichtes Hauptwerk „Symbolik und Mythologie der alten Völker" eröffnete. Mit rücksichtsloser Schärfe, die ohne Unterschied alles verurtheilte, was der Gegner behauptete, und nur allzu gern diesen persönlich angriff, die sittliche Reinheit seines Charakters antastete, ihn selbst sammt seinem Werke kritisch zu vernichten strebte, sprach sich V. in mehreren Recensionen gegen die zwar in der Beweisführung oft unmethodische und phantastische, auch durch philologische Fehler mannichfach entstellte, in der Hauptsache aber etwas Richtiges ahnende und zum Theil schon mittelst eines reichhaltigen Quellenmaterials erläuternde Darlegung Creuzer's aus. Die Annahme eines ursprünglichen Zusammenhanges zwischen orientalischen und occidentalischen Religionsanschauungen, besonders die Herleitung altgriechischer mythologischer Vorstellungen aus einer Urreligion, deren Heimath in Indien zu suchen sei, durch Vermittlung der Aegypter, Phönikier, Phrygier und Thrakier dünkte V. nur eine schlimmere Fortsetzung der Irrthümer Heyne's, die er in den „Mythologischen Briefen" siegreich bekämpft hatte. Wie in ihnen, wollte er auch jetzt

noch allzu einseitig alle sichere Kenntniß der althellenischen Mythologie nur auf Homer gegründet wissen. Als Creuzer sich gegen diese einzelnen groben und theilweise schmutzigen Angriffe, die aber auch seine wirklichen Schwächen sehr empfindlich trafen, zu keiner würdigen, mannhaften Abwehr aufschwang, sammelte V. diese Recensionen, vermehrt durch verschiedene alte und neue Aufsätze, zu zwei Bänden „Antisymbolik" (1824—1826), worin er nicht nur die alten Streitigkeiten mit Heyne wieder aufwärmte, sondern gelegentlich auch die stets persönliche Polemik auf Görres, Stark und viele andere Romantiker ausdehnte. Noch entschiedener als vorher verwarf er jetzt Creuzer's Lehre im ganzen und im einzelnen, das Richtige an ihr wie das Verfehlte. Auf Lessing, dessen polemischer Stil ihm noch immer Vorbild war, berief er sich wiederholt, auch auf Luther; aber zum Unterschiede von diesen beiden blieb seine Kritik hier fast ausschließlich negativ, ohne auch positiv die Wissenschaft merklich zu fördern. Mehr Lob verdienten in letzterer Hinsicht die „Mythologischen Forschungen", die seit 1827 der zweiten Ausgabe der „Mythologischen Briefe" angehängt wurden, auch sie aus schon gedruckten älteren und handschriftlichen neueren Aufsätzen zusammengestellt und nach Inhalt und Tendenz sich vielfach mit den antisymbolischen Schriften berührend. Maßvoller gehalten, fanden sie auch in der Kritik der Zeitgenossen keinen so kräftigen Widerhall wie die „Antisymbolik", die sogleich streitbare Gegner und Freunde des alten rationalistischen Kämpen ins Feld rief.

Während dieser Arbeiten und polemischen Bestrebungen traf V. der schwerste Schlag, der auf sein sonst so glückliches Familienleben fallen konnte: sein zweitgeborener, nunmehr ältester Sohn Johann Heinrich, seinem Geist und Herzen der nächste unter allen, starb am 20. October 1822 zu Heidelberg nach längerem Leiden an der Wassersucht. Er war ein Otterndorfer Kind, am 29. October 1779 geboren. Vom Vater wurde er seit dem Mai 1787 in der Eutiner Rectorsclasse unterrichtet, schon hier ein Musterschüler mit offenem, verehrungsvollem Sinn für die pädagogische und litterarische Thätigkeit des Vaters, der ihn 1794 als Reisemarschall auf die Fahrt nach Halberstadt, Weimar und Halle mitnahm. Im April 1799 bezog er die Universität Halle, um Theologie und bei F. A. Wolf Philologie zu studiren; im Herbst 1801 siedelte er an die jenaische Hochschule über, wo er sich allmählich ausschließlich der Philologie zuwandte. Als ihn nach Beendigung seiner Studien Kränklichkeit an der Uebernahme einer Hofmeisterstelle in Berlin hinderte und der Versuch seines Vaters, ihm sein eigenes früheres Rectorat in Eutin zu verschaffen, fehlschlug, griff Goethe, der seit einem Besuche Heinrich's in Weimar um Weihnachten 1800 seine Theilnahme dem pflichteifrigen Jüngling zuwandte, hilfreich ein und veranlaßte 1804 Heinrich's Ernennung zum Professor am Weimarer Gymnasium. Wiederholt wohnte der junge V. selbst mehrere Tage in Goethe's Haus; an Goethe's Recension der Gedichte seines Vaters hatte er thätigen Antheil: die Abschnitte über die höheren Stände, über Sprache, Rhythmik und Mythologie stammten aus seiner Feder. Anhänglichkeit an den innig verehrten Weimarer Dichterfürsten bestimmte ihn darum auch in erster Linie, 1804 den lockenden Ruf an eine philologische Professur der Universität Würzburg abzulehnen, noch ehe sein Vater endgültig auf den Eintritt in bairische Dienste verzichtete. Ihn belohnte das wachsende Vertrauen Goethe's, der ihm 1805 unter anderm „Hermann und Dorothea" zur metrischen Ausbesserung übergab. Aber bald darauf nöthigte ihn ein hartnäckiges Leiden, den Gymnasialunterricht, den er mit hingebendem Eifer und sichtlichem Erfolg ertheilt hatte, Monate lang auszusetzen, und so konnte Goethe auch seine einstige Zusage, daß Heinrich Director des Weimarer Gymnasiums werden solle, nicht erfüllen. In Jena nach einer langwierigen Cur nur halb genesen, über das Scheitern seiner Hoffnungen grollend, besuchte Heinrich im August 1806 die

Eltern in Heidelberg, fand hier die Aussichten günstig und kehrte, nachdem er noch im October die Kriegsunruhen in Weimar durchgemacht hatte, im November 1806 zu dauerndem Aufenthalt nach Heidelberg zurück. Im Februar darauf wurde er hier als außerordentlicher Professor des Griechischen am philologischen Seminar angestellt, 1809 zum Ordinarius befördert. Nur selten verließ er jetzt mehr Heidelberg zu einer kurzen Reise, so wiederholt nach Stuttgart, 1811 mit den Eltern nach Thüringen, 1819 nach Baireuth zu dem schwärmerisch verehrten Jean Paul. Als Docent entfaltete er keine große Thätigkeit; auch hatte er keine bedeutenden litterarischen Erfolge zu verzeichnen. Ihm fehlte eine selbständige, energisch auf das Ziel losdringende Natur. Die kindliche Liebe und Verehrung, die er für seinen Vater hegte, raubte ihm schließlich jede geistige Unabhängigkeit. Wie sein Vater ihm als höchstes Vorbild galt, so fügte er sich widerspruchslos seinen Anschauungen und war zufrieden, wenn er nur mit matterer Stimme die Meinungen des Alten nachsprechen, ihm die Beantwortung eines Briefes abnehmen oder bei seinen Studien dienend helfen konnte. So betheiligte er sich schon in Jena an den Vorarbeiten seines Vaters zu einem deutschen Wörterbuche, ebenso später an seinen Forschungen über antike Geographie. Im Kriege gegen das Sonett unterstützte er den Eifernden durch die Beiträge, die er 1809 zu Baggesen's „Klingklingelalmanach" lieferte; im Kampfe gegen F. A. Wolf und dessen Verdeutschung des Aristophanes secundirte er dem Vater durch absprechende Kritiken namentlich über Wolf's „Afterſenare" in den Heidelberger Jahrbüchern. Ja selbst seine anfängliche Schwärmerei für Stolberg, Fouqué und andere Romantiker gab er auf, so bald der Vater den Ansichten der bewunderten Freunde die Billigung versagte; in dem letzten lieblosen Kampfe Vossens gegen Stolberg stellte er sich schließlich so unbedingt auf die Seite des Angreifenden, daß für ihn die Stimmung des erbarmungslosen Streiters ein „religiöser Genuß" wurde. Sein ohnehin nicht großes schriftstellerisches Vermögen verzettelte er zum Theil in Recensionen; auch redigirte er mehrere Jahre lang den philologischen und schönwissenschaftlichen Theil der Heidelberger Jahrbücher; größere Arbeiten rückten daneben nur sehr langsam fort. So verwandte er fast ein Jahrzehnt auf den Commentar, mit dem er die Aristophanesübertragung seines Vaters 1821 begleitete. Selbst als poetischer Uebersetzer versuchte er sich schon 1805, noch unter Schiller's Augen, an Shakespeare's „Othello", dann an „Lear", bald auch zusammen mit seinem Bruder Abraham an „Macbeth", dem „Wintermärchen" und andern Dramen des großen Britten, von dem sie sieben Stücke seit 1810 verdeutscht herausgaben. Auch an der Uebertragung des ganzen Shakespeare, die die Brüder hernach mit dem Vater unternahmen, hatte Heinrich einen hervorragenden Antheil besonders insofern, als seine Leistungen an künstlerischem Werthe fast durchaus hoch über den schwerfälligen Versuchen seiner beiden Genossen standen. Als sein wichtigstes Lebenswerk aber betrachtete er selbst die Uebersetzung des Aeschylos; siebzehn Jahre arbeitete er an ihr, und doch blieb ihre Vollendung seinem Vater aufbehalten, der nach Heinrich's Tode namentlich am „Prometheus" und „Agamemnon" noch allerlei zu bessern fand. Erst 1826 erschien das Werk im Druck, ohne den beabsichtigten lateinischen Commentar, den Heinrich, im Lateinschreiben gleich seinem Vater wenig geübt, schließlich doch nicht zu Ende geführt hatte. Die Uebersetzung zeigte die ganze sprachlich-metrische Virtuosität der Vossischen Schule; möglichst getreu war der kühne Rhythmus der Chorgesänge und der „langaushaltende, schweranstrebende Senar" der Dialogpartien wiedergegeben, die grandiose Kraft und pathetische Feierlichkeit der Sprache trotz ihrer außerordentlichen Schwierigkeiten nachgebildet. Aber freilich verursachte auch hier die gewissenhafte Strenge, mit der der Uebersetzer den eigenthümlichen Charakter des Originals nachahmte, manche allzu griechische und darum undeutsche oder min-

destens im Deutschen schwerfällige Wendung; der Stempel gekünstelter Arbeit war diesem Werke wie allen späteren Vossischen Uebertragungen aufgeprägt.

Das Erscheinen des von ihm vollendeten deutschen Aeschylos erlebte der alte V. nicht mehr. Am 29. März 1826 erlag er den Folgen eines Schlaganfalls, thätig und kampfbereit im antisymbolischen Streite bis fast in seine letzten Tage hinein. Am 1. April wurde er in Heidelberg neben seinem Sohne feierlich beerdigt. Seine Wittwe Ernestine folgte ihm ebenda am 10. Mai 1834 im Tode nach. Sie setzte dem Gatten das schönste Denkmal, indem sie sein Leben von der Zeit an, da er sie heimgeführt (1777), bis zur Uebersiedlung nach Heidelberg (1805) in einfacher, gemüthvoll gewinnender Weise darstellte, treu nach der Wirklichkeit ohne äußerlichen Schmuck und verschönernde Zuthaten, aber anschaulich, natürlich, voll herzlicher Wärme und echter Poesie. Zusammen mit einigen, gleichfalls von ihr verfaßten Aufsätzen über Vossens Charakter, sein Verhältniß zu Schiller und Goethe, seine letzten Lebenstage erschienen diese biographischen Bilder in der von ihrem Sohne Abraham 1829—33 herausgegebenen dreibändigen Sammlung „Briefe von J. H. Voß", ein Meisterstück anmuthig-idyllischer Schilderung in deutscher Prosa. Nach Ernestinens Mittheilungen wurde ferner auch die kurze Biographie ihres Sohnes Heinrich ausgearbeitet, die den dritten Band der von Abraham V. herausgegebenen Briefe Heinrich's (Heidelberg 1833—38) eröffnete. Außerdem stammten aus ihrer Feder verschiedene kurze, meist idyllisch plaudernde Aufsätze mit moralisirendem Grundcharakter und einige hexametrische Gelegenheitsgedichte ähnlicher Art, die in mehr als einer Hinsicht die Schule ihres Gatten bekundeten (beides nebst mehreren ihrer Briefe 1837 von ihrem Enkel Hermann gesammelt).

Der im Obigen wiederholt genannte Abraham V. war am 12. Febr. 1785 zu Eutin als fünfter Sohn seiner Eltern geboren. Er ward 1810 Gymnasialprofessor in Rudolstadt, 1821 Oberlehrer am Gymnasium zu Kreuznach und starb als Director daselbst am 13. November 1847 (vgl. N. Nekrol. d. D. XXV, S. 869).

Vgl. Wilhelm Herbst, Joh. Heinr. Voß, 2 Bde. in 3 Theilen, Leipzig 1872—76. — Michael Bernays, Homers Odyssee von Joh. Heinr. Voß. Abdruck der ersten Ausgabe vom Jahre 1781 mit einer Einleitung. Stuttgart 1881. — August Sauer, Der Göttinger Dichterbund, Theil 1, Berlin und Stuttgart (Joseph Kürschners Deutsche Nationallitteratur, Bd. 49). Hier S. LXVIII f. und ebenso bei Herbst ist die übrige wichtigere Litteratur verzeichnet; hervorzuheben ist daraus noch: Briefe von Heinr. Voß an Christian v. Truchseß, hrsg. von Abrah. Voß, Heidelberg 1834. — Briefe von Heinr. Voß an Karl Solger, hrsg. von Karoline Solger (Arch. f. Litteraturgesch. XI, 94—141). — Briefe von Ernestine Voß an Rudolf Abeken, hrsg. von Friedrich Polle (Progr. d. Vitzthum'schen Gymnas. in Dresden 1882 u. 1883). — Georg Berlit, Goethe u. Schiller in persönl. Verkehr nach briefl. Mittheilungen v. Heinr. Voß, neu hrsg. Mit Biogr. v. Heinr. Voß. Stuttgart 1895. Franz Muncker.

Voß: Julius v. V., geboren am 24. August 1768 zu Brandenburg, Sohn des Oberstlieutenants v. V., folgte schon sehr frühzeitig seinen Neigungen zum Militärdienst und trat bereits 1782 in das Heer ein. Zunächst gab er sich widerstandslos dem Taumel wilder Ausschreitungen und Verirrungen hin, in welchem während der langen Friedenszeit die Tüchtigkeit des größten Theiles des preußischen Officierstandes untergegangen war; allmählich lenkten ein persönliches Erlebniß so wie das Interesse für die Kriegswissenschaft und für litterarische Fragen den Jüngling auf edlere Bahnen. Völlig überwunden hat er allerdings die erste Phase seines Entwicklungsganges nie; in dem Behagen, mit welchem er während seines ganzen Lebens schlüpfrige Situationen ausmalte, macht sich eine durch unsaubere Elemente frühzeitig verdorbene Phantasie recht widerlich

geltend. Der Eifer, mit dem sich V. der Kriegswissenschaft widmete, fand zwar zunächst eine gewisse Anerkennung, doch hatte keiner der von ihm ausgearbeiteten Reformvorschläge irgendwelchen praktischen Erfolg. Auch die Verdienste, die er sich im polnischen Feldzuge 1794 durch die Rettung der Festung Thorn und der Kriegscasse erwarb, wurden nicht so belohnt, wie er es erwartet hatte. Deshalb nahm er 1798 seinen Abschied und ließ sich nach längeren Reisen dauernd in Berlin nieder, wo er sich durch schriftstellerische Thätigkeit seinen Lebensunterhalt verdiente. Gelegentlich trat er als Theaterrecensent auf; auch war in den Jahren 1815—23 wiederholt davon die Rede, daß er zum Director eines geplanten Volkstheaters in Berlin ausersehen sei, ohne daß sich diese Aussichten verwirklicht hätten. So waren es im wesentlichen belletristische und dramatische Arbeiten, auf deren Ertrag V. angewiesen war, und er wurde daher durch seine äußeren Lebensverhältnisse zur Vielschreiberei gezwungen. Die nothwendige Folge dieser Massenproduction war eine völlige Verzettelung seines Talentes; V. hat es nicht vermocht, einige unzweifelhaft lebensfähige Keime seiner Dichtung ausreifen zu lassen und sie zu organischen Gebilden auszugestalten. Durch die unfertige Gestalt, in der diese Keime vorliegen, und durch die Thatsache, daß sie in einem Wuste unbrauchbarer Tagesarbeit völlig vergraben sind, erklärt es sich, daß gerade die wichtigsten Seiten seines Schaffens bis vor kurzem so gut wie unbekannt waren. Obgleich seiner Zeit viel gelesen, starb er doch schon als ein halb Vergessener in dürftigen Umständen am 1. November 1832. — Eine von E. T. A. Hoffmann herrührende Porträtskizze, welche uns V. als ungefähr dreißigjährigen Mann vorführt, zeigt ein feines Gesicht, in dem die belebende Kraft geistiger Arbeit nicht zu verkennen ist, das aber andererseits durch einen Ausdruck der Schlaffheit sowie durch einen cynischen Zug abstößt.

Die Bedeutung der litterarischen Thätigkeit Vossens liegt zunächst darin, daß er allein es versucht hat, die Zustände Preußens vor 1806 dichterisch festzuhalten. Wenn ihm das im einzelnen unzweifelhaft geglückt ist und wenn er bei der Vergegenwärtigung dieser Verhältnisse ein nicht geringes Geschick an den Tag gelegt hat, so ist der Grund für solche — an seiner übrigen Production gemessen — verhältnißmäßig hohen Leistungen vor allem darin zu suchen, daß V. ein Stück eigenen Erlebnisses gestaltet hat. Er selbst hatte die Mißstände im Heere und in der Verwaltung, die schließlich den allgemeinen Zusammenbruch herbeiführten, frühzeitig durchschaut und mit aufrichtigem Schmerz das durch Leichtsinn und Verblendung verschuldete Unglück herankommen sehen, ohne es abwenden zu können. Wie man nun auch über die in seinen Broschüren („Was war nach der Schlacht von Jena zur Rettung des preußischen Staats zu thun?" 1806. „Eingetroffene Weissagungen und prophetische Irrthümer der Herren Archenholz, Bülow und Fr. Buchholz", 1807) niedergelegten militärischen Vorschläge denken mag, so wird man doch das Eine zugestehen müssen, daß in ihnen die Ursachen von Preußens schmählichem Niedergange klar erkannt worden sind und daß augenscheinlich eine aufrichtige Vaterlandsliebe dem Verfasser die Feder geführt hat. So machte sich V. nur von einer lange getragenen drückenden Last frei, wenn er die Zustände des preußischen Staates vor 1806 in besonders charakteristischen Zügen und Typen zu vergegenwärtigen suchte. Am besten sind die ihm dabei vorschwebenden Absichten in dem Lustspiele: „Loos des Genies oder die alte Fabel" (1809) verwirklicht; geringwerthiger sind die aus dem gleichen Stoffgebiete schöpfenden Lustspiele: „Der Kommandant à la Fanchon" (1807); „Der Pseudopatriotismus" (1809); „Die Leuchte ins Gemüth oder Harlekin als Patriot" (1811). Dagegen ist wieder der Roman: „Geschichte eines bei Jena gefangenen preußischen Officiers" (1807) trotz der mangelhaften Composition eine bemerkenswerthe Leistung, während in einem zweiten, aus späterer Zeit stam-

menden Roman: „Geschichte des Ministers Graf Sternthal" (1818) die dankbaren Motive nur eine ungenügende Bearbeitung gefunden haben.

Seine ganze Stellung zu dem preußischen Staatswesen hätte V. auf das Gebiet der satirischen Dichtung hinweisen müssen; und es ist nicht zu bezweifeln, daß er dafür eine starke Begabung mitbrachte. Sowol einzelne Scenen und Capitel aus den soeben erwähnten Dichtungen als auch etwa das Lustspiel: „Künstlers Erdenwallen" (1810), in welchem die Auswüchse des Virtuosenthums und die Bettelpoeten gegeißelt werden, zeigen, daß sein Talent gerade nach dieser Seite hin entwicklungsfähig war. Trotzdem hat er diesen dankbaren Boden bald wieder verlassen und ihn nur gelegentlich wieder betreten, um gegen die Kräfte zu polemisiren, von denen man eine Erneuerung und Wiederbelebung des preußischen Staates erhoffte. V. blieb allezeit ein Anhänger der fridericianischen Traditionen; selbstverständlich war daher der Freund der Aufklärung ein Feind der Romantik, die er mit seinem in der Einkleidung an Knigge's Erzählung: Noldmann's Geschichte der Aufklärung in Abyssinien anknüpfenden, in der Erfindung ärmlichen Roman: „Gemälde der Verfinsterung in Abyssinien" (1818) recht unglücklich bekämpft hat, während er mit größerem Geschick in dem Lustspiel: „Die Griechheit" (1807) als ihr Gegner auftrat.

Unmittelbar mit dieser Veranlagung zur satirischen Dichtung hing bei V. eine zweite glückliche poetische Gabe zusammen, die er aber ebenfalls planmäßig auszubilden nicht vermocht hat. V. hat einen guten Blick für die Eigenart des kleinen Bürgerthums; zahlreiche seiner Lustspiele und auch hier und da seine Romane weisen scharf beobachtete und treu wiedergegebene Einzelzüge aus diesen Kreisen auf. Auch war V. der erste, der das Berliner Kleinbürgerthum nach seinen Sitten und Lebensgewohnheiten, seinen guten und schlechten Seiten abzuschildern versucht hat. Als Ganzes betrachtet können nun freilich seine beiden wichtigsten Berliner Stücke, die Possen: „Der Strahlower Fischzug" und „Die Damenschuhe im Theater" (1822) auch mäßigen künstlerischen Ansprüchen nicht genügen, allein in der Erfassung besonders charakteristischer Züge zeigt sich eine nicht verächtliche Beobachtungsgabe, und immerhin läßt sich V. das Verdienst nicht abstreiten, mit diesen Possen ein Stoffgebiet erschlossen zu haben, für dessen Bedeutung die zahlreichen Nachfolger sprechen, die er in Glaßbrenner, der späteren Berliner Posse und einzelnen Vertretern der Dichtung unserer Tage gefunden hat.

Sucht man sonst ein Urtheil über seine Production zu gewinnen, so kann man sagen, daß Spuren einer wirklichen dichterischen Kraft noch am ehesten in seinen dramatischen Arbeiten zu finden sind. Zwar den Ansprüchen, die das Drama höheren Stiles stellt, zeigt er sich nicht gewachsen, so ist er z. B. am „Faust" kläglich gescheitert. Doch hat er sich nur verhältnißmäßig selten an derartigen Gegenständen versucht. Eine große Fruchtbarkeit entfaltete er dagegen auf dem Gebiete des Lustspiels. Glücklich ist er indessen auch hier fast nur in den Partien, in denen er Persönlichkeiten und Verhältnisse des kleinen Bürgerthums schildert; überall, wo er sich im Stoffe etwas höher erhebt, stören Plumpheiten und Trivialitäten, die V. in solchen Fällen nur ganz ausnahmsweise — so z. B. in dem Lustspiele: „Versailler Hofluft" — zu vermeiden weiß. In seinen zahlreichen Romanen treten die lebensfähigen Elemente so gut wie ganz zurück; die meisten dieser Stücke enthalten eine wüste Mischung allerlei abenteuerlicher Motive; alles ist auf die gröbste Art der Spannung des Lesers abgelegt, und eine wirklich künstlerische Absicht ist nirgends zu erkennen.

Eine ausführliche Darstellung der schriftstellerischen Thätigkeit Vossens ist in der Einleitung zu dem Neudruck seines Faust zu finden: Faust. Trauerspiel mit Gesang und Tanz. Von Julius von Voß. Herausgegeben von

Georg Ellinger. Berliner Neudrucke, II, 2. — Verzeichniß der Schriften Goedeke, Grundriß² V, 537 ff. — L. Geiger, Berlin 1688—1840, Bd. II, S. 500 f., 507 ff.
Georg Ellinger.

Voß: Karl V., gewöhnlich Charles V. genannt, ein brillanter Claviervirtuose und leichtfertiger Componist, trotz guter Veranlagung. Er war geboren am 20. Sept. 1815 zu Schmarsow bei Demmin in Vorpommern, † vom 28. zum 29. Aug. 1882 zu Verona. Schüler von Greulich und Louis Berger zu Berlin, hielt er sich darauf von etwa 1843—1846 in Neustrelitz auf, wo er als Virtuose und Componist glänzende Erfolge erreichte. Von hier ging er nach Berlin und wurde einer der beliebtesten Musiklehrer, sowie die Zierde jedes Salons; gegen 1850 ließ er sich in Paris nieder und buhlte er schon in Berlin um die Gunst des Publicums und schmeichelte sich bei den Damen durch oberflächliches Geklängel ein, so versumpfte er in Paris vollständig und trat sein hübsches Talent mit Füßen. Verfolgt man von etwa 1843 ab Jahr für Jahr die Musikzeitschriften, so wird er anfänglich als ein strebsamer Mann mit guten melodischen Anlagen bezeichnet, der auch Respect vor der musikalischen Grammatik hat (Neue Zeitschr. f. Mus. 24, 158). Ein anderes Mal wird seinen Compositionen nachgerühmt, daß sie Charakter und Erfindung haben, doch je weiter man dringt, desto schärfer wird der Tadel, bis er sich zu dem Ausspruche spitzt: seine Compositionen sind von flacher Trivialität, und schließlich wird er mit Schweigen abgethan, während die Musikalienhandlungen seine Werke zu Hunderten auf Lager hielten, um nur allen Nachfragen der Damenwelt zu genügen. Er wurde so methodisch todtgeschwiegen, daß man nicht weiß, weshalb er nach Verona ging und wie er seinen Tod fand, denn keine Zeitung fand es der Mühe werth, mehr als das Datum seines Todestages anzuzeigen. Wer spielt heute noch Charles Voß? Gestorben und verdorben. v. Ledebur gibt in seinem Lexikon ein Verzeichniß seiner Compositionen von op. 1 bis 205.
Rob. Eitner.

Voß: Otto Karl Friedrich v. V., preußischer Staatsmann unter Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III., wurde am 8. Juni 1755 zu Berlin als der Sohn des preußischen Geheimraths Friedrich Christoph Hieronymus v. V. (1750—51 ao. Gesandter in Kopenhagen) geboren. Aus altem, in Mecklenburg, Pommern und der Mark ansässigen Geschlechte entsprossen, gehörte er einem recht begüterten Zweige der Familie an. In seinem 18. Jahre bezog er die Universität Frankfurt (eingetragen 21. April 1773) und studirte erst dort, später in Göttingen die Rechtswissenschaften. Am 25. Juli 1777 wurde er Referendar beim Kammergericht und bestand nach zwei Jahren das große Examen, worauf er die Stelle eines Assistenzrathes beim Kammergericht erhielt. Mit dem Eintritt der Carmer'schen Justizreform schied er jedoch bereits aus dem Staatsdienst (Anfang 1780). Vielleicht geht man nicht fehl, wenn man diesen plötzlichen Schritt mit dem Müller Arnold'schen Processe (Endurtheil gefällt 1. Jan. 1780) in Zusammenhang bringt. Einerseits mochte V. die schroffe Entscheidung des Königs zu ungunsten des anscheinend klaren Rechts eines Mitgliedes der Ritterschaft und die damit in Verbindung stehende Carmer'sche Justizreform schon an sich nicht behagen, andererseits war er persönlich insofern indirect durch diesen Eingriff des großen Königs in die Justiz berührt, als der Bruder der Dame, mit der er sich in diesem Jahre verheirathete, der Regierungspräsident Graf Finckenstein, Sohn des alten fridericianischen Ministers, infolge des ersten Urtheils in der Arnold'schen Sache Knall und Fall entlassen wurde. Nach seiner Verheirathung kaufte er sich das Gut Wartenberg in Niederbarnim. Dort und in Berlin nahm er abwechselnd seinen Wohnsitz. Eifrig mit der Landwirthschaft beschäftigt, erhielt er 1782 die Stelle eines Raths bei

der mittelmärkischen Ritterschaft. Damit begann seine Wirksamkeit als Vertreter der feudalen Interessen, die später von der größten Bedeutung werden sollte. Schon zwei Jahre darauf wurde er zum Hauptritterschaftsdirector und zum ständigen Deputirten der kurmärkischen Ritterschaft ernannt. Als solcher führte er den Vorsitz in allen landschaftlichen Versammlungen. In demselben Jahre (1784) starb sein Vater, von dem er u. a. das Rittergut Buch im Niederbarnim übernahm. Zugleich kaufte er sich vom General v. Bülow die vom Vater innegehabte Havelberger Dompropstei. Der schön gelegene Dom zu Havelberg wurde fortan sein Lieblingsaufenthalt.

Unmittelbar nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's II. trat V. wieder in den Staatsdienst, indem er Anfang December 1786 zum Präsidenten der kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer ernannt wurde. Es war dies offenbar ein Act der Auszeichnung, den der neue König vollzog, um den Bruder der von ihm geliebten schönen Hofdame Julie v. V. zu gewinnen. V. trifft der Vorwurf, daß er die Gefahr, in der seine seit 1783 am Hofe weilende Schwester schwebte, nicht genügend beachtete. Schon zu Anfang des Jahres 1786 hatte die Gattin seines Vatersbruders, die treffliche Oberhofmeisterin v. V., darauf gedrungen, das junge Mädchen vom Hofe zu entfernen, aber vergeblich. Zwar hat V. der Schwester zuletzt ins Gewissen zu reden gesucht. Da war es aber schon zu spät und er mußte sich davon überzeugen, daß Julie völlig in den Banden des Königs war. Wenn er bald darauf nicht verhinderte, daß sein eigener Schwiegervater, der Graf v. Finckenstein, die unglückliche Hofdame beredete, dem Könige nachzugeben, weil sie sich dadurch selbst dem Glücke des Landes opfere, so verräth das zum mindesten Schwäche. Nach dem frühen Tode der Schwester (1789) übernahm er die Erziehung ihres Kindes, des Grafen Ingenheim. Friedrich Wilhelm II. fuhr fort, ihm seine Gunst zuzuwenden, indem er ihn (1789) zum Staatsminister im Generaldirectorium ernannte und ihm die Departements Neumark und Neufchatel, später auch Magdeburg und Halberstadt übertrug. Die Verwaltung der kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer wurde ihm dabei belassen. Er hat sich in dieser Stellung besonders Verdienste um die Pflege des Invaliden- und Krankenwesens sowie um die innere Colonisation erworben. Die Neueinrichtung der Landarmen- und Invalidenhäuser zu Strausberg, Brandenburg und Wittstock sowie der Irrenanstalt zu Neuruppin in den Jahren 1789—1792 war sein Werk. Dadurch wurde einigermaßen mit der Landplage vagabondirender Invaliden und Bettler aufgeräumt. In verschiedenen Aemtern des Oderbruchs, z. B. in Wriezen und Wilhelmsaue, nahm er große Colonistenansiedlungen vor. Durch den Bau des Ruppiner Canals wurde insbesondere Berlins Versorgung mit Feuerungsbedarf erleichtert. Schon damals (um 1790) machte er Versuche königliche Vorwerke auszubauen und die diesen dienstpflichtigen Bauern und Kossäten mit Ablösung ihrer Dienste in freie Eigenthümer zu verwandeln. In Verbindung damit stand der auf seine Veranlassung geschehene Erlaß vom 21. Februar 1791 wegen Anbaus von Futterkräutern und Beschränkung der Hutungsberechtigung. Er rief auch das königliche Hauptgestüt zu Neustadt a. D. ins Leben, ebenso das Landgestüt zu Liebenwalde und errichtete für diese Einrichtungen eine besondere Behörde. Das Vertrauen der märkischen Ritterschaft bekundete sich aufs neue, indem sie ihn 1790 zum kgl. Commissar der Hauptritterschaftsdirection vorschlug. In dieser Stellung führte er den Vorsitz im sog. engeren Ausschuß, welcher über der Hauptritterschaftsdirection stand. Der König genehmigte den Vorschlag der Stände, wie er auch die Ernennung Vossens zum Director der kurmärkischen Landfeuersocietät bestätigte. So verknüpfte ihn sein amtlicher, ständischer und

privater Wirkungskreis aufs engste mit der Kurmark. Mit den übrigen seiner Verwaltung unterstellten Provinzen stand er in loserem Zusammenhang. Nur in einer Beziehung blieb ihm noch eine besondere Thätigkeit unter der Regierung Friedrich Wilhelm's II. vorbehalten, indem ihm auch die Verwaltung Südpreußens anvertraut wurde.

Es war ein ganz besonderer Beweis des königlichen Vertrauens, als Friedrich Wilhelm II. ihm im Februar 1793 auch die Organisation der Verwaltung in dieser durch die zweite polnische Theilung erworbenen Provinz übertrug. Nachdem er anfänglich gemeinsam mit dem Minister Grafen Hoym und dem Oberpräsidenten v. Schrötter hiermit beauftragt worden war, wurde ihm am 7. April die Angelegenheit allein zur Erledigung überlassen. Er erhielt dadurch einen außerordentlich großen und schwierigen Wirkungskreis. Südpreußen umfaßte ein Gebiet von mehr als 1200 Quadratmeilen, das in der Cultur nach jeder Richtung hin im Rückstande war. „Stoff zu verbessern fand sich in dieser Provinz für mehrere Jahrzehnte überall" schrieb er später (1796). Als den schlimmsten Uebelstand erkannte er den Geist der Unbotmäßigkeit in den höheren Ständen gegen alle landesherrlichen Anordnungen. Er sagte sich, daß „die der Verstellungskunst so kundigen Polen nie für echte Kinder ihres neuen Vaterlandes geachtet werden konnten, solange nicht ihr eigenes Interesse sie an das Band mit demselben fesselte". Mit bewundernswerthem Fleiße und großem Geschick widmete er sich nun der Aufgabe, dies Land für die Monarchie zu gewinnen. Freilich wurde er durch seine privaten Interessen und seine anderen Aemter vielfach in Berlin und in der Priegnitz festgehalten. Immerhin hielt er sich viel in der neuen Provinz auf und bereiste sie eingehend, wobei er mit sicherem Blick die Verhältnisse beurtheilte und danach zielbewußt seine Maßnahmen einrichtete. Entgegen seinem Vorschlage die Güter der Geistlichkeit zum Ersatz für die fehlenden Domänen einzuziehen und die Geistlichkeit mit 50 v. H. abzufinden, wodurch einerseits die Macht der Geistlichkeit eingeschränkt und andrerseits die Förderung der Landescultur erleichtert worden wäre, setzte jedoch der König fest, daß die Geistlichkeit im Besitze ihrer Güter bleiben und 50 % Abgabe entrichten sollte. Eine bemerkenswerthe Verbesserung war die Schiffbarmachung der Warthe bei Posen. Durch die Einrichtung von drei Kriegs- und Domänenkammern, in Posen, Petrikau und Plock, unter denen 44 Landräthe und 12 Steuerräthe standen, wurde die Verwaltung im einzelnen geregelt. Für die einzelnen verbesserungsfähigen Städte wurde mancherlei gethan, so das abgebrannte Kalisch wiederhergestellt. In vielen wurde der Zunftzwang gemildert, durch Polizeitaxen die wucherische Vertheuerung der Lebensmittel verhindert. Der Schulfonds, der aus den eingezogenen Jesuitenklöstern gebildet werden sollte, wurde ergänzt und vermehrt. Für das platte Land wurde ein treffliches Vorspannreglement ausgearbeitet. Um den armen, nicht angesessenen und müßigen Adel zu festem Wohnsitz und Fleiß zu bringen, machte V. im Mai 1794 den beifällig aufgenommenen Vorschlag unter Verwendung der städtischen (Kämmerei-) Güter ihm kleine Besitzungen auf Erbpacht und Erbzins zu verleihen. Große Summen verwandte er zur Vermessung des Landes, deren Vollendung durch den Aufstand der Polen 1795 jählings unterbrochen wurde. Er vertrat, im Gegensatz zu anderen Regierungskreisen, den Standpunkt, daß durch die bisherige Besteuerung des platten Landes der reiche Adel geschont, der Bauernstand dagegen gedrückt würde. Dies sei aber zu verwerfen. Er rechnete bei Durchführung seines Catastersystems heraus, daß der Adel 245 % mehr, die bäuerlichen Nutzungen 6½ % weniger geben würden. Indem man den Adel auf diese Weise mehr zu den Staatspflichten heranziehe, könne man ihm ja als harmloses Pflaster Standeserhöhungen gewähren. Als er die Weisung erhielt, aus

Anlaß der Eroberung von Mainz durch den König von Preußen ein Dankfest zu veranstalten, glaubte er dem nicht nachkommen zu dürfen, weil er der Bevölkerung keinen Anlaß zu passiven Demonstrationen geben wollte, eine Begründung, die man nicht umhin konnte anzuerkennen. Er vertrat die Ansicht, daß die Bettelorden, „diese gefährliche Race von Menschen“, streng beaufsichtigt werden müßten, hielt es für bedenklich, der begüterten Geistlichkeit die Schulaufsicht zu gewähren, wahrte die Rechte des Staats in der Frage der gemischten Ehen, veranlaßte, daß die Erlaubniß ins Ausland zu reisen für die Geistlichkeit beschränkt wurde, verlangte einheimische Ausbildung der Theologen und beantragte deswegen Erweiterung der Universität Frankfurt, nachdem er den Gedanken in Thorn eine Universität zu gründen hatte fallen lassen, und sprach sich gegen die Errichtung einer Nuntiatur in den neuen Provinzen aus, die Friedrich Wilhelm II. beabsichtigte. Man sieht also, daß er auf jede Weise sein Augenmerk darauf richtete die der Monarchie feindlichen Strömungen, insbesondere in Adel und Geistlichkeit, einzudämmen. Eine der bedenklichsten Erscheinungen war ihm das Fehlen einer Consumentenclasse, auf deren Schaffung besonders durch Belebung der Industrie er gleichfalls seine Aufmerksamkeit richtete. Alles in Allem betrachtete er die ganze Erwerbung mit gemischten Gefühlen. „Südpreußen war und ist“, sagte er 1796, „noch auf lange Zeit eine menschen- und gewerbeleere, verwüstete Provinz. Ein Zuwachs dieser Art schwächt durchaus anfänglich den Mutterstaat“. Seine persönliche Uneigennützigkeit wird u. a. veranschaulicht durch die Ablehnung der in Südpreußen bisher üblichen Remunerationen bei Besetzung von geistlichen Stellen. Er schrieb im Hinblick hierauf an Wöllner (18. Juni 1793): „Ueberhaupt ist es meinen Grundsätzen durchaus zuwider als Einkommen von dem mir anvertrauten Amte irgend etwas Anderes anzunehmen, als was mir die Gnade des Königs bestimmt“. In der südpreußischen Verwaltung ging es nicht ohne einige Reibungen mit anderen Behörden ab, so mit dem Oberkriegscollegium und dem Großkanzler v. Carmer. Eine gewisse gereizte Stimmung klingt gegen Carmer durch, die vielleicht noch aus alter Zeit herdatirt. Alles in Allem war die Voß'sche Verwaltung Südpreußens von großen Gesichtspunkten eingegeben und sie konnte gute Erfolge erzielen. Um so schmerzlicher war es V. daher, als er bei Ausbruch der polnischen Unruhen im September 1795 plötzlich seiner Stellung als Departementsminister für Südpreußen enthoben und der schlesische Minister Graf Hoym mit diesem Posten betraut wurde mit der Begründung, daß V. durch seine anderen Aemter behindert wäre, in der Nähe von Südpreußen zu sein, was in dieser Zeit des Aufstandes nicht praktisch sei. „Mir war das Glück nicht vorbehalten, von meinem Fleiß um Südpreußen auch nur die geringsten Früchte zu ernten“, schrieb er ein halbes Jahr darauf resignirt. Gekränkt bat er nunmehr auch um Befreiung von sämmtlichen übrigen Ministerialgeschäften, die ihm auch gewährt wurde.

Nach zweijähriger Pause, die er besonders zu wissenschaftlichen Studien benutzte, trat er beim Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's III. zum dritten Mal in den preußischen Staatsdienst. Wohl gerade durch eine ihm schon im J. 1796 überreichte Denkschrift Vossens über seine Verwaltung Südpreußens bestimmt, übertrug der neue König ihm wiederum das Departement Südpreußen, zu dem 1798 das von Pommern und der Neumark sowie das Lotteriedepartement, später auch das der Kurmark kam. In dieser Stellung hat er eine außerordentlich segensreiche Thätigkeit entfaltet. Obwol er durch und durch mit den Interessen der Ritterschaft verwachsen und nicht gesonnen war, ein Titelchen ihrer Stellung preiszugeben, ist er derjenige Minister gewesen, der quantitativ am meisten der allgemeinen Bauernbefreiung durch Stein vorgearbeitet hat.

Dieses hochbedeutsame Reformwerk hat sich ganz geräuschlos vollzogen und ist darum bis in die neueste Zeit hinein garnicht genügend gewürdigt worden. Diese Reformarbeit setzte in Pommern und der Neumark im J. 1799 mit der Ablösung der Dienste auf den Domänen ein und war im Mai 1804 in 25 pommerschen Aemtern, im März 1805 auch beim größten Theile der märkischen Domänen vollzogen. Daß er sich dabei nicht von fiskalischem Interesse leiten ließ, obwol die Einkünfte des Staates gleichfalls Gewinn davon hatten, geht aus einem Schreiben von ihm an die neumärkische Kammer in Küstrin vom 17. August 1802 hervor, in dem er sagt: „Nicht die Vermehrung der Einkünfte, sondern die Beförderung des Wohlstandes der dienstpflichtigen Unterthanen und die Aufnahme des Landbaus im allgemeinen ist die eigentliche Absicht, welche der Dienstaufhebung zu Grunde liegt". Nach dem Tode des Ministers v. Werder erhielt V. auch das ihm besonders werthvolle Departement der Kurmark, in dem das Reformwerk noch im Rückstande geblieben war. Er nahm sich der Förderung der Angelegenheit in diesem Departement seit Januar 1803 mit Eifer an. Sein Hauptmitarbeiter war dabei der Kriegs- und Domänenrath v. Bassewitz, einer der tüchtigsten Beamten des Landes, der ihm besonders nahe trat. Vor dem Ausbruch des Krieges von 1806 war die Ablösung der Bauerndienste in zehn märkischen Domänenämtern bewerkstelligt. Doch ließ er es nicht mit der Dienstablösung auf den Domänen bewenden, sondern führte sie auch schon vor 1806 auf zwei seiner eigenen Güter ein, wie er denn überhaupt nach dem Zeugniß von Bassewitz die heilsame Reformbewegung unter den gebildeteren Gutsbesitzern und Juristen auf das kräftigste unterstützte. Die in Pommern begonnene planmäßige Befreiung der Privatbauern wurde jedoch durch einen Erlaß des Ministers vom 11. März 1806 plötzlich eingeschränkt. Friedrich Wilhelm III. erkannte wohl, welche werthvolle Kraft er in dem Minister besaß und dankte ihm wiederholt in sehr warmen Worten für seine Thätigkeit. Mit scharfem Auge entdeckte er auch die große Sparsamkeit desselben und übertrug ihm demgemäß nach Aufhebung des Forstdepartements im J. 1804 die Leitung der bisher sehr kostspieligen Bau-, Nutz- und Brennholzverwaltung.

Für Südpreußen war eine Reformpolitik gleich der in den alten Provinzen nicht angezeigt. Schon in seiner früheren Verwaltung hatte V. (26. Mai 1794) dem Könige geschrieben: „Ich werde gewiß all mein Dichten und Trachten darauf lenken, höchstdero Willensmeinung in Absicht dieser geringen Volksclasse (der Bauern) zu erreichen und zu verhindern, daß sie nicht unmenschlich behandelt werde; dagegen aber dürfte es mehr schaden als nützen, wenn diese Menschen auf ein Mal in eine Verfassung gesetzt werden sollten, welche mit ihrer bisherigen in einem gänzlichen Contrast steht" und am 22. Mai 1796 hat er in seiner Denkschrift über die Verwaltung Südpreußens geäußert: „So sehr auch Erleichterung des ganz unterdrückten Bauernstandes nothwendig war, so erforderte solche dennoch bei dem Einfluß des Adels, der nur immer auf Gelegenheit wartet, seine Unzufriedenheit zu äußern, die größte Behutsamkeit". Dagegen wurde jetzt ein alter, schon 1794 von ihm angeregter Gedanke, die Errichtung eines Corps leichter Reiterei, in dem die dienstfähigen armen Edelleute angestellt wurden, zur That, indem 1800 das Corps der Towarczys gebildet wurde. Dadurch erhielt die unstäte Masse dieses Adels Beschäftigung. Auch nach einer anderen Richtung ging V. reformirend vor, indem er den südpreußischen Seminaristeninspector Jeziorowski zu Pestalozzi nach Burgdorf entsandte und nach dessen Rückkehr im December 1803 beim König eine Ausbildung der Elementarlehrer nach Pestalozzischen Ideen beantragte und dies auch durchsetzte (19. Januar 1804). Zur Belebung der Landescultur in Südpreußen,

auf die er schon bei seiner ersten Verwaltung eifrig hingearbeitet hatte, lieh er die großen Staats- und Stiftungscapitalien Preußens daselbst aus, was jedoch verhängnißvoll wurde, indem Napoleon diese Millionen 1810 im Bayonner Vertrage als wohlerworbene Kriegsbeute an den König von Sachsen verkaufte und Friedrich August so wenig feinfühlig war, sich an diesem Raube, der u. a. die preußische Officierswittwencasse in sich begriff, zu betheiligen. Ein solcher Verlust war freilich nicht vorauszusehen gewesen. Im Gegensatz zum Minister Schrötter in Neuostpreußen setzte V. der Ansiedelung deutscher Colonisten einen gewissen Widerstand entgegen, anscheinend weil ihm der dadurch entstehende gewaltige Kostenaufwand nicht im Einklang mit den Ergebnissen zu stehen schien. Dies hat man ihm zu besonderem Vorwurf gemacht, wie es überhaupt eine allgemeine Tradition war, daß Vossens ungeschickte Verwaltung den schnellen Anfall Südpreußens an Napoleon verschuldet hätte. So gehörten Gneisenau und Boyen zu den schärfsten Verurtheilern seiner in Südpreußen gehandhabten Politik. Die jetzt für die Jahre 1793—1796 in vollster Ausführlichkeit vor uns liegenden Acten der Verwaltung, welche uns aufs eingehendste über seine Auffassung der polnischen Verhältnisse unterrichten, erweisen diese Beschuldigungen als völlig unbegründet. Zum Theil hat er diametral entgegengesetzt gehandelt als Boyen angibt, zum Theil sind seine Maßregeln von völlig andern Beweggründen eingegeben, als Boyen annimmt, und das Gesammturtheil wird dahin lauten müssen, daß er voller Umsicht, Ueberlegung und Sachkenntniß mit Geschick und Eifer die Verwaltung Südpreußens in der verdienstvollsten Weise geführt hat.

Nach der Katastrophe von Jena ging V. mit Stein und Schrötter von Berlin nach Stettin. Mit den Andern zeigte er unter dem 23. October dem Könige an, daß sie solange wie möglich in Stettin zu bleiben gedächten. V. fügte hinzu, er halte dies außer aus praktischen Gründen besonders zur Stärkung des Muths der Einwohner für nothwendig. Am 27. October mußte er jedoch auch Stettin verlassen. Bis zum letzten Augenblicke traf er umsichtige Vorkehrungen in seiner Verwaltung. Am 3. November langte er mit Stein in Danzig an, wohin auch die Staatspapiere, Kostbarkeiten und Gelder geflüchtet waren. Sie trafen die Anordnung, daß diese Dinge in Schiffe geladen und nach Königsberg gesandt würden. Der König berief V. mit den andern Ministern am 4. November nach Graudenz, um über die Frage, ob der von Napoleon angebotene Waffenstillstand anzunehmen sei, zu entscheiden. Die Conferenz fand am 6. November statt. Am 21. November wurde sie zu Osterode erneuert. Die Mehrheit sprach sich für Annahme aus. V. war der erste, der dagegen stimmte; ihm pflichteten Stein, Köckritz und Beyme bei. Die völlige Vernichtung Preußens wäre, wie V. richtig hervorhob, die Folge der Ausführung der Mehrheitsansicht gewesen. Von Osterode kehrte V. nach Königsberg zurück, wohin auch der Hof kam. Der jähe Sturz von Stein am 3. Januar 1807 veranlaßte V. zu einem herzlichen Abschiedsschreiben: „Was aus dem Staate werden soll, wenn Männer von solchem Talent, solcher Rechtlichkeit und so redlichem Eifer für sein Wohl ihn verlassen, das weiß Gott! Ich mache E. E. kein Compliment, ich rede aus der Fülle meines Herzens". In den folgenden Monaten schien es so als wenn V. bestimmenden Einfluß auf den Gang der preußischen Politik gewinnen sollte. Er gehörte zu denen, die den Muth nicht sinken ließen und versicherte seiner Tante, der Oberhofmeisterin, ruhig (9. März): „Die Sachen ständen nicht so schlimm als der Hof dächte". Am 10. März überreichte er dem König eine Denkschrift, in der er für Einheit in der preußischen Verwaltung eintrat, die durch wöchentliche Sitzungen eines Raths von fünf Ministern herbeigeführt werden sollte. Auf Vorschlag Beyme's wurde ihm

Mitte März vom König das Finanzministerium übertragen, was Hardenberg als eine kränkende Zurücksetzung empfand. Diese Einrichtung dauerte aber nur wenige Wochen. V. gerieth ebenso wie Zastrow mit Hardenberg aneinander. Wie Niebuhr an Stein schrieb, „gerirte er sich als Premierminister", was Hardenberg mißfiel. Hardenberg setzte es schließlich beim König durch, daß ihm der Haupttheil der Finanzgeschäfte anvertraut wurde und V. nur geringe Functionen behielt. Darüber kam es zu einem scharfen Schriftwechsel zwischen V. und Hardenberg und zu gekränkten Ergüssen Vossens an den König. Er warnte Friedrich Wilhelm vor Hardenberg's Verschwendung und bezeichnete die überragende Stellung, welche Hardenberg im Ministerium eingeräumt wurde, als nicht im preußischen Geiste liegend. Sie würde daher schwerlich in der preußischen Verfassung Wurzel schlagen. „Sie hat aus der brandenburgischen Geschichte nur unglückliche Beispiele aufzuweisen." Hardenberg antwortete: „Statt persönlichen Nutzens zum Nachtheile anderer ernte ich Unannehmlichkeiten ein, ich sah es voraus, aber ich durfte es des höheren Zwecks wegen nicht achten. Nur rasches Ineinandergreifen zu einem Zwecke, nur schnelles Handeln nach einem Plan kann jetzt allein retten". „Viele Köche verderben den Brei." Auch er erging sich in gereizten Ausführungen, hatte indeß offenbar das Recht und die Ueberlegenheit auf seiner Seite. Es kam so weit, daß V. Hardenberg zum Zweikampf fordern wollte und sich dies für später — nach Beendigung des Krieges — vorbehielt. Wie es scheint, gewann dieser Conflict seine Schärfe durch persönliche Rücksichten, indem es V. mit dem durch Hardenberg aus dem Sattel gehobenen General Zastrow, dessen kopflose Politik V. sonst durchaus nicht mitgemacht hatte, hielt. V. erbat seinen Abschied und erhielt ihn. Er reiste infolgedessen am 19. Juni mit Zastrow über Kopenhagen ab und ging nach Havelberg. Als Hardenberg laut Bestimmung des Tilsiter Friedens (9. Juli) vom Ministerium zurücktrat, scheint V. sich um die Leitung des Ministeriums bemüht zu haben. Wenigstens läßt eine Bemerkung der Oberhofmeisterin (18. Aug. 1807) dies vermuthen: „V. übernimmt das Ministerium wieder, das betrübt mich sehr. Ich sagte es dem König, er wurde böse." Die Umgebung der Königin war nach den Mittheilungen der Oberhofmeisterin jedenfalls sehr gegen V. eingenommen als der Stelle nicht gewachsen. Wie bekannt, trat indeß Stein an die Spitze der Geschäfte und V. blieb verdrießlich in Havelberg. Als der König ihn im Juli 1807 für die Kurmark zwischen Elbe und Oder und für den dem Könige verbliebenen Theil von Magdeburg am rechten Ufer der Elbe zum Civilcommissar ernannt hatte, hatte er diese Stellung für sich nicht passend gefunden und sie abgelehnt. Dagegen nahm er sich jetzt wiederum mit frischem Eifer der Interessen der Ritterschaft in den Verhandlungen mit dem französischen Generalintendanten Daru an. Dies brachte Stein auf den Gedanken ihn an Stelle des bei Daru unliebsam gewordenen Geheimen Oberfinanzrathes Sack an die Spitze der Immediatfriedensvollziehungscommission zu stellen. Er empfahl ihn daher (8. Mai 1808) dem König als „einen geübten Geschäftsmann von gesundem Urtheil, Kenntniß des Landes und der französischen Sprache, Rang und Ordenszeichen". Sack schloß sich seinem Votum an.

Am 16. Mai 1808 übernahm V. dies wichtige Amt, in dem er die Auseinandersetzungen mit den französischen Behörden wegen der Bestimmungen des Tilsiter Friedens, insbesondere die Regelung der Contributionsabzahlungen vorzunehmen hatte, ohne Gehalt. Jedoch behagte es ihm nicht, daß Stein über ihm stand, da er früher als dieser Minister gewesen war und er stellte dies dem Könige vor (2. Juni). Friedrich Wilhelm erwiderte in einem sehr freundlichen Schreiben, Stein sei sein Premierminister und jeder andere müsse daher seinen Vorrang

anerkennen. V. verstand es durch sein Auftreten, das französische Beamtenthum zu gewinnen, hielt sich jedoch vielleicht zu oft in seinem Tusculum Havelberg auf, wodurch Mißstände eintraten. Wegen der zu zahlenden Contributionen kam er u. a. mit dem in Paris verhandelnden Prinzen Wilhelm in Briefwechsel. Durch ausgesuchte Höflichkeit suchte er die Franzosen zu veranlassen, die Höhe ihrer Forderungen etwas herabzuschrauben. Mit dem Militärintendanten Villemanzin schloß er am 12. November einen Vertrag wegen des Verpflegungswesens in den Festungen Stettin, Küstrin und Glogau. Am 1. December 1808 traf er mit Daru wegen der Contributionen ein Abkommen, das den in Königsberg weilenden Ministern sehr nachtheilig zu sein schien; jedoch gelang es ihm, sein Verfahren zu rechtfertigen. Mag gegen diese Thätigkeit nichts einzuwenden sein, so erwies sich seine damalige Haltung in anderer Hinsicht als höchst anfechtbar. Zum Theil aus gekränktem Ehrgeiz, zum Theil weil er die Privilegien der Ritterschaft gefährdet sah, zum Theil weil er sich von den Franzosen hinters Licht führen ließ, gerieth er in eine schroffe Gegnerschaft gegen die preußische Reformpartei, deren Führung jetzt wieder Stein übernommen hatte. Seine geistige Bedeutung verursachte es, daß er der Mittelpunkt aller reformfeindlichen Strömungen wurde, der Führer einer hartnäckig am Alten festhaltenden Partei, deren Verhalten in diesem Augenblick nicht gerade conservativ zu nennen war. Er schrieb dem König: „Man könne alles Vertrauen zu den Franzosen haben", was freilich ein gründlicher Irrthum war. Er befürwortete in seinen zahlreichen Berichten im Sinne der Daru, Davout, Hilaire u. s. w. eine Entfernung Stein's, der den Staat an den Rand des Abgrunds brächte. Auch Schön's Entfernung hielt er für dringend wünschenswerth. Es war erklärlich, wenn Stein jetzt V. als einen schlimmen Intriguanten ansah. Als Stein von Napoleon geächtet war, langte V. abermals „nach dem Steuerruder" nach Gneisenau's Zeugniß. Indeß auch der König war ihm nicht mehr günstig gesinnt. Er verdachte V. die ehrgeizige und in jener Zeit unpatriotische Politik sehr. In seiner klaren Art hatte er die betr. mißgünstigen Schriftstücke zu Stein's und Schön's Kenntniß gebracht. Als V. Schritte that, die märkischen Stände einzuberufen, trat er dazwischen, indem er ihm am 20. Februar 1809 eröffnete, daß nach den neueren Organisationsbestimmungen die bis dahin stattgefundene Einwirkung des Ministers v. V. auf alle ständischen Angelegenheiten in der Kurmark aufgehört hätte und am 13. Februar der kurmärkischen Landschaft bekannt gab, daß V. als kgl. Commissar bei ihr entlassen sei, jedoch seine Einnahmen auf Lebenszeit behalten solle. Fortan zog sich V. im höchsten Grade verstimmt nach Havelberg zurück.

In der großen Zeit der Erhebung hat er völlig im Hintergrunde gestanden. Als Hardenberg 1817 den Staatsrath berief, überging er V. wohlweislich. Die alte Gegnerschaft trat bei V. wieder hervor, als der Staatskanzler die kurmärkische Landschaft aufhob, worin V. eine Verletzung der Rechte der Ritterschaft erblickte. Der Einfluß des alten zurückgesetzten Ministers begann wieder zu steigen, als der Kronprinz sich altständischen Ansichten zuwandte. Die von einer felsenfesten Ueberzeugung getragenen Reden des erfahrenen Staatsmannes verfehlten nicht ihren Eindruck auf den Thronfolger und seine Umgebung. Am meisten setzte V. den Verfassungsplänen Hardenberg's Widerstand entgegen. Zwar erkannte er (1817) an, daß eine Constitution nach dem Geiste der Zeit fast unvermeidlich sei. Man könne aber zunächst nur mit einer ständischen Verfassung beginnen. Demgemäß solle man nach Anhörung der alten Stände Provinzialstände einberufen. Später schränkte er dies Zugeständniß wieder ein. „Nach teutscher Verfassung kann niemand repräsentiren, der eine Mediatobrigkeit hat" sagte er. Als die Berathungen über die Provinzialstände begannen, da

zog ihn der hier präsidirende Kronprinz hinzu (1821). In diesen Conferenzen meinte er im Hinblicke auf die königliche Verordnung vom 22. Mai 1815, die zweifellos die Zusage einer Verfassung enthielt: „Seine Majestät haben seitdem irgend auf eine Weise nicht zu erkennen gegeben, daß sie jene als Gesetzgeber gegebene Verordnung, in welcher ich ein Versprechen zu finden nicht vermag, sowie sie dasteht, ausgeführt wissen wollen; vielmehr möchte ich auf das Gegentheil schließen". Dies Wort wurde zum verhängnißvollen Schlagworte der reactionären Partei, das sich nach fünfundzwanzig Jahren bitter rächen sollte. Als selbst Ancillon meinte, die allgemeinen Stände seien förmlich versprochen, erklärte er schroff: „Man dürfe dem gesetzgeberischen Willen nicht vorgreifen". Inzwischen entfremdete sich auch König Friedrich Wilhelm III. immer mehr dem Staatskanzler. Wie so oft in solchen Fällen hatte dies einen völligen Umschlag in der Politik zur Folge und so kam es, daß V., dieser persönlichste Gegner Hardenberg's, dessen Berufung der greise Fürst wie einen Schlag ins Gesicht empfinden mußte, nachdem der König ihn im Sommer in Buch, wo er still und zurückgezogen lebte, mit Vorliebe an musikalischen Zerstreuungen sich erfreuend, aufgesucht hatte, am 16. September 1822 zum Vicepräsidenten des Ministeriums und des Staatsraths ernannt wurde. Als Hardenberg schon nach wenigen Wochen (26. November) starb, erhielt er ganz die Leitung der Geschäfte. Die Hoffnungen der Feudalpartei waren groß. Aber auch Stein war mit dieser Ernennung einverstanden. Er schrieb am 6. October an seinen Freund Spiegel: „Die Ernennung des Herrn v. V. halte ich für ein günstiges Ereigniß, er ist ein geschickter, erfahrener Geschäftsmann, arbeitsam, religiös, sittlich, seine Familie besteht aus würdigen, achtungswerthen Mitgliedern". Mochte hierbei auch Stein's persönliche Abneigung gegen Hardenberg und seine fragwürdige Umgebung mitsprechen, so war es auf der anderen Seite wiederum auch in der That eine wohlthuende Aussicht, von dem regellosen verschwenderischen Treiben Hardenberg's zu einer sparsamen und streng regelrechten Verwaltung zurückzukehren. Doch schon nach wenigen Monaten, am 30. Januar 1823, folgte V. seinem Gegner Hardenberg in den Tod. Am Ordensfest am 18. Januar hatte ihm des Königs Gnade noch den schwarzen Adlerorden verliehen. Er hinterließ mehrere Söhne, deren ältester am 15. October 1840 in den Grafenstand erhoben wurde. Die Würde ist mit dem Besitz der Herrschaft Buch verknüpft.

In V. verkörperte sich das altpreußische Beamtenthum des 18. Jahrhunderts. In der Zeit der Reform Preußens nach Tilsit steht er wie eine Säule längst vergangener Tage. Pflichtgetreu, sparsam, voll praktischen Blickes und Thatkraft, auch einer schrittweisen Veränderung der Dinge durchaus nicht abgeneigt und in gewisser Hinsicht nicht ohne Verständniß für die Erfordernisse der Zeit, ist er jedoch ein abgesagter Feind radicaler Veränderungen gewesen, vor allem, wo sie die feudalen Interessen beeinträchtigten, deren Wahrnehmung ihm von Jugend an auf das innigste am Herzen lag, während das Wohl des Landes Preisgabe dieser Interessen verlangte. Diese zum Theil egoistischen Rücksichten verbunden mit einem bei ihm bis ins hohe Alter andauernden fast jugendlichen Ehrgeiz trüben das Bild dieses Mannes etwas, der im übrigen reiche Verdienste um den preußischen Staat aufzuweisen hat.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 1. Jahrgang 1823. S. 79—88. — (v. Bassewitz,) Die Kurmark Brandenburg vor dem Ausbruch des französischen Krieges im October 1806. Leipzig 1847. — (v. Bassewitz,) Die Kurmark Brandenburg 1806—1808. 2 Bde. Leipzig 1851—1852. — M. Lehmann, Preußen und die katholische Kirche, VII. Leipzig 1894. (Sehr reichhaltig betr. Voß.) — Knapp, Bauernbefreiung. Leipzig 1887. — Hardenberg's

Denkwürdigkeiten. — Pertz, Leben Stein's. — H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte II, III. — Neunundsechzig Jahre am Preuß. Hofe. (Erinnerungen der Gräfin Voß.) — Denkwürdigkeiten von Heinrich und Amalie v. Beguelin. Berlin 1892. S. 154. — Aus den Papieren Theodor v. Schöns I. Halle 1875. S. 47. — Erinnerungen des F. M. v. Boyen, I. — Stadelmann, Preußens Könige und ihre Thätigkeit für die Landeskultur. IV.: Friedrich Wilhelm III. Leipzig 1887. — Notiz bei Delbrück, Gneisenau (1. Aufl.) I, 153. Desgl. bei Koser, Aus den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm's II. (Forsch. z. brdb.-preuß. Gesch. IV, 603).

H. v. Petersdorff.

Voß: Sophie Marie Gräfin v. V., geb. v. Pannewitz, die Oberhofmeisterin der Königin Luise von Preußen, eine Urpreußin und eine der anziehendsten deutschen Frauengestalten, wurde am 11. März 1729 zu Schönfließ bei Oranienburg in der Mark geboren. Ihr Vater war der General Wolf Adolf v. Pannewitz, ein braver preußischer Haudegen, der bei Malplaquet (1709) eine schwere Wunde empfangen hatte († 1750). Ihre Mutter, Johanne Marie, geb. v. Jasmund, eine Mecklenburgerin († 1771), war eine Vertraute der Königin Sophie Dorothee, der Gemahlin Friedrich Wilhelm's I., und weilte viel in ihrer Umgebung. Die junge Sophie v. Pannewitz entwickelte sich früh zu einer großen Schönheit. Freilich fällt die Angabe, welche ein klatschsüchtiger und verbitterter hoher Mund, der der Markgräfin von Ansbach-Baireuth, nach langen Jahrzehnten über sie verlautbart hat, das schöne Mädchen habe die Zudringlichkeit König Friedrich Wilhelm's, der ihr ein ganzes Jahr den Hof gemacht hätte, schließlich recht thatkräftig abgewehrt, als haltlos in sich zusammen. Denn abgesehen von der sonstigen Unwahrscheinlichkeit der Nachricht, da Friedrich Wilhelm der sittenstrengste Monarch seiner Zeit war, genügt wol der Hinweis darauf, daß Sophie beim Tode des schon lange schwer leidenden Monarchen eben erst das 11. Jahr zurückgelegt hatte, um die Ueberlieferung der malitiösen Schwester Friedrich's des Großen in das Reich ihrer übrigen Lügen zu verweisen. Der vortheilhaften äußeren Entwickelung des Kindes that ein Pockenanfall, den es im J. 1743 zu bestehen hatte, keinen Eintrag. Bald nachher wurde sie, vierzehnjährig, Hofdame bei der hohen Gönnerin ihrer Mutter, der Königin-Wittwe Sophie Dorothee. Doch wurde sie erst seit 1744 wirklich zu Dienstleistungen herangezogen. Die Person des neuen Herrschers, des jungen Helden Friedrich II., mochte für das fromme Mädchen etwas Abstoßendes haben. So gab es ihr einen Stich ins Herz, als Friedrich sich einstmals (1743) nach dem Befinden ihres Vaters erkundigte und auf ihre Antwort: „Es geht besser durch Gottes Gnade“ sich umwendend sagte: „Sie ist noch recht unschuldig, daß sie dabei auch vom lieben Gott spricht“. Ueberhaupt fühlte sie sich anfänglich in der Hofluft höchst unsicher. Sie hat das später mit den Worten bekannt: „Das eigentliche Treiben der Welt war mir noch so fremd und unbekannt, daß ich alle Menschen, einen wie den andern für fromm und gut hielt, ohne Falsch noch Schminke noch irgend eine Bosheit; die Folgezeit hat mich durch bittere Erfahrungen aber bald das Gegentheil gelehrt“. Am Hofe der Sophie Dorothee blieb sie sieben Jahre, abwechselnd in Monbijou und Oranienburg weilend. Dort in Oranienburg hielt August Wilhelm Prinz von Preußen, der zum Thronfolger bestimmt war, Hof. Ihm fiel das blühend schöne Mädchen bald auf, das in ihrer Erscheinung einer Diana vergleichbar in der Umgegend seines Wohnsitzes, im Park von Rheinsberg und anderswo mit Wonne umherritt und sich dem Vergnügen der Jagd hingab. Sie war 17-, er 23jährig, als sie sich kennen lernten. Rasch entflammte sich sein Herz für sie und diese Neigung hielt an. Umsonst war aller Widerstand und alle Kälte, die Sophie dem bereits verheiratheten Manne entgegenstellte.

Die Treue seines Gefühls zu ihr ist niemals erschüttert worden. Er wurde nur unglücklicher und stürmischer. Sophie vermied, ja floh seine Nähe, begegnete ihm nie anders als mit Unfreundlichkeit und Härte. „Und als dies Alles ihn nicht abschreckte, habe ich ihn mit Thränen gebeten und beschworen, mich aufzugeben und mich zu vergessen — es war Alles umsonst". Er folgte ihr überall hin. Die übelwollende Fama des Hofes bemächtigte sich bald der Sache und von der Mutter und einem älteren Bruder hatte sie Hartes zu erdulden. Aber mit dem wahrheitsverkündenden Antlitz der Unschuld konnte sie später bekennen: „Ich habe niemals der strengsten Sittsamkeit und Tugend nur einen Augenblick vergessen". Als ein Graf Neipperg, ein Sohn des österreichischen Feldmarschalls, um die Hofdame anhielt, wußte es Prinz August Wilhelm zu hintertreiben, daß die Verbindung zu Stande kam. Die Verlobung mit einem Fürsten Lobkowitz (1750) ging aus religiösen Rücksichten auseinander. Da entschloß sich das geängstete Gemüth, in dem allmählich auch eine heiße Neigung für den treuen Prinzen erwacht war, gewaltsam zur Heirath mit ihrem Vetter, dem Geheimrath Ernst Johann v. V. auf Gr. Giewitz, Schönau u. s. w. und rettete sich damit vor den Verfolgungen des Prinzen. Es war eine reine Achtungs-, keine Liebesheirath ihrerseits, während freilich ihr Gatte von hoher Liebe und Verehrung für das edle Geschöpf, das er heimführte, durchdrungen war.

Der Geheimrath v. V. war anfänglich im preußischen Justizdienst beschäftigt gewesen und eben von einem Gesandtschaftsposten aus Polen zurückgekehrt. Jetzt wurde er wieder im Ministerium des Auswärtigen beschäftigt. Aus seiner Ehe mit Sophie v. Pannewitz entsprossen eine Tochter und zwei Söhne, von denen der älteste bald starb, der zweite den Namen des unglücklichen Verehrers der Mutter, Wilhelm August, erhielt. Der Prinz von Preußen stand selbst Pathe bei dem Kinde. Als dieser Sohn in jungem Mannesalter starb, ging sein Name auf den nachgeborenen Enkel der Angebeteten des Prinzen August über. 1753 wurde der Geheimrath v. V. als Chefpräsident an die Regierung zu Magdeburg versetzt, wo er zehn Jahre blieb. Dort gefielen sich die Gatten durchaus nicht sehr. Das anregendste Element daselbst war der Gouverneur der Festung, Herzog Ferdinand von Braunschweig, Friedrich's berühmter Feldherr. Mehrmals wurde der Hof hierher geflüchtet, so 1759, 1760 und 1761, ohne daß dadurch das geistige Leben sehr gewonnen hätte. Die übellaunige, unendlich langweilige arme Königin Elisabeth Christine und die boshafte bizarre Prinzessin Amalie bereiteten der regsamen, natürlichen und feinfühligen Regierungspräsidentin manche schwere Stunde. Ein Lichtstrahl war in diesem Kreise die reizende Prinzessin Heinrich aus dem Hause Hessen-Kassel und an sie schloß Frau v. V. sich besonders an. Ein Zeitvertreib war ihr die Musik und sie componirte gern und mit Erfolg. 1761 las sie Rousseau's eben erschienene Heloise und fühlte sich frappirt von der „seltenen und eigenthümlichen Beredsamkeit" des Buches. Die jugendliche Frau liebte es wohl auch hin und wieder eine lustige Reise zu unternehmen, wie sie denn mit ihrer Wilhelmine von Hessen-Kassel einmal nach Helmstedt gefahren ist und dort so recht nach Herzenslust mit den Musensöhnen vergnügt war. In diesen Jahren stiller Zurückgezogenheit fühlte sie aber auch zum ersten Male, wie innig sie mit den Geschicken ihres Vaterlandes verkettet, daß sie eine Patriotin durch und durch war. Als Berlin von den Feinden bedroht und erobert wurde, da schrieb sie in ihr Tagebuch: „Der Schmerz um Berlin ließ mich nicht schlafen" und ein ander Mal: „Mein Herz war so bewegt und voll Kummer (wegen Berlin), daß ich kaum hörte, was um mich herum gesprochen wurde". 1763 wurde ihr Gatte zum Hofmarschall bei der Königin Elisabeth Christine ernannt. Später (1783) erhielt er den Titel eines Obersthofmeisters der Königin mit dem Range eines Staatsministers. Bis zu seinem Tode (1793), also dreißig Jahre,

blieb Frau v. V. in der Umgebung der Gemahlin König Friedrich's des Großen. Den Frühling und die erste Hälfte des Sommers pflegte sie als deren Begleiterin in Schönhausen zuzubringen, während sie sich im Spätsommer und Herbst gewöhnlich auf die Güter ihres Gatten in Mecklenburg zurückzog. Das geistlose und inhaltsarme Leben am Hof der Elisabeth Christine war manchmal geradezu eine Prüfung für sie. Aber auch traurige Erfahrungen sollten ihr wiederum nicht erspart bleiben. Der Sohn ihres früh verstorbenen ersten Verehrers, der nachmalige König Friedrich Wilhelm II., war von der höchsten Verehrung für die Liebe seines Vaters erfüllt. Es war nun ein eigenthümliches Geschick, als die Obersthofmeisterin denselben Herzensroman, den sie mit dem Vater des Prinzen durchlebt hatte, jetzt sich zwischen ihrer seit 1783 am Hofe lebenden Nichte Julie v. V. und dem leichtentzündlichen und dabei recht unbeständigen Thronfolger wiederholen sah, allerdings mit so anderem Ausgange. Das geübte Auge der treuen Tante erkannte sehr bald die aufkeimende Neigung Friedrich Wilhelm's. Kraft ihrer Stellung als mütterliche Freundin hielt sie sich befugt, ihm sein Unrecht, das arme schöne Mädchen mit seiner Leidenschaft zu verfolgen, eindringlich vorzuhalten (December 1784) und er versprach ihr auch, sich zu ändern und sich nach ihren Wünschen zu richten. Aber bald loderte seine Leidenschaft für sie wieder in ihm auf. Frau v. V. wollte das gefährdete Geschöpf jetzt von Berlin entfernen, doch drang sie bei deren Familie nicht mit ihrem Willen durch. Die Tagebuchaufzeichnungen der Oberhofmeisterin über den Roman der unglücklichen Julie spiegeln die tieftraurigen Empfindungen der edlen, hoheitsvollen Frau deutlich wieder und können nicht ohne das größeste Mitgefühl gelesen werden. Der Ausgang der Sache ist bekannt. So scharf Frau v. V. des Königs Schwäche verurtheilte, so viel Liebe behielt sie jedoch für sein liebenswürdiges, chevalereskes Wesen übrig. In der Erinnerung an ihren verstorbenen Verehrer übertrug sie offenbar auf den Sohn einen Theil ihrer zärtlichen Gefühle.

Als ihr Gatte am 26. Mai 1793 starb, da ergriff die 64jährige Matrone mit Freuden die Gelegenheit sich in die Stille des Landlebens zurückzuziehen und fern vom geräuschvollen Hofleben mit seinen düsteren Schattenseiten dahinzuleben, nur mit der Erziehung ihres jetzt dreizehnjährigen Enkels beschäftigt. Aber es war anders mit ihr beschlossen. Mit feinem Tacte bestimmte König Friedrich Wilhelm II. die treue Lebensgefährtin des preußischen Königshauses zur Oberhofmeisterin der im April 1793 mit dem Kronprinzen verlobten Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz. Kaum hatte sie also dem Hofe den Rücken gekehrt, da mußte sie auch schon wieder dorthin zurückeilen und obwol im Beginn des Greisenalters stehend, sollte sie jetzt erst ihren eigentlichen Wirkungskreis finden, in dem sie noch mehr als zwei Jahrzehnte thätig war. Im December 1793 ging sie nach Berlin und nahm im kronprinzlichen Palais (dem späteren Palais des Kaisers Friedrich) in den Parterrezimmern links vom Eingange ihre Wohnung, die sie bis zu ihrem Lebensende innegehabt hat. Während sie bisher nur den Titel einer Oberhofmeisterin gehabt hatte, übernahm sie jetzt die Functionen einer solchen. In ihrer von Pflichttreue erfüllten Art hat sie damals schriftlich fixirt, wie sie sich die Erfüllung ihrer Aufgabe dachte. Das Blatt, das diese Aufzeichnungen enthält: „Eine Oberhofmeisterin wie sie sein soll" ist ein rührender Beweis ihres seelenguten Charakters. Da heißt es u. a.: Nicht zu streng gegen die Jugend, nicht vergessen, daß auch sie einst jung war und die Macht der Liebe gefühlt hat". „Weil die Jugend eine Oberhofmeisterin nicht mehr zu drücken pflegt und sie deren Reize entbehrt, muß sie dieselben durch jene Reize ersetzen, die eine immer gute Laune und heitere Unterhaltung mit sich bringt und auch die langen Erzählungen und Wiederholungen vermeiden, die jedermann

ermüden" u. s. w. Freilich verhinderten diese guten Vorsätze nicht, daß auch Frau v. V. manchmal gegen sie fehlte, wenn sie in ihrem großen Wirkungskreise in echter Weiblichkeit vielleicht hier und da ein wenig des Guten zu viel im Sprechen that oder wenn sie einige leichtlebige Hofdamen zur Vernunft zu verweisen für gut fand. In der That mag sie dazu recht häufig begründeten Anlaß und dadurch eine schwierige Stellung gehabt haben. Nach alter Hofessitte hielt sie streng auf die Etiquette und konnte sich schwer darein finden, wenn die neue Zeit sich über manches hinwegsetzte. Durch ihre Stellung als Empfängerin aller Hofbesuche und Vermittlerin der Vorstellungen beim Königspaare kam sie, zumal in den bewegten Jahren, die nun bald begannen, in Beziehungen mit aller Welt, und ihr empfänglicher und regsamer Geist gestaltete das Verhältniß mit den bedeutenderen Menschen bald zu einem engeren.

Einige Jahre lebte sie noch in der bescheideneren Stellung der Oberhofmeisterin der Kronprinzessin. Zu Weihnachten 1793 nahm sie theil an dem Einzuge der Braut und den darauf folgenden Festen. Die Strapazen des Trubels kamen ihr wol hart an, aber sie überwand sie. Nicht zum wenigsten machte ihr das holde Wesen ihrer Prinzessin ihre Aufgabe leichter. Schon am 31. December vermerkte sie: „Die Prinzessin ist wirklich anbetungswürdig, so gut und so reizend zugleich". Mit Sorge fühlte sie die Gefahr, als der stürmische Prinz Louis Ferdinand dieser reinen Seele nahe zu kommen suchte. Aber es war zum Glück ein schnell vorbeihuschender Schatten. Ehe jedoch die alte Dame das ganze Vertrauen der Prinzessin erwarb, vergingen noch mehrere Jahre. Ein Zeichen, daß dies geschehen, war der Besuch des kronprinzlichen Paares auf dem Landsitz der Oberhofmeisterin, Gr. Giewitz, im Juli 1796. Bald gab es kein herzlicheres Verhältniß als zwischen dem Herrscherpaare und der Oberhofmeisterin. Sie durfte (1797) den Prinzen Wilhelm über die Taufe halten. Als König Friedrich Wilhelm II. starb (16. November 1797), da war sie die erste, die der neuen Königin „im Pudermantel, wie sie war" die Todesnachricht überbrachte. In dem Trubel der Trauerfeierlichkeiten aßen König und Königin wol in der trauten Stube der Oberhofmeisterin eine Hühnersuppe, um sich den Menschen zu entziehen. Am Tage ihres 72. Geburtstages, am 11. März 1800 erhob sie König Friedrich Wilhelm III. zur äußeren Bekundung seiner Verehrung in den erblichen Grafenstand. In treuem Dienste, der manchmal auch einer jüngeren Kraft beschwerlich fallen konnte, durchlebte sie dann die Zeit, wo das Napoleonische Unwetter heraufzog. „Ein furchtbarer Tag" war es, als sie am 13. October 1806 mit der Königin auf Auerstädt zu fuhr und umkehren mußte zu eiliger Flucht. Am 19. war sie in Stettin, am 25. in Danzig. In den nächsten Wochen schwankte sie hin und her zwischen Furcht und Hoffnung. Erst hielt sie alles für verloren. Schon am 30. prophezeite die fromme und patriotische Frau indeß: „Auch Napoleon wird eines Tages untergehen, aber vielleicht zu spät für uns, zu spät für unser geliebtes Deutschland". Zwei Tage darauf schreibt sie: „Alle Nachrichten sind entsetzlich; es scheint die heilige Vorsehung hat beschlossen, uns vollkommen zu vernichten: ihre Wege sind nicht unsere Wege". Als die Kunde von Stettins und Küstrins Uebergabe kam, entfuhr ihrer empörten Seele der Ausruf: „Das ist eine wahre Niederträchtigkeit". Am 29. December wieder heißt es in ihrem Tagebuche: „Ich ärgere mich, wenn ich diese übermäßige Furcht und Verzagtheit sehe". In bitterer Winterkälte ging es im Januar 1807 nach Memel. Es kam vor, daß die tapfere Greisin dabei auf kalter Erde schlafen mußte. Und so durchlebte sie die ganze große Leidenszeit des Königshauses in dessen nächster Umgebung mit. Ihr patriotisches Herz war mehr um ihre junge Königin als um ihre eigene unbequeme Lage bekümmert. „Gott allein weiß, was sie leidet!" schrieb sie von ihr. Die herzenberückende Freundlichkeit des Czaren, der sie sich

auch erst sehr zugänglich erwies, kam ihr schließlich doch etwas „artificiell“ vor. Sein Benehmen in Tilsit fand sie recht schwächlich. Am 6. Juli 1807 lernte sie Napoleon kennen. Er mißfiel ihr höchlichst, während ihr Murat's posenhaftes Wesen erst zusagte. Im übrigen zeigte sie im allgemeinen höchst treffendes Urtheil über die einzelnen Personen. Die Frondeurs Kalkreuth, Schulenburg und auch Köckritz sind von ihr sehr scharf gezeichnet. Ihren eigenen Neffen, den Minister v. V., beurtheilte sie garnicht wie eine Verwandte, sondern geradezu etwas ungerecht. Für Hardenberg's Galanterien erwies sie sich empfänglich. Doch schauderte ihr vor seiner leichtfertigen Umgebung. Der Unterschied der bildschönen Schwester der Königin Luise, der mit dem Prinzen Ludwig von Preußen, dann mit dem Prinzen von Solms-Braunfels und schließlich mit dem König Ernst August von Hannover verheiratheten Prinzessin Friederike, von der preußischen Königin war ihr bald klar. Ihr reines Wesen fühlte sich abgestoßen von dem Prinzen Wilhelm von Braunschweig: „Er hat etwas Rohes und einen Anstrich von schlechter Gesellschaft“. Als sich die Königin im November 1807 durch das Schicksal Berlins tief erschüttert zeigte, faßte die gute Gräfin sich ein Herz, an Napoleon zu schreiben, und der Freiherr v. Stein, der ihr auch persönlich nahe gestanden zu haben scheint (vgl. Pertz, Stein I, 129), rieth ihr dazu, den Brief abzusenden. Wie empört war sie aber, als sie nachher erfuhr, daß der schwachherzige Gesandte Brockhausen nicht gewagt hätte, das Schreiben abzugeben. Natürlich konnte Stein, dem sie davon Mittheilung machte, dies auch nur „insolent“ im höchsten Grade finden. Die Gräfin war mittlerweile eine europäische Berühmtheit geworden und galt vielfach als eine sehr einflußreiche Persönlichkeit am preußischen Hofe, wobei zuweilen einige Ueberschätzung mit unterlief. Wollten die Diplomaten irgend eine Nachricht verbreiten, so glaubten sie am besten dafür zu sorgen, wenn sie sie ihr übermittelten. Manchmal suchte ihr der eine oder der andere wol einen Streich zu spielen. Doch war die kluge alte Dame wol auf der Hut und wußte solche Leute gar trefflich abzufertigen. Selbst ihr Papagei wurde ein Gegenstand von politischem Interesse. Von ihm erzählte man sich allerhand Schwänke, daß er unpassende Reden über Napoleon führte und dergl. mehr. Ihre arglose Gutherzigkeit veranlaßte sie denn auch hin und wieder einmal zu plaudern, so als der sächsische Lieutenant Langenau, der Bruder des späteren Feldmarschallieutenants, vom sächsischen Obersten Thielmann gesandt ins königliche Lager kam und sie über die preußische Noth aushorchte. Als sie vernahm, daß ihr Enkel V. Rekruten für Schill werben wollte, schrieb sie richtig blickend: „Das ist mir sehr leid; es ist doch umsonst“. Ein unendliches Weh überkam sie, als ihre „Engelskönigin“ an ihrem Gram starb. Sie drückte ihr die Augen zu — der letzte Liebesdienst, den sie ihr erweisen konnte (19. Juli 1810).

König Friedrich Wilhelm hat der Gräfin nach dem Tode seiner Gemahlin die alte Anhänglichkeit bewahrt. Aber mit ihr ging es nun auch zu Ende. Die Natur forderte ihre Rechte von der müden Greisin. Im J. 1812 verfiel sie in schwere Krankheit, deren Folgen sie nicht mehr überwand. Einige Spötter hielten es für erlaubt, mit der alten Dame ihren Spaß zu treiben, so Wittgenstein, der zu ihrer Ankunft in Berlin im November 1813 ein Extrablatt ausgeben ließ. Sie lachte darüber mit. An den Ereignissen nahm sie noch lebhaft theil. Der erste für Frankreich so vortheilhafte Pariser Friede (1814) erfüllte sie mit Entrüstung. Am 16. September 1814 wurde sie von ihrem König mit dem Luisenorden geschmückt. Einer ihrer letzten Briefe (Berlin, 13. Oct. 1814) war an Theodor v. Schön gerichtet. In ihm empfahl die 85jährige Greisin ihrem „lieben Neveux und Freund“ Schön ihren jungen Enkel zur Anstellung. Nachdem wenige Wochen darauf (3. November) noch eine Feuersbrunst in ihrer Woh-

nung arge Zerstörungen unter ihren Kostbarkeiten angerichtet hatte, hauchte sie am 31. December 1814 müde ihre Seele aus.

Sophie Marie Gräfin v. Voß. 69 Jahre am preußischen Hofe (hauptsächlich ihre ursprünglich französisch geschriebenen Tagebücher enthaltend, eine classische Quelle zur Geschichte des preußischen Königshauses, von großer Lauterkeit, reich an trefflichen Charakteristiken.) 5. Aufl. Leipzig 1887. Bevorstehend die Veröffentlichung von Briefen der Königin Luise an die Gräfin durch P. Bailleu i. d. Deutschen Rundschau. Hier noch nicht benutzt. Lebensgroßes Jugendbild von Pesne im Kgl. Schlosse zu Berlin. Das Titelbild des Buches zeigt sie im Alter, Güte, Klugheit, Schalkhaftigkeit und Schönheit vereinigend. H. v. Petersdorff.

Voß: Wilhelm V., ums Jahr 1535 zu „ter Grete" in Ostfriesland geboren, war schon als Caplan am Osnabrücker Dom ein Freund der Reformation, predigte aber so vorsichtig, daß er den Evangelischen gefiel, ohne beim Domcapitel Anstoß zu erregen. Erst nachdem er eine Nonne aus dem benachbarten Kloster Gertrudenberg geheirathet und deshalb seine Stelle hatte aufgeben müssen, trat er offen zum Protestantismus über und wurde 1564 Sleibing's Nachfolger im Predigeramt an der St. Katharinenkirche zu Osnabrück. Sleibing, Hamelmann und Sum, die sämmtlich Bremen der philippistischen Streitigkeiten halber verlassen hatten, hielten ihn wegen verschiedener Aeußerungen, die er in seinen Predigten gemacht, für einen Anhänger Hardenberg's und erbaten im Verein mit den auf Voß' Beliebtheit beim Volke längst eifersüchtigen Predigern vom Stadtrathe Schutz des reinen Glaubens. Der Bürgermeister Ludolf v. Horsten ließ von Sleibing im Sommer 1565 ein Bekenntniß der Osnabrücker Theologen über die streitigen Punkte (abgedr. in der Gesch. des Fürstenth. und Hochst. Osnabrück, Osnabrück 1792, Theil III, S. 25—30) aufsetzen, dessen Unterzeichnung V. anfangs allein verweigerte, später aber, als ihm zugesichert war, daß er nicht über die Augsburger Confession hinaus beschwert werden sollte, gleichfalls vollzog. Doch hiermit waren weder die anderen Prediger, noch Horsten's Nachfolger Rudolf Hammacher und der neue Secretär Georg v. Lengerken zufrieden. Den beiden Letzteren gelang es nach zweitägiger Berathung, am 24. und 25. Januar 1566, durchzusetzen, daß neben der Augsburger Confession auch deren Apologie, die Schmalkaldischen Artikel, das Bekenntniß der Herzöge Johann Friedrich II. und Johann Wilhelm von Sachsen, sowie die von den niedersächsischen Theologen 1561 zu Lüneburg vereinbarten Artikel nebst Luther's Sendschreiben an die Frankfurter Theologen als symbolisch betrachtet und beschworen werden sollten. Am 28. Januar unterschrieben alle Prediger außer V. auch diese Stücke; V. aber, der trotz dreimal wiederholter Aufforderung bei seiner Weigerung verharrte, wurde vom Rathe abgesetzt und angewiesen, die Stadt innerhalb drei Tagen zu verlassen. Kaum war dieser Beschluß bekannt geworden, da erhoben sich von allen Seiten so heftige Klagen wider den Rath und die Prediger, besonders gegen Hammacher und Sleibing, daß der Rath die Schützen aufziehen und die Einwohner durch Aldermänner und Rathsdiener zu Ruhe und Gehorsam mahnen lassen mußte. Am folgenden Tage versammelten sich gegen 700 Bürger und Parochianen in der Katharinenkirche und entsandten nach längerer Berathung 20 Männer an den Stadtrath, die am 30. Januar für V. noch eine viertägige Frist erwirkten, nach deren Ablauf dieser auf Bitten der Gemeinde am 4. Februar die verlangte Unterschrift abgab. Nunmehr versuchten Voß' Gegner dessen Entfernung durch den Bischof zu bewirken und erreichten auch, daß er noch im Herbst 1566 zu einem Religionsgespräch nach Fürstenau berufen wurde. Hier vertheidigte er sich zwar so geschickt, daß ihm der Bischof sogar seine Gunst zuwandte; aber den fortgesetzten Bemühungen seiner

Feinde gelang es doch, im Frühjahr 1567 seine Amtsenthebung im Einverständniß mit dem Bischof durchzusetzen. V. scheint zuerst mit Weib und Kind nach Wittenberg gegangen zu sein; später predigte er — wohl aushülfsweise — zwei Jahre an St. Martini in Bremen, wurde daselbst am 27. Septbr. 1571 zum Pastor an U. L. Frauenkirche erwählt und starb als solcher am 8. Jan. 1598.

Vgl. Hamelmann, Opera genealogico-historica, S. 1151—1163. — J. C. Strodtmann in d. Hannoverischen gelehrten Anzeigen v. J. 1753, S. 852—854 und im Programm des Rathsgymnas. zu Osnabrück v. 1869, S. 12. — K. Lodtmann in P. F. Weddigen's Westphäl. hist.-geogr. National-Kalender. Kleinbremen 1806, S. 154—161. — (C. Stüve), Gesch. der Stadt Osnabrück, Theil III, Osnabrück 1826, S. 64—70. — B. Spiegel in d. Zeitschrift für d. histor. Theologie, Bd. 35, Gotha 1865, S. 653—666. — C. Stüve, Gesch. des Hochstifts Osnabrück, Theil II, Jena 1872, S. 201—203. — B. Spiegel, Zur Gesch. der Reformation und ihrer Entwickelung in der Stadt Osnabrück, Osnabrück 1883, S. 28—39. P. Bahlmann.

Voßberg: Friedrich August V. ist am 31. October 1800 zu Strzelno im Rbz. Bromberg geboren. Nachdem er auf den Schulen zu Graudenz, Marienwerder, Danzig und Königsberg Kenntnisse erworben und vom Frühjahr 1815 ab bis zum Juli 1818 seiner Dienstpflicht bei der Artillerie genügt hatte, arbeitete er seit dem November 1823 als Kanzlist und Registrator beim Geh. Finanzrath Langner in Posen und wurde am 2. December 1826 als Kanzleiassistent bei der Hauptbank in Berlin verpflichtet. Er rückte später zum Geheimen Registrator und 1865 zum Kanzleirath auf und starb am 26. Januar 1870. — Dieser schlichte Lebenslauf würde nicht die Aufnahme in die Allgem. Deutsche Biographie rechtfertigen, wäre V. nicht sein Leben lang als eifriger Sammler von Münzen und Siegeln und als Schriftsteller auf diesem Gebiete in hervorragender, das Maaß dilettantischer Beschäftigung weit hinter sich lassender Weise thätig gewesen, so daß die von ihm verfaßten vorzüglichen Bücher sich denn auch verdienten Ansehens erfreuen, namentlich durch die ihnen beigegebenen Tafeln mit schönen Münz- und Siegelabbildungen, die für die damalige Technik sehr gut zu nennen sind. Die Reihe seiner Publicationen, nach dem Jahr des Erscheinens geordnet, ist folgende: „Münzen und Siegel der preußischen Städte Danzig, Elbing, Thorn, sowie der Herzöge von Pomerellen im Mittelalter" (1842); „Geschichte der Preuß. Münzen und Siegel von frühester Zeit bis zum Ende der Herrschaft des Deutschen Ordens" (1843); „Die Siegel des Mittelalters von Polen, Litauen, Schlesien, Pommern und Preußen" (1854); „Wappenbuch der Städte des Großherzogthums Posen" (1866, Aufl. 200 Expl.); „Die Siegel der Mark Brandenburg. Nach Urkunden des Geh. Staats-Archivs, des Staats-Archivs zu Magdeburg, sowie städtischer und anderer Archive". 1 Lief. 1868. Die umfangreichen Sammlungen von Gipsabgüssen, Zeichnungen und Notizen zu diesem Werke beruhen jetzt im Geh. Staatsarchive zu Berlin. Aus ihnen hat der Verein „Herold" die 2. Lfg. des Buches i. J. 1887 herausgegeben.

Nach Acten der Kais. Reichsbank zu Berlin. — Otto Hupp, Die Wappen u. Siegel d. dtsch. Städte, Flecken u. Dörfer I. 1895. Ernst Friedlaender.

Vossius: Gerhard Johannes (nicht, wie er hier und da irrthümlich genannt wird, Gerardus Joannis, sc. filius) V., wurde im Frühjahr 1577 in der Nähe von Heidelberg als der Sohn eines reformirten Landpredigers, Johannes V. (Alopecius) aus Roermond, geboren. Noch ehe der Knabe sein erstes Lebensjahr vollendet hatte, verlor der Vater, da er sich nicht, wie der Kurfürst Ludwig VI. (1576—1583) es von den pfälzischen Geistlichen verlangte, der lutherischen Abendmahlslehre anschließen wollte, sein Amt und zog mit seiner Familie nach Leiden, später, nachdem er inzwischen noch an zwei anderen Orten als Prediger

gewirkt hatte, nach Dordrecht. Dort starb er 1585 und ließ seinen Sohn, der bereits 1584 die Mutter verloren hatte, völlig verwaist zurück. Der achtjährige Knabe fand aber an Barbara van der Mijlen, deren verstorbener Gatte, Jakob van der Mijlen, mit seinem Vater eng befreundet gewesen war, eine zweite Mutter (altera mater), die ihn in ihr Haus aufnahm und seine Erziehung mit großer Liebe und Sorgfalt leitete. Nachdem V. sich bereits zu Dordrecht in den beiden alten Sprachen vortreffliche Kenntnisse angeeignet hatte, begab er sich im September 1595 nach Leiden und studirte dort unter Bonaventura Vulcanius Griechisch, unter Robert Snellius Mathematik, unter Peter Bertius und Peter Molinäus Philosophie, promovirte 1598 zum Magister und Doctor der Philosophie, um sich schließlich noch unter der Führung von Lucas Trelcatius, Franz Gomarus und Franz Junius eingehend mit der Theologie zu beschäftigen. Von dem Letztgenannten lernte er auch Hebräisch. Schon dachten die Curatoren der Leidener Universität daran, dem ausgezeichneten jungen Gelehrten den Lehrstuhl der Physik zu übertragen, als ihm — es war Anfang des Jahres 1600 — die Curatoren des Gymnasiums zu Dordrecht das Rectorat dieser Anstalt anboten. V. folgte der Berufung und brachte die ihm unterstehende Anstalt bald zu hoher Blüthe. Zu gleicher Zeit nahm sein Ruhm infolge seiner schriftstellerischen Thätigkeit von Jahr zu Jahr zu, und nicht bloß aus den Niederlanden, sondern auch aus Frankreich und England strömten Scharen von lernbegierigen Jünglingen herbei, um sich seine tiefe und umfassende Gelehrsamkeit zu nutze zu machen. Im J. 1615 versuchten die Grafen von Bentheim V. für ihr Gymnasium zu Burgsteinfurt als Professor der Theologie zu gewinnen. Dieser war auch nicht abgeneigt, ihrer Einladung Folge zu geben; als ihm aber kurz danach auf Empfehlung des ihm befreundeten Hugo Grotius von den Curatoren der Universität Leiden das Directorat des Staatencollegiums, einer Bildungsanstalt für zukünftige Theologen, angetragen wurde, zog er es vor, seine Kraft in den Dienst eines Instituts zu stellen, dem er selbst in seinen jungen Jahren als Zögling angehört hatte.

Um jene Zeit wurde in Holland zwischen den Anhängern des Arminius, den sogenannten Remonstranten, einerseits und den strengen Calvinisten andererseits mit der größten Erbitterung über die absolute Prädestination gestritten. V. hatte sich infolge seines friedfertigen und allen Zänkereien abgeneigten Charakters von dem Getriebe der Parteien stets fern gehalten, aber bald nach seiner Ankunft in Leiden verbreitete sich das Gerede, daß er es mit den freisinnigen Remonstranten hielte. In den genauen Beziehungen, die ihn mit dem angesehensten Führer derselben, Hugo Grotius, verknüpften, sahen die Gegner, Gomarus und sein Anhang, eine Bestätigung des Verdachts, nahmen auch an seiner Geschichte des Pelagianismus („Historia Pelagiana s. Historiae de controversiis, quas Pelagius eiusque reliquiae moverunt, libri tres.“ Lugd. Bat. 1618. 4⁰) heftigen Anstoß. So kam es, daß er nach dem Siege, den die Contra-Remonstranten 1619 auf der Dordrechter Synode davontrugen, alsbald seines Lehramtes enthoben und 1620 durch die Synode zu Gouda sogar von der Communion ausgeschlossen wurde. Milder urtheilte im folgenden Jahre die Synode von Rotterdam. Sie befahl, ihn wieder zum Sacramente zuzulassen, vorausgesetzt, daß er verspräche, gegen die Dordrechter Beschlüsse weder offen noch heimlich etwas zu unternehmen und nichts ohne die Approbation der theologischen Facultät zu veröffentlichen. Unter dieser Bedingung könne man ihn dulden; aber ein kirchliches Amt, wie überhaupt eine Stellung, die zu der Theologie in Beziehung stehe, dürfe er nicht bekleiden. In der That hat V. 1624 das geforderte Versprechen abgelegt und sich 1627 in seiner Schrift über die lateinischen Historiker („De historicis latinis libri tres.“ Amstelod. 1627. 4⁰)

hinsichtlich der Prädestination für einen Anhänger Augustin's erklärt. Inzwischen hatten ihn die Curatoren der Leidener Hochschule, die seinen Werth zu schätzen wußten, 1622 zum Professor der Eloquenz und Geschichte ernannt. Auch übertrugen sie ihm nach dem Ausscheiden von Johannes Meursius den dadurch erledigten Lehrstuhl des Griechischen. Die Stände aber von Holland und Westfriesland trafen nicht bloß die Verfügung, daß sein Abriß der Rhetorik in allen ihren Schulen eingeführt werden sollte, sondern ertheilten ihm auch den ehrenvollen und in finanzieller Hinsicht höchst vortheilhaften Auftrag, für diese Anstalten im Anschluß an die älteren Werke von Steenhauwer (Lithocomus) und Nikolaus Cleynaerts (Clenardus) eine lateinische und eine griechische Grammatik auszuarbeiten. V. entledigte sich der ihm gestellten Aufgabe in kurzer Zeit. Die lateinische Grammatik erschien 1626, die griechische 1627, beide in lateinischer Sprache. Durch diese Werke gewann er auf die Entwickelung des holländischen Schulwesens einen ähnlichen Einfluß, wie ihn vorher in Deutschland Melanchthon ausgeübt hatte. Auch diesseits des Rheins haben seine Schulbücher vielfach Beachtung und Verwendung gefunden. Vgl. z. B. die Schulordnung des Herzogs August von Braunschweig-Wolfenbüttel vom Jahre 1651, abgedr. bei Koldewey, Braunschweigische Schulordnungen, Bd. II (Berlin 1890), S. 157, 161, 163.

Eines wie hohen Ansehens sich V. nicht bloß in seiner Heimath, sondern auch im Auslande zu erfreuen hatte, zeigte sich besonders auf einer Reise, die er 1629 mit seinen Söhnen Dionysius und Matthias nach England unternahm. Gelehrte und Herren vom Adel wetteiferten mit einander, ihm ihre Huldigungen darzubringen; der König aber gewährte ihm eine Audienz und verlieh ihm ein Kanonikat zu Canterbury, mit der Bestimmung, daß ihm die Einkünfte desselben auch in Holland zufließen sollten. Bald nach seiner Rückkehr erhielt V. die Aufforderung, an dem neugegründeten Athenäum zu Amsterdam die Professur der Geschichte zu übernehmen. Er folgte der Berufung, verließ Leiden 1631 und hat in seiner neuen Stellung noch länger als siebzehn Jahre ruhmvoll gewirkt. Sein Tod erfolgte am 17./27. April 1649, nach der gewöhnlichen Erzählung in Folge eines Sturzes, den er in seiner Bibliothek durch den Zusammenbruch der Bücherleiter erlitt, nach dem glaubwürdigen Berichte seines Freundes Johannes Tollius (vgl. Chauffepié, Nouveau Dict. hist. et crit. IV, 459) aber an einer Krankheit, die im gewöhnlichen Leben als Kopfrose, in der Wissenschaft als Erysipelas bezeichnet wird.

Gerh. Joh. V. steht unter den großen holländischen Philologen der älteren Zeit als einer der größten da. Sein immenses Wissen verdankte er nicht bloß seiner glücklichen Beanlagung und seinem ausgezeichneten Gedächtnisse, sondern vor allem dem rastlosen Fleiße, mit dem er Tag und Nacht seinen Studien oblag, sowie der haushälterischen Sorgfalt, mit der er seine Zeit auszunutzen wußte. Auf die Unterhaltung mit den zahlreichen Besuchern, die ihm entweder ihre Hochachtung bezeugen oder seinen Rath in Anspruch nehmen wollten, verwendete er regelmäßig nicht mehr als höchstens je eine Viertelstunde, vgl. Jöcher, Gel.-Lex., IV, 1719. Er war ein Polyhistor im wahren Sinne des Wortes. Seine Verdienste liegen aber weniger auf dem Gebiete der Kritik. Sie beruhen vielmehr hauptsächlich darauf, daß er einen ungeheuren Stoff zu sammeln und auch — was manchem seiner gelehrten Zeitgenossen versagt blieb — zu beherrschen und mit gesundem Urtheil zu sichten verstand. Seine zahlreichen Werke, die theilweise erst nach seinem Tode in die Oeffentlichkeit traten, erschienen in sechs Foliobänden unter dem Titel „G. Jo. Vossii Opera omnia“ von 1695—1701 zu Amsterdam. An demselben Orte wird eine ansehnliche Sammlung von Briefen und Manuscripten, die V. hinterlassen, in der Bibliothek der Remon-

stranten aufbewahrt. Verheirathet war V. zweimal, zuerst seit 1602 mit Elisabeth Corput, der Tochter eines Geistlichen zu Dordrecht; nach deren Tode mit der Tochter seines Lehrers Franz Junius, die gleichfalls den Vornamen Elisabeth führte. Von seinen acht Kindern, sechs Söhnen und zwei Töchtern, überlebte ihn nur ein einziger Sohn, Isaak V., von dem weiter unten noch des Näheren die Rede sein wird. Der Schmerz des Vaters über den Verlust der übrigen war um so größer, als sie sämmtlich schon herangewachsen waren und nicht bloß zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, sondern sich theilweise bereits als tüchtig bewährt hatten. Infolge dessen war der Lebensabend des greisen Gelehrten sehr getrübt, um so mehr, als seine leidenschaftlich erregte Gattin sich garnicht zu beherrschen verstand und seinen Kummer durch ein Uebermaaß von Klagen in hohem Grade vermehrte. Unter diesen Verhältnissen war es allein die Wissenschaft und der Verkehr mit seinen zahlreichen Freunden, was den trefflichen Mann zu trösten und über die Zeiten der Trauer hinwegzuhelfen vermocht hat.

Die auf Gerhard Joh. Vossius bezügliche Litteratnr findet sich u. A. sorgfältig zusammengestellt bei van der Aa, Biogr. Woordenboek, s. v., wo auch seine Schriften verzeichnet werden. Genauer noch erscheint das Verzeichniß bei Jo. Guil. de Crane, Oratio de Vossiorum Juniorumque familia. Groningae 1821. 4°. Wegen des Lebensganges vgl. außer Jöcher, Gelehrten-Lexicon IV, 1716—1720, besonders Jacques George de Chauffepié, Nouveau Dictionnaire historique et critique, Bd. IV, Amsterd. 1756, 2°, S. 599—612. Für die wissenschaftliche Beurtheilung des Polyhistors sind von besonderer Wichtigkeit: Corn. Tollii Oratio in obitum incomparabilis et illustris viri G. J. Vossii, habita . . . 12. April. 1649. Amstelod. 1649. 4°. — Herm. Tollii Orat. de G. J. Vossio grammatico perfecto. Amstelod. 1778. 4°. — Luc. Müller, Gesch. der klass. Philologie in den Niederlanden, Leipzig 1869, S. 40.

Vossius: Isaak V. wurde 1618 als der vorletzte von den sechs Söhnen des großen Polyhistors Gerhard Johannes V. (s. oben) zu Leiden geboren und erhielt dort, sowie später in Amsterdam, unter der Aufsicht und Mitwirkung seines Vaters durch Hauslehrer und seinen älteren Bruder Dionysius († 1633) vorzüglichen Unterricht. Vor allem machte er bei seiner ausgezeichneten Begabung in den philologischen Wissenschaften, in der Mathematik und Physik so glänzende Fortschritte, daß er schon als Neunzehnjähriger bei den Gelehrten, die ihn kannten, große Hoffnungen erweckte. Im J. 1637 bezog er in seinem Geburtsorte die Universität, hauptsächlich um sich unter Elichmann und Golius dem Studium des Arabischen zu widmen. Zwei Jahre später, also im Alter von 21 Jahren, gab er den griechischen Geographen Skylax nebst dem Periplus Ponti Euxini eines unbekannten Verfassers mit Anmerkungen heraus, die später von Jakob Gronovius in seiner Ausgabe der alten Geographen (Geographia antiqua. Lug. Bat. 1697. 4°) nochmals zum Abdruck gebracht sind. Im J. 1640 folgte, gleichfalls von einem Commentar begleitet, eine Ausgabe des Justin. So ging ihm denn bereits ein guter Ruf voran, als er im Frühjahr 1641 mit Zustimmung seines Vaters eine längere Reise antrat, um mit namhaften Männern Bekanntschaft zu schließen, berühmte Bibliotheken zu besuchen und beachtenswerthe, namentlich griechische Handschriften entweder abzuschreiben oder sie mit schon vorhandenen Ausgaben zu vergleichen. Sein Weg führte ihn zunächst nach England und Frankreich, sodann nach Italien, wo er Florenz, Rom, Neapel und Venedig besuchte, um sich schließlich über Mailand und Genf nochmals nach Frankreich zu begeben und in Paris bei dem Freunde seines Vaters, Hugo Grotius, längere Zeit als Gastfreund zu verweilen. Erst im

Herbst 1644 kehrte er mit einem reichen Schatze von Büchern und Manuscripten in sein Vaterhaus zurück. Sein Gesichtskreis war erweitert, sein Wissen vertieft, sein Ansehen gesteigert; zugleich aber hatten seine sittlichen und religiösen Grundsätze in der Fremde eine beklagenswerte Abschwächung erlitten. Es war bei ihm eingetreten, was einst sein Vater geschrieben hatte: „Pietas raro auctior fit per tot maria et terras currendo; potius gentes vitia sua affricant quam virtutes."

Nach seiner Rückkehr setzte Isaak V. zunächst in Amsterdam seine Studien fort und wurde nach dem Tode seines Bruders Matthäus († 1646) an dessen Stelle zum Vorsteher der dortigen öffentlichen Bibliothek und zum Historiographen von Holland und Seeland ernannt. Da er indessen die von ihm erwarteten geschichtlichen Arbeiten nicht lieferte, ging er dieses Postens 1671 wieder verlustig. Ende 1648 begab er sich auf Einladung der Königin Christine von Schweden nach Stockholm, ertheilte derselben Unterricht im Griechischen und hatte auch in ihrem Auftrage in den Niederlanden und Frankreich Bücher und Handschriften zusammenzukaufen. Man wirft ihm vor, daß er dabei mehr auf seinen eigenen Nutzen als auf den seiner Gebieterin bedacht gewesen sei und auch später noch aus der Bibliothek derselben kostbare Werke entwendet habe. Die weitgehende Gunst, die ihm die Königin zu Theil werden ließ, wechselte zeitweilig mit tiefster Ungnade. Außerdem trug seine Verfeindung mit Claudius Salmasius, der 1650 gleichfalls einem Rufe nach Stockholm gefolgt war, viel dazu bei, um ihm den Aufenthalt am schwedischen Hofe zu verleiden. Aber erst 1654, als Christine auf den Thron verzichtete, kehrte er nach Holland zurück, zog 1655 mit seiner Mutter von Amsterdam nach dem Haag und verwendete den dortigen, oft allerdings von Reisen unterbrochenen Aufenthalt dazu, um verschiedene Schriften seines Vaters, wie auch seine eigenen Werke herauszugeben. Von Ludwig XIV., dem er durch den Minister Colbert empfohlen war, bezog er längere Zeit einen ansehnlichen Gnadengehalt. Im Jahre 1670 verlegte er seinen Wohnsitz nach England, erhielt von König Karl II. 1673 ein Kanonikat zu Windsor und gelangte im folgenden Jahre durch eine bedeutende Erbschaft zu sehr günstigen Vermögensverhältnissen. Er starb unvermählt am 11./21. Februar 1689 zu London. Seine große und werthvolle, namentlich auch an Handschriften ungemein reiche Bibliothek wurde von den Erben für 33 000, nach Anderen für 36 000 Gulden an die Universität Leiden verkauft. Isaak V. war, wie bereits angedeutet wurde, kein lauterer Charakter. Ueber den Verkehr der Geschlechter hatte er sehr laxe Ansichten und erregte durch seine Liebeshändel vielfach Anstoß und Unwillen. Auch in einigen seiner Schriften, vor allem in seiner commentirten Ausgabe von Catull's Gedichten, die 1684 zu London in 4° erschien, macht sich sein Gefallen an Obscönitäten in unliebsamer Weise bemerkbar, und nicht unglaublich erscheint es, daß er, wenn er als Kanonikus zu Windsor die Horen besuchte, statt des Common-Prayer-Book nicht selten erotische Schriften bei sich gehabt hat. Ob er sich durch seine Vorliebe für werthvolle Bücher wirklich zur Unehrlichkeit hat verleiten lassen, oder ob die ihm dieserhalb gemachten Vorwürfe unbegründet sind, wird sich mit Sicherheit kaum entscheiden lassen. Was aber nicht bezweifelt werden kann, ist ein hoher Grad von Frivolität, womit er den Wahrheiten und Gebräuchen der christlichen Religion bis zum letzten Augenblicke gegenüber stand. Seine Bekannten und Freunde unterstützte er bereitwillig durch guten Rath und durch die Herleihung von Büchern und Handschriften; sobald aber seine eigenen Interessen dabei in Frage kamen, ließ er sie im Stich. Auch seine litterarische Thätigkeit unterliegt einigen Bedenken. Seine Schriften zeugen zwar von einer tiefen und umfassenden Sachkenntniß und sind nicht ohne Geist. Aber neben dem, was darin auf Grund

besonnener Forschung dargelegt wird, finden sich gewagte und sonderbare, oft nur blendende Einfälle und Bemerkungen. Es hat den Anschein, als ob der Verfasser, wenn er die Feder zur Hand nahm, weniger die Sache, als sich selbst, weniger die Ergründung der Wahrheit, als die Erregung von Aufsehen und die Mehrung des eigenen Ruhmes im Auge gehabt hat. Nach allem wird man sagen dürfen, daß in Isaak Vossius ein hervorragendes Talent durch Charakterschwäche, Eigenliebe und Mangel an Selbstbeherrschung an seiner vollen und wahrhaft befriedigenden Ausgestaltung gehemmt und behindert worden ist.

Vgl. besonders Jöcher, Gelehrtenlexikon, IV, 1710 f. — Chauffepié, Nouveau Dictionnaire historique et critique, IV, 614—631. — Io. Guil. de Crane, Oratio de Vossiorum Iuniorumque familia. Groningae 1821. 4°. — van der Aa, Biogr. Woordenboek, s. v., wo auch ein Schriftenverzeichniß sich findet. — Bouman, Geschiedenis van de vormalige Geldersche Hoogeschool, I, 177—180. — Lucian Müller, Gesch. der klass. Philologie in den Niederlanden, S. 47.

Koldewey.

Vrancx: Sebastian V., Maler, wurde am 22. Januar 1573 in der Jakobskirche zu Antwerpen als Sohn des Kaufmanns Jan V. getauft. Er war Schüler Adam van Noort's, der aber keinen Einfluß auf seine Kunst gewann, und ging noch sehr jung nach Italien, wo Johannes Turpinus im J. 1597 einen Kupferstich, der die „Bekehrung des Paulus" darstellt, nach einem Gemälde von seiner Hand veröffentlichte. Nach seiner Rückkehr in die Heimath wurde er im J. 1600 als Meister in die Lucasgilde von Antwerpen aufgenommen. Im J. 1607 wird B. Courtoys als sein Lehrling erwähnt. Im J. 1610 finden wir ihn als Mitglied der Gilde der Romanisten, einer Brüderschaft, die nur Künstler aufnahm, die in Rom gewesen waren. Im folgenden Jahre wurde er Mitdecan, 1612 Oberdecan und 1616 Schatzmeister der Lucasgilde. Er starb am 19. Mai 1647 und wurde in der Klosterkirche von Unserer-Lieben-Frauen-Brüderschaft begraben. — V. war in erster Linie Landschafts- und Schlachtenmaler. Namentlich leistete er in seinen Darstellungen von Reitergefechten, die häufig den Vordergrund seiner Bilder einnehmen und höchst realistisch behandelt sind, Bedeutendes. Das Braunschweiger Museum besitzt sein berühmtes Reitergefecht bei Bucht unweit Herzogenbusch, das Michael Snyders gestochen hat, und das früher fälschlich dem Esaias van der Velde zugeschrieben wurde. Bezeichnete Bilder von seiner Hand findet man außer in Braunschweig („Ein Raubanfall") im Schlosse zu Aschaffenburg (drei Darstellungen mit Reitergefechten), in der alten Pinakothek zu München („Wallfahrer"), im Museum zu Rotterdam („Plünderung eines Dorfes"), in der kaiserlichen Galerie zu Wien („Das Innere der Antwerpener Jesuitenkirche") und in der Sammlung des Consuls Weber in Hamburg („Lagerscene"). Nach ihnen lassen sich die unbezeichneten Bilder in Gotha, Kassel, Darmstadt, Madrid und in der Liechtensteingalerie in Wien bestimmen. Merkwürdig erscheint der Umstand, daß V. für die Medici gearbeitet hat. Im Neapeler Museum wird eine vortreffliche Ansicht der Villa Medici aufbewahrt, die sein Monogramm S. V. und die Jahreszahl 1615 zeigt. Auch in der Pinakothek zu Parma findet sich ein echtes Bild des Meisters, nach dessen Arbeiten viel radirt wurde. — V. war übrigens nicht nur ein tüchtiger Maler, sondern auch ein großer Freund der Dichtkunst. Als solcher war er ein eifriges Mitglied und ein opferwilliger Förderer der Violier, für die er vierzehn Stücke schrieb, zu denen eine Anzahl Schäfer- und Trauerspiele gehören. Als „wijkmeester en kapitein der burgerlijke wacht" leistete er auch in militärischer Hinsicht seiner Vaterstadt wesentliche Dienste, die ihn, mehr als es ihm lieb war, von seinem eigentlichen Berufe, der Malerei, abhielten.

Vgl. M. Rooses, Geschichte der Malerschule Antwerpens. Uebersetzt von F. Reber, München 1880 (Register). — H. Riegel, Beiträge z. niederländ. Kunstgeschichte. Berlin 1882. II, 48—54. — van den Branden, Geschiedenis der Antwerpsche schilderschool. Antwerpen 1883. S. 470—474. — van Mander, Le livre des peintres . . . par H. Hymans. Paris 1885. III, 290. 294—296. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1885. III, 398—400. — Frederiks en van den Branden, Biographisch Woordenboek. 2. Aufl. Amsterdam 1888. S. 853.

H. A. Lier.

Vrie: Theodorich V., Augustiner. Er war Lector der Theologie im Kloster der Augustiner-Eremiten zu Osnabrück, wohnte dem Constanzer Concil bei und schrieb 1448 ein Buch darüber, zum Theil in Versen, unter dem Titel Liber de consolatione Ecclesiae. Es ist dem Kaiser Sigismund gewidmet, wurde 1488 zu Köln bei Johann von Lübeck gedruckt und von Hermann von der Hardt in den ersten Band seines großen Sammelwerkes über das Concil zu Constanz, Frankfurt 1700, aufgenommen. V. spricht sehr freimüthig über die damaligen Schäden der Kirche.

Ossinger's Bibliotheca Augustiniana p. 951. — J. M. Düx, Nicolaus von Cusa, I, 65.

Reusch.

Vriendt: Frans de V., genannt Floris, Maler, wurde zu Antwerpen um das Jahr 1517 oder 1518 geboren. Er widmete sich ursprünglich der Plastik, ging aber später, als er zwanzig Jahre alt war, zur Malerei über und wurde Schüler von Lambert Lombard in Lüttich. Nach Vollendung seiner Lehrzeit im J. 1540 wurde er Mitglied der Antwerpener Lucasgilde. Bald darauf reiste er nach Italien, wo vor allem Michelangelo's Werke großen Eindruck auf ihn machten. Da er sich im J. 1547 verheirathete, muß er um diese Zeit nach Antwerpen zurückgekehrt sein. Er hielt hier eine große Schule, bekam von Kirchenvorständen, Prinzen und vornehmen Herren große Aufträge und verkehrte in den besten Kreisen, z. B. mit dem Prinzen von Oranien, den Grafen Egmont und Hoorn. Da er aber ein gutes Leben liebte, ein prachtvolles Haus bewohnte, ein flotter Trinker war und junkerliche Passionen hatte, gerieth er in Schulden, die noch nicht beglichen waren, als er am 1. October 1570 starb. — V. ist der am meisten bekannte und tüchtigste Vertreter der italienischen Richtung in der Antwerpener Malerei. Er war unermüdlich thätig und gewann als mächtiges Schuloberhaupt einen weitreichenden Einfluß. Als begeisterter Anhänger Michelangelo's sucht er „die Schönheit der Glieder vorzugsweise in reichgemuskelten Körpern und anatomisch studirten Formen. Ihn zog der angenehme Anblick an, den ein wohlbeleuchteter und gesunder Rücken, eine gut gewölbte Brust, ein kräftiger Hals, ein Bein oder Arm von schöner Modellirung dem Auge darbietet, und er wollte diese körperlichen Schönheiten in ihrem ganzen Glanze wiedergeben." Dabei legte er besonderen Nachdruck auf die Bewegung, die bis zu seinem Auftreten in der niederländischen Kunst wenig oder gar nicht beachtet worden war. Als sein Hauptwerk sahen die Zeitgenossen seinen „Engelsturz" an, ein Bild, das er im J. 1554 für die Fechterinnung malte, und das heute in dem Museum zu Antwerpen zu sehen ist. Eine verwandte Darstellung ist das „Jüngste Gericht" im Brüsseler Museum vom Jahre 1566, das jedoch wegen seiner flauen Malerei weit hinter dem „Engelsturz" zurücksteht. Wiederholt hat V. „Die Anbetung der Hirten" gemalt, so in einem Bilde des Antwerpener Museums und in einer ähnlichen Darstellung der Dresdner Galerie, die zu den besten Werken des Künstlers zählt, und die mit dem Gemälde der Schweriner Galerie große Verwandtschaft zeigt. Einen mythologischen Stoff behandelte er unter anderem in dem Bilde der Berliner Galerie,

auf dem wir „Mars und Venus im Netze des Vulkan" erblicken. Am bedeutendsten erscheint er in seinen Porträts, unter denen der „Falkenjäger" des Braunschweiger Museums vom Jahre 1588 die größte Berühmtheit genießt. Auch in dem Entwerfen von idealen Köpfen leistete V. Erfreuliches, z. B. in dem Christuskopf in Schwerin und in dem Brustbild des Kaisers Vitellius in Dresden.

Vgl. Carel van Mander, Le livre des peintres. Traduction, notes et commentaires par Henri Hymans. Paris 1884. I, 333—347. (Die vielen Anecdoten, die van Mander über das liederliche Leben des Floris erzählt, verdienen nur zum geringsten Theil Glauben.) — Catalogue du musée d'Anvers. Deuxième édition. 1857. S. 101—104. — Max Rooses, Geschichte der Malerschule Antwerpens. Uebersetzt von Franz Reber. München 1881. S. 93—101. — F. Jos. van den Branden, Geschiedenis der Antwerpsche schilderschool. Antwerpen 1883. S. 173—215. — H. Riegel, Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte. Berlin 1882. (Register.) — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 72. H. A. Lier.

Vriolsheimer: um 1300, 'der Vriolsheimaere' nennt sich im Schlußverse der Verfasser eines 130 Kurzzeilen umfassenden mittelhochdeutschen Schwankgedichts, das er zugleich als „ungelogen maere" bezeichnet, sicher ein Fahrender. Der Inhalt ist folgender: Ein Ritter lädt auf Rath seiner Frau zu einem von zwei Hasen, die er erjagt, zuzubereitenden Mahle ihren Gevatter, den Pfarrer, ein. Sie ißt aber, während die beiden Männer in der Kirche sind, in Gemeinschaft mit ihren hinzugebetenen weiblichen Verwandten den Braten und macht, als jene angelangt sind und der hungrige Gatte sein Messer wetzt, dem die Ursache dieses Unmuths erfragenden Pfarrer weis, er wolle den letzteren für ihm hinterbrachten angeblichen Ehebruch mit ihr züchtigen. Aus Angst, es werde ihm geschehen „als mangen pfaffen ist ergân", reitet der geistliche Herr heimlich davon, der Hauswirth aber, als er es erfährt und die Frau sagt, die Hasen habe er mitgenommen, ihm nach und ruft ihm nahe gekommen zu: „ir lâzet sie bêde hie!" Der Pfarrer flieht, auch als der Verfolger nur noch „doch den einen" verlangt, fürchtend es ginge ihm an die Testikeln, bis in seine Kirche. Der heimgekehrte und über den Sachverhalt aufgeklärte Ritter meint, Scherz ohne Zorn sei zuweilen gut. Dieser Stoff ist sehr oft behandelt worden, hauptsächlich unter Ersatz des verfänglichen Mißverständnisses durch ein harmloses, so das seit Joh. Pauli (s. d.; Oesterley's Ausg. S. 224) übliche, wo die Köchin die Näscherin ist und den Besucher durch die Finte, der Gastgeber schärfe draußen die Klinge, um ihm die Ohren abzuschneiden, forttreibt, Hans Sachs (vgl. Goedeke, Grundriß² II, S. 260, 41 d und 434 nr. 431) u. a. in deutscher Sprache, die V. zuerst anwandte. Viele Parallelen bei Oesterley, S. 514; andere: Wolf, Wagner's Archiv f. Gesch. dtsch. Spr. u. Dchtg. S. 328; Reinhardstöttner, Ztschr. f. vrglchd. Litteraturg. N. F. VIII 474; Joh. Peter de Memel, Lustige Gesellschafft, S. 48 Nr. 118.

Den unter Vriolsheimer's Unterschrift laufenden Text druckte v. d. Hagen, Gesammt-Abenteuer II, 149—152 ab, nach einer Heidelberger Copie und dem Coloczaer Codex (s. S. 672) und erinnert S. 147 A. für die Furchtäußerung des Pfarrers an Abälard. Der Name des kaum sprachlich bestimmt zu localisirenden Verfassers (Goedeke, Grundriß² I, S. 225 f.) ist wol abzuleiten von dem seiner Heimath: Friedolsheim im Elsaß (s. Oesterley, Hist.-geogr. Wtrbch. 191 b) oder Friedelsheim bei Dürkheim? L. Fränkel.

Vruchter: Heinrich V. aus Olsen, ein Schüler von Timann Kemner und Johannes Murmellius, wurde 1521 der Nachfolger seines Landsmannes Sibäus im Conrectorate der Domschule zu Osnabrück, 1523 Rector an der Collegiat-

schule zum hl. Martin in Münster. Später als Conrector an die münsterische Domschule berufen, leitete er diese nach Johann von Elen's Tode († 1548 oder 1549), bis 1550 Hermann v. Kerssenbroick das Rectorat übernahm. Nachdem er auch unter diesem seine Lehrthätigkeit noch eine Zeit lang ausgeübt, errichtete er für Münster und Umgegend eine Briefbestellungsanstalt: „se dedit officio, quod a ferendis literis Monasterii nomen habet". Hamelmann rühmt B., der noch 1564 in Münster gelebt haben soll, als Philosophen und Dichter. Im J. 1530 widmete er seinem Rector von Elen eine dessen Kenntnisse preisende Elegie und er veranlaßte auch eine durch Scholien erläuterte Ausgabe von Sentenzen aus des Diogenes Laertius' Werke von den Philosophen, die dem Osnabrücker Kanonikus Johann Gottiken zugeeignet ist und bei Quentel in Köln erschien; drei Jahre später wurde in Münster sein heroisches Gedicht über die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria und die wunderbare Allmacht ihres Sohnes gedruckt. Ungefähr derselben Zeit müssen Bruchter's Scheltbriefe und Epigramme gegen Joh. Glandorp angehören, da dieser erste evangelische Schullehrer in Münster nach seiner Vertreibung durch die Wiedertäufer (1534) nicht nochmals in seine Vaterstadt zurückkehrte.

Hamelmann, Opera genealogico-historica, S. 170 ff., 222 u. 1187. — J. C. Strodtmann in den Hannoverischen gelehrten Anzeigen v. J. 1751, S. 822 und im Progr. des Rathsgymnas. zu Osnabrück 1869, S. 14. — C. F. Krabbe, Geschichtl. Nachrichten über die höh. Lehranstalten in Münster. Münster 1852, S. 89 f. — E. Raßmann im Realsch.-Progr. Münster 1862, S. 21 und Verlage im Realsch.-Progr. Osnabrück 1876, S. 26.

P. Bahlmann.

Buchten: Eliphius B., Maler und Kupferstecher zu Köln in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. B. war Mönch in der Benedictinerabtei Groß-St. Martin. Hartzheim (Bibl. Col. S. 73) rühmt ihn als vorzüglichen Künstler, von Natur bescheiden und voll Anmuth, talentvoll im gleichen Maße und unterrichtet. Er verfertigte ein Missale auf Pergament mit prächtigen Anfangsbuchstaben und figürlichen Ausschmückungen; sodann hinterließ er ein anderes sehr kunstreiches Buch, auf dessen Titelblatt sein Bildniß zu sehen war und zu dessen Text er verschiedene Schriftarten angewandt hatte. B. starb 1530 im Alter von 30 Jahren. Von seinen Leistungen als Kupferstecher wird nichts berichtet.

Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis. Köln 1747. S. 73. — Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon. München 1835—52. Bd. 21, S. 24. — Merlo, Nachrichten von dem Leben und den Werken Kölnischer Künstler. Köln 1850. S. 495. — Dass., neu bearb. u. erweitert, hsgg. v. Firmenich-Richartz u. Mitw. v. Keussen. Düsseldorf 1894. Col. 896.

Jakob Schnorrenberg.

Bukassovich: Josef Philipp Freiherr v. B., k. k. Feldmarschalllieutenant, geboren in der Licca in der Militärgrenze im J. 1755, † in Wien am 8. August 1809. Als Sohn eines Grenzofficiers wurde B. in einem Regimentserziehungshause erzogen und aus demselben als Fähnrich in das 1. Grenzregiment eingetheilt; mit diesem machte er den bairischen Erbfolgekrieg in den Jahren 1778 und 1779 mit und kehrte nach Beendigung desselben mit seinem Regimente in die Militärgrenze zurück. Im J. 1787 fand er Gelegenheit Montenegro zu durchreisen und sich eine genaue Kenntniß von Land und Leuten dortselbst anzueignen, eine Kenntniß, die ihm in den bald darauf ausgebrochenen Türkenkriegen von unberechenbarem Werthe war. B. wurde nämlich im J. 1788, bereits als Hauptmann, beauftragt, von Cattaro, seinem Garnisonsorte, aus mit dem Pascha von Scutari und den Bewohnern von Montenegro, Albanien und der Herzegowina

wegen Bündnisse gegen die Türkei zu unterhandeln; anfangs fand er reichliche Unterstützung von Seiten der Bergbewohner; als dieselben jedoch bemerkten, daß V. mit seinen geringen Streitkräften (1 Bataillon Grenzer) nicht in der Lage sei, sie von dem verhaßten Türkenjoche zu befreien, ließen sie ihn gänzlich im Stiche; ja, sie traten sogar feindlich gegen sein immer kleiner werdendes Häuflein von Soldaten auf, als sie die Ueberzeugung gewannen, daß V. mit seinem Bataillon nur einen kühnen Streifzug unternommen habe und nicht, wie sie gehofft und erwartet hatten, die Vortruppe größerer österreichischer Streitkräfte bilde. Unter welchen Mühen, Entsagungen und Strapazen es V. endlich gelang mit dem Rest seiner Truppe über Cettinje nach Cattaro zu gelangen, welche List und Geistesgegenwart zu diesem meisterhaft ausgeführten Rückzuge erforderlich war, schildert ausführlich der nachmalige Feldmarschalllieutenant v. Kempen im 5. und 6. Heft der österreichischen militärischen Zeitschrift, Jahrgang 1828. Für sein ruhmvolles Verhalten bei diesem Streifzuge, der doch manche Vortheile mit sich brachte verlieh dem bereits am 11. Juni zum Major vorgerückten V. Kaiser Josef am 15. November 1788 das Kleinkreuz des Maria-Theresienordens, weil „er mehrere Monate in Montenegro gewesen ist, allda mit größter Unerschrockenheit Feinds- und Mörder-Gefahr ausgestanden und mit vieler Geschicklichkeit seinen Auftrag verrichtet hat, und da durch den Meineid des Pascha von Scutari seine Gesellschafter ermordet worden sind, wo also nichts Gedeihliches allda mehr zu thun war, er den Pascha, der ihn angriff, aus dem Feld geschlagen und nacher alle seine Leute durch List und Standhaftigkeit sammt einer sehr ansehnlichen Summa Geldes und vielen Geräthschaften, so ihm anvertraut und auch alldorten zu verlassen gestattet war, dennoch zurückgebracht hat". Bald darauf errichtete V. aus Montenegrinern, Liccanern und Küstenländern ein Freicorps von 3000 Mann und wurde zum Oberstlieutenant und Commandanten dieses Corps ernannt. Im J. 1790 wurde er zum 1. Grenzregimente rückübersetzt und wurde in demselben am 8. Februar 1794 zum Oberst befördert. Am 23. November 1795 vertheidigte V. in der Schlacht bei Loano durch neun Stunden das Kloster La Certosa, wurde jedoch durch die feindliche Uebermacht zur Capitulation gezwungen, gerieth in feindliche Gefangenschaft, wurde nach Nizza gebracht und konnte erst im März 1796 wieder zur Armee einrücken. Sodann wirkte V. bei der Eroberung der feindlichen Schanzen von Voltri und Masone am 10. April 1796 mit, erhielt hierauf den Befehl schleunigst nach Dego zu marschiren um an den dortigen Gefechten theil zu nehmen, erschien aber infolge eines Datirungsfehlers erst am 15. April am Kampfplatze; sein verspätetes, dem Feinde völlig unerwartetes Eintreffen brachte jedoch große Verwirrung in die französische Armee, welche der Meinung war, das ganze Corps des FZM. Br. Beaulieu stehe ihr entgegen. Die entstandene Verwirrung benützend erbeutete V. 18 Geschütze und 28 Munitionswagen, machte bei 500 Gefangene und vertheidigte sich gegen das von Massena in drei Colonnen zusammengezogene französische Heer durch volle zwei Stunden bis ihn die Uebermacht zwang den Rückzug auf Acqui anzutreten. Er warf sich dann nach Mantua, nahm, inzwischen am 2. Mai 1796 zum Generalmajor befördert, an der Vertheidigung dieser Festung im Juni und Juli 1796 theil und erhielt dann im September das Commando einer Brigade in Tirol; er eroberte am 2. November Segonzano, zog sich aber bei den am 4. November stattgefundenen hartnäckigen Kämpfen um die Stellung von Marco durch einen Sturz eine Verletzung des Schenkels zu, die infolge des Reitens sich derart verschlimmerte, daß er nach Bozen gebracht werden mußte, von wo er am 15. November wieder zu seiner Truppe einrückte.

Im Feldzuge des Jahres 1799 gelang es V. den französischen General Serrurier im Gefechte bei Verderio am 28. April gefangen zu nehmen, er entsetzte

die Bergfeste Ceva am 26. Mai und betheiligte sich an den Kämpfen um Mondovi im October und November 1799. Mittlerweile wurde V. am 15. Mai 1799 zum Inhaber des neu errichteten Infanterieregimentes Nr. 48, und am 29. September desselben Jahres zum Feldmarschalllieutenant ernannt. Als solcher hatte er im J. 1800 die Aufgabe bei Bellinzona den Uebergang Bonaparte's über den St. Gotthard zu verhindern, mußte jedoch der großen Uebermacht weichen und zog sich, sämmtliche Vorräthe auf seinem Wege rettend, in musterhaftester Ordnung nach Mailand, Mantua und über den Mincio zurück. V. wurde am 9. April 1802 als Maria-Theresienordens-Ritter in den erblichen Freiherrnstand auf Grund der Statuten erhoben. Im Feldzuge 1805 commandirte V. eine Division in Italien. Im J. 1809 kämpfte er in der Schlacht bei Aspern am 21. und 22. Mai, sodann am 5. und 6. Juli bei Wagram mit besonderer Bravour, wurde aber am letzteren Schlachttage tödlich verwundet und starb zu Wien am 8. August 1809 an den Folgen dieser Verwundung. Ebenso tüchtig, wie als Soldat, bewährte sich V. als Ingenieur; unter seiner Leitung wurde die Straße über den Wratnigg nach Zengg, sowie die berühmte Luisenstraße über Karlstadt nach Fiume erbaut.

FML. Freiherr v. V. war mit Johanna Gräfin Malfatti vermählt und hinterließ bei seinem Tode einen Sohn Philipp, während die Tochter Johanna am 30. October 1809 nachgeboren wurde.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Acten der Fachrechn.-Abth. des k. u. k. Reichs-Kriegs-Ministeriums. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden und seine Mitglieder, 1. Bd. — Wurzbach, Biographisches Lexicon, 52. Bd. — Hold, Geschichte des kk. Infanterie-Regimentes Nr. 48.

Pallua-Gall.

Vulliemin: Louis V., schweizerischer Historiker, geboren am 7. September 1797, † am 10. August 1879. Aus denselben Ursachen, welche G. von Wyß in der Einleitung des Artikels über Monnard in der A. D. B. XXII, 759 u. 760, sehr richtig zum Ausdruck brachte, gehört auch der Waadtländer V. in dieses Sammelwerk hinein, als einer der Fortsetzer Johannes Müller's, als ein Vertreter der Vereinigung französischen Wesens mit den deutschen schweizerischen Elementen. — V. war der Sohn des Steuereinnehmers und Kornhausverwalters im Dienste der die Waadt beherrschenden bernerischen Obrigkeit zu Yverdon und wurde gerade in der letzten Zeit vor dem Aufhören der alten Staatszustände geboren. In dem ehemaligen landvögtlichen Schlosse bestand seit 1805 die Erziehungsanstalt Pestalozzi's (s. A. D. B. XXV, 456 u. 457), in die V. alsbald eintrat. Der Zögling gab später, als Greis, in seinen reizenden 1871 erschienenen Souvenirs racontés à ses petits enfants, Cap. III Pestalozzi, eines der lebenswahrsten Bilder des großen Menschenfreundes, das wohl überhaupt entworfen worden ist. In Thun, also auf deutsch-schweizerischem Boden, dann in Lausanne wurde der Unterricht fortgesetzt. Als Student der Theologie half V. 1819 den schweizerischen Verein Studirender, der nach dem Versammlungsorte Zofingen den Namen trägt, gründen, und der zugleich patriotische und wissenschaftliche Zweck der Verbindung erschien ihm ganz besonders auch in der Anknüpfung mit der deutsch-schweizerischen studirenden Jugend gegeben. 1820 gewann er auf diesem Wege die ersten ihm hoch erfreulichen Verbindungen, voran mit Bern und Zürich; zugleich schloß er auf einer sich weiter anschließenden Reise nach der nordöstlichen Schweiz eine für die Zukunft wichtige Freundschaft mit Joh. Kaspar Zellweger (s. den Artikel). Schon durch diesen, ebenso durch den Rath des feurigen zürcherischen philologischen Lehrers Joh. Kaspar von Orelli (s. A. D. B. XXIV, 411—416) wurde in V. das Interesse für historische Studien lebhafter geweckt. Allein zunächst trat er nun in die praktische theo-

logische Laufbahn ein. Von 1821 an lebte er dieser Aufgabe als Geistlicher an verschiedenen Orten der Waadt, und in diese Jahre fiel auch die Vermählung mit Marie Galliard, aus einer seit der Aufhebung des Edicts von Nantes nach der Waadt gekommenen Hugenottenfamilie. Doch 1826 zwang ärztliche Vorschrift, weil das Predigtamt als zu anstrengend sich erwies, die öffentlichen geistlichen Amtsverrichtungen aufzugeben; indessen vermochte V. auch im Privatstande, durch eifrige Betheiligung am Kampfe für die Erhaltung der religiösen Freiheit gegen die Einschränkungen durch die staatlichen Behörden (s. A. D. B. XXII, 760), seine religiöse Ueberzeugung darzulegen. In diesen Jahren beginnt aber außerdem Vulliemin's litterarische Bethätigung, in der das historische Fach rasch in den Vordergrund tritt. Mitten in eindringlicher Durcharbeitung des großen Müller'schen Werkes war V. die von Hottinger (s. A. D. B. XIII, 199 u. 200) geschriebene Fortsetzung, über die Reformationszeit, zugekommen, und im Lesen übersetzte er sie. Nachdem nun die zwar freie, doch getreue Wiedergabe schon 1832 bei einem von V. in Zürich gemachten Besuche von Hottinger gebilligt worden war, kamen 1840 diese beiden Bände VI und VII der deutschen Ausgabe als Band X der französischen heraus, im Anschluß an die von Monnard übertragenen Bände I bis IX, die Müller's und Glutz-Blotzheim's Werken (s. A. D. B. IX, 262 u. 263) gleichkommen. Doch Hottinger ermuthigte auch V., jetzt selbst die Reformation der französischen Schweiz nachzuholen, also überhaupt die Fortsetzung des großen Werkes, die er selbst nicht durchführen konnte, an die Hand zu nehmen. V. begann diese neue Arbeit damit, daß er 1835 und 1836 in der Zeitschrift Le Chroniqueur seine engeren Landsleute um dreihundert Jahre zurückversetzte, dadurch daß er die 1535 und 1536 in Frankreich und am Genfersee eingetretenen wichtigen Vorgänge quellengemäß vor den Augen seiner Leser sich entwickeln ließ, und das gelang ihm so gut, daß schon nach Erscheinen des dritten Heftes Abonnentinnen des Blattes in einer kleinen waadtländischen Stadt durch die Straßen liefen, jammernd über die in Frankreich geschehenden Religionsverfolgungen, diejenigen die König Franz I. vor drei Jahrhunderten angeordnet hatte. Während dieser Arbeit war V. von Nyon nach Lausanne hinübergezogen, um dem Archive näher zu sein. Eine Edition der Histoire de la réformation de la Suisse des Abraham Ruchat († 1750) — im ersten Theil Wiederabdruck, während die Fortsetzung aus der Handschrift ganz neu erschien — schloß sich an diese Arbeiten an. Dann erwuchs 1837 auf Anregung des besonders auf dem Felde der Genealogie, aber auch der Rechtsgeschichte der Waadt äußerst eifrigen Barons Fred. de Gingins-la-Sarra unter Vulliemin's bereitwilliger Handreichung die Société d'histoire de la Suisse Romande, mit Sitz in Lausanne, als Vereinigungspunkt der Geschichtsfreunde der französisch sprechenden Kantone, und die 1838 eröffnete Serie der Publication der Gesellschaft: Mémoires et documents zeigt V. als Präsidenten an der Spitze des Bureau. In ähnlicher Weise nahm V. 1840 gleich an der ersten gründenden Versammlung der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz zu Baden theil, und 1850 leitete er als deren Präsident eine in Murten gehaltene Jahressitzung; von da an begann auch der unausgesetzte briefliche Verkehr mit dem Zürcher G. von Wyß (s. d. Art.), der den besten Beweis für die Vielseitigkeit der Interessen der beiden Männer in sich birgt. Dem „Archiv für schweizerische Geschichte", der Publication der schweizerischen Gesellschaft, gab V. 1847 bis 1851 in Band V—VIII, die Actensammlung: 'L'histoire suisse étudiée dans les rapports des ambassadeurs de France avec leur cour', 1646 bis 1654. Inzwischen jedoch, 1840 und 1842, war nun Vulliemin's Stück der Fortsetzung Müller's — Histoire de la Confédération suisse — in den Theilen XI bis XIII der französischen Ausgabe

(Band VIII—X der deutschen Uebersetzung, 1842 bis 1845) wirklich erschienen, eingeleitet durch die von hohem sittlichen Ernste erfüllte paränetische Betrachtung: A tous les Confédérés, datirt vom 1. Mai 1840. Zuerst holte V. die ganze Geschichte der Westschweiz, vorzüglich die kirchliche Reformation, seit 1517, nach, und darauf führte er die Geschichte der gesammten Eidgenossenschaft durch die Zeit der Gegenreformation und durch das 17. Jahrhundert bis 1718, bis zum Abschlusse des letzten großen innern Krieges zwischen den confessionellen Gegensätzen innerhalb der alten Schweiz. Nach seiner ganzen Art legte V. größeres Gewicht, als auf streng kritische Abwägung, auf die Kunst harmonischer Anordnung, und zudem sind für das 16. Jahrhundert erst seither die aufschlußreichsten Materialien neu publicirt; größerer Werth ist der Darstellung des 17. Jahrhunderts zuzuschreiben. Ueberhaupt zeigt sich Vulliemin's litterarische Bedeutung mehr in kleineren Arbeiten, der Studie: „Chillon“ (1851), den biographischen Werken, 1855 über den ehrwürdigen Decan Bridel (s. A. D. B. III, 327 u. 328), 1860 über den Waadtländer Staatsmann Landammann Pidou († 1821), 1864 über seinen verstorbenen Freund Aimé Steinlen. Allein das anmuthigste, was aus seiner Feder hervorging, ist ohne Zweifel das schon erwähnte, 1871 erschienene, aber nicht in den Buchhandel gegebene autobiographische kleine Buch für die Enkel, das freilich nur Études et ministère, premières publications historiques behandelt. Das Tableau du canton de Vaud, von 1849, bildete in zweibändiger deutscher Uebersetzung (1847, 1849) Theil XIX des A. D. B. XXI, 618 genannten Sammelwerkes, „Gemälde der Schweiz“. Fortwährend war daneben V., als gewandter und geschmackvoller litterarischer Referent, für die Bibliothèque universelle und andere Zeitschriften thätig. Allein noch in hohen Jahren entschloß sich V., in gedrängter Schilderung einen Abriß der Geschichte der Schweiz weiteren Kreisen zu schenken, die zweibändige „Histoire de la Confédération suisse depuis les plus anciens âges jusqu'à notre temps“ (1875, 1876: Tom. I, 2. Édit., 1879), und mit unermüdlichem Eifer ging er, als die erste Auflage beste Aufnahme gefunden hatte, an die Neubearbeitung, trefflich berathen durch G. von Wyß und den Genfer Historiker Pierre Vaucher, der später im „Jahrbuch für schweizerische Geschichte“, Band VIII, durch Auszüge aus Briefen bewies, wie gewissenhaft V. die einzelnen Fragen zu ergründen suchte. — Noch im August 1878 erschien der allverehrte Aelteste der schweizerischen Historiker, der Patriarch von Mornex, wie ihn wol die Freunde nach seinem bescheidenen, reizend gelegenen Hause unterhalb Lausanne nannten, zu Stans auf der Versammlung der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft und gab in herzlichem in deutscher Sprache, die an das Berner Idiom klang, vorgebrachtem Gruß seine treue Gesinnung zu erkennen. Ueber der Arbeit entschlief er sanft ein Jahr später, und die Wittwe schrieb an G. von Wyß: C'est une grande grâce que cette faculté de travail; il en a beaucoup joui.

Vgl. Charles Vulliemin: Louis Vulliemin d'après sa correspondance et ses écrits, essai biographique (Lausanne, 1892). — P. Vaucher in der Revue historique, Tom. XI (1879), 500—502. — C. Ferdinand Meyer in der Neuen Zürcher Ztg. von 1878, Nr. 126 u. 128. Meyer von Knonau.

Vulpius: Christian August V., Schriftsteller und Dichter, war das älteste Kind des damaligen fürstlich sächsischen Amtscopisten, späteren Amtsarchivars Johann Friedrich V., der seit dem 13. November 1760 mit Christiane Margarethe Riehl, der ältesten Tochter des „vornehmen Bürgers und Manufakturverlegers“ Johann Philipp Riehl in Weimar, vermählt war. Christian August wurde, nach der Angabe des Weimarer Taufprotokolls, am 23. Januar (nach seiner eigenen Angabe am 22. Januar) 1762 geboren. Da der Vater bei der bald zahlreicher werdenden Familie auf die Erziehung der einzelnen Kinder keine be=

sondere Sorgfalt verwenden konnte, so blieb der Knabe sich mehr selbst überlassen, fand Gelegenheit vieles zu beobachten und darüber zu reflectiren und fertigte schon früh kleine Gedichte, Beschreibungen und poetische Erzählungen. Er besuchte dann mit gutem Erfolge das Weimarische Gymnasium und bezog darauf die Universität zu Jena, später die zu Erlangen, um die Rechte zu studiren, beschäftigte sich aber mehr mit den schönen Wissenschaften, der Geschichte und ihren Hülfswissenschaften und sah sich, da der Vater nur wenig an ihn wenden konnte, bald auch genöthigt, selbst schriftstellerisch hervorzutreten, wenn es ihm, wie Goethe schreibt, auch oft sauer genug wurde, „auf eine solche Weise sich und einige Geschwister zu unterhalten". Bei diesem äußeren Drange ist es kein Wunder, daß er möglichst viel und natürlich auch gangbare Sachen, dem Geschmacke eines größeren Leserkreises entsprechend, zu produciren suchte. Die Modeliebhaberei des Publicums führte ihn daher bald (schon 1784) zur Nachahmung der Ritter- und Abenteuerromane. Schon damals nahm sich Goethe gelegentlich seiner an, aber während dessen Abwesenheit in Italien „verlor er jede Unterstützung" und „ward Sekretär bei einem Kreisgesandten von Soden in Nürnberg, der ihn als ein echter Geizhals behandelte und ihm nun den Abschied giebt, weil ein andrer für weniger Geld noch mehr Arbeit im Hause übernehmen will .... Er hat eine gute Bildung, und aus seinen Handlungen und Aeußerungen schließe ich auf ein gutes Gemüth". So schreibt Goethe am 9. September 1788 an F. H. Jacobi, dem er V. als Secretär und zum Unterricht seiner Kinder empfehlen wollte, als sich dieser im Sommer durch eine Bittschrift von neuem an Goethe gewandt hatte. Nach mehrfachen vergeblichen Versuchen Goethe's, den Bruder seiner Christiane irgendwo unterzubringen, nahm sich endlich im Herbst 1789 der Buchhändler G. J. Göschen in Leipzig seiner an, wohin V., der sich seit dem Herbst 1788 bis etwa Mitte April 1789 in Erlangen und dann vorübergehend in Weimar aufgehalten hatte, nun übersiedelte und sowol hier wie dann wieder in Weimar, wo er schon von Bellomo und später von Goethe bis 1805 als Operntextdichter und -Bearbeiter am Theater beschäftigt wurde, eine fruchtbare, schriftstellerische Thätigkeit entfaltete. Sein Feld war und blieb auch jetzt in der Hauptsache noch immer der mit Sentimentalitäten und Frivolitäten erfüllte Abenteurerroman; gleichzeitig schrieb er eine Anzahl auf derselben Stufe stehender Opern und Operetten, Trauer- und Lustspiele. 1797 zum Registrator an der Bibliothek in Weimar ernannt, fand er nun reiche Gelegenheit, seine früheren culturgeschichtlichen Studien fortzusetzen und zu verwerthen. Nachdem er 1800 zum Bibliothekfecretär erhoben worden war, vermählte sich V. 1801 mit der Tochter des herzogl. meiningischen Raths Deahna, Helene, die ihm in der Folge zwei Söhne schenkte. Im J. 1803 ernannte ihn die Universität Jena zum Dr. philos., 1805 wurde er zum Bibliothekar und Münzinspector, 1816 zum großherzogl. Rath und Ritter des weißen Falkenordens ernannt. 1824 von einem Schlagflusse gerührt, konnte V. seine Amtsgeschäfte nur noch schwer fortsetzen; er trat in den Ruhestand und starb, nachdem sich der Schlagfluß im Februar 1827 wiederholt hatte, am 25. Juni 1827 in Weimar.

Berühmt geworden ist V. fast allein durch seinen Roman „Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann, eine romantische Geschichte unseres Jahrhunderts" (zuerst Leipzig 1798 in 3 Bänden erschienen), der bald mehrere Auflagen und zahlreiche, theils von V. selbst, theils von anderen besorgte Fortsetzungen und Nachahmungen erlebte. Neu war in diesem Romane eigentlich nur der romantische, als eigentliche Heimath der Räuber und galanten Abenteurer geltende Schauplatz der Handlung: Italien und Sicilien; alles übrige war dem bekannten Geschmacke seiner Leserkreise hier, wie schon in den früheren Werken mit Geschick und Gewandtheit angepaßt: das Walten geheimnißvoll wirkender, mächtiger Persönlichkeiten (wie der Alte von Fronteja), die Hereinziehung politischer Begebenheiten, die Wichtig-

thuerei mit machtvollen Geheimbünden, die Person des Helden, eines liederlichen, wie Karl Moor (manche Scenen und Gespräche erinnern geradezu an Schiller's Räuber) bald sentimental schwärmenden, bald edel, bald verbrecherisch handelnden Charakters, der, unbeschränkt in gefühlvollen und pikanten Liebeshändeln, immer der auserwählte Liebling der Frauen, von einem gefährlichen oder galanten Abenteuer ins andere mehr getrieben wird als selbst treibt. Und doch bei alledem keine wirklich poetische, romantische Schilderung, kein höherer Schwung, keine lebendige, fortreißende Darstellung! Wie in den früheren Romanen Vulpius' wechselt auch in Rinaldini der Dialog mit der einfachen Erzählung, aber immer ist der Ton ziemlich trocken und eintönig, fast wie bei einer kargen Berichterstattung über wirkliche Begebenheiten, was bei den zahlreichen groben Unwahrscheinlichkeiten, besonders im Rinaldini, — die freilich dem Ungebildeten grade am interessantesten sein mochten, — um so befremdender wirkt. Dem Zeitgeschmack entsprechend war auch das Einstreuen von Liedern in den Prosatext, von denen sein Räuberlied „In des Waldes finstern Gründen" am bekanntesten geworden ist. Schwungvoller aber und gefälliger ist erst die im Stile der Romantiker geschriebene Erzählung „Hulda, die Saalnixe" (1804), nach einer thüringischen Fabel. Aber auch hier fehlt wie in den übrigen Romanen und Dramen nicht das stets mit sichtlichem Gefallen hervorgekehrte Pikante und Frivole, das zuweilen (so besonders in den „Portugiesen in Indien", die 1793 erschienen) mit gradezu leidenschaftlicher Sinnlichkeit behandelt wird.

Später, als Bibliothekar, hat V. sich an der Hand der ihm nun reichlich zu Gebote stehenden Bibliotheksschätze, mehr der Sagen- und Alterthumsforschung zugewendet. Das bedeutendste auf diesem Gebiete lieferte er in seinen von fleißigem Sammeleifer zeugenden, interessanten und dauernd werthvollen „Curiositäten der physisch-litterarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt" (10 Bände, Weimar 1811—1823). Sein „Handwörterbuch der Mythologie der deutschen Völker" (Leipzig 1826) ist eine für die damalige Zeit gute, brauchbare und genügend vollständige Zusammenstellung alles auf diesem Gebiete Wissenswerthen.

Eine übersichtliche Aufzählung von Vulpius' Schriften bietet Goedeke's Grundr., 2. Aufl., V, 511—14. Außer der dort angeführten Litteratur über V. sind noch zu vergleichen Bd. 8, 9, 11 u. 12 der Briefe Goethe's (i. d. Weimarer Ausg.), Pasqué, Goethes Theaterleitung in Weimar (Lpz. 1863) II, 89—98, und Müller-Fraureuth, Die Ritter- und Räuberromane (Halle 1894). Max Mendheim.

Vulpius: Johanna Christiana Sophia V. Seitdem Bernays seinen Aufsatz über Goethe für dieses Werk geschrieben hat, sind wir durch die Veröffentlichung so bedeutender Quellen, wie namentlich zahlreicher Briefe Goethe's an Christiane und der Briefe der Frau Rath, ganz erheblich besser und sicherer über den Charakter dieser Frauengestalt und ihr Verhältniß zu dem „Geheimrath" unterrichtet, so daß wir schon heute die damals von Bernays ausgesprochene Hoffnung, Christiane's einfaches Bild werde nicht immer durch Lüge und Verleumdung getrübt bleiben, als vollkommen erfüllt ansehen können. Ueber ihre Kindheit und Jugend freilich ist nicht viel bekannt. Sie wurde am 1. Juni 1765 (so nach den Weimarer Kirchenbüchern; also nicht am 6. Juni 1764) als drittes Kind des damaligen fürstlich sächsischen Amtscopisten Joh. Friedrich V. in Weimar geboren und erhielt wahrscheinlich nur eine wenig befriedigende Erziehung, da der Vater bei seiner kleinen Stellung und der bald zahlreicher werdenden Familie nur wenig an die einzelnen Kinder wenden konnte und außerdem einen nicht ganz einwurfsfreien Lebenswandel geführt haben soll. Dazu kam, daß die Mutter, Christiane Margarethe geb. Riehl, schon nach 8 oder 9 Jahren starb und der Vater bald eine zweite Gattin, Johanna Dorothea geb. Weiland, heimführte, die ihm noch vier Kinder gebar. Wol nach dem Tode der Mutter war es, als Christiane nebst ihrem Bruder und einer jüngeren Schwester

in das Haus einer Tante kam. Die dürftige Lage der Familie aber zwang auch sie, schon in jungen Jahren den eigenen Unterhalt selbst zu verdienen. Wie viele andere Mädchen aus guten Familien Weimars arbeitete sie, mit Anfertigung künstlicher Blumen beschäftigt, in dem berühmten Bertuch'schen Industriecomptoir, wo sie auch Goethe, wahrscheinlich zwischen 1784 und 1786, das erste Mal gesehen haben soll, als er beauftragt war, dem zum Besuche in Weimar anwesenden Prinzen von Hessen-Darmstadt (wahrscheinlich dem Prinzen Christian, dem jüngsten Bruder der Herzogin Luise, der seit 1784 Officier in Diensten der Generalstaaten war und seitdem öfter in Weimar weilte) die Merkwürdigkeiten Weimars zu zeigen (vgl. darüber Schnorr's Archiv IV, 454 f.).

Am 18. Juni 1788 traf Goethe aus Italien ungern und mißgestimmt wieder in Weimar ein. Das einst so innige Verhältniß zu Frau v. Stein, derentwegen er aus Italien zurückgekehrt sei, wie er ihr noch 1789 betheuert, wurde durch Charlotte's Trotz bald ganz getrübt, die nächsten und liebsten Freunde verließen kurz nach seiner Rückkehr Weimar, zudem und hauptsächlich lebte er mit dem Geiste noch ganz in Italien, in seinem veränderten Wesen von den ehemaligen Lieben wenig verstanden und vielfach falsch aufgenommen, was Wunder, wenn er sich also damals persönlich und geistig einsam fühlte und mit um so größerem Wohlgefallen zugriff, als er eben zu jener Zeit in Christiane V. ein Wesen kennen lernte, das ihm lebensfreudig und heiter, keck und naiv, ungezwungen in ihrer Leidenschaft und treu hingebend mit Leib und Seele in den Weg kam. Bald nach seiner Ankunft traf Goethe bei einem Spaziergange im Park auf Christiane, die mit einer Bittschrift (wol einem Briefe ihres Bruders Christian August V., den Goethe schon früher gelegentlich unterstützt hatte, und der eben wieder Goethe's Empfehlung zur Erlangung einer neuen Stellung wünschte) in der Hand zu ihm trat. „Von naivem freundlichen Wesen, mit vollem runden Gesicht, langen Locken, kleinem Näschen, schwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen tanzlustigen Füßchen", wie sie Riemer beschreibt, war sie wol geeignet gleich bei dieser ersten Begegnung lebhaften Eindruck auf Goethe zu machen. Das erste Zusammentreffen hatte weitere zur Folge; Neigung und Leidenschaften wuchsen und führten zu einer Gewissensehe, die Goethe vom 13. Juli 1788 an rechnet. Freudige Hingebung und überwältigendes Liebesglück scheinen beide zu dieser Verbindung geführt zu haben. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß keins von beiden gleich im Anfang, selbst auch als die „Kleine" zu ihm zog, an eine Vereinigung fürs ganze Leben gedacht hat; daß Christiane zunächst nicht als „Haushälterin" oder dergleichen ins Haus kam, wie in Weimar wol gesprochen wurde, geht aus Goethe's Aeußerungen selbst hervor, wenn auch das an Arbeit gewöhnte Mädchen sich bald liebevoll des Hauswesens mit angenommen und auch an Goethe's Arbeiten lernend theilgenommen zu haben scheint. Noch im August 1792 schreibt er erst: „bereite dich, eine liebe kleine Köchin zu werden . . . . Auf dem Frauenplan solls besser werden, wenn nur erst mein Liebchen Küche und Keller besorgt".

Von der anfänglichen Leidenschaft Goethe's für die „Hausfreundin", der zu Liebe er bald auch ihre jüngere Halbschwester Ernestine und die Tante, Juliane Auguste V., ins Haus nahm, zeugen zahlreiche der schönsten Gedichte, die dieses Verhältniß berühren oder zum Gegenstande haben, von der sich immer mehr vertiefenden Liebe die Briefe und sonstigen Aeußerungen. Daß Goethe das Mädchen, das er „leidenschaftlich liebte" dennoch nicht gleich, auch nachdem sie ihm mehrere Kinder geboren hatte, durch die kirchliche Trauung zu seiner rechtmäßigen Gattin machte, da er sie nach zehnjährigem Beisammensein doch zu seiner gesetzlichen Erbin bestimmte, lag wol einzig und allein an der Stellung Goethe's zum Weimarer Hofe und der dortigen Gesellschaft, wie an deren Menschenschätzung. Wurde

Christiane seine Frau, so zwangen ihn die gesellschaftlichen Pflichten seiner Stellung, sie auch dem Hofe und der Gesellschaft zuzuführen; da er sich aber bewußt war, daß die Geliebte als arme Bürgerliche, ohne höhere Bildung aufgewachsen, derb natürlich in ihrem ganzen Wesen, dabei auch als seine Gattin das Naserümpfen, vielleicht selbst Spott und Mißachtung der hochmüthigen Adelskreise zu ertragen haben würde, so konnte er sich und ihr zunächst all dies nur ersparen dadurch, daß er seine häuslichen Verhältnisse nicht mit der Welt in gezwungene Berührung brachte. Später, als Christiane in allem weiter vorgeschritten, auch durch den Umgang mit ihm und den Hausfreunden der Gesellschaft näher gekommen war, ist es immer sein Wunsch gewesen, aus Dankbarkeit und Liebe dem Weibe, dem er, „seit sie den ersten Schritt in sein Haus that, nur Freuden zu danken hatte" auch den ihr zukommenden Namen zu geben. So hat er dann den ersten bedeutenden Anlaß, der ihm von neuem das Gefühl der Dankbarkeit und im Angesicht der Todesgefahr auch die Sorge um die Zukunft seiner Lieben stärker hervordrängte, benutzt, um die lange gehegte Absicht zur schnellen Ausführung zu bringen. Am Sonntag nach jenem verhängniß- und gefahrvollen 14. October 1806, da Christiane ihn muthig aus den Händen der kühn in sein Schlafzimmer eindringenden Marodeurs rettete, am 19. October, hat er sich in Gegenwart seines Sohnes August und Riemer's in der Sacristei der Hofkirche zu Weimar in der Stille trauen lassen. Nun konnte und mußte er sie auch in der Gesellschaft einführen, wo sich Christiane bald noch manche wohlwollende Freundin erwarb, wenn ihr auch wol keine die Liebe und Zärtlichkeit entgegengebracht hat, die Goethe's Mutter ihr zuwandte, als sie erkannt hatte, daß Christiane „seine ganze Zärtlichkeit und Liebe" verdiene und, selbst glücklich in dieser Liebe, bekannte: „So ein liebes — herrliches unverdorbenes Gottes Geschöpf findet man sehr selten."

Die Kreise freilich, die sich von vornherein so unschön gegen das Mädchen und Goethe's Neigung zu ihm ausgesprochen hatten (der Frau v. Stein gehässiges Benehmen wird allerdings zum guten Theil durch ihre Eifersucht entschuldigt), waren auch jetzt nicht versöhnt und zufriedengestellt, wenn sich auch ihre Thür wohl oder übel der „Frau Geheimräthin" öffnen mußte, und das ist ein Zeichen mehr dafür, daß es nicht das illegitime Verhältniß als solches allein war — denn darüber war man in jener Zeit, wo die Fürsten und höchsten Würdenträger sich ganz offen ihre Maitressen hielten, viel weniger entrüstet als man es heute vielleicht sein würde —, sondern daß es in der Hauptsache Hochmuth und Neid waren, die der armen Bürgerlichen, dem „Fabrikmädchen" die erste Stelle im Herzen des Gefeierten und den hohen Rang in der Gesellschaft nicht gönnten. Aehnlich wie Christiane gegenüber hatten sich ja auch die adeligen Kreise und die benachbarten Höfe gegen den „Bürgerlichen" Goethe selbst verhalten, als er, erst 30 Jahre alt, am Weimarer Hofe die höchste Ehrenstufe (den Geheimrathstitel) erstiegen hatte, sodaß die Herzogin Amalie im November 1781 ihren Sohn überzeugen mußte, daß die Förmlichkeit, Goethe den Adel zu verleihen, nöthig sei, um diesen fortdauernden Anfechtungen ein Ende zu machen. Die Angriffe auf Christiane währten fort, selbst über ihren und Goethe's Tod hinaus. Wie niedrig und bezeichnend zugleich ist die Gesinnung, die sich z. B. in einem Briefe von Klara Kestner an August Kestner vom 29. September 1816 ausspricht, wenn es da heißt: „[Christiane], von der wir abscheuliche Dinge hören, mit denen ich mein Papier nicht beflecken werde. Gottlob, daß sie todt ist, und doch, sollte man es glauben, ehrt er ihr Andenken mit Rührung." Das letztere freilich konnte auch sie nicht leugnen. Groß und tief war Goethe's Schmerz, als sein treues Weib nach kurzem, aber schwerem Krankenlager am 6. Juni 1816 mit fürchterlichem Todeskampfe verschieden und in der Frühe des 8. Juni begraben war.

Was sie Goethe im Leben gewesen ist, das erkennen wir jetzt klar und ungetrübt aus seinen Briefen an sie. Sind auch die der ersten Jahre, die gewiß die leidenschaftlichsten waren, nicht mehr vorhanden, so enthalten doch auch die späteren noch regelmäßig die „Versicherung, daß ich dich sehr liebe" und „daß du mir an allen Ecken und Enden fehlst" und die liebevolle Bitte „behalte mich ja lieb". Und als sie einmal über eine Eifersucht verrathende Aeußerung von ihm betrübt war, da schrieb er ihr (am 10. October 1792) mit der Bitte um Verzeihung: „Deine Liebe ist mir so kostbar, daß ich sehr unglücklich sein würde, sie zu verlieren. Du mußt mir wol ein Bißchen Eifersucht und Sorge vergeben". Als er sie und August 1797 mit in Frankfurt gehabt und dann nach Weimar zurückgeschickt hatte, bedauert er, sie auf seiner weiteren Reise nicht um sich haben zu können: „Ich liebe dich recht herzlich und einzig, du glaubst nicht, wie ich dich vermisse. Nur jetzt wünschte ich reicher zu sein als ich bin, daß ich dich und den Kleinen auf der Reise immer bei mir haben könnte." Einmal hat sie sich, als er fort war, wol auch über das üble Entgegenkommen der Weimarer Kreise geäußert; da antwortet er ihr liebevoll: „Betrübe dich nicht über das, was außer dir vorgeht! die Menschen sind nicht anders gegen einander, im Großen wie im Kleinen. Denke, daß ich dich liebe und daß ich keine andre Sorge habe, als dir eine unabhängige Existenz zu verschaffen; es wird mir ja auch wie so manches andere gelingen." Anerkennung und rührende Zärtlichkeit zeigt er auch noch in späteren Jahren; so heißt es in einem Briefe vom 12. Juli 1803 nach Lauchstädt: „Daß dir alles glücklich von Statten geht, freut mich sehr, du verdienst es aber auch, da du dich so klug und zierlich zu betragen weißt . . . . . Schicke mir mit nächster Gelegenheit deine letzten, neuen, schon durchgetanzten Schuhe, von denen du mir schreibst, daß ich nur wieder etwas von dir habe und an mein Herz drucken kann." — Große, zuweilen wol übermäßige Tanzlust — warnt doch selbst Goethe sie einmal vor einem zu viel — gehörte ja allerdings, wie eine ungezügelte Lust am Weingenuß und am Theater (!) zu den „Lastern", die man ihr allgemein zuschrieb und von denen sie das erstere auch selbst harmlos immer hervorhebt. Andere Verbrechen als die einer etwas wilden, unbezähmten Ausgelassenheit sind ihr wohl kaum nachzusagen. Ueber ihre Bildung, die man so sehr herabsetzte, wissen wir, daß sie keine höhere und weitgehende war, daß sie aber ausreichte, um ihr die Theilnahme an den Schöpfungen Goethe's und anderer Dichter zu gestatten, und selbst von dem Gatten mit manchen Aufträgen, wie besonders der wichtigen Erbschaftsregelung nach dem Tode der Frau Rath, betraut zu werden. Wenn ihr auch das Schreiben an und für sich immer schwer fiel, wie sie selbst klagt, so ist doch weder ihre Schrift, noch ihre Orthographie, noch ihr Stil schlechter als bei vielen ihrer weiblichen Zeitgenossen. Der Inhalt ihrer Briefe aber, soweit wir sie kennen, zeigt sie als liebevolle, besorgte, zärtliche Mutter, als wahre treue Freundin (so gegen Nikolaus Meyer) und, wie wir aus den Antworten Goethe's und der Frau Rath schließen dürfen, als liebendes, treues, sorgendes Weib und dankbare, ehrfurchtsvolle Tochter. Eine wie fleißige, sparsame und geschickte Hausfrau sie war, wird fast von allen Seiten anerkannt. So ist es denn nur natürlich, daß neben jenen gehässigen Stimmen auch andere laut wurden, zu Gunsten jener Frau, „der im Leben so unerhört viel Unrecht geschah". „Wahrlich! diese gutmüthige Frau hätte es wohl verdient", schreibt Elise v. der Recke am 3. Juli 1816, „daß dankbare Herzen ihren letzten bittern Kampf erleichtert . . . hätten. Im Leben that sie vielen wohl . . . Wodurch die Verstorbene sich mir empfohlen hat, ist, daß ich sie nie von andern böses sprechen hörte; auch war ihre Unterhaltung, soweit ich sie kannte, immer so, daß ich mir es wol erklären konnte, daß ihr anspruchsloser, heller, ganz

natürlicher Verstand Interesse für unsern Goethe haben konnte . . ." Und so können auch wir schon, oder erst heute behaupten: Wenn Christiane geistig nicht auf der Höhe Goethe's stand, so hat sie ihm dafür um so treuer und eifriger sein Hauswesen verwaltet und sich seine Liebe zu erhalten gewußt. Und gerade bei einem nach allen Seiten so sehr beschäftigten Geiste mußte die Befreiung von aller häuslichen Sorge von höherem Werthe sein als die allzuweitgehende Theilnahme eines geistreichen, in sein innerstes Wesen eingreifenden Weibes, wie ihm deren seine gesellschaftliche Stellung schon genug zuführte, von dem aber zu fürchten war, daß es ihn von jenen Sorgen nicht befreit, mit der Zeit vielleicht sogar mehr störend gewirkt und seine Launen verstärkt hätte.

Quellenmäßige Nachrichten über Christiane V. bieten: Goethe's Briefe (Weimarer Ausgabe IV Bd. 9 ff.), die „Briefe von Goethe's Mutter an ihren Sohn, Christiane und August von Goethe" (Bd. 4 der „Schriften der Goethe-Gesellschaft" hrsg. von B. Suphan, Weimar 1889); „Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer. Aus den Jahren 1800—1831" (Leipzig 1856); „Briefe von Goethe's Frau an Nicolaus Meyer" (bessere Ausgabe als die vorgenannte, Straßburg 1887), sämmtliche Bände des Goethe-Jahrbuches, ferner Band 1, 2, 3, 4 und 8 der „Gespräche Goethes" hrsg. von W. Freiherrn v. Biedermann, [Riemer] „Aus dem Goethehause" hrsg. von Heitmüller (Stuttgart 1892), Riemer's „Mittheilungen über Goethe" Bd. 1, S. 354 ff. (Berlin 1841), Falk, „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt" (1832); Schilderungen ihrer Person und ihrer Verhältnisse geben: Ad. Stahr, Weimar und Jena (Oldenburg 1852), Bd. 2, S. 186—205, Braun, „Christiane von Goethe" (2. Aufl., Leipzig 1888), Herzfelder in den „Blättern für das Bayrische Realschulwesen" (1884), „die Gegenwart" 1887, Nr. 43, „Grenzboten" 1887, Nr. 36, Boxberger in Schnorr's „Archiv" Bd. 4, S. 454 ff., Loew in der „Straßburger Post" 1891, Nr. 60, „Blätter für litterarische Unterhaltung" 1892, Nr. 43 im Feuilleton, „Illustrirte Zeitung" Nr. 2322, E. Schmidt in den Berliner „Neuesten Nachrichten" 12. Jahrgang, Nr. 149, Stein in der „Crefelder Zeitung" 1892, Nr. 140, Geiger in der „Frankfurter Zeitung" 1892, 1. Morgenblatt, Nr. 345, Hohenhausen „Aus Goethes Herzensleben" (Leipzig 1884), besonders Heinemann in Westermann's „Illustrirten Monatsheften" Bd. 69, S. 803 ff. (1891) und Ph. Stein's Einleitung zu seiner Ausgabe der „Briefe von Goethes Mutter" (in Reclam's Universalbibliothek, Nr. 2786—2788).

Bilder Christiane's wurden veröffentlicht: drei (eins nach einer Aquarelle von H. Meyer aus dem Jahre 1792, ein zweites nach einer Kreidezeichnung von F. Burg aus dem Jahre 1800 und eine Abbildung ihrer 1812 von K. G. Weißer modellirten Büste) in dem Werke von Ruland und Held „Die Schätze des Goethe-Nationalmuseums" (Weimar und Leipzig 1887) und eins in der Ausgabe ihrer Briefe an Nikolaus Meyer von 1887.

Max Mendheim.

Vulpius: D. Friedrich August V., Consistorialrath und Superintendent in Hanau, daselbst geboren am 7. Februar 1744, † am 13. April 1840. Während sein Vater fürstlicher Kammerrath war, führte ihn frühe Neigung dem geistlichen Stande zu, für den er sich nach dem Besuche der Lateinschule und des Gymnasiums seiner Vaterstadt in Halle und in Leipzig vorbereitete. Semler und Schröckh gehörten hier unter andern zu seinen theologischen Lehrern. Nach Vollendung seiner Studien in die Heimath zurückgekehrt, trat V. 1765 in die Dienste seiner Vaterstadt und blieb darin bis in sein neunzigstes Lebensjahr, anfänglich als Prorector der evangelisch-lutherischen Schule, was er freilich wider seine tiefere Neigung war, seit 1766 aber auch als Prediger. In seinen späteren Jahren war er zugleich Mitglied des Kirchenregiments, indem er 1786

zum Consistorialassessor, nachher, 1799, zum Rathe bei dieser Behörde ernannt wurde; 1808 die Würde eines Inspectors, 1814 die eines kurfürstl. Superintendenten der evang.-luther. Kirchen und Schulen im Fürstenthume Hanau erhielt. 1816 feierte er unter außerordentlich großen und zahlreichen Ehrungen die Feier seiner 50jähr. Pfarramtsführung. Bei dieser Gelegenheit hielt er mit bewunderungswürdiger Rüstigkeit und Gedächtnißtreue eine lange „Jubelpredigt" über Psalm 71, 17 u. 18. Sie ist auch im Druck erschienen. Aus Anlaß des Reformationsjubiläums im Jahre 1817 verlieh ihm die theologische Facultät in Marburg die Würde eines Doctors der Theologie.

Dauernd ist sein Name mit der sogenannten „Hanauer Union" verknüpft. Das Jubeljahr 1817 rief nämlich auch im Hanauer Land die Anregung hervor, die lutherischen und die reformirten Gemeinden der Provinz zu einer evangelischen Kirchengemeinschaft zu verschmelzen. V. stimmte diesem Plane, der von dem reformirten Consistorium in Hanau zuerst ausgesprochen wurde, von Herzen zu und hat daher mit das Verdienst daran, daß die Synode von Hanau zu Stande kam, die vom 27. Mai bis zum 1. Juni 1818 tagte und die Vereinigung der Kirchen beschloß, wodurch eine „unglückliche äußere Theilung" mit einer „Vereinigung im Geiste des Christenthums" vertauscht werden sollte. Am 13. September 1818 trat diese Union für die Provinz Hanau in Kraft, nachdem sie am 4. Juli die landesherrliche Bestätigung erhalten hatte. V. sprach das Dankgebet der Synode, aus dem zu erkennen ist, wie freudig er, der Lutheraner, diese Einigung begrüßte.

Obwol V. in seiner Jugend schwach und kränklich war, erreichte er doch ein sehr hohes Alter, wozu sein streng geordnetes, mäßiges Leben und sein aller Leidenschaftlichkeit abholdes Wesen ihr gutes Theil beitrugen. Seine Abschiedspredigt, die er als neunundachtzigjähriger Greis in der Johanniskirche in Hanau am 25. August 1833 über 1. Cor. 16, 13 gehalten hat, war nach dem Bericht eines Ohrenzeugen noch von „seltener Kraft". In dem langen Zeitraume seines amtlichen Wirkens war er der Gemeinde lieb geworden wie ein guter Vater; sie verehrte ihn als ihr leuchtendes Vorbild, als gewissenhaften Prediger und treuen Seelsorger. Von 1833—1840 lebte er im Ruhestande. — Schriftstellerisch thätig war er als Mitarbeiter am Hanauischen Magazin, worin er einige kleine Aufsätze verschiedenen Inhaltes veröffentlicht hat. Seine gedruckt vorliegenden Predigten zeigen biblische Wärme und Frömmigkeit. Den von Strieder erwähnten, nämlich: „Ermahnung zur Barmherzigkeit gegen Elende und Nothleidende" (1770); „Predigt am Sieges- und Dankfeste" (1793) und „Jubelpredigt" (1816) sei noch hinzugefügt „Letzte Predigt" (1833).

Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte V S. 23 f. Anm., VII, IX, XVII. (Einige Daten sind im Vorstehenden nach Mittheilungen des derzeitigen Hanauer Sup. Pfeiffer aus den Kirchenbüchern ergänzt worden.) — Ferner: Die Synode von Hanau. Nach Actenstücken, 1818. — Die Jubiläumspredigten von Vulpius aus 1816 und 1833. — Petri, Andeutung christlicher Festigkeit an und vor dem hochwürd. Herrn F. A. Vulpius u. s. w., 1817. — Eberhard, Worte Sr. Hochw. Hrn. Superintendenten Dr. Vulpius zugesendet, 1833. — Böhm, Erinnerungen an die Kirchenvereinigung in den kurhess. Provinzen Hanau und Fulda, 1843.

Metz.

Vulpius: Hermann V. ist der Dichter eines sog. Abendreigens, der mit den Worten beginnt: „Nun komm herzu, du junge Schar, was ich euch sing, das nehmet wahr", nach der Melodie: Vom Himmel hoch u. s. f. Das Lied findet sich als erstes von vier Liedern gedruckt in einer Vierliedersammlung, die zuerst in Nürnberg bei Kunigund Hergotin um das Jahr 1535 erschien und

sodann noch mehrfach herausgegeben ward. Es fand dann Aufnahme in vielen Gesangbüchern des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Von dem Dichter ist nichts weiteres bekannt; es ist nicht einmal sicher, daß er in Nürnberg gelebt hat.

Wackernagel, Bibliographie, S. 137 ff. — Ders., Das deutsche Kirchenlied III, 759. — Mützell I, 250. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 116a. l. u.

Vulpius: Jakob Anton V., Schuldramatiker des 17. Jahrhunderts, war der Sohn eines graubündtischen Pfarrers, der nach einander, von widrigen Schicksalen verfolgt, in Fettan, in Wangen (Kanton Bern), endlich in Thusis das geistliche Amt bekleidete. Außer Stande den begabten Sohn angemessen erziehen zu lassen, ging er 1639 durch Vermittlung bernischer Amtsbrüder den Berner Rath um Hülfe an und mit Erfolg: schon 1640 wurde der Knabe, der bald nach 1625 geboren sein wird, ins album alumnorum der städtischen Berner Schulen aufgenommen. V. rechtfertigte den Schritt: er hat dem Adoptivvaterlande, in dem er schon 1653 zum Gymnasiarchen aufstieg, werthvolle und anerkannte Dienste geleistet; seine glänzende Lehrgabe befähigte ihn, wie ein dankbarer Schüler dem praeceptor suavissimus nachrühmt, seinen Zöglingen in 13 Monaten das zum Besuch der lectiones publicae nöthige Latein beizubringen. Er starb 1684 an der Wassersucht. — Mit Vulpius' Schulamt hing es zusammen, wenn er eine 'analysis commodissima' der berühmten Janua des Comenius anfertigte, und auch seine Dichtung stand im Dienst der Schule. Zwar von seiner lateinischen Poesie wissen wir nichts, als daß er sich durch ein carmen auf den Berner Rath als poeta elegantissimus bewährt hat. Aber sein dramatisches 'Einfaltiges Gespräch zwischen Eugenium, Lucianum, Martialem vnd seinen Jungen" (von Scholaren aufgeführt am 7. Mai 1663 nach der Frühlingspromotion) hat eine entschieden pädagogische Tendenz, war darauf angelegt, den Schülern, die es spielten oder hörten, Fleiß, Tugend, Gehorsam einzuschärfen und sie vor dem frühen Bereisen fremder Hochschulen mit ihren Verführungen und Unsitten zu warnen. Wirklich läßt sich der Held, der Jüngling Eugenius, von seinem kundigen Vetter Lucian bestimmen, die Studien vorläufig in der Heimath fortzusetzen und den Lockungen seines abenteuerlustigen Genossen, des Schlemmers und Prahlers Martial zu widerstehn. Von Handlung ist keine Rede; in steifen Alexandrinerpaaren, die in ihrer Sprache trotz allen dialektischen Syn- und Apokopen durchaus den Einfluß Opitzens verrathen, gespickt mit allerlei Schulgelehrsamkeit, schreitet der Discurs dahin. Mit den sonstigen Studentencomödien, denen Vulpius' erziehliche Absichten ja nahe stehn, zeigt sein Dialog keine Berührung: es ist nur Zufall, wenn der Lehrer in Schonaeus 'Dyscoli' gleichfalls Eugenius heißt.

Die Sammelhandschrift 41 des Berner Conventsarchivs, in der Vulpius' Gespräch auf uns gekommen ist, enthält an späterer Stelle eine Fortsetzung 'Zweyer vätter vngleich gereißte kinder', die man gleichfalls V. zuzuweisen pflegt; Bächtold vermuthet sogar, die beiden Scenen seien hinter einander gespielt worden, wofür indessen die abweichende Besetzung der Rolle des Eugenius mindestens nicht spricht. Für die Zusammengehörigkeit der beiden Stückchen zeugt etwa noch, daß die Titel (nicht die Stücke selbst) von derselben Hand geschrieben scheinen. Dennoch glaub ich nicht an die Identität des Autors. Das zweite Spiel, belebter als das erste, bedient sich der altmodischen vierhebigen Reimpaare und erinnert in seiner Anlage an die Knabenspiegel des 16. Jahrhunderts. Mir scheint es wenig glaublich, daß ein gelehrter Autor, der schon zum modernen Alexandriner sich bekannt hat, dasselbe Thema in der aufgegebenen Form des altväterischen Schulstücks fortgeführt haben sollte. Es kommt dazu,

daß so grobe schweizerische Dialektreime wie Eugenius: voruß oder huß, hin: syn, sohn: thun, furwahr und jahr: har (d. i. her) dem gebildeten Dichter des Alexandrinergesprächs nicht begegnen. Endlich athmet das zweite Stückchen, das den tugendhaften Eugenius als rühmlich graduirten Doctor heimkehren läßt, während der völlig verkommene und verschuldete Martial vom Vaterhause fortgewiesen wird, viel mehr natürliches Leben. Wie prächtig setzt gleich das Gespräch der beiden alten Herren ein, die mit so verschiedenen Gefühlen der fernen Söhne gedenken: vergeblich sucht der biedere Landvogt, Eugenius' Vater, dem alten Castlan seinen Kummer wegzuspaßen und ihn zu einem Tränkli guten alten Fetschereyns auf das 'Oberbrügli' zu locken. Gewisse Aehnlichkeiten der beiden Dichtungen erklären sich gewiß leichter aus der selbstverständlichen Thatsache, daß der Fortsetzer Vulpius' Dialog genau kannte, als etwa durch den gekünstelten Ausweg, V. habe zuerst die Reimpaarscenen verfaßt und dann, bei entwickelterem Geschmack und geschulterer Technik, das Alexandrinergespräch als Einleitung vorangesetzt.

Tobler im Berner Taschenbuch auf das Jahr 1889/90 (Bern 1889), S. 174 ff. — Bächtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz, S. 471/2, Anm. S. 157. — Berner Conventsarchiv, Bd. 27 und 41.

Roethe.

Vulpius: Melchior V., ein Componist aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, der noch heute durch seine Compositionen sich der Beachtung erfreut. Er war zu Wasungen im Meiningischen geboren und starb 1616 zu Weimar. Seine erste Stellung muß an der Schule zu Zittau gewesen sein, denn im Mscr. Z 39 Nr. 27 der Bibliothek zu Berlin liest man über einem Tonsatze von ihm „Collegae Scholae Sitavianae“. Von hier kam er 1596 als Cantor nach Weimar, denn in einer Eingabe vom 9. April 1601 sagt er, daß er bereits fünf Jahre in Weimar angestellt sei (Monatsh. f. Musikgesch. 20, 174). Er war ein fleißiger und begabter Componist und gab von 1602 ab zahlreiche Werke für die Kirche heraus, die sich durch Wohlklang und reinen Stil auszeichnen. Ich nenne nur die 2 Theile Cantiones sacrae zu 6 bis 8 Stimmen, Jena 1602 bei Richtzenhan in 8 Stb., dann die Magnificat zu 4, 5, 6 und mehr Stimmen von 1605 in Erfurt bei Birnstiel erschienen, ferner die deutschen sonntäglichen evangelischen Sprüche mit 4 Stimmen 1612 in Jena bei Weidner gedruckt, die 1615 und 1619 in neuer Auflage erschienen. Auch ein theoretisches Handbuch über Musik für die Schuljugend gab er 1610 heraus, von dem Auflagen bis zum Jahre 1665 bekannt sind. Er legte diesem das Faber'sche Compendium zu Grunde. Ebenso ist er der Herausgeber eines Kirchengesangbuches „Ein schön geistlich Gesangbuch darinnen Kirchen Gesänge und geistliche Lieder D. Mart. Lutheri und anderer frommen Christen, so in der gemeine zu Weymar . . zu singen gebreuchlich. Mit vier und fünff stimmen . . . contrapunctsweise gesetzt" (Erfurt 1604, Birnstiel, 12 Bll. und 278 Bll. mit Chorälen [kgl. Bibl. Königsberg], andere Ausgabe: Jehna 1609 bei Weidner. 93 Bog. [Bibl. Berlin, Leipzig, Hamburg, Gotha, Hannover]). Winterfeld 1, 378 urtheilt über die Choräle sehr absprechend und bezeichnet die harmonische Behandlung als hart und oft fehlerhaft. Zahn 6, 116 betrachtet das Urtheil Winterfeld's als nicht gerechtfertigt, denn manche Bearbeitung ist sogar vorzüglich zu nennen. Derselbe führt auch 36 Melodien an, die hier zum ersten Male auftreten. Obige Druckwerke sind auf öffentlichen Bibliotheken reichlich vertreten; ich nenne nur die Bibliotheken zu Berlin, Breslau, Elbing, Danzig, Brandenburg, München, Zwickau, Musikfreunde in Wien und Proskesche in Regensburg. Handschriftlich besitzt die kgl. Bibl. zu Berlin in alten Copien sehr zahlreiche Compositionen und zwar in Mscr. Z 39, 27, 65, 97, 75, 60 und in Peltsch's

Partiturband ohne Signatur. In neuen Partitur-Ausgaben sind besonders seine Choräle zahlreich vertreten. Siehe mein Verzeichniß.

Rob. Eitner.

Vultejus: Hermann V., berühmter Jurist und Philologe Marburgs, geboren zu Wetter in Hessen am 16. December 1565, † in Marburg am 28. April 1634. Sein Vater Justus V., Pädagogiarch und Professor der hebräischen Sprache zu Marburg (s. u. S. 391), sorgte treu für seine Ausbildung und schickte ihn 1571 auf die Universität Heidelberg, wo er die berühmten Theologen Ursinus und Zanchius, den Mathematiker Pithopaeus, den Philosophen Launojus und den Professor der griechischen Litteratur Xylander mit großem Nutzen hörte. In Genf waren die Juristen Pacius und Franz Hottomannus seine Hauptlehrer. Das Verlangen, Italien zu sehen und kennen zu lernen, veranlaßte ihn, einige Zeit in Padua zu studiren. Hierauf unternahm er eine Reise nach Frankreich. Auf dem Rückwege wurde er (im Jahre 1579) mit einem Baron v. Ensenniz in Steiermark bekannt, der ihn bestimmte, die Information seiner Kinder zu übernehmen. Im Hause dieses Herrn lernte V. die Vornehmen des Landes kennen und fühlte sich allmählich so heimisch, daß er bereits den Gedanken erwägte, für immer in Steiermark zu bleiben. Am 2. Februar 1580 erwarb er sich in Basel den juristischen Doctorhut, worauf er eine Reise in die Heimath unternahm, um seine Mutter und seine Freunde nochmals zu sehen. Aber er sollte seinem Heimathlande nicht verloren gehen. Kaum war seine Anwesenheit in Marburg ruchbar, so trug man ihm die eben erledigte Professur der griechischen Sprache an. Im September des genannten Jahres trat er in diese Stelle ein, die er jedoch nur einige Monate bekleidete. Denn als im folgenden Jahre der Professor der Rechtswissenschaft Bernhard Copius an der Pest gestorben war, so wurde er dessen Nachfolger und erhielt zugleich das Syndikat der Hochschule. Unterm 24. April 1582 wurde er neben seiner Professur auch zum Beisitzer des hessischen Sammthofgerichtes ernannt. In beiden Stellungen wußte sich V. die Anerkennung seiner Treue und Tüchtigkeit bei Hohen wie Niedrigen zu erwerben. Daher mußte er oft als Gesandter seinen Landesherrn, den Landgrafen Wilhelm, an fremden Höfen vertreten. Dessen Sohn, Landgraf Moritz, schätzte ihn noch mehr als sein Vater. Bei der Einführung der Verbesserungspunkte, durch welche Moritz sein Land zu dem völligen reformirten Bekenntnisse führte, war V. vor allem thätig als ein begeisterter Calvinist, weshalb ihn dieser Fürst noch in demselben Jahre 1605, wo solche kirchliche Veränderung vorgenommen wurde, in Anerkennung seiner Verdienste zum Vicekanzler der Universität Marburg machte. Im J. 1630 wurde V. von dem Kaiser in den Adelstand erhoben und mit der Würde eines Comes palatinus und kaiserlichen Rathes bedacht.

V. zeichnete sich im Umgange durch Leutseligkeit gegen Jedermann und ungeheuchelte Frömmigkeit aus. Gegen Arme und Nothleidende war er äußerst wohlthätig; im Auftreten ungemein bescheiden und demüthig. Als man einst seine große Gelehrsamkeit in seiner Gegenwart rühmte, erklärte er: „ich kann Latein und kann generalia appliciren specialibus, das ist alle meine Kunst". Seine Schriften setzte er anderen stets nach. Charakterfest in seinen Entschlüssen, zu denen ihn reife Ueberlegung führte, ließ er sich nicht mehr von denselben abbringen. Selten ermüdete ihn die Arbeit. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit den besten juristischen Werken, besonders mit denen der Italiener, die er wegen ihrer Akribie hochschätzte. Aber auch auf anderen Gebieten fand er seine Erholung, wie denn besonders die lateinische Poesie ihm viele Freude machte, wovon seine Gelegenheitsgedichte zu feierlichen Ereignissen seiner Freunde und Familienglieder ein beredtes Zeugniß ablegen. Gegen seine Freunde zeigte

er sich stets sehr gefällig und ergeben. Seine Correspondenz, von welcher nur ein kleiner Theil gedruckt ist, läßt ihn als einen seelenvollen, feingebildeten Mann erkennen. Sie erstreckt sich nicht bloß auf Hohe, wie er denn auch mit dem Landgrafen Moritz selbst in nichtamtlichen Angelegenheiten brieflich verkehrte, sondern auch auf Gelehrte in anderen Fächern, als Rudolf Gualther, Theolog Zürichs, auf den bekannten Philologen Friedrich Sylburg, den Philosophen Rudolf Goclenius, Johann Peter Lotichius, den Herborner Theologen Johann Heinrich Alstedius u. a. Ein Sohn Vultejus', Joh. Christoph, wurde hessischer Regierungsrath, der andere, Johannes, hessischer Kanzler. Drei seiner Töchter verheiratheten sich an hervorragende Männer in Justiz- und Verwaltungsämtern.

Am hervorragendsten sind die Leistungen des V. in der Rechtswissenschaft, in welcher er nach Stintzing zu den Systematikern zu zählen ist. Nur schwer konnte sich der gewissenhafte Gelehrte zu Publicationen entschließen. Daher haben wir meistens nur juristische Abhandlungen, bei akademischen Veranlassungen verfaßt, von ihm. Von größeren Werken ist seine Hauptschrift aufzuführen: „Jurisprudentiae Romanae a Justiniano compositae libri II" (1590), ein System des Justinianischen Rechts in kurzen Lehrsätzen, von einer ausgezeichneten Geistesbildung zeugend. Sein „Disceptationum scholasticarum juris liber unus" (Marp. 1598) ist den besten Leistungen jener Zeit an die Seite zu stellen. „De feudis eorumdemque jure libri duo" (Marp. 1595) ist als ein vorzügliches Handbuch des Lehnrechtes, systematisch geordnet, zu betrachten; der zweite Theil enthält den Lehnsproceß.

Rommel, Gesch. von Hessen. — Strieder. — R. Stintzing, Gesch. der deutschen Rechtswissenschaft. — Stolle, Gesch. der jurist. Gelehrtheit. — Vita H. Vulteji a J. Ph. Kuchenbecker. Giessae 1731. Cuno.

Vultejus: Johann V., Sohn des berühmten Juristen Hermann V. (s. o.), geboren zu Marburg am 7. Januar 1605, studirte 1622 zu Leyden und nach einer Reise (1624) durch England und Frankreich in Marburg, wo er 1628 de jure dotium unter Hunnius disputirte und 1630 sich den Doctorhut erwarb („Positiones ex jure civili, canonico et feudali desumptae", Marburg 1630). Nach kurzem Aufenthalt am Reichskammergericht zu Speier trat er als Rath in die Dienste des schwedischen Geheimrathspräsidenten Grafen Philipp Reinhard v. Solms, dem er bei seinen Geschäften im Auftrage Gustav Adolf's beistand; der Tod des Schwedenkönigs verhinderte seinen Uebertritt in schwedische Dienste. Er trat mit dem Landgrafen Wilhelm V. von Hessen in Verbindung, der ihn bald als Geheimen und Kriegsrath ganz übernahm (1. Juli 1633). Seitdem war er unablässig thätig seiner Heimath in den zahllosen Verhandlungen während des 30jährigen Krieges und nach Abschluß des Friedens zu dienen. Nach Wilhelm's V. Tode (1637) erfreute er sich eines besonderen Vertrauens seiner Wittwe und Nachfolgerin, der Landgräfin Amalie Elisabeth, die ihn auch als hessischen Vertreter zu den westfälischen Friedensverhandlungen nach Münster und Osnabrück sandte. 1651 wurde er Kanzler der hessischen Regierung, und von dem Landgrafen Wilhelm VI. in seinem Testamente zum Vormundschaftsrathe eingesetzt. Er starb am 16. August 1684 zu Kassel.

Sein Sohn Justus Hermann V., geboren am 18. Januar 1654, studirte in Jena, Leyden und Heidelberg (1673—81); am letztgenannten Orte erwarb er sich den Doctorhut unter Coccejus. 1689 trat er als Rath bei der hessischen Kanzlei in Rinteln ein, wurde 1695 nach Hersfeld versetzt und im December 1697 Regierungsrath in Kassel. Im Februar 1709 ernannte ihn Landgraf Karl zum Vicekanzler und im Juli 1719 zum Regierungsrathe und Kanzler. Er starb am 2. October 1726 zu Kassel.

Acten des Marburger Staatsarchivs. — Hein, Ehrengedächtnis. Cassel 1684. — Kuchenbecker, vita Hermanni Vulteji, Giessae 1731. — Strieder XVI.
Kretzschmar.

Vulté: Hermann v. V., Sohn des Joh. Christoph Vultejus und Enkel des berühmten Rechtsgelehrten Hermann V., geboren am 7. Februar 1634, studirte in Marburg 1652 und Straßburg 1656, bereiste Holland, England und Frankreich bis er 1661 nach seiner Heimath zurückkehrte. 1662 wurde er Regierungsrath und 1687 Vicekanzler in Marburg. Auswärtige Anerbietungen schlug er aus und blieb bis zu seinem Tode (17. April 1723) daselbst.

Ungewitter, Leichenrede. Marburg 1723. — Strieder XVI.

Sein Sohn Joachim Christian v. V., geboren am 5. August 1676, studirte anfänglich Jurisprudenz, dann Ingenieurwissenschaften und Kriegskunst. 1697 machte er den Feldzug in Brabant als Freiwilliger mit und blieb im Haag bis zum Abschlusse des Ryswicker Friedens. Nach einer Reise durch Frankreich trat er in die hessische Armee, focht in den großen Schlachten des Spanischen Erbfolgekrieges mit (Ramilies, Oudenarde, Malplaquet ꝛc.) und starb am 29. April 1735 als Generalmajor und Commandant von Rinteln.

Hofmann, Hess. Kriegsstaat II, 537.
Kretzschmar.

Vultejus: Justus V., tüchtiger Pädagog und Philolog, stammte aus einer angesehenen in Wetter bei Marburg ansässigen Familie und wurde dort um das Jahr 1528 geboren. Seinen Vater verlor er schon früh (1529), die Mutter verheirathete sich dann zum zweiten Male. Nachdem er in der Schule seiner Vaterstadt und später in Dillenburg sich für die Universität vorbereitet hatte, begab er sich (1542) mit seinem älteren Bruder Johannes zum Studium nach Marburg; von hier gingen sie nach Straßburg, wo sie unter Butzer's und Sturm's Leitung eifrig arbeiteten. Später finden wir die Brüder in Erfurt, dann in Leipzig und Wittenberg (1546); an letzterem Orte besuchten sie hauptsächlich Melanchthon's Vorlesungen. Infolge der unruhigen Zeiten verließen sie Wittenberg und gingen zunächst nach Zürich. Hier trennten sich dann die Brüder. Justus ging nach Basel, wo er in enge Beziehungen zu Myconius und dem gelehrten Buchdrucker Johannes Oporinus trat. Für letzteren übersetzte er die Varia historia des Aelian nebst den Politieen des Heraklides und die Strategemata des Polyaen in das Lateinische. Doch auch in Basel verweilte er nicht lange: zu seiner Ausbildung unternahm er (1548) weitere Reisen, die ihn nach den Niederlanden, nach Frankreich und der Schweiz führten. Nachdem er in Paris und Lausanne längeren Aufenthalt genommen und die Bekanntschaft Calvin's in Genf gemacht hatte, ging er auf den Wunsch seiner Eltern nach Wetter zurück, wo er die Leitung der Lateinschule übernahm. In kurzer Zeit brachte er diese Anstalt zu solcher Blüthe, daß sogar zahlreiche Studenten von Marburg herüberkamen, um an seinem Unterrichte theilzunehmen. Diese ausgezeichnete Thätigkeit verschaffte ihm im J. 1560 die Stelle eines Pädagogiarchen in Marburg. Auch hier, wo es zunächst galt die heruntergekommene Anstalt wieder zu heben, entfaltete er eine in hohem Maße segensreiche Wirksamkeit und zeichnete sich durch Gelehrsamkeit so aus, daß ihm nach dem Tode des Professors Wigand Happel (1572) noch die Professur der hebräischen Sprache an der Universität übertragen wurde. Auch in diesem Amte erwarb er sich hohe Anerkennung. Am 31. März 1575 starb er infolge eines Sturzes und wurde auf dem Todtenhofe zu St. Michael in Marburg begraben. Er hinterließ drei Söhne, von denen besonders der Jurist Hermann V. (o. S. 389) zu hohem Ansehen gelangte, und eine Tochter, die die Gattin des hess. Kanzlers Joh. Antrecht wurde. — Seine eifrige Lehrthätigkeit und häufige Krankheiten haben ihm wenig Muße für litterarische Arbeiten gelassen: außer den oben erwähnten

Uebersetzungen verfaßte er Gelegenheitsgedichte in lateinischer und griechischer Sprache, Gedächtnißreden u. s. w.

Die Hauptquelle für seine Lebensgeschichte ist Johann Antrecht's Leichenrede auf V. (Marburg 1575), wieder abgedruckt als Anhang zu Joh. Phil. Kuchenbecker's Vita Hermanni V. (Gießen 1731). Einiges findet sich auch in seinen von Hermann V. (Marburg 1612) herausgegebenen Poemata (5 Bücher). Vgl. ferner Chr. Koch, Gesch. d. akadem. Pädagogiums in Marburg (zusammen mit Friedrich Münscher, Gesch. d. Gymnasiums in Marburg, 1868) und Bursian, Gesch. d. class. Philologie in Deutschland, S. 158. — Seine Schriften sind aufgezählt bei Strieder, Grundl. zu einer hess. Gelehrten- u. Schriftsteller-Gesch. XVI, 349 ff. J. Pistor.

Valckenborch *): Lucas van V., Landschaftsmaler, stammte aus Mecheln, wo er in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts — wir wissen nicht, in welchem Jahre — geboren wurde. Nachdem er im J. 1560 Mitglied der Lucasgilde von Mecheln und im J. 1564 Meister derselben geworden war, verließ er im J. 1566 seine Vaterstadt, um fortan ein unruhiges Wanderleben zu führen. Begleitet von seinem Bruder Maerten und dem Architekturmaler Hans Vredeman de Vries begab er sich zuerst nach Antwerpen und dann nach Lüttich und Aachen. Durch den Erzherzog Matthias wurde er nach Linz berufen, wo er für ihn vier Bilder malte, die mit den Jahreszahlen 1585, 1586 und 1587 bezeichnet sind, und für die er am 1. August die Summe von 200 Reichsthalern ausgezahlt bekam. Zeitweilig hielt er sich auch in Nürnberg auf, wo er im J. 1597 für das Praun'sche Cabinet malte. Das letzte datirte Bild von seiner Hand ist die „Bauernschenke“ in der kaiserlichen Galerie zu Wien. Es stammt aus dem Jahre 1598. Ob er bald nach dieser Zeit oder erst nach 1622 gestorben ist, wo ihn Sandrart in Nürnberg gesehen haben will, ist noch nicht ermittelt worden. — V. ist der Maler der Berglandschaft, deren Motive er dem wallonischen Maßthal oder deutschen Gebirgen entnahm: „er bevorzugt den Blick von der halben Berghöhe, auf der wir uns im Vordergrunde befinden, in ein von grauen Gebirgen begrenztes Flußthal hinab; alte, Burgen, neue Schlösser, von hohen Bäumen beschattete ländliche Wohnungen, am häufigsten aber Gebäudeanlagen der Wald- und Bergindustrie bilden die nächste Nähe. Die Staffage, welche auf dem Bergpfade sichtbar wird, ist meist nicht mehr der biblischen oder profanen Geschichte, sondern dem täglichen Leben in der Landschaft entlehnt“. Zu beachten ist der Umstand, daß V. den Wechsel der Jahreszeiten im Bilde darstellt und selbst nicht vor einem winterlichen Schneefall zurückschreckt. Vortrefflich gelingt ihm der Baumschlag. Seine Technik ist für alle hauptsächlichen Theile des Bildes breit, die Figuren aber und die kleinen Sachen im Vordergrund führte er meist fein aus. Am besten ist V. in der kaiserlichen Galerie in Wien vertreten, die allein zehn Bilder von seiner Hand besitzt. Acht von ihnen aus den Jahren 1580 bis 1590 sind bezeichnet, die beiden übrigen nur durch die Art der Ausführung als Arbeiten Valckenborch's erkennbar. Eines dieser Bilder ist ein Porträt und stellt vermuthlich den jugendlichen Grafen Karl von Burgau, einen Sohn des Erzherzogs Ferdinand von Tirol und seiner Gemahlin Philippine Welser, dar. Im Braunschweiger Museum findet man drei Landschaften des Künstlers aus den Jahren 1595 und 1596, die früher fälschlich dem Lucas van Uden zugeschrieben

*) Zu Bd. XXXIX, S. 458.

wurden. Außerdem ist er in den Gemäldesammlungen zu Madrid, Frankfurt a. Main, Oldenburg, Antwerpen, Rom (Palazzo Doria) und in der Ambraser Sammlung in Wien mit einem oder mehreren Bildern vertreten. — Neben Lucas van V. erfreut sich auch sein Bruder Maerten (Martin) einer gewissen Berühmtheit. Maerten van V. wurde im J. 1542 in Mecheln geboren und trat im J. 1559 in die Gilde seiner Vaterstadt ein. Im J. 1564 war er in Antwerpen thätig, von wo aus er sich nach Frankfurt a. Main wandte, wo er nach van Mander schon vor 1604, nach Andern aber erst im J. 1636 gestorben sein soll. Maerten van V. scheint ein Schüler seines Bruders Lucas gewesen zu sein, dessen Art er nachahmte, ohne sein Vorbild ganz zu erreichen. Er malte Landschaften, Dorffeste, Bauernbelustigungen und Städteansichten, die er gern mit einer großen Zahl kleiner Figuren versah, wobei er sich mitunter von Georg Flegel helfen ließ. Die meisten Bilder von seiner Hand waren in der früheren Ambraser Sammlung in Wien zu sehen, wo elf, die Monate des Jahres darstellende Gemälde mit biblischer Staffage aufbewahrt werden. In der kaiserlichen Galerie findet man nur ein Bild Maerten's, das die Kirchmeß vor einem Dorfe schildert. In der Dresdener Galerie gibt es ebenfalls nur ein Bild seines Pinsels, den „Thurmbau zu Babel", das bezeichnet und mit der Jahreszahl 1595 datirt ist. — Ein Sohn von Lucas van V. war Frederic van V. Er war um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Mecheln geboren und soll angeblich in Nürnberg 1623 gestorben sein. Von ihm besitzt die kaiserliche Galerie in Wien zwei Bilder, einen Jahrmarkt und ein Kirchweihfest, die in der Art seines Vaters gehalten sind. — Möglicher Weise war auch Gilis van V., der in dem Anfang des 17. Jahrhunderts als Maler vorkommt und im Braunschweiger Museum mit einem die „Niederlage Sanherib's" vorstellenden Gemälde vertreten ist, ein Sohn des Lucas oder auch des Maerten. Aber auch sonst kommt der Name V. noch mit einer Anzahl von Vornamen vor, doch sind wir über die Träger dieser Namen und ihre Kunst nicht näher unterrichtet.

Vgl. Carel van Mander, Le livre des peintres. Vie des peintres flamands, hollandais et allemands (1604). Traduction, notes et commentaires par Henri Hymans. Paris 1885. Th. II, S. 47—51. — H. Riegel, Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte. Berlin 1882. I, 29, 34, 35, 37; II, 21—23, 34, 36, 104. — E. von Engerth, Kunsthistorische Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses. Gemälde. Beschreibendes Verzeichniß. Wien 1884. II, 504—513. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 91, 92. H. A. Lier.

Valdor *): Jan V., Kupferstecher. In den Handbüchern der Kupferstichkunde und den sonstigen gangbaren Hülfsmitteln findet man in der Regel zwei Kupferstecher dieses Namens angegeben, die in dem Verhältniß von Vater und Sohn zu einander gestanden haben sollen. Jan V., der Aeltere, soll im J. 1580 in Lüttich geboren worden sein und ein Schüler von Wierix gewesen sein, dessen ebenso genaue, als steife Technik er sich aneignete. Als seine Hauptwerke werden die „Himmelfahrt Mariä" und die „Bekehrung Pauli" angeführt. Jan V., der Jüngere, stammte gleichfalls aus Lüttich, und soll dort in der Zeit von 1590 bis 1602 geboren sein, was mit der Annahme, daß Jan V., der Aeltere, sein Vater gewesen, nicht in Einklang zu bringen ist. Andere nehmen daher nur einen Mann dieses Namens an und lassen die Frage nach seinem Geburtsjahr unentschieden. Jedenfalls sind wir über Jan V., den Jüngeren, besser unterrichtet als über den angeblichen älteren. Wir wissen, daß er sich in seinen

*) Zu Bd. XXXIX, S. 459.

Kupferstichen so eng an das Vorbild Wenzel Hollar's anschloß, daß sich ihre Stiche nur schwer unterscheiden lassen. V. erfreute sich wegen seiner Bildung großen Ansehens bei seinen Zeitgenossen und stand namentlich bei Maximilian Heinrich von Bayern, dem Bischof von Lüttich, sehr in Gunst. Als Bevollmächtigter dieses Bischofs nach Paris gesandt, wußte er sich hier bald die Gunst des allmächtigen Mazarin zu erringen. Er blieb daher in Paris und schuf hier eine Anzahl durch ihre Feinheit hervorragender Blätter theils nach eigenen Zeichnungen, theils nach Vorlagen des Michael Pontianus. Sein Hauptwerk ist der „Triomphe de Louis le Juste“ (XIII), eine Folge von 49 Blättern, die Scenen aus dem Leben des Königs während der Jahre 1620 bis 1640 und zuletzt seine Vergötterung (1649) darstellen. Wann V. gestorben ist, ist unbekannt, doch dürfte sein Tod um das Jahr 1650 anzusetzen sein.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon. München 1849. XIX, 317. 318. — Fr. Müller, K. Klunzinger und A. Seubert, Die Künstler aller Zeiten. Stuttgart 1864. III, 734. 735. — J. Immerzeel, De levens en werken der hollandsche en vlaamsche kunstschilders. Amsterdam 1843. III, 153. 154. — Chr. Kramm, De levens en werken . . . Amsterdam 1863. VI, 1673. — M. Bryan, Dictionary of painter and engravers. London 1889. II, 604. 605. — Ch. Le Blanc, Manuel de l'amateur d'estampes. Paris (1889). IV, 87. 88. H. A. Lier.

Varnbüler *): Ulrich V., Bürgermeister von St. Gallen, geboren um 1440, † 1496. V. stammte aus einer bürgerlichen Familie der Stadt St. Gallen, die sich bis in das 14. Jahrhundert zurückverfolgen läßt und die mit seinem Vater, Hans, einem in den Jahren 1436—1444 in städtischen Angelegenheiten oft genannten Mann, zu größerm Ansehen gelangte. Zu Anfang der 60er Jahre trat er in das öffentliche Leben ein und erstieg dann die verschiedenen Stufen von Aemtern und Ehren, welche die Bürgerschaft einem talentvollen und aufstrebenden Manne zu bieten vermochte. In den Burgunder Kriegen zeichnete er sich als Hauptmann des St. Gallischen Contingentes aus. Bei Grandson (2. März 1476) stand er mit seiner Mannschaft in den Reihen der eidgenössischen Vorhut und nahm an ihrem kühnen Angriff theil: noch jetzt bewahrt die Stadt einige der Fahnen, die er als Beutestücke aus dem burgundischen Lager nach St. Gallen brachte. In der Folge vertrat er St. Gallen, den „zugewandten Ort“, wiederholt auf eidgenössischen Tagsatzungen. Endlich im December 1480 wurde ihm zum ersten Mai das Amt eines Bürgermeisters übertragen, und von da an bekleidete er durch eine Reihe von Jahren bis zum Eintritt seiner Katastrophe, stets die höchsten Aemter der Stadt; er galt als ihr geistiger und politischer Führer. Nach Vadian, der gute Kunde von Zeitgenossen hatte, war er ein sehr verständiger, kluger und beredter Mann, der sich in hohem Maaße des Vertrauens der Bürgerschaft erfreute, aber auch bei den Eidgenossen in großem Ansehen stand. Im Laufe der 80er Jahre wurde er indeß in einen Conflict hineingerissen, der für ihn und seine Vaterstadt verhängnißvolle Folgen haben sollte.

Im J. 1463 hatte Ulrich Rösch (s. A. D. B. XXIX, 161) die Leitung des Klosters St. Gallen übernommen, ein höchst energischer und umsichtiger Prälat, der mit rücksichtslos durchgreifender Betriebsamkeit das nach den Appenzeller Kriegen tief gesunkene Stift wieder emporzubringen suchte. Sein ruheloses Streben verletzte mannichfach die politischen und materiellen Interessen seiner Nachbarn, und als er schließlich im Einverständniß mit dem Papst und dem Kaiser den Plan zur Ausführung bringen wollte, das Kloster nach Rorschach

*) Zu Bd. XXXIX, S. 490.

am Bodensee zu verlegen, regte sich in den Kreisen der städtischen Bürgerschaft, unter den Gotteshausleuten des alten fürstlichen Gebietes und bei den um ihre Herrschaft im Rheinthal besorgten Appenzellern der stärkste Widerspruch. Da trat nun V. in den Mittelpunkt der Opposition gegen den streitbaren Fürsten; er wollte das aufstrebende Kloster schwächen und zugleich der in ihrer territorialen Entwicklung unleidlich gehemmten Stadt eine erhöhte Machtstellung, ähnlich derjenigen Zürichs, verschaffen. Zu diesem Zwecke knüpfte er Verbindungen mit dem Landvolke und mit den Appenzellern an, die unter der Führung ihres leidenschaftlichen Landammanns Hermann Schwendiner begierig nach einer Gelegenheit zur Demüthigung des Abtes griffen. Er protestirte zunächst vor dem Abte und den Gesandten der vier eidgenössischen Schirmorte des Klosters (Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus) gegen den Bau in Rorschach und ließ es dann geschehen, daß bewaffnete Scharen von St. Gallern und Appenzellern am 28. Juli 1489 die begonnenen Bauten zerstörten. Als der Abt wegen dieses Friedensbruches Klage bei seinen Schirmorten führte und vollen Schadenersatz verlangte, erhob er Gegenklagen und lehnte mit Schwendiner die Vermittlungsversuche der unparteiischen Eidgenossen ab. Er drängte die Gotteshausleute zwischen Wil und Rorschach zum Abfall von der Klosterherrschaft und führte auf der Landsgemeinde in Waldkirch (21. October), wo der Volksbund beschlossen wurde, das Wort gegen die Abtei. Schon scheint er sich mit dem Gedanken vertraut gemacht zu haben, eine neue, ostschweizerische Eidgenossenschaft zu gründen, in welcher der Stadt St. Gallen die leitende Stellung zugefallen wäre. Eine gewaltsame Intervention der 4 Schirmorte glaubte er bei den damals sehr gespannten Verhältnissen zwischen der Eidgenossenschaft und dem Schwäbischen Bunde nicht befürchten zu müssen, und das Vertrauen, das ihm die Bürgerschaft entgegenbrachte, indem sie ihm für das Jahr 1490 noch einmal die oberste Magistratur übertrug, bestärkte ihn in seiner Zuversicht. Allein zu Anfang des Jahres 1490 faßten die 4 Orte doch den Entschluß, ihren Bundespflichten gegenüber dem Abte nachzukommen und mit bewaffneter Macht in den St. Gallischen Landen einzuschreiten. Die Appenzeller und die Gotteshausleute fügten sich ihren Forderungen ohne ernstlichen Widerstand und traten von der gegen die Abtei errichteten Coalition zurück. Die Stadt rüstete sich zur äußersten Gegenwehr; aber als sie sich von ihren Bundesgenossen verlassen sah, getraute sie sich doch nicht, den Kampf gegen die eidgenössische Uebermacht nachdrücklich aufzunehmen. Sie mußte am 15. Februar einen Friedensvertrag eingehen, der ihrer weitausgreifenden Politik ein Ziel setzte und ihr — nach spätern definitiven Sprüchen der 4 Orte — schwere Bußen und Entschädigungssummen auferlegte.

In dieser Krisis zeigte sich V. seiner Stellung nicht gewachsen. Ueberwältigt von dem Gefühl der Verantwortung für die Folgen seiner Politik verlor er beim Herannahen der Eidgenossen den Muth. Noch suchte er sich vor versammelter Bürgerschaft zu rechtfertigen, indem er die Erklärung abgab, daß er nie nach eigenem Belieben, sondern stets im Sinne der Mehrheit des Rathes gehandelt habe. Er mußte aber offenbar bemerken, daß sich eine starke Opposition gegen sein bisweilen schroffes und der demokratischen Offenheit widersprechendes Regiment erhob, und um nicht dem Schicksal Waldmann's, das eben in frischer Erinnerung stand, zu verfallen, entwich er, wahrscheinlich in der Nacht vom 11. Februar, als Bote verkleidet aus der Stadt. Ueber Lindau begab er sich nach Innsbruck an den Hof des Königs Maximilian. Die Sieger confiscirten sein außerhalb der Stadt liegendes Vermögen und verbannten ihn aus dem Gebiete der Eidgenossenschaft. Nun rief V. (gleich dem Landammann Schwendiner, der ebenfalls geflohen war) die kaiserliche Gerichtsbarkeit an, um

wieder in den Besitz seines Vermögens zu gelangen. Der von Friedrich III. und Maximilian begünstigte Proceß zog sich jahrelang hin und wurde nach Varnbüler's Tode (1496) von seinen Söhnen, Hans und Ulrich, doch ohne wirklichen Erfolg, fortgeführt. Aber an die gerichtliche Action knüpften sich bedeutsame politische Folgen, indem die Eidgenossen sich der von den Varnbülern ins Recht geforderten Stadt St. Gallen annahmen und die Uebergriffe der Reichsgewalt zurückwiesen. So stärkte jener Streit den eine Zeit lang durch den „Rorschacher Klosterkrieg“ gelockerten Zusammenhang der Stadt mit den Eidgenossen, während er andererseits die Entfremdung zwischen der Schweiz und dem deutschen Reiche, als ein processualisches Vorspiel der völligen Trennung im Schwabenkriege, förderte. — Von den genannten Söhnen Varnbüler's wurde der ältere, Hans oder Johann, Bürgermeister von Lindau; er ist der Stammvater der badischen und württembergischen Varnbüler (s. A. D. B. XXXIX, 498).

Vgl. außer der bei Ulrich Rösch, Bd. XXIX, S. 163 aufgeführten Litteratur: Fr. Probst, Die Beziehungen der schweizer. Eidgenossenschaft zum deutschen Reiche in den Jahren 1486—1499 (Archiv f. schweizer. Geschichte, Bd. XV, 1866). — A. Näf, Chronik oder Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft St. Gallen (1867). — H. Ulmann, Kaiser Maximilian I., Bd. I (1884). — W. Oechsli, Die Beziehungen der schweizerischen Eidgenossenschaft zum Reiche bis zum Schwabenkrieg (Politisches Jahrbuch der schweizer. Eidgenossenschaft, hsg. von C. Hilty, V. Jahrg., Bern 1890). — A. Hardegger, Mariaberg bei Rorschach (Neujahrsbl. d. Histor. Vereins in St. Gallen, 1890). — J. Häne, Der Klosterbuch in Rorschach und der St. Galler Krieg (St. Galler Mittheilungen zur vaterländischen Geschichte, Bd. XXVI, 1895).

J. Dierauer.

Venator*): Adolf V., oder de Jager, auch Ferander genannt, seit 1592 reformirter Prediger zu Alkmaar, dessen Lehre und Leben einen mehrjährigen Streit zwischen Kirche und Staatsgewalt veranlaßte. Seine früheren Lebensumstände sind völlig unbekannt geblieben. Kaum aber hatte er zu Alkmaar in Nord-Holland das Predigeramt angetreten, als er bei vielen und besonders bei seinen Collegen Anstoß dadurch erweckte, daß er von einigen von ihm in das classische Studium eingeführten Jünglingen die Andria des Terentius auf die Bühne bringen ließ. Nicht geringeren Anstoß nahm das reformirte Consistorium an einem ziemlich frivolen Hochzeitsgedicht, „Democritus“ betitelt, welches V. veröffentlicht hatte. Er erhielt einen ernsten Verweis dafür. Zwar fand eine Aussöhnung statt, doch um 1608 erhoben seine Collegen einen neuen ernstlichen Vorwurf wider ihn. Es handelte sich diesmal um eine gewisse Heterodoxie, welche theils die Prädestinationslehre, theils andere Lehrmeinungen Venator's betraf. Freilich sind darunter Socinianische Sätze, um derentwillen auch Episcopius, welcher ihm sonst als freisinniger remonstrantischer Theolog wohlgesinnt war, sich nachher tadelnd über seine Lehre aussprach. Dennoch ward er um seiner Beredsamkeit willen von seiner Gemeinde sehr geschätzt. Das Consistorium forderte ihm nun eine schriftliche Erklärung über mehrere seiner Lehrsätze ab, begnügte sich aber, nachdem V. dieselbe wiewohl zögernd gegeben hatte, damit nicht, sondern legte ihm eine Acte vor, durch die er seine Uebereinstimmung mit der niederländischen Confession und dem Heidelberger Katechismus bezeugen sollte. Als V. die Unterschrift verweigerte, wurde er von der Classis suspendirt, aber der Magistrat hielt zu seinem Prediger und umsonst versuchten Classis und Consistorium seine Absetzung bei den Staaten Hollands durchzusetzen. Mit nicht besserem Erfolg erneuerten sie im folgenden

*) Zu Bd. XXXIX, S. 599.

Jahre, als eine partielle Magistratsänderung stattgefunden hatte, ihre Bestrebungen beim Stadtregiment und den Staaten und verweigerten nun Venator und den mit ihm einverstandenen Collegen ihren Platz in der Versammlung der Classis, ungeachtet des Befehls der holländischen Staaten, an welche Venator appellirt hatte. Zur Beschwichtigung des zu immer höherer Erbitterung angewachsenen Streites suspendirte nun der Magistrat Venator einstweilen, nahm aber diesen Entschluß zurück, als ein bedeutender Theil der Gemeindeglieder fortfuhr, seine Predigt zu begehren; Venator betrat also aufs neue die Kanzel. Entmuthigt ließen die Kirchlichen ihn jetzt für einige Jahre in Ruhe. 1617 aber veranlaßte Venator selbst neue Streitigkeiten, als er seine „Theologia vera et mera ofte een suyver, klaar, algemein fondamentboeke“ herausgab. Er wurde nun wegen seiner Lehre in Betreff der Gottheit Christi bei den Staaten Hollands der Heterodoxie verdächtigt und, nachdem diese Schrift von Polyander und Episcopius geprüft und durchaus ungünstig beurtheilt war, nach dem Haag zur Verantwortung entboten. Seine entschuldigende Vertheidigung konnte aber nicht verhüten, daß seine „Theologia“ verboten, die schon verbreiteten Exemplare von dem Gerichte eingesammelt und confiscirt und er selbst nach dem Dorfe ’s Gravezande verbannt wurde. Nur ein vorübergehender Aufenthalt zu Alkmaar wurde ihm nach vieler Bemühung erlaubt. Wiewohl Episcopius eine mildere Strafe gewünscht hatte, erhellt doch aus seiner Mißbilligung der Ansichten Venator’s, daß dieser keineswegs der remonstrantischen Partei angehörte, vielmehr, wie sein Amtsgenosse Johann Geesteranus, zum Socinianismus hinneigte. Dennoch fürchtete er auch für sich den heranwachsenden Sturm wider die Anhänger des Remonstrantismus und wanderte 1618 nach Frankreich aus, wo er im folgenden Jahre zu Paris starb. Als gelehrten und classisch gebildeten Theologen erwies er sich durch mehrere wissenschaftliche Arbeiten. Von seiner Hand erschienen außer der schon genannten „Theologia vera et mera“ und „Democritus“: Kopye van een remonstrantie, outvangen anno 1610. 1611“ und eine lateinische Uebersetzung dieser Schrift „Declaratio ordinibus Holl. exhibita“ (Amst. 1612); weiter „Een claer vertooch van d’Alckmaersche Kerckgheschillen, gheresen 1600 ende 1609, Rymswyze als een spel van sinnen ghestelt“ (1611) und „Nootvendich historisch vertael van allen Swarigheyden en de proceduren, in kerckelycken als polityken saken, etlyke jaren herwaerts binnen den Stadt Alckmaer voorghevallen, uitghegeven teghens het lasterboek Cornelii Hillenii“ (Alkmaar 1611).

Glasius, Godg. Ned. — Brandt, Hist. d. Reform. II (Regist.) und van der Aa, Biogr. Woordenb. J. C. van Slee.

Vennecool *): Johann van de V. (oder Fenacolius), war 1577 zu Zevenhuizen, unweit Rotterdam, wonach er sich Sevenhusius nannte, und nicht zu Delft, wie Foppens angiebt, geboren. Er studirte zu Leiden als Alumnus des Staatencollegiums 1597 unter Euchlinus Theologie und war nachher kurze Zeit Conrector der Lateinschule zu Delft. 1601 aber erhielt er die Predigerstelle im Dorfe ’t Woud bei Delft und folgte 1608 einem Ruf an die Gemeinde zu Maassluis, wo er bis zu seinem Tode (1645) als hochgeschätzter Prediger blieb. Das Album academicum der Leidener Universität erwähnt 1638 zwei seiner Söhne als Zöglinge, von welchen Johann von 1639—1669 das Predigeramt bei der Gemeinde zu Gießen-Nieuwkerk versah. V. hat sich besonders als Latinist hervorgethan. Schon 1597 verfaßte er ein „Panegyricum in laudem Mauritii, Comitis de Nassau“ (Leiden). Weiter erschienen von ihm Uebersetzungen des Julius Cäsar, Tacitus, Suetonius und Polybius, wie auch auf dem Gebiete der Theologie das „Mysterium iniquitatis, dat is Verborghentheyt

---

*) Zu Bd. XXXIX, S. 606.

der ongerechtigheit, ofte kerkelyke historie des Pavcdoms, door Ph. Morney du Plessis“ (Amst. 1635) und „XXII boecken van de Stadt Gods, beschreven door Aurelius Augustinus, bischop van Hippo, doorgaens met wytloopighe uytlegingen verryckt“ (Campen u. Amst. 1660).

Pacquot, Mém. litér. III p. 416 sv. — van der Aa, Biogr. Woordenb. und Glasius, Godgel. Nederl. J. C. van Slee.

Verle*): Hieronymus V. (Verlenius, Vairlenius, Verlensis), römisch-katholischer Theolog, im Anfange des 16. Jahrhunderts zu Herzogenbusch geboren. Dort erhielt er auch seinen ersten Unterricht an der Fraterschule von den berühmten Lehrern Johann Despautere und Macropedius und studirte nachher Theologie zu Löwen, wo er als Licentiat promovirte. 1550 trat er an der obengenannten Schule seiner Vaterstadt als Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache auf und wirkte hier erfolgreich bis ihm 1556 der theologische Unterricht an der Malthefer-Commanderie zu Utrecht übertragen wurde. Bald finden wir ihn auch als Prediger an der St. Jacobskirche zu Utrecht erwähnt, bis 1566 die Religionsänderung dort stattfand, und V. nun zu Harlem ein Canonicat an der St. Bavokirche erhielt. Dort fungirte er auch seit 1571 als bischöflicher Vicar und Poenitentiar unter Godfried v. Mierlo, war aber genöthigt, als Harlem vom spanischen Könige abgefallen war, nach Wyk-by-Duurstede auszuwandern; er fand aber auch hier keine Ruhe. Von seinen letzten Lebensjahren — er starb am 17. August 1586 zu Harlem, wohin er insgeheim zurückgekehrt war — fehlen die Nachrichten. Als Philolog hat er sich einen gelehrten Namen erworben durch eine Ausgabe des „Enchiridion Epicteti, stoici nobilissimi et sanctissimi, H. Verlensi interprete, adjectus per eundem scholiis breviusculis in locos aliquot obscuriores“ (1543). Der neuen Ausgabe, die 1550 zu Antwerpen erschien, fügte er noch die „Epistola Hippocratis de risu Democriti, fragmentum Xenophontis de sui cognitione ex libro IV de dictis et factis Socratis“ hinzu. V. zeigt sich als ein freisinniger Humanist. Später, da er im geistlichen Amt stand, war er weniger nachgiebig und mild, ohne doch eben streitsüchtig zu sein, wie die von ihm verfaßten „Commentariorum libri tres in omnes Psalmos Davidicos“ (Lov. 1558) und die „Epistolae D. Ignatii, Archiepiscopi Antiochiae et Martyris, Graece cum Latina interpretatione et brevissimis in eas scholiis“ (Antw. 1566 und 1588) erweisen.

Pacquot, Mém. litér. II p. 144 sv. — Glasius, Godg. Ned. — van der Aa, Biogr. Woordenb. u. s. w. J. C. van Slee.

Vermeulen**): Christian V. (oder Molina), ein Müllerssohn aus Utrecht, wo er am Anfange des 17. Jahrhunderts geboren war. Wahrscheinlich studirte er zu Löwen Theologie und wirkte als Priester bei der katholischen Gemeinde zu Stompwyk bei Gouda. Als eifriger Vertheidiger der Mutterkirche verfaßte er die mehrfach gedruckte Schrift „De Catholyke mondstopper“ und gerieth auch mit Cabeljauw in einen Federstreit, als dieser 1661 sein „Catholyck Memorieboeck“ zu Leiden herausgegeben hatte. V. versuchte den Leidener Theolog zu widerlegen in einer Schrift: „Narratio disputationis cum Cabellavio habitae“, welche er unter dem Namen Petrus Broekland veröffentlichte, zog sich damit aber das Mißvergnügen der holländischen Staaten zu und es wurde ihm Schweigen auferlegt. Als er sich hierum ebenso wenig kümmerte, als um seine 1655 erfolgte Ausweisung aus Holland, wurde er verhaftet und nach dem Haag geführt. 1658 erneuerten die Staaten ihr Verbannungsurtheil. Von nun an lebte er in Westfalen und arbeitete für die katholische Sache erst zu Kevelaar, dann zu Rees, wo er 1688 starb.

*) Zu Bd. XXXIX, S. 623.
**) Zu Bd. XXXIX, S. 626.

Burmann, Traj. erud. p. 391. — van Hemsen, Hist. eccl. IV p. 894. — Glasius, Godgel. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb.

J. C. van Slee.

Vianen*): Paulus van V., Goldschmied, gehörte einer aus dem Dorfe Vianen stammenden, weitverzweigten Künstlerfamilie an, auf deren Arbeiten der Ruhm der holländischen Goldschmiedekunst im 17. Jahrhundert beruht. Da die Genealogie dieser Familie noch nicht festgestellt ist, läßt sich nicht sagen, ob Eerstensz. Jansz van V., der Verfertiger des Pokals der Haarlemer Brauergilde, der im J. 1604 vollendet wurde, sein Großvater oder überhaupt nur verwandt mit ihm war. Als sein Vater wird Willem Eerstensz. van V. genannt. Er soll der Stammhalter der Familie gewesen sein und starb im J. 1604 zu Utrecht. Auch Paul's Bruder Adam Willemsz. van V. (geb. 1570, † nach 1627) war gleichfalls ein berühmter Goldschmied und gab der sogenannten Schule von Utrecht ihren Typus, der an ihrer Vorliebe für bizarre Flachreliefornamente kenntlich ist. Paul van V. selbst war jedenfalls jünger als Adam und wurde wahrscheinlich gegen Ende des 16. Jahrhunderts geboren. Seine Ausbildung erhielt er in Italien, wo er als Protestant während seines Aufenthaltes in Rom mit der Inquisition in Berührung gekommen sein soll. Vermuthlich kam er aus Italien zunächst nach München. Dort wurde er auf Befehl des Herzogs Max I. wider die Handwerksordnung zünftig. Im J. 1610 finden wir ihn in Prag im Dienste Kaiser Rudolf's II., als dessen Hofgoldschmied er im J. 1620 gestorben sein soll. Unter seinen Werken, die man erst seit den holländischen Ausstellungen in Amsterdam und Leeuwarden würdigen gelernt hat, ragen der prachtvolle, mit mythologischen Figuren und einem Relief, das Diana und Actäon darstellt, geschmückte Goldpokal mit Deckel, einst im Besitz des Prinzen Friedrich der Niederlande, ein Triumph der Amphitrite bei dem Herzog von Hamilton und ein Wappenschild mit der Diana im mittleren Oval und den liegenden Figuren der Juno und Venus in den oberen Zwickeln, das auffallend an die Weise Eisenhoite's erinnert, hervor. Paulus van V. werden dann auch eine Reihe Arbeiten aus dem Fache der Graveure und Stempelschneider zugeschrieben, doch ist gerade bei ihnen seine Urheberschaft stark angezweifelt worden, wie es auch nicht feststeht, ob er sich, wie man vermuthet hat, als Kupferstecher versucht hat oder nicht, da Blätter von seiner Hand nicht bekannt sind.

Vgl. C. H. Immerzeel, De levens en werken der Hollandsche en Vlaamsche kunstschilders III, 190. Amsterdam 1843. — Ch. Kramm, De levens etc. VI, 1749, 1750. Amsterdam 1863. — A. J. van der Aa, Biographisch Woordenb. XIX, 216. — Zeitschrift für bildende Kunst XV, 144—146. Leipzig 1880. — Kunst-Chronik XIII, 351, 352. Leipzig 1878; XVI, 377. Leipzig 1881. — B. Bucher, Geschichte der technischen Künste II, 334, 386 und das Register zu III. Berlin 1886. — Georg Galland, Geschichte der holländischen Baukunst und Bildnerei im Zeitalter der Renaissance (Register). Frankfurt a. M. 1890.

H. A. Lier.

Victors**): Jan V. (auch Victor, Fictoor genannt), Maler, wurde im J. 1620 zu Amsterdam geboren und verheirathete sich dort im J. 1642. Im J. 1662 wurde er Hauseigenthümer. Zum letzten Male wird er im J. 1672 als lebend erwähnt. Er war ein Schüler Rembrandt's, dessen Werkstätte er, nach seinen Bildern zu schließen, in den Jahren 1635—1640 besucht haben mag. In enger Anlehnung an Rembrandt malte er lebensgroße Figuren nach

*) Zu Bd. XXXIX, S. 667.
**) Zu Bd. XXXIX, S. 677.

dem alten Testament oder auch kleinere Genrescenen, in denen er sich freier bewegte, sowie eine Anzahl von Bildnissen. Das älteste datirte Gemälde von seiner Hand ist „die Enthaltsamkeit des Scipio“ in der Eremitage zu St. Petersburg und „das ein Fenster öffnende Mädchen“ im Louvre. Am deutlichsten tritt der Einfluß Rembrandt's in dem Bilde des Braunschweiger Museums vom J. 1642, das „Esther und Haman“ darstellt, hervor. Aus demselben Jahr stammt der „Tod Davids“ in der Kopenhagener Galerie. In chronologischer Reihenfolge schließen sich an „Hanna übergibt ihren Sohn Samuel dem Priester Eli“ in der Berliner Galerie (1645) und „Josef als Traumdeuter“, sowie das „Ferkelschlachten“ im Rijks-Museum zu Amsterdam. Je länger V. arbeitete, desto trockener wurde er, wie man das aus seinen Bildern in München („Tobias mit seiner Familie“, 1651), Dresden („Die Findung Mosis“ und „Die Findung des Bechers in Benjamin's Sack“, beide 1653 gemalt) und in Braunschweig („Salbung David's durch Salomo“) deutlich erkennen kann. Von seinen Genrebildern verdient noch der „Zahnarzt“ in Amsterdam (1654), der „Gemüsemarkt“ in der Six'schen Sammlung, die „Rast vor der Scheune“ in der Universitätssammlung zu Göttingen und die „Bauernhochzeit“ in Antwerpen, genannt zu werden. Ein ausgezeichnetes Gemälde von seiner Hand ist endlich das Portrait des Amsterdamer Bürgermeisters Appelmann im Haarlemer Museum (1661). — Jan V. darf nicht, wie das häufig geschehen ist, mit Jacomo Victor (auch Fictor) verwechselt werden, mit dem er allerdings aller Wahrscheinlichkeit nach verwandt war. Dieser Jacomo Victor, dessen Geburts- und Todesjahr unbekannt sind, war ein tüchtiger Hühnermaler; er ist in den Galerien zu Dresden, Berlin und Kopenhagen gut vertreten. Er lebte um 1663 in Venedig, und etwa seit 1670 in Amsterdam, wo Jacob van Ruisdael mehrfach die Hintergründe seiner Bilder malte.

Vgl. Oud Holland IV, p. 219, 220. — H. Riegel, Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte II, 270—272. Berlin 1882. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei III, 716, 770. Leipzig 1888.

H. A. Lier.

Viehoff *): Heinrich V., Schulmann und Litterarhistoriker. Er wurde als Sohn eines katholischen Hofbesitzers am 28. April 1804 zu Büttgen bei Neuß, unter französischer Herrschaft, geboren. Seine Vorbildung erhielt er auf dem Collegium zu Neuß und demnächst auf dem Gymnasium zu Düsseldorf. In Bonn, wo er von 1824 ab Philologie und Naturwissenschaften studirte und 1827 das Lehramtsexamen für recht verschiedenartige Fächer bestand, gehörte A. W. Schlegel zu seinen Lehrern, ohne daß er von ihm tiefergehende Anregungen erfahren hätte. Seine Schulthätigkeit unterbrach er schon im Herbst 1828, um eine Erzieherstelle im Hause des Grafen Westphalen anzunehmen. 1833 als ordentlicher Lehrer an das neugegründete Gymnasium zu Emmerich berufen, trat er mit einem ersten litterarischen Versuch hervor: „Wie malt der Dichter Gestalten? Ein Beitrag zur Aesthetik“ (Emmerich 1834). 1836/37 folgten die „Ausgewählten Stücke deutscher Dichter seit Gellert bis auf die neueste Zeit erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt“ (2 Bde.). Mit diesen Publicationen ist bereits die Richtung seiner ausgebreiteten litterarischen Production gewiesen; ihr Abschluß knüpft gewissermaßen wieder an den Beginn an, indem der Inhalt der frühesten Abhandlung nach mehrfacher Umarbeitung einen wichtigen Theil seines letzten, unvollendet gebliebenen Werkes (Poetik § 37—54) bildet. 1838 kam er als erster Lehrer an die Realschule nach Düsseldorf, wo er 1842 Oberlehrer wurde, 1848 den Professortitel erhielt. Im J. 1848 war er Mit-

*) Zu Bd. XXXIX, S. 677.

begründer und zeitweise Redacteur einer liberalen Zeitung, 1850 gehörte er dem Erfurter Parlament an. Bald darauf ward ihm das Directorat der höheren Bürgerschule in Trier und der damit vereinigten königl. Provinzialgewerbeschule übertragen. In dieser Stellung ist er, auch nachdem die Gewerbeschule aufgehoben, die höhere Bürgerschule aber zur Realschule 1. Ordnung umgewandelt war, geblieben, bis er 1875 seinen Abschied nahm. Dem politischen Leben stand er in späteren Jahren fern, aber mit warmer Begeisterung begrüßte er den Aufschwung des Vaterlandes. Als Lehrer und Leiter eine verehrte und achtunggebietende Persönlichkeit, gehörte er insbesondere zu den warmen, aber besonnenen Vertheidigern der Realschule, in deren Dienste ja fast die Hälfte seines Lebens verflossen ist. Die Muße des Alters war für ihn zeitweise durch körperliche Schwäche getrübt, die geistige Frische blieb ihm bis zum Tode treu, der ihn am 5. August 1886 aus einem bis zuletzt arbeitsamen Leben abrief.

Viehoff's litterarische Thätigkeit ist fast in ihrem ganzen Umfange der Ausbreitung und Vertiefung des Verständnisses der classischen Dichter gewidmet gewesen. Daß er auch ein Lehrbuch für den geographischen Unterricht geschrieben, sämmtliche Dramen des Sophokles und des Racine, vieles von Shakespeare und Molière und aus modernen englischen und französischen Dichtern übersetzt hat, daß ihm selbst auch warmempfundene und formvollendete, nur freilich an classischen Reminiscenzen überreiche Gedichte geglückt sind, sei nebenbei erwähnt. Der Ausgangspunkt waren für ihn die Interessen der Schule, wie er denn schon 1843 und 1844 ein „Archiv für den Unterricht im Deutschen" herausgab, das nach Ludwig Herrig's Hinzutreten zu dem „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen" umgewandelt wurde. Mehr und mehr erweiterte sich der Kreis derer, für die er schrieb, obwol ihm allezeit der Ehrgeiz, zu den zünftigen Litterarhistorikern gezählt zu werden und möglichst Vieles aus Anderen unzugänglichen Quellen zu schöpfen, ferngeblieben ist. Die Bekanntschaft der Persönlichkeiten unserer großen Dichter, vor allem Schiller's und Goethe's und ein intimes Verständniß ihrer Werke weiten Kreisen der Nation zu vermitteln, das hat er stets als seine Hauptaufgabe angesehen, und hierfür hat er sehr viel mehr geleistet, als der ihm an Quellenkenntniß unbedingt überlegene, an Geschmack und Takt weit hinter ihm zurückstehende Düntzer. V. drängte sich nie vor und seine schlichte und anschmiegsame, zwar selten triviale, aber doch etwas breite und bequeme Art hatte nichts imponirendes. So ist er zweifellos vielfach unterschätzt worden, und er hatte vollauf Grund, sich über das deutsche Publicum zu beklagen, das seine Goethe-Biographie zurückstellte hinter das kaum mehr lebendige, und gewiß weit unselbständigere Werk des Engländers Lewes, — der übrigens, ehrlicher als sein Uebersetzer, selbst bekannt hatte, wie viel er gerade V. schulde.

Nur die Hauptwerke Viehoff's seien hier genannt. Jene umfassendste biographische Arbeit „Goethe's Leben, Geistesentwickelung und Werke" erschien zuerst 1847—54 (Stuttgart, 4 Bde.) und wurde von ihm noch dreimal neu herausgegeben (4. Auflage 1876). Neben sie stellte sich, nachdem V. schon 1846 „Schiller's Leben für den weiteren Kreis seiner Leser von Karl Hoffmeister" nach dem Tode des Verfassers ergänzt und herausgegeben hatte, 1875 ein ähnliches Werk über Schiller: „Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke auf Grundlage der Karl Hoffmeister'schen Schriften neu bearbeitet" (3 Bde.; neue Auflage 1888). Diese Pietät gegenüber seinem Vorgänger ist für V. durchaus charakteristisch. — In weitere Kreise als diese Biographien drangen die Commentare: der zu Schiller's Gedichten (zuerst Stuttgart 1839—41, 5 Thle.) brachte es unter seiner stetig nachbessernden Pflege bis zur 6. Auflage (1887, 3 Thle.); der zu Goethe's Gedichten, dessen erstes Erscheinen neben der Biographie herlief

(Düsseldorf 1846—53, 3 Thle.), ist in drei Auflagen verbreitet. Daß V. in dieser Thätigkeit des Biographen und Commentators nicht aufgegangen war, sondern die Centralfragen nach dem Wesen der dichterischen Conception, Composition und Darstellungsmittel stets im Auge behalten hatte, davon legte das Werk Zeugniß ab, an dessen Ausgestaltung er in den letzten Jahren seines Lebens gearbeitet hat und das leider nur als Fragment aus seinem Nachlaß erschien „Die Poetik auf der Grundlage der Erfahrungsseelenlehre" (Trier 1888), ein Buch, das zwar nicht durch besondere Originalität, wol aber durch die eminente geistige Frische des Achtzigjährigen überrascht und diesen durchaus im Einklang zeigt mit dem modernen Streben einer Neubegründung der Lehre vom dichterischen Schaffen auf Grundlage der empirischen Psychologie. Hatte ihm auch hier vor allem Fechner vorgearbeitet, so durfte V. doch immerhin darauf hinweisen, daß ein ähnlich gerichtetes Streben schon in seinen eigenen ästhetisch-kritischen Schriften von Anfang an zu Tage getreten war.

V. Kiy in Herrig's Archiv LXXXI, S. 241—264 (wieder abgedruckt vor der Poetik).

Eduard Schröder.

Viereck*): Edwina V., Schauspielerin, stammte aus Breslau (nach Anderen aus Brieg), wo ihre Eltern ein kleines Handelsgeschäft besaßen, und wo sie eine Zeitlang als Verkäuferin in einem Cigarrenladen angestellt war. Ohne Anleitung ging sie, ihrer Neigung folgend, zur Bühne und wurde zunächst Mitglied des Chores am Breslauer Stadttheater. Da sie in Breslau nicht weiterkam, wandte sie sich nach Wien, fand aber auch hier kein Engagement. Erst als sie am Stadttheater zu Brünn von sich reden machte, kam sie im J. 1844 an die Burg, wo sie bis zum folgenden blieb, ohne häufiger beschäftigt zu werden. Nach einem fünf Rollen umfassenden Gastspiele wurde sie am 1. Juni 1846 für das königliche Schauspielhaus in Berlin angeworben, in dem sie sich im Laufe der Jahre eine geachtete Stellung erwarb und eine Anzahl Erfolge errang, an denen ihre ungewöhnliche Schönheit nicht den geringsten Antheil hatte. Sie galt allgemein als die Geliebte eines sehr hochstehenden Herren am Berliner Hofe und mußte es bei einem Gastspiel, das sie im J. 1849 in Breslau gab, erleben, daß man ihr die damalige Unbeliebtheit dieses Herren durch Auspfeifen auf das schlimmste entgelten ließ. In Conversationsrollen und als Salondame vortrefflich, war sie der Darstellung poetischer Charaktere nicht gewachsen. Gut gelang ihr die Darstellung koketter Rollen und vornehmer Damen, doch zeichnete sie sich auch in ihnen nicht durch Geist und Feinheit aus. Sie starb noch jung während des Curgebrauchs in Carlsbad an der Zuckerkrankheit am 1. Juni 1856. Eine ihrer letzten Rollen war die sterbende Pompadour in Brachvogel's „Narciß" gewesen.

Vgl. Deutscher Bühnen-Almanach, herausgegeben von A. Heinrich, XXI, 190—193. Berlin 1857. — Max Kurnik, Ein Menschenalter Theatererinnerungen. (1845—1880.) S. 21—23, 26. Berlin 1882.

H. A. Lier.

Vinckboons**): David V., Maler, wurde im J. 1578 als Sohn des Malers Philipp V., der zugleich sein erster Lehrer war, in Mecheln geboren. Als sein Vater im J. 1580 nach Antwerpen übersiedelte, folgte er ihm dahin und ebenso nach Amsterdam, wo dieser im J. 1601 starb. Er selbst blieb in dieser Stadt und starb dort im J. 1629. — V. ist hauptsächlich Landschaftsmaler, doch liebte er es seine Gemälde mit biblischen, mythologischen oder genrehaften Scenen auszustatten. Seine Farbe erscheint satt und kräftig, und sein

*) Zu Bd. XXXIX, S. 678.
**) Zu Bd. XXXIX, S. 736.

Vortrag wurde, je länger er malte, breiter und flüchtiger. Die Zeitgenossen schätzten V. hoch, da seine Gemälde von den besten Stechern seiner Zeit vervielfältigt wurden. Die Zahl seiner Gemälde ist sehr groß; man begegnet ihnen in den meisten größeren Galerien, z. B. in denen zu Amsterdam, Augsburg, Braunschweig, Dresden, München und Wien. Um so geringer ist die Zahl der auf uns gekommenen Kupferstiche von seiner Hand, deren Zahl die Handbücher sehr verschieden angeben.

Vgl. Carel van Mander, Le livre des peintres . . . par Henri Hymans. Paris 1885. II, 334—339. — H. Riegel, Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte. Berlin 1881. II, 66—70 (und Register). — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 401, 402.

H. A. Lier.

Voigt*): Johann Heinrich V. wurde am 27. Juni 1751 in Gotha geboren. Nachdem er das Gymnasium daselbst absolvirt hatte, bezog er die Universität Jena, um Jura zu studiren. Neben diesem Hauptstudium betrieb er jedoch sehr eifrig das Studium der Mathematik und Physik und erlangte in diesen Wissenschaften ausgezeichnete Kenntnisse. Die Folge davon war, daß er im J. 1775 als Lehrer der Mathematik und Physik an das Gymnasium seiner Vaterstadt berufen wurde. Seit dieser Zeit besorgte er auch den astronomisch-chronologischen Theil des Gothaischen Hofkalenders. 1776 wurde er zum Professor und ordentlichen Lehrer der dritten Classe ernannt. In dieser Stellung veröffentlichte er sein erstes größeres Werk: „Grundkenntnisse vom Menschen und einige zu seiner frühen Ausbildung gehörige Wissenschaften“ (Gotha 1780) und schrieb zahlreiche Recensionen für die Gothaische gelehrte Zeitung und die allgemeine Literaturzeitung sowie verschiedene Aufsätze für das von Lichtenberg herausgegebene Magazin für das Neueste aus der Naturgeschichte und Physik, welches Werk er seit 1785 allein fortsetzte. Nachdem er im J. 1789 die Doctorwürde erlangt hatte, erfolgte noch in demselben Jahre seine Berufung als Professor der Mathematik an die Universität Jena. Zuerst legte er seinen Vorträgen die Kästner'schen Lehrbücher zu Grunde, bald jedoch veröffentlichte er eigene Lehrbücher: „Grundlehren der reinen Mathematik“ (Jena 1791) und „Grundlehren der angewandten Mathematik“ (Jena 1794). Bemerkenswerth ist aus dieser Zeit noch sein Werk: „Versuch einer neuen Theorie des Feuers, der Verbrennung, der künstlichen Luftarten, des Athmens, der Gährung, der Elektricität, des Lichtes und des Magnetismus“ (Jena 1793). Nach dem Tode des Kammeraths Succow wurde ihm auch die Professur der Physik übertragen. Daneben hatte er die Aufsicht über die Erhaltung der zur Universität gehörigen Gebäude sowie die Leitung des Rechnungswesens der Universität. 1798 wurde er zum Hofrath, 1817 zum Geheimen Hofrath ernannt. V. war in erster Ehe vermählt mit der Schwester des Hofraths Blumenbach in Göttingen. Der älteste Sohn aus dieser Ehe wurde später Professor der Medicin und Botanik an der Universität Jena. Nach dem Tode seiner ersten Frau vermählte er sich mit der Tochter des Geheimen Hofraths v. Eckardt. Im Verkehr von seltener Liebenswürdigkeit zeichnete sich V. durch umfangreiches Wissen und unermüdliche Pflichttreue aus. Er starb am 6. Septbr. 1823. Außer den oben bereits erwähnten Schriften sind noch hervorzuheben: „Lehrbuch der populären Sternkunde“ (Weimar 1799); „Allgemeine Witterungslehre oder Entwickelung des physischen Zustandes unserer Atmosphäre und der daher rührenden Witterung“ (Rudolstadt 1808).

W. Heß.

*) Zu S. 205.

Volger*): Wilhelm V., Schulmann und geographischer Schriftsteller, geboren am 31. März 1794 zu Kratze bei Lüneburg, † am 6. März 1879 zu Lüneburg. Im dritten Jahre verwaist, wurde er in Lüneburg von Verwandten erzogen, besuchte dort das Gymnasium und studirte seit 1812 in Göttingen, wo er 1815 promovirte. An derselben Anstalt, wo er seine Jugendbildung erworben hatte, wirkte er 2 Jahre als Collaborator, 13 Jahre als Subconrector, 37 Jahre als Rector. Er leitete zugleich die seit 1834 beigegebenen Realclassen und stand noch 23 Jahre dem wesentlich von ihm ins Leben gerufenen Realgymnasium vor. Im Ruhestand wirkte er als Stadtbibliothekar und Archivar. Als 75jähriger Greis begann er die Ordnung und Entzifferung der städtischen Urkunden, die er eigenhändig umschrieb und von denen er bis zu seinem 83. Jahr mehr als anderthalbtausend zum Druck brachte. „Ein ganzes Leben in Einer Stadt, in Einem Wirkungskreise, über 60 Jahre in Einer Amtswohnung." V. hatte in Göttingen zuerst Theologie studiren sollen, ging aber bald zu Geschichte und Geographie und zu philologischen Studien über. In seiner Lehrthätigkeit behandelte er mit Vorliebe die sogenannten Realien; die Schaffung besonderer Realclassen an seinem Gymnasium, sowie die Abzweigung des Realgymnasiums ist wesentlich sein Werk. Seiner „Anleitung zur Länder- und Völkerkunde" (1833) folgten verschiedene Leitfäden, Lehr- und Handbücher der Geographie, die zum Theil zahlreiche Auflagen erlebten. 1834 schrieb er eine im Sinne Ritter's gehaltene Schrift „Ueber das historische Element in der Geographie" und 1843 eine „Beschreibung von Palästina". Ebenso schrieb er mehrere Geschichtsbücher für Schulen und 1835—39 erschien sein „Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte", 1847—55 seine Geschichtstafeln. In späteren Jahren wandte er sich der selbständigen Erforschung der Geschichte Lüneburgs und der hannoverisch-braunschweigischen Lande zu. Lüneburgs Zustand und Schicksale im 30-jährigen Krieg hatte er 1844—57 in einer größeren Monographie behandelt. 1859 gab er einen „Leitfaden zum Unterricht in der hannoverisch-lüneburgischen Landesgeschichte". Diesem folgten „Origines Luneburgicae" (1861); „Die Patricier der Stadt Lüneburg" (1863); „Urkundenbuch der Stadt Lüneburg" (in 3 Bänden, 1872—77), und eine Reihe von Monographieen erschien unter dem Titel „Lüneburger Blätter" 1859—66. — V. hatte mit 23 Jahren sich verheirathet und lebte 60 Jahre in glücklicher Ehe, der als einziger Sohn der Geolog Dr. Otto V. entsproß. Er war nicht bloß als Schulmann, sondern als Mann von großer öffentlicher Wirksamkeit, reiner maßvoller Charakter und Menschenfreund hochangesehen und verehrt.

Biographie vers. von Dr. Otto Volger (mit Bildniß) in der Deutschen Rundschau f. Geographie, 1879. F. Ratzel.

Völter**), württembergische Familie, aus der mehrere Mitglieder besonders als Schulmänner Ruf erworben haben. Fleißige und exacte genealogische Forschung (s. u.) hat die Vorfahren der heute lebenden Völters in deren schwäbischer Heimath bis aufs XVI. Jahrhundert nachgewiesen. Vom Meister Hans Konrad Veltter, der zu Urach um 1600 lebte, stammten zwei Linien, eine Metzinger und eine Stuttgarter. Dieser gehörte vermuthlich der Stuttgarter Bärenwirth V. an, der 1693—1696 mit einer Anzahl Leidensgenossen als Geisel beim französischen Heere schreckliches Ungemach erduldete. Einen goldenen Doppelring, den er zum Andenken daran von seinen Mitbürgern erhielt, besitzt gegenwärtig der Pfarrer Friedr. Völter zu Rußdorf. — In der Metzinger Linie, gestiftet durch M. Nikolaus V., Diakonus zu Metzingen, (1590—1662) setzte mit Christoph V.

*) Zu S. 227.
**) Zu S. 280.

(1684—1732), erst Hautboist beim Heere, dann Schulmeister, seit 1722 in seiner Vaterstadt Metzingen, die Neigung zum Lehrerberufe sich fest, dem namentlich beide Söhne seines Sohnes Wilhelm Friedrich (1713—80, Mädchenschulmeister in Metzingen), nämlich Michael (1744—91, Knabenschulmeister daselbst) und Philipp Jakob, treu blieben. Mit Philipp Jakob beginnt die Reihe der bekannteren Träger des Namens. — Philipp Jakob V., geboren am 26. September 1757 in Metzingen unter Urach, † am 15. Juni 1840 in Heidenheim, war einer der einflußreichsten Vertreter der württembergischen Volksschule in der Zeit, wo diese, gleichzeitig mit dem Anwachsen des alten Herzogthumes zum heutigen Königreiche, nach der Anregung Pestalozzi's und seiner Jünger unter der Leitung d'Autel's, Denzel's u. a. im Geiste des neuen Jahrhunderts organisirt ward. Die bescheidene Lage der Eltern gestattete dem strebsamen, jungen Philipp Jakob nicht, Theologie zu studiren, wie er sehnlichst wünschte. Doch hatte er frühzeitig, besonders durch freundliche Beihülfe des Diakonus M. Brastberger, später Rectors des Stuttgarter Gymnasiums, Latein, Griechisch, Hebräisch gelernt und setzte die philologischen und theologischen Studien seiner Jugend durch sein ganzes Leben eifrig fort. Nach Weise seiner Zeit trat er ohne anstaltliche Vorbereitung und besondere Berufsprüfung bereits sechszehnjährig (1773) als Lehrgehülfe zu Heidenheim in den Volksschuldienst, in dem er 1776 zum Organisten, 1779 zum Knabenschullehrer aufrückte. In diesem Amte blieb er bis zu seinem 1826 erfolgenden Uebertritt in den Ruhestand. Früh erweckte das im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts blühende pädagogische Tagesschriftthum Völter's Interesse und reizte ihn, sich selbst als Schulschriftsteller zu versuchen. Er begann seine Laufbahn als solcher durch thätige Betheiligung an der Zeitschrift „Der Landschullehrer“ von Moser und Wittlich Dann wagte er sich mit einer eigenen Schrift hervor, betitelt: „Die Alphabetsprüche des neuen württembergischen Spruchbuches, in Fragen und Antworten zergliedert, mit erbaulichen Anwendungen und Gebeten“ (Stuttgart 1792). Im Beginne des Jahrhunderts übernahm er selbst die Schriftleitung der erwähnten Moser-Wittlich'schen Zeitschrift, die nun unter dem Titel „Der neue Landschullehrer“ (5 Bände; 1803—7) erschien. Diesem Blatte ließ er später zwei ähnliche Unternehmen folgen: „Theoretisch-praktisches Handbuch für deutsche Schullehrer und Erzieher“ (5 Bde., daselbst 1808—12) und „Magazin für deutsche Elementarschullehrer, Eltern und Erzieher“ (daselbst 1812—17). Unter seinen sonstigen Arbeiten wurde besonders geschätzt das Buch: „Praktische Einleitungen in die sämmtlichen Amtsverrichtungen und Verhältnisse eines deutschen Elementarschullehrers mit Hinsicht auf die Zwecke der Pestalozzischen Lehrart“ (Heilbronn, II. Auflage 1818). — Auch nach seinem Rücktritte blieb V. in Heidenheim wohnen, wo er, getragen von Liebe und Verehrung seiner zahlreichen Schüler wie seiner Standesgenossen, als Patriarch der württembergischen Volksschule ein ruhiges und schönes Alter verlebte.

Auch Michael Völter's, des erwähnten älteren Bruders von Philipp Jakob, Sohn Christoph Erhard Michael (1772—1849) blieb der Schule treu und wirkte die längste Zeit seines Lebens (1791—1841) als Knabenschullehrer zu Metzingen. Unter seinen in zwei Ehen erzeugten 16 Kindern sind hier zwei Söhne zweiter Ehe, Johann Ludwig und Daniel, hervorzuheben. — Johann Ludwig V., geboren am 16. Februar 1809 in Metzingen, † am 27. August 1888 in Stuttgart, widmete sich dem Studium der Theologie, wirkte einige Zeit als Gehülfe Christian Heinrich Zeller's an der Armenschule und Lehrerbildungsanstalt zu Beuggen und wurde dann (1839) zum Inspector der Tochteranstalt von Beuggen im alten Kloster Lichtenstein (Oberamt Weinsberg) berufen. Im folgenden Jahre heirathete er Ch. H. Zeller's Tochter Helene,

(† 1856). Im J. 1842 ward er correspondirendes Mitglied des Vereines für Württembergische Landeskunde und übernahm gleichzeitig die Herausgabe des vielgelesenen Blattes „Der süddeutsche Schulbote“, die er fast dreißig Jahre lang beibehielt (1842—71). Seit 1850 Pfarrer in Zuffenhausen bei Stuttgart, war er 1876 Abgeordneter zur II. evangelischen Landessynode für Ludwigsburg. Im selben Jahre erhielt er das Ritterkreuz I. Classe des württembergischen Friedrichsordens, legte 1880 sein Pfarramt nieder und lebte im ehrenvollen Ruhestande noch sieben Jahre zu Stuttgart. Herausgegeben hat J. L. V. außer dem Süddeutschen Schulboten: „Geographische Beschreibung von Württemberg hinsichtlich der Gestalt seiner Oberfläche, seiner Erzeugnisse und Bewohner“ (Stuttgart 1836); „Wanderung durch das heilige Land“ (1838); „Unterricht in der Erdkunde. Andeutungen zur organischen Gestaltung derselben auf christlich-wissenschaftlichem Standpunkte“ (Reutlingen 1839, wieder abgedruckt in der Sammlung ‘Pädagogische Früchte’, Stuttgart 1872, Band II); „Württemberg, sein Land und seine Geschichte“ (Stuttgart 1839, 2. Auflage 1847); „Beiträge zu einer christlichen Pädagogik und Didaktik“ (daselbst 1852); „Geschichte und Statistik der Rettungsanstalten für arme und verwahrloste Kinder in Württemberg“ (1852); „Das heilige Land und das Land der israelitischen Wanderung“ (Stuttgart 1855, 2. Auflage 1864). — Daniel V., geboren am 20. August 1814 in Metzingen, † am 22. April 1865 in Eßlingen. Anfangs für den Beruf eines Volksschullehrers bestimmt, studirte er Theologie in Tübingen und war mehrere Jahre im Pfarramte, sowie vier Jahre an einer Erziehungsanstalt zu Stetten als Lehrer der Geographie und Geschichte thätig. Im J. 1849 ward er als Lehrer — später mit dem Titel Professor — an das königliche Schullehrerseminar zu Eßlingen berufen, an dem er bis zu seinem Tode Geographie, Geschichte und deutsche Sprache docirte. An litterarischen Arbeiten veröffentlichte D. V.: „Erläuterungen zur geognostischen Wandkarte von Deutschland“ (Eßlingen 1842); „Lehrbuch der Geographie“ (2 Theile; daselbst 1843, 2. Auflage 1854); „Deutschland; die Natur seines Landes, seine Bewohner und seine Staaten“ (3 Theile, Reutlingen 1844); „Elementargeographie“ (2 Theile, Eßlingen 1847); „Physikalische Erdbeschreibung“ (2 Bände, daselbst 1848); „Das Kaiserthum Rußland in Europa, Asien und Amerika. Eine geographisch-statistische Skizze; mit einer historisch-geographischen Karte des europäischen Rußlands im Jahre 1854“ (daselbst 1855); „Deutschland und die angrenzenden Länder. Eine geographisch-geognostische Skizze“ (2. Auflage, daselbst 1857). Seine letzte Arbeit, die er unmittelbar vor seinem Tode vollendete, war die mit Heinrich Berghaus unternommene sechste, durchaus neu gestaltete Auflage des Werkes von K. F. V. Hoffmann: „Die Erde und ihre Bewohner. Ein Hand- und Lesebuch für alle Stände. Mit Karten, Stahlstichen und Illustrationen“. (2 Bände, Stuttgart 1861—65). — Von kartographischen Werken seiner Hand, die namentlich für den erdkundlichen Unterricht in Volksschulen und Lehrerseminaren anregend gewirkt haben, sind zu nennen: „Geognostische Wandkarte von Deutschland“ (Eßlingen 1842); Wandkarten von Deutschland, Württemberg, Palästina (mit E. Winkelmann); „Handatlas der Erd-, Völker- und Staatenkunde in 38 Karten“ (Eßlingen 1855); „Schulatlas in 24 Karten mit besonderer Berücksichtigung der physikalischen Geographie“ (daselbst 1854). Außerdem hat er andere Landkarten, besonders 1857 den historischen Atlas von H. Dittmar, durchgesehen und ergänzt.

Außer älteren Nekrologen und biogr. Angaben benutzt: Mittheilungen der Angehörigen, besonders des Oberschulrathes Zeller in Markgröningen (Schwiegersohnes von Joh. Ludwig Völter) und der Frau Pauline Völter, geb. Eitel (Wittwe von Daniel Völter), aus Familienpapieren; die Daten nach der trefflichen Familiengenealogie: Das Völtersbüchlein. 2. Ausgabe nach dem

Stand vom 1. Juli 1893, besorgt von Friedrich Völter (Vaihingen, gedr. bei Galler 1893). Sander.

Vries*): Adrian de V. oder Fries, Bildhauer, wurde im J. 1560 im Haag geboren. Ueber seine künstlerische Erziehung sind wir nicht unterrichtet. Jedenfalls verließ er seine Heimath schon in jungen Jahren. Wir finden ihn nämlich bereits im J. 1576 in Augsburg bei Max Fugger, durch den er den Auftrag erhielt, für Herzog Albrecht V. von Baiern ein Reliquienkästchen anzufertigen. Im J. 1582 erscheint er in Prag, damit beschäftigt, Spranger bei der Ausschmückung seines Familienaltars zu helfen. In den nächsten Jahren ging er nach Italien, besuchte Rom und Florenz und ließ sich in dieser Zeit durch Giovanni da Bologna beeinflussen, dessen Schüler er möglicherweise war. Im J. 1588 trat er in die Dienste des Herzogs Karl Emanuel I. von Savoyen. Bald darauf scheint er Beziehungen mit Kaiser Rudolf II. angeknüpft zu haben. Für ihn fertigte er im J. 1590 eine Gruppe an: „Mercur, der Psyche zum Olymp emporträgt". Vermuthlich wandte er sich von Italien direct nach Augsburg. Durch einen Vertrag vom 12. August 1596 verpflichtete er sich zur Ausführung eines monumentalen Brunnens. Es ist dies der im J. 1599 vollendete Mercurbrunnen, der ursprünglich auf dem Fischmarkt errichtet, später aber auf den Jacobsplatz versetzt wurde. Im J. 1602 wurde ein zweiter, von V. entworfener Brunnen errichtet, der prächtige Herkulesbrunnen auf dem Weinmarkte vor dem Siegelhaus, der zu den großartigsten Werken dieser Art in Deutschland gehört. Schon vor Vollendung dieses Brunnens war V. durch ein Patent vom 16. Mai 1601 von Kaiser Rudof II. zum kaiserlichen „Wachspossirer und Bildschnitzer" ernannt worden. Er siedelte daher nach Prag über und war die nächsten Jahre hindurch hauptsächlich für seinen kaiserlichen Gönner thätig. Zunächst schuf er in den Jahren 1603, 1607 und 1609 drei Broncebüsten des Kaisers in verschiedener Auffassung, von denen die beiden ersten im kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien aufbewahrt werden, während sich die dritte im Besitz des South-Kensington-Museums zu London befindet. Im J. 1607 entstand ferner ein lebensgroßer sitzender Heiland, den der Oberhofmeister des Kaisers, Fürst Karl von Liechtenstein, bei V. bestellt hatte. Diese im Geschmacke der Zeit etwas manierirt gehaltene Statue gehört gleichwol zu den besten Arbeiten des Künstlers. In Prag schuf V. ferner noch ein Broncerelief auf die Einnahme von Raab durch die Christen im J. 1597, auf die Schlacht bei Sissek und auf andere Siege Rudolf's II., für das dieser selbst die nöthigen Angaben gemacht hatte. Ebenso dürfte die kostbare Broncebüste des Kurfürsten Christian II. in der Dresdener Sculpturensammlung, die Rudolf II. dem Kurfürsten zum Geschenke machte, von V. in Prag angefertigt worden sein. In der Collection Seillière zu Paris befinden sich zwei nackte Frauengestalten von der Hand des Künstlers aus dem Jahre 1610, welche den Triumph des Ruhmes über den materiellen Gewinn darstellen. Im Gothaer Museum kann man eine freie Nachbildung des Farnesischen Stieres vom Jahre 1614 sehen. Verkleinerte Wiederholungen dieser Gruppe werden in der Galerie Liechtenstein in Wien und im Grünen Gewölbe in Dresden aufbewahrt. Aus demselben Jahre rührt die gegossene Platte in der Kathedrale St. Johann zu Breslau her, die den heiligen Johann auf dem Roste darstellt. Nach dem Ableben Rudolf's II. blieb V. auch unter Matthias noch kurze Zeit in kaiserlichen Diensten; seine Wohnung auf dem Prager Hradschin aber behielt er sogar bis zum Jahre 1626 bei, obwol er in jenen Jahren hauptsächlich mit Arbeiten für auswärtige Besteller beschäftigt war. Er unterhielt nämlich enge Beziehungen zu dem Grafen Ernst zu

*) Zu S. 375.

Schauenburg und Pinnenberg, dem er möglicher Weise in Italien nahegetreten war. Schon im J. 1613 bestellte Ernst bei ihm ein silbernes Taufbecken, das heute in der Pfarrkirche zu Bückeburg aufbewahrt wird. Später übernahm V. die Herstellung eines Mausoleums in Stadthagen, das sich Ernst noch bei Lebzeiten errichten ließ. Im J. 1622 beginnen die Arbeiten, die V. für das Palais des Herzogs Albrecht von Wallenstein ausführte. Im Hofe desselben befand sich ein colossaler quadratischer Brunnen. Die ebenfalls colossalen Erzfiguren, mit denen er geschmückt war, sind jedoch nicht mehr in Prag, sondern sie wurden von den Schweden als Beute entführt und im Parke von Drottningholm aufgestellt, wo man im ganzen achtzehn plastische Arbeiten von V. sehen kann. Die letzte derselben, ein lebensgroßer Neptun mit zwei Störchen, trägt die Jahreszahl 1627. Bis zu diesem Zeitpunkt können wir das Wirken des Künstlers verfolgen; doch fehlen uns bis jetzt die Nachrichten darüber, wann und wo er gestorben ist.

Vgl. G. Rathgeber, Aufbau der niederländischen Kunstgeschichte und Museologie = Niederländische Münzen und Medaillen des herzogl. Museums zu Gotha. Hrsg. von J. Leitzmann. Weißensee 1839. S. 111—120. — Jahrbuch der kunsthistor. Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses. Wien 1883. II, 118—148. — J. und A. Erbstein, Das königl. grüne Gewölbe zu Dresden. Dresden 1884. S. 4. — Zeitschr. für bildende Kunst. Leipzig 1882. XVII, 8—10 u. 37—42; 1884 XIX, 224—226. — C. van Mander, Le livre des peintres. Traduction par H. Hymans. Paris 1885. III, 232 bis 234. — G. Galland, Gesch. der holl. Baukunst u. Bildnerei. Frankfurt a. M 1890. S. 270. — (A. Ilg.) Führer durch die Sammlung d. kunstindustriellen Gegenstände. Wien 1891. S. 132, Nr. 14; S. 214, Nr. 39; S. 216, Nr. 56; S. 217, Nr. 70, 71. — Kunstgeschichtl. Charakterbilder aus Oest.-Ungarn. Hrsg. von A. Ilg. Prag, Wien, Leipzig 1893. S. 216 bis 218. — A. Buff, Augsburg in der Renaissancezeit. Bamberg 1893. S. 95. H. A. Lier.

Vries*): Hans Vredeman de V., Architekt und Maler, wurde im J. 1527 als Sohn eines deutschen Soldaten zu Leeuwarden in Friesland geboren. Hier ging er fünf Jahre lang bei dem Glasmaler Reyer Gerritszen in die Lehre, später war er in Kampen und Mecheln thätig und half im Jahre 1549 in Antwerpen bei der Errichtung und Ausschmückung der großen Triumphbogen, die damals für den Einzug Kaiser Karl's V. und seines Sohnes Philipp II. errichtet wurden. Mit dem bei dieser Gelegenheit verdienten Gelde zog er sich in seine friesische Heimath nach Kollum zurück und fing an in Oel zu malen. Dort fiel ihm die von Pieter Koeck van Aelst herrührende Uebersetzung Vitruv's und Serlio's in die Hände, die ihn so fesselte, daß er Tag und Nacht darauf verwandte, sich diese abzuschreiben. Hierauf nach Mecheln zurückgekehrt, arbeitete er bei einem dortigen Maler Namens Dorizi. Nach seiner 1563 oder 1564 erfolgten Uebersiedlung nach Antwerpen setzte er seine Studien im Fache der Architekturbilder fort und entwarf eine lange Reihe von selbständigen architektonischen Compositionen, die von Gerard de Jode, Hieronymus Kock, Philipp Galle u. A. in Kupfer gestochen und verbreitet wurden. Bei dem Einzug der jugendlichen Anna von Oesterreich, der Tochter Kaiser Maximilian's II. und der Verlobten Philipp's II. in Antwerpen im J. 1570 entwarf er den Triumphbogen im Auftrage der Deutschen. Als Philipp II. im April desselben Jahres den „Generalpardon" verkünden ließ, flüchtete er für zwei Jahre nach Aachen und hielt sich dann weitere anderthalb Jahre in Lüttich auf. Nach dem Ab-

---

*) Zu S. 375.

schlusse des Friedens zwischen Spanien und den Niederlanden im J. 1575, kehrte V. nach Antwerpen zurück, wo er seit dem August 1575 die Stellung eines Oberaufsehers über alle städtischen Befestigungsarbeiten inne und wiederholt Gelegenheit hatte, größere Decorationsarbeiten im städtischen Auftrag auszuführen. Nach Uebergabe der Stadt an den Prinzen von Parma im J. 1586 reiste er über Frankfurt a. M. nach Braunschweig, wo er von dem Herzog Julius bis zum Jahre 1589 beschäftigt wurde. Im J. 1591 finden wir ihn in Hamburg damit beauftragt, das Grabmal des Goldschmieds Jakob Moor in der im Jahr 1848 durch Brand zerstörten Petrikirche mit einem großen Perspectivgemälde, das Christus, der den Tod, Teufel und Hölle unter seinen Füßen hat, darstellt, auszuschmücken und noch zwei weitere größere Bilder für dieselbe Kirche anzufertigen. Von Hamburg wandte sich V. nach Danzig, wo er in dem reich und geschmackvoll ausgestatteten Sommerrathssaal des Rathhauses eine Anzahl gelungener Architekturbilder malte, die sich bis heute erhalten haben. Nach Beendigung seiner Arbeiten in Danzig fand V. wiederum Beschäftigung in Hamburg, indem ihm Hans Lommel den Auftrag ertheilte, in seinem Hause ein Plafondbild, perspectivische Darstellungen und Grotesken zu malen. Schon damals leistete ihm sein Sohn Paul, der vollständig in die Kunst seines Vaters eingeweiht war, wesentliche Dienste, weshalb sich V. entschloß, ihn mit nach Prag zu nehmen, wo Kaiser Rudolf II. eine Menge Aufträge für ihn bereit hielt, die ihn nöthigten, bis zum Jahre 1596 in Prag zu bleiben. Ueber Hamburg reisend, wandte sich V. auf Zureden des Malers Gilles Coignet nach Amsterdam, siedelte aber bald nach dem Haag über, wo er ein großes Werk über die Perspective herausgab und sich mit der vergeblichen Hoffnung trug, als Lehrer der Perspective an der Leidener Universität zugelassen zu werden. Er starb zu Antwerpen im J. 1604. — V. ist der erste niederländische Maler gewesen, der das Architekturbild als selbständigen Zweig gepflegt hat. Seine Bilder sind in den Galerien nicht gerade häufig vertreten. Am besten kann man ihn in der kaiserlichen Gemäldesammlung zu Wien kennen lernen, wo man fünf Bilder von seiner Hand findet, während die Hamburger Galerie nur eines seiner Bilder, das Innere der Cathedrale von Antwerpen darstellend, besitzt. Um so größer ist die Zahl seiner architektonischen Werke, die Nagler aufführt.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allgem. Künstler-Lexikon. München 1851. XXI, 12—17. — Hamburgisch. Künstler-Lexikon. Hamburg 1854. S. 278, 279. — E. v. Engerth, Kunsthistor. Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses. Gemälde. Beschreibendes Verzeichniß. Wien 1884. II, 540—543. — C. van Mander, Le livre des peintres. Traduction par Henri Hymans, Paris 1885. II, 97—109. — A. Woltmann u. K. Woermann, Gesch. der Malerei. Leipzig 1888. III, 93.

H. A. Lier.

W.

Waagen: Gustav Friedrich W., Kunsthistoriker, wurde am 11. Febr. 1794 zu Hamburg als Sohn des Malers Christian Friedrich Heinrich W. geboren. Seine Mutter Johanna Louise war die Tochter des Hamburger Pastors Alberti und die Schwester von Ludwig Tieck's Gattin. Bei Gelegenheit eines Besuches, den die Familie im J. 1801 Tieck in Dresden abstattete, gewann W. bei einem Besuche der dortigen berühmten Galerie, obwol erst sieben Jahre alt, die ersten bleibenden künstlerischen Eindrücke. Als der Vater im J. 1807 nach dem Tode seiner Gattin von Hamburg nach Altwasser (nach Andern nach Waldenburg) in Schlesien übersiedelte, kam W. auf das Gymnasium zu Hirschberg, nach dessen Absolvirung im J. 1812 er die Universität Breslau bezog. Beim Ausbruch des Krieges im J. 1813 trat W. als freiwilliger Jäger in das preußische Heer ein. Er kam bis Paris und lernte dort im Louvre die größten Kunstschätze der Welt kennen, die Napoleon damals als Siegesbeute aus allen Ländern nach Paris hatte schleppen lassen. Nach Beendigung des Krieges im J. 1815 kehrte W. nach Breslau zurück und nahm hier im Hause des mit ihm verwandten Professors Karl v. Raumer Wohnung. Um seine Universitätsstudien abzuschließen, wandte er sich im J. 1818 nach Heidelberg, dessen Universität damals in voller Blüthe stand. Er fand dort Gelegenheit, die Boisserée'sche Sammlung altdeutscher Gemälde, die bald darauf nach Stuttgart und sodann nach München gebracht wurde, kennen zu lernen und in den Handschriften der Bibliothek Studien über Miniaturmalerei zu machen. Im J. 1819 unternahm er von Heidelberg aus seine erste eigentliche Kunstreise, die ihn über Mannheim, Worms und Oppenheim nach Mainz und von da zu Schiff nach Köln und über Aachen nach den Niederlanden führte. Nach der Rückkehr von der Reise siedelte er nach München über und machte sich die dortigen Sammlungen sowie die künstlerischen und wissenschaftlichen Anregungen der Stadt nach Kräften zu Nutze. Als Frucht dieses Aufenthaltes schrieb er eine Abhandlung über „die in der Sammlung der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften vorhandenen Mumien und anderen ägyptischen Alterthümer" (1820), auf Grund deren er zum correspondirenden Mitgliede der Münchener Akademie ernannt wurde. Wichtiger als diese Arbeit, die ganz außerhalb des Kreises seiner späteren Studien liegt, war sein im J. 1822 in Breslau erschienenes Werk „Ueber Hubert und Johann van Eyck". Dieses Werk gehört zu den Marksteinen der modernen

Kunstgeschichte. „Zum ersten Mal", urtheilt Karl Schnaase darüber, „wird hier der Versuch gemacht, die Erscheinung dieser Meister vollständig zu beleuchten, sie im Einklange mit der Gesammterscheinung des Zeitalters aufzufassen, die technischen und culturhistorischen Ursachen nachzuweisen, welche auf ihre Kunst Einfluß hatten". Mit dieser Auffassung traf, wie Schnaase weiter bemerkt, W. „in das Herz der Kunstgeschichte" und stellte sich damit dem Frhrn. v. Rumohr, dessen bahnbrechende Forschungen ihm als Vorbild dienten, ebenbürtig zur Seite. Im J. 1823 wurde W. nach Berlin berufen, um sich an den Vorarbeiten zur Gründung eines neuen Museums zu betheiligen. Er wurde zunächst als Hülfsarbeiter bei der Bestimmung der Gemälde aus der Solly'schen Sammlung, die den Grundstock der Gemäldegalerie bilden, verwendet und kam dadurch mit dem Hofrath Hirt, der in der Museumscommission die maßgebende Stimme führte, in häufige Differenzen. Um so wärmer gestalteten sich seine Beziehungen zu dem berühmten Architekten Karl Friedrich Schinkel, den er im J. 1824 auf einem kurzen Streifzug durch Italien begleiten durfte. Nach seiner Rückkehr mußte W. noch einige Zeit in der alten Weise weiterarbeiten. Als aber im J. 1829 eine neue Galeriecommission gebildet wurde, trat W. an die Stelle Hirt's und übernahm damit die Anordnung der Galerie, die Vorarbeiten zur Bestimmung der Meister und die Anfertigung des Kataloges, eine Arbeit, die er, rastlos thätig, so förderte, daß die Eröffnung der Galerie schon im Sommer 1830 erfolgen konnte. Obwol W. von der Ansicht ausging, daß „der erste und höchste Zweck eines Museums sei, die geistige Bildung der Nation durch die Anschauung des Schönen zu fördern", und daß das historische Interesse erst in zweiter Linie komme, so entschied er sich doch mit Rücksicht auf das ihm zur Verfügung stehende Material für eine streng systematische Anordnung der Bilder nach Perioden und Schulen. Auf diesem Wege gewann die Berliner Sammlung allein durch ihre Aufstellung einen höheren, eigenthümlichen Werth, als sie ihn durch ihren Inhalt allein hätte beanspruchen können. W. wurde noch im J. 1830 zum Director der Berliner Galerie ernannt und behielt diese Stellung bis an das Ende seines Lebens. Aber während ihm von verschiedenster Seite Dank und Anerkennung für sein Wirken ausgesprochen wurde, wollte Hirt nichts davon wissen und griff die Commission für die Einrichtung des Museums an, wozu er eine Recension in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik (1831) über den dritten Band von Rumohr's „Italienischen Forschungen" benutzte. W. erwiderte den Angriff durch die Herausgabe eines kleinen Buches: „Herr Hofrath Hirt als Forscher über die Geschichte der neueren Malerei" (Berlin und Stettin 1832). Da sich jedoch Hirt mit der maßvollen Entgegnung Waagen's nicht zufrieden gab, sondern ihn persönlich verdächtigte und ihn des Undanks zieh, wurde die ganze Angelegenheit für W. eine Quelle lang fortgesetzten Verdrusses, während sich Hirt in seinen erneuten Angriffen gegen Rumohr und W. solche Blößen gab, daß er selbst seinen wissenschaftlichen Ruf auf das schlimmste gefährdete. Im J. 1833 veröffentlichte W. in Raumer's historischem Taschenbuch einen größeren Aufsatz über Rubens, der dadurch denkwürdig ist, daß W. zum ersten Mal in Deutschland und im Gegensatz zu der herrschenden Auffassung den Genius des Meisters würdigte und seine historische Bedeutung nachwies. Als seine Hauptaufgabe aber betrachtete es W., sich eine möglichst ausgebreitete Bilderkenntniß anzueignen und die ganze erhaltene Masse von Gemälden durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Zu diesem Zwecke unternahm er fortgesetzt größere oder kleinere Kunstreisen, für die ihm der Staat größtentheils die Mittel gewährte, und bildete sich auf diese Weise zu einem der hervorragendsten Bilderkenner unseres Jahrhunderts aus. Zunächst ging W. im Jahre 1833 auf zehn Wochen nach Paris und von da nach England, wo er, mit den

besten Empfehlungen versehen, nicht nur von den Leitern der öffentlichen Sammlungen überall mit offenen Armen empfangen wurde und eine Menge interessanter Bekanntschaften machte, sondern auch Zutritt zu den sonst schwer zugänglichen Privatsammlungen der englischen Großen erhielt. Die Ergebnisse dieser Reise veröffentlichte er in dem in den Jahren 1837 bis 1839 erschienenen dreibändigen Werke „Kunstwerke und Künstler in England und Paris", das für die Kenntniß der reichen Schätze im englischen Privatbesitz grundlegend geworden ist, das neben den Bildern auch die Handzeichnungen berücksichtigt, und das für das Studium der handschriftlichen Miniaturmalerei geradezu bahnbrechend gewirkt hat. Im J. 1839 bereiste W. verschiedene Theile von Deutschland und hielt sich dann drei Monate lang in Wien auf, um die dortigen Kunstwerke eingehend zu studiren. Als im J. 1840 König Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung gelangt war, gab er den Befehl, daß die aus der Galerie von Sanssouci und aus den königlichen Schlössern an das Museum abgelieferten Gemälde zurückgegeben werden sollten. Dadurch würden die größten und empfindlichsten Lücken in der Sammlung entstanden sein, und es bedurfte der größten Geschicklichkeit Waagen's um den drohenden Verlust von dem seiner Leitung unterstehenden Institute abzuwenden. Anfang September 1841 wurde er im besonderen Auftrage des Königs nach Italien geschickt, um dort Gemälde, Sculpturen und andere Kunstwerke anzukaufen. Er dehnte seinen Aufenthalt daselbst bis Ende des Jahres 1842 aus und brachte eine Reihe werthvoller Erwerbungen mit nach Berlin, die als entschiedene Bereicherungen der Sammlung angesehen werden konnten, seinen Gegnern aber Veranlassung gaben, gegen ihn die Beschuldigung zu richten, daß er bei seinen „kostspieligen Ankäufen die kläglichsten, zum Theil unerklärlichsten Mißgriffe" begangen habe. Zu seinen Gegnern zählte vor allem der neu ernannte Generaldirector, Herr v. Olfers, dessen Schuld es war, daß viele der von W. erworbenen Kunstwerke nicht ausgestellt wurden und so dem Publicum die Möglichkeit fehlte, sich ein Urtheil über Waagen's Verdienste zu bilden. Das Resultat seiner zu verschiedenen Zeiten in Süddeutschland ausgeführten Reisen faßte W. in dem in den Jahren von 1843 bis 1845 veröffentlichten zweibändigen Werke: „Kunstwerke und Künstler in Deutschland" zusammen. Im J. 1844 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor der Kunstgeschichte an der Berliner Universität, doch gelangte er nicht zu einer wirklichen Entfaltung seiner Lehrkräfte, da er zu häufig durch Reisen von Berlin entfernt gehalten wurde und sich begnügte, nur allgemein orientirende Vorträge zu halten. Am meisten fühlte er sich nach England hingezogen, das er von Berlin aus bis zum Jahre 1857 fünfmal besucht hat. Seine erneuten Wahrnehmungen faßte er im J. 1854 in dem dreibändigen Werke: „Treasures of Art in Great Britain", zusammen, das als eine stark umgearbeitete und vermehrte Auflage seines obengenannten Buches erscheint. Seine freundschaftlichen Beziehungen zu Sir Charles Eastlake, dem Leiter der Londoner Nationalgalerie, und überhaupt das Ansehen, das er in England genoß, verwickelten ihn danach in Streitigkeiten mit Mr. Morris Moore, einem rabiaten und auf seine kunsthistorischen Kenntnisse eingebildeten englischen Maler. Moore kam im J. 1856 eigens nach Berlin, um Material gegen W. zu sammeln und dieses dann auch gegen Eastlake zu benutzen. W. mußte sich entschließen, eine öffentliche Erklärung gegen Moore abzugeben und die ganze Nichtswürdigkeit seines Treibens aufzudecken, sah sich aber sowol in englischen, wie in deutschen Zeitungen den thörichtesten Angriffen ausgesetzt, die ihm das Leben verbitterten. Schlimmer noch war es für ihn, daß sich sein Verhältniß zu seinem Chef, dem Generaldirector v. Olfers, von Jahr zu Jahr verschlechterte. Olfers, ein vornehmer Dilettant mit einigem Kunstinteresse, aber ohne gründliche wissenschaftliche Bildung, glaubte

seine Meinung überall geltend machen zu müssen und fühlte sich, getragen von der Gunst Friedrich Wilhelm's IV., als unumschränkter Gebieter, dem die Befugnisse der einzelnen Directoren viel zu weit gingen. Bereitwillig ging er in Verbindung mit Stüler auf den Lieblingswunsch des Königs, die Erbauung eines neuen Museums betreffend, ein und verfuhr dabei im höchsten Maße dilettantisch. Waagen's Wunsch nach einer Erweiterung der Galerie wurde nicht berücksichtigt, im Gegentheil verlor sie, statt zu gewinnen, da ihr durch den Neubau das Nordlicht entzogen wurde. Für die Erwerbungen fehlte es unter Olfers' Leitung an einem festen Principe. Das Geld wurde ohne Rücksicht auf die Güte der Gegenstände für massenhafte Einkäufe verwendet, sodaß die Mittel nicht vorhanden waren, wenn es sich um eine ernsthafte Concurrenz handelte. Trotz dieser Zustände konnte W. noch eine Anzahl bedeutende Erwerbungen der Galerie zuführen, aber in entscheidenden Fällen blieb seiner Stimme das Gehör versagt, während geringe und werthlose Stücke angekauft wurden, ohne daß er darüber befragt wurde. Aehnliche Schwierigkeiten bereitete Olfers W. hinsichtlich des Galeriekataloges, den W. in gründlicher, für wissenschaftliche Zwecke ausreichender Weise vorbereitet hatte, aber nicht zum Druck bringen konnte. Am meisten aber schmerzte W. die rücksichtslose und unverständige Art, mit der Olfers in Sachen der Erhaltung und der Restauration der Kunstwerke vorging. W. suchte diesen Uebergriffen so viel wie möglich entgegenzutreten und erhob im J. 1860 Protest, als während seiner Abwesenheit ein schönes Gemälde, die „bußfertigen Sünder" von van Dyck durch Restauration zu Schaden gekommen war, aber er richtete mit seinen Vorstellungen nichts aus, da persönliche Rücksichten das Ministerium verhinderten, die Entsetzung Olfers' bei Friedrich Wilhelm IV. zu beantragen. Was half es W., daß man ihn um dieselbe Zeit (1860) zum Geheimen Regierungsrath ernannte, wenn man seinen Gegner zum wirklichen Geheimrath mit dem Titel Excellenz beförderte? W. suchte den Trost in solchen Unannehmlichkeiten immer wieder in der Arbeit und entwickelte gerade in jenen Jahren eine intensive Thätigkeit. Auf Wunsch des englischen Verlegers Murray ließ er im Jahre 1860 eine englische Bearbeitung der die deutschen und niederländischen Malerschulen behandelnden Abschnitte von Kugler's „Handbuch der Malerei" erscheinen, aus der sich dann als eine wesentlich selbständige Leistung sein „Handbuch der Geschichte der Malerei" entwickelte (Stuttgart 1862). W. behandelte darin bloß die Geschichte der deutschen und niederländischen Malerschulen und lehnte die Darstellung der italienischen Schulen ab, so lange das Werk von Crowe und Cavalcaselle nicht vollständig erschienen sei. Auf Wunsch des Kaisers von Rußland reiste er, zuerst im J. 1861 und dann wieder im J. 1862, nach St. Petersburg, um die Gemäldesammlung der Eremitage zu studiren und seinen Rath für ihre Aufstellung, Sichtung und Katalogisirung zu ertheilen. Als die Frucht dieser Reisen haben wir das Werk: „Die Gemäldesammlung in der kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg nebst Bemerkungen über andere dortige Kunstsammlungen" (München 1864) zu begrüßen, in dem er zum ersten Mal ein bis dahin noch unbekannt gewesenes Gebiet der Kunstwissenschaft erschloß. Kurz nach Abschluß dieser Arbeit vollendete er eine andere Arbeit, die ihm besonders am Herzen lag, seine Beschreibung „der vornehmsten Kunstdenkmäler in Wien", die in den Jahren 1866—1869 in zwei Bänden zu Wien erschien. Trotz seiner hohen Jahre unternahm W. im Spätsommer des Jahres 1866 eine Reise nach Spanien, auf der er bis Malaga und Cadix vordrang und eine Menge von Notizen sammelte, die in dem 1. und 2. Bande von A. v. Zahn's Jahrbüchern für Kunstwissenschaft veröffentlicht wurden. Im J. 1867 begab er sich zum Besuch der Weltausstellung nach Paris und reiste dann noch einmal nach England. Als er nach der Rückkehr von dieser Reise

zum ersten Mal wieder die Galerie betrat, fand er, daß in seiner Abwesenheit die große trauernde Madonna von Andrea del Sarto restaurirt und gleichzeitig vollkommen ruinirt worden war. Der Unwille der Künstler und Kunstfreunde über diese Eigenmächtigkeit von Olfers ging so weit, daß die Akademie und der Berliner Künstlerverein beim Ministerium Beschwerden erhoben und Twesten im Abgeordnetenhause die Angelegenheit vorbrachte, wobei er die Regierung aufforderte, das Museum „gegen seine jetzige Verwaltung zu schützen". Für W. hatten diese Vorgänge eine schlimme Folge. Er gerieth in die größte Aufregung, die sich steigerte, als im J. 1868 die Grenzboten eine scharfe Kritik des Berliner Galeriekatalogs veröffentlichten, die nicht unberechtigt war, W. aber ungerecht traf, da er ja nur durch die Kurzsichtigkeit seiner vorgesetzten Behörde von dem Druck seines catalogue raisonné abgehalten worden war. Als Olfers, der von einem Schlaganfall betroffen war, wieder soweit hergestellt worden war, daß er die Leitung der Geschäfte wieder übernehmen konnte, betrieb er den Plan eines Umbaus des Schinkel'schen Museums, wogegen W. wenigstens in dem Hauptpunkt Widerspruch erhob, da er die Anlage im wesentlichen beizubehalten wünschte. Um sich zu erholen, besuchte er im Sommer seinen Freund Baron Mohrenheim, den russischen Gesandten in Kopenhagen, von wo aus er sich noch nach Stockholm wenden wollte. Aber er war kaum in Kopenhagen angekommen, als er an einer Brustentzündung erkrankte, die er nicht überstehen sollte. Er starb zu Kopenhagen am 15. Juli 1868 und wurde dort auch begraben. Nach seinem Tode erschienen seine „Kleinen Schriften" gesammelt (Stuttgart 1875). Nachdem ihn schon früher Krüger in höchst charakteristischer Weise gezeichnet hatte, schuf Knaus sein in den Besitz der Familie übergegangenes Oelportrait.

Nach der biographischen Skizze A. Woltmann's, abgedruckt in Waagen's „Kleinen Schriften" S. 1—52. — Vgl. Illustrirte Zeitung. Leipzig 1868. Bd. 51. Nr. 1316. S. 195—197. — Zeitschrift für bildende Kunst III, 257—261. XVI, 341. — Bär 1885. XI, 305. — Bruno Meyer, Studien und Kritiken. Stuttgart 1877. S. 186—205. — Handschriftliche, noch ungedruckte Briefe Waagen's haben sich erhalten in dem Briefwechsel C. A. Böttiger's auf der Kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden und in der nachgelassenen Correspondenz Julius Schnorr's von Carolsfeld im Besitz des Bibliotheksdirectors Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld in Dresden.

H. A. Lier.

Wachholtz: Friedrich Ludwig v. W., herzoglich braunschweigischer General, am 30. August 1783 zu Breslau geboren, der Sohn eines Officiers, trat am 1. April 1798 ebenfalls in den preußischen Heeresdienst, machte am 14. October 1806 als Lieutenant im Infanterieregimente v. Malschitzky (Nr. 28) die Schlacht bei Auerstädt mit, gerieth durch die Uebergabe von Magdeburg in Kriegsgefangenschaft, wurde auf Ehrenwort entlassen und lebte in der Erwartung von neuem angestellt zu werden in seiner früheren Garnison Brieg als Herzog Friedrich Wilhelm im Frühjahr 1809 zum Kampfe gegen Frankreich rüstete. W. begab sich zu diesem nach Nachod und fand als Lieutenant Aufnahme in den Reihen der Schwarzen Schar, in denen er darauf am Zuge durch Deutschland an die Nordsee theilnahm. Während desselben stieg er zum Capitän und Compagniechef auf. Als das Corps sich in Elsfleth einschiffte blieb er als Nachhut an der Huntebrücke zurück und mußte, da, als er an den Hafen kam, nicht genügend Schiffe vorhanden waren, nach Brake weiter marschiren, von wo es ihm gelang nach Helgoland zu kommen. Am 25. September 1809 trat das braunschweigische Corps in englische Dienste, die Infanterie als ein Regiment von 12 Compagnien, deren eine W. erhielt. Es war die Scharfschützencompagnie, eine ausgewählte Truppe, mit Büchsen bewaffnet, äußerlich durch grüne Uniform

kenntlich und für besonders schwierige Unternehmen bestimmt. Nach Jahresfrist gab es dazu Gelegenheit. Am 16. September 1810 ward das Regiment am Tajo-Ufer bei Lissabon ausgeschifft um am Kampfe auf der Pyrenäischen Halbinsel unter Wellington theil zu nehmen. Am 10. October kam die Compagnie Wachholtz' zum ersten Male ins Feuer, doch machte für dieses Jahr das Beziehen von Winterquartieren den Feindseligkeiten bald ein Ende. Als sie im März 1811 von neuem begannen, wurde W., während der übrige Theil des Regiments anderweit Verwendung fand, mit seinen Schützen der 4., vom General Cole befehligten Division überwiesen und erfreute sich, da er fortwährend bei derselben blieb, während der ganzen folgenden Kriegszeit einer sehr selbständigen Stellung, in welcher er sich vortrefflich bewährte. Besondere Anerkennung fand sein Benehmen bei dem Sturme auf die Festung Badajoz am 6. April 1812, wo er durch das Auffliegen einer Fladdermine arg am Beine contusionirt wurde. Die bedeutendsten von den übrigen Kämpfen, welchen er beiwohnte, waren die Schlachten bei Salamanka und bei Vittoria sowie die Einschließung und die Einnahme der Festungen Ciudad Rodrigo und San Sebastian. Gegen Ende des Jahres 1813, als Wellington's Heer bereits auf französischem Boden stand, berief der Herzog einige seiner Officiere zu sich nach Braunschweig, um sie bei der Errichtung der dort aufzustellenden Truppenkörper zu verwenden. Unter diesen war auch der Capitän v. W.; als dann, nachdem Napoleon von Elba nach Frankreich zurückgekehrt war, der Herzog sein Feldcorps selbst auf den Kriegsschauplatz in den Niederlanden führte, nahm er den inzwischen zum Major aufgerückten W. als Generalstabsofficier mit. Am 16. Juni 1815 fiel Herzog Friedrich Wilhelm im Treffen bei Quatre-Bras; der erste aus seiner Umgebung, der dem tödlich verwundeten Fürsten Beistand leisten konnte, war W. und die letzten Worte, welche der Herzog sprach, waren an W. gerichtet, indem er fragte, wo Oberst Olfermann, der „Commandeur en second“, sei. Zwei Tage darauf wurde W. in der Schlacht bei Waterloo selbst, aber nicht schwer, verwundet. Olfermann's an das Geheimrathscollegium zu Braunschweig erstatteter Schlachtbericht nennt ihn unter den Officieren, welche sich besonders ausgezeichnet haben. Nach der Rückkehr in die Heimath wurde W. Mitglied der Militäradministrationscommission, einer von der Vormundschaft eingesetzten, sonderbarerweise der Mehrzahl nach aus bürgerlichen Beamten gebildeten Behörde, welche, bis Herzog Karl nach seinem 1823 erfolgten Regierungsantritte ihr die Commandoangelegenheiten entzog, sowol diese wie die Verwaltungsgeschäfte zu regeln hatte; daneben verblieb W. im Truppendienste, ebenso als er 1827 Mitglied des Staatsministeriums wurde, welchem er bis zum Ende der Regierung von Herzog Karl angehörte. Als im J. 1822 das Corps den Vorschriften des Deutschen Bundes entsprechend gegliedert und außer einem Reservebataillone an Infanterie nur ein Regiment aufgestellt wurde, erhielt Oberstlieutenant v. W. das Commando desselben; als Herzog Wilhelm die Regierung übernommen hatte und am 21. October 1830 sein „Feldcorps“ neu organisirte, ernannte er W. zum Commandeur des letzteren, 1835 beförderte er ihn zum Generalmajor. 1841 pensionirt, starb W. am 16. September des nämlichen Jahres in Braunschweig.

„Aus dem Tagebuche des Generals Fr. L. von Wachholtz“ veröffentlichte C. Fr. v. Vechelde (Braunschweig 1843) Aufzeichnungen, welche interessante Beiträge zur Kenntniß des preußischen Heeres, der Ereignisse vom Jahre 1806 und des Zuges von 1809 bieten. Ein während der Feldzüge in Spanien und Portugal geführtes Tagebuch ist noch ungedruckt; Lieutenant W. Teichmüller hat es bei der Bearbeitung seiner „Geschichte des herzoglich braunschweigischen Leibbataillons und seines Stammes“ (Braunschweig 1858) benutzt. W. selbst veröffentlichte eine „Geschichte des herzoglich braunschweigischen Armeecorps in

dem Feldzuge der alliirten Mächte gegen Napoleon Bonaparte im J. 1815 von einem Officier des Generalstabes“ (Braunschweig 1816). B. Poten.

Wachler: Johann Friedrich Ludwig W., Litterarhistoriker und Geschichtsforscher, geboren am 15. April 1767 zu Gotha, wo sein Vater Geheimer Regierungsrath und Assessor des Steuercollegiums war. Durch den Unterricht tüchtiger Hauslehrer und väterliche Unterweisung vorgebildet, besuchte er seit 1783 das Gymnasium seiner Vaterstadt, zeigte bereits als Schüler lebhafte litterargeschichtliche Interessen und erwarb sich schon früh durch ausgiebige Benutzung der herzoglichen Bibliothek reiche Belesenheit und Bücherkenntniß. Eigene Neigung wies ihn, als er die Schule durchlaufen hatte, auf das Studium der Medicin; da hierzu indessen der Vater seine Zustimmung versagte und W. andererseits für die juristische Laufbahn, welche er nach des Vaters Wunsch beschreiten sollte, keinen Beruf fühlte, so entschloß er sich, als er 1784 die Universität Jena bezog, Theologie zu studiren. Daneben beschäftigte er sich fleißig auch mit philosophischen und philologischen Studien, fand in verschiedenen wissenschaftlichen Gesellschaften, denen er beitrat, mannichfache Anregung und entsagte, als er infolge eines Duells die Universität Jena verlassen mußte und nach Göttingen ging, der Theologie überhaupt, um sich ausschließlich der Philologie und später dem Lehrberufe zu widmen. Die anregenden Vorlesungen Heyne's, die W. in Göttingen neben denjenigen Spittler's, Gatterer's und Feder's hörte, werden ihn in diesem Entschlusse noch bestärkt haben. Auch in Göttingen aber setzte er das flotte Studentenleben fort, gerieth in Schulden und nahm, durch die Verhältnisse gedrängt, im Sommer 1788 die Stelle eines Erziehers zu Rinteln an, wo er gleichzeitig Gelegenheit hatte, seine Studien zu Ende zu führen. Am 21. October 1788 wurde er hier auf Grund seiner „Dissertatio de Pseudo-Phocylide“ zum Doctor der Philosophie promovirt und hielt, als er gegen Ende desselben Jahres zum außerordentlichen Professor in Rinteln ernannt worden war, philologische und kirchengeschichtliche Vorlesungen. Schon nach kurzer Zeit aber (Januar 1790) folgte er, nachdem er sich mit Juliane Asbrand, der Tochter des Rintelner Theologen Asbrand, verheirathet hatte, einem Rufe nach Herford, wo ihm das Rectorat des Friedrichsgymnasiums angetragen worden war. Reiche Erfolge, aber auch manche trübe Erfahrung begleiteten hier seine pädagogische Wirksamkeit, die er im September 1794 aufgab, um nach Rinteln zurückzukehren und die dritte Professur in der theologischen Facultät zu übernehmen. War seine litterarische Wirksamkeit bisher wesentlich philologisch und pädagogisch gewesen, so fing er jetzt auch an theologisch zu produciren. Er veröffentlichte u. a. den „Grundriß einer Encyklopädie der theologischen Wissenschaften“ (Lemgo 1795), schrieb eine „Würdigung der Lehre von der Rechtfertigung“ (Rinteln 1801) und „Prolegomena zu einer christlichen Religionslehre nach den Bedürfnissen und Forderungen des Zeitalters“ (Zerbst 1801). Wichtiger war, daß er nach Hassenkamp's Tode († 6. October 1797) die Herausgabe der „Neuen theologischen Annalen“ übernahm, einer Zeitschrift, die ein Vierteljahrhundert lang unter seiner Leitung verblieb und als eines der einflußreichsten und wissenschaftlich gediegensten Organe ihrer Art sich lange hoher Werthschätzung erfreut hat. Wie sehr man die Wirksamkeit Wachler's auch als akademischen Lehrers zu würdigen verstand, geht daraus hervor, daß ihm im J. 1797 die erledigte Professur für Geschichte, verbunden mit der Aufsicht über die Universitätsbibliothek übertragen wurde, während andererseits die Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft in der Verleihung der theologischen Doctorwürde (23. Januar 1801) seitens der theologischen Facultät zu Rinteln ihren Ausdruck fand.

Nicht weniger vielseitig als in Rinteln war Wachler's Thätigkeit in Mar-

burg, wohin er im Herbste 1801 als Professor der Philosophie versetzt wurde. Er bekleidete auch hier nach Curtius' Tode († 22. August 1802) den Lehrstuhl für Geschichte und wurde außerdem zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt, ohne damit in den Verband der evangelisch-reformirten Facultät zu treten. Schwere Zeiten erwarteten W. an diesem neuen Orte seiner Thätigkeit. Zwar war sein Wirken als Lehrer und Gelehrter nicht minder erfolgreich und fruchtbar. Davon legte ein ehrenvoller Ruf, den er 1805 nach Heidelberg erhielt, aber ablehnte, seine Ernennung zum Consistorialrath und eine reiche litterarische Thätigkeit auf historischem, theilweise auch politischem Gebiete rühmliches Zeugniß ab. Aber die Jahre seines Marburger Lehramtes fielen in die verhängnißvolle Zeit, welche den deutschen Landen die tiefste Demüthigung brachte und der Universität Marburg durch die im J. 1807 erfolgende Errichtung des Königreichs Westfalen einen neuen Landesherrn aufzwang. W., den sein Leben lang die aufrichtigste und edelste Vaterlandsliebe beseelt hat, gehörte nicht zu denen, welche der neuen Regierung, der die Universität übrigens manches Gute zu danken hatte, zujubelten. Er blieb innerlich und äußerlich ein deutscher Mann, und er hat aus dieser seiner Gesinnung, trotz der schwierigen Lage, in der er sich zeitweilig befand — er war 1810 Prorector der Universität und hatte dieselbe als reichsständischer Deputirter in Kassel zu vertreten — kein Hehl gemacht. Das hatte für ihn begreiflicherweise vielfache Verdächtigungen und Nachstellungen zur Folge; gleichwol ist er kühn jederzeit für die deutsche Sache eingetreten ohne Rücksicht darauf, daß sein Freimuth ihn den französischen Behörden mißliebig machte, ja bisweilen in ernste persönliche Gefahr brachte. Die Freude an der im J. 1813 wiedergewonnenen Freiheit und der Rückkehr des Landesfürsten wurde W. durch manche trübe Erfahrung in Marburg, vor allem durch den Verlust seines vertrauten Freundes Wilhelm Münscher († 28. Juni 1814) verbittert, und es wurde ihm nicht schwer, einem Rufe, der im folgenden Jahre von der Universität Breslau an ihn erging, Folge zu leisten. Er bekleidete hier neben dem Amte als Consistorialrath den Lehrstuhl für Geschichte. Seine litterarische Wirksamkeit und Lehrthätigkeit waren in Breslau fast ausschließlich litterarhistorischen und geschichtlichen Gegenständen zugewendet. W. vollendete hier seine umfängliche „Geschichte der historischen Forschung und Kunst seit der Wiederherstellung der litterärischen Cultur in Europa" (Göttingen 1812 bis 1820), schrieb das vielgebrauchte, in seinem Todesjahr in sechster Auflage erschienene „Lehrbuch der Geschichte zum Gebrauch bei Vorlesungen auf höheren Unterrichtsanstalten" (Breslau 1816) und veröffentlichte neben vielen kleineren Publicationen und zahlreichen Aufsätzen in wissenschaftlichen und unterhaltenden Zeitschriften sein groß angelegtes „Handbuch der Geschichte der Litteratur", das in dritter Umarbeitung 1833 zu Leipzig herauskam und durch eine holländische und russische Uebersetzung auch im Auslande Verbreitung gefunden hat. Seine aus akademischen Vorträgen erwachsenen „Vorlesungen über die Geschichte der teutschen Nationallitteratur" (2. Auflage, Frankfurt a. M. 1834) geben ein lebendiges Bild seines sicheren litterarischen Urtheils, seiner umfassenden Belesenheit und seltenen Darstellungsgabe. Auch auf dem Katheder war Wachler's Wirken ein außerordentlich erfolgreiches. Weit über die Kreise der Studirenden hinaus erstreckte sich die Zahl derer, die seine Vorlesungen besuchten. Lichtvolle Klarheit der Rede, freie Beherrschung erstaunlicher Stoffmassen, männlicher eindrucksvoller Ernst in Haltung und Vortrag, dabei die zündende Gewalt des Wortes machten ihn zu einem viel bewunderten und hoch verehrten Lehrer der akademischen Jugend. Daß W. sich in Breslau wohl fühlte, lag neben diesen äußeren Erfolgen auch in den erfreulichen geselligen Verhältnissen, die er hier

vorfand oder sich zu schaffen verstand. Ein Kreis von Gleichgesinnten, zu dem auch einige Marburger Freunde gehörten, hatte sich unter Wachler's besonderer Mitwirkung 1818 zu einer engeren Gesellschaft zusammengeschlossen, die neben geselliger Unterhaltung und Anregung auch ernste wissenschaftliche Interessen mit Erfolg zu pflegen verstand. Besonders eng war W. mit Franz Passow, dem bekannten Philologen, verbunden, der im J. 1816 sich mit Wachler's Tochter verheirathete und dadurch dem Herzen des ihm geistesverwandten W. noch näher trat. Wie Passow war auch W. bei der arglosen Offenheit, mit der er seine Ansichten zu äußern pflegte, infolge des Streites um die Turnsache manchen Verdächtigungen und Verfolgungen ausgesetzt. Sein Wirkungskreis als Consistorial- und Schulrath ward ihm genommen, aber das Wohlwollen der vorgesetzten Behörden blieb dem verdienten Gelehrten auch weiterhin erhalten. Er ward 1824 zum Oberbibliothekar der königlichen und Universitätsbibliothek ernannt und auch später noch durch mehrfache Zeichen der Anerkennung, so 1833 durch die Verleihung der großen goldenen Medaille für Wissenschaft und Kunst, geehrt.

Das letzte Jahrzehnt seines Lebens war für W. durch schwere körperliche Leiden, die er immer nur vorübergehend durch sommerliche Erholungsreisen zu lindern vermochte, und durch schmerzliche Erfahrungen in seinem Verwandten- und Freundeskreise getrübt. Der Tod einer Tochter, der Verlust seines alten Freundes und Collegen v. Coelln († 17. Februar 1833) und vor allem das plötzliche Hinscheiden Passow's († 11. März 1833) erschütterte seine sonst so widerstandsfähige Natur in ihren Grundvesten. Rastlos thätig blieb er zwar bis ans Ende; aber die Heiterkeit des Geistes und die Freude am Leben und Schaffen waren ihm genommen. Er starb nach langen Leiden am 4. April 1838. — W. war ein Mann von seltener Gelehrsamkeit und vielseitigster Bildung; der Gang und die Arbeit seines Lebens bezeugen das. Auch über seine Eigenschaften als Mensch aber sind zeitgenössische Stimmen voll des Lobes. Sie rühmen an ihm den Adel seiner Gesinnung, den sittlichen Ernst und unerschrockenen Freimuth, der die Wahrheit nicht bloß sucht, sondern auch furchtlos verkündigt, vor allem jene Lauterkeit der Seele und edle, feste Männlichkeit, der allein es gegeben ist, die Herzen zu gewinnen und die Geister zu beherrschen.

Dr. Ludwig Wachler. Von Albrecht Wachler. Breslau 1838 (= Schlesische Provinzialblätter 1838, Band 107, S. 405—418). — Neuer Nekrolog der Deutschen. 16. Jahrgang 1838. I. Theil. Weimar 1840, S. 361 bis 373. — K. G. Nowak, Schlesisches Schriftsteller-Lexikon. 2. Heft. Breslau 1838, S. 154—164. M. Hippe.

Wachmann: Johann W., verdienter bremischer Staatsmann, geboren am 16. September 1611, † am 10. Februar 1685. Er war das einzige Kind eines begüterten Kaufmanns, der 1622 in den Rath und 1632 zum Bürgermeister erwählt wurde. Johann W. der Jüngere, wie er zur Unterscheidung von seinem Vaterbruder, dem Rathssyndikus Johann W. dem Aelteren, genannt wird, wurde schon in sehr jungen Jahren zur Theilnahme an den öffentlichen Geschäften herangebildet. Zu Anfang 1629, als er noch die lateinische Schule besuchte, begleitete er als „Aufwärter“, d. h. etwa Secretär, die bremischen Rathsgesandten zu den Lübecker Friedensverhandlungen, im Herbste desselben Jahres den Syndikus Preiswerk in das Lager Wallenstein's vor Magdeburg und nach Magdeburg. Einen Monat später ging er mit demselben Gesandten in die Niederlande, von wo er erst Ende Januar 1630 zurückkehrte. Inzwischen war er zu Ostern 1629 in die bremische Hochschule, das Gymnasium illustre, eingetreten, an der er bis Ostern 1632 Jurisprudenz studirte. Zur Fortsetzung der Studien ging er dann nach Königsberg. Kurz nach seiner Rückkehr von

dort brach er im August 1634 wieder auf, um gemeinsam mit dem späteren bremischen Bürgermeister Heinrich Meier (s. A. D. B. XXI, 198) eine Studienreise anzutreten. Nach einem flüchtigen Besuche Englands hielten sich die Freunde dreizehn Monate in Frankreich auf, wo in Orléans, Saumur und Bourges die juristischen Studien fortgesetzt wurden. Anfang November 1635 trafen sie zu gleichem Zwecke in Genf ein und siedelten, nach einer Reise durch das südliche Frankreich, im October 1636 endlich nach Basel über. Hier erlangten sie am gleichen Tage, 19. December 1637, den juristischen Doctorgrad. Im April 1638 kehrten sie gemeinsam nach Bremen zurück.

Im September desselben Jahres wurde W., der sich kurz vorher verheirathet hatte, zum Professor der Rechtswissenschaft am Gymnasium illustre ernannt. Denn vom Rathe, in den sein Freund Meier schon wenige Monate nach der Rückkehr von den Studien erwählt worden war, war W., solange sein Vater im Rathe saß, verfassungsmäßig ausgeschlossen, und eine Syndikatsstelle war zur Zeit nicht erledigt. So blieb W., wahrscheinlich seiner Neigung sehr entgegen, vierzehn Jahre lang im akademischen Berufe, mit dem er eine advocatorische Praxis verband. Eine Anzahl römisch-rechtlicher Abhandlungen von ihm ist aus dieser Zeit erhalten.

Erst im September 1652, da sein Vater noch Bürgermeister und sein Oheim erster Syndikus des Raths war, wurde W. zum zweiten Syndikus ernannt. Es geschah inmitten einer schweren Krisis, die von zwei Seiten über Bremen hereingebrochen war. Schweden, das als Nachfolger der Erzbischöfe im Münsterschen Frieden die Anerkennung der vom Kaiser schon 1643 ausgesprochenen Reichsfreiheit der Stadt hintertrieben hatte, schickte sich an, Bremen zur Landstandschaft herabzudrücken, und mit Oldenburg befand sich die Stadt infolge des vom Grafen Anton Günther usurpirten und durch das Friedensinstrument anerkannten Weserzolls in einer Art von Kriegszustand. Unmittelbar nach seiner Ernennung wurde W. nach Regensburg geschickt, um dem schwedischen Widerspruche zum Trotz die Reichsstandschaft Bremens auf dem Reichstage zur Geltung zu bringen. Während er, in Begleitung eines Rathsherrn dahin unterwegs war, erfolgte auf Klage Oldenburgs wegen des thätlichen Widerstandes der Stadt gegen den Weserzoll die Erklärung Bremens in die Reichsacht. Die bremischen Gesandten sahen sich genöthigt, einstweilen in Nürnberg Halt und von da aus den Versuch zu machen, die Reichsacht, die sie an der Ausführung ihrer Mission hinderte, wieder zu beseitigen. Es hat W. sehr verdrossen, daß, während er auf dem besten Wege war, dies durch geeignete Vorstellungen am kaiserlichen Hofe zu erreichen, der bremische Rath sich in directe Verhandlungen mit dem Grafen Anton Günther einließ und infolge davon eine beträchtliche Entschädigungssumme an diesen zahlte. Erst am 17. September 1653 wurde die Reichsacht aufgehoben, und am 18. Februar des folgenden Jahres konnte W. endlich zum ersten Male wirklich im Reichsstädterath seinen Sitz einnehmen.

Schweden protestirte dagegen auf dem Reichstage und mit den Waffen, indem es einen regelrechten Krieg gegen die Stadt eröffnete. Wohl erlangte dann W. am Reichstage kaiserliche Mandate gegen diese schwedischen Attentate, aber eine effective Hülfe konnte weder er, noch andere Rathsgesandte bei deutschen und außerdeutschen Höfen erwirken. Unter starker bewaffneter Begleitung, die der Rath von Bremen aus ihm entgegen gesandt hatte, mußte W. im Juni 1654 seinen Wiedereinzug in die von Schweden umlagerte Stadt halten. Im October desselben Jahres mußte W. an der Spitze der Rathsgesandtschaft die leidigen Friedensverhandlungen mit Schweden in Stade führen, die, ohne die Anerkennung der Reichsfreiheit von Seite Schwedens zu bringen, die Stadt zur Abtretung der Gebiete von Lehe und Bederkesa an Schweden nöthigten.

In den folgenden Jahren wurde W., der nach dem Tode seines Oheims 1659 zum ersten Syndikus des Raths befördert wurde, mit zahlreichen Missionen an benachbarte Fürsten und Herren, am häufigsten mit Verhandlungen mit der schwedischen Regierung der Herzogthümer Bremen und Verden betraut. Denn immer wieder erneuerten sich die Prätensionen Schwedens auf die Untergehörigkeit der Stadt Bremen. Im J. 1665 spitzte sich das Verhältniß zwischen beiden zu einer neuen Krisis zu, so daß W. mit Vermittlungs- und Hülfsgesuchen an die Höfe von Berlin, Dresden, Halle und Braunschweig gesandt wurde. Er fand jetzt so wenig, wie früher, Neigung zu bewaffnetem Eingreifen gegen Schweden, und erst als im nächsten Jahre, nachdem W. in langwierigen Verhandlungen mit dem schwedischen Reichsfeldherrn Grafen Wrangel die bestehenden Differenzen vergeblich beizulegen versucht hatte, Schweden zu einer neuen Belagerung Bremens schritt, fanden sich die benachbarten Fürsten zu diplomatischer Vermittlung zwischen den Kämpfenden bereit. Auch durch den am 15. Novbr. 1666 zu Habenhausen abgeschlossenen Frieden erlangte zwar Bremen die schwedische Anerkennung seiner Reichsstandschaft nicht, aber dem diplomatischen Geschick Wachmann's war es doch gelungen, die Entscheidung dieser Frage bis zum Schlusse des Jahrhunderts zu vertagen. In Wirklichkeit ist dadurch Bremens Reichsfreiheit für die Dauer des Reichs gerettet worden. W. starb im vierundsiebenzigsten Lebensjahre am 10. Februar 1685. An Anerkennung hat es ihm schon bei Lebzeiten nicht gefehlt. Die bremische Bürgerschaft hat ihm mehrmals seiner Verdienste wegen Befreiung vom Schoß zugebilligt; der Kaiser hatte ihn schon 1654 zu seinem Rathe und zum comes palatinus ernannt, auch sein ererbtes Wappen mit einer goldenen Krone auf dem offnen Helm geziert.

v. Bippen.

Wachse: Johann Friedrich Wilhelm (?) W. (nicht Wachsen), getauft am 5. October 1714 im S. Mariendom zu Colberg (also wol auch in Colberg geboren?) als Sohn des dortigen Kaufmanns Johann Joachim Wachs und der Katharina geb. Meding, besuchte zuerst daselbst die Rathsschule und studirte dann von 1733 an in Jena und Halle. Als Lehrer der Söhne eines Hofraths Zink in Meiningen veröffentlichte er daselbst 1739 „Gedanken von der Methode, Bücher zu schreiben“ und „Geistliche Oden“, von Frenz in Nürnberg in Musik gesetzt, wodurch er mit den Herzögen Friedrich Wilhelm († 1746) und Karl Friedrich († 1743) bekannt wurde. Ein von denselben ihm angebotenes geistliches Amt lehnte er ab und nahm dagegen am 1. März 1744 die Stelle eines Rectors an der Schule seiner Vaterstadt an. In den vier Jahren während er dies Amt bekleidete, hat er sich nicht bloß als praktischer Schulmann, sondern auch durch seine Forschungen auf dem Gebiet der Localgeschichte wesentliche Verdienste erworben. Er hatte jedoch nicht die Absicht bei der Schule zu bleiben, sondern trat bald in das geistliche Amt über. Nachdem er am 22. October 1748 zum Prediger an S. Nicolai und S. Georg in Colberg berufen und am 11. November desselben Jahres ordinirt worden war, stieg er in ortsüblicher Weise allmählich zu den besseren Stellen auf, war vom 9. April 1757 bis 31. December 1761 Pastor an der heil. Geistkirche und endlich 1762—1773 Archidiakonus am S. Mariendome und Klosterprediger. Als solcher starb er am 15. August 1773 und wurde am 17. August im hohen Chor zu S. Marien beigesetzt. W. war verheirathet, der Name seiner Gattin sowie der Tag der Trauung sind indeß nicht zu ermitteln gewesen. Die Kirchenbücher von Colberg erwähnen aber zwei Söhne: Johann Georg, geboren 19. August 1746 und Karl Friedrich, geboren 24. November 1748. Im J. 1755 wurde W. Mitglied der kgl. schwedischen Gesellschaft zu Greifswald, in demselben Jahre veröffentlichte er sein „Gebetbuch für Seefahrende“ (Colberg); 1769 erschien seine Geschichte

von Colberg (Halle). Die beigegebenen Grundrisse der Stadt und von S. Marien sind vom Professor Dan. Friedr. Ebert in Stettin. Das Werk hat bleibenden Werth durch die beigefügten im Original theilweis verlorenen Urkunden.

Ebert, Chronol. Verzeichniß der Pastoren zu Colberg. — Nachrichten aus den Colberger Kirchenbüchern. v. Bülow.

Wachsmann: Karl Adolf v. W., bekannter Novellist, wurde am 27. September 1787 zu Grünberg in Schlesien als der Sohn eines pensionirten Capitäns der Cavallerie geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung in Breslau und trat mit 15 Jahren in preußische Militärdienste. Nach dem für Preußen unglücklichen Feldzuge von 1806—07 nahm er seinen Abschied und trat in badische Dienste über, machte 1809 als Lieutenant in der Brigade des Oberst v. Stockhorn und der Division Beaumont den Feldzug gegen die Tiroler mit und marschirte 1810 mit einem Bataillon des 4. badischen Regiments nach Spanien, von wo er im folgenden Jahre in die Garnison seines Regiments nach Mannheim zurückkehrte. Als dieses Regiment Ende 1811 in die Garnison Stettin verlegt wurde, nahm W. hier seinen Abschied, verheirathete sich mit einer Verwandten in Schlesien und lebte von 1812 bis 1818 zu Kreidelwitz im Kr. Glogau als Gutsbesitzer. Nach Verkauf dieses Gutes schlug er seinen Wohnsitz in dem von ihm erworbenen Gute Buschvorwerk bei Schmiedeberg auf, wo er sich theils seinen Functionen als erster Kreisdeputirter des Hirschberger Kreises, theils litterarischen Beschäftigungen widmete. Bereits 1824 ward er Mitarbeiter am „Gesellschafter", 1825 an der „Abendzeitung" und der „Zeitung f. d. elegante Welt" und dehnte in den folgenden Jahren seine Thätigkeit noch auf ein Dutzend anderer gelesener Zeitschriften aus. Um sich dieser schriftstellerischen Thätigkeit inbezug auf die Benutzung von Hülfsmitteln fruchtbringender und ungestörter hingeben zu können, verlegte er seinen Wohnsitz nach Dresden, wo er auch bis an sein Lebensende blieb. Er starb daselbst am 28. August 1862. Im Jahre 1837 hatte er die „Lilien. Taschenbuch historisch-romantischer Erzählungen" gegründet, welche er für die Jahre 1838—48 und 1850 herausgab, und 1830 eine Ausgabe seiner gesammelten „Erzählungen und Novellen" begonnen, von denen 93 in 37 Bänden bis zum Jahre 1849 erschienen. Sie hatten sich eines großen Leserkreises zu erfreuen und bekundeten, daß W. „auf geschichtlichem Hintergrunde romantische Gruppen zu componiren und durch geschickte Benutzung der Localitäten und originelles Costüm anzuziehen und zu fesseln verstehe". Karl Goedeke faßte sein Urtheil dahin zusammen: „Ein Erzähler recht nach dem Herzen der Abendzeitung, faßlich, breit, voll alltäglicher Erfindung und fast unerschöpflicher Schreiblust; im übrigen doch ein heilsames Gegengewicht gegen die Unsittlichkeiten des Berliner Clauren bietend".

K. G. Nowack, Schlesisches Schriftsteller-Lexikon. 3. Heft, S. 152. — Goedeke III, 718. Franz Brümmer.

Wachsmuth: Adolf W., hervorragender Arzt und Kliniker, wurde am 10. Mai 1827 in Neuhaus an der Elbe in Hannover geboren. Er wurde zuerst von seinem Vater, der als Lehrer an der Volksschule thätig war, unterrichtet und kam dann 1841 in das Gymnasium in Lüneburg. Im J. 1846 bezog er die Universität Göttingen und widmete sich dem Studium der Medicin. Er fand es möglich neben seinen eifrigen und fleißigen Arbeiten sich am studentischen Leben zu betheiligen: er gehörte als eifriges Mitglied einer progressistischen Verbindung Allemannia an. Leider zeigte sich bereits während der Studienzeit der erste Anfang jener Erkrankung, die ihm einen frühen Tod bringen sollte: er hatte wiederholt kleine Lungenblutungen (Haemoptoe); nur große Vorsicht und Regelmäßigkeit der Lebensweise ließ ihn wieder genesen. Am 15. August 1849 wurde W. in Göt-

tingen zum Doctor der Medicin promovirt und begab sich nun nach Berlin, um daselbst seine medicinischen Studien fortzusetzen. Im Herbst 1850 nach Göttingen zurückgekehrt, wurde er Assistent an der medicinischen Klinik, die damals unter Professor Fuchs' Leitung stand. Im Sommer 1852 habilitirte er sich für innere Medicin — er hatte unterdeß in Hannover das Staatsexamen glücklich bestanden und war erster Assistent an der medicinischen Poliklinik geworden. Im December 1855 starb Professor Fuchs und nun wurde W. zum Leiter der medicinischen Klinik ernannt. Er verwaltete dieses Amt zu voller Zufriedenheit der Facultät bis zum Beginn des Winters 1856, um dann die Klinik dem neu ernannten Professor Hasse zu übergeben. — Nun wandte sich W., der wiederum in das Amt des ersten Assistenten der medicinischen Poliklinik eingerückt war, psychiatrischen Studien zu. Damals bestand in Göttingen noch keine psychiatrische Klinik — W. hoffte, daß eine solche Klinik gegründet werden würde; die Regierung unterstützte seine Bestrebungen, gewährte ihm eine Reiseunterstützung, damit er aus eigener Anschauung Irrenanstalten kennen lerne. Von nun an zog W. auch die Psychiatrie in den Kreis seiner Vorlesungen. Allein es kam Alles anders, als es geplant war: Das in W. schlummernde Lungenleiden erwachte aufs neue — er wurde aufs Krankenlager geworfen; seine Freunde waren sehr besorgt um ihn. Aber er erholte sich noch ein Mal und begann aufs neue seine unterbrochene Lehrthätigkeit, freilich zunächst ohne Aussicht auf eine selbständige Stellung: Die Regierung hatte die Absicht, eine Irrenklinik einzurichten, bald wieder aufgegeben. — Da kam — völlig unerwartet — ein Ruf nach Dorpat. Der bisherige Leiter der Dorpater medicinischen Klinik P. Uhle hatte Dorpat verlassen und war nach Jena übergesiedelt, um die dortige Klinik zu übernehmen. — W., erfreut eine feste Stellung zu finden, nahm ohne langes Zögern den Ruf an, verheirathete sich mit Bertha Murray, einer Urenkelin des berühmten Pharmakologen, und zog fröhlichen Muthes im J. 1860 nach Dorpat, um sich hier seinen eigenen Heerd zu gründen. Leider war es ihm nicht vergönnt, sich lange Zeit seines Lebens zu freuen. Seine Wirksamkeit in Dorpat war entschieden eine sehr angenehme; wohl angesehen als Professor bei seinen Collegen und Studirenden, beliebt als Arzt bei Reich und Arm, geachtet und verehrt von vielen Freunden, die er durch seine Liebenswürdigkeit und Wohlwollen schnell erworben, konnte er sich auch in seiner eigenen Häuslichkeit glücklich preisen. Allein das nordische rauhe Klima wirkte nicht günstig auf Wachsmuth's Gesundheitszustand ein: Im Frühjahr 1864 unternahm er mit seiner kleinen Familie eine Reise nach Deutschland, um seinen geliebten und verehrten Vater zu besuchen und sich selbst zu erholen. Er fand den Vater nicht mehr lebend — und nicht so freudig als er fortgereist war, kehrte er nach Dorpat zurück. Er wäre lieber in Deutschland geblieben, doch mußte er im sonnenlosen dunkeln Norden aushalten und die Sehnsucht nach dem wärmeren Süden unterdrücken. — Im Herbst stellte sich wieder das alte Leiden ein — es kam zu leichten Lungenblutungen — um die Weihnachtszeit erkrankte er schwer, konnte aber im Beginn des Jahres 1865 seine klinischen Vorlesungen halten. Da traten zu der lange bestehenden Lungentuberculose Mitte März ziemlich plötzlich die Erscheinungen einer schweren Gehirnhautentzündung auf — nach langem schwerem Leiden entschlummerte W. sanft am 13. April 1865. „So endete ein Leben, das mehr Leid als Freud, mehr Arbeit und Mühe als Lohn und Ruhm aufzuweisen hat, — ein Menschenleben, wie so viele untergehen, da die Sonne einer besseren Zukunft ihm anfing zu leuchten". (Ziemssen.) W. hat — trotz seiner vielfach praktischen Thätigkeit als Arzt und als Lehrer — außerordentlich fleißig auf litterarischem Gebiet gearbeitet. Er hat eine große Reihe streng wissenschaftlicher Abhandlungen in verschiedenen medicinischen Zeitschriften veröffentlicht: Ueber progressive Muskel-

atrophie und über die Function der Vorkammern (in Henle und Pfeufer's Zeitschrift): über Temperaturbeobachtungen bei Geisteskrankheiten, zur allgemeinen Pathologie der Geisteskrankheiten; zur allgemeinen Pathologie der Manie; zur Lehre vom Fieber u. s. w. — An Monographien seien hier genannt: „Allgemeine Pathologie der Seele“ (Frankfurt a/M. 1859), ein Werk, wodurch W. sich in psychiatrischen Kreisen einen guten Namen erwarb; ferner „Ueber progressive Bulbär-Paralyse und die Diplegia facialis“ (Dorpat 1864).

W. war ein ausgezeichneter Lehrer; er verstand es, wie kaum ein anderer, nicht nur seine Zuhörer zu fesseln, sondern auch zu belehren. Er hatte einen sehr angenehmen, außerordentlich klaren Vortrag. W. war aber auch ein vortrefflicher Arzt; ruhig und mild am Krankenbett, liebenswürdig und freundlich gegen die Kranken, gewann er schnell das Vertrauen Aller. Ueberaus sicher und scharf in der Diagnose — geübt in allen Hülfswissenschaften der Medicin; besonnen und vorsichtig in der Untersuchung, vereinigte er in sich alles, was zu einem hervorragenden Kliniker gehört.

Deutsches Archiv für klinische Medicin. I. Band. Leipzig 1860, S. 136 bis 136. — Ziemssen, Nekrolog auf Wachsmuth. (Daselbst ein Verzeichniß aller litter. Arbeiten Wachsmuth's.) L. Stieda.

Wachsmuth: Ernst Wilhelm Gottlieb W., Geschichtschreiber. Geboren zu Hildesheim am 28. December 1787 als der Sohn so wenig bemittelter Eltern, daß er mit Mühe und Noth und nur unter den größten Anstrengungen das Gymnasium seiner Vaterstadt besuchen und absolviren konnte. Im J. 1803 bezog er die Universität Halle, um Theologie zu studiren, was zunächst mit solchem Eifer geschah, daß 1805 eine von ihm vorgelegte theologische Abhandlung mit einem Preise gekrönt wurde. Der Mangel an Mitteln veranlaßte ihn aber schon das Jahr darauf eine Lehrerstelle an der Klosterschule zu Magdeburg zu übernehmen, eine Wendung seines Lebens, die dazu führte, daß er sich von der Theologie gänzlich abwandte und gänzlich dem Studium der alten und neuern Sprachen hingab. Auf diesem Wege schien zunächst seine Zukunft zu liegen. Im J. 1811 promovirte er zu Halle mit einer lateinischen Abhandlung über die grammatische Vergleichung der französischen und italienischen Sprache und folgte zugleich einer Berufung als Subrector an das Gymnasium zu Zerbst. Dieser philologischen Richtung getreu, kehrte er 1815 als Lehrer an der Hauptschule der vereinigten Gymnasien und zugleich als Lector oder außerordentlicher Professor der neueren Sprachen an der Universität nach Halle zurück. In dieser Zeit erschien von ihm eine „Grammatik der englischen Sprache“ (Halle 1816) und gab er zugleich mit Günther die humanistische Zeitschrift Athenäum (1816 bis 1818) heraus. Obwol er nun auch anfing, sich mit geschichtlichen Studien und Arbeiten zu beschäftigen, so betrachtete ihn die gelehrte Welt nach wie vor als Philologen und er erhielt noch im J. 1820 den Ruf als Professor der alten und neuen Sprachen und als Director des philologischen Seminars an die Universität Kiel. Hier fuhr er fort in seiner Weise sich auch litterarisch zu bethätigen, folgte aber im J. 1825 dem Rufe als Professor der Geschichte an die Universität Leipzig. Und jetzt vollzieht sich seine vollständige Lossagung von der Philologie und die unbedingte Hingabe an die Geschichte sowol als Lehrer wie als Schriftsteller. Noch in Halle hatte er auch geschichtliche Vorlesungen gehalten und eine „Geschichte des römischen Staates neu untersucht“ und den „Entwurf einer Theorie der Geschichte“ veröffentlicht und auch seine Arbeiten in Kiel verfolgen diese Richtung, so daß der nun erfolgende ausschließliche Uebergang zur Geschichte uns in keiner Weise verwundern kann. Seine mehr als vierzig Jahre ausfüllende litterarische Thätigkeit beginnt mit einem „Grundriß der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten“ (1826),

läßt darauf allerdings drei Jahre später eine „Hellenische Alterthumskunde“ folgen, dagegen sind die späteren, zahlreichen und zum Theile recht umfangreichen Schriften mehr der neueren als alten Geschichte gewidmet. Es wird nicht nöthig sein, an dieser Stelle alle die verschiedenen einzelnen Werke Wachsmuth's namhaft zu machen, die Mehrzahl von ihnen ist gegenwärtig in den Hintergrund getreten, ohne darum für ihre Zeit werthlos zu sein, wie z. B. die „Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter“ (2 Bde., 1840), die freilich mit den bald darauf folgenden Werken in Frankreich und noch mehr in Deutschland den Vergleich in keiner Weise aushalten können. Die Schriften anderer Art, wie etwa die „Allgemeine Culturgeschichte“ (1850—52, 3 Thle.), wollen dagegen von einem compilatorischen Charakter nicht freigesprochen werden. Dasselbe gilt ungefähr auch von der „Europäischen Sittengeschichte“ (1831—39, 5 Thle.). Die „Geschichte deutscher Nationalität“ (1860—62) erfreute sich wenigstens einer unverkennbaren Originalität, ohne freilich in die Tiefe zu gehen. Ein ähnliches muß von der „Geschichte der politischen Parteiungen alter und neuer Zeit“ gesagt werden. Verdienstlich war die Schrift über den „Weimarischen Musenhof in den Jahren 1772—1807“. Mit der „Geschichte von Hochstift und Stadt Hildesheim“ hat er seiner Vaterstadt den Zoll der Dankbarkeit abgetragen. Als Lehrer war er den Umständen nach eifrig, Schule hat er aber nicht gemacht. Im Leben wandelte er die Mittelstraße. Er starb am 23. Januar 1866.

Wegele.

Wachtel: Theodor W., Tenorist, am 10. März 1823 zu Hamburg als Sohn eines Droschkenbesitzers geboren, war nach des Vaters Tode selbst als Fuhrhalter thätig, bis seine Stimme, ein außerordentlich schöner und kräftiger lyrischer Tenor von großem Umfange, entdeckt wurde. Seine erste Lehrerin war Julie Grandjean in Hamburg. Den ersten Bühnenversuch machte der Sechsundzwanzigjährige auf dem Stadttheater seiner Vaterstadt; kurz vorher, am 1. März 1849, hatte er bereits in einem von ihm selbst veranstalteten Concert, in dem auch sein Landsmann Johannes Brahms mitwirkte, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken gewußt. Als Anfänger war er zunächst ein Jahr lang am Hoftheater in Schwerin thätig, dann wandte er sich nach Würzburg, wo er durch den Unterricht des Capellmeisters Witt und der Sängerin Beck-Weichselbaum gefördert wurde. Im J. 1852 folgte er einem Rufe an das Darmstädter Hoftheater. Hier sang er u. a. bei der ersten Tannhäuser-Aufführung den Walther, und im J. 1853 die Titelrolle im Postillon von Lonjumeau, in der er später die größten Erfolge hatte. 1854—58 war er in Hannover, dann in Kassel thätig, der Wiener Hofoper gehörte er von 1863—65 an. Gastspiele führten ihn auf sämmtliche größeren Opernbühnen Deutschlands, außerdem von 1862—68 alljährlich für mehrere Monate nach London, wo er auf der italienischen Bühne des Coventgardentheaters sang, ferner 1869 nach Paris, 1871 und 78 nach Amerika. Eine feste Bühnenstellung nahm er seit dem Ende der 60er Jahre nicht mehr an. Seinen Ruhesitz wählte er erst in Wiesbaden, später nach mehrjährigem Aufenthalt in Berlin in Frankfurt a. M., wo er am 14. November 1893 starb. Seine besten Rollen waren außer dem Postillon: George Brown, Sever, Lyonel, Vasco de Gama. — Wachtel's musikalische Bildung ist immer gering geblieben, um so besser war die rein technische Schulung seiner Stimme, die es ihm ermöglichte, noch am Vorabend seines siebzigsten Geburtstages bei einem Wohlthätigkeitsconcert vor dem Berliner Publicum zu erscheinen; der Glanz des herrlichen Organs hatte sich fast ganz unversehrt erhalten. Inbezug auf schauspielerische Darstellung und geistige Durchdringung seiner Rollen ist W. in allen Fällen selbst hinter bescheidenen Ansprüchen zurückgeblieben.

Ueber Wachtel vgl. Hermann Knispel, Das Großherzogl. Hoftheater zu Darmstadt. — Jahrbücher der Theater zu Hamburg, Schwerin, Würzburg, Hannover, Kassel, Wien. — Neuer Theater-Almanach 1895.

M. Friedlaender.

Wachter: Ferdinand W., Geschichtsforscher. Geboren am 29. Juni 1794 zu Renthendorf im (weimarischen) Neustädter Kreise, wo sein Vater ein Rittergut besaß. Seit 1807 besuchte er die Domschule zu Naumburg und bezog dann 1816 die Universität Jena. Hier wendete er sich zuerst der Rechtswissenschaft zu, verließ sie jedoch bald und vertauschte sie mit historischen und germanistischen Studien. Im J. 1819 erlangte er den Grad eines Doctors der Philosophie und habilitirte sich 1820 durch eine lateinische Abhandlung über die Bedeutung der Siegfriedsage. Seine Wirksamkeit als akademischer Lehrer war wol niemals groß und er wurde daher erst im J. 1834 auf Eichstädt's Antrag zum außerordentlichen Professor befördert. Im J. 1854 nahm er seine Entlassung, um die Bewirthschaftung seines in der Nähe von Plauen gelegenen Gutes selbst zu leiten, ließ sich aber doch zugleich in dem weimarischen Städtchen Lobeda nieder und hier ist er im eignen Hause von räuberischer Hand am 20. Juli 1861 ermordet worden. Die Bedeutung Wachter's liegt in seiner schriftstellerischen Thätigkeit, die freilich heut zu Tage so ziemlich der Vergessenheit anheimgefallen ist. Das wichtigste waren ohne Zweifel seine Arbeiten über die thüringische Geschichte im Mittelalter und die Uebersetzung von Snorre Sturlason Heimskringla (Weltkreis). Außerdem arbeitete er vielfach für die Encyclopädie von Ersch und Gruber, für das Pierer'sche Lexikon, den Nekrolog der Deutschen und die Jenaische Lit. Zeitung u. s. w. Auch alle diese seine Arbeiten bewegten sich fast ausschließlich auf dem geschichtlichen Gebiete und zeichnen sich durch Gründlichkeit aus, leiden jedoch an einer nicht zu verkennenden Formlosigkeit. W. war im Leben ein Original, freilich der traurigsten Art. Bei aller Arbeitsamkeit menschenscheu, fast jedem Verkehr abhold und nur auf sich selbst zurückgezogen, auch noch in seiner Jenaer Zeit, und dabei doch von nicht geringer Wohlhabenheit, die zuletzt die Hand des Mörders gegen ihn bewaffnete. Er hat sich, zumal in den Jahren von 1820 bis 1824, vielfach als Dichter versucht, eine Thätigkeit, die aber an dieser Stelle nur der Vollständigkeit halber Erwähnung finden kann.

Zu vgl. H. Döring im Jenaischen Universitäts-Almanach von 1848, wo (S. 175 ff.) Wachter's Schriften aufgeführt sind. — Günther, Lebensskizzen der Universität Jena seit 1558 bis 1858, S. 255. — Augsb. A. Zeitung, Beil. 1861.

Wegele.

Wachter: Friedrich v. W., großherzoglich hessischer General der Infanterie, am 7. Februar 1788 zu Darmstadt geboren, trat 1805 als Freicorporal in den Kriegsdienst seines Heimathlandes und ward 1806 zum Second-, 1809 zum Premierlieutenant befördert. In der Schlacht bei Wagram büßte er am 6. Juli jenes Jahres ein Auge ein, seine Herstellung nahm längere Zeit in Anspruch, erst in den Feldzügen von 1813, 1814 und 1815 konnte er, zum Capitän aufgestiegen, wieder im Felde erscheinen. In langem, nur durch seine Theilnahme an den kriegerischen Ereignissen des Jahres 1849 in Baden unterbrochenen Friedensdienste rückte er von Stufe zu Stufe weiter auf bis er, nachdem er 1853 zum charakterisirten Generallieutenant und zum Commandanten von Darmstadt ernannt war, 1862 wirklicher Generallieutenant und Kriegsminister wurde. Seiner Wirksamkeit als solcher wird zur Last gelegt, daß er, den preußischen Einrichtungen abhold, sich gegen die Ansichten und Vorschläge der Artillerie ablehnend verhalten und so die Verschiedenheit und Zweckwidrigkeit des 1866 zur Verfügung stehenden Geschützbestandes veranlaßt habe (Allgemeine Militärzeitung, Darmstadt 1894, Nr. 66). Gegen das Ende dieses Jahres trat er in den Ruhestand.

Am 16. Juli 1855 war er gelegentlich der Feier seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums zum zweiten Inhaber des 4. Infanterieregiments (Prinz Karl) ernannt und gleichzeitig war ihm der erbliche Adelstand verliehen, 1865 war er zum General der Infanterie befördert. Am 16. August 1876 ist er zu Bensheim an der Bergstraße gestorben. — W. war nächst seinem Schwager, dem Geheimen Staatsrath Dr. Zimmermann, der Hauptförderer der durch sie im J. 1826 begründeten Allgemeinen Militär-Zeitung, bis zu seinem Tode ist er derselben ein treuer und fleißiger Mitarbeiter gewesen. Als selbständiger Schriftsteller ist er namentlich mit einem „Versuch einer Elementartaktik der Infanterie und deren Anwendung in verschiedenen Gefechtsverhältnissen des Bataillons, basirt auf das Compagniecolonnen-System" (2. Auflage, Darmstadt 1861) hervorgetreten.

Allgemeine Militär-Zeitung, Darmstadt 1876, Nr. 35 und Nr. 39.

B. Poten.

Wachter: Georg W., evangelischer Geistlicher, † nach 1732. W. ist als langjähriger Superintendent zu Memmingen in Württemberg und als theologischer Schriftsteller im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts bekannt geworden. Er wurde zu Memmingen, wo auch sein Vater Superintendent war, im J. 1652 geboren. Seine theologische Bildung empfing er auf verschiedenen Universitäten: er ging 1670 nach Tübingen, 1673 nach Straßburg, 1677 nach Leipzig und 1679 nach Wittenberg. 1682 wurde er Prediger zu Woringen, einem Memmingschen Dorfe, 1687 in der Stadt Memmingen; hier erhielt er 1703 die Superintendentur, in welcher er 1732 sein 50jähriges Amtsjubiläum feierte. Noch in seinem hohen Alter erfreute er sich solcher geistigen Regsamkeit, daß er selbst noch wenige Jahre vor diesem Jubiläum die „rabbinische" Sprache, und zwar in kurzer Zeit erlernte.

Seine Schriften sind: „Christliche Glaubenslehre und Lebens-Pflichten" (Augsburg 1714); „Prediger Salomonis aus dem Grundtext übersetzt" (ebd. 1724). Sodann anonym: „Augenscheinliche Erweisung, daß Gottfried Arnold Theodoti Fragmentum de Valentinianis weder verstanden noch getreulich übersetzt habe, samt dienstfreundlicher Bitte durch G. W. E. M." [Georg Wachter, Ephorus Memmingensis]. — „Vorstellung vieler vorsätzlichen Verfälschungen Arnolds."

Vgl. Jacob Ehrhart, Vermischte Gedancken von Jubilaeis auf das Jahr 1732, in welchem Herr Georg Wachter sein Amtsjubiläum begeht, nebst dessen Lebenslauf und Schriften. Memmingen 1732 (7 Bogen). Auszug daraus in Unschuldige Nachrichten, Jahrg. 1732, S. 502 und 503. — Ueber die Anonyma vgl. Mylius, Biblioth. Anonymor. p. 1225. — Zedler, Universal-Lexikon, Bd. 52 (1747), S. 346. P. Tschackert.

Wachter: Johann Georg W., Gelehrter, wurde am 7. März 1663 als Sohn des Stadtphysikus Jakob W. und seiner Gattin, Marie Katharina Zweiflin aus Stuttgart, in Memmingen geboren. Nachdem er die lateinische Schule besucht hatte und durch Privatstunden in der Trigonometrie und Zeichenkunst gefördert worden war, bezog W. 1689 die Universität Tübingen, um sich nach dem Willen des Vaters in dem dortigen Kloster der Theologie zu widmen. 1693 kehrte er in die Heimath zurück und unternahm nun, um einer Anstellung in dem ihm nicht zusagenden Berufe zu entgehen, eine größere Reise, die ihn über Leipzig und Halle nach Berlin und Frankfurt und 1698 mit Unterstützung des Kurfürsten von Brandenburg nach Holland führte. Bei dieser Gelegenheit lernte er in Amsterdam Joh. Peter Speeth kennen. Dieser war vom Katholicismus zum Judenthum übergetreten und gerieth hier über seine Ansichten mit W. in einen gelehrten Streit, der die Veranlassung wurde zu Wachter's Streitschrift „Der Spinozismus im Jüdenthumb, oder die von dem heutigen Jüdenthumb

und dessen Geheimen Kabbala Vergötterte Welt, an Mose Germano sonsten Johann Speeth, von Augsburg gebürtig, befunden und widerleget von J. G. Wachter" (Amsterdam 1699). Inzwischen hatten sich Wachter's Gönner in Berlin bemüht, ihm nach seiner Rückkehr eine Stelle bei der philosophischen Facultät zu Duisburg zu verschaffen; doch zerschlug sich diese Aussicht durch einige Schwierigkeiten wegen der Besoldung; dagegen ward ihm nun „bis auf weitere Verordnung zum nothdürftigen Unterhalte eine Pension bei dem Monte pietatis angewiesen". Während dieser Wartezeit beschäftigte sich W. mit Studien auf der Berliner Bibliothek und der Malerakademie. Von 1707 an bis zum Tode des Königs erhielt er dann ein Jahrgeld ausgesetzt, wofür er bei allen Feierlichkeiten des Hofes die Verfertigung der Aufschriften und Devisen zu besorgen hatte. Unter Friedrich Wilhelm I. wurde W. auch in die Societät der Wissenschaften aufgenommen. 1722 aber verlor er durch die Beschränkungen des Königs seine Besoldung und siedelte nun nach Dresden, bald darauf aber nach Leipzig über, „allwo er die Etymologie der deutschen Sprache als ein Bret im Schiffbruche ergriffen, und erstlich das kleine, hernach das große Glossarium geschrieben: kaum war diese Arbeit vollendet, so hat der Rath in Leipzig . . . . . ihm das Verzeichniß der griechischen und römischen Münzen bei seiner angesehenen Bibliothek zu verfertigen aufgegeben, und ihm eine ansehnliche Besoldung auf Lebenszeit ausgesetzet". Er starb am 7. November 1757.

Am bekanntesten hat sich W., der sich durch eine umfassende Gelehrsamkeit und verdienstliche Forschungen um die deutsche Sprache auszeichnete, durch seine beiden Wörterbücher gemacht, von denen das kleine als „Glossarium Germanicum, continens origines et antiquitates linguae Germanicae hodiernae. Specimen ex ampliore farragine decerptum" (Leipzig 1727) und das große unter dem Titel „Glossarium Germanicum, continens origines et antiquitates totius linguae Germanicae, et omnium paene vocabulorum, vigentium et desitorum. Opus bipartium et quinque indicibus instructum" (Leipzig 1737 fol.) erschien, in deren gleichlautender praefatio er die Deutschen und ihre Sprache als von den alten Kolonisten Asiens und Europas, so von den Skythen, Phrygiern und Kelten, ausgegangen annimmt. Das Angelsächsische aber erklärt er für die älteste Tochter des Keltischen und für älter als seine Schwestersprachen, das Gothische, Fränkische und Alamannische. Bei seinen Worterklärungen geht er, soweit ihm das möglich ist, auf die Quellen der deutschen Sprache zurück, so beim Gothischen auf das gothische Evangelium, über dessen Sprache, wie sie der Codex argenteus bietet, er schon 1722 in Berlin eine lateinische Abhandlung schrieb (Handschrift in der Leipziger Stadtbibliothek). Von seinen weiteren Schriften ist dann hauptsächlich noch die „Archaeologia numaria, continens praecognita nobilissimae artis, quae nummos antiquos interpretatur" (Leipzig 1740, mit Kupfern) hervorzuheben.

Leben Herrn Johann George Wachter's, aus seiner eigenen Handschrift in Bd. 9 der Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste (Leipzig 1763), S. 160—171. — Meusel, Lexikon der bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller, Bd. 14, S. 305 fg. (mit einer Aufzählung seiner Schriften). — Raumer, Geschichte der germanischen Philologie (1870), S. 183 f. — Einen kleineren Briefwechsel zwischen P. Placidus Amon in Melk und Wachter über die Absicht des ersteren, eine Sammlung altdeutscher Schriften zu veröffentlichen, worüber er die Meinung des Gelehrten zu hören wünscht, und über Wachter's Wunsch, sein großes Glossarium dem Kaiser zu dediciren, hat R. Schachinger in den Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner- und Cistercienser-Orden, Bd. 9, S. 432—35 (1888) veröffentlicht.

Max Mendheim.

Wächter: Georg Philipp Ludwig Leonhard W., Schriftsteller und Historiker, wurde am 25. November 1762 als drittes Kind des Diakonus Johann Leonhard W. († am 26. October 1798) und seiner Gattin Henriette Eleonore Friederike, geb. Oesterreich († am 6. Mai 1797), in Uelzen geboren, besuchte die dortige Stadtschule, ward außerdem vom Vater weiter unterrichtet und fand zugleich in der alten Kirchenbibliothek manche Schätze, die seine Neugier reizten und wol auch auf seine spätere Beschäftigung mit dem Wesen des Mittelalters nicht ohne Einfluß gewesen sein mögen. Bei den beschränkten Mitteln des Vaters wurde der Knabe zunächst für den Soldatenstand bestimmt, konnte sich aber dann, als der Vater 1776 zum Diakonus bei der St. Michaeliskirche in Hamburg erwählt wurde, doch noch auf das Universitätsstudium vorbereiten. Im achtzehnten Jahre trat er in die zweite Classe des Hamburger Johanneums ein und bezog Ostern 1783 die Universität Göttingen, um dort Theologie zu studiren.

Schon seit seinem neunzehnten Jahre versuchte er sich mit poetischen Arbeiten und konnte als er zur Universität ging an Gedichten, Erzählungen und Dramen, die fast alle Stoffe aus der älteren Geschichte behandeln, zusammen 31 fertige Stücke verzeichnen, von denen allerdings später nur eines, „Rudolf von Erlachs Tod", gedruckt worden ist. Auch in Göttingen beschäftigte sich W., außer mit der Theologie, eifrig und eingehend mit altdeutscher Kunst, Litteratur und mit geschichtlichen Quellenstudien, schrieb auch hier wieder mehrere Schauspiele und andere poetische Kleinigkeiten und betheiligte sich im August 1784 an der Gründung einer „litterarischen Gesellschaft", zu deren Ehrenmitglied Bürger ernannt wurde, der sich eben als Docent in Göttingen niedergelassen hatte. Bürger war es dann auch, der ihn aufmunterte, die „Sagen der Vorzeit", von denen W. hier die drei, den ersten Band füllenden vollendet hatte, drucken zu lassen. Ostern 1786 kehrte er in das elterlichr Haus nach Hamburg zurück, bestand hier am 30. October die theologische Prüfung und füllte nun neben der schriftstellerischen Thätigkeit (Umarbeitung einiger früheren Schriften, mehrere Dramen, wie „Der Lindwurm", „Recensentenkitzel", weitere Sagen der Vorzeit, ein größerer Aufsatz „Ueber das Gute und Böse des Mittelalters", der 1790 in dem Hamburger „Journal aller Journale" erschien, sowie der erste Abschnitt einer Geschichte Hamburgs) seine Zeit durch Unterrichtertheilen aus; auch predigte er mehrmals mit Glück, erlangte jedoch kein geistliches Amt und wollte deshalb 1788 nochmals nach Göttingen gehen, um die Rechte zu studiren, als seine geliebte Braut, Marie Meyer, starb. W. verfiel durch diesen harten Schlag in tiefe Schwermuth, von der er erst durch einen Aufenthalt in der Einsamkeit des Sachsenwaldes genas. Von hier aus folgte er einer Einladung nach Berlin, wo ihm Aussicht auf eine Professur am Grauen Kloster gemacht wurde; doch zerschlugen sich die Unterhandlungen bald, als W. sich weigerte auf die im Wöllnerischen Sinne ihm gestellten Bedingungen einzugehen. Während der folgenden zwei Jahre hielt er sich abwechselnd in Hamburg, Lübeck und Friedrichsruhe auf und arbeitete wieder an neuen Sagen der Vorzeit, ferner an der „Betfahrt des Bruders Gramsalbus", die 1793 als erster (und einziger) Band der „Holzschnitte" erschien.

Von Begeisterung für die Sache der französischen Revolution ergriffen, entschloß er sich beim Ausbruch der Revolutionskriege für die Freiheit in den Kampf zu ziehen. Er ging nach Frankreich (über seine und seines Freundes Philipp Wilhelm Diede Gefangennahme durch französische Emigranten bei ihrer Fahrt auf dem Rhein am 8. Juli 1792, wobei sie durch ihre Freiheitslieder Anstoß erregten, vgl. den Anhang zu Wächter's „Der Nachtbothe oder Geschichten der französischen Auswanderung und der dabei vorgefallenen Liebesabentheuer und

politischen Begebenheiten“ [1793] und P. Wilhelmi's [d. i. Diede] „Ausflüge nach dem Niederrhein ꝛc.“ [1823] S. 67 ff.), wurde Hauptmann bei einem berittenen Regimente unter Dumouriez, nahm an der Schlacht von Jemappes (6. Nov. 1792) theil, wo er am Kopfe verwundet wurde, und folgte dem Heere bis zu dessen Auflösung, nach der verlorenen Schlacht bei Neerwinden (18. März 1793), worauf er in die Heimath zurückkehrte. Hier vollendete er nun (im Nov. 1793) zunächst die „Gründung der Bürgerfreiheit Hamburgs“, deren erste Scenen bereits 1791 in der „Hamburgischen Monatschrift“ erschienen waren, eine wenn auch in dramatischer Form geschriebene, so doch keineswegs als Drama gedachte Schilderung aus der hanseatischen Geschichte, die ihm auch noch zu weiteren, dann aber nicht ausgeführten „Historien“ den Stoff geben sollte.

Als 1793 sein ehemaliger Universitätsfreund, der nachherige Schulrector Prof. Joh. Ludw. Voigt nach Hamburg übersiedelte und hier eine Erziehungsanstalt gründete, übernahm auch W. auf dessen Aufforderung einige Unterrichtsstunden und zog nach dem Tode seiner Eltern (1797 und 1798) ganz in das Voigt'sche Haus. Trotzdem er jetzt mit Voigt zugleich die Leitung der Anstalt führte, blieb ihm doch noch Zeit genug zur Fortführung seiner schriftstellerischen Thätigkeit und für einige größere Reisen (so 1807 nach London, dann nach Wien und in die Schweiz). Von seinen poetischen Arbeiten in dieser Zeit ist außer einem bis fast auf 3 Acte vollendeten und schon 1792 begonnenen Entwurf „Die Eidgenossen“ (d. h. die Westgothen in Spanien im 6. Jahrhundert werden hier von ihm so genannt), der ihn aber auch später wieder beschäftigte, sein Schauspiel „Wilhelm Tell“ zu nennen, an dem er wol schon 1797 stark arbeitete, wenigstens zeigt sein Verleger, Maurer in Berlin, für Johannis 1798 das Erscheinen eines „Wilhelm Tell. Ein historisches Gemälde von Veit Weber. Mit Kupfern“ an. Wahrscheinlich ist das Stück zunächst liegen geblieben und erst später wieder aufgenommen worden. Bereits im Sommer 1801 ging dann das Gerücht, daß auch Schiller sich mit dem gleichen Stoffe beschäftige und als dies während des Jahres 1803 sich als Gewißheit herausstellte, hat W. mit Recht von vornherein darauf verzichtet, seinen Tell, der 1804, kurz vor dem Schiller'schen erschien, auf die Bühne zu bringen; doch hat er ihn 1819 noch einmal, und zwar für die Bühne, umgearbeitet. Als dann die Franzosenzeit für Hamburg nahte und der Ruf nach den Waffen erscholl, hat auch W. mit vielen seiner Schüler diesem Folge geleistet und während der Belagerung der Stadt als Adjutant des Oberspritzenmeisters Repsold (s. A. D. B. XXVIII, 233 f.) treu ausgehalten. Die Ereignisse dieser Zeit hat er später zum Theil in seinen Vorlesungen dargestellt. Zwei von ihm damals, am 24. April 1813 und am 11. Juli 1814 gehaltene Reden erschienen 1815 unter dem Titel „Für Freiheit und Recht“ im Druck. Als nach dem Frieden Voigt als Schulinspector nach Riga ging (er starb hier am 8. Januar 1835), übernahm W. allein die Leitung der Anstalt, die nun fast seine ganze Zeit in Anspruch nahm. Am 27. August 1821 vermählte er sich mit der Wittwe Friederike Moltrecht, geb. Preller (sie starb am 13. Januar 1866), die ihm fünf Kinder aus erster Ehe zubrachte und dann noch zwei Knaben und ein Mädchen schenkte. Seine letzte Veröffentlichung waren die „Jugendunterhaltungen“ (1827); zu gleicher Zeit sah er sich wegen zu geringer Frequenz genöthigt, die Schulanstalt aufzugeben. Privatunterricht und Vorlesungen, für die er sich nun hauptsächlich in historische Studien vertiefte, sowie eine Stellung als Hülfsarbeiter an der Hamburger Stadtbibliothek mußten ihm für die folgende Zeit einen geringen Unterhalt schaffen. Am 11. Februar 1837 erlag er der damals heftig auftretenden Grippe.

Als Schriftsteller ist W. oder Veit Weber, wie er sich als solcher nennt, hauptsächlich durch seine „Sagen der Vorzeit“ (7 Bände 1787—98) bekannt,

eine Sammlung, theils langer, theils kurzer verschiedenartiger Erzählungen, deren einzelne Stücke (es sind dies: in Bd. 1 „Männerschwur und Weibertreue“, „Der Harfner“, „Ritterwort“, in Bd. 2 „Wolff“, „Das heilige Kleeblatt“, „Der Müller im Schwarzthal“, „Der graue Bruder“, in Bd. 3 „Tugendspiegel“, in Bd. 4 „Die Teufelsbeschwörung“, „Die Brüder des Bundes für Freiheit und Recht“, in Bd. 5 „Beschluß der Brüder des Bundes ꝛc.“, in Bd. 6 „Die Vehme“, in Bd. 7 „Der Fündling von Egisheim“, „Glaubensmuth“, „Nackt und bloß“), allerdings von sehr ungleichem Werthe sind. Sie gehören zu jenen Dichtungen, und zwar theilweise zu den besseren, die Goethe’s Goetz von Berlichingen hervorrief, fanden auch thatsächlich als Gegenstücke zu den überschwänglich sentimentalen Romanen, die aus empfindsamen englischen Familienromanen hervorgegangen waren, begeisterte Aufnahme, wurden vielfach nachgedruckt, nachgeahmt (so erschienen mit ähnlichem Titel „Sagen der böhmischen Vorzeit“, „Sagen der österreichischen Vorzeit“, „Romantische Sagen der Vorzeit“ u. a.) und übersetzt, ließen aber freilich in den späteren Bänden immer mehr zu wünschen übrig. Bei mehreren, selbst bei den längsten (z. B. „der Vehme“) ist wie auch bei dem ähnlichen Stücke der „Historien“ durchweg die dramatische Form gewählt; die Sprache ist oft der mittelalterlichen nachgeahmt, leider vielfach affectirt wie auch im „Gramsalbus“, der zu demselben Genre gehört. Während viele dieser Erzählungen von edlen und schändlichen Rittern, von Mordthaten, Untreue, Intrigue den gewöhnlichen Ritterromanen gleichen, zeichnen sich andere, so die liebliche, romantische Erzählung „Der Harfner“, eine Verherrlichung edler, treuer Liebe zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern, ferner die kleine Erzählung „Ritterwort“ mit den prächtig gezeichneten Gestalten der beiden alten Ritter, vortheilhaft vor diesen aus. Ein Gemisch von derbem Humor und oft geradezu frivolem Spott und Hohn auf Einrichtungen der katholischen Kirche sind die in sechs Abenteuern geschilderten Erlebnisse des boshaften, faulen, unwissenden, wollüstigen, ehrgeizigen und habsüchtigen Mönchs Gramsalbus, einer Gestalt, wie sie nicht gröber in den Schwänken des Mittelalters dargestellt sein könnte.

Von den Dramen Wächter’s kommt hauptsächlich sein „Tell“ in Betracht, ein Schauspiel in fünffüßigen Jamben, die zwar meist rein sind, aber oft einen recht schwerfälligen und unverständlichen Satzbau verursacht haben. Die Handlung ist einfacher als bei Schiller, meist aber — einige Scenen ausgenommen — recht undramatisch durchgeführt; die Gespräche sind vielfach langathmige Unterhaltungen und Betrachtungen, voll von weit ausgesponnenen Bildern. Hochinteressant ist eine Vergleichung mit Schiller’s Tell. Sind auch die zahlreichen Aehnlichkeiten beider Stücke, der Handlungen und der Charaktere, in der Hauptsache auf die Benutzung der gleichen Quelle zurückzuführen, so überrascht doch manche ganz gleichartige Einzelheit in Worten und Gedanken, so z. B. bei Schiller: „Der Starke ist am mächtigsten allein“, bei W.: „Des Wildstroms Schnellkraft schwächt ein breites Bett“, bei Schiller: „Ein rechter Schütze hilft sich selbst“, bei W. in derselben Scene: „Denk, selbst ist der Mann“ ꝛc., natürlich finden sich auch zahlreiche bedeutende Abweichungen, selbst in einzelnen Charakteren.

Als Historiker hat sich W. namentlich durch Darstellungen aus der Geschichte Hamburgs verdient gemacht, die er zumeist für seine Vorlesungen bearbeitete und in übersichtliche und leicht verständliche Form brachte. Diese Aufsätze wurden nach Wächter’s Tode von C. F. Wurm zusammengestellt und als Wächter’s „Historischer Nachlaß“ (2 Bde., Hamb. 1838) veröffentlicht; sie behandeln 1) Hamburg und sein Verhältniß zur Handelswelt bis ins 17. Jahrh. (eine populäre, in knapper aber klarer Fassung gehaltene Darstellung der Cultur- und Verfassungs-, hie und da auch der politischen Geschichte Deutschlands, des

alten Herzogthums Sachsen und Hamburgs im Besonderen), 2) Zur Geschichte der Parteiungen in Hamburg während des 17. Jahrh. und bis zum Hauptreceß (eine mehr wissenschaftlich gehaltene Darlegung der Verfassungs- und Verwaltungsstreitigkeiten zwischen Senat und Bürgerschaft), 3) Hamburg von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Fremdherrschaft. Allgemeine Umrisse (Wirthschafts-, politische und Stadtgeschichte) und 4) Betrachtungen über die großen Weltbegebenheiten. Bilder von Deutschlands Schmach und Erhebung.

Wurm's Notizen über Wächter und seine Schriften in Bd. 2 von Wächter's historischem Nachlaß. — Der neue Nekrolog, Bd. 15. — Schröder, Lexikon der hamburgischen Schriftsteller, Bd. 7 (mit vollständiger Bibliographie; auch der in Zeitschriften veröffentlichten Schriften Wächter's).

Max Mendheim.

Wächter: Georg Friedrich Eberhard W., Maler, geboren am 29. Februar 1762 zu Balingen, † am 14. August 1852 in Stuttgart, war der Sohn des Oberamtmanns, späteren Geh. Raths und Consistorialdirectors Friedr. Christoph W. und der Sibylle Regine, einer Tochter des angesehenen Tübinger Juristen Christoph Friedrich Harpprecht. Im J. 1773 in die herzogl. Militärakademie (von 1782 an Hohe Karlsschule) aufgenommen mußte der Junge trotz seiner Erklärung, Maler werden zu wollen, Jurisprudenz, und als ihm diese gar nicht gefallen wollte, Cameralwissenschaften studiren, womit es nicht besser ging. Erst im J. 1781 ließ ihn Herzog Karl Eugen auf die Fürsprache seines Oheims, des Diplomaten Baron Karl Eberhard v. Wächter, und der Maler-Professoren Guibal und Harper zu den Künstlern übertreten. W., eine echt schwäbische Natur von tiefer Innerlichkeit und langsamer Entwicklung, gewann in der verspäteten Lehrzeit keinen sicheren Grund mehr in den Anfängen seiner Kunst, was ihm, besonders im Zeichnen, zeitlebens nachging. Im Januar 1784 aus der Karlsschule ungnädig entlassen ging er zuerst nach Mannheim, angelockt von der dortigen Galerie, und im Frühjahr des folgenden Jahres nach Paris. Hier studirte er einige Jahre für sich, um dann im J. 1786 oder 1787 in das Atelier von J. B. Regnault (1754—1829), eines Mitschülers von J. L. David bei J. M. Vien (1716—1809), dem Begründer der antikisirenden Richtung der französischen Malerei, einzutreten.

Die französische Revolution trieb W. zu Anfang des Jahres 1793 von Paris nach Stuttgart zurück, das er aber bald mit Rom vertauschte. In Italien kam er durch das Studium der vorrafaelischen Meister und im Umgang mit den Malern Carstens und Koch, dem Architekten Weinbrenner, dem Kunstschriftsteller Fernow und dem Bildhauer Canova von der französischen Richtung ab und wurde ein Mitbegründer des deutschen Classicismus. Eine junge Römerin von niederer Herkunft, aber kernbravem Herzen, Franziska Bandini, gewann den deutschen Träumer für den katholischen Glauben und wurde im J. 1796 seine Gattin. Als ein Denkmal seines jungen Familienglückes und der nachhaltigen Einwirkung der älteren italienischen Kunst ist ein Bild aus dem Jahre 1796 anzusehen, das sein schwäbischer Landsmann C. H. Rahl († 1834) in Wien durch den Stich verewigt hat: Maria läßt das Jesuskind auf einem Lamme gegen die h. Anna zureiten, während im Hintergrunde die h. Elisabeth mit dem kleinen Johannes herbeieilt. (Es gibt davon auch eine lithographisch vervielfältigte Wiederholung, worauf die beiden letzten Figuren fehlen.) Um dieselbe Zeit entstand die, gleichfalls durch eine Radirung von Rahl vielfach verbreitete Zeichnung: Belisarius, als Bettler vor der Porta Pinciana in Rom sitzend. Auch in diesem Werke, sowie in einem dritten Entwurfe, dem im J. 1797 als Zeichnung gefertigten, später noch in Rom als Oelbild mit lebensgroßen Figuren angefangenen, aber erst im J. 1824 in Stuttgart vollendeten: „Hiob

und seine Freunde" (Stuttg. Staatsgalerie) zeigte W. jene gemüthvolle Vertiefung des Stoffes, worin der Kern seiner Kunst und das Geheimniß seiner anregenden Wirkung auf jüngere Zeitgenossen zu suchen ist.

Es war ein Unglück, daß er nicht in Rom bleiben konnte. Die Franzosen, seit Februar 1798 Herren der ewigen Stadt, fingen an, auch fremde Künstler zum Bürgerwehrdienst zu zwingen. W., der allerdings vom Soldaten auch gar nichts an sich hatte, entschloß sich, nach Stuttgart überzusiedeln, wo er aber wegen seines Religionswechsels und seiner Armuth „mit verächtlichem Mitleiden" behandelt wurde und auch für seine Kunst weder Anregung noch Absatz fand. Das Verlangen Italien wieder näher zu kommen, führte ihn nach Wien.

In der Kaiserstadt lebte W. so zurückgezogen, als anderwärts. Mit den Kunstprofessoren, so freundlich ihm der Akademiedirector Füger (1751—1818), ein Heilbronner Landsmann, entgegenkam, bildete sich kein näheres Verhältniß und von den Wiener Kunstfreunden war er auch nicht sehr erbaut, obwol die Lichtenstein, Esterhazy, Colloredo, Sinzendorf und andere Liebhaber zuweilen Gemälde und Zeichnungen von ihm kauften. Aber das reichte nicht hin, um ihn und seine Familie vor bitterer Noth zu schützen, zumal da er das gewöhnliche Auskunftsmittel armer Maler, das Porträtiren, damals und später verschmähte. Als Retter in dieser Noth zeigten sich zwei Männer aus der schwäbischen Heimath, der Buchhändler Joh. Friedr. Cotta und der Freiherr Karl Friedr. Emich v. Uxkull-Gyllenband. Cotta, der überhaupt in jener Zeit für württembergische Künstler mehr gethan hat, als alle Andern zusammen, ließ W. Zeichnungen zu seinem Taschenbuch für Damen machen, freilich ein um so saureres Brot, als die Stoffe nicht immer selbst gewählt werden durften. Baron Uxkull kaufte ihm Zeichnungen ab, für welche W., da er sehr langsam arbeitete und seiner Kunst auch im Elend nichts vergeben wollte, oft keineswegs niedrige Preise ansetzte. Mit diesem gut- und weitherzigen Kunstfreunde entspann sich seit dem Jahre 1803 ein Briefwechsel, aus dem A. Haakh (s. u.) die Wächter'schen Schreiben herausgegeben hat, eine reiche Fundgrube für des Meisters Leben, Ansichten und Werke. Sein bedeutendstes Gemälde aus der Wiener Zeit, vielleicht sein bestes überhaupt, ist Criton, der den Sokrates im Gefängnisse schlafend findet, vollendet im J. 1807, von Freih. v. Uxkull angekauft im J. 1820, jetzt noch in seiner, durch Erbschaft an die v. Marschall'sche Familie in Karlsruhe übergegangenen Sammlung, lithographirt von Emminger. W., der nichts weniger als der Feind eines guten Colorits war, wußte auf diesem Bilde die düstersten Farben vortrefflich zur Vertiefung der Stimmung zu benützen, wie umgekehrt sehr heitere Töne in einem anderen Gemälde aus jener Zeit zur Erhöhung der Freude, im „Bacchus, der die Nymphen die Dichtkunst lehrt", nach der Ode des Horaz: Bacchum in remotis etc. etc., Bd. II, O. 19 (in der Stuttgarter Staatsgalerie). Eine zarte, religiöse Wirkung erzielt eine, von Rahl radirte, Mater dolorosa aus jener Zeit, die h. Mutter allein am Berge des Kreuzes sitzend (ebenda). Von den Zeichnungen der Wiener Periode sind hervorzuheben: „Die Eltern der Psyche verlassen ihre Tochter", durch Dannecker's Vermittlung an den Kronprinzen von Württemberg (spät. König Wilhelm I.) gekommen; „Die Mutter des Menökeus vor der Urne ihres Sohnes", radirt von Rahl, als Bild ausgeführt für den Fürsten Colloredo; „Pompejus, wie er in der Nacht dem Cäsar begegnet" und „Brutus, auf den Tod Cäsars sinnend", beide radirt von Rahl; „Antigone an der Leiche ihres Bruders"; „Nemesis"; „Cornelia"; „Cäsar, dem man den Kopf des Pompejus bringt", gestochen von F. Leybold; eine „Caritas". Hier mögen auch noch die Zeichnungen erwähnt werden, welche ihm der Wiener Buchhändler Degen für die von Angelo d'Elzi im J. 1811 besorgte Quartausgabe der Pharsalia des Lucanus auftrug. Von

Leybold, Kuhn, Schramm und Frey gestochen, beweisen auch sie, daß W. zum Elegiker, nicht zum Dramatiker unter den Maler-Poeten geboren war.

Trotz allem Fleiße gelang es dem Meister nicht, in Wien eine bessere Lage zu erringen. Sein getreuer Gönner Uxkull, dem er seine Noth oft in ergreifendster Weise schilderte, suchte ihm in dem zum Großherzogthum Frankfurt geschlagenen Fulda und in Mannheim, wo damals Akademien errichtet werden sollten, oder in München, wo eine solche schon bestand, eine feste Anstellung zu verschaffen; aber der schwer zu behandelnde Mann hatte weder Lust noch Muth, auf diese Vorschläge einzugehen. Hoflust war ihm zuwider und von den Akademien fand er, daß es deren leider zu viele gebe. Sein Sinn stand unverrückt auf die Rückkehr nach Rom gerichtet. Mit der Sehnsucht nach Roma la Santa erfüllte er auch einige junge deutsche Maler, die um das Jahr 1806 nach Wien gekommen waren, um an der Akademie zu studieren, Joh. Friedr. Overbeck aus Lübeck und Franz Pforr aus Frankfurt a. M. Mit Jos. Wintergerst aus Wallerstein, den Schweizern Ludw. Vogel und Joh. Konr. Hottinger und dem Oesterreicher Jos. Sutter thaten sie sich im Herbst 1809 als Lucasbrüderschaft zusammen und gingen, aus der Wiener Akademie hinausgedrängt, im J. 1810 nach Rom. W. wollte es später nicht Wort haben, der geistige Vater des deutschen Nazarenerthums in Rom gewesen zu sein; ein richtiger schwäbischer Eigenbrödler, wollte er unabhängig erscheinen nach rück-, vor- und seitwärts. Aber wenn Overbeck im J. 1808 an seinen Vater schreibt: „Eins fehlt in allen neueren Gemälden, was aber wohl vielleicht Nebensache sein mag — Herz, Seele, Empfindung" — so glaubt man doch W. selbst zu hören, der einmal an seinen Uxkull schrieb, einige gefühlvolle Seelen einen Augenblick nicht ungerührt vor einem seiner Werke zu sehen, wäre ihm, wenn er dies vermöchte, die reinste Belohnung und desto reiner, je weniger sie dabei an ihn selber zurückdenken würden.

Aber nicht nach der ewigen Stadt sollte den Meister sein Schicksal zurückführen, sondern nach Stuttgart, gegen das er seit der Karlsschulezeit einen wahren Haß empfand. Nach dem Tode seines Vaters hatte er dort eine kleine Erbschaft zu holen und blieb, schon halb auf dem Wege nach Rom, wegen des drohenden Kriegsausbruches von 1809 daselbst hängen. König Friedrich hatte durch Ankauf einiger Privatsammlungen den Grund zu einem Kupferstichcabinett gelegt und übertrug ihm die Zusammenordnung desselben gegen ein Jahresgehalt von 500 fl. W. besorgte dieses Geschäft ohne rechtes Geschick und mit wenig Freudigkeit, aber als ihm im J. 1814 nach dem Tode des Hofmalers Seele die Aussicht eröffnet wurde, dessen Nachfolger zu werden, scheiterten die Verhandlungen an seiner Weigerung, dessen Schüler zu übernehmen. Im J. 1817 erklärte er die Kupferstichsammlung für geordnet und katalogisirt. Sein Gehalt wurde als Pension auf die Staatscasse übernommen. König Wilhelm I. ernannte ihn auch zum Mitglied der Kunstcommission, in welcher er zusammen mit dem Bildhauer Dannecker, dem Kupferstecher J. G. Müller und dem Architekten N. F. Thouret technische Gutachten und Künstlerprüfungen für Befreiung vom Militärdienste zu besorgen hatte. Eine peinliche Erinnerung an die erstere Thätigkeit bildet das in Haakh, Beiträge ꝛc. (s. u.) abgedruckte ungünstige Gutachten über den Ankauf der Boisserée'schen Sammlung für den württembergischen Staat, welches viel dazu beitrug, Stuttgart um den dauernden Besitz dieser Schätze zu bringen. Als im J. 1829 wieder eine Kunstschule errichtet wurde, erhielt W. die Stellung eines Directionsmitgliedes, im J. 1831 den mit Personaladel verbundenen Kronenorden und im J. 1839 eine Ehrenzulage von 400 Gulden zu den bisherigen 500.

Die verschiedenen Aemter ließen ihm aber noch reichlich Zeit zu eigenem Schaffen übrig und erst im J. 1839 legte er den Pinsel nieder. Von den in dieser Stuttgarter Zeit entstandenen Oelgemälden sind zu nennen: „Cimon im Kerker" (1810?); „Die Horen" (1811?); „Cornelia erzählt ihren Kindern die Geschichte der Ahnen" (1818?) und das Gegenstück: „Cato d. Ae. als Landwirth" (beide 1829 radirt von Rahl); „Der Kahn des Lebens" (1820 und wiederholt 1821); „Ulysses und die Sirenen"; „Cäsar auf den Gefilden von Troja"; „Homer an den Ufern des Meles, von der Muse des Gesanges unterrichtet" (1826); „Andromache an Hektors Urne"; „Die griechische Muse trauernd auf den Trümmern von Athen"; eine Madonna (1831); „Maria und Johannes am Grabe Christi" (1833); „Die vier Jahreszeiten" und „Herkules am Scheidewege" (1839). Die Mehrheit dieser Werke besitzt die Stuttgarter Staatsgalerie, in die andern theilen sich die königlichen Schlösser, die Uxkull-Marschall'sche Sammlung in Karlsruhe und einige württembergische Familien. Mit rührender Sorgfalt von seiner getreuen Römerin († 1854) und seinen fleißigen Töchtern gepflegt, von Kunstgenossen und Kunstfreunden weit über Württemberg hinaus hochgeehrt, wenn freilich auch als Künstler oft überschätzt, erreichte der edle Greis ein Alter von 90 Jahren. Von seinen schwäbischen Landsleuten haben ihm Sonette gewidmet L. Seeger, E. Mörike und A. Seubert. Ein vortreffliches Bildniß von W., Brustbild in Oel, von Ludovike Simanowiz während eines gemeinsamen Pariser Aufenthaltes (1792?) gemalt, kam durch Vermächtniß der Töchter im J. 1892 in die Stuttgarter Staatsgalerie; ein gleichfalls gutes Brustbild in Oel, von dem Sohne seines Freundes Rahl, dem bekannten Wiener Maler Karl Rahl im J. 1833 gefertigt, besitzt das Goethehaus in Frankfurt a. Main; ein Bildniß seiner Frau in Oel von L. Simanowiz (um 1810?) gemalt und eines von ihm selbst, von Frl. Jenny Eckardt (1819) gemacht, sollen später auch in die Stuttgarter Galerie kommen; Abgüsse eines kleinen Gipsmedaillons von dem Bildhauer Franz Woltreck (um 1840?) sind mehrfach verbreitet.

Vgl. den Nekrolog in der Schwäb. Kronik, Jahrg. 1852, S. 1581 ff. (abgedr. im N. Nekrol. d. Deutschen, Jahrg. 30, S. 556 ff.). — Wagner, Geschichte d. h. Carlsschule I, 464 u. ö. — Hagen, Die d. Kunst in uns. Jahrh. I, 17. — Strauß, Kl. Schriften, S. 333 ff. (u. Ges. Schriften II, 285 ff.). — Haakh, Beiträge aus Württemb. z. n. d. Kunstgesch., S. 313 ff. u. ö. — Riegel, Gesch. d. d. Kunst &c. I, 95 ff. — Reber, Gesch. d. n. d. Kunst (2. A.) I, 151 ff. — Rosenberg, Gesch. d mod. Kunst II, 62 ff. — Becker, Deutsche Maler, S. 31 ff. — Wintterlin, Württ. Künstler in Lebensbildern, S. 142 ff. A. Wintterlin.

Wächter: Dr. Josef W., geboren in Hermannstadt am 16. Juni 1792, ein Siebenbürger Sachse. Seine Jugend verlebte er in Schäßburg, wohin sein Vater als Stadtphysicus übersiedelt war, besuchte aber das Obergymnasium in Hermannstadt, von wo er 1811 nach Wien zum Studium der Medicin ging. Die Zeitereignisse machten ihn zum Schriftsteller. Im Jahre 1809 hatte der Kaiser Franz im Kampf gegen Napoleon die sächsische Nation in Siebenbürgen aufgefordert, ein freiwilliges Feldjägerbataillon aufzustellen, was die Nation rasch und getragen von deutschnationaler Begeisterung that. Die Erinnerung an diese „ersten Jäger", die übrigens nicht zum Kampf gekommen sind, da der Friede sie an Ungarns Grenze überraschte, ließ 1813 zum zweiten Male das Kaiserhaus an die altbewährte Treue der Nation appelliren und diese stellte „aus dem Kern der Nationaljugend" ein Jägerbataillon von 1259 Mann auf, die im Volksmund lebenden „zweiten Jäger". Als sie am 19. November in Wien einmarschirten, bewillkommneten sie alle dort anwesenden Landsleute, W. ver-

öffentlichte damals ein Gedicht: „Aufruf an die Sachsen in Siebenbürgen bei ihrem Durchmarsch durch die österr. Staaten. Nebst einer gedrängten Skizze der Geschichte dieser Nation". Mit wohlthuender Wärme, mit Verständniß wird das Wesen, die Verfassung, Sitte und Geschichte dieser „deutschen Nation" in Siebenbürgen dargestellt und aus dem Gedichte spricht der hohe nationale und sittliche Pathos jener Zeit. Gerold hatte den Verlag übernommen und daraus entwickelte sich ein überaus schönes Freundschaftsverhältniß, das in den Kindern sich fortsetzte und dem W. es zu verdanken hatte, in die wissenschaftlichen und Künstlerkreise Wiens Zutritt zu erhalten. W. promovirte 1817 in Wien, war dann in Mühlbach und Hermannstadt als Arzt, hier daneben auch in Angelegenheiten der Stadt, der Nation, 1863/4 auf dem sieb. Landtag als Regalist, der Kirche thätig, immer im Bewußtsein dessen, daß es gerade in kleinen Gemeinwesen nothwendig sei, dem Ganzen zu dienen. In der Hermannstädter Kirchengemeinde nahm er sich besonders des ev. Waisenhauses an, das die Stiftung eines dortigen Bürgers G. Theiß im J. 1753, in wenig erfreulichem Zustand sich befand. W. hat als Inspector diese menschenfreundliche Anstalt neun lange Jahre hindurch geleitet, nachdem er sie neugeschaffen und eingerichtet hatte. Die freudig dargebrachten eignen Opfer eiferten die Gemeinde zu ähnlichen an, seine Jahresberichte erhielten und mehrten das Interesse und als das Waisenhaus 1883 in ein neues Heim übersiedelte, da fehlte der Dank an ihn nicht. Er war im 86. Lebensjahr, nachdem er in seine alte Heimath nach Schäßburg übersiedelt war, um den Lebensabend bei seinen dort vermählten Töchtern zuzubringen, am 30. Januar 1880, dort gestorben.

Trausch, Schriftstellerlexikon III, 466. — G. D. Teutsch, Denkrede auf J. Wächter im Archiv des Vereins für sieb. Landeskunde XVI, 1.

Fr. Teutsch.

Wächter: Carl Joseph Georg Sigismund v. W., Professor der Rechte, geboren am 24. December 1797 zu Marbach a/Neckar, wo sein Vater damals als Oberamtmann lebte, † am 15. Januar 1880 zu Leipzig. W. entstammt einer altwürttembergischen Beamtenfamilie; der Großvater (geb. 1735, † 1807) war Hof- und Finanzrath in Stuttgart, der Vater, Johann Eberhard, bekleidete zuletzt die Stelle eines Directors des Oberconsistoriums, und starb im Ruhestande am 27. Juni 1839; die Mutter, Karoline, eine geborene v. Bühler, hatte ihrem Gatten mit fünfzehn Jahren die Hand gereicht, und gingen aus der äußerst glücklichen, 48jährigen Ehe neun Kinder hervor, von denen unser Carl Georg der einzige Sohn war. Nach fröhlich verlebter Knabenzeit kam letzterer mit 14 Jahren auf das Stuttgarter Gymnasium, nachdem er vorher die Schule zu Eßlingen unter dem tüchtigen Rector Reuß besucht hatte. Nach vorzüglich bestandenem Absolutorium, — er hatte sich aus der Ilias den Wahlspruch erwählt: Immer der Erste zu sein, und vorzustreben vor Andern, — wollte er Medicin studiren, bereitete sich jedoch auf den Wunsch seines Vaters für Theologie vor. Der König aber, welchem die Abiturientenliste vorzulegen war, that den Machtspruch: „Soll Jurist werden, weil sein Vater Jurist ist"; und so wurde der junge W. am 8. April 1815 in Tübingen als studiosus juris immatriculirt. Dort studirte er von 1815 bis October 1817 römisches Recht bei Professor Schrader, einem Hauptvertreter der historischen Schule, und bezog im Spätherbste 1817 für ein Semester seinem Wunsche gemäß Heidelberg, um Thibaut und Welcker zu hören. Hochbefriedigt kehrte er um Ostern 1818 in die Heimath zurück, um sich für das Lehramt, das ihn besonders anzog, vorzubereiten. Da ihm jedoch der Justizminister durch seinen Vater sofort nach bestandener Prüfung eine Richterstelle anbot, unterzog er sich im September 1818 in Tübingen dem Facultätsexamen, und im December desselben Jahres zu Stuttgart der

Dienstprüfung — in beiden Fällen mit glänzendem Erfolge. Am 14. März 1819 wurde er zum „Probedienst“ als Referendar bei dem Eßlinger Gerichtshofe einberufen, acht Tage später (22. März) bereits Assessor bei diesem Gerichtshofe, und am 13. August auf Vorschlag der Facultät einem längst gehegten Wunsche gemäß außerordentlicher Professor der Rechte an der Tübinger Hochschule. Während des früheren Aufenthaltes in Tübingen hatte er häufig im Hause des Professors Schrader verkehrt, wo Emilie, die 17jährige Tochter des Hamburger Kaufmanns Baumeister nach dem Tode der Mutter weilte, für welche der junge W. eine lebhafte Neigung empfand, die auch erwidert wurde. Im September 1822 reiste W. nach Hamburg zu Baumeister. Dort fand am 27. September die Verlobung statt; am 6. Juni des folgenden Jahres wurde die Ehe geschlossen, der 2 Söhne und 2 Töchter entstammten. In Tübingen bezog er das schmucke Haus vor dem Neckarthore, das nach seinem Weggange Uhland erwarb. Am 14. Juni 1822 erfolgte Wächter's Ernennung zum ordentlichen Professor der Rechte, am 16. desselben Monats erwarb er den juristischen Doctorgrad, und hielt am 14. November seine Habilitationsrede zum Eintritt in den akademischen Senat. Vom September 1825 bis Januar 1828 mit dem Rectorate betraut, wurde er auf wiederholtes Ansuchen von demselben enthoben unter Bestellung zum Vicekanzler. Nachdem er im December 1832 eine Vocation nach Zürich ausgeschlagen hatte, erhielt er am 27. December desselben Jahres unter glänzenden Zusagen einen Ruf nach Leipzig als Docent des Strafrechtes, dem er auch in Anbetracht des sich ihm öffnenden „großartigeren Wirkungskreises“ folgte. 1834 lehnte er Anfragen von Erlangen, im Februar 1835 von Bonn ab; als indessen im Herbst desselben Jahres ein dringender Ruf aus Tübingen an ihn gelangte, kam er diesem freudigen Herzens nach. In Leipzig nur sehr ungern entlassen, wurde er in Tübingen festlichst empfangen. Eine berittene Bürgergarde hatte ihn bei seiner Ankunft eingeholt, Ehrenpforten waren errichtet; die Stadt verlieh ihm das Bürgerrecht, die Regierung das Kanzleramt und die Würde eines außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten. Als Kanzler hatte er verfassungsmäßig die Virilstimme der Universität in der Abgeordnetenkammer zu führen, und beginnt hiermit für W. eine neue, schwerwiegende Aufgabe — seine politische Thätigkeit. Es ist einleuchtend, daß ein Mann von so umfassendem Wissen und hervorragender Befähigung sehr rasch Ansehen und Einfluß in Abgeordnetenkreisen gewann; demzufolge wurde er 1839 auf sechs Jahrr zum Kammerpräsidenten erwählt, welche Wahl nach Umfluß dieser Periode (1845) erneuert wurde. Sein Präsidium galt als unübertroffen, namentlich die Klarheit seiner maßgebenden Resumés und die Präcision der Fragestellung; wol mit Unrecht glaubten seine politischen Gegner in den Exposés nicht immer die volle Objectivität zu finden. Als Kammerpräsident mußte W. in Stuttgart Wohnsitz nehmen, wodurch er der akademischen Thätigkeit, nicht aber der Wissenschaft entzogen wurde, indem er eines seiner Hauptwerke: „Handbuch des im Königreich Württemberg geltenden Privatrechtes“ in dieser Periode verfaßte. (1. Band 1. Abthl., Stuttgart 1839. — 1. Band 2. Abthl. und 2. Band 1. Abthl., ebd. 1842 — 2. Band 2. Abthl., ebd. 1846. — 2. Band 3. Abthl., ebd. 1851.) Im Frühjahr 1848 war er Mitglied des Vorparlamentes wie auch des Fünfziger Ausschusses. Bei der Parlamentswahl unterlag er zu seinem Schmerze dem demokratischen Candidaten. Die Ernennung des Märzministeriums aus der Minorität der Abgeordneten veranlaßte W., welcher zur Majorität zählte, sein Amt als Präsident der Kammer niederzulegen. Er ging wieder nach Tübingen (Wintersemester 1848/49), um, wie er selbst sagte, „dort Pandekten zu lesen“. Im April 1851 legte er auch sein Kanzleramt nieder, und nahm (im Juni 1849 und Mai 1851 vergeblich nach Leipzig gebeten) im Sommer dieses Jahres die Vocation zum Präsidenten des Oberappellationsgerichtes

der vier freien Städte in Lübeck an, welcher Gerichtshof damals unter Heise auf der Höhe seines Ruhmes stand. In Lübeck war er mit praktischen Geschäften, mit Correferaten und ähnlichen Arbeiten schwer belastet, so daß die Möglichkeit wissenschaftlicher und litterarischer Fortbildung aufhörte; außerdem mögen ihm die Lebensgewohnheiten der specifisch norddeutschen Stadt nicht recht sympathisch gewesen sein. Er ließ daher noch im Juni 1852 nach Dresden melden, daß er auf Wunsch der Regierung zu kommen bereit sei, und schon am 24. Juni war das Berufungsschreiben in seinen Händen. Von da hat er Leipzig bis zu seinem Ende dauernd nicht mehr verlassen, obwol wiederholt (1854, 1857, 1861, 1862) Versuche gemacht wurden, ihn für Wien und Tübingen zu gewinnen. In Leipzig widmete er sich ganz seinem Berufe und las regelmäßig Pandekten und Strafrecht; die Mitgliedschaft beim Staatsgerichtshofe, die ihm seit 1855 von der ersten Kammer in regelmäßiger Wiederholung zu theil wurde, war für ihn wenig zeitraubend. 1862 trat er auch äußerlich an die Spitze der Juristenfacultät, indem er zum Ordinarius und professor primarius ernannt wurde. Als die Leipziger Hochschule 1859 die Feier ihres 450jährigen Bestandes beging, war er ihr erwählter Rector. Er hielt die Festrede und schilderte in 2stündigem Vortrage den Entwicklungsgang der Hochschule, worauf König Johann ihm nach längerer Ansprache das Großkreuz des Verdienstordens verlieh. Bei dieser Gelegenheit ernannte ihn die Stadt Leipzig zum Ehrenbürger. Bestrebt nach Kräften zur Förderung der städtischen Interessen beizutragen, nahm er 1862, 1865, 1868 die Wahl zum Stadtverordneten an, und betheiligte sich an den Arbeiten des Collegiums mit voller Hingebung. Aber auch der Heimath vergaß er nicht, und veranstaltete namhafte Sammlungen für den Schillerverein und das Schillerdenkmal. In den Herbstferien erschien er stets auf dem deutschen Juristentage. Er bildete in der That dessen Mittelpunkt, und die Zweifel, die sich gegen dessen Bestand geltend machten, schwanden, wenn Wächter's Erscheinen gesichert war. Beim erstmaligen Zusammentritte des Juristentages in Berlin (28. August 1860) wurde W. durch Acclamation zum Präsidenten erwählt; er blieb auch dem Juristentage treu, so lange es seine Gesundheit gestattete. Außerdem reiste er im Herbste jeden Jahres in die Heimath, um mit den übrig gebliebenen Jugendfreunden den sogen. „Göppinger Tag" zu feiern. Den Freuden der Geselligkeit zugethan bis ins späte Greisenalter war er bei jedem Feste der stets belebende, erwünschteste Gesellschafter. Seine Toaste voll Geist und Humor waren berühmt, und verfehlten nie ihre Wirkung. Einen Grundzug seines ganzen Wesens bildeten Geradheit, Offenheit, Harmlosigkeit. Vor allem zog es ihn stets zur akademischen Jugend; Allen stets zugänglich war es ihm besondere Freude, die schwäbischen Landsleute bei sich zu sehen. Zu den wohlthuendsten Erfahrungen aber zählte er das persönliche Vertrauen des Königs Johann und des regierenden Königs und die Rücksichtnahme auf seine Wünsche im Interesse der freien Entfaltung der Universität. Im Februar 1867 wurde er zum Abgeordneten von Leipzig für den constituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt; im Reichstage ist er keiner Fraction beigetreten. Als im August 1867 die Wahl für den ordentlichen Reichstag auf W. gelenkt werden wollte, lehnte er ab, weil die Pflichten des akademischen Berufes die Annahme der Wahl ausschlössen. 1869 wurde der Gelehrte zum wirklichen Geheimen Rath mit dem Titel Excellenz ernannt; am 13. August desselben Jahres beging er in feierlicher Weise sein 50jähriges Doctorjubiläum, und ließ die Universität zum bleibenden Gedächtniß seines Namens seine in Dresden gefertigte Marmorbüste in der Aula aufstellen. An seinem 82. Geburtstage wurde er durch Ertheilung des erblichen Adels ausgezeichnet. Im Sommer 1873 überfiel ihn auf dem Katheder ein Schwindelanfall; seit dieser Zeit hat er sich ganz nicht mehr erholt. Im J. 1876 hatte

ihm die Regierung anheimgestellt „dankbar für Alles was er für die Universität noch leisten werde, . . . seine akademische Thätigkeit fernerhin ganz nach Maßgabe seiner Kräfte einzurichten“. Mehr und mehr schwanden allmählich seine Kräfte. Ein sich ausbildendes Herzübel schuf ihm zeitweilig schwere Leiden, harte Beklemmungen und Athemnoth. Trotzdem gab er die Arbeit nicht auf. Noch in den letzten Tagen dictirte er seine rechtliche Ansicht in einer Proceßsache, welche ihn sehr lebhaft beschäftigte; kurz vor seinem Ende sagte er zu den Seinigen: „Ich warte nur auf den letzten Ruf!“ Unmerklich mit dem Ausdrucke tiefstens Friedens entschlief er in der ersten Stunde des 15. Januar 1880 in einem Alter von 82 Jahren und 22 Tagen. Seinem Wunsche gemäß ruht er auf dem Dorfkirchhofe zu Röcknitz, dem nahe gelegenen Rittergute seines jüngeren Sohnes. Die große Theilnahme, welche sich weit über die Universitätskreise hinaus kundgab, bewies die warme Liebe und Verehrung, welche der Dahingeschiedene im Leben genossen hatte. — Windscheid sagt am Schlusse seines mit vieler Wärme geschriebenen Nachrufes (S. 79): „Es hat gelehrtere Juristen gegeben als W.; es hat tiefsinnigere Juristen gegeben, als ihn. Aber einen juristischeren Juristen, einen Juristen, in dem sich harmonisch alles vereinigt hatte, was zur Pflege des Rechtes erforderlich ist, hat es unter den großen deutschen Juristen nicht gegeben.“ „Juris consultorum Germaniae juris consultissimus“; und der preußische Justizminister Simons rühmte beim Bankette des ersten Juristentages (1860) von W.: er habe sich auf fast allen Gebieten des juristischen Wissens und Könnens versucht, und er sei auf allen ein Meister geworden. . . . . .

W. entfaltete in seinem langen, thätigen Leben eine äußerst fruchtbare, schriftstellerische Wirksamkeit, welche 1822 begann und bis 1877 ununterbrochen währte. Seine Erstlingsschrift: „Doctrina de condictione causa data causa non secuta in contractibus innominatis“ zum Behufe der Promotion verfaßt, legte in überzeugender Weise dar, daß jene Condiction keineswegs auf unbenannte Realverträge eingeschränkt sei. Das erste, größere Werk Wächter's, das „Lehrbuch des römisch-deutschen Strafrechtes“ (Tübingen 1825, 1826), wurde alsbald als Werk von bahnbrechender Bedeutung erkannt, indem es durch seine Gelehrsamkeit, wie durch gründliche Durchforschung der Quellen und Litteratur die damals gangbaren Lehrbücher von Feuerbach, Grolmann, Martin und Roßhirt überholte. 1844 erschienen: „Gemeines Recht Deutschlands, insbesondere gemeines deutsches Strafrecht“ (Leipzig 1844, 269 S.), welche Abhandlung nachweist, daß für Deutschland nur durch Reichsgesetzgebung eine einheitliche Gesetzgebung geschaffen werden könne; — 1845 die „Beiträge zur deutschen Geschichte“ (Tübingen 1845, 331 S.), welche in anziehender, leicht faßlicher Darstellung die mittelalterlichen Vehmgerichte, die Hexenprocesse, das Faust- und Fehderecht, endlich die Thatfrage im ältesten deutschen Strafprocesse behandeln. Hieran reihen sich auf criminalistischem Gebiete das in großem Stile angelegte „Handbuch des sächsischen und thüringischen Strafrechts“ (Leipzig 1856—58), wovon jedoch nur drei Lieferungen ausgegeben wurden, etwa die Hälfte des allgemeinen Theiles. Von bleibender Bedeutung sind die Lehren von Entstehung des Strafrechtes, von der Auslegung und dem Herrschaftsgebiete der Strafrechtsnormen, die Analyse der Verbrechensmerkmale und die Eintheilung der Verbrechen. Außerdem verfaßte W. eine größere Anzahl strafrechtlicher Abhandlungen in verschiedenen juristischen Zeitschriften. Rein civilrechtlichen Inhaltes sind zehn 1835—1844 im „Archiv für civilistische Praxis“ veröffentlichte Aufsätze. Unter diesen steht obenan die umfassende und epochemachende Erörterung „Ueber die Collision der Privat-Gesetze in den verschiedenen Staaten“ (im XXIV. und XXV. Bande des Archivs). Von noch durchgreifenderem Erfolge als die criminalistischen Schriften waren die Bearbeitungen des Privatrechtes, zunächst das „Handbuch des im Königreiche

Württemberg geltenden Privatrechtes", dessen schon oben gedacht wurde. Es ist zweifellos das Beste und Bedeutendste, was W. verfaßt hat. Der erste Band erschien (wie bereits bemerkt) 1838 und 1842, mit der 3. Abtheilung des zweiten Bandes (1851) bricht das — auf zwei weitere Bände berechnete Werk leider ab. Der erste, einleitende Band (ein Buch von 1146 Seiten) bringt eine Darstellung der württembergischen Rechtsgeschichte und ist nach dem Urtheile der competentesten Fachmänner, als selbständiges Werk, eine der hervorragendsten Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Rechtsgeschichte. Endlich sei noch erwähnt „Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Königreich Sachsen. Ein Beitrag zur Beurtheilung desselben" (Leipzig 1853), welcher Beitrag die sächsische Regierung bestimmte, ihren Entwurf zurückzuziehen. In die Beurtheilung selbst sind in meisterhafter Weise höchst beachtenswerthe Winke für jede künftige Codification eingeflochten, und so zählt diese Kritik zu den glänzendsten Leistungen unseres Gelehrten. „Die Helligkeit seines Geistes" (sagt Windscheid, S. 58), „die jeden Nebel zerstreuende Klarheit seines Verstandes heben sich in schneidender Schärfe ab auf dem Dunkel dieses Entwurfes, welcher mit unerbittlicher Logik dessen Unvollkommenheiten aufdeckt". W. hat sich stets als warmer Freund der Begründung eines nationalen Rechtes auf dem Wege der Gesetzgebung bekannt, diesem Gedanken auch in seinem trefflichen Artikel „Gesetzgebung" in Welcker's Staatslexicon (Bd. VI, S. 482) Ausdruck gegeben, und freudig hat er jeden der Schritte begrüßt, welche während seines Lebens zur Herstellung eines einigen deutschen Rechtes gemacht worden sind . . . . Obwol W. eine äußerst reiche litterarische Thätigkeit entwickelte, wollte er doch in richtiger Erfassung seines Berufes zuerst akademischer Lehrer sein, und dann erst Schriftsteller. Er hielt seine Aufgabe als akademischer Lehrer außerordentlich hoch; er war Docent mit vollster Hingebung und eifrig bemüht, daß seine Zuhörer aus seinen Vorlesungen etwas fürs Leben mitnähmen, auch dem Stoffe nach. Daraus erklären sich die zahlreichen gedruckten Beilagen zu seinen Vorlesungen, welche er seinen Schülern in die Hand gab. Auf dem Katheder sprach W. (im Gegensatze zu Albrecht) nicht bloß für die gut vorgebildeten und strebenden Köpfe, sondern er wandte sich an die Masse der Zuhörer. Es waren nicht feinere dogmatische Fragen, welche er vor ihnen erörterte, sondern die für den Praktiker nöthigen allgemeinen Principien und das praktische Detail. Seine Behandlung von Streitfragen war mustergültig, indem sie bei dem Zuhörer die Ueberzeugung entwickelte, nur so wie W. entschieden, dürfe überhaupt entschieden werden. Wie er dachte und schrieb, so sprach er auch; einfach, klar, Jedem verständlich; rhetorischer Schmuck oder Phrasen widerstrebten ihm. Die Freude am Lehren leuchtete ihm aus den Augen und erweckte Freude zum Lernen. Er trat hiedurch zu seinen Hörern in das engste persönliche Verhältniß. Das Lehramt faßte er höher auf, denn als bloße Pflicht. Man fühlte, es war ihm wohl auf dem Katheder unter der Jugend; wol nie ward ein Docent aufrichtiger verehrt als er. An Savigny's 100-jährigem Geburtstage — 21. Febr. 1879 — fand in Leipzig ein großer Commers statt, auf welchem Geheimer Rath Windscheid, dessen Berufung zu seinem Nachfolger W. bewirkt hatte, Letzteren in einem Toaste feierte. Als nun dieser in längerer feuriger Rede seines Lebens mit den Studirenden und seines ersten Commerses vor 63 Jahren gedachte, da brach ein überwältigender Jubel aus, ein nicht mehr enden wollender Sturm von Ovation für den vielgeliebten Lehrer. W. betrachtete jenen Abend als einen der freudigsten in seinem an schönen Erinnerungen so reichen Leben. Unser Gelehrter war eine durchaus harmonische Natur. Wie er als Lehrer und Schriftsteller war, ebenso war er auch in den Beziehungen des gewöhnlichen Lebens — eine vollkräftige, warmempfindende, gewinnende Erscheinung. Grübeln und

Zweifeln waren ihm fremd, sein Element war das Ergreifen und Festhalten in Arbeit und Genuß. Im Verkehre war er stets heiter, zuvorkommend und liebenswürdig in seltenem Maße. Der Humor und die Jovialität seines Wesens waren allbekannt; einen hervorstechenden Zug in der Liebenswürdigkeit seines Wesens bildete seine Milde, welche von Uebelwollenden — allerdings mit großem Unrecht — zur Verdächtigung seines Charakters ausgebeutet wurde. Zu dieser Milde stimmte auch eine große, man könnte sagen, überraschende Bescheidenheit, die ihn trotz seiner vielen Erfolge nie verließ. Er konnte sich über jede Anerkennung freuen, welche ihm widerfuhr, als sei sie eine unverhoffte oder unverdiente. Auf diesem heiteren Hintergrunde hebt sich ab ein Bild unablässiger Arbeit. War W. empfänglich für jedweden Genuß, so war ihm die Thätigkeit der höchste Genuß. Dem Dienste der Gerechtigkeit war sein ganzes Leben gewidmet, für ihn haben wol Wenige so hervorragend gearbeitet ... Wie sehr Wächter's glänzende Eigenschaften in Württemberg gewürdigt wurden, das beweist der Nachruf, welchen der Schwäbische Merkur vom 1. Febr. 1880 (Sonntags-Beilage) dem „berühmten Landsmann aus Marbach“ widmet, und der mit den Worten schließt: „In der Wissenschaft wird sein Name unvergänglich bleiben, aber die Liebenswürdigkeit, die ihm persönlich eigen war, wird sich so bald auf Erden nicht wiederholen. — — — Seine Anmuth ging über seine Würde, und im Gedächtniß seines Heimathlandes wird er als eine heitere, helle, sonnige Gestalt fortleben, wie er schon seither trotz der trennenden Ferne als eine der Zierden des schwäbischen Stammes unter uns unvergessen geblieben war.“ — Oskar von Wächter, der ältere der beiden Söhne, hat in der Monographie „Carl Georg v. Wächter. Leben eines deutschen Juristen“ (Leipzig 1881) seinem Vater in pietätvoller Weise ein würdiges Denkmal gesetzt, und überdies in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (Beilage z. 17. u. 18. Febr. 1880, Nr. 48 u. 49, S. 697 u. 724), sowie im Württemb. Archiv (Bd. XXI, 1), dann im Schwäbischen Merkur (a. a. O.) längere Nekrologe veröffentlicht... Außerdem haben fünf der namhaftesten Rechtsgelehrten: Dernburg, v. Mandry, v. Schwarze, Seeger und Windscheid ihrem dahingeschiedenen Collegen warme Nachrufe und Gedenkblätter mit biographischen Notizen gewidmet: H. Dernburg, C. G. v. W., Vortr. geh. in d. jur. Gesellsch. Berlins (Halle 1880); G. von Mandry, Staatsanz. f. Württemb. (Beil. v. 18. Febr. 1880); v. Schwarze, Dr. Carl Georg v. W. (Gerichtssaal XXXI. Bd.); H. Seeger, Carl Georg v. W. (Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Jahrg. 1880, Heft 17); Windscheid s. o. (Lpzg. 1880). Ein alphabetisches Verzeichniß der Wächter'schen Schriften findet sich bei Windscheid a. a. O. S. 82—91, ein mehr systematisches in der erwähnten Monographie Oskar v. Wächter's, S. 143—157. v. Eisenhart.

Wächter: Karl Eberhard Freiherr v. W.-Spittler, württembergischer Staatsmann, wurde geboren zu Stuttgart am 26. April 1798 als Sohn des Obertribunalraths W. aus einer altangesehenen Beamtenfamilie. Nach Absolvirung seiner Studien trat er in den württembergischen Justizdienst und durchlief rasch mehrere Stufen der richterlichen Laufbahn. Eine Zeit lang war er Professor der Rechte an der Universität Tübingen, von 1829 an vortragender Rath im Justizministerium. In den Jahren 1827—1837 wurde von ihm die Herausgabe der gesammelten Werke seines Schwiegervaters, des Historikers L. Th. Spittler, besorgt. Am 9. October 1841 erhob ihn der König von Württemberg mit Beifügung des Namens seines Schwiegervaters „Spittler“ zu dem seinigen in den erblichen Freiherrnstand. Durch den Besitz des von ihm im J. 1844 erworbenen Ritterguts Horn im württembergischen Donaukreis gehört die Familie dem ritterschaftlichen Adel Württembergs an. Von 1832—1849 war W. Mitglied des Geheimen Raths, auch wurde er zum lebenslänglichen Mitglied der Kammer der

Standesherrn ernannt. Als an die Stelle des Märzministeriums im October 1849 ein Beamtenministerium Schlayer trat, übernahm W. die Stelle des Chefs des Cultdepartements und zugleich provisorisch des Departements der Familienangelegenheiten des königlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten. In letzterer Stellung unterzeichnete er den Beitritt der württembergischen Regierung zu dem Wiener Vertrag zwischen Oesterreich und Preußen vom 30. September 1849 über die Einsetzung einer interimistischen Centralgewalt des deutschen Bundes (sog. Interim) und die Münchener Uebereinkunft zwischen Bayern, Sachsen, Hannover und Württemberg vom 27. Februar 1850 über Grundzüge für eine neue deutsche Verfassung (sog. Vierkönigsbündniß). Da die Zustimmung der Stände zu diesen Vereinbarungen nicht eingeholt worden war, beschloß am 27. Juni 1850 die zweite damals an Stelle der regulären Abgeordnetenkammer tagende Landesversammlung gegen W. wegen Verletzung des § 85 der Verfassungsurkunde von 1819 Klage zu erheben, weil nach dem genannten Paragraphen Verträge mit Auswärtigen jene Zustimmung erfordern. War diese dagegen nach § 3 der V.-U. für Verträge innerhalb des Bundes nicht erforderlich, so drehte sich somit der juristische Streit wesentlich um die Vorfrage, ob der deutsche Bund zur Zeit des Abschlusses jener Verträge noch zu Recht bestanden habe, wie W., oder ob er durch die in Frankfurt beschlossene Reichsverfassung aufgehoben worden sei, wie die Landesversammlung behauptete. Das Erkenntniß des Staatsgerichtshofs, welches die erhobene Klage hinsichtlich beider Verträge als unbegründet verwarf, (vgl. über diesen seit 1819 einzigen Fall seines in Thätigkeit Tretens: „Die Verhandlungen des württembergischen Staatsgerichtshofs Stuttgart 1850") war theils mit einer Mehrheit von 7 gegen 5, theils mit einer solchen von 8 gegen 4 Stimmen beschlossen worden. Unter der Minderheit befand sich beide Male L. Uhland, der das Correferat übernommen hatte. Wenige Tage nach Erhebung der Anklage am 2. Juli 1850 hatten W. und seine Collegen ihre Aemter niedergelegt, doch schon am 23. September desselben Jahres stellte König Wilhelm W. von neuem an die Spitze des Cultdepartements. In dieser Stellung brachte er ein Gesetz über die Nothcivilehe (vom 1. Mai 1855) ein, das von der Kammer angenommen wurde. Auch führte er den Gedanken der Gemeindevertretung in der evangelischen Kirche durch die Schaffung der Pfarrgemeinderäthe und Diöcesansynoden (Verordnungen vom 25. Jan. 1851 und 18. Nov. 1854) in der württembergischen evangelischen Kirche zu praktischer Ausführung. Den Forderungen der Bischöfe, wie sie namentlich in der Denkschrift des oberrheinischen Episcopats vom 1. März 1851 niedergelegt waren, trat W. entgegen. Als die Uebereinkunft der württembergischen Regierung mit dem Bischof von Rottenburg vom 12.—16. Januar 1854 die Bestätigung der Curie nicht finden konnte, setzte sich die Regierung in directen Verkehr mit letzterer. Allein ehe die bezüglichen Verhandlungen ihren Abschluß in der Convention vom 8. April 1857 (sog. Concordat) fanden, vertauschte W. (am 7. April 1856) das Cultministerium mit dem Justizministerium. Hier fanden die Bestrebungen auf Herstellung einer gemeinsamen deutschen Justizgesetzgebung seine lebhafteste Förderung. Bedeutendere Reformen auf dem Gebiete der württembergischen Justizgesetzgebung (Umbildung der Gerichtsverfassung, neue Strafproceßordnung), die er einzuleiten versuchte, traten erst in der Folge ins Leben. Als am 4. October 1864 bald nach der Thronbesteigung König Karl's das Ministerium Linden durch das Ministerium Varnbüler ersetzt wurde, trat auch W. zurück. Im J. 1867 nöthigten ihn körperliche Leiden auch auf die Thätigkeit in der Kammer der Standesherrn zu verzichten. Die im neuen Reiche angebahnte Verwirklichung der nationalen Rechtsgemeinschaft, für die er selbst einst sich

bemüht hatte, begrüßte er noch mit lebhafter Genugthuung. Am 21. September 1874 starb W. zu Stuttgart.

Nekr. in der Beilage zur Augsburger Allgem. Zeitung v. 1874 Nr. 309.

Fr. Wintterlin.

Wächtler: Christfried W., Jurist, ist als Sohn des Predigers Jakob W. zu Grimma geboren am 18. November 1652, bezog die Universität Leipzig 1668 und kehrte dorthin auch, nachdem er 1672 unter einem älteren Rechtsanwalt in Dresden bereits zu prakticiren begonnen hatte, 1674 abermals zurück. Beziehungen zu vornehmen Schweden führten ihn 1675 nach Pommern, doch zog ihn alsbald ein Ruf als Actuarius des kursächsischen Amtes Wolkenstein wieder in die Heimath. Später wurde er Secretär des Staatsministers Reinhard Friedrich Grafen v. Taube, bis er 1680 sich auf die freie Advocatur warf, die er zu Dresden betrieb. Erst 1688 nahm er den Doctorgrad an; er legte 1723 die Praxis nieder und ist am 5. September 1732 infolge eines Wagenunfalls gestorben. — Die litterarischen Verdienste des Mannes, dessen Berufsthätigkeit stets eine praktische war, liegen ausschließlich auf dem Gebiete der eleganten Jurisprudenz, die er mit seltener Feinheit und Gelehrsamkeit handhabte, namentlich in der Beherrschung der griechischen Quellen und Litteratur für das Deutschland seiner Zeit eine Ausnahme. Seinen regelmäßigen kleinen und wohlgefeilten Aufsätzen verdanken es die Leipziger Acta Eruditorum, daß die Werke der gelehrten holländischen Rechtshistoriker ihre durchaus sachgemäße, ja bisweilen selbst überlegene Besprechung finden. Dabei stellte sich W. besonders zu Noodt's freier Conjecturalkritik in scharfen Gegensatz, indem seine Schrift „Notae ad Gerh. Noodt, ICti. et Antecessoris probabilium jur. civ. libros tres“ (Wittenberg 1681) Ausgangspunkt längerer Polemik ward. Außerdem sind beachtenswerth seine Bemerkungen zu Best, zu v. d. Water und zu Bynkershoek; eine Reihe romanistischer Dissertationen, über culpa, über jus in re u. s. w., welche den Wortlaut der Quellen gegen gemeinrechtliche Verbildungen zur Geltung bringen wollen; eine Vertheidigung der Digesten gegen die Reconcinnationspläne von Placcius und Leibnitz, welche auf Zerstörung hinausgekommen wären; endlich einige rechts- und kirchengeschichtliche Beiträge, auch zum Staatsrechte, in Briefform. Was sich von diesen, theilweise rasch verloren gegangenen, kleinen Stücken noch auftreiben ließ, hat Chr. Heinr. Trotz gesammelt und als „Opuscula juridico-philologica rariora“, erster und einziger Bd., Utrecht 1733, herausgegeben.

Elogium in den Actis Eruditorum Latinis ao. 1733, p. 92. — Vorrede von Trotz zu der Ausgabe der Opuscula. — Jugler, Beiträge 5, 153 fg.

Ernst Landsberg.

Wackenroder: Ernst Heinrich W., Kirchenhistoriker, geboren am 29. November 1660, war der Sohn des Präpositus M. Heinrich W. zu Poseritz auf Rügen, welcher aus Alfeld bei Hildesheim gebürtig, nach seiner Studienzeit in Rostock, nach Pommern übersiedelte. Anfangs von seinem Vater, und nach dessen Tode (1678) auf dem Gymnasium zu Stralsund, sowie von seinem Schwager M. Heinr. Pladecius in den classischen und orientalischen Sprachen unterrichtet, studirte er seit 1680 in Wittenberg und Greifswald, und erhielt auch auf der ersteren Universität den Magistergrad. In der Folge begleitete er die Söhne mehrerer angesehenen Familien auf Reisen und hielt auch philosophische Vorlesungen in Wittenberg und Greifswald. Jedoch wurde er schon (1689) als Pastor nach Trent auf Rügen berufen, wo er sich mit der Tochter seines Vorgängers Matthias Edler verheirathete, und erhielt endlich (1716) das Pastorat und die Präpositur in Loitz, in welchem Amte er am 27. December 1734 verstarb. Während der Verwaltung seines Trenter Pfarramtes sammelte

er mit großer Sorgfalt die Nachrichten über die rügischen Parochien, theils aus Urkunden und Chroniken, theils aus der Erzählung älterer Personen, und verwerthete dieselben zu einer Darstellung der rügischen Kirchengeschichte, von der Einführung der Reformation bis zum Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts, eine Arbeit, welche bis auf die Gegenwart als wesentlichste Quelle für dieses Gebiet anzusehen ist, und auch schon von seinen Zeitgenossen mit großem Interesse aufgenommen wurde. So geschah es, daß der Verfasser schon vorher, ehe er das Manuscript zum Druck fertig stellte, dasselbe mehreren Freunden zur Ansicht und zur Abschrift anvertraute. Infolgedessen hatte er jedoch die peinliche Ueberraschung, seine Arbeit, wider sein Wissen, u. d. T. „Altes und Neues Rügen, zu finden bei Jak. Löffler, 1730, S. 1—383, 4°." herausgegeben zu sehen. Hierüber erzürnt veröffentlichte er „Abgenöthigter Bericht von der Beschaffenheit eines Buches, welches, u. d. T. Altes und Neues Rügen, außerhalb Landes zum Druck befördert worden, Stralsund, gedruckt bei G. Chr. Schindler, Reg. Buchdr. 1730", in welchem er die Entstehung seiner Arbeit, deren Verleihung und Abschriften, und namentlich den Umstand mittheilt, daß dieselbe unvollständig und unfertig, sowie mit vielen Druckfehlern in den Buchhandel gelangt sei. Diesen Vorwürfen zu begegnen, veranstaltete der Buchhändler Löffler im J. 1732 eine zweite Ausgabe unter Wackenroder's Namen, mit der Ergänzung der Parochie Trent, den nöthigen Berichtigungen, und einer Vorrede, in der L. sich entschuldigt, daß er die handschriftliche Copie auf einer Auction gekauft und mit der besten Absicht zum Druck befördert habe; bald darauf (1737) erschienen dann noch die Erläuterungen von Fabarius (A. D. B. VI, 487) in Löffler's Verlag.

Selbstbiographie in Suppl. z. Alt. u. Neuen Rügen, 1732, S. 14. — Biederstedt, Gesch. der Prediger, I, Vorr. S. I; Th. II, S. 26. — In Kosegarten's Univ.-Gesch. ist W. nicht genannt. Pyl.

Wackenroder: Heinrich Wilhelm Ferdinand W., Dr. phil., bedeutender Pharmaceut um die Mitte dieses Jahrhunderts, geboren am 8. März 1798 zu Burgdorf im Königr. Hannover. Er studirte 1825—26 in Göttingen; später, nach seiner in Erlangen erfolgten Promotion, war er als Pharmaceut in Celle beschäftigt. Im J. 1828 finden wir ihn als Privatdocent in Göttingen, von wo er noch in demselben Jahre als außerordentlicher Professor nach Jena berufen wurde, das von da bis zu seinem Tode die Stätte seiner Thätigkeit blieb. Er gründete in Jena ein pharmaceutisches Institut, dessen Director er wurde. Daneben bekleidete er seit 1836 eine ordentliche Professur. Außerdem war er Inspector der Apotheken des Großherzogthums Sachsen. Er starb zu Jena am 4. September 1854. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Commentatio de anthelminticis regni vegetabilis praemio regio ornata" (Götting. 1826); „Chemische Tabellen zur Analyse der anorganischen Verbindungen und ausführliche Charakteristik der anorg. Salze, Basen und Säuren" (1829, 5. Aufl. 1843); „Anleitung zur qualitativen chemischen Analyse" (1836); „Ausführliche Charakteristik der stickstofffreien organischen Säuren nebst Anleitung zur qualitativen chemischen Analyse" (1841); „Kleine analytisch-chemische Tabellen ꝛc." (1847); „Commentatio de cerevisiae vera mixtione et indole chemica etc." (1850); „Chemische Classification der einfachen und zusammengesetzten Körper" (1851). Ferner gab er das „Archiv der Pharmacie" heraus und zwar zuerst mit R. Brandes (Bd. XV—XXIV), dann mit Brandes und Bley (Bd. XXV bis XXXII), dann mit Bley allein bis zu seinem Tode. Außerdem schrieb er zahlreiche Aufsätze chemischen und pharmaceutischen Inhalts in einer Reihe von Zeitschriften, z. B. in Kastner's Archiv, Erdmann's Journ. f. pr. Ch., Liebig's

Annalen, Trommsdorff's Neues Journal, Göttinger gel. Anzeigen, Froriep's Notizen ꝛc. Sein Nachfolger im Amte war sein Schüler Hermann.

Vgl. Poggendorff, Biogr.-litter. Handwörterbuch. — J. Günther, Lebensskizzen der Professoren d. Univ. Jena von 1558—1858.

Carl Oppenheimer.

Wackenroder: Wilhelm Heinrich W. wurde 1773, also im gleichen Jahre wie sein berühmterer Freund Ludwig Tieck zu Berlin geboren. Sein Vater, der geheime Kriegsrath und Justizbürgermeister daselbst, war ein wackerer, strenger Mann und ein musterhafter Beamter, der zwar für die Begabung und die Neigungen seines Sohnes nie Verständniß zeigte, ihn aber nach seiner Art aufs beste erzog. Durch häuslichen Unterricht vorbereitet, trat der Knabe in das Friedrichs-Werder'sche Gymnasium ein, das unter Gedike's Leitung stand, war da seit der zweiten Classe mit Ludwig Tieck zusammen und knüpfte so schon in frühen Jahren jene innige Freundschaft an, die dann sein ganzes Leben verschönte. Seine hohe musikalische Begabung wurde durch gründlichen Unterricht bei Fasch, dem Hofcapellmeister und Stifter der Berliner Singakademie, ausgebildet und durch den Verkehr mit Joh. Friedr. Reichardt und später mit Goethe's Freund Zelter noch weiter entwickelt. Bei seinem Abgange vom Gymnasium, wo er ein überaus fleißiger Schüler gewesen war, wurde ihm als besondere Auszeichnung die feierliche Abschiedsrede übertragen, und Gedike fügte selbst in das vorgelegte Concept die üblichen schwülstigen Lobeserhebungen für die Anstalt ein, die der Abiturient auf Tieck's Anrathen durch einfachere Wendungen ersetzt hatte. Dem Wunsche des Vaters zufolge sollte er Jurist werden, und so wenig auch dieser Beruf seinem Wesen entsprach, der schüchterne Jüngling wagte keinen Widerspruch. Seine Schwäche und Fügsamkeit allen äußeren Einflüssen gegenüber erlaubten ihm weder jetzt noch später ein entschiedenes Auftreten, auch da nicht, wo seine ganze Zukunft davon abhing. Erst nach einem Jahre häuslicher Vorbereitung, in dem er unter anderm Vorlesungen über deutsche Litteratur bei dem damals noch nicht wie später ganz dem Trunk verfallenen Erdwin Julius Koch, dem trefflichen Kenner des Altdeutschen, hörte, durfte er die Universität beziehen, nachdem ihm die Strenge des Vaters immer mehr zu einem schweren Druck geworden war. Aus diesem Vorbereitungsjahr, Frühling 1792 bis März 93, besitzen wir seine Correspondenz mit Tieck und darin die beste Charakterschilderung des Jünglings: Liebenswürdigkeit, Herzensgüte und Reinheit, sowie eine große Innigkeit reichquellender Empfindung, die bis zur Sentimentalität gehen kann, sind die Hauptzüge. Seine Begeisterung für den hochbegabten Freund, in dem er sein Ideal, den wahren Dichter, sieht, ist unbegrenzt; seine zärtliche Liebe für ihn hat etwas durchaus Weibliches. Eifersüchtig wacht er über ihn, und Tieck's selbstgenährte Melancholie und leichtsinnige Talentverschwendung entlocken dem darüber Tiefbekümmerten manch ernstes Mahnwort, manche treffende Kritik. Er denkt an ihn „oft mit sehr zärtlicher Rührung und reger Empfindsamkeit“ und dünkt sich „erhaben als ein Glied der Kette, die Dich an diese Erde fesselt“; ja er möchte, wie Alexander Pindar's Haus, so das Zimmer des Freundes als „ewige Reliquie“ bestehen lassen. Und klingt es nicht, als ob ein verliebtes Mädchen spräche, wenn W., dem Frauenminne fremd blieb, und der seine ganze Liebesfülle dem Freunde weihte, schwört „bei den Seligkeiten, die ich je in den erhabensten Stunden von Deinen Lippen geküßt und aus Deinem Auge getrunken habe“, oder wenn uns gleich darauf der „Zauberdruck Deiner Hand und der Zauberblick Deines Auges und der Zauberton Deiner Stimme“ begegnet. Auch sich selbst beurtheilt er richtig; er weiß, daß er keinen Heldenmuth, keine Tapferkeit besitzt, daß er das Erhabene weniger zu empfinden vermag als das Schöne, und die ganze träume-

rische Zartheit seines Innenlebens offenbart sich, wenn er schreibt: „Denn an sich sehe ich nicht ein, warum es nicht möglich sein sollte, bei allen Dingen unter der Sonne, unter gewissen Umständen, etwas zu empfinden“. Ein solcher Charakter war nicht zum Juristen geeignet, und mehr als eine Briefstelle spricht mit Abneigung, ja mit Abscheu von dem aufgezwungenen Berufe. — Im September 1792 hatten sich die Freunde wiedergesehen bei Gelegenheit einer Reise, die W. mit Verwandten nach Wörlitz, Dessau, Halle, Leipzig, Meißen und Dresden machte, und Ostern 93 endlich zog auch er hinaus ins freie Studentenleben, nach Erlangen, der neuen Landesuniversität, die eben mit Ansbach und Baireuth an Preußen gekommen war, und die der Vater für ihn ausgewählt hatte. Tieck ging dem Freunde zu Liebe ebenfalls dahin, und so reisten denn die Beiden, nachdem sie in Drakendorf bei Jena den der Familie Wackenroder befreundeten Prediger Schuderoff besucht, in Jena selber aber Schiller verfehlt und nur Reinhold kennen gelernt hatten, über Weimar und Erfurt, wo sie zum ersten Male ein Kloster betraten, Gotha und Coburg nach ihrem Bestimmungsorte. Die dortigen wissenschaftlichen Größen vermochten die Jünglinge nicht allzusehr zu fesseln, viel verlockender war das schöne Land. Vor allem zog sie Nürnberg an, das öfters besucht wurde und mit seinem Kunstreichthum, seiner poetischen Stimmung vergangener Zeiten und seinen großen Erinnerungen an Dürer und Sachs besonders auf W. den tiefsten Eindruck machte. Auch in Bamberg waren sie und hörten im Dom ein feierliches Hochamt, und ein zum Theil abenteuerlicher und gewagter Ausflug ins Fichtelgebirge wurde zu Pfingsten unternommen. Im Herbst wollten sie nach Göttingen; Tieck's Freund Wilh. v. Burgsdorf holte sie ab: er sollte sie auf einer Reise durch die ihm schon bekannten Rheingegenden führen, verspielte aber in seinem Leichtsinn das anvertraute Geld, und so kamen sie früher, als sie gedacht hatten, auf directem Wege nach der damals für ebenso gelehrt wie elegant geltenden Universitätsstadt. Hier wandte sich W. eifriger der älteren deutschen Litteratur zu, studirte die mhd. Lyriker in der sog. Manesseschen Sammlung, Müller's Ausgabe der Heldengedichte und Hans Sachs und machte für das „Compendium der deutschen Litteratur“, das sein früherer Lehrer Koch herausgab, Notizen auf den Bibliotheken von Göttingen und Kassel. In dieser Zeit schrieb er wahrscheinlich den kleinen, erst 1836 von Friedr. v. d. Hagen (in Germania. Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache I, 291 ff.) veröffentlichten Aufsatz über Hans Sachs, der den tönereichen Meistersänger mit wenigen Zügen gar nicht ungeschickt schildert. W. war äußerst fleißig und ein eifriger Collegbesucher, aber die Jurisprudenz blieb ihm trotz allen Studiums eine fremde, schwerfaßliche Sache. Dagegen trieb er viel Musik und versuchte sich sogar in eigenen Compositionen, auch verkehrte er mit Prof. Fiorillo, dem Zeichner und Kunstschriftsteller. Der abenteuerliche Plan einer Italienfahrt, wo in Rom Tieck als Dichter, W. als Musiker leben wollten, wurde bald wieder aufgegeben und nach zwei Semestern schweren Herzens die Heimreise nach Berlin angetreten. Dies Mal ging es über Braunschweig und Hamburg, wo auch Klopstock aufgesucht wurde; aber die Freunde nahmen von dem alten Messiassänger in seiner weltfremden Eitelkeit einen fast komischen Eindruck mit. In der Vaterstadt mußte der junge Musiker, Litteraturkenner und Kunstschwärmer wieder ins Joch: gehorsam trat er im Herbst 1794 in die juristische Praxis ein. In der folgenden Zeit hören wir auch von poetischen Arbeiten: Tieck veröffentlichte zwei Gedichte des Freundes, natürlich anonym: das eine in der in den „Straußfedern“ erschienenen Skizze „die gelehrte Gesellschaft“ das andere im zweiten Theile des „Peter Leberecht“, begleitete aber beide mit ironisirender Kritik. Auch von einer Tragödie wird berichtet, die in lächerlicher Weise damit schloß, daß der

Liebhaber die ohnmächtig in seine Arme gesunkene Geliebte ins Leben zurückrufen will und ihr zu diesem Zwecke rasch zusammengeraffte Kräuter an den Mund hält; leider sind diese giftig und so tödtet er selbst das Mädchen. — Ueberhäuft wie er war, nahm Tieck den Freund auch litterarisch in Anspruch. Von dem jungen Nicolai, der seinen Verlag mit zugkräftigen Artikeln bereichern wollte, war er aufgefordert worden, englische Romane zu übersetzen; er wählte jedoch nur von den vorgelegten die besten aus und übergab die Arbeit Freunden. Tieck selber nennt (Schriften Bd. XI S. X) den „Demokrat", das „Schloß Montford" und das „Kloster Netley", die 1796 erschienen und auch 1799 in den IX., X. und XI. Band der ersten, unrechtmäßigen Ausgabe von Tieck's sämmtl. Schriften aufgenommen wurden. Davon ist nur das „Kloster Netley" sicher von W., das „Schloß Montford" dagegen von Musikdirector Wessely übersetzt, während ich den Verdeutscher des „Demokraten" nicht mit Bestimmtheit angeben kann: vielleicht ist es W. Nicht von ihm dagegen, sondern von Bernhardi ist der ihm von Goedeke[2] (VI, 46) zugeschriebene unter dem Pseudonym Ernst Winter 1794 in 2 Bänden erschienene Ritterroman „Die Unsichtbaren". Was also W. bis dahin geleistet hatte, war herzlich unbedeutend, und Tieck mochte deshalb nicht wenig erstaunt sein, als ihm der Freund im Sommer 1796 auf einer Reise nach Dresden, wo jetzt erst die Gemäldegalerie gründlich besichtigt wurde, eine Anzahl Aufsätze über Musik und bildende Kunst von fesselnder Eigenart vorwies, deren hohen Werth er sogleich erkannte. J. F. Reichardt, der wieder besucht wurde, nahm einen davon, „Das Ehrengedächtniß Dürers", sofort in sein Journal „Deutschland" auf, und er war es auch, der für das Kind den rechten Namen fand. So erschienen anonym die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" 1797 bei Unger in Berlin, unter einem Titel, der deutlich auf den einfältig frommen Klosterheiligen in Lessing's „Nathan" hinwies. Tieck hatte eine Vorrede und einige kleinere Stücke hinzugefügt, war aber von einer Umarbeitung und stilistischen Verfeinerung der Aufzeichnungen seines Freundes, woran er erst gedacht hatte, glücklicherweise bald zurückgekommen. In W. trat nun der innere Beruf zur Musik und Kunst immer stärker hervor, aber umsonst versuchte der getreue Tieck nochmals eine Umstimmung des Vaters, der Alte verstand ihn gar nicht. Dieser innere Conflict zehrte an der Gesundheit des Jünglings, er kränkelte und ein heftiges Nervenfieber setzte schon am 13. Febr. 1798 dem kaum 26jährigen zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Leben ein unerwartet frühes Ziel. Ein zweiter Theil der „Herzensergießungen" war geplant, doch erst Einiges dafür vollendet; Tieck gab es mit einer größeren Anzahl eigener Aufsätze zusammen unter eigenem Namen heraus in den 1799 erschienenen „Phantasien über die Kunst, für Freunde der Kunst" und setzte dem Freunde ein schönes Denkmal in dem Gedichte „Der Traum", das den Schluß derselben bildet. Ein Denkmal ihrer Freundschaft war auch sein Roman „Franz Sternbalds Wanderungen" (1798), ein Werk, das die Beiden gemeinsam geplant und besprochen hatten, und dessen erster Theil noch sehr stark den Einfluß Wackenroder's verräth, das aber in der Form, wie es vorliegt, durchaus Tieck's Eigenthum ist. 1814 endlich stellte dieser in den „Phantasien über die Kunst von einem kunstliebenden Klosterbruder" das Eigenthum Wackenroder's an den beiden früheren Schriften zusammen und gab als Einleitung dazu eine kurze Lebensskizze seines Freundes. — Die Aufsätze Wackenroder's zerfallen von selbst in zwei Gruppen, deren eine für die Entwicklung der deutschen Litteratur und Kunst, deren andere für die Persönlichkeit ihres Verfassers hochbedeutsam ist, jene die künstlerische, diese die musikalische. Diese letztere zeigt uns in der Gestalt Joseph Berglinger's des Dichters eigene innere Kämpfe: der ganz der Musik in idealster Auffassung und höchster Begeisterung ergebene Jüngling, den

der Vater durchaus zum Mediciner machen will, ist W. selber, nur daß an Stelle der Jurisprudenz eine andere Wissenschaft gesetzt ist. Aber der Held der Dichtung hat die Kraft aus den drückenden Verhältnissen zu fliehen, sein Dichter dagegen war nie stark genug zu solchem Entschlusse. Und als ob er die eigene schwächliche Resignation rechtfertigen wollte, läßt er seinen Berglinger in der schwer errungenen Künstlerlaufbahn zwar hoch emporsteigen, aber doch die innere Befriedigung nicht finden und in einem Briefe alle Schattenseiten seines Berufes, den Conflict echten Künstlerthums mit den praktischen Anforderungen seiner Ausübung, in den düstersten Farben malen. Wie schon in den musikalischen, so noch mehr in den Abschnitten über bildende Kunst tritt ein Grundsatz aufs schärfste hervor, und gerade dieser ist es, der den „Herzensergießungen" ihren hohen Werth verleiht. Im bewußten Widerstreit mit den gleichzeitigen Aesthetikern, vor allen mit Ramdohr, dessen Art der Kunstbetrachtung unbedingt verworfen wird, im Gegensatz aber auch zu Goethe, dessen „Propyläen" fast zu gleicher Zeit aufs eindringlichste den Werth der Antike und die umfassende klar abwägende Kunstauffassung ihres Autors predigten, will W. nicht kritisch zergliedern, nicht historisch erklären, noch weniger theoretisch verstehen, sondern einzig und allein empfinden, in frommer naiver Einfalt genießend sich ganz hingeben und ohne alle Kritik bewundernd verehren. Für ihn ist, und das gerade war der damaligen Kunstübung gegenüber so wichtig, Kunst und Leben Eines, aber auch Kunst und Religion fließen ihm in Eines zusammen; der große Künstler ist ein frommer und reiner, deshalb von Gott besonders begnadeter, ja direct inspirirter Mensch. „Die Kunst ist über dem Menschen." So erzählt er denn nach Vasari und Sandrart ganz treuherzig und schlicht, in einer anmuthenden Holzschnittmanier kleine Künstlergeschichten, stellt über „Allgemeinheit, Toleranz und Menschenliebe in der Kunst" Betrachtungen an, die in dem Satze gipfeln „Aberglaube ist besser als Systemglaube", und erkennt in Natur und Kunst „zwei wunderbare Sprachen von geheimnißvoller Kraft". Er sucht festzustellen, wie man Kunstwerke betrachten soll und vergleicht dabei ihren Genuß dem Gebet, oder gibt poetische Schilderungen von Gemälden. Von der Antike weiß er nichts zu sagen, ihn beschäftigt ausschließlich die Kunst des Mittelalters und neuerer Zeit. Immer wieder kommt er dabei zurück auf seine Lieblinge: Albrecht Dürer, den er einst in den „krummen Gassen" Nürnbergs umherwandelnd in sein Herz geschlossen hat, und Rafael, der nur selten ohne das Beiwort „göttlich" genannt wird, und den er einzig als Madonnenmaler kennt. Die Zahl von selbstgesehenen Kunstwerken ist überhaupt eine geringe, außer den Galerien von Dresden und Kassel kommen nur die Sammlung von Salzthalen und die ehemals berühmte gräfl. Schönborn'sche Galerie in Pommersfelden, die 1867 in Paris versteigert wurde, in Betracht. Aber auch, wenn sein Herzenswunsch erfüllt worden wäre und er in Italien sein Anschauungsmaterial hätte bereichern können, seine Anschauungsweise wäre kaum eine andere geworden. So wie diese war, erscheint sie dann, ohne rechtes, inneres Verständniß und deshalb schon verzerrt und manierirt, wieder bei Tieck und setzt sich in Praxis um bei jener Gruppe der christlich deutschen Romantiker, bei Overbeck und Genossen, die als die „Klosterbrüder von S. Isidoro" ihren festen Platz in der Kunstgeschichte einnehmen. Das Kunstevangelium, das W. überzeugungsvoll verkündigte, war ein neues und fruchtbares, und Haym hat treffend den Gegensatz hervorgehoben, den es zu dem gründlichen Heidenthum Winkelmann's, zu der scharfen Kritik Lessing's, zu Heinse's sinnlicher Gluth und zu Herder's stürmenden Dithyramben bezeichnet, während es andrerseits verwandt erscheint mit den Ansichten des jungen Goethe und dessen begeistertem Eintreten für Erwin von Steinbach und die „deutsche Baukunst".

Köpke, Ludwig Tieck. 1835. — Holtei, Briefe an Tieck IV. 1864. — Dilthey, Leben Schleiermachers I. 1870. — Haym, Die romantische Schule. 1870. — Tieck und Wackenroder, herausgeg. von Minor in Kürschner's Dtsch. Nat.-Litt., Bd. 145. — Wölfflin, Die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders in Studien zur Litteraturgeschichte. Mich. Bernays gewidmet. 1893. — Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Aufl. VI, 46 f. 1895. Sulger-Gebing.

Wacker: Joh. Matthäus W. v. Wackenfels, schles.-österreichischer Staatsmann, † 1619. Geboren zu Constanz 1550 im März, in der reformirten Lehre erzogen studirt er in Straßburg und Genf die Rechte, schon früh durch vielseitige Talente ausgezeichnet, wie er sich denn schon als Student als Dramatiker versuchte. Die Empfehlungen hervorragender Männer wie Crato v. Crafftheim und Languet verschafften ihm Hofmeisterstellen in vornehmen Häusern, und in dieser Eigenschaft hat er von Wien aus 1574 Italien besucht und dort auch Breslauer hervorragende Leute wie Jakob Monau und Fabian v. Dohna kennen gelernt. Diese im Vereine mit Crato empfahlen den inzwischen 1575 in Padua zum Dr. jur. promovirten W., als es sich darum handelte, für Nikolaus v. Rhediger, den Neffen des als Gründer der reichen Breslauer Stadtbibliothek berühmten Patriciers Thomas v. Rh. einen Reisebegleiter zu finden. Eine persönliche Vorstellung 1576 führte zur Uebereinkunft, und unverzüglich ward die Reise angetreten, die nun durch Frankreich führte und, da in Italien die Pest herrschte, zu längerem Aufenthalte in Süddeutschland, welcher W. Arbeiten am Reichskammergerichte zu Speier gestattete. Da die Seuche nachließ, konnte auch die italienische Reise nachgeholt und bis Neapel hin ausgedehnt werden. Nachdem W. und sein Zögling in Venedig durch den plötzlichen Einsturz ihrer Herberge in schwere Lebensgefahr gebracht worden, langten sie im März 1580 wieder in Breslau an, wo dann auch W. sich dauernd niederließ, eine Anstellung bei der kaiserlichen Kammer fand und bald auch die Tochter eines reichen Handelsherrn, Sophie Poley, heimführte, er zugleich eine Stütze und Zierde des Kreises von hochgebildeten und gelehrten Männern (Crato, Dudith, Monau, Rhediger, Siegfr. Rybisch u. A.), welche sämmtlich dem reformirten Bekenntnisse zugewandt, sich damals in Breslau zusammenfanden. Auch die kaiserliche Regierung bediente sich trotz der Abneigung, welche man von dieser Seite in noch gesteigertem Maße gegen die Reformirten als gegen die Lutheraner hegte, mit Vorliebe Wacker's, den wir 1585 auf diplomatischer Sendung in Polen finden, und auf dessen Beredsamkeit sich der Oberlandeshauptmann Bischof Martin Gerstmann vornehmlich verließ, um die kaiserlichen Geldforderungen bei dem schlesischen Fürstentage durchzusetzen. Als der Bischof 1575 starb, ward W. auch für dessen Nachfolger Andreas von Jerin der Hauptberather in den Angelegenheiten der Landeshauptmannschaft wie auch bei den 1589 zu Beuthen gepflogenen diplomatischen Verhandlungen über die Freilassung des 1588 nach der Schlacht von Pitschen in polnische Gefangenschaft gerathenen Erzherzogs Maximilian. Als dann 1592 die Vermählung der Erzherzogin Anna mit dem Polenkönig Sigismund neue Bande zwischen den beiden Fürstenhäusern knüpfte, erscheint wiederum W. als die rechte Hand des zum Geleit der Braut an den polnischen Hof ausersehenen Bischofs. Der Letztere hatte ihn bereits 1591 zum Kanzler der Oberlandeshauptmannschaft ernannt, wodurch dann auch eine Verlegung seines Wohnsitzes nach der bischöflichen Residenz Neiße nothwendig ward.

Wenn nun gleich der damalige Bischof Andreas von Jerin im Grunde mild gesinnt war, so ward es ihm doch von vielen Seiten verübelt, daß er zu seinem vertrautesten Berather einen Calvinisten gewählt habe, eine Wahrnehmung,

der sich auch W. nicht verschloß. Und da dieser sich abgestoßen fühlte von den damals im Schoße des Protestantismus mehr und mehr um sich greifenden theologischen Streitigkeiten, bei denen er, wie er einmal selbst schreibt, „in großen und dicken Büchern Nichts fand als Thorheiten und Schimpfworte", so entschloß er sich 1592, zum Katholicismus überzutreten, wenn er gleich bei seiner ausgesprochen humanistisch-freien Gesinnung den Schritt mehr conventionell auffaßte. Die Beziehungen zu seinen alten Breslauer Freunden wurden durch den Wechsel des Bekenntnisses thatsächlich nicht gelöst, und ihm hätte es sehr fern gelegen, nach der Art andrer Convertiten einen unduldsamen Eifer für den neuen Glauben an den Tag zu legen. Wohl aber führte er, da bereits 1592 seine Gemahlin gestorben war, als zweite Frau Catharina Troilo, die Schwester des eifrigen Domherrn Franz Troilo, heim.

Hofgunst belohnte Wacker's bewiesene Gefügigkeit; 1594 ward er mit dem Zusatze von Wackenfels geadelt (so Lindner an dem anzuführenden Ort S. 351 — etwas abweichend lauten die aus dem k. k. Adelsarchive entnommenen Angaben bei Blazek [neue Bearbeitung von Siebmacher's Wappenbuch], der abgestorbene Adel der preußischen Provinz Schlesien III 64). 1597 ward W. in den Reichshofrath nach Prag berufen, 1598 nach Rom gesandt, um bei der streitigen Bischofswahl in Breslau für den kaiserlichen Candidaten Paul Albert zu wirken, was er auch mit Erfolg that. Der Papst verlieh ihm eine goldene Gnadenkette und den Orden des heiligen Petrus.

In den Streitigkeiten zwischen Rudolf und Matthias hat W. treu an dem Ersteren gehalten, und schließlich der Geldnoth an dessen Hofe durch Vorschüsse nachhelfen müssen. Matthias hat ihn 1616 zum comes palatinus ernannt. Als 1618 der böhmische Aufstand ausbrach, flüchtete W. nach Schlesien auf das Gut seiner Frau Lassoth (Kreis Neiße), begab sich aber im November dieses Jahres, seiner Amtspflicht als kaiserlicher Rath folgend, nach Wien, wo er dann am 7. September 1619 gestorben ist.

W. hat auch eine nicht geringe Anzahl lateinischer Verse hinterlassen von denen mehrere größeren Gedankenreichthum zeigen, als der Durchschnitt der in jener Zeit so massenhaft entstandenen und in der Regel nur nach einer gewissen Formgewandtheit strebenden derartigen Poemata. Eine scherzhafte Ode auf das weiland berühmte schlesische Bier „Scheps" genannt, ist mehrfach gedruckt worden. Mit namhaften Dichtern wie Paul Melissus und Nicod. Frischlin hat er in freundschaftlichem Verkehr gestanden und überhaupt einen ausgebreiteten Briefwechsel mit zahlreichen Gelehrten geführt. Eine Tochter Wacker's, Maria Helena, wird von verschiedenen Schriftstellern als ein Wunderkind gefeiert, doch ist sie, erst 10 Jahr, 1607 an den Blattern gestorben.

Eine Anzahl von Briefen Wacker's druckte G. Biermann im Teschner Gymnasialprogramm v. 1860 ab. Eine Biogr. W.'s schrieb Theodor Lindner in der Zeitschr. des Vereins für Gesch. u. Alterth. Schles. Bd. VIII 318.

Grünhagen.

Wackerbarth: August Christoph Graf v. W., königlich polnischer und kurfürstlich sächsischer Generalfeldmarschall, wurde im J. 1662 auf dem Familiengute Kogel im Herzogthume Lauenburg geboren, kam 1679 als Page der Gemahlin des Kurfürsten Karl von der Pfalz, einer dänischen Prinzessin, an den Hof zu Heidelberg und mit dieser, als sie Wittwe geworden war, nach Dresden, wo er alsbald in den kurfürstlich sächsischen Hofdienst überging und sich sowol durch Fertigkeit in ritterlichen Künsten und in Leibesübungen wie in den mathematischen Wissenschaften, namentlich soweit sie das Ingenieur- und das Baufach betreffen, auszeichnete. Damit er sich in letzterem weiter ausbilde, sandte Kur-

fürst Johann Georg III. ihn auf Reisen, welche W. bis nach Griechenland ausdehnte um die hier von den Venetianern hergestellten Festungswerke kennen zu lernen. Eine reiche Sammlung von Zeichnungen ꝛc., welche er von seinen Reisen nach Hause sandte, ist 1728 bei einem Brande in Dresden (s. u.) verloren gegangen. Der Befehl des Kurfürsten rief ihn aus Morea zurück. Er begleitete letzteren 1689 in den Krieg an den Rhein und leistete bei der Belagerung und Einnahme von Mainz wie im nächsten Jahre während des Feldzuges am Oberrhein Dienste als Ingenieur. Als 1691 der Kurfürst hier den Oberbefehl führte, befand W. sich in seiner Umgebung. Nach des letzteren im nämlichen Jahre erfolgten Tode erlaubte dessen Nachfolger Kurfürst Johann Georg IV. ihm aufs neue auf des Kurfürsten Kosten Italien, Ungarn ꝛc. zu bereisen. Der 1694 auf den Thron gelangte Kurfürst Friedrich August nahm ihn sodann 1695 und 1696 als seinen Generaladjutanten mit in den Türkenkrieg und gebrauchte ihn, nachdem er selbst den polnischen Königsthron bestiegen hatte, 1697 als Gesandten in Wien, 1699 ernannte er ihn zum Obrist. Als solcher wohnte W. 1700 und 1701 den Feldzügen gegen die Schweden in den baltischen Landen bei. 1705 befehligte er das 3000 Mann starke Contingent, welches Sachsen zum Reichsheere stellte. Im Herbst hatte dasselbe, mit Preußen vereint, den Auftrag, die Stadt Hagenau zu belagern. Ehe aber die Angreifer zum Sturm schreiten konnten zogen die Franzosen in der Nacht zum 6. October heimlich ab. W. ward nun zum Commandanten ernannt und befestigte die Stadt, mußte sie jedoch im folgenden Jahre wiederum den Franzosen überlassen und gerieth dabei in Gefangenschaft, wurde aber bald ausgewechselt. Der Kurfürst ernannte ihn sodann zum General-Haus- und Landzeugmeister, Generalintendanten der Militär- und Civilgebäude und zum Generalcommissär der Baltischen Meerporten und übertrug ihm den Oberbefehl eines Hülfscorps von 5000 Mann, welches er den Seemächten stellte. Mit diesem nahm W. unter dem Commando des Prinzen Eugen von Savoyen im J. 1707 am Rhein, im folgenden in den Niederlanden am Kriege theil, ward dann aber, nachdem er zum Generallieutenant befördert worden war, zum zweiten Male als Gesandter an den kaiserlichen Hof zu Wien geschickt um für den Kurfürsten die Belehnungen zu empfangen. Hier erregte er sowol durch den Glanz und die Pracht seiner Erscheinung Aufsehen wie durch die Gewandtheit, mit welcher er an Stelle eines plötzlich ohnmächtig gewordenen anderen Vertreters des Kurfürsten unvorbereitet eine Rede hielt. Von Wien begab er sich im September 1708 auf den Kriegsschauplatz in den Niederlanden, wo er sowol am Feldzuge dieses, wie unter dem Commando des Generals v. d. Schulenburg, welcher an die Spitze der vermehrten sächsischen Truppen getreten war, an denen der nächsten Jahre und namentlich an der Schlacht bei Malplaquet und an mehreren Belagerungen von Festungen theilnahm. Im Februar 1711 ward er zum dritten Male als Gesandter nach Wien geschickt. Als Kaiser Joseph I., welcher W. bereits 1705 den Reichsgrafenstand verliehen hatte, am 17. April gestorben war ging W. nach Polen zum König-Kurfürsten, der ihn zum Minister und zum General der Infanterie ernannte und ihn mit sich nahm als er einen Einfall in Pommern machte. Dorthin ging W. abermals als der Kurfürst im Verein mit den Königen von Preußen und von Dänemark den Feldzug von 1715 gegen die Schweden unternahm. Er befehligte hier die sächsischen Truppen zuerst unter dem Feldmarschall Grafen Flemming, bald aber, als dieser den Kriegsschauplatz verließ, selbständig. Bei dem Hauptereignisse des Feldzuges, der Belagerung von Stralsund, welche am 23. December mit der Capitulation des schwedischen Commandanten endete, führte W., der die Seele des ganzen Unternehmens war, das „Generalcommando der Attaque auf rechter Hand.“ 1716 setzte er Warschau in besseren Vertheidigungszustand, 1717 betrieb er als Gesandter in Wien die Ver-

lobung des Kurprinzen mit einer österreichischen Prinzessin und die Ueberlassung sächsischer Truppen an den Kaiser, 1718 kehrte er nach Dresden zurück, wo er fortan blieb. Er war hier Gouverneur und erhielt bald das Commando über die Cadetten, die Artilleristen, Pontoniere und die Minirer sowie über das Regiment Ritterpferde. Um das Cadettencorps, dessen Mängel er klar erkannte, erwarb er sich mannichfaches Verdienst; sein Reglement der Adelichen Compagnie Cadets ist in H. F. v. Flemming, „Der vollkommene Teutsche Soldat", Leipzig 1726, abgedruckt. Im J. 1714 hatte er in Polen bemerkenswerthe Gefechtsbestimmungen erlassen (M. Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften. München und Leipzig 1890, 2. Bd., S. 1696). Auf dem von ihm gekauften Gute Sedlitz bei Dresden erbaute er ein prächtiges Schloß. Im December 1725 wurde er zum General en chef über alle im Kurfürstenthume stehende Truppen ernannt. Als König Friedrich Wilhelm I. von Preußen im Januar 1728 zum Carneval nach Dresden kam, wohnte er bei W. im Zeughause, welches während dieser Zeit mit den von diesem gesammelten reichen Kunst- und wissenschaftlichen Schätzen aller Art in Flammen aufging. Der Kurfürst schenkte ihm darauf sein Palais an der Pirnaischen Gasse und später noch reichen Grundbesitz. Am 16. April 1730 erfolgte seine Beförderung zum Generalfeldmarschall. Als solcher befehligte er im Sommer dieses Jahres das sächsische Heer in dem vielgenannten Lustlager von Zeithain bei Mühlberg. Nachdem Kurfürst Friedrich August III. zum König von Polen gewählt war rückte W. mit der ganzen Armee zur Krönung dahin; Krankheit nöthigte ihn aber bald zur Heimkehr und schon am 14. August 1734 starb er im 72. Jahre zu Dresden. Auf dem vom Kurfürsten ihm geschenkten Gute Zabeltitz wurde er beerdigt.

W. hatte sich im J. 1707 zu Wien mit einer Italienerin aus vornehmem Geschlechte Katharina Paolina Maria Balbiano, geboren 1670, vermählt, welche in zweiter Ehe, nachdem ihr erster Gatte, ein Graf Salmour 1690 bei der Belagerung von Cuneo gefallen war, heimlich mit dem Markgrafen Karl Philipp von Brandenburg, der Schwedter Seitenlinie angehörig, verheirathet gewesen war. Der preußische Hof hat die am 29. Mai 1695 geschlossene, schon am 25. Juli des nämlichen Jahres durch den Tod des Markgrafen gelöste Verbindung als zu Recht bestehend, trotz der unablässigen Bemühungen der Gräfin und der dieser vom kaiserlichen Hofe gewidmeten Unterstützung, nie anerkannt. Ihre Ehe mit W. blieb kinderlos wie die zweite mit dem Markgrafen es gewesen war. W. nahm ihren zweiten Sohn erster Ehe an Kindesstatt an; als dieser starb beerbte ihn sein älterer Bruder, dessen Geschlecht, die Grafen Salmour-Wackerbarth, unlängst in Turin erloschen ist (Friedländer, Markgraf Karl Philipp von Brandenburg und die Gräfin Salmour, Berlin 1881; Preußische Jahrbücher, 39. Band, Berlin 1877, von dem nämlichen Verfasser).

Sein Leben beschrieb Friganber, o. O., 1738. — Zedler's Universal-Lexikon, 52. Band, Leipzig und Halle 1747. B. Poten.

Wackerbarth: August Josef Ludwig Graf v. W., geboren am 7. März 1770 zu Kuschendorf bei Kottbus, † (nach Angabe des Kötzschenbrodaer Kirchenbuchs) am 19. Mai 1850 zu Niederlößnitz bei Dresden, hat sich als Verfasser zahlreicher historischer und kunstgeschichtlicher Arbeiten, wol noch mehr aber durch seine ebenso zähe, wie vergebliche Verfolgung von Rechtsansprüchen, die ihm aus einer Jahrhunderte alten Schuldforderung seiner Vorfahren an das Herzogthum Sachsen-Lauenburg zustanden, bekannt gemacht. Eine von ihm selbst verfaßte, 1820 gedruckte „Flüchtige Schilderung des Grafen von Wackerbarth" (2 Bogen fol.) enthält Nachrichten zur Geschichte der ersten fünfzig Jahre seines Lebens. Er besuchte vier Jahre lang die Stadtschule zu Kamenz, dann je zwei Jahre die Universitäten zu Wittenberg und Göttingen; verbrachte darauf ungefähr ein Jahr

in Dresden und Leipzig und unternahm in zwei Zeitabschnitten Reisen nach England, Amerika, Ostindien, Italien und der Türkei. Von 1801 an wohnte er alsdann abwechselnd in Hamburg, Lübeck und Ratzeburg, bis er den kleinen Landsitz Wackerbarths-Ruhe in Zitzschewig bei Dresden bezog, wo er sein Leben beschloß. 1810 hatte er den Grafentitel seiner Vorfahren angenommen. Seine Gattin, Baroneß Friederike Sophie v. Schwendendorff aus dem Hause Dölitz bei Leipzig, mit der er sich 1804 vermählt hatte, löste ihre Ehe mit ihm, indem sie von ihm aus Hamburg am 1. Januar 1811 entwich. Während er sich 1811 zu Paris aufhielt, um seine erwähnten Rechtsansprüche auch bei dem Kaiser Napoleon zu betreiben, wurde über ihn zu Ratzeburg eine Zustandsvormundschaft verhängt, die indessen später wieder aufgehoben wurde. In einer durch den Druck vervielfältigten, an den Bundestag zu Frankfurt am Main gerichteten und aus „Wackerbarthsruhe den 1. April 1826“ datirten „Kurzen Uebersicht“ seiner „Forderung an das Herzogthum Sachsen-Lauenburg, Hannover und Dänemark“ berechnet er für 1820 den Betrag der ihm geschuldeten Summe auf 200 704 000 Louisd'or. Nachdem er zur Geltendmachung seines, übrigens noch 1788 von dem Oberappellationsgerichte in Celle anerkannten Rechtes auch 1848 die Hülfe der deutschen constituirenden Nationalversammlung vergebens angerufen hatte, schenkte er seine Forderung der deutschen Flotte, zu deren Bestem sie später von Hannibal Fischer versteigert wurde. — Obschon die Gesammtzahl seiner Schriften eine große und der Umfang einiger unter ihnen ein nicht unbedeutender ist, befinden sich darunter doch mehrere, die nur Bruchstücke geplanter größerer Werke sind. Ich erwähne hier drei größere Werke, die Entwurf blieben: „Wunderbare Begebenheiten von 2000 außerordentlichen Menschen“, „Leben der berühmtesten Maler“ und „Schilderung der deutschen Kaiser“. Aber nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Sammler von Kunstgegenständen und Alterthümern ließ er sich, wie es scheint, durch ins Maaßlose gehende Neigungen über die Grenzen einer wahrhaften Erfolg verbürgenden Selbstbeschränkung hinausführen. Ich möchte letzteres daraus schließen, daß er selbst die Zahl der Bilder seiner Gemäldesammlung im J. 1820 auf etwa 4000 angibt.

Eine anonyme, angeblich von Ernst Friedr. Ahlwardt verfaßte und 1820 zu Hamburg erschienene „Lebensbeschreibung des Grafen von Wackerbarth“ war für mich nicht auffindbar. Sollte sie identisch mit der oben angeführten „Flüchtigen Schilderung“ sein? — Neuer Nekrolog der Deutschen, 28. Jahrgang 1850, Th. 1, Weimar 1852, S. 321 ff. — Alberti, Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller 1829—1866, Abth. 2, Kiel 1868, S. 525. — Hans Schröder, Lexikon der hamburgischen Schriftsteller, Bd. 7, Hamburg o. J., S. 536 ff. — Moritz Lilie, Die Lößnitz bei Dresden, 2. Aufl., Kötzschenbroda 1892, S. 30. F. Schnorr v. Carolsfeld.

Wackernagel: Philipp Karl Eduard W., gewöhnlich nur Philipp W. genannt, bekannt als Mineralog, Pädagog und vor allem als Hymnolog, wurde am 28. Juni 1800 zu Berlin geboren und starb am 20. Juni 1877 zu Dresden. Sein Vater war der Buchdrucker Johann Wilhelm W., der, am 28. Jan. 1765 in Jena geboren, seit dem Jahre 1788 in Berlin lebte und, nachdem er hier in der Unger'schen Officin Beschäftigung gefunden, sich am 24. October 1790 mit Agnes Sophie Schulze aus Altona verheirathet hatte. Philipp war das dritte Kind und der älteste Sohn aus dieser Ehe; der dritte Sohn war der um sechs Jahre jüngere Wilhelm W. (s. u. S. 460). Die Eltern lebten in beschränkten Verhältnissen, die durch die allgemeine Noth der Kriegszeit noch drückender geworden waren. Der Verdienst des Vaters, der seit dem Jahre 1806 Criminalcommissar geworden war, reichte nicht aus, und die Sorge für die fünf Kinder ließ der Mutter nicht die Möglichkeit, durch Goldstickerei,

eine Kunst, in der sie sehr geübt war, das Fehlende ausreichend zu verdienen. So mußten die Kinder nach Kräften mit für ihren Unterhalt sorgen. Philipp trat als Schüler des „grauen Klosters" in die Currende, d. h. den Knabenchor, der bei besonderen Gelegenheiten oder auch ohne besondere Aufforderung hin und her in den Straßen der Stadt Choräle sang; er ward auf diese Weise schon früh mit dem geistlichen Lied und seiner Bedeutung für das Volksleben bekannt. Außerdem war er als Schreiber für einen Rechtsanwalt thätig, eine Arbeit, die ihm bald eine unerträgliche „Schreibfron" zu sein schien. Dagegen brachte Erholung für Leib und Geist die Theilnahme an den Turnübungen, die Jahn (s. A. D. B. XIII, 663), der selbst Lehrer am grauen Kloster war, seit dem Jahre 1811 zunächst für die Schüler dieser Anstalt eingerichtet hatte; unser W. ward bald ein Liebling Jahn's, für dessen Bestrebungen — körperliche Ausbildung und sittliche Reinheit zum Zweck der Erziehung zu Vaterlandsliebe und Glauben — er sich aus voller Seele begeisterte. Als der Vater am 11. November 1815 gestorben war, konnte W. nicht auf dem Gymnasium bleiben; um Weihnachten 1816 ging er aus Obertertia ab, um nun ganz als Schreiber in die Dienste eines Juristen zu treten, wozu er wegen seiner schönen Handschrift geeigneter schien als zu einem andern praktischen Beruf. Doch wurde er nicht lange danach auf Jahn's Empfehlung von Plamann (s. A. D. B. XXVI, 222) als Lehrer und als Schüler in seine Erziehungsanstalt aufgenommen; hier ward ihm nun auch Gelegenheit, sich vollends zum Besuch der Universität vorzubereiten. Daß er im Frühjahr 1819, um die Zeit, als er seine akademischen Studien beginnen wollte, in Jahn's Hause Karl v. Raumer (s. A. D. B. XXVII, 420), der damals Professor der Mineralogie in Breslau war, kennen lernte, ward für sein weiteres Leben von entscheidender Bedeutung. Diesem gefiel er so gut, daß er ihn zu sich nach Breslau kommen ließ und fortan Vaterstelle an ihm vertrat. W. wohnte im Hause bei Raumer, zusammen mit Hans Ferdinand Maßmann (s. A. D. B. XX, 568), mit dem er schon von Berlin her befreundet war. Unter Raumer's Anleitung studirte er nun deutsche Grammatik und Litteratur, aber auch Naturwissenschaften und besonders Mineralogie; er wandte sich also grade den Wissensgebieten zu, auf denen auch Raumer selbst besonders thätig war. Als aber bald darauf gelegentlich der Turnerverfolgungen auch W. demagogischer Umtriebe verdächtig und in Untersuchung gezogen ward, verließ er Raumer's Haus und nahm in einer polnischen Familie bei Landsberg in Oberschlesien eine Stelle als Hauslehrer an; aber in dieser ihm wenig zusagenden Umgebung ward sein Heimweh nach dem Raumer'schen Hause so groß, daß man ihm in Gottes Namen zurückzukommen gestattete. Um diese Zeit etwa veranlaßte ihn Raumer auch zu hymnologischen Studien, womit er denn das Feld betrat, auf dem er hernach und dann bis an sein Lebensende seine eigentliche Lebensarbeit fand. Zunächst trieb er dieses Studium neben dem der deutschen Sprachwissenschaft, der Mineralogie und der Pädagogik; das Verbindende für diese anscheinend so fern voneinander liegenden Fächer war das, was ihm immer mehr bewußt und grade auch durch den Verkehr mit Raumer die Grundlage alles seines Denkens und Strebens ward, die deutsche und lutherische Gesinnung; in der lutherischen Kirche sah er die Blüthe des deutschen Wesens; dieses zu erkennen und an seinem Theil zu fördern dienten ihm nicht nur die andern genannten Gegenstände, denen er seinen Fleiß zuwandte, bei welchen es leicht verständlich ist, sondern auch die Naturwissenschaften, wie er sich ihren Betrieb und ihre Aufgabe dachte. Und daß er es auf allen diesen Gebieten zu mehr als gewöhnlichen Leistungen gebracht hat, wird sich nicht leugnen lassen. — Auch Raumer hatte gelegentlich der Demagogenverfolgungen viele persönliche Unannehmlichkeiten zu ertragen (vgl. A. D. B. XXVII, 422) und ward endlich

im Zusammenhange damit im J. 1819 von Breslau nach Halle versetzt. W. konnte ihn nicht sogleich dorthin begleiten, weil er in Breslau ein Jahr Stadtarrest hatte. Als dieser im Juni 1820 aufgehoben ward, eilte auch er nach Halle, um seine Studien in der Nähe seines lieben v. Raumer fortzusetzen. Ihn beschäftigte hier zunächst besonders die Krystallkunde; zu einem Werke Raumer's über dieselbe gab er in einem besonderen Buche die Netze zu den Krystallmodellen mit erläuterndem Text bei Reimer in Berlin heraus, die erste Arbeit, die von ihm im Druck erschien, der bald einige andere mit Resultaten eigner Forschungen unter dem Titel „Mineralogische Bruchstücke“ in der Zeitschrift „Isis“ folgten, in der er auch mehrere Recensionen veröffentlichte. W. nahm in diesen Arbeiten schon eine selbständige Stellung ein, die von den Fachgenossen nicht mehr ignorirt werden konnte. — Noch einmal sollte er dann mit Raumer an einen andern Ort ziehen. Dieser gab, da er infolge seiner Stellung zu den Burschenschaften den Behörden in Preußen verdächtig ward, seine Stellung in Halle zu Ostern 1823 auf und ward Lehrer an der privaten Erziehungsanstalt des Rector Dittmar in Nürnberg; hierhin folgte ihm W., nachdem er in Berlin sein Dienstjahr abgemacht und im Sommer 1824 dort noch wieder sich den Studien gewidmet hatte, im Herbst 1824 als Lehrer an derselben Anstalt, deren Vorsteher Raumer inzwischen geworden war. Die äußern Verhältnisse waren nicht glänzend; desto anerkennenswerther und tüchtiger waren die Leistungen. Neben Raumer und W. war Friedrich Heinrich Ranke (s. A. D. B. XXVII, 237) der bedeutendste Lehrer; diese drei vertheilten die Hauptfächer unter sich; W. fielen außer der Mathematik und den Naturwissenschaften auch Schreiben, Zeichnen und Turnen zu. Mit den bedeutendsten Männern in Nürnberg und Erlangen fand ein reicher Verkehr statt, und das ganze Leben war ein mannichfach angeregtes und förderndes. W. bewies hier zuerst seine große pädagogische Begabung. Trotz der vortrefflichen Lehrer und der guten Erfolge konnte die Anstalt finanziell nicht bestehen; im Herbst 1826 mußte Raumer sie eingehen lassen. Er bekam im Frühjahr 1827 einen Ruf als Professor der Mineralogie nach Erlangen. W., der in dieser Zeit wieder sich besonders mit mineralogischen Arbeiten beschäftigte, die in Kastner's Archiv für die gesammten Naturwissenschaften erschienen, wurde unter Vorlage dieser und seiner früheren in der Isis erschienenen Abhandlungen von der philosophischen Facultät in Erlangen, noch ehe Raumer ihr angehörte, zum Doctor promovirt. Er wünschte nun zur Grundlage für spätere Arbeiten die mineralogischen Sammlungen in England und Frankreich zu besuchen und wandte sich zu diesem Behufe an das preußische Ministerium mit der Bitte um ein Reisestipendium. Professor Chr. Sam. Weiß in Berlin, der seine hervorragende Begabung für die Krystallographie erkannte, empfahl ihn dringend dazu. Aber statt des gewünschten Stipendiums erhielt W. eine Anstellung als Lehrer an dem Kölnischen Realgymnasium in Berlin (Sommer 1827) und nicht lange darauf auch eine interimistische Anstellung an der neuen Berliner Gewerbeschule. Beiden Schulen stand Director Karl Friedrich v. Klöden (s. A. D. B. XVI, 203) vor, den W. schon vom Plamann'schen Institute her kannte. Nachdem W. noch vor der wissenschaftlichen Prüfungscommission ein Examen bestanden hatte, erhielt er im Herbst 1828 an der Gewerbeschule eine feste Anstellung. Er ward nun besonders für den deutschen Unterricht angestellt und erhielt bei einer Erweiterung der Schule diesen in allen Classen bis Secunda einschließlich, so daß er jetzt nur einen Theil des naturwissenschaftlichen und mathematischen Unterrichtes behielt. Um den Unterricht im Deutschen recht fruchtbar zu machen und, soweit es für eine solche Schule paßte, mit einer Einführung in die Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur verbinden zu können, gab W. seine deutschen Lesebücher heraus; zuerst erschien im J. 1832

die „Auswahl deutscher Gedichte nach den nationalen metrischen Formen derselben", in der 2. Auflage 1836 durch einen Anhang von Kirchenliedern vermehrt; 3. Aufl. 1838, alle drei Auflagen Berlin, Duncker & Humblot. Sodann erschien im J. 1837 als zweiter Theil des Werkes das „Handbuch deutscher Prosa" (Berlin bei Reimer). In der Vorrede zum ersten Theil sprach er sich eingehend über seine kirchliche Stellung, in der zum zweiten über seine pädagogischen Grundsätze aus. Nachdem er bei der Jubelfeier der Uebergabe der Augsburgischen Confession am 25. Juni 1830 in der Schule die Festrede gehalten, verheirathete er sich am 28. Juli 1830 mit Auguste Harleß aus Nürnberg, der Schwester des nachmals so bekannten Theologen Gottfried Christoph Adolf Harleß (s. A. D. B. X, 763); an demselben Tage ward die Schwester seiner Frau mit Pfarrer Valentin Strobel getraut. Wackernagel's Haus in Berlin ward bald der Sammelplatz vieler, namentlich süddeutscher Studenten und Candidaten, die dort Anregung und Förderung fanden; an den „offenen Abenden" versammelten sich dort bei einfachster Bewirthung — man mußte satt kommen — immer eine größere Anzahl solcher, die später in der Theologie, Kunst oder Litteratur sich einen Namen erworben haben; ja auch manche schon damals bekannte Größe fehlte nicht. Auf dem Grunde einer ernsten christlichen Ueberzeugung, auf welchem das ganze Leben des Hauses erbaut war, aber mit Theilnahme an allem, was Kunst und Wissenschaft Großes und Edles boten, und nicht ohne die Würze des Scherzes fand ein lehrreicher und genußreicher Verkehr statt, an den die Theilnehmenden noch nach Jahrzehnten dankbar zurückdachten. In einem andern Kreise, der sich um v. Winterfeld sammelte, in den W. und seine Frau eintraten, ward vor allem die Musik, ganz besonders der christliche Choral und die Kirchenmusik gepflegt. — Nachdem W. über zehn Jahre in dieser Stellung unter sichtbarem Segen, wenn auch nicht ohne mancherlei Enttäuschungen, wie sie in jeder amtlichen Stellung vorkommen, gewirkt hatte, that er das, was er später mehrfach selbst einen „Schwabenstreich" nannte, er gab diese Stellung auf, um als Lehrer an ein Privatgymnasium in Stetten bei Stuttgart, zu dessen Leiter sein Schwager Strobel erwählt war, zu treten. Diese Anstalt war dazu gegründet worden, um die humanistischen und die realistischen Studien inniger mit einander zu verbinden als das in den staatlichen Anstalten geschah; sie stand dabei auf dem Grunde eines positiven evangelischen Bekenntnisses. Das alles sagte W. sehr zu. Und so war es nicht nur die Rücksicht auf seine Frau, der das Zusammensein mit der Schwester eine freundliche Aussicht bot, was ihn bewog, an diese Anstalt zu treten. Er hoffte auch wol außerdem, dort mehr Zeit zu eigenen wissenschaftlichen Arbeiten zu finden, als das in Berlin möglich war; so zog er mit Frau und sechs Kindern Ostern 1839 nach Stetten, wo er fünf Jahre zugebracht hat. Da die Anstalt zugleich eine Erziehungsanstalt war, in der zehn bis zwölf Zöglinge unter der besonderen Aufsicht eines Lehrers standen, so konnte W. hier seine pädagogischen Gaben ganz besonders verwerthen. Daneben wurden denn nun auch seine wissenschaftlichen Arbeiten wesentlich gefördert, vor allem seine hymnologischen. Im J. 1841 erschien, die Vorrede ist datirt vom 1. October 1840, „Das deutsche Kirchenlied von Martin Luther bis auf Nicolaus Herman und Ambrosius Blaurer" (Stuttgart bei Liesching). Es ist das erste Werk dieser Art, in welchem dem deutschen Kirchenlied von seinen ersten Anfängen an aufs genauste nachgegangen wird und alles aus den ersten Quellen, Handschriften und Originaldrucken zusammengestellt wird, ein Werk mühsamsten Fleißes, das allgemeine Anerkennung fand und auch bisher nur durch das spätere, größere Werk Wackernagel's übertroffen worden ist. Eine weitere Frucht seiner hymnologischen Studien war sodann seine Ausgabe der geistlichen Lieder von Paulus Gerhardt

nach der bei dessen Lebzeiten erschienenen Ebeling'schen Folioausgabe von 1667 (Stuttgart bei Liesching s. a., Vorrede datirt vom 9. April 1843). Ferner stammen aus Wackernagel's Wirksamkeit in Stetten die drei Theile seines „Deutschen Lesebuches", Vorrede vom 8. August 1842, das er unter Beirath seines Freundes Karl Adolf Schmid (s. A. D. B. XXXI, 676 ff.), der damals Rector in Eßlingen war, für die untern Schulclassen ausarbeitete, und das während der nächsten 30 Jahre immer wieder in neuen Abdrücken und Auflagen erschienen ist. Eine Zugabe für Lehrer ist die als vierter Theil des Lesebuchs erschienene Abhandlung „Ueber den Unterricht in der Muttersprache". In Wackernagel's Leben brachte es eine große Veränderung, daß ihm von dem Vorsteher des Curatoriums der Anstalt zu Ostern 1844 seine Stellung gekündigt wurde, infolge wovon dann auch Strobel seinen Abschied nahm und die Anstalt bald einging. W. fand mit Frau und neun Kindern durch die Mutter eines seiner Zöglinge in Stetten zunächst ein Unterkommen auf Schloß Kalteneck bei Holzgerlingen. Die unfreiwillige Muße konnte er zu eingehenderen Studien verwenden; mit ganz besonderem Eifer wandte er sich jetzt der Hymnologie wieder zu und zwar zunächst einer umfassenderen und genaueren Untersuchung der ersten Drucke der Kirchenlieder. Er wandte sich um eine Unterstützung zu diesen Arbeiten an Friedrich Wilhelm IV., die ihm auch zu theil wurde, so daß es ihm nun möglich wurde, eine Zeit lang in der Berliner Bibliothek und mit K. G. H. Freiherrn v. Meusebach, dem bekannten Forscher auf diesem Gebiete, arbeiten zu können. Im August 1845 ernannte der Herzog von Nassau W. zum Professor am Realgymnasium in Wiesbaden, wohin er im Herbst 1845 ging. Es waren wieder seine alten Fächer, Geometrie, Mineralogie und deutsche Sprache, in welchen er in den obern Classen zu unterrichten hatte, und in welchen er seine bekannte Meisterschaft bewährte. Dazu bot Wiesbaden an sich und durch seine Lage und auch durch den Verkehr mit den Kurgästen besondere Annehmlichkeiten; W. machte bedeutende Bekanntschaften und knüpfte neue Freundschaften, und es wird wol so sein, wie sein Biograph L. Schulze (vgl. unten) sagt, daß W. hier die schönste Zeit seines Lebens zugebracht hat. Freilich fiel in die Zeit seines Aufenthaltes in Wiesbaden auch das Revolutionsjahr, das ihm ein besonders schmerzliches war, das ihm aber auch Veranlassung zu besonderem Wirken wurde. Ihm war, wie allen tiefer Blickenden, deutlich, daß die Revolution ihren eigentlichen Grund im Abfall vom christlichen Glauben habe, und daß, wer das Vaterland gegen die hereinbrechenden Gefahren schützen wolle, das Volk wieder zum Glauben zurückführen müsse. Hierüber eine Besprechung mit Gleichgesinnten herbeizuführen, besuchte er die jährlich zwei Mal auf dem Sandhof bei Frankfurt a. M. tagende Conferenz von Geistlichen, auf der er mit zwei Freunden, Heller und Haupt, den Antrag stellte, zum Zusammenschluß gegen die Staat und Kirche gefährdenden Bestrebungen eine Versammlung aller Gläubigen in Deutschland zu berufen. Der Antrag wurde einer Commission übergeben, deren Vorsitzender W. ward. Die Commission berief nach Berathung mit Männern wie Dorner, Harleß u. A. zum 21. Juni eine größere Versammlung nach dem Sandhof; hier kamen acht und achtzig Männer zusammen, die dann besonders auf Wackernagel's und Bethmann-Hollweg's Ausführungen hin beschlossen, jene große Versammlung zu berufen; sie sollte im September in Wittenberg tagen und die bisherige Commission sollte die Vorbereitungen treffen. Das brachte für W. noch eine große Arbeit, namentlich eine viel Zeit und Mühe kostende Correspondenz; das Resultat war der erste deutsche Kirchentag, der am 21. Sept. 1848 in Wittenberg gehalten wurde. Aus dem Jahre 1848 stammen dann noch die Ausgaben der geistlichen Lieder Luther's in ihrer Urgestalt mit den ursprünglichen Melodien und das schöne Büchlein „Trösteinsamkeit

in Liedern" (Erlangen, Heyder u. Zimmer, 2. Aufl. 1851) mit der ernsten Vorrede (datirt vom Febr. 1849), in welcher er zeigt, wie die Unfähigkeit und Unlust zu singen mit dem Verfall des deutschen Volkslebens und der Verirrung des Volksgeistes zusammenhänge. — Im J. 1849 ward W. zum Director der Real- und der Gewerbeschule in Elberfeld erwählt. Da die Bestätigung der Wahl erst gegen Ende des Jahres erfolgte, trat er das neue Amt erst im März 1850 an. Von Anfang an hatte er hier neben entschiedenen Freunden, die ihn gerade um seiner lutherischen und conservativen Gesinnung willen schätzten, auch manche Feinde, die ihm seine Stellung erschwerten und seinem Wirken überall Hindernisse bereiteten. Es waren namentlich die Directorialgeschäfte, die ihm auf diese Weise verleidet wurden, sowol diejenigen, die den äußern Aufbau der Anstalten, namentlich die Organisation der Gewerbeschule betrafen, als die auf die innere Einrichtung der Schule bezüglichen; in letzterer Hinsicht hatte er z. B. unglaubliche Schwierigkeiten bei der Einführung einer in allen Classen gleichmäßig zu beobachtenden Orthographie zu bestehen. Er selbst gerieth dadurch immer mehr in eine krankhafte nervöse Aufregung, in welcher er auch oftmals zu weit ging. Namentlich sein Verhältniß zu den städtischen Behörden ward immer unleidlicher. Dennoch glaubte er einen Ruf, als Director eines in Usingen neu einzurichtenden Lehrerseminars nach Nassau zurückzukehren, der um diese Zeit in ihn sehr ehrender Weise und unter vortheilhaften Bedingungen an ihn erging, ablehnen zu müssen, namentlich auch aus dem Grunde, weil er meinte, das von ihm in Angriff genommene Werk der Umbildung der ihm anvertrauten Schule nicht unvollendet aufgeben zu dürfen; auch hatte er damals die Hoffnung, seine Stellung demnächst in eine staatliche verwandelt zu sehen, in welchem Falle er von den Streitigkeiten mit den städtischen Behörden befreit worden wäre. Aber diese günstige Wendung trat nicht ein. Dagegen ward sein persönliches Befinden durch alle die Aufregungen und Zerwürfnisse ein den Anforderungen des Amtes allmählich immer weniger genügendes; und nachdem er wegen nervöser Krankheitszufälle mehrfach seine Amtsführung hatte unterbrechen, ja zuletzt beinahe während eines Jahres hatte aussetzen müssen, beantragte er seine Pensionirung, die ihm dann auch im J. 1861 ertheilt wurde. Er zog nun nach Dresden, wo er noch 16 Jahre in einer „arbeitsvollen Ruhezeit" lebte. In den Elberfelder Schulprogrammen hat W. in den Jahren 1851 bis 1856 noch vier naturwissenschaftliche Abhandlungen veröffentlicht, die dem Bedürfnisse der Schule entsprungen zeigen, daß seine alte Liebe zu diesen Studien noch nicht erloschen war. Doch wandte sich seine wissenschaftliche Thätigkeit in den letzten Jahrzehnten seines Lebens ganz besonders wieder der deutschen Litteratur und innerhalb dieser der Hymnologie zu. Von seinen Lesebüchern erschienen wiederholt neue Auflagen; er ergänzte sie durch die „Edelsteine deutscher Dichtung und Weisheit im 13. Jahrhundert" (Frankfurt a. M. 1857); andere kleinere Arbeiten können wir hier übergehen. Mit einem ganz unvergleichlichen Fleiße aber und mit echt deutscher Ausdauer hat W. in allen diesen Jahren hymnologische Studien getrieben, und es ist wahrhaft staunenswerth, was der doch auch mit amtlichen Arbeiten reichlich belastete Mann auf diesem Gebiete geleistet hat. Sein Plan ging auf ein Dreifaches. Einmal galt es Vervollständigung und Ausgestaltung und Fortführung des im J. 1841 erschienenen Werkes, der Sammlung deutscher Kirchenlieder von den frühsten Zeiten an und einbegriffen die lateinischen Hymnen des Mittelalters, soweit sie für das deutsche kirchliche Leben und das deutsche Kirchenlied in Betracht kommen. Sodann kam es darauf an, namentlich von den gedruckten Kirchenliedern die ursprüngliche Gestalt zu ermitteln, was ohne Auffindung und Vergleichung der ersten Drucke nicht möglich war. Und schließlich sollten diese Arbeiten ihren Abschluß finden in einer Geschichte

des deutschen Kirchenliedes. Den letzten Theil dieser in sich zusammenhängenden dreifachen Aufgabe zu bearbeiten, ist W. nicht mehr ermöglicht worden; nur Andeutungen darüber, wie er sich die Geschichte des Kirchenliedes dachte, finden sich in seinen übrigen Werken, namentlich auch in den Vorreden zu den einzelnen Theilen seines gleich zu nennenden Hauptwerkes. Den zweiten Abschnitt der Arbeit brachte er zu einem vorläufigen Abschlusse in der „Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes im 16. Jahrhundert" (Frankfurt a. M. 1855, bei Heyder und Zimmer; Vorrede vom 20. Mai 1855). Dieses Werk bringt neben den diplomatisch genauen Titeln und Beschreibungen der alten Gesangbücher und Liederdrucke auch von S. 537 an die Vorreden zu den Gesangbüchern des 16. Jahrhunderts und in ihnen einen außerordentlich wichtigen Beitrag zur Geschichte dieser Bücher und damit des geistlichen Liedes selbst. Die erweiterte Ausgabe der Lieder selbst schon im Druck erscheinen zu lassen, ward W. auch dadurch verhindert, daß sich kein Verleger finden wollte, der die Kosten der Herausgabe übernahm; sein „deutsches Kirchenlied" von 1841 und seine „Bibliographie" waren, wie er später sagte, mehr gelobt, als gekauft. Inzwischen gab er noch im J. 1855 (Stuttgart bei Liesching) Johann Hermann's geistliche Lieder heraus mit einer ausführlichen Vorrede über die Lieder und das Leben Hermann's. Aus Wackernagel's Arbeiten für die sog. Eisenacher Gesangsbuchscommission, — der er ursprünglich angehört hatte, aus der er dann aber im April 1853 ausgeschieden war, weil seine Ansichten über die der Commission gestellte Aufgabe und das vorhandene kirchliche Bedürfniß von denen der übrigen Mitglieder der Commission abwichen, — entstand sein in vielfacher Hinsicht ausgezeichnetes „Kleines Gesangbuch geistlicher Lieder für Kirche, Schule und Haus", (Stuttgart 1860 bei Liesching). Das kleine Buch enthält in sauberem Druck mit abgesetzten Zeilen 224 Lieder mit den Melodien; zum Verständniß und zur Rechtfertigung dienen dem Büchlein am Schluß hinzugefügte kurze Anmerkungen, die zugleich beweisen, wie bis ins kleinste hinein W. aus den Quellen arbeitete. Um die neue Ausgabe seines „deutschen Kirchenliedes" erscheinen lassen zu können, mußte er sich endlich entschließen, dem Rathe vieler Freunde zu folgen und eine Subscription auf dasselbe zu eröffnen; wenn eine hinlängliche Anzahl von Subscribenten gewonnen sei, wollte B. G. Teubner in Leipzig den Verlag übernehmen. So erging denn im Mai 1861, gerade um die Zeit, in der W. seine Stellung in Elberfeld aufgegeben hatte, eine Einladung zur Subscription, unterzeichnet von den bedeutendsten Theologen und Sprachforschern; innerhalb Jahresfrist hatte das Werk eine so große Anzahl von Subscribenten gefunden, daß der Druck beginnen konnte. W. war inzwischen bei der 50jährigen Jubiläumsfeier der Universität in Breslau nicht zum mindesten wegen seiner Verdienste um die Hymnologie ehrenhalber zum Doctor der Theologie ernannt worden. Er widmete sich nun in Dresden hauptsächlich der Herausgabe dieses Werkes. Es erschien in fünf starken Bänden in Lexikonoctav in den Jahren 1864 bis 1877 unter dem Titel: „Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Mit Berücksichtigung der deutschen kirchlichen Liederdichtung im weiteren Sinne und der lateinischen von Hilarius bis Georg Fabricius und Wolfgang Ammonius". Der erste Band brachte 656 lateinische Hymnen und Sequenzen und eine bedeutende Bereicherung des früheren Werkes zur Bibliographie des Kirchenliedes (579 Nummern). Der zweite Band enthielt das deutsche Kirchenlied des Mittelalters, und die drei folgenden das Kirchenlied des 16. Jahrhunderts (bis 1603), auch das der Secten und der römisch-katholischen Kirche. Zwischen dem ersten und zweiten Bande gab W. als erstes Heft zur niederländischen Hymnologie „Lieder der niederländischen Reformirten aus der Zeit der Verfolgung im 16. Jahrhundert" (Frankfurt a. M.

1867 bei Heyder und Zimmer), heraus, eine Arbeit, die ihm nebenbei bei seinen hymnologischen Studien erwachsen war. Es ward ihm sodann die Freude, sein großes Hauptwerk zu Ende führen zu können; schon seit einigen Jahren an einem Herzleiden, verbunden mit Asthma, kränkelnd, erlebte er gerade noch die Vollendung des Druckes des fünften Bandes; die Vorrede mußten seine Söhne schreiben; er starb nach einem langen und schweren Leiden am 20. Juni 1877 zu Dresden, fortwährend bis an sein Ende, soweit seine Kräfte es gestatteten, mit seinen Liedern beschäftigt.

Philipp Wackernagel's Leben ist mehrfach von Professor D. Ludwig Schulze in Rostock geschildert worden; auf seinen Arbeiten beruht auch die vorliegende Darstellung. Zuerst erschien nach Wackernagel's Tode in der Allg. luth. Kirchenzeitung von Luthardt, 1878, Nr. 2 u. 3, ein Lebensbild; sodann veröffentlichte Schulze eine Monographie: Philipp Wackernagel nach seinem Leben und Wirken für das deutsche Volk und die deutsche Kirche, Leipzig 1879, bei Dörffling u. Franke, mit einem Bildniß Wackernagel's; und schließlich ist noch von Schulze der Artikel in der 2. Auflage der theologischen Realencyklopädie, Band 16, S. 588 bis 601. — Für die Jugendzeit Philipp Wackernagel's ist noch zu vgl.: Wilhelm Wackernagel, Jugendjahre 1806 bis 1833, von Rudolf Wackernagel, Basel 1885.
l. u.

Wackernagel: Wilhelm W., Stenograph und Journalist, geboren in Berlin am 1. September 1833, † ebd. am 27. März 1881. Nach Absolvirung des Gymnasiums studirte W. Philologie, beschäftigte sich aber auch viel mit Statistik, Politik und Geographie und widmete sich daher der Journalistik, bei der ihm seine Kenntniß der Stenographie sehr zu statten kam. Er wirkte zuerst als Stenograph in der zweiten Kammer zu Berlin, zeitweilig auch im Landtage zu Weimar und zeichnete sich dabei durch vorzügliche Leistungen aus. Als Mitglied des Stenographischen Vereins (nach Stolze) zu Berlin, zu dessen Schriftführer er später ernannt wurde, entwickelte er eine lebhafte und unermüdliche Thätigkeit in Vorträgen, Referaten und Anregungen aller Art. Für stenographische Fachblätter, insbesondere das Archiv für Stenographie war seine Feder stets bereit. Als Nachfolger von K. F. Witte (s. d.) leitete W. von 1859 bis 1862 die Redaction des „Archivs f. St.", dessen Gesichtskreis er, vermöge seiner genauen Bekanntschaft auch mit dem Gabelsbergerschen System, in Kritik und Berichterstattung wesentlich erweiterte. Von Bedeutung wurden auch seine „Grundzüge zu einer lateinischen Stenographie nach Stolzeschen Principien" (Berlin 1858). Sie gaben nicht nur den Anstoß zu weitern Uebertragungen der Stolzeschen Stenographie auf fremde, bes. romanische Sprachen, sondern wirkten auch zurück auf das deutsche System, indem die von W. angewandte Vocalisation der Nebensilben bei der Reform von 1872 in das deutsche System eingeführt wurde. Unter den der Stolzeschen Stenographie kundigen Philologen zählt Wackernagel's lateinische Kurzschrift noch jetzt manche Kenner und Verwender; eine besondere Monatsschrift nach seiner Uebertragung erschien 1873—1874 unter dem Titel „Notarius". Im J. 1862 verließ W. Berlin und seine stenographische Thätigkeit und nahm die Redaction der „Barmer Zeitung" an, kehrte aber schon Anfang 1864 nach Berlin in die Redaction der „National-Zeitung" zurück, der er dann bis zu seinem Tode angehörte. Sein specielles Gebiet war dort die Verfolgung der Entwicklung Berlins, und die Berichte hierüber trugen ihm manche kleine städtische Ehrenämter ein. Das letzte Jahr seines Lebens mußte W. wegen Krankheit beurlaubt in Unthätigkeit zubringen.

National-Zeitung 1881, Nr. 148. — Archiv für Stenographie 1881, Nr. 388. — A. Dreinhöfer, Geschichte des Stenographischen Vereins zu

Berlin I, S. 43 f., 47, 52, 62. — F. W. Käding, Stolze-Bibliothek, Bd. 2, 9, 14. Mitzschke.

Wackernagel: Wilhelm W., Germanist, wurde am 23. April 1806 zu Berlin als Sohn eines aus Jena stammenden evangelischen Buchdruckers geboren. Der Vater, der längere Jahre als Factor und Mittheilhaber der Unger'schen Officin vorstand, übernahm im Geburtsjahre seines jüngsten Sohnes das Amt eines Criminalcommissärs, starb aber schon im J. 1815; 1818 folgte ihm die Mutter ins Grab. Unter dem Schutze und der Fürsorge von vier ältern Geschwistern verlebte Wilhelm eine nicht sorgenfreie, aber im ganzen doch glückliche, liebewarme und von freundlichen Sonnenstrahlen vielfach durchleuchtete Jugend. Früh erkannten die Angehörigen die entschiedene Begabung ihres Jüngsten: besonders die Schwestern, auf denen die Erwerbssorgen ruhten, und der älteste Bruder Philipp, der selbst mit der Noth des Daseins ringend, nicht müde wurde, den banausischen Absichten eines harten und engherzigen Vormunds entgegen zu wirken und den gelegentlich verzagenden Wilhelm zum Ausharren und Emporstreben anzuspornen. Dieser wurde zwar wegen einiger Knabenstreiche aus dem Gymnasium zum Grauen Kloster ausgeschlossen und mußte noch hinterher an Stelle körperlicher Züchtigung 3 Tage Haft in der Stadtvogtei abbüßen: für den Plan einer neuen Eintheilung und Verfassung Deutschlands, den er (13jährig!) in einem Brief an Philipp entwickelt hatte; aber doch öffneten ihm gute Zeugnisse eine Freistelle am Friedrichs-Werder'schen Gymnasium, das er vom Herbst 1820 ab besuchte. In den Schuljahren hat ihn Hans Ferdinand Maßmann, der seine Freundschaft von Philipp auf Wilhelm übertrug, als Turner, Patriot und Kenner der altdeutschen Litteratur in seine Richtung gezogen, ohne jedoch dauernden Einfluß zu behalten.

Im Herbst 1824 bezog W. die Berliner Universität. Das Studium der deutschen Vorzeit, vor allem der altdeutschen Sprache und Litteratur stand im Vordergrunde seiner Interessen: er wird einer der ersten Berufsgermanisten gewesen sein, ohne freilich daneben die classische Philologie zu vernachlässigen, in die ihn Böckh einführte und die ihm durch die Personalunion, wie sie Lachmann verkörperte, die beste Lehrmeisterin ward. W. begann mit Litteraturgeschichte und Mythologie bei v. d. Hagen, gehörte aber vom Sommer 1825 ab zu den eifrigsten Schülern des soeben von Königsberg herversetzten Lachmann. Mehr noch als dies zweite muß das dritte Semester für ihn bedeutsam geworden sein: im Winter 1825/26 hörte er bei Lachmann die Interpretation des Nibelungenliedes, das er doch schon im vorausgehenden Sommer bei v. d. Hagen belegt hatte. Die innere Loslösung von v. d. Hagen und Maßmann wird schon damals erfolgt sein, und sie war um so vollkommener, als auch Lachmann's sittliche Persönlichkeit einen mächtigen und für Wackernagel's spätere Lebensführung entscheidenden Eindruck ausübte.

Während der Studienzeit wichen die Sorgen ums tägliche Brot nicht von ihm, aber in einem Leben voller Entbehrungen bewahrte, ja stählte er die Elasticität seines Geistes und entwickelte ein Selbstgefühl, das nur vorübergehend ungünstig nach außen gewirkt zu haben scheint. Der rasche Fortschritt seiner Sprachkenntnisse und die gute, frohe Laune die aus allen gedruckten und ungedruckten Urkunden dieser Entwickelungsperiode spricht, erregen Bewunderung, wenn man daneben liest, wie er sich durch alle diese Jahre mit Copiren, Stundengeben und ein paar dürftigen Beneficienn ernährte. Nachdem er zu Weihnachten 1826 die Lehrer und Freunde durch eine scherzhafte Mystification „Zwey Bruchstücke eines unbekannten mittelhochdeutschen Gedichtes" geneckt und glücklich genasführt hatte, ließ er im J. 1827 mehrere kleine Gelegenheitsdrucke folgen, die zum Theil bereits Lieblingsgegenstände seiner spätern Studien behandeln oder ans Licht

ziehen, wie die frühmhd. Lyriker („Kiurenbergii et Alrammi Gerstensis carmina") und die geistliche Prosa („Spiritalia theotisca"). Seine erste größere Arbeit behandelte noch im gleichen Jahre „Das Wessobrunner Gebet und die Wessobrunner Glossen": sie war hauptsächlich gegen die Brüder Grimm gerichtet, und wenn sie, wol mit Unrecht, jedes heidnische Element aus dem Denkmal wegleugnete, so bahnte sie doch der höheren Kritik den Weg, indem sie bestrebt war, die verschiedenen Theile scharf zu sondern. Auch in den grammatischen Excursen offenbarte sich durchweg der Geist und die Methode Lachmann's neben reicher Belesenheit und selbständigem Urtheil. Und der Philologe, der sich 21jährig so verheißend in die Wissenschaft vom deutschen Alterthum einführte, war zugleich ein Poet, der ernste und heitere Stimmungsbilder in formgewandten Strophen wie in lockeren Vagantenliedchen wiederzugeben wußte, der vielgeplagte Handschriftencopist, der den Winter 1827/28 über auf einer Kegelbahn in der Lindenstraße hauste, gab im folgenden Sommer die „Gedichte eines fahrenden Schülers" heraus (1828) und wurde in einer „humoristischen Trippelallianz" recht eigentlich als der „Triarier des Humors" gepriesen. Er hatte an allem Gesunden, was die Nachblüthe der Romantik damals hervorbrachte, genießend, urtheilend und schaffend lebendigen Antheil und betheiligte sich auch an dem fröhlichen Kampfe gegen den ersten professionellen Vertreter des jüdischen Zeitungswitzes als Mitverfasser der Schrift „Otto Bellmann und Berlin, M. G. Saphir und die intellectuelle Bildung. Ein namenloses Pamphlet" (Berlin 1828).

Die Herzen der Menschen öffneten sich ihm leicht, und bald war er auch als Gelehrter des günstigen Urtheils aller Berufenen sicher. Nur wünschte ihm Lachmann etwas mehr Festigkeit und Kritik, hätte ihn gern bei einer größeren Editionsaufgabe wie dem Titurel festgehalten und sah nicht ohne Sorge, wie sich W. in diesen Jahren mehr und mehr zu zersplittern schien. Diese Ausbreitung und Vielseitigkeit seiner Interessen tritt besonders während eines 1½jährigen Aufenthaltes in Breslau zu Tage, zu dem Hoffmann von Fallersleben die Anregung gegeben hatte, nicht ohne dem Freunde die Aussicht auf eine Professur zu erwecken. Die Zugehörigkeit zur „Zwecklosen Gesellschaft" und zum Künstlerverein förderte die poetische Production, brachte ihn als Recensenten in nahe Beziehung zum Theater und regte die Beschäftigung mit allerlei Fragen der bildenden Kunst an, woraus schon damals der Entwurf und die ersten Anfänge einer Geschichte der Glasmalerei erwuchsen; im intimen Verkehr mit Karl Witte dehnte er seine Studien auch auf die romanischeu Sprachen aus, und der rastlose, stets unternehmungslustige Hoffmann v. Fallersleben zog ihn in allerlei zum Theil weitaussehende Pläne litterarhistorischer und lexicographischer Natur hinein, weckte aber auch sein Interesse für das reiche Gebiet der mittelalterlichen Realien. So hat dieses Verhältniß, das zu Anfang des Jahres 1830 einen unerfreulichen Abschluß fand, unzweifelhaft viel dazu beigetragen, dem wissenschaftlichen Gesammtbild Wackernagel's frühzeitig jene Vielseitigkeit zu verleihen, die ihm eine eigenartige Zwischenstellung zwischen Lachmann und Jac. Grimm anzuweisen scheint. Der unmittelbare wissenschaftliche Ertrag der Breslauer Zeit ist großen Theils niedergelegt in der von Hoffmann v. Fallersleben herausgegebenen „Monatsschrift von und für Schlesien" und im ersten Bande von dessen „Fundgruben": Die lexicographisch-syntactische Abhandlung über „Die mittelhochdeutsche Negationspartikel ne" freilich (Fundgr. 1, 269—306), deren Werth bis jetzt unerloschen ist, war zum großen Theil noch unter den Augen Lachmann's entstanden; W. hatte auf sie seine Promotionspläne gebaut, die aber auch in der Folgezeit noch keine Verwirklichung fanden, bis sie im Frühjahr 1833 glücklich durch die Ehrenpromotion von Göttingen aus überflüssig gemacht wurden.

Auf das freie, an künstlerischen Anregungen reiche Breslauer Litteratenleben

folgten wieder Jahre harter Frohnarbeit in Berlin. Für ein Schulamt hatte W. aus mehr als einem Grunde die Lust verloren, zum Bibliotheks- und Archivwesen fand er keinen Zugang, trotzdem ihm die besten Empfehlungen vor allem Lachmann's zur Seite standen — es sieht fast so aus, als hätte ihm der Schülerbrief vom Jahre 1819 noch immer im Wege gestanden, und jedesfalls hat Johannes Schulze ihm gegenüber den vielgerühmten Scharfblick nicht bewiesen. So ging es denn abermals ans Copiren, Corrigiren, Uebersetzen und Stundengeben. Zwischendurch fand er freilich Zeit, seine weitausholende und grundgelehrte Studie über die „Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock“ (Berlin 1831) abzuschließen und mit sicherm Schritt und kühnem Blick das Gebiet der vergleichenden Grammatik zu betreten. Der Aufsatz „Ueber Conjugation und Wortbildung durch Ablaut im Deutschen, Griechischen und Lateinischen“ (in Seebode's und Jahn's Archiv für Phil. u. Päd. I, 17—50 [1831]) mag immerhin mit einer Hauptthese, der durchgehenden Analogie des Verbal- und Nominalablauts auch in der Bedeutung, übers Ziel hinausgeschossen sein, er war unbedingt für die Jugendperiode der Sprachvergleichung, in der Jac. Grimm und Franz Bopp noch wie einsame Säulen emporragten, eine bedeutsame Leistung, und es ist schwer zu begreifen, daß er fast spurlos vorübergegangen und auch in der lebhaften Discussion, die ein Jahrzehnt später mit Holtzmann und Jacobi beginnt, fast unbeachtet geblieben ist. Er hätte es wohl verdient, in den „Kleinen Schriften“ wieder abgedruckt zu werden. — Unter den Freundschaften dieser letzten Berliner Zeit, wo W. der bekannten „Mittwochsgesellschaft“ beitrat, war keine für beide Theile förderndner als die mit Karl Simrock, die schon vor der Abreise nach Breslau geknüpft, jetzt innig und fest erstarkte und W. mehr und mehr von dem seelischen Drucke befreite, den seine äußere Lage, wie vor allem die betrübenden Erlebnisse der letzten Breslauer Zeit hervorgerufen hatten. Die beiden haben als Dichter eine nahe Verwandtschaft, und diese tritt, seit ihr Verkehr ein lebhafterer wird, noch mehr hervor: W. erweitert jetzt den Kreis seiner Poesie durch epische Dichtungen und Zeitgedichte, Simrock beginnt die Nachlässigkeit der Form abzustreifen, die seinen Jugendgedichten anhaftete, und hat gewiß als Gelehrter, der dem Dilettantenthum nur langsam entwuchs, von Niemandem soviel gelernt wie von dem Freunde W. Ein Denkmal dieses Bundes ist die Uebersetzung der Gedichte Walther's von der Vogelweide (Berlin 1833), zu der W. reichhaltige „Anmerkungen“ beisteuerte — einen Commentar, der lange unveraltet geblieben ist.

Das Frühjahr 1833 brachte W. endlich die Befreiung aus Ungewißheit und Noth: durch Vermittlung von Basler Freunden aus der Studienzeit her bekam er die Stelle eines ord. Professors der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Basel, mit der ein Lehramt für das gleiche Fach am Pädagogium verknüpft war. Am 17. Mai 1833 hielt er hier seine akademische Antrittsrede, und er ist der kleinen Universität und dem Gemeinwesen, an das ihn seit 1837 auch das Ehrenbürgerrecht und die Verheirathung mit einer Schweizerin fesselte, treu geblieben, obwol ihm die ehrenvollsten Berufungen mehrfach einen großen Wirkungskreis in Aussicht stellten: auf der Höhe des Lebens hat er die germanistischen Fachprofessuren von München und Wien, ja die seiner Vaterstadt Berlin ausgeschlagen. Er nahm in seiner neuen Heimath regen Antheil zunächst mehr an gemeinnützigen Bestrebungen, später auch am politischen und kirchlichen Leben. Seit 1856 und, zeitweise durch die vorgeschrittenen Liberalen verdrängt, zuletzt wieder 1868 gehörte er dem großen Rath des Kantons an. Für die Weckung und Pflege des historischen wie des Kunstsinns hat er das Beste gethan, und die „mittelalterliche Sammlung“, heute ein Stolz Basels, ist durch ihn gegründet und dem Herzen und Verständniß seiner neuen Landsleute nahe gebracht worden. Von der Rede

über „Die Verdienste der Schweizer um die deutsche Litteratur", mit der er sich 1833 einführte, bis zu der gelehrten Monographie „Johann Fischart von Straßburg und Basels Antheil an ihm", die, in der Krankenstube entstanden, erst nach seinem Tode erschien (Basel 1870), ist selten ein Jahr vergangen, das nicht von der engen Verknüpfung seiner wissenschaftlichen Interessen mit der Vergangenheit Basels und der oberrheinischen Lande in größern und kleinern Arbeiten Kunde gegeben hätte. Eine zweite Ehe, die W. nach dem Tode der ersten Frau mit Maria Sarasin schloß, verband seine Familie noch enger mit den Basler Geschlechtern, und die Söhne haben die Treue gewahrt, die der Vater ihrer Heimathstadt geschworen hatte.

Wackernagel's Vorlesungen umfaßten, mit alleiniger Ausnahme des Nordischen, das Gesammtgebiet der deutschen Philologie und Alterthumskunde und darüber hinaus vergleichende Grammatik des Deutschen, Griechischen und Lateinischen, anfangs auch vergleichende Grammatik der romanischen Sprachen. Von ihrem innern Reichthum wie von ihrer strengen, wolabgewogenen Form haben wir ein treffliches Beispiel in den Vorlesungen über „Poetik, Rhetorik und Stilistik," die L. Sieber aus seinem Nachlaß herausgegeben hat (Halle 1873); aber auch aus der „Geschichte der deutschen Litteratur" und der Uebersicht über die Geschichte der altdeutschen Predigt („Altdeutsche Predigten und Gebete", Basel 1876, S. 291 ff.), die Max Rieger aus seinem Nachlaß herausgegeben und selbständig ergänzt hat, kann man sich ein Bild davon machen, denn beide sind direct aus Vorlesungen erwachsen. Die Interpretation ganzer Litteraturwerke und ausgewählter Proben stand im Mittelpunkte seines Unterrichts: und ein wie feinsinniger Ausleger besonders mittelhochdeutscher Dichtung W. war, das zeigt uns die commentirte Ausgabe des „Armen Heinrich" (herausgegeben von W. Toischer, Basel 1885), die das unübertroffene Muster einer Interpretation für Anfänger darstellt. Auch die Ausgabe des Walther von der Vogelweide, zu der er sich 1862 mit Max Rieger verband, geht im Grunde auf die vielfach geübte Interpretation seines Lieblingsdichters zurück. In der Weise Uhland's ging Wackernagel's Lehrthätigkeit über den Vortrag der strengen Wissenschaft hinaus auf Uebungen im Stil und in der freien Rede; ja auch die poetischen Neigungen und Erzeugnisse seiner Studenten pflegte er zu leiten und durch Kritik und Zuspruch zu fördern. In ihm selbst versiegte die poetische Ader niemals, und wenn er auch seit dem stattlichen Bande der „Neuen Gedichte" (1842), den „Zeitgedichten" (1843) und dem „Weinbüchlein" (1845) seine Poesien nicht mehr sammelte, so brachte die Auswahl der „Gedichte", die S. Vögelin 1873 veranstaltet hat, doch auch noch manch hübsches Stück der späteren Zeit ans Licht. Und wie W. für die Sänger gesungen hat, das haben zahlreiche Compositionen bewiesen. Am besten sind ihm immer neben humoristischen die rein lyrischen Lieder geglückt.

Daß W. so treu und zäh an Basel haftete, macht ihm persönlich gewiß nur Ehre, es bleibt aber immerhin zu bedauern, daß ein Gelehrter seines Ranges, der zugleich ein höchst anregender und eminent gewissenhafter Lehrer war, auf einen so kleinen Wirkungskreis beschränkt blieb. Denn wenn er in Basel auch stets, über die Grenzen seiner Facultät hinaus, die Tüchtigsten um sich schaarte, aus dem Reiche fand doch nur selten einer den Weg zu ihm: als Wackernagel's bedeutendster Schüler wird Max Rieger zu gelten haben. Nach Jacob Grimm's Tode konnte W., nach dem Werth und dem Umfang seiner Gesammtleistung gemessen, als der erste der Germanisten gelten. Ihn wählte die Münchener Histor. Commission an Grimm's Stelle zum Mitgliede und der Orden „pour le mérite", als dessen Träger er ebenfalls Grimm's Nachfolger wurde, fiel gewiß einem Würdigen zu. Und er hat diese Ehrenstellung bis an sein Ende besessen: größere Leistungen von jüngern Gelehrten traten erst hervor oder drangen

doch erst durch, als er, am 21. December 1868, nach längerer Krankheit gestorben war.

Wackernagel's Lehrthätigkeit so nachdrücklich zu betonen, obwohl ihre Erfolge äußerlich nicht in einer wissenschaftlichen Schule oder Gruppe hervortreten, hat sein Biograph besonders auch darum die Pflicht, weil er an der Stelle einer großen wissenschaftlichen Schöpfung, wie sie sonst der Träger eines bedeutenden Gelehrtennamens zu sein pflegt, hier in erster Linie ein „Lesebuch" nennen muß. Wackernagel's „Deutsches Lesebuch", das in 3 Theilen zuerst zu Basel I 1835, II 1836, III 1841 und 1843 erschien, ist freilich nicht nur ein Werk, das bei umfassender Gelehrsamkeit eine hohe Reife des historischen wie des ästhetischen Urtheils bekundet, sondern es enthält zugleich einen nicht unwesentlichen Theil seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit. So ist es denn auch, besonders nachdem der I. Theil als „Altdeutsches Lesebuch" von ihm noch mehrfach neu bearbeitet worden ist, bis heute nur in Einzelheiten veraltet und jedesfalls als Ganzes unersetzt. Nirgends hat sich W. so als Schüler Lachmann's bewährt, wie in der kritischen Herrichtung der in reicher Fülle hier vereinigten Proben altdeutscher Dicht- und Prosawerke, denen nicht selten erst durch W. der Platz angewiesen worden ist, den sie dann stillschweigend in der Litteraturgeschichte behalten haben. Der großen Anthologie deutscher Prosa von 1500—1842, welche die beiden Bände des III. Theils bieten, ist der verdiente Erfolg nicht zu Theil geworden. — Losgelöst aus dem Lesebuch I hat W. später das „Altdeutsche Wörterbuch", das in der Knappheit und Schärfe seiner Bedeutungsangaben musterhaft ist. Und als eine Ergänzung des Lesebuchs war schließlich auch die „Geschichte der deutschen Litteratur" gedacht, welche 1848 zu erscheinen begann und mit dem 3. Heft 1855 ins Stocken kam; Ernst Martin hat 1872 eine Titelauflage mit Inhaltsverzeichniß und Register ausgestattet, 1879 den ersten Band neu bearbeitet und selbständig einen zweiten hinzugefügt, mit dem das Werk 1894 zum Abschluß gelangt ist. Wackernagel's eigene Darstellung reichte bis ins 17. Jahrhundert; es war neben Koberstein's Grundriß, dessen I. Band kurz vorher in 4. Auflage erschienen war, die erste philologisch-historische Darstellung der älteren Litteratur und durch die allseitige Beherrschung des Stoffes wie durch die Originalität der Gesammtauffassung und den Reichthum eigener Gesichtspunkte und Hinweise diesem höchst achtbaren Vorgänger unbedingt überlegen. Aber es war ein ernstes und strenges Buch: alles einzelne in Beziehung zum Ganzen gesetzt, und dies Ganze wieder fast zu reich mit Einzelheiten ausgestattet. Es war weder ein Buch zum Lesen noch ein Buch zum Nachschlagen, es wollte und will noch heute studirt sein, aber es lohnt ein eindringendes Studium auch jetzt noch. Das Erscheinen des Werkes fiel in eine ungünstige Zeit: noch ehe die 3. Lieferung herauskam, war der Nibelungenstreit ausgebrochen, der auf Jahre hinaus die Interessen der deutschen Philologen absorbirte. So ist es gekommen, daß manche werthvolle Anregungen, die Wackernagel's Litteraturgeschichte brachte, erst nach langen Jahren zum Gegenstande der Discussion geworden sind: so seine von Lachmann principiell abweichende Auffassung des altdeutschen Verses als zweihebig, nicht vierhebig: Wackernagel's Schüler Vetter und Rieger haben sie später nicht ohne Eindruck verfochten; so die Ansicht vom späten und fremden Ursprung der deutschen Liebeslyrik, die 1863 Müllenhoff bekämpfte, 1881 Wilmanns wieder aufnahm. Diese letztere These kannte man schon aus einem 1846 erschienenen Buche Wackernagel's: „Altfranzösische Lieder und Leiche", als dessen Hauptzweck W. direct den Erweis derselben bezeichnet hatte. Allerdings enthielt dies Werk, hinter einer Auswahl von Gedichten aus der Berner Liederhs., einen solchen Reichthum grammatischer und litterarhistorischer Excurse, daß sein Werth ganz und gar nicht von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit jener Hypothese abhängig ist.

Während sich so der eine Theil von Wackernagel's wissenschaftlicher Lebensarbeit um den akademischen Unterricht und das Lesebuch gruppirt, wird ein anderer durch die drei Bände zur Darstellung gebracht, in welchen Moritz Heyne (Leipzig 1872—1874) die „Kleinen Schriften“ Wackernagel's vereinigt hat. Es ist eine Auswahl, nicht die volle Zahl. Das größere, und vielfach ein dauerndes Interesse beanspruchen die Abhandlungen des 1. Bandes, welche der deutschen Alterthumskunde und Kunstgeschichte angehören, und die des 3., der der Sprachkunde gewidmet ist. Die ausgeführte litterarhistorische Charakteristik, von der der 2. Band einige Proben bringt, war nicht eigentlich Wackernagel's Stärke, und die Vorträge über die „Geschichte des deutschen Dramas bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts“ zeigen neben einigen anregenden historischen Betrachtungen doch keinen scharfen Blick für die eigentlich litterargeschichtlichen Aufgaben. Dagegen stellen die Beiträge zu den mittelalterlichen Realien und zur Sprachkunde, welche durchweg erst dem reifern Mannesalter (1846—1868) angehören, nach Inhalt und Form und nicht zum mindesten schon in der Stoffwahl Wackernagel's Eigenart im günstigsten Lichte dar. Abhandlungen wie die über „Gewerbe, Handel und Schifffahrt der Germanen“ (1853); über das Glücksrad und die Kugel des Glücks (1848), über die Getränke (1848), über das Schachspiel (1846), über die Spiegel (1861), über Farben- und Blumensprache (1863/64) im Mittelalter und manche andere zeugen von einer Beherrschung der urkundlichen, litterarischen, sprachlichen Quellen und einer Vertrautheit mit dem Leben und Weben, Sinnen und Schaffen unserer Altvordern, wie sie gleich intim auch Jac. Grimm nicht nachgerühmt werden kann, an dessen Festschriften und akademische Abhandlungen wir sonst vielfach erinnert werden. Mit der größern Schrift „Die deutsche Glasmalerei“ (Leipzig 1855) und dem Programm über die goldene Altartafel von Basel (1857) betrat W. direct das Gebiet der Kunstgeschichte. Näher blieb er dem Altmeister mit Arbeiten wie der über „Die Lebensalter“ (Basel 1862), der Behandlung der deutschen Appellativnamen (1859) oder der Umdeutschung fremder Wörter (1861), vor allem mit der köstlichen Jubelschrift „Ἔπεα πτερόεντα“. Wir begreifen bei der Lectüre dieser eindringenden Studien, wie ihren Verfasser schließlich auch das Problem des „Ursprungs der Sprache“ (1866) locken mußte, wir freuen uns von Herzen an der Derbheit, mit der ein Gelehrter von diesem Reichthum des Wissens und der Einsicht in einer Schulrede (1854) die „deutsche Pedanterei“ bekämpft, und an dem Humor, mit dem er sich in der einzigartigen Abhandlung „Die Hündchen von Bretzwil und von Bretten“ über eine weit verbreitete Unart der Mythencombination und Mythendeutung lustig macht.

Sal. Vögelin in der Zs. f. d. Phil. 2, 329—342 = Kleinere Schriften von W. Wackernagel 3, 434—442. — Verzeichniß der Schriften und Vorlesungen ebd. 442—449. — Rud. Wackernagel, Wilhelm Wackernagel, Jugendjahre 1806—1833 (Basel 1885). — Raumer 597 ff. Edw. Schröder.

Wadzeck: Friedrich W. Am 10. August 1762 ward dem Küster an der böhmischen Kirche und Inspector der Armencasse zu Berlin Johann W. ein Sohn geboren, der Franz Daniel Friedrich genannt wurde. Erst zehnjährig verlor der Knabe den Vater und wurde nun, da er gute Anlagen zeigte, im J. 1774 in die Hallische Waisenanstalt aufgenommen, wo er dann am 16. April 1776 als deren 2708ter männlicher Zögling förmlich in die Matrikel eingetragen und bereits am 5. October desselben Jahres in die Latina versetzt wurde. Nach fünfjähriger Schulzeit daselbst und zwei auf dem Gymnasium Lutheranum zugebrachten Jahren bezog er die Hallische Universität als Studirender der Theologie und ward am 8. März 1781 vom Decan der philosophischen Facultät E. C. Trapp inscribirt und am 10. April von dem Prorector Phil. Jak. Heisler förmlich immatriculirt.

Nachdem er 3 Jahre hindurch theologische, philosophische und historische Vorlesungen gehört hatte, kehrte er im Februar 1784 nach Berlin zurück, bestand die Candidatenprüfung und machte sich schnell als Kanzelredner bekannt; auch empfahlen ihn später die im J. 1791 „im Kabinet Ihrer Maj. der regierenden Königin“ gehaltenen Predigten. Schon 1788 erhielt er eine Stelle als Professor der deutschen Litteratur und des Stils, später der Physik und Naturgeschichte am K. Cadettencorps, bald ward er auch Bibliothekar dieser Anstalt; doch war sein Gehalt nur mäßig, es begann mit 180 Thalern und stieg bis zum Jahre 1806 auf 560 Thaler. Er verfaßte um diese Zeit eine Naturlehre, die ihm den Dank und die Anerkennung des Königs einbrachte (Allerh. Kab. O. v. 25. März 1806), und war auch sonst schriftstellerisch thätig. Dabei war er eifriges Mitglied der Loge zum flammenden Stern. Als solches hielt er in der großen Nationalmutterloge zu den 3 Weltkugeln am 24. Juni 1794 eine neuerdings veröffentlichte Rede „Ueber Menschenvernunft“, die damals ein gewisses Aufsehen erregte, da sie sich offen über die Empfindungen der Brüder aussprach, auf denen der Druck Wöllner's lastete. Schon früher (1789) hatte W. einen Beitrag zur Geschichte des Rosenordens und der Mystik im 18. Jahrhundert geliefert in seinem Buche: „Leben und Schicksale des berüchtigten Frz. Rud. v. Großing, eigentl. Frz. Matthäus Grossinger genannt, nebst der Geschichte und Bekanntmachung des Rosen-Ordens. Frankfurt und Leipzig 1789.“ Nachdem W. mehrere Jahre hindurch Hauptverfasser des „Gemeinnützigen Anzeigers“ zum Berliner Intelligenzblatte gewesen war, gründete er im J. 1809 das „Berlinische Wochenblatt für den Bürger und Landmann“, das er 14 Jahre fast allein geschrieben hat und dessen Ertrag vom Verfasser hauptsächlich wohlthätigen Zwecken bestimmt war. Es stellte sich die Aufgabe Religiosität und Patriotismus, überhaupt alles Gute und Nützliche zu fördern; „es war kein Gelehrtenblatt, kein Konversationsblatt, aber eine echte Volksschrift, fromm und gut“. W. verhielt sich als streng königlich gesinnt in seinem Blatte durchaus ablehnend gegen jede liberale Bewegung, namentlich gegen Jahn und das Turnen und trat so heftig dagegen auf, daß es ihm seine Stelle kostete. Was eigentlich der Grund für seine Pensionirung gewesen, ist nicht mehr zu ermitteln. Aus den Acten ergibt sich nur, daß eine Streitsache mit 3 Officieren des Cadettencorps vorgefallen war. Die Officiere wurden zwar von der Anschuldigung W. wörtlich beleidigt zu haben, freigesprochen, aber zu ihren Truppentheilen zurückversetzt (12. Mai 1818), während W. mit einer Pension von nur 300 Thalern am 1. Juni desselben Jahres in den Ruhestand treten mußte. Er selbst schreibt im October 1820 an den Justizminister, er sei pensionirt, „da er pflichtmäßig sich wenn auch mit schwacher Kraft dem großen Unfuge des Turngeistes und seinem Verderben unserer Jünglinge entgegensetzte“. — Die letzten Jahre seines dem Wohle seiner Mitmenschen gewidmeten Lebens erfüllte eine mit reichem Segen gekrönte Liebesthätigkeit, die seinen Namen auch späteren Geschlechtern ehrwürdig machen wird. Nachdem er bereits lange Jahre hindurch sich der armen Kinder der im Arbeitshause sitzenden Eltern werkthätig angenommen hatte, gründete W. am Geburtstage des Königs, dem 3. August 1819, eine Bewahranstalt für 12 arme Kinder unter 4 Jahren in der Mudrichgasse (der jetzigen Wadzeckstraße) in Berlin. Schon am 16. August hatte er auch 24 Bettelknaben gesammelt, denen er am 4. April des folgenden Jahres 24 Mädchen zugesellte, und so entriß er, von seinen Mitbürgern hoch und niedrig mit Geldmitteln unterstützt, binnen wenig Jahren hunderte von elenden Kindern der Straße dem Verderben, indem er ihnen Aufenthalt, Pflege, Wartung, Nahrung, Kleidung und Unterricht gewährte. 1822 konnte er sagen: seit zwei Jahren bettelt in der Königstraße kein Kind und Straßenunfug ist unbekannt. Bald vergrößerten sich die Räumlichkeiten und boten 240 Kindern Pflege und

Unterricht und später sogar nahe an 400 Kindern. Nach Wadzeck's Tode erhielt die seit dem 1. September 1821 vom Könige „Wadzeck-Anstalt" genannte Stiftung einen etwas anderen Charakter: sie gewährt jetzt etwa 100 Kindern ohne Vater oder Mutter von ihrer Aufnahme bis zur Einsegnung freie Wohnung, Kost, Kleidung und Schulunterricht und erzieht sie in der Regel zu tüchtigen Lehrlingen oder Dienstmädchen. So blüht die Wadzeckanstalt, zur Zeit unter dem Protectorat der Kaiserin Friedrich, auch heute noch und erhält das Andenken an ihren Stifter in Segen. W. starb am 2. März 1823. Auf seinem Sarge, den alle Anstaltskinder und Hunderte von Mitbürgern nach dem Marienkirchhof geleiteten, stand geschrieben: „Der Vater der Armen". Von Wadzeck's Schriften sind noch zu nennen: „Gesch. der Erbhuldigungen der Preuß. Brandenb. Regenten", zus. mit W. Wippel, Professoren am adligen Cadettencorps. Berlin 1798; „Naturwissenschaftl. Unterhaltungen". Berlin 1819; „Reisen im Vaterlande. 1. Rügen. 2. Harz." 1821, 1822; „Beiträge zur Kenntniß der Mennoniten-Gemeinden in Europa und Amerika", 1821. Das Wochenblatt bestand bis ungefähr 1850.

Akten der Wadzeck-Anstalt, des K. Kadettenkorps, des Geh. Staats-Archivs. — Schmidt, Neuer Nekrolog der Deutschen 1823, I. Hierin auch ein Bildniß Wadzeck's. — v. Crousaz, Gesch. des K. Preuß. Kadettenkorps. Berl. 1857. — (Gottlieb Friedlaender) Gesch. der Wadzeck-Anstalt zu Berlin während der ersten 50 Jahre ihres Bestehens, 1869. — W. Pierson, Friedrich Wadzeck (Zeitschrift für Preuß. Gesch. u. Landeskunde v. Konst. Rößler). Berl. 1883, S. 359 ff. — Bundesblatt 1893, Heft 18. — W. Bonnell, Friedrich Wadzeck und sein Berlinisches Wochenblatt (Der Bär, 1895, Nr. 16—19). — Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen (Spenersche Zeitung) 1823, Nr. 27—30. Ernst Friedlaender.

Waelrant: Hubert W., Componist und Musikdrucker, ist geboren in Tongerloo um das Jahr 1517, † zu Antwerpen am 19. November 1595 und wurde dort in der Halle von Notre dame begraben. Der Antwerpener Jurist Hubert Waelrant war des Künstlers Vetter. W. soll seine musikalische Ausbildung in Venedig bei Willaert erhalten, dort auch seine ersten Compositionen veröffentlicht haben. Actenmäßig steht fest, daß er 1544 als Tenorist in Notre dame zu Antwerpen angestellt war. In letzterer Stadt gründete er um 1547 eine Musikschule; beim Unterricht führte W. eine neue Art der Solmisation, die sogenannte Bocedisation ein, wie uns das Zeugniß seines Schülers Swertius unableugbar überliefert: Is primo commentus est facilem canendi methodum, ut nimirum supra ut re mi fa sol la duae aliae, nimirum si ut superadderentur, quem cantandi modum non pauci probavere, et ego in ea arte illo aliquando magistro sum usus. Idem quoque novorum appetens quam hic vides canendi formam adinvenit, ut loco ut re mi fa sol la reponerentur ba ni ma lo ga di se bo, ut hac ratione tyronum more non notulas identidem reiterare et ingeminare, sed verba ipsa insonare videaris. Mit diesem Verfahren war der Solmisation selbst durch Beseitigung ihres Wesenskerns, der Mutation, der Todesstoß versetzt. Am 23. Juli verheirathete sich unser Künstler mit Marie Corecoopers alias Loockenborg; diese Ehe hatte 1568 der Tod schon seit einiger Zeit gelöst gehabt, denn wir lernen im genannten Jahre Anne Ablyn, wohnhaft in der longue rue neuve als des Meisters zweite Gattin actenmäßig kennen. Frau Anne erinnert uns an Palestrina's zweites Ehegespons, die Pelzhändlerin; sie besaß nämlich einen Seifenladen. Auch über Waelrant's Kinder sind wir zuverlässig unterrichtet. Ein Sohn, Raimund, wurde Organist (er lebte in Köln, Brüssel und Antwerpen); im Namen einer Tochter Cäcilia aber finden wir die Verehrung unseres Künstlers für die Schutzpatronin seines Berufs. Den

Musikdruck hat W. gemeinsam mit dem Antwerpener Drucker Johann Laet ausgeübt. Die erste bekannte Veröffentlichung des nicht für beide Theile streng verbindlichen Compagniegeschäftes trägt die Jahrzahl 1552. Am 25. Juni 1554 miethete unser Meister das Haus „Februari" des Tonkünstlers Grégoire de Coninck in der Straße Douze-Mois auf drei Jahre und verband sich mit dem Besitzer zu gemeinsamer Lehrthätigkeit. Hiebei lag W. der Unterricht im solfège, seinem Collegen der des chant ob, eine interessante Trennung der Disciplin, welche uns der erhaltene Vertrag der Künstler überliefert. Im gleichen Jahre 1554 druckten W. und Laet das erste Buch sacrarum cantionum 5 et 6 vocum; sie hatten schon länger eine große Anzahl einschlägiger Gesänge zugebracht erhalten, die in den Kreisen der Fachgenossen Aufsehen erregten; nun wurde eine Auswahl nach dem Grundsatz bonum quo communius hoc melius veröffentlicht und dem Johannes Ulstad gewidmet. Gleich vielen Zeitgenossen scheint, wie G. Becker (s. unten) vermuthet, W. nicht ohne Sympathie für die neue kirchliche Bewegung gewesen zu sein; wir finden sowol das 1552 publicirte als das letztgenannte Werk auf Listen inquisitorischer Fundaufnahmen. Doch mußten beide Bücher für „gut" erklärt werden. Schlimmer erging es bei gleicher Veranlassung des Componisten Madrigalen von 1558; sie wurden 1568 in Mons confiscirt.

Das zweite Buch der sacrae cantiones 5 et 6 vocum, im Januar 1555 dem Kulman Aschenheimer in Mosbrunn gewidmet, ergibt, daß Waelrant's Associirung mit Laet keine ganz geschlossene, wie schon erwähnt, gewesen sein kann, daß vielmehr der Meister zuweilen nur als seines Geschäftsfreundes künstlerischer Berather fungirte; denn er betont hier scharf die Sorgfalt, die er selbst auf die Auswahl, Laet auf den Druck der Gesänge „mittels seiner stets gefälligen Lettern" verwandt habe. Durch die somit angezogenen und andere Dedicationsbriefe sehen wir unseren Künstler in Verbindung mit den verschiedensten deutschen Patriciern, die ihre Handelshäuser in Antwerpen hatten oder vertraten. Marcus Welser ist Mai 1555 das dritte Buch obiger Sammlung gewidmet, dem Regensburger Wilhelm Trainer 1556 das vierte; ein besonderer Kenner scheint Konrad Schetz gewesen zu sein, dem das erste Buch des vierstimmigen Jardin musiqual 1556 zugeeignet ist: nicht auf Grund vorherigen Studiums, hören wir, sondern „de la seulle oreille" könne dieser Mann Musik beurtheilen. Neben dem Verkehr mit diesen reichen und kunstfreundlichen Dilettanten wissen wir aber unseren Meister in Bekanntschaft mit Orlando di Lasso, der 1555 während seines Antwerpener Aufenthaltes bei Laet sein gemischtes Madrigal-, Motetten-, Chanson- und Villanellenwerk erscheinen ließ. Auch andere Beziehungen wurden seitens des Meisters nicht vernachlässigt; am 18. Juli 1556 übergab Jean Caulery, Capellmeister der Königin von Frankreich (in Brüssel) unseren Genossen eine Sammlung eigener und fremder Psalmen und Chansons, (theilweise Dichtungen von Marot und d'Eustorgue de Beaulieu behandelnd) zur Veröffentlichung; eine fremde Composition von Marot's „ketzerischen Psalmen" konnte W. (im zweiten Buch des Jardin zu 4 Stimmen) um so eher drucken, als er selbst acht Nummern dieser schwerfälligen Dichtungen in Musik gesetzt hatte. Die Sammlung Symphonia angelica aber berücksichtigt fast ausschließlich italienische Componisten, obzwar sie Waelrant's Landsmann und einem seiner Hauptgönner Cornelius Pruenen gewidmet ist, so daß wir fast alle großen musikalischen Namen Belgiens, Frankreichs und Italiens mit W. verknüpft sehen. Unter den namhaften Kaufherrn der mächtig aufgeblühten Handelsstadt, unter denen sich W., zweifellos ein scharfer Kopf, dabei des Italienischen und Lateinischen gleich seiner Muttersprache mächtig, wol zwanglos bewegte, dürfte schließlich Bartholomeo Doria Inurea die dem Meister am nächsten stehende Persönlichkeit gewesen sein; ihm, der bei Scherz und musikalischer Kurzweil von seinen Geschäften

oft und gerne Erholung suchte, sind die Madrigale und Chansons von 1558 gewidmet. 1557 war unseres Künstlers Mieth- und Lehr-Contract mit de Coninck abgelaufen; 1568 finden wir seine Schule wol in der longue rue neuve, über dem Seifenladen installirt, wieder. Laet hatte die Augen damals bereits geschlossen; ein 1568 edirtes Werk von Faignient trägt die Bezeichnung „chez la veuve de Jean Laet". Kunst und Industrie scheinen den Wohlstand des Waelrant'schen Hauses trefflich gemehrt zu haben; 1581 wissen wir den Meister im Besitz zweier weiterer Gebäulichkeiten in rue de Convent.

Waelrant's hauptsächlichste Thätigkeit als Drucker und Herausgeber fällt nach unseren bibliographischen Kenntnissen, die eine wesentliche Erweiterung wol nicht mehr erfahren werden, in die Jahre 1554—1556. Diesem Zeitraume gehört die Veröffentlichung von vier, die geistliche und weltliche Musik, gering- und vielstimmige Compositionen gleicherweise berücksichtigenden Sammlungen an. Es sind dies die 5 Bücher 5 und 6stimmiger Cantiones sacrae (I 1554, II und III 1555, IV und V 1556), die 2 Bücher vierstimmiger Cantiones sacrae (I und II 1556), das erste und einzige Buch des dreistimmigen Jardin Mvsiqual, contenant plusieurs belles fleures de Chansons (1556) und die 3 Bücher 4stimmiger Stücke, die in einem zweiten Jardin musiqual vereinigt sind (I [Goovaerts, s. u., bezeichnet irrthümlich dies Buch als 2. Aufl. des dreistimmigen Jardin.], II, III 1556). Die Bibliothek in Stockholm besitzt noch ein VI. Buch der 5 und 6stimmigen sacrae Cantiones, doch fehlt die Jahrzahl. Neben diesem respectablen Gros der Armee marschiren einzelne Regimenter getrennt.

1552 erscheint ein Motettenwerk, dessen näherer Titel und, was schwerer wiegt, dessen Fundort sich unserer Kenntniß entzieht. 1555 publicirte unsere Firma die drei Bücher Davidischer Psalmen par Maistre J. L. (Bourgeois in Genf); 1558 Waelrant's „primo libro de madrigali a 5 voci" mit dem Untertitel „Premier livre de chansons françois et italiennes a 5 voix, nouvellement composées (von dem Fétis wol irrthümlich eine bei Susato gedruckte Ausgabe vom gleichen Jahre zu kennen glaubte); 1565 die umfangreiche Sammlung 4-, 5- und sechsstimmiger Madrigale „Symphonia angelica", von welcher Fétis auch eine von Venedig datirte Ausgabe kennen will. Beide Bücher sind heute meines Wissens nicht mehr nachweislich; dagegen Ausgaben von 1585, 1590, 1594, 1611 und 1629 bei P. Phalese beziehungsweise Phalesio et Giov. Bellero in Antwerpen.

Zweifelsohne hat sich W. als Herausgeber bemüht, in der zeitgenössischen Litteratur geschickt auszuwählen. Die Publication der Bourgeois'schen Psalmen in Antwerpen entsprach einer actuellen Frage. Die 5- und 6stimmigen Stücke der einschlägigen Sammlungen sacrae cantiones weisen die Namen Barbion, Baston, Canis, Chastelain, Certon, Clemens von Papa, Crecquillon, Crespel, Geszin, Gombert, Havericq, Hollande, Maillart, Manchicourt, Montanus, Morales, Moreau, Oliver (de Latre), Petit Jan, Speulanus, Tubal, Zacheus auf, die mit Braquet und Lesclefin theilweise in den beiden vierstimmigen Sammlungen wiederkehren. Gleicherweise bergen die Chansonsammlungen Autoren von mitunter hoher Bedeutung: Bachij, Barbion, Baston, Braquet, Cabeliau, Caulery, Chastelain, Clemens von Papa, Crecquillon, Crespel, Dambert, Gallus (le Cocq), Havericq, Jan Loys (Bourgeois) Jannequin, Le Roy, Molet, Moreau, Tubal, Vaet, Zacheus. Die Symphonia angelica enthält Madrigale von Angelini, Animuccia, Baccusi, Bertani, Comio, Contino, Conversi, Feretti, Gabrieli (Andrea), Gastoldi, Ingegnieri, Lucatello, Macque, Marenzio, del Mel, di Monte, Moscaglio, Nasco, Nenna, Pizzoni, Ruffo, Sabino, Spontone, Vecchi, Verdonch, Wert. — Ein Verzeichniß von Waelrant's Compositionen hat Becker mitgetheilt. Ich versuche dasselbe im Nachstehenden nach verschiedenen Seiten hin zu ergänzen:

Sous loues dieu in Second livre des vierstimmigen Jardin musiqual ist Nr. CIII (nicht CIV) der Marot'schen Psalmen; ne veullez pas o Sire der 6. Marot'sche Psalm (in Jardin mvsiqual a trois parties) ist wieder abgedruckt 1569 im Recueil des fleurs, second livre, Lovan. P. Phalese; ebenso das dort enthaltene Ego sum vitis in Selectissimarum cantionum Liber I, Lovan. P. Phalese. Verba mea auribus in Liber tertius cant. sacr. 5 et 6 voc. Lovanii Phalese 1554 ist 1564 wieder abgedruckt in Thesauri Musici tomus primus. Nürnberg, Montanus uud Neuber. 1557 nennt Goovaerts, Histoire nach C. F. Becker (siehe unten) eine nicht näher bezeichnete Motette Waelrant's im Liber octavus der sacrae cant. 5 et 6 voc. Lovan. Petr. Phalesius; in der in der Münchener Staatsbibliothek erhaltenen Ausgabe von 1555 dieses Buches steht keine Nummer von Waelrant's Composition. Vom Jahre 1557 kannte Fétis auch noch ein Liber nonus cantionum sacrarum etc. mit Compositionen unseres Meisters; bibliographisch ist dies Buch, wie mir Herr Eitner freundlichst mittheilt, leider nicht mehr bekannt. — Folgende Nummern bilden den Inhalt von Waelrant's primo Libro de madrigali et Canzoni francesi a cinque voci: E mi par d'hor c. 2. p. (Dichtung von Petrarca); Moys amoreux; Sento laura c. 2. p. (Petrarca); Une pastorelle c. 2. p. (1597 vierstimmig behandelt); Amour piangend c. 2. p.; Ogni giorno c. 2. p. (Petrarca); Dictes ouy; Questa fera gentil c. 2. p.; Damours me va; Chiu'er'il sol c. 2. p.; Si ie maintiens; Ahi dispietat'amor c. 2. p.; Souvent au ioly moys de Mays; Ferma speranz'e fe pur'e c. 2. p.; Or suis je bien au pire; Vn iour passe bien escoutoye; Volo con l'ali di pensier c. 2. p. (Petrarca); De tout mon coeur t'exalteray; De tout mon coeur Jayme la Marguerite; Soyons playsantz. — Die Madregali a Sei, Venetia Gardano 1561 des Verdelot enthalten von W.: Quand io pens'al martire 6 voc. — 1565 nennt Fétis nach Walther's Lexikon: Waelrant, H., Canzoni alla napoletana a 3 et 4 voci, Venise, sogar als zweite Ausgabe eines verlorenen Werkes. Vogel (siehe unten) kennt das Buch nicht, und müssen wir dasselbe wol als verschollen betrachten; wenn behauptet wird, es seien zuerst in Venedig Compositionen des Künstlers gedruckt worden, so könnte sich dies wol auf die erste Auflage des fraglichen Opus beziehen. — 1587 nennt Fétis und nach ihm Becker die Sammlung Canzoni scelti di diversi eccell. musici a 4 Anv. Phalese, doch auch sie ist verschollen. — Handschriftlich findet sich Vorria morire in Basel (Univ.-Bibl.), für Orgel übertragen; die Stadtbibliothek in Breslau besitzt desgl. Domine si tu sustulisti eum 6 voc. c. 2. p. und ein Arrangement für 4 Stimmen desselben Stücks. — Einrichtungen für Laute bieten u. a. Hadrian's Pratum musicum Antw. Phalese 1584 und Rude's Flores Musicae, Heidelberg, Typ. Voeg. 1600. Verschiedene Stücke wurden im 16. Jahrhundert nachgedruckt; wenn C. F. Becker darunter eine Nummer im 3. Buch von Lindner's Gemma musicalis begreift, irrt er; im ersten Buch steht Vorria morire.

Neugedruckt sind: Domine exaudi 5 voc. Commer, Collectio I, 57; Verba mea auribus 6 voc., ebd., I, 63. In Trésor (prof.) I, S. 8 veröffentlicht Maldeghem eine Chanson Adieu mon frere, leider ohne Quellenangabe. Vielleicht entstammt sie einer Handschrift. Novello bringt in Musical Times Secular Music Nr. 167 ein Stück in Uebersetzung O'er desert plains. In G. Becker's Broschüre ist der Psalm Mon dieu j'ai en toi wiedergegeben. Ein Madrigal auch bei Renner, Männerquartette von der Donau, Regensburg.

W. war, wie zahlreiche mir in Partitur vorliegende Compositionen erweisen nicht nur ein, wie Ambros sagt, geschickter, sondern ein trefflicher Tonsetzer. Nicht umsonst nennt ihn Quiccardini mit unter den klangstvollsten Namen der Zeit. Die größeren Motetten Domine exaudi orationem und Verba mea auribus sind

wol keine Würfe ersten Ranges; dagegen finden sich unter den vierstimmigen geistlichen Sätzen wahre Perlen, so z. B. Tes jugements (Marot, Psalmen LXXII) und Mon dieu j'ai en toi (VII). Als Madrigalcomponist zeigt sich Marot von seinen Chansons beeinflußt; seine Madrigale (unter denen wir vier Dichtungen Petrarca's fanden) haben eine gewisse gallische Behendigkeit; doch gelingt W. wol auch ein echtes und rechtes Madrigal, so Ahi dispietat amor mit seiner anfänglich ernsten Stimmung und glücklichen Tonmalerei gegen den Schluß. Am höchsten steht der Meister wol als Chansoncomponist; ein gewisser trockener Humor tritt in diesen Gebilden mit Glück zu Tage, so in dem beschaulichen Damours me va tout au rebours, in dem reizenden Schalkliedchen Un jour passe. Ein munteres Weihnachtschanson ist das zweitheilige Une pastourelle gentille (à 4 v.), voll zarter Hoffnung das Dictes ouy.

F. Swertius, Athenae Belgicae, Antwerpen 1628, S. 350. — Die Originaldrucke Waelrant'scher Werke. — Fétis, Biogr. univ. 2. Aufl. Artikel W. — C. F. Becker, Die Tonwerke des XVI. und XVII. Jahrh. Leipzig 1855. — Goovaerts, Histoire et bibliographie de la typographie musicale dans les Pays-bas. Anvers 1880. — Eitner, Bibliographie der Musik-Sammelwerke, Berlin 1877. — G. Becker, Hubert Waelrant et ses psaumes. Paris 1881. — Vogel, Bibliothek, Berlin 1892. — Kataloge von Wolfenbüttel, Breslau, Basel. — Scheurleer, Catalogus der Musickbibliothek. S'Gravenhage 1893. — Riemann, Musiklex. 1894. — Sandberger, Beiträge z. Gesch. d. bayr. Hofkap. Lpzg. 1894. Sandberger.

Wagemann: Ludwig W., Jesuit, geboren am 26. Juli 1713 zu Biberach in Württemberg, starb am 20. Januar 1792. Er trat am 13. September 1729 in den Jesuitenorden ein, war zwanzig Jahre Professor der Philosophie und der Moraltheologie zu Ingolstadt und wurde 1773 Rector des Collegiums zu Solothurn. Er veröffentlichte zu Innsbruck 1762 eine „Synopsis theologiae moralis“ in zwei Bänden, wovon 1765 eine zweite Auflage und 1772 zu Dillingen ein Auszug, „Manuale theologiae moralis“ erschien.

Hurter, Nomenclator 3, 473. — de Backer. Reusch.

Wagener: Hermann W., bedeutender Publicist und Parlamentarier, Begründer der conservativen Partei in Preußen, wurde am 8. März 1815 in Segelitz bei Neuruppin als Sohn eines Pfarrers geboren. Er studirte in Berlin Rechtswissenschaften und fand 1844—1847 als Assessor bei den Meliorationsanlagen in Westpreußen Verwendung. Hier trat er zu seinem Vorgesetzten, dem nachmaligen Oberpräsidenten von Pommern v. Senfft-Pilsach, und zu dem damaligen Haus- und Domänenminister Grafen Anton v. Stolberg-Wernigerode in eine Vertrauensstellung. Der junge Mann, der bereits als Student durch das Studium des Römerbriefes veranlaßt wurde, eine streng-religiöse Richtung einzuschlagen, schloß sich ganz den christlich-monarchischen Anschauungen seiner einflußreichen Vorgesetzten an. Durch Vermittlung des Appellationsgerichtspräsidenten Ludwig v. Gerlach wurde er 1847 als Consistorialassessor nach Magdeburg übernommen, in welcher Stellung er die Disciplinaruntersuchung gegen den freigemeindlichen Prediger Uhlich führte. Als der liberale Graf Schwerin-Putzar 1848 Cultusminister wurde, stellte er den ihm wegen seiner Parteistellung unbequemen W. sofort zur Disposition, was begreiflicher Weise den Anlaß zu einer schroffen Gegnerschaft Wagener's gegen Schwerin für alle Zeiten gab. Für W. fand sich jedoch bald ein anderer Wirkungskreis. Durch einige Aufsätze über die ständische Verfassung und über die erste Generalsynode in dem Anfang 1848 eingegangenen „Rheinischen Beobachter“ hatte er journalistische Begabung verrathen. Als man daher im April 1848 an die Gründung eines Blattes ging, das die bedrohte Krone vertheidigen sollte, lenkten seine einflußreichen Freunde,

insbesondere Senfft-Pilsach und Ludwig v. Gerlach, das Augenmerk der adeligen Begründer auf W. W. nahm das Anerbieten, die Redaction zu übernehmen, an und bereiste im Frühjahr 1848 zur Gewinnung von Mitarbeitern für die „Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung" Deutschland und Oesterreich, wobei er nicht gerade sehr ermuthigende Erfahrungen machte. Er war jedoch nicht der Mann, der sich zurückschrecken ließ, sondern griff das Werk mit Zuversicht an. Gleich die ersten Nummern (vom 16. Juni ab) waren von gewaltiger Wirkung. Vermuthlich durch seinen Universitätsfreund Moritz v. Blanckenburg-Zimmerhausen, dem er bis zum Lebensende unzertrennlich verbunden blieb, lernte W. Herrn v. Bismarck-Schönhausen kennen und trat zu ihm gleichfalls in ein nahes Freundschaftsverhältniß. Bismarck wurde sein eifriger Mitarbeiter an der Kreuzzeitung. Desgleichen trat W. in nahe Beziehungen zum General Leopold v. Gerlach. In kurzer Zeit wußte er die Kreuzzeitung zu dem mächtigsten und bestunterrichteten Blatte Preußens zu machen, um das sich die neue conservative Partei zu scharen begann. Schon am Schluß des Jahres 1848 standen die Dinge, dank großentheils der umsichtigen Redaction Wagener's, ungleich günstiger für den preußischen König. W. war es vor allem, der dem Ministerium Brandenburg die Stange gehalten hatte. In der Folge bekämpfte W. im Verein mit Bismarck hartnäckig die Radowitz'sche Politik, was ihm vom König sehr verdacht wurde, obwol Friedrich Wilhelm IV. wiederum große Stücke auf ihn hielt. Später kam er in die heftigsten Conflicte mit dem Willkürregiment des Polizeipräsidenten v. Hinckeldey und den bureaukratischen Maßnahmen Otto v. Manteuffel's. Wie Bismarck kannte er keinen schlimmeren Feind als die „wurmstichige" Bureaukratie. Im Herbst 1851 unternahm er eine Reise nach Paris, um sich über die dortigen Strömungen zu unterrichten und wohnte den letzten stürmischen Sitzungen der Nationalversammlung bei. Sie begründeten in ihm eine völlig antibonapartistische Haltung. Die unaufhörlichen Chikanirungen Hinckeldey's veranlaßten ihn endlich von der Redaction zurückzutreten (1854). Kurz vor seinem Abgange sahen sich conservative Parteigenossen veranlaßt ihm (am 20. Januar 1854) in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um die Schöpfung der Partei eine Ehrengabe zu überreichen, mit der ehrenden Widmung: amico nec pluribus impari. Das Geld legte er in dem Gute Dummerwitz im Kreise Neustettin an. Im J. 1853 war er für Kleist-Retzow vom Kreise Belgard-Schievelbein-Neustettin in das Abgeordnetenhaus gewählt worden. Nach seinem Rücktritt von der Kreuzzeitung begann er sich mit voller Kraft auf die parlamentarische Thätigkeit zu werfen. Daneben war er als Rechtsanwalt beim Obertribunal in Berlin thätig, als welcher er später den Titel Justizrath empfing. Er wurde sehr bald einer der ersten Redner der conservativen Partei, obwol er kein vortheilhaftes Organ besaß und nicht die Fähigkeit hatte zu erwärmen. Was ihm seine Bedeutung als Parlamentarier verschaffte, war Fluß der Diction, gesunder Witz, eine Fülle von Kenntnissen und staatsmännischer Blick. Nicht zum wenigsten zeichnete er sich durch seine Vertrautheit mit den socialen Fragen aus, die schon in der Kreuzzeitung hervorgetreten war. Mit dem Beginn der neuen Aera schied er für einige Zeit aus dem parlamentarischen Leben aus. Er fiel in seinem alten Wahlkreise durch und auch ein Versuch des Herrn v. Arnstedt-Gr. Kreuz, ihn in Brandenburg wählen zu lassen, mißlang. W. gewann nun Gelegenheit sich wieder mit ungeschwächter Kraft der publicistischen Thätigkeit hinzugeben. Deren Hauptfrucht war in dieser Zeit die Herausgabe eines neuen Conversationslexikons, das unter dem Titel „Staats- und Gesellschaftslexikon" bei F. Heinicke in Berlin in den Jahren 1859 bis 1867 dreiundzwanzig starke Bände umfassend erschien. W. hat hierbei eine Anzahl Mitarbeiter gehabt, so insbesondere den Professor Pernice, desgleichen

Stahl und Ludwig v. Gerlach, ferner den Professor C. Glaser u. A. Der Löwenantheil an der bedeutsamen Publication fällt jedoch unstreitig ihm zu, so vor allem sind die politischen Artikel, die vielfach als besondere Monographien bezeichnet werden können, meist von ihm. Die Technik wird fast garnicht berücksichtigt und auch die litteraturgeschichtliche Seite ist spärlich bedacht, wie dies auch im Titel der Publication angedeutet liegt. Das Schwergewicht des Werkes liegt wesentlich in seinem politischen Theile. Im Gegensatz zu den meisten übrigen Conversationslexiken, deren Tendenz eine verhüllt liberale ist, betont W. offen seinen streng conservativen Standpunkt. Viele seiner großentheils scharf disponirten, freilich oft zu breiten Artikel haben noch heute Interesse, wenn auch vielfach ein nur geschichtliches, so das Vorwort, die Einleitung, das politische A B C, Adel, Armee, Autorität u. s. w. Mit Vorliebe wird die sociale Frage behandelt (vgl. die Artikel Ackerbau, Actie, Bank, Capital, Chartismus, Möser, Proudhon, St. Simon u. s. w.). Die verhältnißmäßig kurze Zeit, in der dies umfangreiche Werk vollendet wurde, legt beredtes Zeugniß von der gewaltigen Arbeitskraft Wagener's ab. Es ist verständlich, wenn Bismarck diesen kenntnißreichen Mann sofort zu sich heranzog, als er das Ministerium übernahm, wie er denn überhaupt immer mit W. in freundschaftlicher Verbindung geblieben war. In der Conflictszeit organisirte W. mit Blanckenburg u. a. die preußischen Volksvereine, um gegen die liberale Opposition ein Gegengewicht zu schaffen. Ungefähr zu derselben Zeit trat er in Beziehungen zu Lassalle, der Gräfin Hatzfeld und anderen Führern der socialdemokratischen Partei, deren Umgang er äußerst lehrreich fand, während er bei den eigenen Parteigenossen nur zu häufig einem geringen Maß socialpolitischer Bildung begegnete. Um den nothleidenden Handwerkern praktisch zu Hülfe zu kommen, errichtete er die Gewerbehalle und die Gewerbebank. Bismarck suchte ihn bald dauernd in seine Nähe zu bringen, scheint jedoch beim König Wilhelm auf Widerspruch gestoßen zu sein, da dieser gegen die Männer der Kreuzzeitung wegen ihrer Haltung in der Stellvertretungszeit und gegen W. wegen eines bestimmten Vorfalles eine Abneigung hatte und doch war W. trotz seiner fortdauernden Beziehungen zur Kreuzzeitung derjenige, der während der Stellvertretung die Meinung ausgesprochen hatte, daß der, der es mit dem Lande gut meine, dem Prinzen rathen müsse zu regieren, als wenn der König schon längst todt wäre. Endlich jedoch wurde W., gleichsam als ein königliches Geburtstagsgeschenk für den Ministerpräsidenten zum 1. April, am 29. März 1866 zum Geh. vortragenden Rathe ernannt. 1868 wurde er zum Geheimen Oberregierungsrath befördert, nachdem König Wilhelm seine Ernennung zum ersten vortragenden Rath trotz Bismarck's Verwendung nicht genehmigt hatte. 1867 nahm W. auch seine parlamentarische Thätigkeit wieder auf, indem er sich von Neustettin in den Reichstag wählen ließ, dem er bis zum Jahre 1873 angehörte. Er hat in dieser Stellung und als Geheimer Rath dem Fürsten Bismarck lange Jahre treu zur Seite gestanden. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Wagener's Rath bestimmend dazu gewirkt, daß Bismarck sich entschloß, das allgemeine Wahlrecht einzuführen. Bismarck ließ ihn seinerzeit auch ins Versailler Hauptquartier kommen, wo er Zeuge der Vorgänge bei Paris bis zum Ausgange des Krieges war. Durch den Aufstand der Commune unter den Augen der deutschen Truppen fühlte er sich tief erschüttert. Er beurtheilte diese Vorgänge mit Seheraugen und fürchtete, daß sich in Deutschland noch Schlimmeres ereignen würde, falls man nicht die richtige Politik dem 4. Stande gegenüber ergriffe. An manchen Gesetzesarbeiten hat W. einen bedeutsamen Antheil gehabt und seine Reichstagsreden gehören zu den wichtigsten jener Zeit. Die Schwierigkeit unter Bismarck zu arbeiten, wurde durch das beiderseitige Freundschaftsverhältniß erleichtert. Noch am 27. Februar 1872 schrieb ihm der Fürst: „Sie sind der einzige in meiner Um-

gebung, mit dem ich rückhaltlos offen mich ausspreche". Eben war er Anfang 1873 auf Bismarck's dringenden Wunsch trotz des Widerstrebens des Königs zum ersten vortragenden Rath im Staatsministerium ernannt worden, da erfolgte sein jäher Sturz, veranlaßt durch die Reden Lasker's am 14. Januar und 7. Februar 1873. Höchstwahrscheinlich ist er einer Intrigue des Ministers des Innern Grafen Fritz Eulenburg, mit dem W. über die Novelle zur Kreisordnung und auch sonst nicht harmonirte, zum Opfer gefallen. Man benutzte den Umstand, daß W. sich unbesonnener Weise an der 1870 erfolgten Gründung der pommerschen Centralbahn (Konitz-Wangerin) betheiligt hatte, bei der Gesetzesvorschriften verletzt worden waren, um ihn politisch zu discreditiren. Es muß aber] im Interesse der Wahrheit betont werden, daß W. höchstens aus Unerfahrenheit Mißgriffe gemacht und keineswegs von schnöder Gewinnsucht getrieben gehandelt hat. Die festgesetzte Gewinnsumme von 40 000 Thalern, die er als Aufsichtsrath mit dem persönlich haftenden Gesellschafter und einem anderen Aufsichtsrath zu theilen hatte, war bei einem solchen Unternehmen mehr als gering. Es war die reinste Heuchelei seiner Gegner, wenn sie sich über seine Handlungsweise nicht genug entrüsten zu können vorgaben. W. erhielt von Roon, der damals die Ministerpräsidentschaft führte, infolge dessen auch nur einen Verweis. Wenn W. trotzdem um seinen Abschied einkam, so geschah dies unter dem ungeheuren Eindruck, den Lasker's Aufbauschung der Dinge und der Höllenlärm gerade der Gründerkreise in der Oeffentlichkeit machten. Es war offenbar eine Uebereilung Wagener's, die er später sehr bereut hat. Während die conservative Partei ihn feige wie einen Pestkranken mied, hat Bismarck mit ihm stets die Verbindung aufrecht erhalten und ihn namentlich als seinen socialpolitischen Rathgeber gebraucht. Durch die ungeheure Discreditirung der pommerschen Centralbahn brach die Gründung, an sich wol schon falsch berechnet, zusammen und W. wurde im Civilproceß zur Zahlung von 1 600 000 Mark verurtheilt, d. h. pecuniär völlig ruinirt. Der begabte thatkräftige Mann hat es aber in den 16 Jahren, die ihm noch zu leben vergönnt waren, vermocht, sich wieder emporzuarbeiten. In seinen Lebenserinnerungen, die er 1884 herausgab, konnte er sagen, daß er jene Zeit überwunden hätte.

Die Socialpolitik wurde jetzt fast das ausschließliche Feld seiner Thätigkeit. Er zog den conservativen Socialpolitiker Rudolf Meyer an sich heran. Desgleichen befreundete er sich mit Rodbertus. Mit besonderem Interesse hatte er schon den Verlauf des ersten Congresses des Vereins für Socialpolitik im Octbr. 1872 zu Eisenach verfolgt. 1874 entsandte ihn Bismarck als Regierungscommissar zum 3. Congreß der „Kathedersocialisten". Der meisterhafte Bericht, den W. über den Verlauf der Verhandlungen an Bismarck erstattete, hatte die Berufung der Professoren v. Scheel und Jannasch ins Ministerium zur Folge. Besonders gelang es ihm, die manchesterliche Richtung Gneist's zu discreditiren. Während des Congresses von 1875 beeinflußte er von Varzin aus den Gang der Verhandlungen, denen sein Secretär Meyer beiwohnte. Als Eugen Richter am 23. Mai 1878 diese Verwendung Wagener's als Regierungscommissars gegen die Bismarck'sche Politik als besondern Trumpf ausgespielt hatte und Bebel am 17. September darauf zurückkam, erwiderte Fürst Bismarck: „Es war einfach meine Pflicht und Schuldigkeit, daß ich irgend jemand hinschickte und der Geheimerath W. war für diese Sachen ein durchaus sachkundiger Mann, ein Mann von Geist". Und auch rein menschlich wurde das Band zwischen Bismarck und W. nicht gelöst. So schrieb der Fürst an W. unter dem 8. September 1876, als er gewahrte, daß die beiderseitigen politischen Richtungen zum Theil auseinandergingen: „Die etwaige Verschiedenheit unserer Wege wird für mich nicht

das Band zerreißen können, welches 30 Jahre freundschaftlicher Beziehungen und gemeinschaftlicher Kämpfe geschaffen haben". W. wußte diese ehrenvolle Freundschaft wohl zu schätzen, und seine Anhänglichkeit an Bismarck hat seiner Bewunderung für ihn nie nachgestanden, obwol die Politik seit 1873 sehr wenig nach seinem Herzen war und erst 1881 sich wieder etwas seinen Anschauungen näherte. Man hat behauptet, daß W. sich den Socialdemokraten sehr genähert hätte. Er hat aber nie seine conservative Grundanschauung verleugnet. Im Gegensatz zu der das producirende Capital befehdenden Socialdemokratie wollte er lediglich das speculirende Capital bekämpft wissen. Allmählich gewann W. auch wieder mit den Parteigenossen engere Fühlung. Das Programm der deutschen conservativen Partei von 1876 hat er verfaßt. Er gründete eine aus Katholiken und Evangelischen gemischte socialconservative Vereinigung. In deren Versammlungen Ende 1880 zu Frankfurt a. M. und im Mai 1881 in Berlin war W. zweifellos die treibende Kraft. Seine socialpolitischen Ideen brachte er in sehr vielen Zeitschriften und Tagesblättern zum Ausdruck, so in der „Deutschen Landeszeitung", dem späteren „Deutschen Tageblatt", — die Mitarbeit an der Kreuzzeitung hatte er seit 1872 eingestellt, — in den politischen Gesellschaftsblättern, im Deutschen Adelsblatt, im Kulturkämpfer, in der Deutschen Revue. Man geht sicher nicht fehl, wenn man die socialreformerische Wendung nicht nur der conservativen Parteipolitik auf Wagener's rührige Thätigkeit in dieser Zeit zurückführt. In den letzten Jahren hat er auch sehr discrete, aber immerhin recht interessante Memoiren und Aufzeichnungen veröffentlicht. Dies letztere geschah insbesondere (ohne Namen) in der Deutschen Revue. Eine pietätvolle Schrift war sein Buch: „Die Politik Friedrich Wilhelm's IV.", das im Sommer 1883 erschien. Hier und in den Memoiren (Erlebtes) behandelt er mit besonderer Vorliebe u. a. seinen Freund und Gönner Senfft-Pilsach. Am 22. April 1889 ist er, 74jährig, in Friedenau bei Berlin gestorben. Er hinterließ seine Gattin, geb. Müller, und zwei Söhne, von denen der eine Officier, der andere Geistlicher ist.

W. ist eine der bemerkenswerthesten Persönlichkeiten aus der Zeit Bismarck's. Sein Charakter war gemischt aus Sprödigkeit und Weichheit. Er hat zu den verhaßtesten Männern seiner Zeit gehört, was er großentheils selbst durch sein schroffes, oft erbitterndes Wesen verschuldet hat. Doch pflegte er später über seine Feinde mit großer Milde zu sprechen und schon am 1. Febr. 1856 bekannte er im Abgeordnetenhause freimüthig, daß er als Christ es bedauere öfter in der Hitze des Gefechts persönlich geworden zu sein: „Ich werde mich fortan vor ähnlichen Verstößen um so sorgfältiger hüten". Im Beginn der fünfziger Jahre schloß er sich als einer der ersten der apostolischen Gemeinde (Irvingianer) an. Von großem Ehrgeiz und Selbstbewußtsein und außerordentlicher Reizbarkeit schuf er sich immer neue Conflicte. Wenn man aber sein Leben in der Gesammtheit überblickt, so ergibt es sich, daß er, als Politiker betrachtet, fast immer richtige Bahnen gewandelt ist und daß er außerordentliche Verdienste um die Stärkung des Königthums und als Mitarbeiter Bismarck's aufzuweisen hat. Der jähe Sturz von seiner Höhe, der ihm unendlich viel Bitterniß verursachte und ihn mehr oder minder zu sechzehnjähriger Thätigkeit in der Abgeschiedenheit verurtheilte, ist geradezu tragisch zu nennen. Seine Bedeutung als Publicist und Parlamentarier ist groß. Seine Bedeutung als Socialpolitiker ganz zu ermessen ist jetzt noch nicht möglich. Vielleicht beruht aber gerade in diesem Zweige seiner Thätigkeit die Hauptwirksamkeit seiner Persönlichkeit.

Herm. Wagener, Erlebtes. 2. Aufl. Berlin 1884. — Deutsche Revue 1888. Aus den Aufzeichnungen e. alten Staatsmannes. — Dieselbe 1889.

Fürst Bismarck und der Aufbau des Deutschen Reiches. — Stenographische Berichte des Hauses der Abgeordneten. Berlin 1853—1858. — Stenogr. Berichte des Deutschen Reichstages. Berlin 1867—1873. 1878. — Staats- u. Gesellschaftslexikon Wagener's. Berlin 1859—1867. — Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung 1848—1854. — Die sonst angeführten Zeitungen u. Zeitschriften. Viele socialpolitische Arbeiten ohne Nennung des Namens. — Ein Mitarbeiter Bismarck's. Deutsche Revue, hsg. v. Rich. Fleischer. 15. Jahrg. (1890), I. Bd., S. 173—183. (Nachruf von nahestehender Seite, vielleicht von Rudolf Meyer.) — Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen Roon (besonders der Brief Bismarck's v. 26. Oct. 1868). — Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold v. Gerlachs. Berlin 1891/92. (Sehr zahlreiche Stellen Wagener betreffend). — Briefwechsel des Generals L. v. Gerlach mit dem Bundestagsgesandten Otto v. Bismarck. Berlin 1893. — Zukunft, Berlin 1895, 31. August. Bericht (Wagener's) über den Congreß des Vereins für Socialpolitik im Jahre 1874.

H. v. Petersdorff.

Wagenfeld: Friedrich W., geboren in Bremen am 3. Januar 1810, † daselbst am 26. August 1846, hat seinen Namen durch eine großartige Fälschung, die die gelehrte Welt Deutschlands, ja Europas eine Zeit lang täuschte, bekannt gemacht. W., der von 1829—1832 in Göttingen Theologie und Philologie studirt hatte, lebte als Hauslehrer in dem Dorfe Brinkum, unfern Bremen, als durch die Zeitungen die Kunde ging, er befinde sich im Besitze einer in einem portugiesischen Kloster entdeckten Handschrift, die das Werk des phönicischen Geschichtsschreibers Sanchuniathon in Philo's griechischer Uebersetzung enthalte, und werde sie demnächst herausgeben. Im J. 1836 erschien ein Auszug des Werks mit einem Vorworte von G. F. Grotefend und einem Facsimile der angeblichen Handschrift. Erst mehr als ein Jahr später erschien das ganze Werk: „Sanchuniathonis historiarum Phoeniciae libros novem graece versos a Philone Byblio edidit latinaque versione donavit F. Wagenfeld“ (Bremen 1837). Inzwischen waren unter den Gelehrten schon gewichtige Zweifel an der Echtheit der Handschrift aufgetaucht. In der Vorrede zur Gesammtausgabe mußte sich W. sogar schon gegen die von Grotefend selbst erhobenen Bedenken vertheidigen (A. D. B. IX, 765). Indessen hatte er schon lange zuvor bei seinen bremischen Freunden und Bekannten keinen Zweifel daran gelassen, daß es nur auf eine Mystification der gelehrten Welt abgesehen sei. Mündlicher Ueberlieferung zufolge hat sogar ein bremischer Gymnasiallehrer bei Abfassung des griechischen Textes in bedeutendem Maße sich betheiligt. Die Fälschung, die anfänglich selbst gewiegte Orientalisten täuschte, zeigte, wie selbst Ottfried Müller in einer Anzeige anerkannte, ein sehr bedeutendes Sprachtalent Wagenfeld's, das, wie er hoffte, sich künftig würdigeren Aufgaben zuwenden werde. Die Hoffnung ging nicht in Erfüllung, denn W., dem es an moralischem Halt durchaus fehlte, versank bald in ein wüstes Trinkerleben, aus dem seine Freunde ihn emporzureißen vergeblich sich bemühten. Dennoch hat er in seinen letzten Lebensjahren noch in zwei Publicationen Zeugniß von großer geistiger Lebendigkeit und einer ungewöhnlichen Phantasie gegeben. Im J. 1845 erschienen seine „Bremer Volkssagen“ (2. Ausgabe von Karl Eichwald 1877, 3. Ausgabe 1886), in denen neben allerlei kurzen chronikalischen Ueberlieferungen eine Anzahl frei erfundener Sagen, wie insbesondere die von den sieben Faulen, eine nicht gewöhnliche Kunst in der Wiedergabe volksthümlicher Geschichtsauffassung zeigen. Ihnen gesellten sich in Wagenfeld's Todesjahre bei „Die Kriegsfahrten der Bremer zu Lande und zu Wasser“, die, wenngleich sie auf ziemlich oberflächlichen historischen Forschungen beruhen, doch heute noch ein gewisses Ansehen genießen.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 24. Jahrgang 1846. 1. Theil Nr. 148 aus der Bremer Zeitung 1846, Nr. 250. v. Bippen.

Wagenmann: Julius August W., evangelischer Theologe, † 1890. Unter den gelehrten Württembergern, welche außerhalb ihres engeren Heimathlandes ihr Leben der theologischen Wissenschaft widmeten, hat sich W. in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts als Professor der historischen Theologie in Göttingen einen geachteten Namen erworben. Er erblickte das Licht der Welt am 23. November 1823 zu Berneck in Württemberg (Schwarzwaldkreis) und nahm als Jüngling den Bildungsgang, wie er in der schwäbischen Kirche durchschnittlich üblich ist; er studirte von 1841 bis 1845 zu Tübingen, wurde 1846 Repetent am Seminar in Blaubeuren, 1849 am Stift in Tübingen, wo er bis 1851 blieb. In das geistliche Amt kam er in Göppingen 1852 als Diakonus und 1857 als Archidiakonus. Auf Veranlassung seines Landsmannes Dorner, welcher damals in Göttingen wirkte, erhielt W. 1861 einen Ruf als ordentlicher Professor an die Georg-Augustsuniversität, welcher er bis an seinen Tod angehörte. Seine Vorlesungen erstreckten sich auf das ganze Gebiet der Kirchen- und Dogmengeschichte; öfter las er auch über das Leben Jesu und regelmäßig außerdem über die niedersächsische Kirchengeschichte, besonders über die von Hannover und Braunschweig. Er starb auf einer Ferienreise in seinem Heimathlande, welches er fast alljährlich aufzusuchen pflegte, am 27. August 1890 zu Tübingen, wo er auch begraben wurde. Die theologischen akademischen Würden waren ihm von Tübingen (Lic. theol. 20. März 1861) und von Göttingen (D. theol. hon. causa 8. November 1862) zu theil geworden, und 1878 hatte er dazu den Charakter als preußischer Consistorialrath erhalten. Sein amtliches Wirken war ein rein gelehrtes; von allem Eingreifen in das kirchliche Parteitreiben seiner Zeit hielt er sich fern; den dogmatischen Charakter der württembergischen Landeskirche spiegelte er in seiner Person wieder, am meisten verwandt mit dem gleichartigen Dorner, nur nicht dessen speculativen Gedankengängen hingegeben, sondern stets den historischen Realitäten der Kirchengeschichte zugewandt. Seiner ganzen Geistesart nach war er eine sammelnde und aufnehmende Natur; es war ihm Bedürfniß, zunächst möglichst viel Kenntnisse zu erwerben; er las ungemein viel und, da er sich eines ausgezeichneten Gedächtnisses erfreute, so verfügte er über ein historisches Wissen, wie es selten angetroffen wird: Personen und Thatsachen, Zahlen und Daten, Büchertitel und Editionen, der ganze Apparat kirchenhistorischer Gelehrsamkeit war ihm in staunenerregender Vollständigkeit gegenwärtig; er glich einer wandelnden Realencyclopädie der Theologie. Ueber dieser seiner receptiven Thätigkeit ist W. zu selbständigen litterärischen Productionen nicht gekommen; es existirt von ihm kein Buch; aber eine reiche Fülle seines gelehrten Wissens hat er in zahlreichen Artikeln encyclopädischer Werke niedergelegt: Herzog's Realencyclopädie für Theologie und Kirche, Schmid's Encyclopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens und die Allgemeine Deutsche Biographie wurden die Ablagerungsstätten seines überreichen Wissens. Die erste Auflage von Herzog's Realencyclopädie (1866) enthält allein 67 Artikel aus seiner Feder, die zweite (1888) deren sogar 144, welche sich auf alle Perioden der Kirchengeschichte vertheilen. Der Allgemeinen Deutschen Biographie hat er von Anfang an das regste Interesse entgegengebracht; er war der Redaction ein stets hülfsbereiter Berather sowol in der Aufstellung der zu bearbeitenden Artikel als in der Nennung empfehlenswerther Mitarbeiter, und am fleißigsten hat er selbst Artikel für sie geschrieben, welche alle schon wegen ihrer litteraturgeschichtlichen Nachrichten auf die Dauer Beachtung verdienen; sie zeichnen sich auch durch gediegenes Wissen und maßvolles Urtheil aus. Ein Mann von solcher allgemeiner Kenntniß aller nur denkbaren theologischen Angelegenheiten mußte einem Dorner,

Ehrenfeuchter und anderen gleichgesinnten Theologen als besonders geeignet zur Führung der Redactionsgeschäfte der „Jahrbücher für deutsche Theologie" erscheinen. Diese streng wissenschaftliche Zeitschrift war 1856 außer von den beiden genannten noch von Liebner, Landerer, Palmer und Weizsäcker ins Leben gerufen worden. Nach seiner Uebersiedelung nach Göttingen trat auch W. in die Redaction ein und hat gerade in der Blüthe seines Lebens ein hohes Maß von Kraft und Zeit diesem litterarischen Unternehmen gewidmet, bis es mit dem 23. Bande (1878) einging. Im Kreise der wissenschaftlich arbeitenden Theologen gelten die „Jahrbücher für deutsche Theologie" als eine Zeitschrift von bleibendem Werth, da mehrere der angesehensten Theologen Abhandlungen von durchschlagendem Einfluß in ihnen veröffentlicht haben. W. hat außer zahlreichen Bücheranzeigen seit 1870 eine Reihe „kirchengeschichtlicher Säcularerinnerungen" für sie geschrieben: im Bd. XV (Jahrb. 1870), S. 207 ff. über „Tersteegen, Hiller, Gellert. Eine Säcularerinnerung"; dazu in demselben Bande, S. 405 ff.: „Kirchengeschichtliche Rückblicke"; in Bd. XVII (1872), S. 321 ff.: „Kirchengeschichtliche Säcularerinnerungen"; ebensolche in Bd. XVIII (1873), S. 422 ff.; Bd. XIX (1874), S. 392 ff.; Bd. XX (1875), S. 311 ff.; Bd. XXI (1876), S. 131 ff.; Bd. XXII (1877), S. 93 ff.; 661 ff.; Bd. XXIII (1878), S. 59 ff. Sie dienten alle zur Belebung des kirchengeschichtlichen Sinnes, boten aber für die Forschung nichts neues. Sehr dankenswerth sind dagegen seine beiden kirchen- und culturgeschichtlichen Abhandlungen zu der Geschichte der Universitäten. Das Jubiläum der Hochschule in Leyden 1875 veranlaßte ihn zur Abfassung der Arbeit „Die Stiftung der Universität Leyden in ihrer kirchen- und culturhistorischen Bedeutung" (Jahrg. f. d. Th., Bd. XX, 1875, S. 128 ff.) und die Erinnerung an die Stiftung Helmstedts zeitigte die Abhandlung „Die Julius-Universität Helmstedt und ihre Bedeutung für die Geschichte der Theologie und Kirche" (Jahrb. f. d. Th., Bd. XXI, 1876, S. 224 ff.). Die „säcularen Erinnerungen führten ihn schließlich noch zu Arbeiten über „Porphyrius und die Fragmente eines Ungenannten in der atheniſchen Makariushandschrift", Jahrb. f. d. Th., Bd. XXIII, 1878, S. 269 ff. und „Anno der Heilige, ein deutscher Reichskanzler vor achthundert Jahren", Jahrb. f. d. Th., Bd. XXX, 1875, S. 661 ff. In demselben Bande finden sich S. 441 ff. auch Gedanken und Bemerkungen „zum johanneischen Prolog". Ein von W. geschriebenes „Lebensbild Luthers" veröffentlichte Karl Goedeke als Einleitung zu seiner Ausgabe der „Dichtungen D. Martin Luthers" (Leipz. 1883, S. V—XXXV). — Bei der reichen Fülle seiner Gelehrsamkeit und bei seinem Entgegenkommen gegen jüngere Mitarbeiter war W. recht eigentlich im Stande, wissenschaftlich Hülfe und Rath zu ertheilen, wo man ihn nöthig hatte. Wußte man nicht recht, an welcher Stelle man mit der Forschung einsetzen sollte, so brauchte man nur bei W. anzufragen; er schüttelte die Themata förmlich „aus dem Aermel", gab Directiven und führte in die Litteratur über den fraglichen Gegenstand ein, welchen man bearbeiten wollte. Meine Schrift über „Peter von Ailli", welche 1877 erschien, verdankt in letzter Linie ihre Entstehung nur dem Rathe, welchen W. mir ertheilte, als ich Michaelis 1873 nach Göttingen gegangen war, hauptsächlich um bei Waitz zu arbeiten. Dieser wußte gerade kein mir zusagendes Thema für eine größere Arbeit zu nennen; er schickte mich deshalb zu W., welcher sofort mit Rathschlägen zur Hand war. Auch meine erste Abhandlung über „Peter von Ailli, und die ihm zugeschriebenen Schriften de difficultate und de necessitate reformationis ecclesiae", welche ich 1874 bei Waitz fertig stellte und 1875 in Leipzig behufs Absolvirung des philosophischen Doctorexamens einreichte, hat mir W. freundlichst in den Jahrb. für deutsche Theologie, Jahrg. 1875, drucken lassen. — Johannes Beste hat seine Geschichte der braunschweigischen Landes-

kirche 1889 (neben seinem ehrwürdigen Vater auch) unserm W. gewidmet, ein Zeichen der Hochachtung, welche W. als gründlicher Kenner der Kirchengeschichte bei der niedersächsischen Geistlichkeit genoß.

Nicht blos wissenschaftlich, sondern auch gesellig, durfte man W. in jenen Jahren näher treten. Sein glückliches Haus, geleitet von seiner ausgezeichnet wirthschaftlichen und stets freundlichen Gattin, fröhlich belebt von heranblühenden Töchtern war für die jüngere akademische Welt Göttingens ein hochgeschätzter Anziehungspunkt. Wir jüngeren Leute haben in jener Zeit ideal schöne Abende in Wagenmann's Familie verlebt, und die damals noch recht stille Ecke an der Weender Chaussee und dem heutigen Kreuzbergwege wird gewiß bei uns allen in dankbarer Erinnerung bleiben. Freilich, als ich Ostern 1890 die Ehre hatte, in Göttingen sein Specialcollege zu werden, fand ich ihn körperlich matt; der Tod seiner Gattin hatte ihn geknickt: aber geistig arbeitsam und voll Theilnahme an der Entwickelung der gesammten Theologie blieb er bis zu seinem Tode.

Innerhalb des Universitätslehrkörpers hat W. auch stets Interesse für die Geschäftsführung der Hochschule bewiesen; in den verschiedensten Zweigen ihrer Verwaltung, auf dem Gebiete des Beneficienwesens, der Wittwencasse, des Bibliothekwesens u. a. m. hat er mit kundigem Sinn und sicherer Geschäftskenntniß zum Besten der Universität mitgewirkt. Auch in ihrer Geschichte war er so bewandert, daß ihm von seiten der Universitätsverwaltung die Aufgabe gestellt wurde, die Geschichte der Universität Göttingen, welche bisher nur bis 1837, also nur für ihr erstes Jahrhundert bearbeitet ist, von da an bis zur Gegenwart fortzuführen. Aber die körperliche Ermüdung, welche er in seinen letzten Lebensjahren verspürte, hat ihn an der Ausführung dieses Planes gehindert, für den er sonst gewiß der gegebene Mann gewesen wäre. Sein Andenken wird indeß auch ohne diese Leistung unter uns ein gesegnetes bleiben. Von seinen beiden Söhnen wirkt der ältere als ordentlicher Professor der Ophthalmologie und Director der ophthalmologischen Klinik in Jena, der andere als Consistorialassessor und Pastor in Hannover. Außer ihnen überlebten den Vater noch drei jetzt verheirathete Töchter. P. Tschackert.

Wagenseil: Christian Jakob W., Schriftsteller, Sohn des Weinhändlers (und späteren Besitzers einer Kattunfabrik) Philipp Jakob W. und dessen Gattin Maria Elisabeth, geb. Steck, wurde am 23. November 1756 in Kaufbeuren geboren. Nach dem frühen Tode seiner Mutter, deren „Gemüthlichkeit" und „Liebe für Musik" W. erbte, kam er im achten Lebensjahre in das Haus der Großmutter mütterlicherseits, einer streng religiösen Frau. Er besuchte dann die deutsche, später die lateinische Schule seiner Vaterstadt, erhielt auch frühzeitig Unterricht in der Musik, in der er nach und nach solche Fertigkeit erlangte, daß er in der Folge selbst zahlreiche Lieder mit Clavierbegleitung wie auch Arbeiten für die Kirche, das Concert und Theater liefern konnte und „für einen Dilettanten außergewöhnliche Leistungen als Componist und Clavierspieler" entfaltete, auch mehrere Artikel in das 1788 von ihm herausgegebene „Magazin von und für Schwaben" über die Musik in Schwaben schrieb. Nach beendigter Schulzeit trat W. als Lehrling in das Geschäft der Brüder seiner Mutter, entschloß sich jedoch anderthalb Jahre später auf allgemeines Zureden, sich dem Studium zu widmen. Er erhielt nun zunächst Privatunterricht in den Gymnasialfächern und kam dann Anfang 1773 auf das Gymnasium nach Ulm, wo er auch mit Schubart in Verkehr trat. Im Herbst 1775 bezog er die Universität Göttingen, um daselbst die Rechte zu studiren. Seine freien Stunden aber widmete er dem Studium der politischen und Litteraturgeschichte, der Lectüre schönwissenschaftlicher Werke sowie Schriftstellerarbeiten. „Das Denkmal", berichtet er später in seiner Biographie Hutten's (S. 252 ff.), welches der selige Herder Hutten setzte [im

„Teutschen Merkur"], begeisterte mich, ... Hutten's Gebeine zu erwecken. Ich las, sammelte zu Hutten's Leben, verglich Ausgaben der Schriften ꝛc., aber freilich noch ein wenig flüchtig, denn ich stand erst im 21. Lebensjahre und hatte schon so vieles im Kopfe, was mit der Zeit hervorgehen sollte"; so z. B. eine „Geschichte des peinlichen Gerichtswesens unter Friedrich III., Max I. und Karl V.," eine „Geschichte der Bänkelsänger", eine „Geschichte der Tempelherren", ein „Leben Franzens von Sickingen", zu welch allem er damals sammelte. Der Besuch Hamburgs und des dortigen Theaters im Frühjahr 1778 ermunterte ihn zur Abfassung des Schauspiels mit Gesang „Ehrlichkeit und Liebe", das von Wolf in Weimar componirt und auch 1779 aufgeführt wurde. Im Herbst 1778 verließ W. Göttingen mit der Absicht, über Gotha in seine Vaterstadt zurückzukehren, ließ sich aber in Gotha alsbald von dem Buchhändler Ettinger überreden, eine Zeit lang hier zu bleiben und sich an der Redaction von Ewald's „Gelehrter Zeitung" zu betheiligen. Nachdem er hier sein schon erwähntes Schauspiel vollendet und auf die Bühne gebracht hatte, schrieb er den Roman „Schildheim" (2 Bde. 1779), bearbeitete einige ältere Stücke für das Hoftheater und verfaßte selbst eine „Unparteiische Geschichte" desselben. Als sich ihm aber im Herbst 1779 in seiner Vaterstadt Aussicht auf eine städtische Anstellung eröffnete, kehrte er über Frankfurt a/M., wo er schon bei seiner Reise von Kaufbeuren nach Göttingen von Goethe freundlich aufgenommen worden war, dahin zurück. Aber die erhoffte Anstellung erfolgte nicht so bald. W. mußte sich drei Jahre lang als Advocat und Schriftsteller einen spärlichen Unterhalt erwerben. 1782 wurde er endlich als Vicar des kranken Stadtgerichtsactuars und Kanzleisubstituten und des Kanzleidirectors mit 80 fl. Gehalt angestellt und 1789 als Nachfolger des ersteren eingewiesen, endlich 1794 zum Kanzleidirector ernannt.

W. hat sich in dieser Zeit um seine Vaterstadt, namentlich um die Erweiterung der Volksbildung, die Hebung des Schulunterrichts und die Besserung des heruntergekommenen Theaters namhafte Verdienste erworben und durch seine zahlreichen, theils populär-wissenschaftlichen, theils belletristischen Werke selbst zur Bereicherung der Lehrmittel beigetragen. Aber auch auf dem Gebiete der Gemeindeverwaltung hat er, besonders in den Kriegsjahren von 1790 bis 1804, seiner Vaterstadt hervorragende Dienste geleistet, wenn er auch oft genug nur Undank dafür erntete.

Im J. 1804 wurde W. als Stadtcommissar und Polizeidirector nach Kempten versetzt und dort 1808 zum Rathe des Illerkreises ernannt; 1817 kam er als Regierungsrath des Oberdonaukreises nach Augsburg, wurde jedoch gegen seinen Wunsch, des Alters wegen, schon 1820 in den Ruhestand versetzt. Er starb nach kurzer Krankheit am 8. Januar 1839 in Augsburg.

W. ist schriftstellerisch auf den verschiedensten Gebieten ungemein thätig gewesen, ohne jedoch auf irgend einem etwas besonders hervorragendes geleistet zu haben. Seine Gedichte sind durchaus harmlose Liedchen im Geschmacke der Dichter des Hainbundes, die er meist persönlich kennen gelernt hatte; am bekanntesten, aber heute auch vergessen, war wol einst das von ihm selbst und auch von mehreren anderen componirte „Arm und klein ist meine Hütte" (vgl. darüber den von W. herausgegebenen „Litterarischen Almanach" Bd. 4, S. 322 f.; in Bd. 5 ist das Lied als musikalische Beilage aufgenommen); sein „Litterarischer Almanach. Von Lic. Simon Ratzeberger dem Jüngsten" (6 Bde., 1827—32) ist eigentlich nur eine Sammlung von litterarhistorischen und bibliographischen Curiositäten; eine Art Fortsetzung desselben mit Ausdehnung auf geschichtliche Merkwürdigkeiten bildet das „Unterhaltungsbuch für Freunde der Geschichte und Litteratur" (2 Bde., 1837—38). Von seinen historischen Arbeiten kommen hauptsächlich seine Arbeiten über Hutten in Betracht, mit dem er sich fast

50 Jahre lang beschäftigt hat. So gab er 1783 den ersten Band der „Sämmtlichen Werke Huttens“ heraus, dem noch vier ähnliche folgen sollten, aber wegen Theilnahmlosigkeit des Publicums nicht folgten; im J. 1800 veröffentlichte er dann im „Pantheon der Deutschen“ eine Skizze über Hutten's Leben, aus der 1823 das Buch „Ulrich von Hutten nach seinem Leben, seinem Charakter und seinen Schriften geschildert“ entstand, in dessen 5. Abschnitt (S. 252 ff.) er auch über die Geschichte seiner Arbeiten zu Hutten berichtet. Seiner Gattin, Magdalena Sibylla geb. v. Schütz (geboren am 23. Januar 1760 in Memmingen, † am 15. Juli 1830 in Augsburg), die sich am 14. Mai 1787 mit W. vermählte und ihm nachmals elf Kinder schenkte, hat er in der Schrift „Einige Züge aus dem Leben und Charakter der Frau M. S. W., geb. von Schütz, aufgesetzt von ihrem Gatten“ (Augsburg 1830; vgl. auch den „Neuen Nekrolog“ für 1830) einen liebevollen Nachruf gewidmet. Eine Aufzählung seiner sämmtlichen Schriften, denen noch das genannte „Unterhaltungsbuch“ hinzuzufügen ist, bietet W. selbst auf S. 269—284 des 6. Bandes seines „Litterarischen Almanachs; auch der „Neue Nekrolog“ für 1839, S. 121 ff. enthält eine solche.

Proben aus der Lebens- und Bildungsgeschichte eines seit mehr als fünfzig Jahren nicht unbekannten Schriftstellers (d. i. Bruchstücke, bis zum October 1779 reichend, einer ungedruckten Selbstbiographie Wagenseil's) am Schluß jedes Bandes des Unterhaltungsbuches für Freunde der Geschichte und Litteratur. — Neuer Nekrolog für 1839, S. 115—123.

Max Mendheim.

Wagenseil: Georg Christoph W., Clavierspieler und Componist, geboren zu Wien am 15. Januar 1715, † ebenda am 1. März 1777, war ein Schüler von Wöger, Fux und Palotta, wurde Hofcomponist und Musikmeister der kaiserlichen Familie und galt zu seiner Zeit für einen der hervorragendsten Tonkünstler Wiens. In seinen Compositionen, von denen nur ein kleiner Theil gedruckt wurde, zeigt er sich als Nachahmer von Hasse, Scarlatti und Rameau. Bedeutender war er als Clavierspieler, als welcher er sich eine feurige und glänzende Virtuosität bis in seine letzten Lebensjahre bewahrt hatte.

E. Mandyczewski.

Wagenseil: Johann Christoph W., Polyhistor, wurde am 26. November 1633 zu Nürnberg als Sohn eines angesehenen Kaufherrn geboren und hat länger als 38 Jahre der reichsstädtischen Hochschule zu Altdorf als einer ihrer berühmtesten Gelehrten angehört. Die erste Hälfte seines Lebens aber verlief um so unruhiger und brachte ihm die Bekanntschaft eines großen Theiles von Europa; seine Schriften wie seine Vorlesungen geben davon vielfach und mit Vorliebe Kunde. Als der Knabe kaum 3/4 Jahr alt war, siedelten die Eltern mit ihm nach Stockholm über. 1646 kehrten sie zurück und übergaben ihren Sohn, der inzwischen durch Privatunterricht erst in Stockholm, dann (seit 1645) in Greifswald und Rostock vorgebildet worden war, dem Gymnasium zu St. Aegidien. 1649 bezog W. die Universität Altdorf, deren Schüler er fast 6 Jahre hindurch blieb; schon damals scheint er den Grund zu seiner vielseitigen, aber niemals zu den Problemen vordringenden Gelehrsamkeit gelegt zu haben, die er in der Folgezeit als langjähriger Hofmeister österreichischer Adliger (seit 1654) und besonders auf Reisen zu vermehren strebte. 1654—1661 blieb er noch in Deutschland (Oesterreich, Heidelberg, Straßburg), 1661 verließ er als Begleiter des jungen Grafen Ferdinand Ernst von Traun den deutschen Boden und durchzog Italien, Spanien, Frankreich, Holland und England. Er sammelte mannichfache Kenntnisse und Curiositäten, knüpfte allerlei gelehrte Bekanntschaften, wurde Mitglied mehrerer italienischer Akademien, ja gelangte in

Frankreich durch die Empfehlung Colbert's zum Bezug einer ansehnlichen königlichen Pension, die ihm drei Jahre hindurch ausbezahlt wurde. 1665 zu Orleans feierlich zum Dr. jur. promovirt, widerstand er weiteren Verlockungen der Fremde und kehrte im Frühjahr 1667 heim, um gleich darauf zu Altdorf eine ordentliche Professur der Geschichte und des öffentlichen Rechts zu übernehmen, 1668 auch in den großen Rath der Vaterstadt einzutreten. 1674 vertauschte er die historische Professur mit derjenigen der orientalischen Sprachen, für die er sich im gleichen Jahre durch eine erste Arbeit auf talmudistischem Gebiete ausgewiesen hat: „Sota, h. e. liber mischnicus de uxore adulterii suspecta", Altdorf 1674. W. wußte sich auch weiterhin das besondere Vertrauen hoher Herrschaften zu erwerben, wie er denn 1676 zwei Prinzen von Pfalz-Zweibrücken in Kost und Unterweisung nahm und 1691 in Wien gelegentlich der Vorführung des von ihm (angeblich) erfundenen „Wasserschildes" (zur Rettung von der Gefahr des Ertrinkens) eine mehrfache Audienz bei Kaiser Leopold hatte. Auf damals empfangene Anregungen geht die in seinem Todesjahr erschienene Schrift zurück: „Von Erziehung eines jungen Prinzen, der vor allen Studien einen Abscheu hat, daß er dennoch gelehrt und geschickt werde" (Leipzig 1705) — eine Specialität des Nürnbergischen Trichters, wie jene Zeit mehrere hervorgebracht hat. Nachdem W. 1693 eine Berufung als Orientalist nach Leiden abgelehnt hatte, trat er 1697 als Professor des kanonischen Rechts in die Juristenfacultät über. Zweimal bekleidete er die Würde ihres Decans, zweimal war er Rector der Hochschule. Das 1699 noch übernommene Amt des akademischen Bibliothekars trat er bald darauf an seinen Schwiegersohn Prof. D. W. Moller ab, den Gemahl seiner gelehrten Tochter Helena Sibilla. Am 9. October 1705 ist er gestorben.

Während Wagenseil's juristische und orientalistische Schriften großentheils längst vergessen sind und seine Zuverlässigkeit als Historiker schon von den Zeitgenossen gering geachtet wurde, haben zwei gelehrte Sammelwerke von ihm bis heute eine gewisse Bedeutung bewahrt, vorzugsweise durch die Mittheilung werthvollen Quellenmaterials. Zunächst sein reichhaltiges, wenn auch ungeordnetes und kritikloses Buch: „De civitate Noribergensi commentatio. accedit de Germaniae phonascorum, Von der Meistersinger origine, praestantia, utilitate et institutis sermone vernaculo liber" (Altdorfi 1697). Der Anhang ist eine der ältesten litterarhistorischen Monographien und scheint als solche in Altdorf Schule gemacht zu haben: 1724 hat dort der (spätere Göttinger) Historiker Joh. Dav. Köhler ein Programm De scaldis geschrieben. — Freilich die Anordnung und Verarbeitung des Stoffes, die Art, wie die verschiedensten Quellen förmlich durcheinander gerüttelt werden, spottet der Elemente historischer Forschung. Hatte die Kritik der meistersingerischen Tradition genau 100 Jahre früher bei Cyr. Spangenberg einen bescheidenen Anlauf genommen, so sind ihr hier auf Schritt und Tritt neue Hindernisse bereitet: das drastischste Exempel dürfte wol die Art sein, wie W. (S. 515) das in Adam Puschmann's „Gründtlichem Bericht" von 1571 enthaltene Wappen der Stadt Görlitz für ein Meistersingerwappen genommen und, ohne Angabe seiner Quelle, ausführlich blasonnirt hat, mit dem kecken Hinzufügen, daß es in dieser Gestalt von Kaiser Karl IV. verliehen oder doch erneuert sei. Unter den Quellenschriftstellern für die Geschichte des Meistergesangs verlangt keiner größere Vorsicht als W. — und gerade er hat als Nürnberger Kind von jeher ein günstiges Vorurtheil genossen und die Darstellungen der Litterarhistoriker lange beherrscht. — Von ähnlichem Vorwurf der Quellentrübung hält sich Wagenseil's „Belehrung der Jüdisch-Teutschen Red- und Schreibart" (Königsberg 1699) frei, ein Buch, das zum ersten Male die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf eine eigenartige und ziemlich umfangreiche

Litteraturgruppe gelenkt und wichtige Vertreter derselben ans Licht gezogen hat. In der allgemeinen Einleitung („Fürtrag") freilich und in den sonstigen eigenen Beigaben tritt auch hier die unleugbare Gelehrsamkeit des Verfassers zurück vor dem abschreckenden Eindruck seiner Geschmacklosigkeit und Confusion.

Will-Nopitsch IV, 144—155; VIII, 368—370, wo ältere Litteratur.

Edward Schröder.

Waghenaer: Lucas Jan W. (Wagner, Aurigarius), „Pilot und Schiffssteuermann" zu Enkhuizen in Nordholland, schrieb 1583 in niederländischer Sprache einen „Spiegel der Seefahrt" in zwei Theilen, welcher neben Anweisungen und Tafeln zur Navigationskunde auf 47 Blättern die erste größere Sammlung von Seekarten der europäischen und indischen Küsten gibt. Das Buch, welches vermöge seiner praktischen Brauchbarkeit eine starke Verbreitung fand, erschien 1586 in einer vom Verfasser besorgten lateinischen Ausgabe und ward 1589 von Richard Sloetboem ins Deutsche übersetzt und mit eigenen Forschungen über die Mecklenburgische Ostseeküste bereichert. Löwenberg.

Wagmüller: Michael W., Bildhauer und Akademieprofessor, geboren am 10. April 1839 in der ehemaligen Karthause Brühl bei Regensburg, kam 1848 mit seinem Vater nach München, wo dieser eine nicht recht prosperirende Bleistiftfabrik besaß, weshalb der Junge froh war, im Atelier des Bildhauers Sickinger als Steinmetz eintreten zu können. Ein erster Versuch zur Aufnahme an der Akademie scheiterte; endlich öffnete ihm Professor Max Widnmann seine Classe, ohne daß der gerne eigene Wege gehende junge Mann der antikisirenden Methode seines Lehrers sich zugewendet hätte. Als Mitglied der fröhlichen „Allotria" mit den damals gleichen Zielen nachstrebenden jungen Kräften wie Makart, Lenbach, Rudolf Seitz, Gedon und Defregger alsbald befreundet und selbst mit bedeutendem malerischem Talent begabt, eignete er sich vielmehr sofort jene durch die Sculptur wie nicht minder durch die Architektur ziehende modernste Richtung auf pikantere und lebendigere Schattenwirkungen, auf schärfere Betonung des Stofflichen zur Erzielung malerischer Contraste der Behandlung sowohl als feinerer und lebendigerer Charakteristik überhaupt an, die sich nach Reinhold Begas' Vorgang bald so vieler jüngerer Künstler bemächtigen sollte. Von den eigentlichen Naturalisten unterschied sich W. aber doch durch seinen entschiedenen Sinn für den Rhythmus der Linien, wie durch seine starke Idealität überhaupt. Mit einem ziemlich verblühten „Dornröschen im Bade" wagte sich W. 1860 zuerst in die Oeffentlichkeit; dann kamen etliche durch ihre selbstwillige und harte Behandlung nicht gewinnende Porträtbüsten, endlich 1866 ein nach Schmetterlingen haschendes und das vor einer Eichdechse erschreckende Mädchen (1867) von großer Frische und schönem Flusse der Linien, Arbeiten, welche dem muthigen Künstler viele Theilnahme erwarben, ebenso wie die Büsten des verstorbenen Hofrathes und Spitalarztes Dr. Jakob Braun, des Ministerialraths v. Pracher und des Philosophen Frohschammer. Auch mit kunstgewerblichen Entwürfen trat W. hervor, darunter ein von Wollenweber in Silber ausgeführter ansprechender „Nautilus" (1868). Ein Paar Gruppen am Nationalmuseum, die Reliefsfiguren mit den drei Cardinaltugenden am Grabmal König Maximilian II., ebenso zwei überlebensgroße, den Elementar- und technischen Unterricht darstellende Figuren am Schulgebäude im Rosenthal machten seinem Namen alle Ehre. Dann aber schien er sich plötzlich mit seiner ganzen Vehemenz auf das Büstenfach zu werfen und modellirte (1869) mit einer vordem nie gesehenen Bravour eine Anzahl von Engländern: die malerisch lebendige und charakteristische Auffassung, die Wiedergabe der jeweiligen Eigenthümlichkeiten des Fleisches, der Haut, der Haare u. s. w. waren der seither gewohnten eintönigen, leblosen und haubenstöckernen Behandlung dieser Dinge völlig entgegengesetzt. Hatte

man früher über Halbig's „Naturalismus" lamentirt, so war nun dieser Standpunkt weit übertrumpft; es gab unnöthigen Lärm auf beiden Seiten. Gleichzeitig vollendete W. die lebensgroße Gruppe einer „Charitas" mit einem armen kranken Knaben, welcher auch weniger apoplektisch und scrofulös seine Stelle vor dem Spital zu Haidhausen gerechtfertigt hätte. Nachdem W. seiner Pflicht als friedlicher Landwehrmann 1866 genügt hatte, ging er nach England, um eine Menge von Porträtbüsten zu skizziren, die dann zu München, theilweise auch in Marmor, vollendet wurden, wozu neben einer „Flora" noch weitere Bildnisse vom Obermedicinalrath v. Pfeufer, Paul Heyse (vgl. Fr. Pecht in Beil. 207 „Allgem. Ztg." 1872), Professor Dr. v. Lindwurm (1876), Franz Lachner, Bürgermeister von Steinsdorf (1877) und vielen anderen Celebritäten folgten — schwerwiegende Leistungen, die ihm 1872 die Ehrenmitgliedschaft und später eine Stelle als Professor an derselben Akademie zuzogen, die ihn einst als lernbegierigen Schüler abgewiesen hatte. Weniger glücklich erwies sich sein Project zum Niederwald-Denkmal; trotz der feurigen Befürwortung eines wohlberedten Panegyrikers (in Beil. 327 „Allgem. Ztg." 1872; Abbildung in Nr. 1550 der Lpzr. „Illustr. Ztg." 15. März 1873) wurde das äußerst manierierte Werk nicht einmal mit einem Preise bedacht. Im Gegensatze zu dieser wuchtigen Arbeit überraschte W. auf der Wiener Ausstellung 1873 durch eine Kinderscene als Brunnenmodell, ein frisches dralles, ihr dickes Brüderchen lustig Huckepack tragendes Mädchen vorstellend, eine Gruppe „voll jener erquicklichen naiven Frische, die vielleicht seine größte künstlerische Eigenschaft ausmachte". In dieser Zeit kamen auch Aufträge für König Ludwig II., darunter zwei große Brunnen für den Linderhof, deren einer den mit Wasserrossen dahinstürmenden Neptun, der andere mit muthwillig plätschernden und scherzenden Nereïden belebt, nach Stil und Thema ganz dem barocken Humor und der kühnen Gestaltungskraft des Künstlers entsprachen, der hier mit decorativen Arbeiten sein erfindungsreiches, launiges Ingenium entfalten konnte. Ebenso entwarf W. in kurzer Zeit die Modelle zur Decoration des königlichen Schlosses zu Herrenchiemsee: die überlebensgroßen Gestalten der freien Künste und der Regententugenden. Inzwischen reifte eine weihevolle Schöpfung, womit der Künstler die Tiefe der eigenen Empfindung in objectivster Gestaltung zum Ausdruck brachte: darstellend die rührende Gestalt eines am Sarkophage sitzenden Friedensengels, der ein eben entschlafenes Kind voll milder Liebe in die Arme bettet: die edelste Personification der Trauer und der erlösenden Versöhnung des Todes, voll Ruhe, Hoheit und Schönheit. Die Gruppe, ausgestellt inmitten des deutschen Saales auf der Pariser Exposition fand den verdienten Beifall und brachte dem Künstler das Kreuz der Ehrenlegion. Die Ausführung verzögerte sich und gerieth dann ins Stocken; als das auch in den Linien wohlklingende Gebilde vollendet war, diente es als Wagmüller's eigenes Grabdenkmal! Vorerst stand der Künstler freilich noch mitten im Drang und Kampf des Lebens; er rang mit elementarer Kraft für seine Principien und Rechte, ganz im Trubel der Parteien. Obwohl zu seiner hohen Befriedigung in die Jury der Münchener internationalen Ausstellung 1879 gewählt, gerieth er in ein wahres Wirrsal von Verhältnissen, welche nur mit rücksichtsloser Energie und schließlich wol den Wenigsten zu Danke gelöst werden konnten; es gab eine Fülle von Klagen, Feindschaften und Recriminationen, welche dem Künstler die unwiederbringbare Zeit entzogen und eine unnöthige Reizbarkeit erweckten. So zog er sich in bitterster Verstimmung zurück und dachte schon an eine völlige Uebersiedelung nach England. Da kamen rechtzeitig ermuthigende Aufträge. Zuerst ein monumentaler Brunnen mit dem Standbilde Kaiser Ludwig des Baiern für Ingolstadt und dann die Bestellung des Liebig-Denkmals — zwei Arbeiten, welche die alte Schaffensfreudigkeit neu belebten

und vollauf in Anspruch nahmen. Während der Brunnen im Sommer 1881 feierlich inaugurirt wurde, rückte die prachtvolle, sitzende Gestalt des großen Chemikers der Vollendung entgegen, welche jedoch W. nicht mehr erlebte, da ein schweres Magenleiden den Künstler schon am 26. December 1881 zur letzten Ruhe bettete. Liebig's Denkmal, welches ebenso dem Künstler wie dem großen Gelehrten zum Ruhme gereicht, wurde in congenialer Durchführung von Wagmüller's treuestem Freunde und Schüler Ruemann 1883 vollendet. Abgebildet in Nr. 2105 Illustr. Ztg., Lpzg. 3. September 1883. Vgl. dazu Lützow's Zeitschrift XIII, 467 ff. und die Nekrologe von Fr. Pecht in Allgem. Ztg. vom 7. Januar 1882 und Regnet in Lützow's Zeitschrift 1882, S. 207.

Hyac. Holland.

Wagner: Antonie W., geboren zu Wien am 30. December 1799, die Lebensgenossin Ferdinand Raimund's und Zeugin der unheilvollen That, durch die der unvergeßliche Volksdichter und Schauspieler am 30. August 1836 seinem Leben ein Ziel gesetzt hatte, war die Tochter eines angesehenen Wiener Bürgers in der Leopoldstadt. Schon im Beginne seines künstlerischen Wirkens daselbst faßte Raimund eine heftige Neigung zu Antonie W., die ihn weniger durch körperliche Vorzüge als durch treffliche Herzenseigenschaften und natürlichen Verstand angezogen hatte. Eine Bewerbung um ihre Hand wurde von den Eltern zurückgewiesen, eine Folge des Vorurtheiles, das damals in den Wiener Bürgerkreisen gegen den Schauspielerstand noch herrschte, dessen Vertreter in dieser Zeit, in der die Maitressenwirthschaft des Adels und die Sittenlosigkeit der Schauspielerinnen am stärksten blühte, wenig Achtung genossen. Dem Tiefverletzten trat in seiner Vereinsamung Luise Gleich nahe, die Tochter eines Wiener Schriftstellers, dem Raimund seine ersten Erfolge im Josefstädter Theater zu danken hatte.

Dieser hübschen aber leichtlebigen Schauspierin gelang es bald, den schwärmerischen Raimund in einen Sinnentaumel zu versetzen und ihn sogar zu einem Eheversprechen zu bewegen. Die Reue folgte nur allzuschnell, denn am angesetzten Hochzeitstage war der Bräutigam zur Trauung nicht erschienen, die jedoch einige Tage später, nachdem das Wiener Publicum offen für die Braut Partei ergriffen hatte, am 8. April 1820 in später Abendstunde stattfand. Die eheliche Gemeinschaft war nur von kurzer Dauer, denn schon im Juli 1821 war Luise wieder in ihr Vaterhaus zurückgekehrt und Raimund — wie Costenoble erzählt — „der furchtbaren Fesseln einer Megäre und Messalina entledigt“. Aus seiner tiefen Melancholie wurde Raimund durch die Gewißheit wieder aufgeheitert, daß Antonie W. noch immer mit inniger Liebe an ihm hänge. Aus einem anfänglich schüchternen Verkehr wurde ein Bund fürs Leben, den Beide, da eine Ehe nach kirchlichen und bürgerlichen Gesetzen ausgeschlossen war, vor einer Mariensäule in Neustift a. Walde beschworen hatten. Von dieser Zeit an war Toni W., wie der Dichter selbst bemerkt, „der lieblich strahlende Stern“, der ihm die Liebe zum Dasein wieder erweckt hatte. Aus den zahlreichen Briefen Raimund's an Toni spricht ein tiefes Gefühl, das sich mitunter bis zur melancholischen Schwärmerei steigert. Noch in späteren Jahren, nachdem der Frühling ihrer Liebe längst entschwunden war, schreibt er: „Unser Gemüth hat eine moralische Tiefe, und darum steht der Tempel unserer Seelenvereinigung fest, und wenn auch unvermeidliche Lebensstürme seine Außenseite des jugendlichen Glanzes beraubt, so wird doch die durch edle unversiegbare Liebe genährte Flamme der zärtlichsten Freundschaft auf seinem Altar nie verlöschen.“ Ganz ungetrübt ist aber auch dieser Himmel nicht geblieben, wozu Raimund's reizbares Temperament und Toni's übertriebene Eifersucht wiederholt Veranlassung gaben. Aber trotz alledem muß anerkannt werden, daß es Toni's aufopfernder Liebe Jahre hindurch

gelungen war, den schrecklichen Dämon des Wahnsinnes zu bannen, dem der unglückliche Dichter endlich erliegen mußte. Der Tod ihres geliebten Freundes hat Toni schwer ins Herz getroffen. Zurückgezogen und nur dem Andenken Raimund's lebend, verbrachte sie den Rest ihrer Tage in tiefer Schwermuth und in bitterer Armuth, da sie in ihrer Gutmüthigkeit und aus Kindesliebe ihr ganzes ererbtes Vermögen zur Rettung ihrer Mutter geopfert hatte. Trotz allem Mangel war sie doch niemals zu bewegen, sich von dem litterarischen Nachlasse Raimund's zu trennen, den sie bis zu ihrem Tode ängstlich gehütet hat. Sie starb hochbetagt am 25. März 1879. Ihre Schwestern, weniger pietätvoll, verwüsteten den schriftlichen Nachlaß Raimund's mit Ausnahme eines geringen Theiles, der nunmehr in der Wiener Stadtbibliothek verwahrt ist. Noch eine Reliquie stammt aus Toni's Nachlaß — Raimund's Hirnschale. Man fand sie und einen poetischen Nachruf Toni's an Raimund in dem Sterbebette der vielgeprüften Freundin des Dichters.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Vierter Jahrgang. (Briefe von Ferdinand Raimund an Toni Wagner. Mitgetheilt und eingeleitet von Karl Glossy.) — Neue freie Presse Nr. 9255.

K. Glossy.

Wagner: Johann Ernst W., Romanschriftsteller, wurde am 2. Februar 1769 (also nicht 1768 oder 1767) im Marktflecken Roßdorf in der Rhön, Sachsen-Meiningen, als Sohn des Pfarrers geboren. Die Familie führte in der anmuthigen Gegend ein trauliches, fast idyllisches Dasein, und von der hier herrschenden friedsamen Stimmung ist in Wagner's Wesen und Schaffen viel übergegangen. Der lebendige Knabe, dessen Entwicklung nichts störte, wurde nur durch den wissenschaftlich mannichfach gebildeten Vater humanistisch vorgebildet, auch mit einer umfänglichen Lectüre, besonders classisch-belletristischer Gattung versehen. Auch das eigene Dichten regte sich schon, ehe er zur Universität ging. Er studirte in Jena die Rechte mit gutem Erfolge, obwol er bei tüchtigem Fleiße die Freuden der akademischen Freiheit zu genießen nicht versäumte: er galt sogar als lustiger Gesellschafter, betheiligte sich aber an den damaligen Auswüchsen Jenenser Fidelität nicht, aus Gründen der Abneigung und seines Börsenmancos. Sein heimathlicher Gutsherr, Freiherr von Wechmar, ein vielseitig gebildeter Edelmann und Gönner des allbeliebten Pastors, ernannte den Heimgekehrten zu seinem Privatsecretär, bald auch zum Oberaufseher über den ökonomischen Betrieb der verzweigten Wirthschaft. Dazu besorgte er die Actuariatsgeschäfte des Patrimonialgerichts. Die Mühen und die mancherlei Reibungen dieser mehr als zehnjährigen Amtsthätigkeit machten ihm letztere bei aller Anhänglichkeit an den Geburtsort gemach zur Last. Das Jahrzehnt der französischen Revolution erzeugte auch in diesem kleinen Kreise staatlichen Lebens Zwiste, die W. als Vertreter der Behörde meist gütlich beizulegen suchte; einmal, als er sich bei einem strengen Verfahren, das wider vieler Gemeindemitglieder Neuerungsstreben angeordnet war, nicht mehr auf einen Weg der Vermittlung besann, warf er, der Protokollführer, wie absichtlos das Tintenfaß über die Niederschrift der Aussagen und tunkte dann, „unter dem Scheine, die Acten zu retten, sie immer tiefer in diesen Lethestrom ein". Dieses Vorgehen, das wirklich die Nichtwiederaufnahme der Untersuchung erreichte, ist für Wagner's Sinnesart bezeichnend; als Mensch war er gegen Freund und Feind stets gleich liebenswürdig und gemüthvoll, als Dichter bevorzugte er durchgängig die zarten Töne.

Aus solchen Widerwärtigkeiten erwuchs W. mehr und mehr die Einsicht, daß er nicht auf passendem Felde stehe. Dazu verflog mit dem Aussterben des Hauses seines theuren Vaters, in dessen Posten Wagner's Bruder eingerückt war,

der Zauber inniger Anziehungskraft des angestammten Bodens. Trost suchte er theilweise durch die Heirath (1793) mit Demoiselle Bergeon aus Neuchatel, früherer Gouvernante in adligem Hause unweit Meiningen, welche mit drei Söhnen und einer Tochter gesegnete Ehe sich sehr glücklich gestaltete. Andererseits in der Schriftstellerei: gerade in diesem äußerlich unbefriedigendsten Jahrzehnt erblühte Wagner's poetischer Lenz. Zunächst versuchte er sich, nach jugendlichen Vorübungen, auf dramatischem Gebiete; die ganz fertig gestellten Lustspiele „Die reisenden Maler" und „Der Triumph der Liebe" sollten ihn 1801 vors Publicum führen, doch fanden sich weder Bühne noch Drucker willfährig, und dies gab für ihn den Ausschlag, sich der erzählenden Poesie zuzuwenden. In dieser hat er für seine Zeit recht Gutes und nicht bloß Anerkennenswerthes, sondern auch Anerkanntes geleistet. 1804 trat er mit „Wilibald's Ansichten des Lebens. Ein Roman in vier Abtheilungen" (2. Aufl. 1809, 3. Aufl. 1822) hervor, seinem nach Gedanken, Ausführung und Form nach allgemeinem Urtheile bedeutendsten Werke. „Wilibald's neue Ansichten des Lebens" (1807) und der aus zwei entgleisten Lustspielen zusammengeschweißte Roman „Die reisenden Maler" (1806) fallen schon in die Periode, da Wagner's äußeres Dasein und damit die Möglichkeit ruhigen Schaffens völlig gesichert war. Die seinem litterarischen Debüt bezeigte Theilnahme war bei Jean Paul besonders lebhaft, und wahrscheinlich auf dessen Empfehlung, wenigstens seine Vermittlung, erhielt W. 1804 den Ruf als Cabinetssecretär des allbeliebten bildungsfreundlichen Herzogs Georg von Meiningen, der aber vor Wagner's Amtsantritt starb. Die Witwe Luise Eleonore, Vormünderin des dreijährigen Bernhard, bestätigte Wagner's Bestallung, und 1805 übersiedelte er nach dem neuen Bestimmungsorte, wo er seitdem in auskömmlichem mehr nominellen Amt fast ganz litterarischer Beschäftigung gelebt hat, im wesentlichen wohl nur zur Bibliotheksverwaltung verpflichtet. Aber schon sehr bald meldete sich eine nervöse Schwäche in den Händen und, noch schlimmer, in den Füßen; trotz strengster Diät und angeborner Mäßigkeit entwickelte sich Rückenmarksdarre, die dem sanften Geiste Wagner's die sonst wohlbegründete Zufriedenheit mit seinen angenehmen Verhältnissen untergrub, aber dem heitern Gemüthe trotz arger immer verstärkter Qual die Lebensfreudigkeit nicht geraubt hat. Außer mit dem Pastor und herzoglichen Erzieher Friedrich Mosengeil (s. d.), seinem Biographen und Herausgeber seiner Werke, hat W. mit dem ehemaligen kurhessischen Major Freiherr Christ. v. Truchseß, einem auf der angestammten Bettenburg im bairischen Untermainkreise ansässigen kunstsinnigen Edelmanne, einen höchst anregenden vertrauten Verkehr gepflogen, wozu noch der überschwängliche Briefwechsel mit Herzog August von Gotha kommt. Am 25. Februar 1812 starb er nach längerem schmerzhaften Krankenlager an dem furchtbaren Leiden, das ihn seit Jahren immer ärger gepeinigt und die Freude an Freundschaft und Poesie vergällt hatte.

Man darf, wenn man Wagner's litterarischen Rang zu bestimmen unternimmt, nur den Maaßstab seiner Zeit anlegen. Er hatte sich an Goethe, dessen „Wilhelm Meister" für „Wilibald's Ansichten" vorschwebte, und Jean Paul gebildet und insbesondere des Letzteren Empfindsamkeit, Naturgefühl, Zartheit aufgenommen und in selbständiger Richtung ausgestaltet; von Goethe suchte er gewählte Rede, Klarheit des Stils und Deutlichkeit der Darstellung zu erlernen. An Phantasie und Ideentiefe reicht er freilich nicht an Jean Paul heran, was in seiner noch engeren localen Beschränktheit begründet sein mag. Geschichtliche Weite, dichterische Herrschaft über den Makrokosmos, diese Glanzseiten seiner beiden Muster, fehlen ihm ganz; träumerische Weichheit, oft ins Visionäre, Mystische, Legendenhafte verschwimmend, waltet überall vor und läßt auch Anflüge von Witz, ja selbst den „Humor in Thränen" nirgends rein aufkommen. Dabei

achtet er mehr auf Rundung des Themas und Knappheit des Vortrags als die ihm vorbildliche Art J. Paul's; das Zerhackte, Zerstückelte sammt illusionstörenden Einschiebseln tritt bei ihm viel mehr zurück. Am schönsten gelangen Wagner stimmungsvolle Naturskizzen, namentlich der Landschaft nach ihrem rein romantischen Zauber, sodann die Schilderung sentimentaler seelischer Erregungszustände, daneben Studien über praktische Kunsttendenzen, die er durch fürstliches Eingreifen in einer umfänglichen Anstalt zu nationalen Zwecken verwirklicht sehen zu können wähnte. Diese Pläne sind zunächst wol durch die Blume auf seinen Meininger Herzog gemünzt, übrigens nie technisch recht glücklich in die Erzählung eingewoben. Maßgeblich durchziehen sie nicht nur „Die reisenden Maler", sondern gewannen auch in dem 1803—1808 verschiedentlich schriftlich fixirten Entwurfe zur Gründung einer allgemeinen deutschen Kunstschule handlichern Ausdruck. Es „knüpft W.... überall in den Gesprächen, die seine Romanhelden führen, allgemeine Lebensansichten, Betrachtungen über die Menschen, die Kunst u. s. w. an" (W. Menzel [s. u.] S. 228). Seine Gewohnheit, die Handlung mit derlei Excursen zu durchflechten, erinnert an die Gesellschaftsromane des geistreichen Max Waldau (s. Spiller von Hauenschild, Georg, A. D. B. XXXV, 190), die aber ihre Zeit ungleich plastischer spiegeln. Eine Sterne'sche Ader geht W. völlig ab; sie wäre gerade in ebengenanntem Werke am Platze gewesen. Denn, obzwar harmloser als die meisten großen Subjectivitätskämpen der Poesie, immerhin kokettirt er doch zu viel mit dem interessanten Heroismus seines Ich-Gemüthes. Weil nun auch die epischen Elemente von der Reflexion fast stets übersponnen werden, so tritt das Ziel seiner Stoffe, Adel und Bürgerthum besonders auf dem Boden der Kunst auch persönlich einander zu nähern, arg zurück, und der erwartete sociale Roman bleibt aus. Ebensowenig traf er den Ton des damals beliebten Reiseromans; dafür gebricht es ihm schon an dem Wunsche, leicht zu unterhalten. Die große Erstlingsleistung Wagner's, eine Bildungsgeschichte wie Goethe's vielfarbiges Weltgemälde „Wilhelm Meister", bringt trotz des hauptsächlich idyllischen Hintergrundes eine Fülle ausgeprägter weiblicher Charaktere vor, nur alle für den Titelhelden, der weder von einem Don Juan noch von einem Lovelace etwas hat, überhaupt des sogenannten Erobernden entbehrt, zu mechanisch dahinschmelzend; sie bleibt trotzdem mit Recht die Stütze seines poetischen Namens, obschon oder eher gerade da „Wilibald's Ansichten" über alles Mögliche recht im Schatten stehen und das Gefüge nicht übermäßig durchwuchern. Die Liebesgeschichten in dem ja der Anlage nach älteren Romane „Die reisenden Maler" sind nicht bloß oberflächlicher, sondern auch in den Standesgegensätzen, dem Versteckspiel mit dem Range, der gesuchten Natürlichkeit beim Liebewiderstand und Umschwunge ziemlich schablonenhaft erfunden. Freilich entsprachen sie drum dem Geschmacke jenes Publicums, das durch die niederschmetternden politischen Ereignisse und die damit zusammenhängende geistige Misere abgestumpft war, viel besser als der bedeutendere Inhalt der „Reisen aus der Fremde in die Heimat" (I 1808, mit Porträt; II 1809; III, aus dem Nachlasse, 1826). Dieses übersatte, äußerlich etwas saloppe Gemisch erzählender und beschreibender Studien gruppirt sich um einen Reisenden, dem das eine der von ihm geliebten Mädchen von einem Andern weggeheirathet wird, das andere — ein dazumal in allen poetischen Gattungen todtgejagtes Motiv — als Nonne unerlangbar ist. „Das Schönste in diesem Roman aber sind die Erinnerungen des Reisenden an seine Jugend. Nichts kann wahrer und schöner erzählt werden, als der Zank zwischen den Knaben und Mädchen, der Trotz beider Geschlechter gegen einander in den Jahren kurz vor der Entwicklung" (Menzel a. a. O.). Der „Anhang" zu diesem Werke, „Historisches ABC eines vierzigjährigen hennebergischen Fibelschützen" (1810), ist ein

mit viel Alltäglichem, wenig geschickter Satire durchsetztes Compendium allerlei eigener scherzhafter Einfälle, für seine Epoche aber doch ähnlich charakteristisch wie Gisb. v. Vincke's „ABC für Haus und Welt“ (s. A. D. B. XXXIX, 755) für die seinige, die ‚Romane‘ „Ferdinand Miller“ (1809) und „Isidora“ (1812, aus dem Nachlaß) novellistische Versuche, modernere Probleme mit freierfundener Handlung zu umkleiden, der „Thalheim“ betitelte, kaum von W. als druckfertig erachtete, erst 1828 mit gedruckt, verschmilzt eine Robinsonade mit Anklängen an den Schlußtheil von Wilh. Heinse's „Ardinghello“, dessen Titelheld überdies schon in Wagner's Wilibald sichtlich auferstanden war. Die „Lebenserfahrungen und Weltansichten“ (1811) endlich behandeln mehr lehrhaft: I. „Aberglaube — Mysterien“, II. „Nachbeterei — Zwischending“, ohne rechte eigenthümliche Unterlagen, sind aber keineswegs „vermischte Aufsätze“, wie Ad. Stern nach der Aufschrift zu vermuthen scheint.

Im ganzen wird Karl Schütze's Epitheton für W.: „einer der innigsten und tieffühlendsten Romandichter“ einem unparteiischen Beurtheiler ebensowenig übertrieben erscheinen, wie des allezeit besonnenen A. Koberstein ruhige Bezeichnung, die eine wichtige Erörterung zur Poetik an eine Wagner'sche These zur Theorie des Romans anlehnt: „einer unserer talentvolleren Romanschreiber aus dem Anfange dieses Jahrhunderts, der aber schon lange und über zum Theil weit schlechteren Nachfolgern in Vergessenheit gerathen ist“ (Ztschr. f. d. dtsch. Unterricht VIII, 441).

„Sämmtliche Schriften. Ausgabe letzter Hand, besorgt von Friedrich Mosengeil“, 12 Bde. (vor I. W.s Porträt), Lpzg. 1827—1828 (3. Aufl. 6 Bde., ebd. 1854—1856); darin Bd. 11 und 12 (bez. Bd. 6): „Lebensgeschichtliche Nachrichten und Mittheilungen aus dem Nachlaß enthaltend“, arg panegyrisch und aus den Reflexionen und Schilderungen gewiß viel zu viel Autobiographisches herauslesend. Die „Bibliothek der deutschen Classiker“ des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen, 15. Bd., brachte als 6. und 7. Lieferung von W. Porträt (nach jenem), S. 723 f. Lebens- und Charakterskizze, S. 725—1000 „Wilibald's Ansichten“, S. 1001—1006 „Aphorismen“. Vgl. ferner „Briefe über den Dichter Ernst Wagner“, herausg. von Fr. Mosengeil (2 Bde., Schmalkalden 1826), die „eine anziehende Charakteristik liefern“ (Pierer's Encyklopäd. Wörterbuch 25. Bd. [1836], 436 b, wo auch bemerkt ist: „Einige ungedruckte Briefe Wagner's finden sich in der Dresdener Morgenzeitung 1827, Nr. 91 und in dem Kometen 1831, Nr. 123.“) Genaue Inhaltsbesprechung nebst anerkennenden Glossen bei W. Menzel, Gesch. d. dtsch. Dchtg. III, 226—228, neuere Charakteristik der Romane bei Gottschall, Die dtsch. Nationallitt. d. 19. Jhhs.[6] I, 326—328. Von Gesammthandbüchern berücksichtigen W. wol nur Vilmar (24. Aufl., S. 466), ferner C. Oltrogge's kleine, recht selbständige „Gesch. d. dtsch. Dchtg.“ (1862), S. 539. Obige Citate aus K. Schütze, Deutschlands Dichter und Schriftsteller (1862), S. 475, bez. Stern, Lex. d. dtsch. Nationallit. (1882), S. 379, das Geburtsdatum nach dem Taufregister durch Herrn Pfarrer J. Köhler (1896). Ludwig Fränkel.

Wagner: Ernst Leberecht W., Arzt, pathologischer Anatom und Kliniker, wurde am 12. März 1829 als der Sohn eines tüchtigen Landwirths in Dehlitz bei Weißenfels geboren. Im siebenten Lebensjahre fand er im Hause seines Oheims, des praktischen Arztes Dr. Bernhard in Borna Aufnahme, wo in dem Knaben zuerst die Neigung für den ärztlichen Beruf erwachte. Nach Absolvirung des Gymnasiums in Zeitz bezog W. 1848 die Leipziger Universität zum Studium der Medicin, wo die Gebrüder Ernst Heinrich und Eduard Weber seine Lehrer in der Anatomie und Physiologie, Wunderlich in der Klinik und Bock in der pathologischen Anatomie waren. Später vertauschte W. Leipzig mit Prag und

Wien, wo er besonders Oppolzer, Skoda, Hamernjk und Rokitansky hörte. 1852 bestand W. in Leipzig die ärztliche Prüfung und erlangte ebendaselbst die Doctorwürde mit der Dissertation: „Nonnulla de aneurysmate dissecante“, in der er einen auf Oppolzer's Klinik beobachteten Fall mittheilt, dessen pathologisch-anatomische Untersuchung von Rokitansky geleitet wurde. Nachdem W. einige Jahre in Leipzig als Arzt (nur sehr mäßig) beschäftigt gewesen war, habilitirte er sich 1855 als Privatdocent an der Leipziger medicinischen Facultät speciell für das Fach der pathologischen Anatomie. Er beschäftigte sich eingehend mit mikroskopischen Forschungen und wurde, da sein Lehrer Bock sich mehr auf die makroskopische Beobachtung beschränkte, der erste Vertreter der pathologischen Histologie an der Leipziger Universität. Als Resultat der Arbeiten jener Zeit publicirte er zunächst eine Monographie über den Gebärmutterkrebs (Leipzig 1858), worin er die Ergebnisse fünfjähriger, namentlich auf die pathologische Histologie dieses Leidens gerichteter Untersuchungen, zusammenfaßte. 1860 wurde W. zum außerordentlichen, 1862 zum ordentlichen Professor der allgemeinen Pathologie und pathologischen Anatomie ernannt. In dieser Stellung wirkte er, bis er nach dem Tode des Klinikers Wunderlich als dessen Nachfolger 1877 die bereits während der Erkrankung seines Vorgängers vorher versehene Professur der speciellen Pathologie und Therapie bezw. das Directorat der medicinischen Klinik übernahm, während an seiner Stelle Cohnheim als pathologischer Anatom berufen wurde. W., der nach längerer Krankheit an chronischer Nierenentzündung am 10. Februar 1888 als Geheimer Medicinalrath zu Leipzig starb, gehört zu den hervorragenderen Forschern der Neuzeit. Insbesondere sind seine Leistungen auf dem Gebiet der pathologischen Anatomie und Klinik ebenso zahlreich als verdient. Außer der oben erwähnten Monographie veröffentlichte er in dem von Wunderlich, Griesinger und Roser geleiteten Archiv für physiologische Heilkunde, sowie in dem von 1860—78 von ihm selbst redigirten „Archiv der Heilkunde“ zahlreiche größere und kleinere pathologisch-anatomische Arbeiten über Structur und Histiogenese der verschiedenen Formen des Carcinoms und anderer Geschwülste, Colloidmetamorphose, Fettentartung, Amyloiddegeneration, Fettembolie, Beiträge zur Kenntniß der Phosphorvergiftung, über Syphilis u. s. w. Der von W. für die specifisch syphilitischen Neubildungen in die Wissenschaft eingeführte etwas barbarisch klingende Name „Syphilom“ wird von Virchow und den Anhängern der Berliner Schule verworfen, statt dessen der alte Name der Gummigeschwulst vorgezogen. Von klinischen Arbeiten Wagner's sind besonders zu nennen seine Untersuchungen über Diphtheritis und Croup, über Epithelblutungen, über Endothelkrebs der Pleura, über das tuberkelähnliche Lymphadenom, über Intestinalmykose und ihre Beziehung zum Milzbrand. Am meisten bekannt und populär ist Wagner's Name durch das zusammen mit dem verstorbenen Uhle (s. d.) bezw. aus dessen Nachlaß herausgegebene „Handbuch der allgemeinen Pathologie“ (Leipzig 1862, 7. Auflage ebd. 1877), ein Werk, das wegen seiner übersichtlichen Anordnung, knappen Fassung bei reichhaltigen litterarischen Angaben s. Z. sich großer Beliebtheit erfreute und manche Vorzüge vor ähnlichen Werken in der That besitzt, wenn es jetzt auch allerdings bereits veraltet ist. — W. war ein ausgezeichneter Lehrer, vorzüglicher Diagnostiker, beliebter Arzt, dessen Tod nicht bloß eine empfindliche Lücke in dem Lehrkörper der Leipziger Universität gerissen, sondern aufrichtige Trauer in dem engeren und weiteren Bekanntenkreise hervorgerufen hat.

Vgl. Birch-Hirschfeld in Deutsche Medicinische Wochenschrift 1888. XIV p. 217—219.

Pagel.

Wagner: Ferdinand W., Historienmaler, geboren 1820 zu Schwabmünchen, anfänglich zum Kürschnerhandwerk bestimmt, kam 1835 nach München, wo er als Schüler von Cornelius und Schnorr an der Akademie die seine ganze folgende Lebensthätigkeit entscheidende Richtung und Lehre fand. Ein schon 1838 gemaltes Bild „Konradin's Abschied von seiner Mutter zu Schwangau“ erwarb dem jugendlichen Künstler viele Theilnahme, ebenso ein im Geiste von Christian Ruben empfundenes Chiemsee-Motiv mit „Zwei in einem Kahne fahrenden Mönchen“, worauf weitere landschaftliche Darstellungen mit Staffagen aus dem baierischen Hochlande folgten. Auf seine ursprünglich betretene historische Bahn brachte ihn 1848 der schöne Auftrag zurück, für den Plafond der Kirche zu Schwabmünchen ein „Jüngstes Gericht“ zu malen. Durch diese ernste, großartige Composition und deren farbenkräftige Ausführung in Fresko wurde der junge Künstler schnell bekannt. Bald darauf erregte W. durch ein großes Kirchenbild („Krönung Mariens“) zu Gundelfingen 1852 und ein für Königsbrunn auf dem Lechfeld 1858 vollendetes Frescogemälde die Aufmerksamkeit des Fürsten von Fugger-Babenhausen, welcher ihm nun die Fresken am „Fugger-Hause“ zu Augsburg übertrug, eine dankenswerthe Aufgabe, die der Künstler in glücklichster Weise von 1860 bis 1863 löste (vgl. Beil. 72 „Allgem. Ztg.“ vom 14. März 1862), so daß ihn die Stadt Augsburg zum Ehrenbürger und das Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt zu seinem Meister ernannte. Cornelius, welcher diese Bilder, noch dazu in wenig gelungenen Photographien kennen lernte, schenkte denselben seine volle Theilnahme: „Wagner ist, soviel ich urtheilen kann, in ernster Zurückgezogenheit und männlicher Bescheidenheit zu einem Künstler geworden, von dem ich, nach allem was ich erfahren, die günstigste Meinung hege.“ — Weiter erhielt W. den Auftrag, die Façade der Kanzlei zu Constanz mit Fresken zu zieren („Einzug Friedrich II. in der Stadt“, „Belehnung des Burggrafen von Nürnberg mit der Mark Brandenburg“). Dann restaurirte unser Künstler die aus dem 17. Jahrhundert stammenden Wandmalereien am Hause der sieben Kurfürsten in Breslau; auch schmückte er das dortige Rathhaus und die neue katholische Kirche mit gleichfalls sehr beifällig begrüßten Fresken, ebenso die Façade des Schlosses zu Monaco. Darauf folgten neue Bilder zu Heimerdingen (1867) und Memmingen (1868). Die Krone seiner Schöpfungen aber bildet der große Fresken-Cyclus in der durch Karl Bernatz im romanisch-italischen Style erbauten Stadtpfarrkirche zu Friedberg (vgl. Joh. Schrott in Beil. 209 „Allgem. Ztg.“ vom 28. Juli 1878). Während seiner Arbeit gab es einen, in der früheren italienischen Kunstgeschichte öfter abgespielten Spektakel, weil W. den Kopf eines schönen Mädchens, das den kränklichen und mit vielfachen Sorgen beladenen Künstler durch ihr Clavierspiel bisweilen erheiterte, als heilige Lidwina in ein Bild gebracht hatte! Leider erschwerte ein langjähriges Nervenübel die Thätigkeit des ebenso hochbegabten wie fleißigen Meisters, welcher am 13. Juni 1881 zu Augsburg seinen Qualen erlag. W. hatte eine von der Münchener Schule abzweigende Bahn eingeschlagen, er huldigte einem realistischen Idealismus, indem er seine hohe geistige Auffassung mit einem lebenswahren, natürlichen, farbensatten Vortrag verband. Vgl. Nekrolog von E. v. H. in Lützows Zeitschrift 1881. XVI, 618.

Hyac. Holland.

Wagner: Franz W., kaiserlicher Historiograph, geboren 1675 in der schwäbischen Reichsstadt Wangen i. Allgäu, † in Wien 8. Februar 1738, trat früh in den Jesuitenorden, wurde tüchtiger Pädagog und zeichnete sich als Novizenlehrer aus. Sein Andenken haben seine beiden Geschichtswerke: „Historia Leopoldi magni Romani imperatoris“, Wien I 1719, II 1731 und „Historia Josephi I Caesaris aug. felicis cum appendice usque ad pacem Badensem“, erschienen nach

seinem Tode zu Wien 1746, erhalten. In diesen Werken zeichnet er sich durch nicht geringe Kunst der Darstellung aus, besonders beachtenswerth ist das Charakterbild, das er von Leopold I. entwirft. Er schrieb in officiellem Auftrage, ihm standen darum amtliche Quellen zu Gebote, die für seine Zeitgenossen nicht zugänglich waren. Dies verleiht seinen beiden Geschichtswerken auch für unsere Zeit noch Werth. Andererseits leiden dieselben aber auch an Mängeln der officiellen Geschichtsschreibung; W. ist zu ängstlich und zurückhaltend, er will seine Helden verherrlichen und ist nicht frei von Tendenz; namentlich zeigt sich dies in seiner Darstellung der ungarischen Aufstände unter Leopold I. und in der Stellung Joseph's I. zum päpstlichen Stuhle. Nichtsdestoweniger zählt er zu den besseren Geschichtsschreibern seiner Zeit.

Vgl. Vogel, Specimen Bibl. Germ. Austr. III, 748—762. — Dr. A. Mayer, Geschichte der geistigen Kultur in Niederösterreich. Wien 1878, S. 248. — Wegele, Gesch. der deutschen Historiographie, S. 529.

Baumann.

Wagner: Friedrich W., evangelischer Geistlicher, † 1760. In dem Streite zwischen Pietismus und Wolfianismus hat W. als Hauptpastor und Senior des geistlichen Ministeriums in Hamburg einen nicht unbedeutenden Einfluß auf Theologie und Kirche ausgeübt, indem er, vom Pietismus supranaturalistisch bestimmt, doch zwischen Wolfianern und Anti-Wolfianern eine besonnene Mitte zu halten sich bemühte und den Interessen der Frömmigkeit und denen der Wissenschaft zugleich gerecht werden wollte. Als Prediger, Gelehrter und Kirchenmann erwarb er sich dadurch bei vielen Zeitgenossen hohe Achtung. Geboren wurde er am 21. Januar 1693 in dem Dorfe Kahrau oder Caro bei Magdeburg, wo sein Vater, Christoph Wagner, Prediger war. Nachdem ihm bis in sein 13. Jahr Unterricht in seiner Heimath, besonders von seinem Vater selbst zu theil geworden war, besuchte er seit Ostern 1706 die öffentliche Schule zu Tangermünde und seit Ostern 1710 die zu Brandenburg. Von 1712 an studirte er in Halle, wo er unter den Koryphäen des damaligen Pietismus, Breithaupt, Francke, Anton, Lange und Michaelis, Theologie studirte. Noch bestand damals nicht der später so schroff gewordene Gegensatz zwischen diesen Lehrern und dem Philosophen Wolf; daher ist es auch nicht verwunderlich, daß der Zuhörer der Pietisten mit Eifer die Vorlesungen Wolf's besuchte. Und dieser Philosoph hat einen nachhaltigen Eindruck auf W. gemacht; W. ist zwar kein blinder Anhänger des viel angefeindeten Mannes geworden; er hat die von Wolf vertretene Lehre von der prästabilirten Harmonie und dessen Monadologie nicht gebilligt, aber dennoch für viele Wolf'sche Gedankengänge ein offenes Verständniß gehabt, besonders für die, welche sich im apologetischen Interesse zu Gunsten des Christenthums verwerthen ließen. Eine berufsmäßige Wirksamkeit fand W. zunächst am Pädagogium der Francke'schen Stiftungen zu Halle, wo er 1716 als Lehrer angenommen wurde; aber obgleich er große Neigung zum Schulamt zeigte, wurde er doch nach einigen Jahren 1719 in ein Pfarramt berufen und zwar als Feldprediger eines in Berlin garnisonirenden Regimentes. In dieser Stellung lernte ihn der pietistisch gesinnte König Friedrich Wilhelm I. von Preußen kennen und hochschätzen. Daher übertrug er ihm 1721 das Amt des Inspectors und Pastors primarius zu Nauen in der Mittelmark. Dasselbe behielt W. bis 1732. In diesem Jahre ernannte der König den verdienstvollen Geistlichen zum Consistorialrath im Herzogthum Pommern und Fürstenthum Kamin, zum Propst und obersten Pastor bei der Hauptkirche zu St. Marien in Stargard, wie auch zum ersten Professor der Gottesgelehrtheit und der hebräischen Sprache an dem akademischen Gymnasium daselbst. Aber schon 1736 folgte er einem Rufe als Hauptpastor an die Michaeliskirche zu Ham-

burg, wozu der König von Preußen nach langen Verhandlungen endlich seine Einwilligung gegeben hatte. 1743 wählte ihn der Rath zu Hamburg zum Senior des Ministeriums daselbst. In dieser Stellung erlebte W. 1750 die furchtbare Katastrophe, welche über die berühmte Michaeliskirche hereinbrach, als ein Blitzschlag sie traf und einäscherte. Zwar war es W. vergönnt, 1751 bei der Grundsteinlegung zum Neubau die Festrede zu halten; aber die Einweihung desselben hat er nicht mehr erlebt. Nachdem er noch 1758 bei dem Jubiläum der Jenaischen Universität von der theologischen Facultät derselben wegen seiner Gelehrsamkeit und seiner Verdienste um die Kirche zum Doctor der Theologie ehrenhalber promovirt worden war, starb er am 6. Juli 1760. — Verheirathet war er seit 1721 mit Charlotte Eleonore Schartow, Tochter eines preußischen Kriegscommissars zu Berlin, die er heimgeführt hatte, ehe er die Stelle in Nauen antrat.

Schriften von ihm sind in großer Zahl vorhanden; wissenschaftlich verdienen wohl seine Untersuchungen über den wahren Begriff der Freiheit des Willens (1730) und seine Widerlegungen Dippel's (1732 und 1733) die meiste Beachtung; ihre Titel lauten: „Versuch einer gründlichen Untersuchung, welches der wahre Begriff von der Freiheit des Willens sei? Darin nicht allein der wahre Begriff von der Freiheit aus dem Grunde hervorgesucht, entwickelt und behauptet, sondern auch der Einfluß desselben in die natürliche und geoffenbarte Moral und Theologie gezeigt, und insonderheit die Freiheit der Menschen mit der Vorsehung, auch gemeinen und besonderen Mitwirkung Gottes bei ihren freien Handlungen conciliiret wird." Berlin 1730. „Christianus Democritus autocatacritus d. i. der sich selbst verurtheilende Democritus oder schrift- und vernunftmäßige Widerlegung seines ganzen Lehrbegriffs von dem Mittleramte Jesu und der Ordnung des Heils". Berlin 1732. — „Fortgesetzte schrift- und vernunftmäßige Widerlegung des ganzen Lehrbegriffs Christiani Democriti vom Mittleramte Jesu und der Ordnung des Heils" (ebd. 1733). Seine eigene Auffassung vom Christenthum sprach er positiv außerdem in einigen darauf folgenden Schriften aus, so in dem Werke „Allgemeine Betrachtungen über die geoffenbarten göttlichen Geheimnisse der christlichen Religion überhaupt" (Hamb. 1737); „Die seligmachende Erkenntniß Gottes, in ausführlichen Betrachtungen über die christlichen Glaubenslehren" (ebd. 1737—1739); „Ordnung des Heiles, d. i. ein kurzer Entwurf der christlichen Glaubenslehre" (ebd. 1741). — „Denkmal der Liebe, dem nunmehr in Gott ruhenden Herrn F. G. Reinbeck gestiftet" (ebd. 1743), (worin besonders nicht bloß über Reinbeck's, des Berliner Propstes, Stellung zu Wolf, sondern auch über die von W. selbst zu diesem, ausführliche Nachrichten gegeben werden). Außerdem veröffentlichte W. eine große Anzahl von einzelnen Predigten und Predigtsammlungen, in jungen Jahren auch einige Schriften für den Jugendunterricht z. B. eine „Anweisung zur Arithmetik" (Halle 1721). — Eine vollständige Aufzählung seiner Schriften geben Meusel, Ernesti und Döring (siehe unten). Wagner's Bildniß befindet sich vor seinen oben erwähnten Schriften: „Versuch einer gründlichen Untersuchung, welches der wahre Begriff von der Freiheit des Willens sei" (Berlin 1730); und „Allgemeine Betrachtungen" u. s. w. (Hamb. 1737).

Zu vgl. Memoria Fried. Wagneri, auct. H. S. Reimaro. Hamb. 1760 fol. — Nova acta hist. eccl. Th. 12. S. 517 ff. — Schröckh in der Unpart. Kirchenhistorie Th. 4, S. 492—495. — Hirsching-Ernesti, Hist.-lit. Handbuch Bd. 15 (1812), S. 212—222 (recht ausführlich). — Meusel, Lexikon der . . . teutschen Schriftsteller Bd. 14, (1815), S. 315—319. — H. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands Bd. 4 (1835), 611—614.

P. Tschackert.

Wagner: Friedrich Ludwig W., hessischer Theolog und Schulmann, geboren am 22. Juli 1764 in Seeheim an der Bergstraße, † am 15. November 1835 in Darmstadt. Sohn eines lutherischen Pfarrers, verlor W. früh den Vater und erklomm mühsam unter drückenden Umständen die Bahn zum gleichfalls von ihm erwählten theologischen Berufe. Zum Besuche des Darmstädter Gymnasiums nahm ihn sein Oheim, der Hofglaser Wagner, ins Haus. Auf der Universität Gießen befreundete W. sich besonders mit Friedrich Heinrich Christian Schwarz (s. d.). Beide gehörten einer von W. gestifteten, regsamen litterarischen Gesellschaft an. Mit Schwarz zusammen bestand er 1785 die theologische Prüfung und trat 1786 als Hauslehrer bei einer Familie von Valentini in Hachenburg ein. Schon hier begann er, seine Muße litterarisch zu verwerthen, als Mitarbeiter an Schönebeck's „Rheinischen litterarischen Unterhaltungen“ und als Uebersetzer einer Biographie Buffon's. Im J. 1790 zum Lehrer an der Mädchenschule in Darmstadt ernannt, warf W. sich fortan mit Eifer auf Theorie und Praxis des Schulwesens; 1794 trat er als Lehrer ans Gymnasium über, ward 1802 Garnisonsprediger, 1803 daneben Hofbibliothekar, 1806 als Kirchen- und Schulrath (später Geheimer Kirchenrath) Mitglied der Landesbehörde für Kirchen- und Schulwesen, in der er als Examinator und wohlwollender Gönner junger Theologen, wie ganz besonders als begeisterter Förderer des Volksschulwesens neben seiner pfarramtlichen Thätigkeit rastlos wirkte. Voll Empfänglichkeit für alle neuen, fortschrittlichen Gedanken und Bestrebungen, brachte W. auch Pestalozzi warmes Interesse entgegen und verweilte bei diesem auf einer Schweizreise mehrere Wochen in Burgdorf. Die Keime mancher treibenden Ideen mögen damals in seinem Innern gelegt sein. Im Ganzen aber war W. ein echter Sohn des 18. Jahrhunderts und einer der begeistertsten, rückhaltlosesten, dabei aufrichtigsten und ehrenwerthesten Verfechter des s. g. Vulgärrationalismus. Man kann kaum eine bezeichnendere Probe dieser Sinnesart, namentlich auch in pädagogischer Hinsicht, aufweisen als seine unglaublich nüchternen, altklugen und oft geschmacklosen, dabei aber überaus ernst und gut gemeinten „Lehren der Weisheit und Tugend“, die bis zu seinem Tode bereits 16 starke Auflagen erlebt hatten und u. A. noch 1870 und 71 von gemeinnützigen Vereinen als Lazarettlectüre verbreitet wurden. Verdienstlichen Antheil nahm W. besonders auch an der Gründung des Lehrerseminars zu Friedberg (1817). Mitten im ruhigen und glücklichen Alter trafen 1835 den rüstigen Greis schwere häusliche Trauerfälle, besonders im Mai der Tod seiner Gattin, und erschütterten seine Lebenskraft, sodaß er im Spätherbste, gestärkt durch festen, fröhlichen Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit, seinem Siechthum erlag: viel betrauert im Kreise seiner gleichgesinnten Freunde und Anhänger, während er dem jüngeren theologischen Geschlechte durch nachdrückliches Eintreten für Aufklärung nach dem Sinne des absterbenden Zeitalters längst unbequem geworden war. — W. gab heraus: „Buffons Leben nebst dessen Theorie der Erde und Epochen der Natur. Aus dem Französischen“ (Frankfurt und Leipzig 1789); „Lehren der Weisheit und Tugend in Fabeln, Erzählungen und Liedern“ (Leipzig 1792, oft aufgelegt); „Handbuch der Jugend in Bürgerschulen“ (Frankfurt 1796, viele Auflagen); „Versuch eines faßlichen Gesammtunterrichts der Welt- und Völkergeschichte in ihrem periodisch-synchronistischen Zusammenhange auf einer neuen historischen Welttafel in 6 Blättern“ (Gießen 1806); „Frische Proben deutscher Dichtkunst aus dem 13. Jahrhunderte, oder Hugo von Trimberg und sein Werth“ (im Norddeutschen Merkur von 1808, 4 Stücke): „Ewiger Musenalmanach junger Germanen“ (Frankfurt 1806, 2. Aufl. 1808). In höherem Auftrage redigirte W. das hessische „Allgemeine evangelische Gesangbuch“ (Darmstadt 1811); außerdem gab er einige Predigten, geistliche Casualreden, liturgische Gebete u. s. w. in Druck.

Mit Schwarz in Heidelberg, d'Autel in Stuttgart, Schellenberg in Wiesbaden verband er sich zur Herausgabe der „Jahrbücher für Volksschulen" (Darmstadt 1820—30, 10 Bände).

Vgl. Hergang's Pädagog. Realencyklopädie und Allgemeine Schulzeitung (1836). Sander.

Wagner: Friedrich Wilhelm W., Philolog, geboren am 16. August 1814 zu Schlawa bei Gr. Glogau, † am 10. Juni 1857 in Breslau. Seine Eltern siedelten kurz nach seiner Geburt nach Breslau über; dort trat W. im J. 1824 in das Gymnasium zu St. Maria Magdalena ein, wo insbesondere der Unterricht des Prorectors Friedrich Kloßmann ihn ungemein anregte und ihm die Neigung zur Alterthumswissenschaft einflößte. Mit dem Zeugniß der Reife entlassen bezog er zu Ostern 1833 die Universität Breslau, um sich dem Studium der classischen Philologie zu widmen. Neben C. E. Chr. Schneider hörte er den mit jugendlichem Feuereifer damals in Breslau wirkenden Friedrich Ritschl und nahm zwei Jahre lang an den Uebungen des philologischen Seminars theil. Nach vierjährigem Studium erlangte er auf Grund der Dissertation Questionum de Ranis Aristophanis specimen I am 26. Juli 1837 die philosophische Doctorwürde. Kurz darauf, am 6. August desselben Jahres, bestand er das Examen pro facultate docendi und trat zu Michaelis 1837 das Probejahr am Magdalenen-Gymnasium an. Nach Ablauf desselben unterrichtete er noch ein halbes Jahr am Elisabet-Gymnasium, beschloß aber dann, da er die Neigung zu ausschließlich wissenschaftlicher Thätigkeit in sich fühlte, die akademische Laufbahn zu ergreifen und habilitirte sich im December 1838 als Privatdocent an der Universität Breslau mit der Schrift „de Euenis poetis elegiacis eorumque carminibus" (Vratislaviae 1838), die eine schwierige und bis heut noch nicht gelöste Frage der griechischen Litteraturgeschichte gründlich behandelt. In seinen Collegien las er theils über griechische Litteraturgeschichte, theils erklärte er einzelne Stücke des Aristophanes oder der Tragiker; einige Male las er über griechische Epigraphik, daneben hielt er regelmäßig Uebungen im Lateinschreiben ab. Bald nach seiner Habilitation verfaßte er einen „Grundriß der classischen Bibliographie" (1840), der ein ausgewähltes Verzeichniß der wichtigsten Ausgaben und Uebersetzungen der griechischen und römischen Schriftsteller und Erläuterungsschriften zu denselben enthält und den Studirenden der classischen Philologie das Studium erleichtern sollte, da die damals vorhandenen Bibliographien von Hoffmann und Schweigger diesem Zwecke nicht entsprachen. Im J. 1845 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor. In der damals üblichen Weise trat er sein Amt mit einer Abhandlung an „de Moschionis poetae tragici vita ac fabularum reliquiis" (Vratislaviae 1846). W. gab darin einen kleinen Ausschnitt aus seinem Haupt- und Lebenswerk, einer Sammlung der Fragmente der griechischen Tragiker mit Untersuchungen über den Inhalt der einzelnen Stücke. Er hatte zuerst nur die Absicht, die Bruchstücke der kleinen Tragiker zu sammeln, erkannte aber bald, daß ohne gründliche Durcharbeitung aller Stücke und Ueberreste der drei großen Tragiker, insbesondere des Euripides, eine fruchtbare Behandlung der übrigen Dichter, von denen nur Bruchstücke vorhanden sind, unausführbar sei. Daher ging er sogleich an die Sammlung der Fragmente der verlorenen Tragödien des Euripides und trug später auch die des Aeschylus und Sophokles nach. Das Werk erschien in 3 Bänden („Poetarum tragicorum graecorum fragmenta ed. Frid. Guil. W.", 1844—1852). Bd. I, der zuletzt erschien (1852), enthält die Fragmente der verlorenen Stücke des Aeschylus und Sophokles, Bd. II, mit dem das Werk eröffnet wurde (1844), die Fragmente des Euripides, Bd. III (1848) die Bruchstücke der übrigen Tragiker. Der Inhalt des 2. und 3. Bandes wurde in einer

zweiten Ausgabe in der Didot'schen Sammlung griechischer Schriftsteller (Paris 1846) wiederholt. Ein vierter Band sollte nach dem Plane des Verfassers eine Historia critica poetarum tragicorum graecorum nach dem Muster der Meineke'schen Historia critica poetarum comicorum bringen; die Ausführung dieser Absicht wurde jedoch durch seinen frühzeitigen Tod verhindert. So verdienstlich das Werk seiner Zeit war und so sehr auch der darauf verwandte Fleiß anerkannt werden muß, so wurde es doch bald überholt durch das gleichnamige Werk von A. Nauck (1856, 2. Auflage 1889), das auf sorgfältigerem Quellenstudium beruhte und in der kritischen Behandlung des Stoffes die Arbeit des Vorgängers bei weitem übertraf. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte sich W. hauptsächlich mit Plato. Er wurde für die von der Firma Wilh. Engelmann in Leipzig herausgegebene Sammlung von Plato's Werken (griechisch und deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerkungen) als Mitarbeiter gewonnen und gab in dieser Sammlung die Bändchen 15, 16, 17, 18, 20, 22, 23 und 24 (1853—1857) heraus, die den Timäus und Kritias, Parmenides, Gesetze und Epinomis, Theaetet, den Sophisten, den Staatsmann und Philebus enthalten. Die von W. bearbeiteten Bändchen zeichnen sich, wie ein Kritiker in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft (1855 S. 550 ff.) rühmend hervorhob, vor denen seiner Mitarbeiter an der Engelmannschen Sammlung vortheilhaft aus. Einzelne Stellen der von ihm bearbeiteten Dialoge behandelte er ausführlich in kleinen Aufsätzen in philologischen Zeitschriften (Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1855 und 1856 und N. Rhein. Museum Bd. XI, XII). Nach längerem körperlichen Leiden erlag er am 10. Juni 1857 einem Lungenschlag; er erreichte nur ein Alter von 43 Jahren.

Leopold Cohn.

Wagner: Friedrich W., Kupferstecher, geboren am 24. Mai 1803 zu Nürnberg, war nach dem Wunsche seines Vaters, des k. Stadtgerichtssecretärs W., anfänglich zur juridischen Laufbahn bestimmt, doch zog ihn seine Neigung zur Kunst; da der Knabe neben den Schulpreisen auch im Zeichnen alljährlich sich hervorthat, kam derselbe zu dem trefflichen Director A. Reindel, wo er ebenso im Zeichnen, wie im Radiren und Stechen die beste Leitung genoß, so daß W. schon um 1824 mit eigenen Grabstichelarbeiten (darunter eine Copie nach Desnoyer's „Belisar") sich hervorthat. Ueber München wagte sich der junge Künstler, obwol ohne Mittel und nur auf den momentanen Ertrag seiner Hand angewiesen, zur weiteren Ausbildung nach Paris, wo er 1827 auf 1828 verweilte und im Umgang mit den großen Meistern seines Faches und durch fortgesetztes Zeichnen nach den Modellen sich weiter förderte. Neben kleineren Stichen begann W. auch eine größere Platte nach Ary Scheffer, die aber bei mehrmaliger Unterbrechung nicht zur Vollendung kam. Zurückgekehrt nach Nürnberg lieferte er viele kleine Stiche für das „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen", für das damals vielbeliebte, zur Entwicklungsgeschichte der neueren Kunst heute noch lehrreiche „Frauentaschenbuch" und sechs Blätter nach Schuhmacher zu Ernst Schulze's „Bezauberten Rose". Dann übertrug ihm der Albrecht-Dürer-Verein den Stich von Guido Reni's „Johannes" und infolge dieser Arbeit bestellte das Bibliographische Institut eine Copie nach Rafael Morghen's großem Stiche des Lionardo'schen Abendmahlbildes. W. wählte, gleichsam als Vorstudie, nur die einzelne Christusfigur, welche als eigenes Blatt erschien, worauf nach sechsjährigem Mühen das ganze Werk erfolgte und zwar nicht als sklavische Copie nach Morghen, sondern durch Benutzung anderer Mittel, als eine ganz selbstständige Leistung, welche die weiteste Verbreitung, insbesondere nach England, fand. Auf einer Reise nach Italien zeichnete W. im Dogenpalast zu Venedig ein nach Albrecht Dürer benanntes „Ecce homo-Bild", und lieferte dann rasch

mehrere große Platten, welche den gereiften Stecher und feinfühligen Künstler bekunden, darunter im Auftrag des Albrecht-Dürer-Vereins das äußerst populär gewordene Bild Oppenheim's „Noah und seine Familie aus der Arche schauend, begrüßen die Friedenstaube" (1842), den „hl. Sebastian" nach Carlo Dolce (in der Galerie zu Pommersfelden), ferner als besondere Leistung das so berühmt gewordene Bildniß des Hieronymus Holzschuher von A. Dürer (mit der Dedication an den Kronprinz Maximilian von Baiern). Im Gegensatze dazu versuchte sich W. auch im Farbenstich und zwar mit dem „hl. Sebastian" nach Carlo Dolce und Riedel's „Sakontala", wofür er von dem König von Württemberg mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde. Zu einem für die Kunstgeschichte sehr bedeutsamen Werke „Nürnberger Bildhauerwerke des Mittelalters" (Nürnberg bei J. A. Stein 1847) lieferte W. die sechsunddreißig Blätter. Dazu kam die Darstellung des „Hochaltares in Blaubeuren" (nach Heideloff's Zeichnung, gestochen mit Walther) und eine meisterliche Reproduction von Sandrart's „Friedensfeier 1649", wofür W. von den Königen von Preußen und Schweden und dem Großherzog von Weimar goldene Medaillen erhielt. Zu diesen höchst achtenswerthen Leistungen kamen infolge einer nach Belgien, Holland und England 1848 unternommenen Reise, neue Bestellungen. In Antwerpen, wo der Vater seinen talentvollen Sohn Edmund (vgl. über denselben den Schluß dieses Artikels) zur weiteren Ausbildung zurückließ, schloß W. Freundschaft mit dem Director Baron G. Wappers; er zeichnete zwei Bilder desselben („Christoph Columbus" und „Die den Ausgang eines Gefechtes erwartenden belgischen Frauen"), ebenso ein im Besitze des Kaufmann Wuyts befindliches, angeblich Raphael benanntes „Madonnenbild". Auch in London erhielt W. neue Aufträge für „The Art-Journal", wofür er schon früher eine „Kirschenverkäuferin" nach C. Kreul gestochen hatte. Im J. 1849 begann W. den Stich der berühmten „Kreuzabnahme" nach Rubens (Galerie zu Antwerpen), welcher ihn mehrere Jahre vollauf beschäftigte und zu seinen besten Leistungen zählte. Das Blatt hatte auch später noch besonderen Erfolg: Im J. 1876 überließ der Künstler eine Anzahl Exemplare dem evangelischen Waisenhause zu München, welches dadurch eine Summe von 6000 Mark vereinnahmte! — Im J. 1852 übersiedelte W. nach dem Ableben seiner Gattin von Nürnberg nach Stuttgart, wo er für die „Schwäbischen Kunstdenkmale des Mittelalters" und den „Bilderatlas" zu Kugler's Kunstgeschichte arbeitete. Von 1855 verlegte W. seinen Aufenthalt bleibend nach München. Bis 1863 hatte dieser fleißige Künstler schon 260 Platten gestochen, dazu kamen noch die „Madonna della Tenda" und „Della casa Tempi" und der Kopf der „hl. Cäcilia" nach Raphael, eine „Albanesin" nach de Keyser, Dürer's eigenes Bildniß (Münchener Pinakothek), „Rubens und Elisabeth Brant", Wieland's Porträt nach Jagemann und eine Menge kleinerer Blätter nach älteren Meistern für den Manz'schen Verlag zu Regensburg, welche sich alle durch die Energie der Behandlung, classische Strichmanier bei malerischer Wirkung rühmlichst auszeichneten. Hochbetagt und in Ehren, auch durch Schließung einer zweiten Ehe beglückt, mehrere Jahre als Schriftführer der Münchener Künstlergenossenschaft thätig, erreichte W., unermüdlich in seiner Kunst, ein neidenswerthes Alter, bis er am 27. April 1876 aus dem Leben schied.

Vgl. Nagler 1851. XXI, 55. — Kunstvereins-Bericht f. 1876, S. 72. — Seubert 1879. III, 542.

Den einzigen wunden Punkt bildete der plötzliche Tod seines talentvollen Sohnes **Edmund** W. Geboren am 6. November 1830 zu Nürnberg, lernte derselbe schon frühzeitig an der Lateinschule, dem Hang zur Beobachtung

der Thierwelt folgend, zeichnen und malen, besuchte nach dem Wunsche des Vaters durch anderthalb Jahre die Akademie zu Antwerpen und ging dann nach England zum Studium von Landseer's Werken. Nach dem Tode seiner Mutter 1851 folgte er dem Vater nach Stuttgart und 1855 nach München. Er malte meist Jagdthiere und Hunde und gewann viele Anerkennung mit seinen durch Naturwahrheit wirkenden Gemälden. Am liebsten in Feld und Wald, gab er auch seinen Bildern vorherrschend die Empfindung und Stimmung, welche er in der Natur liebte. Als Gast seines Freundes, des Gutsherrn auf Beutenried (bei Gauting), ging W. am Morgen des 3. October 1859 nach gewohnter Weise zum Studienmalen, glitt am Saume des Waldes aus und sein losgehendes Gewehr gab ihm, die Kugel durch das Auge in das Gehirn sendend, einen schnellen Tod.

Vgl. Nr. 282 Allgemeine Zeitung vom 9. Oct. 1859. — Kunstvereins-Bericht f. 1859, S. 53. Hyac. Holland.

Wagner: Friedrich W., Schulmann und Stenograph, geboren in Hintergersdorf bei Tharandt am 9. Januar 1816, † in Dresden am 5. Juni 1894. Vorgebildet auf dem Seminar zu Friedrichstadt-Dresden wirkte W. als Lehrer in Chemnitz und Geringswalde, seit 1841 in Dresden, wo er von 1866 bis zu seiner Pensionirung 1883 verschiedenen Schulen nacheinander als Director vorstand. Im Winter 1848—49 machte er sich mit der Gabelsberger'schen Stenographie bekannt und widmete dieser von da an das lebhafteste Interesse. Die nachfolgende Erlernung des Stolze'schen Systems (1851) erweiterte seinen Gesichtskreis, ohne ihn von Gabelsberger's Schrift abzubringen. Als Frucht seiner Studien erschien 1852 das Büchlein „Gabelsberger oder Stolze?", worin er eine Vergleichung der beiden Systeme anstellte. Im Gegensatze zu späteren Autoren, die dasselbe Thema behandeln, zeigt sich W. in seiner Schrift maßvoll und ruhig, kann aber doch die Befangenheit des Parteistandpunktes nicht verleugnen. Jahrzehnte später hat W. den Gegenstand noch einmal von anderer Seite beleuchtet in Vorträgen „über den Einfluß der Stolze'schen Stenographie auf die Gabelsberger'sche". Seine Ansichten über Werth und Bedeutung der Stenographie waren übertrieben, er wollte die Kurzschrift in die Volksschule tragen, wozu sie weder geeignet noch bestimmt ist. Von diesem Standpunkte aus trat W. für eine Aenderung des Gabelsberger'schen Systems ein und stellte 1869 Thesen darüber auf, die bei seinen Systemgenossen so großen Widerspruch hervorriefen, daß er um des Friedens willen seine Ideen fallen ließ und sich immer mehr der Richtung anschloß, die der Fortbildung des Gabelsberger'schen Systems abgeneigt ist. Eine große Menge von Aufsätzen und Abhandlungen über stenographische Gegenstände ist im Laufe der Jahre aus Wagner's Feder geflossen. Von 1879 bis 1889 redigirte er die der Propaganda dienende Vierteljahrsschrift „Die Stenographie". Vielfach wurde W. als Vertreter stenographischer Körperschaften zu Ausschüssen und Bundestagen entsandt. Als die verschiedenen Gabelsberger'schen Vereinigungen Dresdens sich 1874 zu einem einzigen Vereine zusammenschlossen, trat W. an dessen Spitze und hat als Vorsitzender die meiste Anregung gegeben, die meiste Arbeit geleistet, bis ihn 1890 das Alter zur Niederlegung der Vereinsgeschäfte nöthigte. Schon 1886 hatte ihm sein Verein die Ehrenmitgliedschaft, 1887 das Stenographische Institut zu Dresden die Häpe-Denkmünze verliehen. Seine Verdienste um die Entwicklung des Dresdener Volksschulwesens waren 1883 durch das Ritterkreuz des kgl. sächs. Verdienstordens anerkannt worden.

E. Krumbein, Friedrich Wagner. Dresden 1894. Mitzschke.

Wagner: Gabriel W. (Realis de Vienna), zu Quedlinburg wahrscheinlich gegen 1665 geboren — weder Geburtsjahr noch Todesjahr sind festzustellen — hatte

viele Universitäten besucht, erwarb die Magisterwürde, hielt sich eine Zeit lang in Wien auf, flüchtete aber von da, nachdem er verhaftet worden war, aus welcher Ursache ist nicht bekannt, wobei es ihm beinahe ans Leben ging, und kam 1696 nach Hamburg. Hier bewarb er sich um die Professur der Poesie am Gymnasium, aber vergeblich und verwickelte sich in Streitigkeiten, als diese seine Bittschrift hinter seinem Rücken veröffentlicht worden war; auch wurde ihm die Herausgabe einer wöchentlichen Zeitschrift unter dem Titel „Vernunftübungen", die er begonnen hatte, untersagt, wahrscheinlich weil er darin einen zu selbstbewußten, auch gehässigen Ton angeschlagen hatte. Durch seine Heftigkeit und bissige Schreibart scheint er sich überhaupt geschadet zu haben, so daß er weder ein öffentliches Amt noch eine Professur, so weit ich nachkommen kann, erhielt, wiewol er sonst seiner Gelehrsamkeit und seines Scharfsinns wegen hoch geschätzt wurde. Brucker in seiner Historia crit. philos. V, S. 271 sagt: quo loco (Lipsiae) Michael Rhegenius et Gabriel Wagnerus Cartesium nostris commendare coeperunt pertracti eo nomine in controversiam cum Christ. Thomasio. Hiernach scheint W. auch in Leipzig sich aufgehalten zu haben, doch ist darüber nichts näheres zu finden: volle Abhängigkeit von Descartes geht aus seinen Schriften nicht hervor. In Verachtung der Metaphysik, die er „Dingerlehre" zu nennen liebte, hielt er die scholastischen Abstractionen für ganz nichtig, für bloße modificationes cerebri et cogitationum, und noch geringer schätzte er die bloßen termini der Logiker, sie seien nur modificationes oris et aëris; dagegen hielt er viel von Mathematik und Physik, die er eifrig trieb. Von seinen Schriften ist hervorzuheben: „Discursus et dubia in Christ. Thomasii introductionem in philosophiam aulicam", die 1691 zu Regensburg unter dem Pseudonym Realis de Vienna erschien, Realis, weil W. nur realia treiben wollte, de Vienna, um sich als zu dem Hause Oesterreich gehörend zu bezeichnen. Thomasius erkennt von diesem Werk selbst an, es zeige gute Fähigkeiten des Verfassers, nur lasse sich dieser von Haß und Liebe zu sehr bewegen, so daß die vernünftigen Gedanken zu wenig aufkämen. Unter demselben Pseudonym veröffentlichte W. noch: „Meditatio de gravitatis et cohaesionis causa", in den Ephemerid. naturae curios., und „Prüfung des Versuches Thomasii vom Wesen eines Geistes" (1707), wogegen ein sogenannter Jucundus de Laboribus 1709 und 1710 zu Halle „freye Gedanken" veröffentlichte. Die Buchstaben J. C. W. als Bezeichnung des Verfassers trägt die Schrift Wagner's: „Responsum philosophicum ad Thomasii quaestionem de definitione substantiae" (1693).

Jac. Frdr. Reimmanns Versuch einer Einleitung in die Historiam Literariam der Deutschen, III, 2, S. 110 ff. — Brucker, Kurze Fragmente der Philosophie VII, 543 und 550. — Zedler's Universal-Lexikon.

Heinze.

Wagner: Georg W. von Emmering († 1527) ist einer der ältesten Märtyrer der altevangelischen Gemeinden, die man Täufer nannte, in der Reformationszeit. Wir wissen über sein Geburtsjahr und über seine Vorbildung nichts; da ihm indessen für den Fall des Widerrufs eine geistliche Pfründe lebenslänglich zugesagt war, so ist es wahrscheinlich, daß er gelehrte Bildung genossen hat. W. hat die Taufe auf den Glauben in seinem Bekenntniß nicht gefordert, auch selbst offenbar nie empfangen, gleichwol aber ist sicher, daß er Mitglied jener Brüdergemeinden war, die im J. 1525 die Spättaufe unter sich einführten, die aber erwiesenermaßen schon vor dieser Einführung als religiöse Gemeinschaft bestanden. Die Artikel, um derentwillen er verhaftet, zu München in den Falkenthurm gesetzt (1526) und später verbrannt wurde, sind folgende: 1. Kein Priester habe die Macht, den Menschen Sünden zu vergeben. 2. Kein Mensch sei im Stande, Gott vom Himmel (in der Messe) herabzuziehen. 3. Gott sei nicht leiblich im Sacrament

des Altars vorhanden. 4. Die Wassertaufe habe nicht die Kraft, den Menschen selig zu machen. W. wurde, als seine Lehre bekannt wurde, ebenso wie andere „Wiedertäufer" — dieser im J. 1525 zu Zürich aufgekommene Sectenname hatte sich rasch in ganz Süddeutschland verbreitet — als „Ketzer" vor Gericht gestellt und weltliche wie geistliche Behörden — Herzog Wilhelm von Baiern selbst und sein Hofmeister haben ihn glaubwürdiger Nachricht zufolge im Gefängniß aufgesucht — gaben sich die größte Mühe, ihn zum Widerruf zu bewegen. Trotz aller Bekehrungsversuche blieb W. fest und wurde am Freitag nach Dorothea (8. Febr.) 1527 vor dem Rathhause zu München öffentlich verbrannt. Der Fall erregte durch die damit verknüpften Umstände in ganz Süddeutschland das größte Aufsehen und in Reim und Prosa ward die Kunde davon in Stadt und Land verbreitet. Alsbald nach der Hinrichtung erschien die Schrift: „Ein Seltzame wunderbarlich geschicht zu München in Beyerlandt diß Jars als man zelt 1526 (soll heißen 1527) am 8. Februarii fürgangen" (ein Exemplar in der Stadtbibliothek zu Zürich); bald darauf eine andere unter dem Titel: „Ein new warhafftig und wunderbarlich Geschicht oder Hystori von Jörgen Wagner zu München in Bayern als eyn Ketzer verbrandt im J. 1527" (3 Bl. 4° o. O.). Gleichzeitig erschien ein Lied, das die Leidensgeschichte erzählte, in 29 Strophen. Auch handschriftlich wurde der Vorgang unter den „heimlichen Gemeinden" verbreitet und es hat sich ein solcher Tractat, der den Titel führt „Ein Bekendtnuß J. W., den man zu München verbrannt hat um 4 Artikel wegen" erhalten (Sammlung des Hofraths Jos. Beck in Wien); auch ein weiteres Lied ist handschriftlich erhalten. Ein Brief Georg Wagner's an Michael Hainzmann findet sich im Bd. X, S. 145 der Vadianschen Correspondenz in der Bibliothek des Hist. Vereins zu St. Gallen.

Til. v. Braght, Het bloedig Tooneel of Martelaers-Spiegel der Doopsgesinde. Amst. 1685 II, 4. — Crispinus, Actiones et monumenta Martyrum eorum, qui a Wiclefo et Husso veritatem evang. . . obsignarunt. 1560, p. 53 ff. — Sleidanus, Comm. de Statu relig. et reipubl. etc., p. 175. — V. A. Winter, Gesch. d. baierischen Wiedertäufer. München 1809, S. 42 ff. — Beck, Die Geschichtsbücher der Wiedertäufer. Wien 1883, S. 22 ff. — Wackernagel, Kirchenlied III, 455. — Meshovius, Hist. Anabapt. 1617, S. 63. Ludwig Keller.

Wagner: Georg Josef W., Jurist, geboren zu Heiligenstadt im mainzischen Eichsfelde am 9. Januar 1684, † zu Fulda im J. 1752. Er erhielt die Vorbildung an den Schulen seiner Vaterstadt, wandte sich dem Berufe des Vaters, welcher Geheimschreiber beim Oberlandgerichte war, folgend der Rechtswissenschaft zu, anfänglich in Erfurt, wo er 1706 lic. iuris wurde, sodann in Mainz, wo er 1707 die juristische Doctorwürde erwarb. Im selben Jahre (16. August) erhielt er hier als Nachfolger von Raimund Penz die Professur des bürgerlichen Rechts, war seit 1709 auch Syndikus der oberrheinischen Ritterschaft, 1714 Rector der Universität, 1718 Hofgerichtsrath, zuletzt seit 1729 Kanzler in Fulda. Er verfaßte eine große Zahl von Dissertationen, ließ eine Reihe unter seiner Anleitung abfassen und vertheidigen, aus dem Gebiete des Civil-, Kirchen-, Proceß- und Staatsrechts, welche fast ausnahmslos fleißige und Fragen des positiven Rechts für das praktische Bedürfniß gut behandelnde Arbeiten sind.

Waldmann, Biogr. Nachr., S. 9 ff., der 22 Abhandlungen anführt. v. Schulte.

Wagner: Gottlieb Friedrich W., Dialektschriftsteller. Geboren am 3. November 1774 als Schulmeisterssohn zu Reusten im württembergischen Oberamt Herrenberg, ergriff er den Beruf seines Vaters und wurde 1796

Schulmeister, seit 1818 zugleich Schultheiß in dem nur wenige Stunden von seiner Heimath entfernten Maichingen bei Böblingen; er starb am 14. Februar 1839. — W. ist, alles zusammengenommen, der bedeutendste, jedenfalls der befriedigendste unter den nicht ganz wenigen schwäbischen Dialektschriftstellern. Er kennt das Volk der Gegend, in der er zeitlebens gewirkt hat, um so genauer, als seine beiden Aemter ihn in die mannichfaltigste Berührung damit gebracht haben werden; er stellt streng realistisch dar, ohne Caricatur, aber auch ohne die mindeste Schönfärberei; obwol seine Werke den ausgesprochenen Zweck haben, zugleich zu belehren, so ist doch die Objectivität der Schilderung dadurch niemals beeinträchtigt worden; ohne daß ein derbes Wort gemieden wäre, wo es durch die Situation gefordert ist, zeigt sich doch niemals eine Spur von jenem Cynismus, der die Gedichte seines Zeitgenossen Weitzmann populär gemacht hat. Außer ein paar unbedeutenderen scherzhaften Erzeugnissen und der satirischen Schilderung „Madame Justitia im Guckkasten“ sind Wagner's sämmtliche Schriften, und zwar gerade die, denen er seinen Ruf verdankt, Lustspiele in Prosa. Am bekanntesten wurde „Die Schulmeisters-Wahl zu Blindheim“ (1824, Neudruck 1880) mit der Fortsetzung „Ernennung und Heyrath des Schulmeisters zu Blindheim“ (1825, Neudruck 1880); neben diese ausgezeichneten Gemälde des politisch-socialen Lebens lassen sich die zwei minder bekannten stellen „Die Repräsentanten-Wahl zu Dipplisburg“ (1826) und „Die Schultheißen-Wahl zu Blindheim“ (1840, wol erst aus dem Nachlaß, erschienen). Nicht minder gelungene Bilder des Familienlebens geben das Stück „Der Handstreich bis auf Spitz und Knopf“ (1827, Neudruck 1886) und dessen Fortsetzung „Es giebt doch noch eine Hochzeit“ (desgl.). Bewundernswürdig ist an Wagner's Stücken neben der sachlichen Vortrefflichkeit der Schilderung, die stets den Nagel auf den Kopf trifft, auch die Handhabung der Mundart; W. gehört zu den ganz wenigen Schwaben, welche ihre Mundart vollkommen fehlerfrei und idiomatisch zu schreiben im Stand gewesen sind.

Siehe meine Beiträge zur Litteraturgeschichte Schwabens, S. 226—229.

Hermann Fischer.

Wagner: Gregorius W., Schulmann und Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Um 1512 zu Rössel in Preußen geboren, erlernte er anfangs das Schuhmacherhandwerk, wanderte dann aber 1530 nach der Universität Frankfurt a. O., wo er sich mit Hülfe seines Stiefbruders, des dort angestellten Professors Jodokus Willich, den humanistischen Studien widmete. Nachdem er die Magisterwürde erlangt, wurde er (vor 1538) als Rector an die Berliner Nikolaischule berufen Darauf (vor 1547) kehrte er an die Frankfurter Universität zurück, wo er philologische Vorlesungen hielt und den Terenzcommentar seines Stiefbruders (Frankfurt 1550 u. ö.) herausgab. Daneben trieb er theologische Studien und wurde zum Doctor der Theologie promovirt. 1555 folgte er einem Rufe an die Katharinenkirche zu Danzig und starb dort 1559. — Als deutscher Dichter trat W. 1547 mit einer Uebersetzung von Reuchlin's vielgelesenen Scenica progymnasmata hervor, die er zur Hochzeit eines mit ihm verwandten Frankfurter Rathsherren Servatius Radtman aufführte und unter dem Titel: „Ein hübsche Deutsche Comedi, die da leret das Vntrew seinen eigen Herrn schlecht“ (Frankfurt a. O. 1547) drucken ließ. Er giebt darin seine Vorlage in freier Weise und in recht geläufigem, wenn auch trockenem Ausdruck wieder. Die rasche, aus wenigen Worten bestehende Wechselrede vermag er freilich nicht nachzuahmen; jeder Sprechende muß wenigstens ein volles Verspaar hintereinander sprechen. Die fremdartigen Personennamen ersetzt er zumeist durch deutsche: Henno durch Heintz, Dromo durch Rompelt, Abra durch Käthe; aus dem Tuchhändler Danista macht er einen „argen Jüden“ Schalmach.

Die Eintheilung in Acte und Scenen (hier Handlung und Unterscheid genannt) behält er bei, doch läßt er statt der Chorlieder jedem Acte eine breite „Lehre" folgen, in der er neben der Bibel, Homer und Pythagoras auch zwei orientalische Fabeln aus den Beispielen der alten Weisen (S. 31 und 35 in Holland's Ausgabe) anführt. Seine Verstechnik ist unbeholfen; um die Achtzahl der Silben herzustellen, gestattet sich W. gewaltsame Verkürzungen wie „kein blutign Hellr"; „auffn Abend widr", „abglogn", „gutr". Seine Reime sind dagegen sorgfältig; das Kunstmittel der Reimbrechung kennt er nicht. Daß W., wie Holstein annimmt, den auf demselben Stücke Reuchlin's beruhenden Henno des Hans Sachs (1531) gekannt habe, ist unwahrscheinlich, da er nirgends in den Reimen oder in auffallenden Ausdrücken (wie IV, 1 Ein Mensch dreyer buchstaben scharff = trilittere, oder in den derben Ausdrücken der Bauern am Schlusse) mit ihm übereinstimmt. Dagegen mag er die kurz zuvor erschienene Verdeutschung des Nürnberger Rechenmeisters Joh. Betz (Ein Comedi, die sich mit dem Sprichwort vergleicht, so gesagt wirt: Ein betrug betreugt den andern, 1546) gesehen haben und dadurch in der Fassung des Titels beeinflußt worden sein. — Außerdem sind von W. noch 100 Verse „vom zötlichten Hosenteuffel" erhalten, die sein berühmter Frankfurter College Andreas Musculus 1555 als Einleitung seiner gleichnamigen Schrift wider die Mode der Pluderhosen (Neudruck von Osborn 1894) abdrucken ließ. Er führt darin Citate aus der Bibel und den Kirchenvätern wider den Kleiderluxus ins Feld, der die Menschen von den Ziegenfellen zur Wolle, Leinwand, Seide, zu Perlen- und Goldschmuck und endlich zu den „lardumpschen Hosen" gebracht habe, deren „Schnitt" (Schlitze) wie Feuerflammen flinken" (funkeln).

Goedeke, Grundriß[2] 2, 393. 480. — Becmann, Notitia universitatis Francofurtensis, 1706, S. 226. — Küster, Altes und neues Berlin 1, 258 b (1737). — Ephr. Prätorius, Danziger Lehrer Gedächtnis, 1713, S. 6. — Friedländer, Matrikel der Univ. Frankfurt 1, 68 b. — Holstein, Reuchlins Komödien, 1888, S. 81. — Hofmeister und Bolte, Niederdeutsches Korrespondenzblatt 13, 1 und 29. — Osborn, Die Teufellitteratur, 1893, S. 102.

J. Bolte.

Wagner: Heinrich Leopold W., Dramatiker der Sturm- und Drangzeit, wurde am 19. Februar 1747 in Straßburg als ältester Sohn eines schlichten Kaufmanns geboren und in seiner Vaterstadt erzogen, wo er auch die juristischen Studien durchmachte; ohne inneren Beruf, da er schon von den Knabenjahren und ihrem sogar der hohen Tragödie Frankreichs zugewandten Liebhabertheater her lebhafte litterarische Neigungen hatte, die er im Kreise Salzmann's pflegte, noch ohne nähere Beziehungen zu Goethe. Ueble Vermögensverhältnisse nöthigten ihn 1772 zu Bewerbungen um eine Informatorstelle, im nächsten Februar wurde er Hauslehrer bei Günderrodes in Saarbrücken, mußte aber im Mai 1774 seine geschäftige Theilnahme an den Wirren der Familie, vielleicht auch durch dreiste Aeußerungen über Stadt und Hof compromittirt, mit einer vom Fürsten verfügten Ausweisung büßen, versuchte sich dann als Pädagog und Litterat in Gießen und seit dem Herbst 1774 in Frankfurt, wo er mit Goethe verkehrte, die Gunst der Frau Rath gewann und nach und nach Klinger, Merck, Boie, Klopstock, den Maler Müller, Kayser, Miller, Claudius kennen lernte, auch mit Schubart Briefe wechselte. Er betheiligte sich an Deinet's Frankfurter gelehrten Anzeigen, die längst nicht mehr auf der Höhe des genialen ersten Jahrgangs standen. Dramatiker und Dramaturg, vertrauter Freund Großmann's, lieferte er der Seyler'schen Truppe mancherlei oberflächliche Gelegenheitsdichtungen und widmete ihrem zweimonatlichen Gastspiel 1777 eine die ästhetischen Grundsätze des Sturms und Drangs ohne Wucht und eigene Gedanken vertretende

Folge von „Briefen", wie er früher auf Goethe's Wunsch Mercier's radicales, regelloses Buch Du théâtre ou nouvel essai sur l'art dramatique übersetzt hatte. Dieser „Neue Versuch" erschien 1776 „mit einem Anhang aus Goethes Brieftasche", der die Abhandlung über Falconet, die Wallfahrt nach Erwin's Grabe und fünf Künstlerlieder enthielt. Des Erwerbs halber hat W. unter anderm auch Montesquieu's „Tempel von Knidos" und Lamberg's „Tagebuch eines Weltmannes" verdeutscht. 1775 scheint seine Lage besonders kümmerlich gewesen zu sein: verschuldet zog er sich nach Höchst zurück und besuchte nur insgeheim das Klinger'sche Haus; ein haltloses Gerücht zeigt ihn sogar früher als Grenadier in Magdeburg. Um sich in den Hafen eines sicheren Berufs zu retten, verbrachte er den Sommer 1776 in Straßburg, wo er der deutschen Gesellschaft des jüngeren Salzmann als eifriger Gast angehörte, und erwarb am 28. August mit einer Dissertation De aurea bulla den Doctorgrad. Einen Monat später wurde er Advocat und Bürger in Frankfurt und heirathete im October eine ältliche Wittwe, die schon im Mai 1778 starb. Von ihm selbst schreibt Frau Rath, der gute Wagner sei so ausgezehrt, daß man nur Haut und Knochen sehe. Am 4. März 1779 ist er der Krankheit, es war wohl die Schwindsucht, erlegen. Lang und hager nennt ihn Goethe. Das einzige Bild, eine Silhouette, hat Könnecke in seinem trefflichen Bilderatlas (danach Heinemann) veröffentlicht.

Wagner's Bedeutung liegt auf dem dramatischen Gebiet. Ganz ungenießbar ist sein breitspuriger, episodenreicher, zum Theil sehr roher Romantorso „Leben und Tod Sebastian Sillig's" von 1776, eine böse Nachahmung Smollet's und Sterne's, die Geschichte eines Nasciturus. Seine zerstreuten Lyrika sind schwache Nachzügler der Anakreontik, wie er sich denn in Saarbrücken als geschworenen Verehrer Wieland's vorstellt, untermischt mit derberer sinnlicher Contrebande, die ihm schon bei der Straßburger Censur Verweigerung des Imprimatur eintrug, und mit leeren elegischen Stücklein. Boie und Wieland wiesen ihn ab. Er leire erbärmlich, sagte die Tageskritik. Burleske Romanzen, aufklärerische Schnurren, lüsterne Contes et nouvelles en vers gab er 1774 als „Confiskable Erzählungen" in Gießen mit einer ironischen Widmung an die verrufene Wiener Censur heraus. „Zum Aushöhnen ist er geboren", heißt es von W. in einem mißgünstigen Briefe. Er hatte das Zeug, vordringlichen Gesellen wie dem Theatermacher Möller tüchtig die Finger zu klopfen, und erregte im Februar 1775, als das Wertherfieber umlief und alle Welt über die unerschöpfliche Gabe des Vorjahres preisend oder krittelnd, andächtig oder warnend hin und her sprach und schrieb, als Goethe Nicolai's Parodie, dies „Berliner Hundezeug", aufs Korn nahm, großes Aufsehen durch eine anonyme dramatische Satire „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten", in Frankfurt gedruckt (andere Verlagsorte sind nur mit der Handpresse an die Stelle gesetzt), auch nachgedruckt, der wichtigen Sammlung „Rheinischer Most" (von W. selbst?) einverleibt. Prometheus ist der Prometheusdichter und Menschenbildner Goethe, der den Knaben Deukalion-Werther aus der Werkstatt entläßt und unter der Bedingung, seinen Urhebernamen zu verschweigen, dem Papagei, will sagen: dem indiscreten Buchhändler Weygand in Leipzig, anvertraut. W. hatte nämlich den lustigen Einfall, die meisten Recensenten in Thiermasken vorzuführen und statt der Personennamen immer die Bildchen über die Verse zu setzen: „Glaubs soll der Kasten Noä seyn, Stehen allerhand Thiere dreyn", spaßt Bretschneider in seiner Anzeige des „Rheinischen Mosts". Also Deinet kommt als Gans, Göze als Esel, Nicolai als Orangutang, Wittenberg als kopfloser Reichspostreiter, Eule und Frösche deuten auf Claudius; aber die Götter bleiben Götter: Jacobi's „Miß Iris", Wieland's Mercur, wie ihn Goethes Puppenspiel belacht hatte: „Guck Sie, in vollem Schuß Kommt herbei Mercurius". Unter den mimischen Spötteleien

über die Werther-Kritiken findet sich nun auch eine Anspielung auf die „Mainzer Reis“ der Weimarischen Prinzen und auf den neuen Frieden zwischen Goethe und dem Opfer von „Götter, Helden und Wieland“. Diese Tactlosigkeit vor allem veranlaßte Goethe, am 9. April eine scharfe gedruckte Erklärung zu versenden: „Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken lassen, ohne mein Zuthun, ohne mein Wissen“ und so weiter mit nachdrücklicher, auch in „Dichtung und Wahrheit“ fortklingender Betheuerung, aber dem Hinweis auf die geschickte Nachahmung seiner scherzhaften Manier und die Kenntniß mancher Anekdoten. Diese Erklärung hat begreiflicher Weise damals nicht alle überzeugt; auch Wieland nicht. Daß jedoch heute, mit Hülfe des von mir im entgegengesetzten Sinn aufgebrachten Materials, Goethes Verfasserschaft noch behauptet werden kann, ist allerdings unbegreiflich. W. heißt bei Klinger's „der Prommedeiß“; er nennt sich selbst (wie er sich zu einer Parodie von Goethes „Unverschämtem Gast“ bekennt) brieflich den „Verfasser des P.“; Miller schreibt am 17. August 1775 an Voß: „In Frankfurt ward W. mein Freund; er ist ohne allen Zweifel Verfasser des P.“; Klinger meldet Boie den 30. Januar 1776 dasselbe, beifügend, er sei dabei gewesen, als der Handel sich aufklärte. Die ergetzliche Farce hat nach Form und Gehalt keinen Goethischen Stempel. Auch würde G. sich weder als Prometheus in Scene gesetzt, noch die „Mainzer Reis“ ironisch gegen Wieland (vgl. auch Joh. Fahlmer's Friedensbotschaft vom Mai 1774, Goethe-Jahrbuch 2,378) ausgespielt haben. Und Hanswursts Epilog im Elsässer Ditsch deutet schließlich offen auf den Straßburger. Tactlos, aber nicht unwitzig hat W. zuletzt 1778 Voltaire's letzten Pariser Aufenthalt, die Darstellung der „Irene“, die Zerpflückung seines Ruhms durch den Genius des neunzehnten Jahrhunderts und seinen Tod in langen Monologen und in komischen Scenen zwischen dem allen jungen deutschen Genies verhaßten Greis und seiner — Amme durchgehechelt: „Voltaire am Abend seiner Apotheose“.

Als Dramatiker verfolgte W. die bürgerliche Richtung, anfangs von Frankreich ausgehend, indem er 1775 Mercier's gemüthliches Rührstück La brouette du vinaigrier mit der lang beliebten Hauptrolle des alten Dominik verdeutschte und eine Anekdote aus Montesquieu's Leben in der „simplen Familienscene“ „Der wohlthätige Unbekannte“ bearbeitete, diesen bescheidenen Erstling auch selbst ins Französische übertrug. Aber dieselbe Ostermesse brachte sein sechsactiges bürgerliches Trauerspiel „Die Reue nach der That“, einen unreifen, doch in volksthümlicher Genrehaftigkeit vielversprechenden Versuch auf der Bahn, die zu „Kabale und Liebe“ emporführt. Ein Wiener Ereigniß liegt zu Grunde. Theatergerecht, ohne Lenzens und Klinger's kraftgeniale Willkür aufgebaut, schleppt dies Stück noch viele direct belehrende Tendenzen mit fort, ergeht sich in pädagogischen, rührsamen, auch judenfreundlichen Episoden, mengt sentimentale Reden, mundartliche Elemente und wahnwitzige Ausbrüche unter einander, zeigt seine Halbheit durch Schmeicheleien an den österreichischen Hof und durch das zaghafte Ungeschick, das keinen machtvollen Familienstolz, sondern den dummen Starrsinn einer dem höheren Bürgerthum angehörigen Mutter gegen die Verbindung ihres Sohnes mit der Tochter eines Kutschers aufruft, um eine so gebrechliche Handlung zu carikirten Rasereien und tödtlichen Katastrophen hinaufzuschrauben. Immerhin trennt sich W. entschlossen von der rührseligen Abschwächungsmanier damaliger Theaterdichter, und wenn seine Justizräthin erst eine Gans, dann eine abgeschmackte Furie ist, wenn sein Assessor aus Mattherzigkeit in Tobsucht umschlägt und in den Liebesscenen nur einzelne Züge erfreuen — der Kutscher Walz, den Schröder meisterlich spielte, kreuzbrav, liebreich, humorvoll, mit elsässischer, nicht wienerischer Landskraft der Sprache ausgestattet, behauptet einen guten

Platz unter den bürgerlichen Vätern des deutschen Dramas und zeigt, in welchem Kreise Wagner's Begabung auf frisches Gelingen rechnen durfte. Er schritt denn auch fort, wieder ohne Lenzische Sprünge seine ungewöhnlichen sechs Acte hindurch eine klare Bühnentechnik bedenkend, aber neben sentimentalen und lehrhaften Gaben dem Publicum als beherzter Neuerer volle Ladungen des Naturalismus zumuthend, und brachte im September 1776 anonym „Die Kindermörderinn, ein Trauerspiel" zu Markte, das er im Frühjahr beendet und am 18. Juli, vielleicht ohne den ersten Act, mit Erfolg den Straßburger Genossen vorgelesen hatte. Der Kindesmord hat vielen Dramen, Gedichten, Romanen, Aufsätzen der Geniezeit als dankbares Thema gedient. W. kannte Goethe's Gretchentragödie und benutzte Motive des ungedruckten Urfaust in einem ganz andern Stil, ohne den noch in „Dichtung und Wahrheit" erhobenen Vorwurf des Wegschnappens oder Gedankenraubs zu verdienen. „Der Schauplatz ist in Straßburg; die Handlung währt neun Monat", heißt es cynisch genug auf dem Titelblatt. Das Stück gründet sich nicht bloß auf litterarische Anregung und freie Erfindung in einem beliebten, fruchtbaren Motivgebiete, sondern benutzt auch gewisse Straßburger Zustände und Vorfälle, von denen Einiges durch Froitzheim's Spüreifer aufgeklärt worden ist. Der Nachweis freilich, woher W., Lenz (im „Hofmeister") und Goethe ihre Frau Martha haben, ist noch nicht gelungen, aber, von manchen Localitäten und treu bezeichneten Personen abgesehen, beruht die Geschichte des Muttermörders im Schlußact auf einem Ereigniß aus dem Januar 1773, und im Januar 1776 ist nach langen Vorverhandlungen die Tochter des angesehenen Metzgers Leypold wegen „Suppression" zum Tode verurtheilt, doch zu Gefängniß begnadigt worden. Man darf das so wenig übersehen wie die Bedeutung dieses Anlasses für unser Drama überschätzen, das, im Hause eines Straßburger Metzgers Humbrecht (der Name wohl nach dem eines Fleischers Humbert) angesiedelt, mit den Thatsachen viel weniger gemein hat, als Lenzens Straßburger Tendenzkomödie „Die Soldaten" mit den Kleist-Fibichschen Händeln. Der Realist W. packt rücksichtslos ein crasses Thema aus dem niedern Bürgerthum an, wagt sich anfangs in eine schmutzige Sphäre, spricht allen Geschmäcklern zum Trotz das Brutale brutal aus, läßt mit sicherer Herrschaft den Leuten aus dem Volk ihre ungeschminkte Weise der Rede und Gebärde, dem Dienstmädchen, der Wäscherin, den Faustämmern die volle elsässische Mundart und greift dergestalt manchen Bestrebungen neuester junger Dichter vor. Daß er die einleitenden Scenen im bordellmäßigen Wirthshaus sehr lebendig entfaltet habe, muß auch der entrüstete Gegner eines solchen Naturalismus zugestehn. Das Criminalistische des ältern bürgerlichen Trauerspiels hat W. nicht überwunden, bei dem an der Spitze statt eines verhängnißvollen Liebesrausches die Betäubung der Mutter und die Schändung der Tochter, am Ende der Kindesmord auf offener Scene und die Polizei erscheint. Auch die herkömmliche Intrigue eines teuflischen falschen Freundes wirkt bei ihm trotz Goethes Carlos fort: ohne die geheimen Ränke Hasenpoth's könnte Alles noch gut werden, denn der Lieutenant v. Gröningseck soll, obwol er halbtrunken jenes Verbrechen begangen hat, nur ein reuiger Schwächling sein. Das lehrhafte Element vertritt hier ein junger protestantischer Theolog, der mit Humbrechts verwandte Magister. Den großen Schritt aus der tendenziösen Verführungsschilderei in die neue Leidenschaft von „Kabale und Liebe" sehen wir hier noch nicht gethan, aber das arme schwärmerische Evchen erinnert mehr an Luise Millerin als ihr Partner an Ferdinand. W. erläßt uns nun keine Qual des Opfers: wie sie unter beziehungsvollen Worten des nichts ahnenden Vaters zusammenfährt, der Geburt entgegenbangt, durch Hasenpoth's Lügen jeder Hoffnung beraubt wird, in der Kirche beim üblichen Verlesen des Kindesmordsedictes ohnmächtig hinsinkt, dann zu einer Waschfrau

flüchtet, nach der Niederkunft den Tod ihrer Mutter erfährt und wahnsinnig dem Kind eine Nadel in die Schläfe bohrt. Hat W. in diesen Scenen weder matten Wortreichthum noch wüste Verzerrung gemieden, so ist ihm in der Gestalt des Metzgers Humbrecht eine ungemein kräftige, hie und da vielleicht allzu derbe, aus Härte und Liebe gemischte, mit stolzem Selbstgefühl und urwüchsigem Volkshumor ausgestattete und phrasenlos an echt bürgerliches Pathos heranreichende Schöpfung geglückt. Dieser Straßburger Metzger ist kein unwürdiger Vorfahr des größten aller bürgerlichen Väter, Schiller's Musikus Miller. „Die Kindermörderin“ wurde von Karl G. Lessing, der sie wie andere Leser für ein Werk Lenzens nahm, unter allerlei meist schalen Milderungen und unnützer neuer Exposition für Döbbelin umgearbeitet und 1777 gedruckt, aber auch so nicht „vor ehrlichen Leuten vorstellbar“. Schlosser trat lebhaft für W. ein. Dieser wies den unberufenen Berliner leider nicht bloß in einer heftigen Recension zurück, sondern ließ sich durch den Aerger und durch den Wunsch, sein Trauerspiel bühnenfähig zu machen, zu einer eigenen Verballhornung ohne den Bordellact und mit „glücklichem“, dramaturgisch betrachtet sehr unglücklichem Ausgang verleiten: „Evchen Humbrecht, oder ihr Mütter merkts Euch! ein Schauspiel in fünf Aufzügen“. Diese heillose Tragikomödie gab W. 1779 in den Dalberg gewidmeten „Theaterstücken“ heraus, zusammen mit seiner für Seyler frei und roh, nach Warburton's Text und unter Benutzung Wieland's und Eschenburg's angefertigten Uebersetzung des „Macbeth“, dessen Leidensweg durch Deutschland Köster (Schiller als Dramaturg 1891; über W. vgl. S. 298 und 302) dargestellt hat.

Heinrich Leopold W. ist mehrfach mit dem Marburger, später Mainzer Dichterling und Sammler, dem gleichalterigen Advocaten Henrich (Leopold?) Wagner (1747—1814) verwechselt worden, wogegen er selbst öffentlich grob protestirte. Goedeke[2] 4, 308; meine Monographie S. 28 f.

Erich Schmidt, H. L. Wagner, Goethe's Jugendgenosse, 2. Aufl. Jena 1879. — Froitzheim, Goethe und H. L. Wagner, Straßburg 1889. — Sauer, Stürmer und Dränger, Bd. II. Alle Litteratur ist in Goedeke's Grundriß[2] 4, 304—308 verzeichnet, auch die Neudrucke des „Prometheus“, des „Voltaire“, der „Kindermörderin“ und kleinerer Poesien.

Erich Schmidt.

Wagner: Joachim W., berühmter Orgelbauer zu Berlin, geboren zu Carow bei Genthin, wo der Vater Pastor war, kam im J. 1719 nach Berlin, wo er sich um eine „Concession über das Orgelbauen“ bewarb. Der auf Befehl der Minister d. d. 7. November deff. J. vom Magistrat hierauf erstattete Bericht muß günstig ausgefallen und W. mit der Concession begnadigt worden sein, denn wir sehen ihn sogleich mit dem Bau eines großen Werkes beschäftigt. Zum Bau einer neuen Orgel in der Marienkirche zu Berlin hatte die Wittwe Stiller, geb. Betz 1500 Thlr. gestiftet und am 28. Nov. 1719 wurde mit W. ein Contract zur Ausführung des Werkes abgeschlossen, nach welchem er die Orgel für 2000 Thlr. zu bauen versprach. Im Frühjahr 1723 war sie vollendet und es ward am 12. Mai desselben Jahres bei der Abnahme anerkannt, daß alles „gut und tüchtig gemachet sei.“ — Als im J. 1800 der Abt Vogler nach Berlin kam und sein Simplificationssystem einführen wollte (s. o. S. 174), ging der damalige Organist von S. Marien Seidel darauf ein und es wurden von den 2556 Pfeifen der Wagner'schen Orgel 1555 Pfeifen herausgenommen. 1829 ist indessen die Orgel wieder hergestellt und neuerdings ist das herrliche Werk in sachkundigster Weise gänzlich renovirt worden. — Außer der Marienkirchenorgel hat W. in Berlin und Umgegend noch viele andere Orgeln erbaut, nämlich die alte Orgel in der Garnisonkirche zu Potsdam (1723), welche 1730 von König

Friedrich Wilhelm I. der Jerusalemer Kirche in Berlin geschenkt wurde, die berühmte durch mechanische Kunstwerke und Ausschmückungen ausgezeichnete Orgel in der Garnisonkirche zu Berlin mit 3220 Pfeifen (1725), die Orgel in S. Georgen (1727), die alte Orgel auf dem Friedrichs-Werder, die Orgeln in der Parochialkirche (1730—1731) für 2130 Thlr., in der französischen Kirche in der Klosterstraße und im Friedrichs-Hospital; endlich sind noch die neue Orgel in der Garnisonkirche zu Potsdam und die in der Kirche zu Cottbus zu nennen. Wo W. seine Orgelbaustudien gemacht hat, ist leider nicht mehr zu ermitteln. Aus der Aehnlichkeit inbezug auf Disposition und Intonation der Orgelstimmen mit denen der Silbermannschen Orgeln (A. D. B. XXXIV, 310 ff.) geht hervor, daß beide bei demselben Meister gelernt haben. Die Intonation ist, wie es damals allgemein gebräuchlich war, auf glattem Kern erfolgt, und nicht wie jetzt üblich, auf gestochenem Kern. W. verdient neben Silbermann genannt zu werden, und ist nur deshalb weniger berühmt geworden, weil er unter ungünstigeren Verhältnissen arbeitete und seine Werke nicht die sorgfältige Pflege und Behütung erfuhren, wie die Dresdener Orgeln. — Die vorstehenden Angaben beruhen zum Theil wörtlich auf Mittheilungen des jetzigen Organisten der Marienkirchenorgel, des Musikdirectors Otto Dienel, eines der ersten lebenden Orgelspieler.

v. Ledebur, Tonkünstlerlexikon Berlins 1861, (der ihn Joh. Joachim Wagner nennt). — Joseph, Die Parochialkirche in Berlin 1694—1884. Berlin 1894. — R. Borrmann, Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin. 1893, S. 176. Ernst Friedlaender.

Wagner: Johann Valentin W. genannt Tell, Schmied (Zain-Schmied) und Gradirmeister zu Schmalkalden, geboren am 14. Decbr. 1682 in Schmalkalden, † am 17. Decbr. 1760 daselbst, der durch seine Wißbegierde und eifriges Selbststudium es zu einem nicht unbedeutenden Wissen auf den Gebieten der Mathematik, Physik und Philosophie brachte, verschiedene Maschinen erfand und in seinen Schriften namentlich die Wolff'sche Philosophie in verständlicher, aber nicht gerade tiefer Weise vertheidigte. Sie sind zusammen erschienen unter dem Titel: „J. V. W.s junioris verschiedene zur Vertheidigung und Erläuterung der Wolffischen Philosophie zum Theil schon vorhin gedruckte, zum Theil von neuem aufgesetzte kleine Schriften, nebst zweien mathematischen Tractätlein von der Mondwelt und einigen Maschinen mit Kupfern" (Frankf. u. Leipzig 1735). Abgesehen von den beiden genannten „Tractätlein" sind darin enthalten: „Sendschreiben an einen Prediger, der die Wolffischen Schriften zu lesen sich vorgenommen, darinnen die Vorurtheile von der Fatalität aller Dinge benommen werden", sodann „Bescheidene und mit Saltz gewürtzte Entscheidung, einige zwischen Herrn D. und Prof. Langen und Herrn Hoff-Rath und Prof. Wolffen entstandene philosophische Streitigkeiten betreffend". Diese Schrift hatte der Verfasser an Wolff gesandt mit der Bitte um ein Gutachten darüber, ob er dessen Ansichten richtig wiedergegeben habe; sie wurde dann ohne sein Wissen 1725 gedruckt und, da sie viel Beifall fand, in 2. Auflage mit einer Vorrede Joh. Ulrich Cramer's (Frankf. u. Leipz. 1731) herausgegeben. Ferner finden sich in der Sammlung: „Die auf einen Felsen gegründete Pyramide der Wolffianischen Philosophie oder Noch fernere Erläuterung einiger in derselben übel verstandener Lehren von Gott, der Welt und der Seele des Menschen", „Dancknehmlichste Schuldigkeit vor die Freunde und treuhertzige Ermahnung an die Feinde der Wolffischen Philosophie", „Vernünfftige Gedanken über eine Eigenschafft der menschlichen Seele", „Bedencken über de Cordua vernünfftige Gedancken vom Schatz-Graben und Thomasii Lehrsätze vom Laster der Zauberey". Außer den Schriften dieser Sammlung ist noch von W. erschienen: „Nosce te ipsum. Nützliche Selbstkenntniß der Menschen" (Marb. 1739).

Carl G. Ludovici, Ausführlicher Entwurff einer vollständigen Historia der Wolff'schen Philosophie. — Zedler's Universal-Lexicon. — Mittheilungen des Hrn. Superintendenten u. Oberpfarrer Obstfelder in Schmalkalden.

Heinze.

Wagner: Johann Georg W., Landschaftsmaler, wurde am 26. October 1744 zu Meißen geboren. Sein Vater Johann Jakob W. (gebürtig aus Eisenach, † am 2. Jan. 1797) war Miniaturmaler an der Porzellanmanufactur in Meißen und galt den Zeitgenossen als ein bedeutender Virtuos. Weit höhere künstlerische Begabung besaß seine Mutter, Maria Dorothea W. (geboren zu Dresden 1728, † zu Meißen 10. Februar 1792). Sie war die Schwester des bekannten Landschaftsmalers Chr. Wilh. Ernst Dietrich und erwarb sich selbst den Ruf einer tüchtigen Landschaftsmalerin. Die künstlerischen Anlagen der Eltern gingen auf den Sohn über, der schon in jungen Jahren Schüler seines Onkels Dietrich in Dresden wurde. Als Joseph Roos Professor an der Dresdner Akademie wurde, gedachte sich W. unter seiner Leitung weiter auszubilden. Da aber Roos erklärte, er könne bei ihm nichts Neues lernen, arbeitete er selbstständig in dem Atelier dieses Künstlers und kam bald so sehr in Dresden in die Mode, daß es zum guten Ton gehörte, Bilder von seiner Hand zu besitzen. Sogar in Paris, wo Hutin sich für sie interessirte, wurden sie gekauft, während Roos sie nach Wien brachte. Die Gebrüder Hackert ahmten sie, wie Goethe berichtet, nach, und Klengel brachte sogar für W. den Beinamen des Raphael der Landschaftsmalerei auf. Im J. 1765 wurde W. Pensionär der Dresdner Akademie und gleichzeitig Unterlehrer an dieser Anstalt. Er sollte auf landesherrliche Kosten eine Studienreise unternehmen, starb aber, noch bevor er sie antreten konnte, im elterlichen Hause zu Meißen am 14. Juni 1767, kaum 23 Jahre alt. — Die Fruchtbarkeit, die W. in der kurzen Zeit seines Lebens entwickelte, ist staunenswerth. Seine große Beliebtheit bei seinen Zeitgenossen beweist die Masse von Stichen und Radirungen, die nach seinen Zeichnungen und Bildern angefertigt wurden. Bis jetzt fehlt ein vollständiges und genaues Verzeichniß derselben. Viele davon sind gegenwärtig sehr selten geworden. Auch kennt man eine kleine Anzahl eigenhändiger Radirungen des Künstlers.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allg. Künstler-Lex. XI, 61—63. — W. Loose, Lebensläufe Meißner Künstler. Sonderabdruck aus den Mittheilungen des Vereins f. Geschichte d. Stadt Meißen. II, 2. Meißen 1888. S. 89—91.

H. A. Lier.

Wagner: Johann Franz W., der Sohn eines Buchdruckers, war am 14. Juni 1733 in Ulm geboren. Nachdem er dort das akademische Gymnasium besucht, auch schon in mehreren angesehenen Häusern Privatunterricht gegeben, disputirt und eine Dissertation geschrieben, bezog er auf Veranlassung des Helmstedter Professors Häberlin Ostern 1753 die Universität Helmstedt, um Philosophie, Mathematik und Theologie zu studiren. Als eifriger Liebhaber deutscher Poesie und Beredsamkeit wurde er bald Mitglied, später Secretär und dann Senior der dortigen Deutschen Gesellschaft und erhielt 1756 von dem kaiserl. Pfalzgrafen und Augsburger Rathsherrn v. Hartenstein den Titel eines kaiserl. gekrönten Dichters. Im J. 1754 vertraute ihm der Abt Seidel seine vier jüngeren Söhne an, seit 1756 wohnte er bei seinem Landsmann Häberlin, der ihm stets das größte Wohlwollen bewies. Nachdem er Doctor der Philosophie und Magister artium liberalium geworden und 1756 die facultas docendi erworben, hielt er Vorlesungen über verschiedene Disciplinen der Philosophie und deutsche wie römische Beredsamkeit. Seit 1759 Rector der Stadtschule gab er, der zugleich Custos der Universitätsbibliothek war, mehrere lateinische Programme (von denen zwei auf den damaligen siebenjährigen Krieg Bezug haben) und ein

deutsches Programm (Lehre von den Vernunftschlüssen) heraus. Schon früher hatte er außer dem „Versuch eines Beitrags zur Wahrheit und zum guten Geschmacke in Poesie und Prosa" (1758) eine Reihe lateinischer Dissertationen und Gedichte wie Recensionen für die Ephemerides Helmstadienses veröffentlicht. 1762 wurde er als außerordentlicher Professor des Carolinums und Conrector des Katharineums nach Braunschweig, 1763 als Professor und Rector des Rathsgymnasiums nach Osnabrück berufen, wo er in seinen Mußestunden hauptsächlich römische Classiker — nämlich die Werke des Julius Cäsar (1765) und Curtius Rufus (1768), Cicero's Cato major (1770), Sueton's Kaiserbiographieen (1771), Sallust's Jugurtha (1772) und die erste Dekade des Livius (1776 u. 1777) — übersetzte. Er starb am 23. April 1778.

Vgl. W. Knoch, Gesch. des Schulwesens . . . zu Helmstädt. Abth. II, (Helmst. Gymnas.-Progr. 1861) S. 34 und das Verzeichniß seiner Schriften bei Meusel, Lexikon der teutschen Schriftsteller XIV (1815), S. 323.

P. Bahlmann.

Wagner: Johann Gottlob W., ein Orgel- und Instrumentenbauer zu Dresden im 18. Jahrhundert, † im J. 1789 ebendort. Er war ein Schüler von Silbermann in Freiberg, der bekanntlich nach dem Modell des Cristofori in Florenz Hammerclaviere in Flügelform baute und nach eigener Erfindung verbesserte. Sein Schüler W. übertrug diese Erfindung auch auf tafelförmige Clavierinstrumente, eins derselben befindet sich in der königlichen Musikaliensammlung zu Dresden. In den Monatsheften für Musikgeschichte, Bd. 5 S. 40 ist dasselbe beschrieben und auf der beiliegenden Tafel abgebildet. Das Instrument, kleiner in der äußeren Form als die heutigen, die aber auch seit etwa 20 Jahren fast völlig verschwunden sind, geht vom Contra-F bis zum dreigestrichenen g und ist nur zweichörig. Der Ton ist dünn, da die Saiten nur dünn sind, aber gesangreich. Die Spielart ist außerordentlich leicht. W. blieb bei den Verbesserungen des Pianoforte seines Meisters nicht stehen, sondern war bestrebt, die Mechanik noch mehr zu vereinfachen. Er entfernte den vermittelnden Hebel der Silbermann'schen Mechanik und setzte die Stoßzunge direct auf die verlängerte Taste, so daß sie der künftigen Bauart, die sich in England ausbildete und als englische Mechanik später wieder nach Deutschland zurückkehrte, zum getreuen Vorbilde diente. Die oben erwähnte Tafel in den Monatsheften gibt auch eine Abbildung der Silbermann'schen Mechanik, welche obige Auseinandersetzung am besten erklärt. In Deutschland scheint nach Wagner's Tode die von ihm eingeführte Mechanik keine Nachahmung gefunden zu haben, dagegen wurde die von Johann Andreas Streicher, dem Freunde Schiller's, der die Tochter des Johann Andreas Stein in Augsburg heirathete und nach dessen Tode die Clavierfabrik übernahm, die er bald darauf nach Wien verlegte, erfundene sogenannte deutsche oder Wiener Mechanik allgemein angewendet. Sie bestand darin, daß er den Hammer von der selbständigen Leiste entfernte, ihn direct auf die verlängerte Taste in umgekehrter Richtung setzte und die Aushebung durch einen Schnabel bewirkte. Erst in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts begann man wieder zur ursprünglichen Erfindung zurückzukehren, die nun den Namen englische Mechanik trug. Noch sei die Firma des Wagnerschen Instrumentes mitgetheilt: „Nr. 587 | Johann Gottlob Wagner | In Dresden, am 10. Juli 1787". Rob. Eitner.

Wagner: Johann Georg W., Superintendent zu Allendorf in Niederhessen, geboren in Witzenhausen a. W. am 10. December 1749, † in Allendorf am 16. Februar 1818. Wie sein Sohn gleichen Namens, der Jurist und Historiker J. G. W., in seiner Autobiographie (in O. Gerland's Grundlage zu einer hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstlergeschichte von 1831 bis

auf die neueste Zeit Bd. I, S. 141) erzählt, waren seine Vorfahren einer alten Familientradition zufolge in ununterbrochener Reihenfolge seit der Reformationszeit Geistliche. Der Stammvater des Geschlechts Adam Plaustrarius aus Wolfhagen, der um 1607 Pfarrer von Herlinghausen und Ersen war, soll noch Augustinermönch gewesen sein (s. Bach's Kirchenstatistik von Hessen, 1835, S. 251, Anm. 88, u. S. 252). Nach den Angaben Bach's in seiner „Kurzen Geschichte der kurhessischen Kirchenverfassung“ von 1832, S. 128 u. 135, war J. G. W. ein Sohn des späteren Pfarrers W., der damals Conrector in Witzenhausen war. Von 1774—79 lebte er als Pfarrer in Germerode am Meißner, vom Januar 1779 bis zum Anfang des Jahres 1792 war er Diakonus an der Altstädter Kirche in Eschwege, darauf bis zum 25. März 1803 Inspector der Kirchen und Schulen in der Herrschaft Schmalkalden, zugleich auch Schloß- und erster Prediger daselbst, und von 1803 bis zu seinem Tode im J. 1818 Superintendent der Diöcese Allendorf. Der Nachruf, den der vorhin erwähnte Sohn Wagner's, der vierte aus seiner Ehe mit Katharina Louise Jakobine, geb. Schotten, seinen Eltern an der ebenfalls schon genannten Stelle gewidmet hat, schildert uns W. als einen vortrefflichen Mann voller Einfachheit, Sittenstrenge und Religiosität. Metz.

Wagner: Johann W., pathologischer Anatom, geboren zu Ende des vorigen Jahrhunderts wahrscheinlich in Wien, machte hier seine medicinischen Studien und erlangte 1824 mit der Diss. inaug. „sistens mutationes membranae intestinorum villosae in phthisi tuberculosa et febri nervosa“ die Doctorwürde. Anfangs Assistent am pathologischen Museum zu Wien, wurde er 1829 Professor der Anatomie am Lyceum zu Klagenfurt, kehrte aber 1830 nach Wien zurück, wo er Prosector der pathologischen Anatomie und Custos des pathologischen Museums am allgemeinen Krankenhause, 1832 außerordentlicher Professor der pathologischen Anatomie an der Universität wurde (an Stelle des infolge von Trunksucht entlassenen Biermayer), aber bereits nach kurzer Wirksamkeit im September 1833 verstarb. — W. ist bemerkenswerth als hervorragender Anatom und pathologischer Anatom. Ausgestattet mit einer besonderen technischen Fertigkeit im Präpariren, bereicherte er das Wiener Museum in einem Jahre mit 140 Präparaten, brachte zuerst (1824) die Eröffnung des Wirbelcanals mit einem gewöhnlichen Meißel zu Stande und entdeckte die später von Biesiadecki wieder gefundene sogenannte Hernia iliacosubfascialis, worüber er im 13. Bande der Med. Jahrbücher des kaiserl. königl. österr. Staates eine Publication machte. Außerdem veröffentlichte er noch mehrere casuistische Berichte und betonte überall, „gegenüber dem trockenen Schematismus, wie wir ihn z. B. bei Andral finden, die Nothwendigkeit einer detaillirten Beschreibung der makroscopisch erkennbaren Gewebsveränderungen“ (Scheuthaner in der unten genannten Quelle), eine Thatsache, die ihm als sein Hauptverdienst anzurechnen ist. Er selbst kam infolge seiner längeren Krankheit und seines frühzeitigen Todes nicht mehr in die Lage, dieser von ihm klar erkannten Aufgabe schriftstellerisch zu genügen, deren Lösung bekanntlich seinem derzeitigen Assistenten, dem späteren berühmten Fachgenossen Karl Rokitansky, vorbehalten war.

Vgl. Biogr. Lex. VI, 165. Pagel.

Wagner: Johann Jak. W., Philosoph, war geboren am 21. Januar 1775, in demselben Jahr und Monat wie Schelling, in Ulm, der damals freien Reichsstadt, als einziges Kind des hospitalischen Zinseinnehmers Joh. Geo. W. und dessen erster Frau Ursula, geb. Unfeld. Seine Eltern, obwohl nicht höher gebildet und finanziell in recht bescheidenen Verhältnissen, ließen ihn das Gymnasium seiner Vaterstadt, das zugleich eine Art Universität war, besuchen, wobei

er den Unterricht des ihm in der Folge innig befreundeten Andreas Adam, der später Professor am Gymnasium wurde, genoß. Von dem Studium der Theologie durch äußere Gründe abgebracht, widmete er sich der Jurisprudenz von 1795—1796 in Jena, wo er mit Fichte näher bekannt wurde, und von 1796—1797 in Göttingen, wo er zu dem Philologen Heyne in engere Beziehung trat, auch dessen philologisches Seminar besuchte; daneben trieb er eifrig Philosophie und Staatswissenschaften. Im Juli 1797 erwarb er sich die Doctorwürde bei der philosophischen Facultät in Göttingen, kündigte auch Vorlesungen an, kam aber nicht dazu, sie zu halten. Da es ihm besonders daran gelegen sein mußte, möglichst rasch seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen, nahm er 1798 die Stelle eines Redacteurs der von Leuchs herausgegebenen Handelszeitung in Nürnberg an, in welcher Thätigkeit er sich in neue Fächer einarbeiten mußte und so seinen wissenschaftlichen Gesichtskreis wesentlich erweiterte. Nachdem er sich mit Justine Philippine Vetter, die schon seit 1795 mit ihm verlobt war, 1801 verheirathet hatte, lebte er einige Jahre als Privatgelehrter, an zwei Litteraturzeitungen mit beschäftigt, in Salzburg, wo er auch Privatvorlesungen hielt, ging aber von da 1803 nach München, weil er sich einen größeren Wirkungskreis und regeren wissenschaftlichen Verkehr wünschte, und wurde hier sehr bald zum außerordentlichen Professor der Philosophie an der neu aufblühenden Universität Würzburg ernannt, wo Schelling lehrte, an dessen Naturphilosophie er sich in seinen bisherigen philosophischen Schriften angeschlossen hatte. Sehr bald nach Beginn seiner Thätigkeit in der neuen Stellung überwarf er sich jedoch mit diesem, so daß ihr Verhältniß, so lange sie zusammen wirkten, ein sehr gespanntes war. Als im J. 1809 Würzburg an den Großherzog von Toscana fiel, wurde mit Anderen zugleich auch W. pensionirt, lebte dann in Heidelberg als Privatdocent, bis er, nachdem Würzburg 1815 wieder bairisch geworden war, dorthin zurückgerufen wurde. Wahrscheinlich aus kirchlich-politischen Gründen 1834 in den Ruhestand versetzt, nahm er seinen Wohnsitz 1840 in Neu-Ulm, wo er ein eigenes Haus erworben hatte, und starb schon am 22. November 1841. Bestattet wurde er im Pfarrdorf Pfuhl, zu dessen Parochie Neu-Ulm gehörte; die von ihm selbst verfaßte Grabinschrift lautet: „Hier hat ein Auge sich geschlossen, aus dem das All sich reich und liebend sah“. Seine Frau überlebte ihn, Kinder hinterließ er nicht.

W. war eine nach innen gekehrte, wenig weltgewandte Natur, die namentlich in späteren Jahren Umgang mit Fremden nicht suchte, aber gegenüber solchen, die ihm einmal näher getreten waren, zeigte er sich offen und ausgiebig, bei geselligen Zusammenkünften mit Freunden, so in der „weltregierenden Gesellschaft“ zu Würzburg, gesprächig und heiter scherzend. Er hatte vielfach mit finanziellen Schwierigkeiten, auch mit Krankheit zu kämpfen, fand öfter nicht die gewünschten Verleger für seine Schriften, und noch weniger konnte er mit der Aufnahme seiner Werke bei dem Publicum zufrieden sein. Er vernachlässigte die gewöhnlichen Mittel, um seine Schriften bekannt zu machen und sich selbst fortzuhelfen, und hätte er sie auch anwenden wollen, so würde er es nach seiner eigenen Meinung ungeschickt angefangen haben. Infolgedessen war seine Stimmung häufig eine verbitterte; so schreibt er einmal 1819 an Adam: „Du wirst gestehen müssen, daß mein ganzes bisher geführtes Leben ein Kampf begeisterter Aufopferung für die Wissenschaft war, wobei das Schicksal mir nie etwas gewährte, was, indem es erfreut, die Kräfte auffrischt und erneuert. — Immer habe ich zu meiner Anstrengung die Kraft aus meinem eigenen Busen schöpfen müssen, und für mein Weib lag in meinem Beispiele die stets neue Aufforderung, die Aufopferung fortzusetzen; nie vom Schicksale freundlich angeblickt, arbeiteten wir uns beide athemlos ab. Nun stehe ich zwar jetzt in sorgenfreier Lage äußerlich

da, und innerlich habe ich meine Wissenschaft zur Klarheit und Weisheit gebracht, allein es bleibt verhaßt, auf eine Reihe so bitter verlebter Jahre und so viel schonungsloser Strenge des Schicksals zurückzublicken". Doch wurde er aus solcher Verbitterung bei der Beweglichkeit seines Gemüthes leicht emporgehoben, so durch Fußreisen, die er öfter mit seiner Frau, seiner treuen Gefährtin, machte, durch Freude an seinem Haus und seinem Garten, die er in Würzburg besaß, durch anerkennende Briefe, die er öfter von ihm unbekannter Seite erhielt, durch Hochachtung, die ihm wegen seiner wissenschaftlichen Thätigkeit von angesehenen Männern in Würzburg zu Theil wurde, z. B. von dem späteren bairischen Finanzminister und Bundestagsgesandten von Lerchenfeld, von dem späteren Regierungspräsidenten und Staatsrath, damaligen Regierungsdirector Freiherrn von Andrian-Werburg, von dem Regierungspräsidenten Freiherrn von Asbeck. Namentlich aber hielt ihn die Befriedigung an seinem reichen philosophischen Schaffen und an seinen Vorlesungen aufrecht.

Seine Vorlesungen, die sich früher besonders durch Beredsamkeit und Feuer, später mehr durch Ruhe, stille Wärme und Klarheit auszeichnen mochten und eine zahlreiche Zuhörerschaft auch aus nicht studentischen Kreisen, sogar Damen, anzogen, erstreckten sich außer auf Philosophie und mathematische Philosophie auch auf weitere Gebiete, so in Heidelberg auf den Streit der vier Facultäten und in Würzburg lange Zeit auf Weltgeschichte. Für die letztere wünschte er eine definitive Anstellung mit einer entsprechenden Gehaltserhöhung; als aber die philosophische Facultät in Würzburg, zu einem Gutachten darüber aufgefordert, sich dahin äußerte, W. trage nicht Weltgeschichte, sondern ein bloßes philosophisches Raisonnement darüber vor, wurde er abschlägig beschieden. In den letzten Jahren seiner Lehrthätigkeit fiel es ihm schwer, das, was ihm selbst vollkommen klar geworden war, Anderen, die auf niedrigerer geistiger Stufe standen, mitzutheilen, so daß er die Freiheit vom akademischen Beruf, die ihm wider seinen Willen zu Theil wurde, nicht zu bitter empfand.

Als philosophischer Schriftsteller war W. fruchtbar; in seiner Jugend hatte er besonders Neigung zur Poesie, meinte in seinen früheren Jahren, auf dem Gebiete der Philosophie nichts, wohl aber als Dichter etwas leisten zu können. Auch später sprach er es noch aus, daß des Menschen Bestimmung eigentlich die Poesie sei. So schrieb er schon in Göttingen einen Roman: „Lorenzo Chiaramonti oder Schwärmereien eines Jünglings", der aber erst 1801 in Nürnberg erschien, etwa gleichzeitig mit der auch früher verfaßten Schrift: „Ueber Fichte's Nicolai oder Grundsätze des Schriftstellerrechts". Obwol er sich dann lange Jahre auf das strengste mit systematischer, ja recht pedantisch-schematischer Philosophie abgab, verließ ihn doch die Liebe zur Poesie niemals, wie seine in den verschiedensten Zeiten verfaßten Gedichte, auch ein in Jena geschriebenes Lustspiel, beweisen, wie namentlich sein letztes, weiter unten zu erwähnendes Werk bezeugt. Seine erste wissenschaftliche Schrift, die philologisch-philosophischer Art war, verfaßte er, wie den erwähnten Roman schon in Göttingen; es war das „Lexici Platonici specimen" (Gött. 1797), das in erweiterter Gestalt (Göttingen 1799) erschien als „Wörterbuch der platonischen Philosophie". In Salzburg kam er zu selbständigen philosophischen Arbeiten, in denen er die naturphilosophischen Gedanken Schelling's, aber mehr in mathematischer Weise, auszuführen suchte; er selbst bezeichnete diese Schriften später freilich als unreife, aus Gemüth und Lectüre hervorgegangene Jünglingsbestrebungen. Rasch nach einander veröffentlichte er: „Theorie der Wärme und des Lichts" (Leipz. 1802); „Ueber das Lebensprincip und P. J. A. Lorenz' Versuch über das Leben" (aus dem Französischen), (Leipz. 1807); „Die Philosophie der Erziehungskunst" (Leipz. 1803), worin er „die allgemeine Entwickelungs-

form alles geistigen und physischen Lebens“ zu finden suchte; „Von der Natur der Dinge in drei Büchern“ (Leipz. 1803). Ueber diese letzte Arbeit spricht er sich selbst folgendermaßen aus, als er daran war, sie zu beenden: „Mein System bringt solche Einheit in das Ganze und nähert das Tiefste und Höchste so sehr, daß mich diese Einfachheit des Universums oft zum Verächter alles Wissens macht, dessen höchste Kunst es ist, allen Reichthum der Natur in armer Einheit aufzulösen. Wahrlich, wer das Wissen ganz ermißt, fühlt erst recht seine Armuth und Eitelkeit und verwünscht dies armselige Loos —, ein Philosoph zu sein.“ In der Schrift: „Ueber die Trennung der legislativen und executiven Staatsgewalt“ (Münch. 1804), vertrat er besonders den von ihm schon früher ausgesprochenen Gedanken, daß der Staat die organische Form des Volkslebens sei. Durch die Theologie und den Neuplatonismus in Schelling's „Religion und Philosophie“ wurde er dem ihm früher sehr hoch stehenden Schelling auf philosophischem Gebiet ganz entfremdet, wovon die Schriften zeugen: „Ueber das Wesen der Philosophie“ (Bamberg 1804); „System der Idealphilosophie“ (Leipzig 1804). Er erklärte Schelling's intellectuelle Anschauung und absolutes Wissen für leere Redensarten, da eine Anschauung oder Erkenntniß des Absoluten nicht in der Wissenschaft zu erreichen sei. Die Speculation Schelling's müsse „einer auf Religion ruhenden, in Weltgeschichte und Naturwissenschaft anschaulichen, im Gleichgewichte ihrer beiden Seiten durchgeführten und durch das in der Mathematik aufbehaltene Weltgesetz organisirten Wissenschaft“ weichen.

Ferner erschienen von W.: „Grundriß der Staatswissenschaft und Politik zum Gebrauche akademischer Vorlesungen“ (Leipzig 1805); „Von der Philosophie und Medicin, ein Prodromus beider Studien“ (Bamberg u. Würzburg 1805). Wie er in dieser Zeit von seinem philosophischen Schaffen dachte, sehen wir aus einem Brief vom Januar 1806, wo er schreibt: „Ich habe der Wissenschaft Opfer gebracht, wie nur wenig Menschen einer Idee bringen, allein sie war meine Bestimmung, und in unserer Welt, wo es keine Größe gibt als die Einseitigkeit, darf ich nicht klagen. Meine Opfer kommen Vielen und auch mir zu Gute. — Ich habe gerungen, mir das ganze Gebiet des menschlichen Wissens zuzueignen, und ich bin jetzt Herr in jeder seiner Provinzen. — Ich darf sagen, daß der Ehrgeiz wenig Theil an meiner Laufbahn hatte, und daß mich ein inneres Verhängniß trieb; und gerade dieses hat mich nun auch aus seiner göttlichen Führung emancipirt und mich mir selbst zurückgegeben“. Da er die Weltgeschichte als parallel mit der Naturgeschichte ansah, wandte er sich ihr und ihren Quellen jetzt besonders zu und schrieb: „Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt“ (Frankf. a. M. 1808), worin er die Religion als erstes Selbstgefühl der Seele betrachtet und mit ihrem Entstehen die Geschichte erst beginnen läßt, sowie: „Homer und Hesiod, ein Versuch über das griechische Alterthum“, eine Arbeit, die erst nach seinem Tode im 3. Theil von J. J. Wagner's Kleinen Schriften erschien, ferner: „Theodicee“ (Bamberg 1809). In Heidelberg hatte W. über mathematische Philosophie gelesen, so daß er sich veranlaßt sah, ein Werk unter eben diesem Titel (Bamberg 1811) drucken zu lassen. Er spricht sich selbst dahin aus, daß es der größte Fehler seiner Vorgänger gewesen sei, Mathematik auf Philosophie anzuwenden, wie man Mathematik auf Physik anwende. Die Hauptsache sei, daß alle Erkenntniß ein Setzen von Verhältnissen sei, und daß es gar keine anderen als mathematische Verhältnisse gebe. So sei z. B. die zweitheilige Wurzel: Intelligenz und Natur, die Mutter alles Realen und Idealen, welches sich nach den Gesetzen des Binomiums aus ihr entwickle. So gehe aus der Intelligenz Geist und Wille hervor, deren Product Gemüth heiße; aus dem Gemüth gehe erst Phantasie und Vernunft hervor, deren Product sich

wieder in Verstand und Einbildungskraft trenne und neu vereinigt zum Sinn werde, der sich in Bewegung und Empfindung enthülle u. s. w.; nichts als Descendenz- und Collateralverhältnisse, die ihren mathematischen Entwicklungsgang hielten. So suchte er den Gedanken, daß „Mathematik das Gesetzbuch der Welt und die Form der Erkenntniß und der Dinge sei", näher zu begründen und dadurch „die Mathematik aus einer bloßen Größenlehre auf die Stufe der letzten Wissenschaft oder derjenigen Lehre zu erheben, durch welche jedes Wissen erst Wissenschaft" werde. Die begriffenen mathematischen Sätze sollen zugleich die Kategorien des Denkens und die Formen der Sprache sein. Die Constructionsweise nach Tetraden d. h. nach der Verbindung des absoluten und relativen Gegensatzes, die er hier schon als Weltgesetz im Gegensatz zu dem triadischen Schema des Identitätssystems hatte nachweisen wollen, wandte er weiter an in seinem Werke „Der Staat" (Würzb. 1815, 2. Aufl. Ulm 1848), das trotz alles Gedankenreichthums den von ihm erhofften Beifall nicht fand. Er klagt selbst bitter darüber, daß man die Vierzahl nicht verstehen wolle, obgleich es ja im Himmel und auf Erden nichts als die Einheit gebe, die sich in einem Gegensatz öffne und nach dem herausgetretenen Gegensatz wieder schließe. Seine religiösen Ansichten legte er in dem Werke: „Religion, Wissenschaft, Kunst und Staat in ihren gegenseitigen Verhältnissen betrachtet" (Erlangen 1819) nieder, worin er eine Construction des Christenthums gab, mit der Hoffnung, zugleich den Grund zu einem Zusammenfallen des Christenthums mit der Philosophie gelegt zu haben. Die Bedeutung der mathematischen Anschauungsweise setzte er auseinander in „System des Unterrichts, oder Encyclopädie und Methodologie des gesammten Schulstudiums" (Aarau 1821). Die nächsten neun Jahre brachte er dann größtentheils mit der Ausarbeitung seines Hauptwerkes zu: „Organon der menschlichen Erkenntniß" (Erlangen 1830, 2., wohlfeile Aufl. Ulm 1850). Hier sollte Philosophie Mathematik und Mathematik Weltgesetz werden, und eine andere Wissenschaft überhaupt nicht gedacht werden können „als allein diese Wissenschaft der Form, mit welcher durch die Idee des Lebens zugleich der Inhalt gegeben sei, sodaß aller alte Zwist zwischen Speculation und Leben aufhören müsse und die Speculation vom Abenteuern zur sichern Demonstration gelange". Die Grundlage aller Dinge ist das Leben, welches Gott ihnen verliehen hat; das Grundschema alles Seins wird gebildet durch die vier Begriffe: Wesen, Gegensatz, Vermittlung, Form, und das allbeherrschende Gesetz lautet: Das Wesen der endlichen Dinge geht durch vermittelte Gegensätze in Form über, und umgekehrt geht die Form durch Lösung aller Vermittlung und Erlöschen aller Gegensätze in das einfache Wesen zurück. Hienach zerfällt das „Organon" in vier Theile: Der erste, das Weltgesetz, enthält die Ontologie, d. h. das System von Kategorien, viergliedrig durchgeführt; das zweite, das Erkenntnißsystem, behandelt die Nachbildung des Objectiven im Subject, die Erkenntniß auf ihren vier Stufen: Vorstellung, Wahrnehmung, Urtheil und Idee. Diese letzte ist der Form nach Schauen, dem Inhalte nach Erkennen des Einzelnen in der Totalität des Universums. Der dritte Theil, das Sprachsystem, geht auf die Darstellung durch Zeichen und Töne, durch Figur und Zahl und der vierte, das Weltsystem, auf das Weltgesetz, wie es in der Natur, im Menschen und der Geschichte der Menschheit zur Erscheinung kommt. Später veröffentlichte W. noch „System der Privatökonomie" (Ulm 1834), und „Dichterschule" 1840, in welcher er die Poesie nicht als das Werk natürlicher Begeisterung, sondern als das der besonnenen Reflexion und der Berechnung betrachtet, woraus schon hervorgeht, wie wenig er das Wesen des echten Dichters faßte. J. J. Wagner's „Kleine Schriften", auch unter dem Titel: „Strahlen deutscher Weltanschauung", wurden herausgegeben von Ph. L. Adam (1. und 2. Theil Ulm 1839, 3. Theil, 1847);

in ihnen wurden manche früher in der Isis Oken's schon erschienene Aufsätze wieder abgedruckt, erschien aber auch manches umfangreichere Neue, z. B. „Ideen über Musik". Nach seinem Tode wurden von Ph. L. Adam noch veröffentlicht: „Nachgelassene Schriften über Philosophie", 1.—7. Theil (Ulm 1852—57), nämlich Metaphysik, Logik und Erkenntnißlehre, Naturphilosophie, Anthropologie, Aesthetik, Praktische Philosophie. Obgleich W. ein reicher Geist von speculativer Kraft war und obgleich er einige begeisterte Schüler hatte, die sich aber nicht weiter philosophisch hervorgethan haben, hat er doch nur wenig nachhaltige Wirkung ausgeübt; die mathematisch-schematische Form, in die er seine Gedanken einpreßte — zeigt sich doch sogar in seinen Gedichten die Tetrade —, mochte Viele schon zu seinen Lebzeiten von dem genaueren Studium seiner Werke abschrecken, geschweige denn später, wo man die Naturphilosophie vollständig überwunden zu haben glaubte.

Johann Jakob Wagner. Lebensnachrichten und Briefe. Von Phil. Ludw. Adam u. Aug. Kothe, neue wohlfeile Ausgabe (Ulm 1851). — Leonh. Rabus, J. J. Wagner's Leben, Lehre u. Bedeutung, e. Beitrag zur Gesch. deutsch. Geistes (Nürnb. 1862). Heinze.

Wagner: Johann Martin v. W., Historienmaler und Bildhauer, wurde am 24. Juni 1777 zu Würzburg geboren und von seinem Vater, dem Hofbildhauer Johann Peter Alexander W. (1750, † 1809) frühe im Zeichnen unterrichtet, besuchte das Gymnasium, verließ aber achtzehnjährig die Anstalt, um sich der Bildhauerkunst zu widmen. Er zeichnete nach Gypsabgüssen und nach der Natur, trieb Anatomie und Perspective, ging dann aber, um Maler zu werden, mit Empfehlungen des Fürstbischofs Dalberg 1797 nach Wien, wo er an der unter Füger's Leitung florirenden Akademie fünf Jahre lang in der damals beliebten Methode mit großem Fleiße copirte und malte, sodaß er schon 1802 mit seinem Carton „Aeneas, der die Venus um den Weg nach Carthago befragt" den ersten Preis errang. Günstiger als Füger mit seinem engherzigen Kram wirkte auf W. der geniale Wächter, welcher von seinen Reisen nach Paris und Rom einen universellen Blick und eine wirklich kunsthistorische Bildung mitgebracht hatte. Vorerst verließ W. 1802 Wien, welches ihm nichts mehr bieten konnte und reiste über Salzburg und durch die Schweiz nach Würzburg zurück, wo zwei Bilder, „eine heilige Familie" und „die Rückkehr der Frauen vom Grabe Christi" entstanden. Dann machte er sich an die Lösung einer von Goethe im Namen der Weimarer Kunstfreunde 1803 gestellten Preisaufgabe, darstellend wie Odysseus dem Polyphem Wein credenzt. Ohne das Resultat seiner Zeichnung abzuwarten, begab sich W. 1804 nach Paris, wo ihn die freudige Nachricht überraschte, daß seine Composition (welche in der Jenaer Lit. Ztg. 1804 von Goethe beschrieben und abgebildet wurde) den ausgesetzten Preis von 60 Dukaten erhielt, zugleich mit seiner Ernennung zum Professor der Zeichnungskunst an der Universität Würzburg, womit noch der erfreuliche Zusatz verbunden war, daß er mit seinem vollen Gehalt von 600 Gulden einen zweijährigen Urlaub zur weiteren Ausbildung in Rom anzutreten habe. Am 31. Mai 1804 betrat er die ersehnte Stadt, deren Zauber ihn dann zeitlebens gefangen hielt. W. studirte ebenso die antike Plastik, den Homer und die Bibel, wie die Schöpfungen von Raphael und Michelangelo; von allen Seiten strömten ihm Anregungen und Ideen zu, unermüdlich warf er sie in Skizzen, Zeichnungen und Aquarellen aufs Papier und erhielt, glücklicher wie vorher Carstens und Wächter, allgemeinen Beifall. „Eine unerschöpfliche Phantasie führte ihm ideale Stoffe und Gestalten zu, weise Berechnung und ernste Studien ordneten seine Compositionen, die gründlichste Anatomie führte seine zeichnende Hand, sein Stil war durchaus originell und doch mit dem Besten verwandt; wäre damals schon die Fresko-

malerei in Blüthe gewesen, W. würde ihr größter Meister geworden sein", obwol er, wie nachmals Cornelius, auf alle coloristische Künstelei verzichtete und „die Körper in der Farbe, nicht die Farben an den Körpern malte". Allseitiger Beifall wurde ihm zu Theil; Humboldt nahm bei ihm Zeichnungsunterricht und der Alles benörgelnde Kotzebue lobte ihn sogar ohne Einschränkung. Im J. 1808 malte W. im Auftrage des bairischen Kronprinzen die „Rathschlagenden Heerführer vor Troja", auch machte er sich an einen „Orpheus in der Unterwelt", dessen Ausführung jedoch durch den 1809 erfolgten Tod von Wagner's Vater unterbrochen wurde, noch mehr durch den neuen Wendepunkt im Leben des Künstlers, welcher durch die weitere Bekanntschaft mit „Baierns kronenwürdigem Prinzen" erfolgte. Dieser schätzte und bewunderte nicht nur Wagner's Talente, sondern ehrte ihn auch ob seiner Freimüthigkeit und seines unbestechbaren Urtheils. Das von W. nicht begutachtete Project, den gesammten Nachlaß der Angelika Kaufmann zu erwerben, gab den Anlaß, daß Kronprinz Ludwig am 16. Juni 1810 mit W. in Correspondenz gerieth, welche bis zum Ableben des Künstlers, insgesammt über die wichtigsten artistischen Angelegenheiten, fortdauerte; mehr als 600 Billete des Fürsten, beinahe 1000 Briefe Wagner's, welche mit dessen gesammtem Nachlaß in den Besitz der Universität Würzburg gelangten, bilden eine authentische Quelle für die Geschichte der Kunst und der Sammlungen Münchens und Roms, und mit den Briefen anderer Vertrauten, einen höchst interessanten Beitrag zur Geschichte des geistreichen und nicht nur hochbegeisterten, sondern auch mit tiefem Kunstverständniß begabten Königs; „er wie sein Agent, beide zeigen sich darin unverschleiert und wahrlich nicht zu ihrem Nachtheil"; das Dichterwort ist dadurch neu bewährt: „es darf der Künstler mit dem König gehen; sie beide stehen auf der Menschheit Höhen". Der Fürst schenkte ihm sein vollstes, uneingeschränktes Vertrauen; fast unbedingt folgte er seinem Rathe. W. besorgte in langen Jahren den Ankauf einer ganzen Reihe von antiken Marmorwerken für die Glyptothek, darunter den Barberinischen Faun und die Aegineten. Das kleine Büchlein von L. Urlichs: „Die Glyptothek Sr. Maj. des Königs Ludwig I. von Baiern, nach ihrer Geschichte und ihrem Bestand" (München 1867) gewährt einen überraschenden, lehrreichen Einblick in die Genesis dieser unvergleichlichen Sammlung und bietet zugleich den erfreulichsten Beleg, mit welcher Treue, Ergebenheit, opferwilligen Thätigkeit und uneigennützigen Ausdauer W. seines Amtes waltete, sich jeder Mühe unverdrossen unterzog, sogar einmal beim Transport dieser Schätze sein Leben wagte und Jahre lang sogar auf seine volle künstlerische Thätigkeit verzichtete, um seinem freilich immerdar huldreichen Maecen unschätzbare Dienste zu erweisen, nicht allein um die meisten Werke für die Glyptothek, sondern auch Terracotten, Bronzen und andere Zierden für die „Vereinigten Sammlungen", Bilder und Gemälde für die Pinakothek und die kostbare Vasensammlung erwerbend. Nebenbei besorgte W. auch den Kauf der Villa Malta und die gesammte Einrichtung und Ausstattung derselben. Wie tief W. in die Geschichte der antiken Plastik eingedrungen, zeigt sein „Bericht über die Aeginetischen Bildwerke", welchen Schelling mit kunstgeschichtlichen Anmerkungen (Stuttg. 1817) herausgab. W. widmete mit Thorwaldsen der Restauration und glücklichen Zusammenstellung dieser furchtbar verstümmelten Gruppen vier volle Jahre! der Zusammensetzung der Candelorischen Vasensammlung drei Jahre! Mit Recht hatte W. die Inschrift über sein Schreibpult gesetzt: „Vernunft, Geduld und Zeit macht möglich die Unmöglichkeit". Wie über die Aegineten, so verfaßte W. später noch zwei weitere Abhandlungen über „die Kolosse vom Monte Cavallo" (Kunstblatt 1824 Nr. 93 ff.) und die „Gruppe der Niobe" (ebendas. 1830 Nr. 51 ff.). Erst im J. 1819 kehrte W. als Künstler zu eigenen Schöpfungen und jetzt als

Plastiker und Bildhauer zurück. Er machte den Entwurf zu den einzelnen Figuren im Giebelfeld der Glyptothek, deren Ausführung jedoch anderen Künstlern übertragen wurde (vgl. Kunstblatt 1836 Nr. 98), fertigte als Basrelief „das eleusinische Fest" nach Schiller (gestochen von Ruscheweyh) und modellirte den „Kampf der Centauren und Lapithen" für die neue Reitschule in München. Im März 1822 überraschte ihn der Auftrag, für das Innere der Walhalla einen Fries zu modelliren, welcher in der Länge von 400 römischen Palmen die älteste Geschichte Deutschlands bis zu Karl dem Großen behandeln sollte. Mit jugendlicher Begeisterung machte er sich an das Werk; gestachelt von dem ungeduldigen Eifer des Bestellers, welcher inzwischen sein König geworden war, vollendete W. das Ganze in zwölf Jahren nicht allein im Modell, sondern mit der Hülfe von Pettrich und Schöpf in carrarischem Marmor und ließ den ganzen Transport 1837 abgehen. Dieser Fries, welcher erst 1839 aufgestellt wurde, ist der Ausdehnung und der Bedeutung nach der größte der neueren Zeit, unter den alten stehen nur wenige, z. B. am Parthenon und zu Halikarnaß ihm voran. Den Abtheilungen des Baues entsprechend zerfällt er in acht dramatisch inscenirte Episoden: die Einwanderung der Deutschen aus Asien, ihre heidnische Gesittung, Priester, Sänger, Opfer und Waffentänze; ihre Verfassung, Königswahl, der Handelsverkehr der Ostseebewohner mit griechischen und phönicischen Kaufleuten; ihre Kriegsthaten, der Cimbernzug nach Italien; der Krieg am Rhein; der Sieg der Westgothen bei Adrianopel; Roms Einnahme unter Alarich, endlich die Bekehrung der Deutschen durch Bonifacius. Der letztgenannte Gegenstand war eine Idee seines Königs; die Hermannschlacht mußte er an Schwanthaler's Giebelfeld abtreten; auf die Schlacht von Adrianopel hatte Niebuhr gewiesen. Daran schließt sich nach der Goethe'schen Lebensregel auf die saueren Wochen der Arbeit ein Festschmaus, wobei der Künstler sein und seiner Gehülfen Porträts in ganzer Figur verewigte: Pettrich leert eine Feldflasche, Schöpf trägt mit ritterlichem Anstand eine Bratenschüssel herbei, der Meister selbst schaut mit stoischer Ruhe wie ein alter Philosoph dem wunderlichen Treiben zu und auch der tüchtige Pferdemaler Prestel, mit dessen Beistand W. die Rosse vollendete, ist nicht vergessen. Das erste Programm besprach schon Passavant im Kunstblatt 1822, Nr. 88; über das nach Vollendung des Werkes zu Wagner's Ehren am 12. Mai 1839 abgehaltene Künstlerfest berichten Fahrmbacher (Erinnerungen an Italien. 1851, S. 226 ff.) und Urlichs, beide als Augenzeugen; über das Ganze Ernst Förster in seiner „Geschichte der deutschen Kunst" (1860. IV, 147) und Fr. v. Reber (1884. I, 195 ff.). Mit Recht verzichtete W., diese Composition in einen griechischen Stil zu kleiden, dagegen benützte er die Reliefs der Trajanssäule; so schuf er ein etwas rauhes, in vielen Figuren hartes, unbeholfenes Zwitterding, welches zwar dem Stil des Walhallabaues sich anbequemte, wo es in seiner bedeutenden Höhe einen besseren Eindruck erreicht, als in den Abgüssen oder den fragmentarischen Stichen. Nächst diesem Werke lieferte W. auch die Projecte zu der plastischen Decoration des Siegesthores in München: die Victoria mit der Quadriga (deren Löwen jedoch ganz porträtmäßig die Aehnlichkeit von Wagner's Lieblingskatzen trugen und von Halbig neu modellirt werden mußten), sowie die Medaillons mit den allegorischen Figuren der bairischen Kreise und die Reliefkampfscenen, welche nach Wagner's Compositionen von Schöpf und anderen Künstlern ausgeführt wurden. Im J. 1843 übernahm W. ein mühsames Geschäft auf des Königs dringendes Verlangen: die Angabe der Bronzegeräthe für das „pompejanische Haus" in Aschaffenburg. W. wählte für jedes Stück ein entsprechendes Vorbild aus Pompeji und errang den vollen Beifall des hohen Bestellers, welcher Wagner's Rath und Beihülfe bei allen Ankäufen für die königlichen Sammlungen vollauf

in Anspruch nahm. Der sonst so sparsame königliche Maecen lohnte die Dienste seines treuergebensten Berathers und Helfers, er beförderte seine Verwandten und Freunde, begnadete ihn mit Titeln, Stellen, Orden und Gratificationen, ernannte ihn zum Central-Galerie-Director in München (1841), W. aber bat tags darauf um Enthebung von diesem Posten, da er Rom nicht verlassen mochte. Wohnung und Atelier hatte er in der königl. Villa Malta zu Rom, deren Inspector er war und blieb; leider fand er, wie W. komisch genug behauptete, keine Frau, welche diese Räumlichkeiten mit ihm theilen wollte. Der König erhob ihn durch Verleihung des Civilverdienstordens in den Adelstand, auch erhielt er das Comthurkreuz des Verdienstordens vom hl. Michael und wurde nominell zweiter Director der Münchener Akademie. Der vielseitige Künstler wird als „ein höchst leidenschaftlicher, reizbarer Mensch" geschildert (A. Cornill: Joh. Dav. Passavant, 1864, S. 76); der erste Eindruck war immer grimmig genug und möglichst unangenehm: „Einfach bis zum Cynismus, grob trotz Michelangelo, ein Silen wie Socrates und mehr Satyr als dieser, aber ein überlegener Geist, der Kunst enthusiastisch ergeben, alles Mittelmäßige kaustisch vernichtend, alles Vortreffliche, auch das Verschiedenste, verehrend, ein Patriot, ein freier und freimüthiger Denker, redlich, wahrhaft und neidlos — nehmt ihn Alles in Allem: ein Mann und ein Charakter." Er focht übrigens auch mit Phantomen und hegte genugsame Schrullen, so haßte er z. B. Overbeck's Richtung und Schüler und schuf ihnen den Spottnamen der „Nazarener"; Overbeck soll ihn dann mit Porträtähnlichkeit unter den Schergen angebracht haben, welche den Heiland auf seinem Leidenswege mißhandeln, worüber es einen ärgerlichen Randal absetzte. Von W. soll auch die Rede ausgegangen sein, er hoffe es noch zu erleben, daß man die Madonna „im Costüm der Mediceischen Venus öffentlich darstellen werde". Da er Streit und Widerspruch liebte, so provocirte er viele Händel und Feindschaften, ganz in der Weise des Buonarotten oder des Sebastian del Piombo. Er ärgerte sich auch über die antinapoleonische „Deutschthümelei", bis die Verehrung für den baierischen Kronprinzen seine böse Zunge bändigte. — Sein Lebensabend vereinsamte ihn mehr und mehr, da fast alle seine Freunde schon früher hinübergegangen waren. Aufgeregt durch die römischen Unruhen, verstimmt über die Modernisirung von Rom, geängstigt durch die Belagerung und ihre Folgen, verdrießlich über die Franzosen, von Gicht und Wassersucht gequält, kehrte er zu seinem lieben Homer zurück und schuf in Umrissen, in der Form von Vasenbildern eine Reihe von Compositionen, welche vielleicht zu seinen schönsten Leistungen gehören, bis die Glieder erlahmten und sein Geist am 8. August 1858 erlosch. Alle seine Sammlungen von Kupferstichen, Handzeichnungen, Bildern, Sculpturen, Münzen und Büchern schenkte er in ununterbrochener Liebe zu seiner Vaterstadt der dortigen Universität. Aus seinem nicht unbeträchtlichen Vermögen gründete er ein Stipendium, womit jeweilig ein von fränkischen Eltern stammender Maler, Bildhauer oder Architekt zu einem vierjährigen Aufenthalt nach Rom gesendet werden könne, wozu auch die Hin- und Rückreise besonders gedeckt wird, wohingegen dann der jeweilige Künstler ein von ihm erfundenes Werk der Universität abzuliefern verpflichtet sei. Diese ließ ihm auf dem kleinen Friedhofe hinter St. Peter über seinem Grabe in dankbarster Erinnerung ein Denkmal setzen und zwar durch Wagner's vieljährigen Freund und Hausgenossen Peter Schöpf. — Sein Bildniß ist durch A. Riedel gemalt und durch Küchler radirt.

Vgl. außer der vorgenannten Litteratur noch Raczynski II, 508; III, 308—310. — Nagler 1851 XXI, 64 ff., dann das gerundete schöne und warme Lebensbild, welches L. Urlichs an Winckelmann's Geburtstag (9. December 1865) in dem Wagner'schen Kunstinstitute als Vortrag entfaltete

(Würzburg 1866), ferner Andresen, Die deutschen Maler-Radirer. 1866, I, 37 ff.; dazu die weiteren Charakterzüge in Schnorr's Briefen aus Rom 1886 und in Howitt-Binder's Overbeck-Biographie 1886 I, 481; II, 255.

Hyac. Holland.

Wagner: Johann Philipp W. wurde am 24. Januar 1799 zu Fischbach, Amt Langen-Schwalbach im Herzogthum Nassau geboren und trat 1815 in das in der Fahrgasse zu Frankfurt a. M. gelegene Eisengeschäft von Gebrüder Basse als Lehrling ein, aus welchem er 1840 nach 25jähriger Wirksamkeit als Buchhalter austrat. 1823 verheirathete sich W. mit der Wittwe Winter geb. L'Allemand. Diese Ehe blieb kinderlos. 1852 verheirathete sich W. zum zweiten Male mit einem Fräulein Rosa Trost. Eine Tochter aus dieser Ehe ist in jugendlichem Alter gestorben. W. war Mitglied des Physikalischen Vereins zu Frankfurt a. M., gehörte sogar während der Jahre 1833—34, 1835 bis 38, 1839—42, 1844—47 und 1849—52 zu dessen Vorstandsmitgliedern. Seit 1862 lebte er als Privatmann in Frankfurt a. M., wo er am 8. Januar 1879 starb.

Mit Unterstützung des Herrn Mechanikus Fritz Albert beschäftigte sich W. frühzeitig mit physikalischen Studien. In der Oeffentlichkeit wurde sein Name zuerst genannt, als Prof. Dr. Neeff bei der Jahresfeier der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft am 1. Mai 1836 das kleine Modell einer elektromagnetischen Kraftmaschine (Rotationsapparat) vorzeigte und darüber berichtete (Frankfurter Jahrbücher VII, 153). Zwei andere ganz davon verschiedene Constructionsarten hatte W. bereits vollständig entworfen und begonnen, aber noch nicht ganz ausgeführt. Am 25. Februar 1837 zeigte W. im Physikalischen Verein den elektromagnetischen Hammer vor, die seitdem allgemein angenommene Vorrichtung zum automatischen Oeffnen und Schließen einer Volta'schen Kette, eine höchst sinnreich erdachte, das mechanische Talent ihres Erfinders bekundende Vorrichtung, die die weiteste Verbreitung gefunden hat (die Erfindung ist übrigens unabhängig von ihm auch von De la Rive in Genf gemacht worden). Dr. Neeff berichtete darüber auf der Naturforscher-Versammlung zu Freiburg 1838, in Poggendorff's Annalen (1836, Bd. 46, S. 104 ff.) und auf der Naturforscher-Versammlung zu Erlangen 1840 (Amtlicher Bericht S. 90). Auf derselben Versammlung legte Prof. Boettger einen Wagner'schen Apparat vor zur Erzeugung von Tönen auch in nicht magnetischen Metallen durch den unterbrochenen galvanischen Strom (vgl. dazu das „Tageblatt", S. 46).

1838 hatte W. einen kleinen elektromagnetischen Wagen construirt. Es war das ein Versuch der Anwendung des Elektromagnetismus als Triebkraft, welches Problem trotz der Apparate, die Jacobi (der von der russischen Regierung reichliche Unterstützung dafür erhielt), dal Negro, Mac Gauley, Wheatstone, Hjorth, Hunt u. A. angaben, noch keine Lösung gefunden hatte, weil die Wirkung des Elektromotors schnell abnimmt und der Funke zerstörend wirkt (vgl. Frankfurter Gewerbfreund, 3. Jahrgang, S. 355; Dingler's Polytechn. Journal, Bd. 118, S. 26). Im dritten Jahrgang des Gewerbfreundes (S. 353) ist ein Vortrag abgedruckt, welchen W. als Vicedirector des Gewerbvereins in der Versammlung der Gewerbetreibenden hielt: Ueber Elektromagnetismus als Triebkraft. Er äußerte damals: „Ich glaube nach vierjährigem rastlosen Streben den Standpunkt endlich erreicht zu haben, wo ich mit fester Zuversicht die Ueberzeugung aussprechen kann, daß nunmehr für die Industrie eine neue Triebkraft gewonnen ist" (auch in Dingler's Polytechn. Journal, Bd. 80, S. 372). In demselben Jahrgang des Gewerbfreundes (S. 313) findet sich auch ein Aufsatz über Elektromagnetismus als bewegende Kraft von dem später als Statistiker

bekannt gewordenen Dr. v. Reden, welcher das Historische der Wagner'schen Entdeckungen gibt.

Am 15. Januar 1841 (Gewerbfreund, 4. Jahrgang, S. 41) zeigte W. in der Versammlung der Gewerbtreibenden zwei elektromagnetische Rotationsapparate und einen Rotations-Magnetelektromotor mit Zählapparat für ärztlichen Gebrauch vor. Am 22. April 1841 faßte die deutsche Bundesversammlung, auf Antrag der Freien Stadt Frankfurt, folgenden Beschluß: „Der Deutsche Bund, in der Absicht, das Geheimniß des Frankfurter Bürgers J. P. Wagner in Betreff der Benutzung des Elektromagnetismus als Triebkraft zu erwerben und dasselbe durch Veröffentlichung gemeinnützig zu machen, sichert dem besagten J. P. Wagner für die ausschließliche Abtretung dieses Geheimnisses eine aus der Bundes-Matricularkasse zu zahlende Summe von 100 000 Gulden zu für den Fall, wenn a) Wagner zuvörderst eine elektromagnetische Maschine in großem Maßstabe, wie solche namentlich auch für Locomotiven erforderlich sein würde, auf seine Kosten erbaut; b) nach einer von der Bundes-Versammlung zu veranstaltenden sachverständigen Prüfung es ihr bewährt werden sollte, daß das Geheimniß den davon gehegten Erwartungen entspricht, und c) J. P. Wagner sich zum Voraus und unbedingt dem Ausspruch unterwirft, den die Bundesversammlung sich deshalb vorbehält."

Am 17. Mai 1841 wendet sich W. an den Fürsten Karl Egon zu Fürstenberg (geb. 1796, † 1854) mit der Bitte, für die Herstellung der großen Maschine ihm seine Unterstützung zu gewähren. Das Antwortschreiben des Fürsten, d. d. Karlsruhe 5. Juni, beginnt so: „Nachdem Uns die Erscheinungen des Elektromagnetismus und dessen Anwendungen im Gebiete der Wissenschaften und Künste stets ein lebhaftes Interesse eingeflößt und in Uns ebenfalls den Wunsch und die Erwartung hervorgerufen haben, es möchte der Wissenschaft, verbunden mit dem natürlichen, zu ihrer Anwendung geeigneten Talente, gelingen, das in seinen Erscheinungen so überraschende Agens der Elektricität zu einem folgsamen Diener und kräftigen Unterstützer des menschlichen Gewerbfleißes zu machen; — nachdem ferner Herr J. P. Wagner aus Frankfurt dieser schönen Aufgabe, ausgerüstet mit ausgezeichnetem Fleiß, Talent und Studium, wie Uns berichtet und von verschiedenen Seiten bestätigt wird, seit einer Reihe von Jahren obgelegen und bereits solche Resultate im Kleinen erzielt hat, daß es im höchsten Grade wünschenswerth ist, daß seine Entdeckungen und Erfindungen auch im Großen erprobt und wo möglich zur Anwendung gebracht und dem Herrn Erfinder die Mittel an die Hand gegeben werden, die ihm von der hohen deutschen Bundes-Versammlung für die praktische Erprobung seiner Erfindung eventuell ausgesetzte Prämie zu erlangen, und nachdem es insbesondere Unser Wunsch ist, das diesfallsige Verdienst in jeder Beziehung der deutschen Nation gesichert zu sehen, Wir auch in den Charakter und die Persönlichkeit des Herrn Wagner ein besonderes Vertrauen setzen, — so nehmen Wir keinen Anstand, auf die Uns in dem Vortrage d. d. Frankfurt 17. Mai 1841, unterzeichnet von den Herren Wagner, Sulzberger und Unserem Hüttenverwalter Müller, gestellten Ansinnen unter der Annahme einzugehen, daß die auf die erste Probemaschine zu verwendende Summe den Betrag von 7000 Gulden nicht übersteige". Es folgen nun die näheren Anweisungen an den Bergrath Steinbeis, dem Herrn W. bei Herstellung seiner Maschine in aller Weise zur Hand zu gehen.

W. hielt sich mehrere Monate in den fürstlichen Werkstätten zu Riesdorf bei Stockach auf (Joh. Müller, Bericht über die neuesten Fortschritte der Physik. Braunschweig 1849. I, 543), mit der Verfertigung elektromagnetischer Wagen beschäftigt; aber seine und des Fürsten Hoffnungen sollten nicht in Erfüllung gehen. Die deutsche Bundesversammlung faßte am 13. Juni 1844 den Be-

schluß: „Da sich durch sachverständige Prüfung der Maschinen herausgestellt habe, daß die Bedingungen nicht erfüllt seien, unter welchen dem Herrn Wagner 100 000 Gulden zugesichert worden, so habe es nunmehr mit diesem Beschluß sein Abkommen". W. arbeitete trotzdem weiter und hat noch bis 1866 seine Versuche fortgesetzt. Er hat über dieselben im December 1865 der Wiener Akademie der Wissenschaften berichtet. (Erfolge der Bestrebungen, den Elektromagnetismus als Triebkraft nutzbar zu machen. Vorgelegt in der Sitzung der Wiener Akademie der Wissenschaften am 8. Februar 1866. Mit einer Tafel. Sitzungsberichte Bd. 53, Abth. 2, S. 308.) In der schon erwähnten Zeitschrift, dem Frankfurter Gewerbfreund, von welchem 6 Jahrgänge (1838—44), herausgegeben vom Gewerbverein und redigirt von Prof. Boettger (Frankfurt, Sauerländer) erschienen, sind außer den oben erwähnten Beiträgen noch zahlreiche technische Mittheilungen von W. abgedruckt.

Am 20. Juni 1846 schlug der Blitz in das Gebäude der Taubstummen-Anstalt zu Frankfurt a. M. Das Ereigniß gab W. Veranlassung sich mit der Lösung des Problems zu beschäftigen, wie es zu vermeiden sei, daß unvollkommen functionirende Blitzableiter nicht mehr schaden als nützen. Vgl. dazu: Dr. med. W. Stricker, „Ueber Anwendung des Galvanismus zur Prüfung der Blitzableiter (nach Angabe von Herrn J. P. Wagner)" (Frankfurter gemeinnützige Chronik, 1846, Nr. 18; auch in Dingler's Polytechn. Journal 1877, S. 265 und in Poggendorff's Annalen, Decbr. 1846, übergegangen). 1849 war W., damals Director der Gewerbehalle, einer der beiden Commissarien, welche das Reichsministerium des Handels zur Berichterstattung nach Paris sandte. Sein Bericht erschien 1850 bei Sauerländer (143 S.). Die Heizungsvorrichtungen beschäftigten ihn vielfach. Von 1857 an hat er die Weißfrauen-, Nikolai- und Peterskirche, die Naumann'sche und die Dondorf'sche Druckerei zu Frankfurt und mehrere Leipziger Etablissements mit zweckmäßigen Heizungsvorrichtungen versehen. Von 1840—78 war W. Inspector der in der Stadt Frankfurt bestehenden Dampfmaschinen. Zum letzten Mal hat er am 7. October 1878 eine solche Besichtigung vorgenommen. Von da an nahm seine Schwäche zu und eine kurze Krankheit führte den Tod des rastlos thätigen, in seiner Einfachheit liebenswürdigen Mannes herbei.

Nekrolog des Herrn J. P. Wagner von Dr. med. W. Stricker im Jahresbericht des physikalischen Vereins zu Frankfurt a. M. für das Rechnungsjahr 1878—1879. Frankfurt a. M. 1880. — Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch. Leipzig 1863. — Wilhelm Stricker, Die Geschichte der Heilkunde und der verwandten Wissenschaften in der Stadt Frankfurt am Main. Frankfurt a. M. 1847. Robert Knott.

Wagner: Joseph W., Kupferstecher, geboren 1706 zu Thalendorf am Bodensee, kam vierzehnjährig zu dem durch Kurfürst Max Emanuel vielfach beschäftigten Jacopo Amigoni nach München, welcher ihm die Principien der Malerei, und zu dem Kupferstecher Franz Joseph Spät, welcher ihm seine manierirte Kunstfertigkeit beibrachte. Amigoni nahm ihn dann nach Rom, worauf W. die Akademie zu Bologna besuchte; nach vier Jahren traf er wieder mit Amigoni in England zusammen und blieb längere Zeit als Gehülfe bei demselben, bis er sich schließlich zur weiteren Ausbildung in der Aetzkunst an den Kupferstecher Laurent Cars nach Paris wendete. Bald aber ging er wieder nach England und verblieb daselbst mit Stichen nach seinem Maecen beschäftigt, fast fünf Jahre im Hause Amigoni's, bis dieser 1739 nach Venedig übersiedelte, wo Wagner eine Kunsthandlung und Kupferstecherschule begründete, aus welcher viele namhafte Schüler wie Giovanni Volpato, Francesco Bartolozzi und Andere hervorgingen. Die ersteren Arbeiten dieser bald berühmten

Künstler erschienen in Wagner's Verlag und nach der damaligen, leider noch lange währenden Unsitte, auch unter dessen Namen, so daß es fast unmöglich wird, den jeweiligen Stecher zu bestimmen. Die besten Blätter seiner Schüler, darunter F. Berardi, Flipart, F. Brünet, A. Capellan, Jampicoli u. s. w. gab W. mit seiner Firma heraus, es lief auch viel Fabrikwaare mit unter, obwohl W. mit Geschick die Radirnadel und den Grabstichel zu handhaben wußte, in breiter und gefälliger Manier arbeitete, auch schon die Farbe verständig anzudeuten versuchte, wobei sein rautenförmiges Korn große Kraft bekam. W., welcher 1780 zu Venedig starb, lieferte nach der angedeuteten Weise Portraits, religiöse und allegorische Darstellungen meist nach den Bildern seiner renommirtesten Zeitgenossen oder deren Vorgänger (Mariae Himmelfahrt nach Agostino Carracci), allerlei Mythologisches, auch Landschaften mit Thieren und architektonische Prospecte, wovon der fleißige Nagler (1851) XXI, 69 ff. eine stattliche Reihe verzeichnet. Hyac. Holland.

Wagner: Joseph W., Schauspieler, stammte aus Wien, wo er am 15. März 1818 als Sohn eines Billeteurs und Copisten am Theater an der Wien geboren wurde. Nach dem Willen seines Vaters sollte er Geistlicher werden. Indessen zeigte er keine Neigung für diesen Stand, sondern wandte sich dem Schauspielerberuf zu. Nachdem er zuerst in Meidling bei Wien die Bühne betreten hatte, kam er im J. 1835 an das Theater in der Josephstadt und von da auf Holtei's Empfehlung im J. 1839 an das deutsche Theater in Pest. Seine ersten größeren Erfolge erzielte er, als er nach fünfjährigem Engagement in Pest an das Leipziger Theater versetzt wurde, das damals unter Leitung des kunstsinnigen Dr. Schmidt stand. Er wirkte hier mit Bertha Unzelmann, die im J. 1849 seine Gemahlin wurde, zusammen und schwang sich bald zum allgemeinen Liebling des Leipziger Publicums auf. Weniger allgemein war der Beifall in Berlin, wo er für kurze Zeit unter Küstner's Leitung thätig war. Als er daher durch Laube die Aufforderung erhielt, sich lebenslänglich mit seiner Gattin an das Burgtheater in Wien engagiren zu lassen, nahm er diesen Ruf mit Freuden an und wirkte seitdem in dieser Stellung als eine der hauptsächlichsten Stützen des Wiener Hofschauspiels bis zu seinem plötzlich eintretenden Tode am 5. Juni 1870. — W. war ein ausgezeichneter Vertreter jugendlicher Heldenrollen und galt gegen Ausgang der 50er Jahre als der erste tragische Heldenliebhaber der deutschen Bühne. Wie kein anderer verstand er es, das Ideale glaubhaft zu machen, wobei ihn seine prächtige Erscheinung wesentlich unterstützte. Deshalb lagen ihm namentlich Schiller'sche Rollen günstig, aber auch in Shakespeare's „Hamlet" oder „Romeo", sowie als Leander in Grillparzer's „Des Meeres und der Liebe Wellen" übertraf er seiner Zeit alle Rivalen.

Vgl. Wurzbach LII, 101—109. H. A. Lier.

Wagner: Joseph Maria W., als Sprachforscher vielfach verdient, wurde am 1. December 1838 zu Wien geboren. Die erste Anleitung zum Sprachstudium erhielt W. von seinem Vater, nach dessen Tode er genöthigt war, die Lateinschule zu verlassen, die er bis zur sechsten Classe besuchte. Um wenn auch nur in entfernter Beziehung zur Wissenschaft zu stehen, trat er als Lehrling in eine Buchhandlung ein, verließ jedoch sehr bald diese Laufbahn und nahm 1856 eine bescheidene Stelle im Finanzministerium um so lieber an, als ihm nun genügend freie Zeit offen stand seine Studien fortzusetzen. Diese bezogen sich zunächst auf das Gebiet des Volksliedes, für das er schon in frühester Jugend eine große Neigung gefaßt hatte. Ausgestattet mit einem reichen Wissen, das er sich durch eine fabelhafte Belesenheit erworben hatte, erschloß er nach und nach der Wissenschaft reiche Schätze, insbesondere aus der

Hofbibliothek und der Bibliothek des Stiftes Klosterneuburg, wo er mit seinem Jugendfreunde Sebald, der inzwischen Chorherr geworden, gemeinsame Studien trieb, die sich vornehmlich auf die Litteratur des 15. und 16. Jahrhunderts erstreckten. Was er für die Kenntniß des deutschen Volksliedes geleistet geht aus den Sammlungen von Liliencron, Hoffmann, Ditfurth, Weller und Wackernagel hervor, an denen er mehr oder weniger hervorragenden Antheil hat. Auch an manch anderem ist er stiller Mitarbeiter gewesen, ohne daß ihm hierfür der gebührende Dank offen ausgesprochen worden wäre. Das verdroß aber den tüchtigen Mann nicht, der von den vornehmsten Gelehrten als ebenbürtiger Forscher geachtet wurde, und mit denen er theils in persönlichem, theils in brieflichem Verkehr stand, unter anderen auch mit Hoffmann v. Fallersleben, von dessen Gedichten Wagner die achte Ausgabe (1874) besorgte. Litterarisch war er auch mit Pfeiffer verbunden, nach dessen Tode er die Vollendung des XIII. Bandes der Germania und des Laßberg'schen Briefwechsels übernahm. Zu seinen Forschungen über das Volkslied gesellte W. auch eingehende Studien über das Rothwelsch, das er schon in der Lateinschule als harmlose Spielerei getrieben hatte, auf dessen wissenschaftliche Seite er aber erst durch A. F. Pott's: „Die Zigeuner in Europa und Asien" aufmerksam wurde. Das Ergebniß seiner Thätigkeit legte er 1861 in Petzholdt's Neuem Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekswissenschaft nieder. Auch die Recension über Avé-Lallemant's „das deutsche Gaunerthum" in Zarncke's Literar. Centralblatt (1863) bekundet seine innige Vertrautheit in diesem Zweige. Ein weiteres Verdienst erwarb sich W. durch die Ordnung und Beschreibung der an litterarischen Seltenheiten reichen Büchersammlung des Wiener Gastwirthes Haidinger, die nach dessen Tode zum größten Theil der Wiener Stadtbibliothek einverleibt wurde. Bei Haidinger fand er auch ein äußerst werthvolles Material für die Festschrift: „Prinz Eugenius der edle Ritter in den Kriegs- und Siegesliedern seiner Zeit", die gelegentlich der Enthüllung des Eugen-Monumentes in Wien (1865) erschienen ist. Von seinem rastlosen Eifer geben die zahlreichen Beiträge Zeugniß, die in verschiedenen gelehrten Zeitschriften erschienen sind. Wir finden ihn als eifrigen Mitarbeiter im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit", in Petzholdt's „Neuem Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekswissenschaft", in Herrig's „Archiv für neuere Sprachen und Litteratur", in „Pfeiffer's Germania", in Frommann's „Die deutschen Mundarten" und in Steinmeyer's „Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur". Mit äußerst werthvollen Beiträgen aber zierte er das „Serapeum", wo er nebst Anderem auch seine Studien über österreichische Dichter des 16. Jahrhunderts veröffentlicht hatte. Ermuntert und unterstützt von hervorragenden Fachgenossen unternahm er in Wien 1874 die Herausgabe des „Archivs für Geschichte der deutschen Sprache und Dichtung", wovon jedoch nur ein Band erschienen ist. Neben allen diesen größeren und kleineren Studien arbeitete W. mit großem Eifer an dem liber vagatorum, an einer Sammlung deutscher Volkslieder aus Oesterreich und an den Sammlungen zur Neubearbeitung von Hoffmann's deutscher Philologie. Leider geriethen die Arbeiten ins Stocken, infolge trauriger persönlicher Verhältnisse, die auch die Quelle eines physischen Leidens wurden, dem W. am 3. Mai 1879 erlag. Von seinen nachgelassenen Werken ist bisher nichts im Druck erschienen, was im Interesse der Wissenschaft sehr zu beklagen ist. Nur die Selbstbiographie, die bis zum Jahre 1868 reicht, hat Josef Strobl für Wagner's Nekrolog benützt.

Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur, herausgegeben von Steinmeyer Band VI. Nekrolog von Josef Strobl. — Wurzbach LII, der im wesentlichen Strobl gefolgt ist, ohne ihn als Quelle zu nennen. Ein

kurzer Nekrolog mit spitzen Bemerkungen gegen die österreichische Unterrichtsverwaltung in „Neue freie Presse“ Nr. 5270. K. Glossy.

Wagner: Karl Wilhelm Ulrich W., Arzt und hervorragender preußischer Medicinalbeamter, wurde am 21. Januar 1793 zu Braunschweig als Sohn des bedeutenden, später in Marburg lebenden Philologen Karl Franz Christian W. (s. S. 525) geboren und war ein Neffe des berühmten Arztes und preußischen Staatsmedicinalbeamten Ernst Horn (s. A. D. B. XIII, 135). Seine Vorbildung erhielt W. ausschließlich von seinem Vater und erlangte, Dank diesem Umstande, eine große Vollkommenheit in alten und neuen Sprachen. Das eigentliche Fachstudium begann er bereits 1809 auf dem Collegium anat. chirurg. in Braunschweig, setzte nach der Auflösung dieses Instituts unter der westfälischen Regierung, 1810, das Studium in Marburg fort, wohin inzwischen sein Vater versetzt war und beendigte dasselbe (von 1812 ab) in Göttingen, wo er 1813 die medicinische Doctorwürde erlangte. Bald darauf trat er in den braunschweigischen Militärdienst als Regimentsarzt bei der Cavallerie (1814), wurde nicht lange danach Brigadearzt und nach der Schlacht von Waterloo 1815, obwol erst 22 Jahre alt, sogar Generalstabsarzt des braunschweigischen Armee-Contingents. Nachdem er 1816 die bereits zwei Jahre früher von der Göttinger Facultät mit einem Preise gekrönte Abhandlung: „Commentatio de foeminarum in graviditate mutationibus nec non de causis, quibus fiat, ut integra eorum valetudo cum hisce mutationibus consistat“ publicirt hatte, bestand er in demselben Jahre das Staatsexamen in Braunschweig, unternahm darauf eine größere wissenschaftliche Reise und erwarb 1818 zu Marburg die philosophische Doctorwürde, zu welchem Zwecke er als Dissertation eine in Göttingen gedruckte Arbeit betitelt: „Commentatio de coremorphosi sistens brevem methodorum ad pupillae artificialis conformationem hucusque adhibitarum adumbrationem novique ad iridodialysin instrumenti descriptionem“ nachlieferte. Dieser Arbeit folgten noch zwei größere selbständige Publicationen: „Versuch einer Darstellung und Kritik der italienischen Lehre vom Contra-Stimulus“ (Berlin 1819) und die Schrift: „De medicorum juribus atque officiis tractatus. Pars I sistens disquisitionem historicam de medicorum apud diversas gentes statu atque conditione“ (ebd. 1819). 1819 habilitirte sich W. als Privatdocent der Medicin in Berlin, widmete sich mit Vorliebe der operativen Chirurgie bezw. Augenheilkunde, wurde 1820 außerordentlicher Professor und wandte sich von jetzt ab ausschließlich der Staatsarzneikunde zu. Nachdem er 1821—22 eine größere Studienreise zu diesem Zwecke nach Großbritannien gemacht und die Resultate derselben in einer bemerkenswerthen Schrift „Ueber die Medicinal-Anstalten und den jetzigen Zustand der Heilkunde in Großbritannien und Irland“ (Berlin 1825) niedergelegt, auch noch einen kleineren diesbezüglichen Aufsatz: „Ueber den Nutzen und die zweckmäßige Einrichtung praktischer Unterrichts-Anstalten für Physiker“ (in Horn's Archiv f. med. Erfahrung 1823) publicirt hatte, erhielt er 1826 die ordentliche Professur der Staatsarzneikunde an der Berliner Universität. 1828 wurde er Criminal-, 1829 Stadtphysicus, sowie später Rath im Medicinal-Collegium der Provinz Brandenburg. Beim Ausbruch der bekannten großen Choleraepidemie des Jahres 1831 wurde er in amtlicher Eigenschaft zum Studium derselben nach den östlichen Grenzen Preußens geschickt. Auf Grund der bei diesem Anlaß, sowie bei der Thätigkeit als Choleraarzt in Berlin gemachten Beobachtungen und Erfahrungen veröffentlichte er einige verdienstvolle Abhandlungen, so die Schrift: „Die Verbreitung der Cholera im Preußischen Staate, ein Beweis ihrer Contagiosität“ (Berlin 1832) und im Verein mit seinem Oheim E. Horn, mit dem er auch das „Cholera-Archiv“ zusammen herausgab: „Wie hat man sich vor der Cholera zu schützen?“ (ebd. 1831). In Anerkennung der von ihm ge-

leisteten öffentlichen Dienste wurde W. 1833 zum Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen und Geheimen Medicinalrath ernannt. Bereits ein Jahr vorher hatte er einen seit 10 Jahren gehegten Lieblingsplan, nämlich die Gründung einer besonderen praktischen Unterrichtsanstalt für die Staatsarzneikunde an der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, durchgesetzt; über dieses Institut veröffentlichte er 1833 einen Bericht, sowie von 1834—36 drei weitere Jahresberichte. 1841 wurde er zum Regierungs-Medicinal-Rath beim Polizei-Präsidium ernannt. Infolge der außerordentlich vielseitigen und angestrengten Thätigkeit Wagner's als Arzt, akademischer Lehrer und Staatsbeamter (auch als Dirigent eines von ihm gegründeten poliklinischen Instituts) begann seine Gesundheit zu leiden, sodaß er nach längerem Kränkeln bereits am 4. December 1846 starb. W. war ein außerordentlich tüchtiger, gewissenhafter, berufstreuer Arzt und Beamter, der als Schriftsteller gleichfalls eine namhafte und fruchtbare Thätigkeit entfaltet hat. Er war Mitarbeiter an Horn's Archiv, am Berliner medicinisch-encyklopädischen Wörterbuch, sowie an zahlreichen Journalen, in denen er außer den obengenannten Schriften noch viele kleinere Arbeiten und Artikel veröffentlicht hat, deren bis zum Jahre 1845 reichendes Verzeichniß das bekannte Callisen'sche Schriftstellerlexicon enthält.

Vgl. noch Biogr. Lexicon von Hirsch-Gurlt VI, 163. Pagel.

Wagner: Karl Franz Christian W., Dr. phil., Geheimer Hofrath, ordentl. Professor der griechischen und lateinischen Litteratur und der Beredsamkeit, Pädagogiarch und Director des philologischen Seminars zu Marburg, geboren am 18. November 1760 zu Helmstedt, † am 10. Juni 1847 zu Marburg. Sein Vater war der Schulrector Joh. Franz Wagner (geboren 1733 in Ulm), der 1762 von Helmstedt nach Braunschweig, von hier ein Jahr darauf an das Rathsgymnasium zu Osnabrück versetzt wurde, an welchem auch der Sohn seine erste, recht mangelhafte Schulbildung erhielt. Dem geistlosen Unterrichte und einer fast sclavisch strengen häuslichen Erziehung unter Leitung des Vaters und eines Hauslehrers ist es vielleicht zuzuschreiben, daß Wagner's Wissen auch später mehr in die Breite als in die Tiefe ging. Nur in den mathematischen Wissenschaften machte er Fortschritte; ein gelegentlicher Besuch Lichtenberg's und das Studium einschlägiger Werke aus des Vaters Bibliothek verleitete W. sogar dazu, das Glasschleifen anzufangen, um später einmal die Fernrohre verbessern zu können. Die Mittel zu seinen Privatstudien, auch in den Sprachen, erwarb sich W. seit seinem 15. Lebensjahre durch Unterricht, wodurch aber seine Gesundheit untergraben wurde. Dazu kam, daß der Vater 1777 von einer langwierigen Krankheit ergriffen wurde, der er auch endlich am 23. April 1778 erlag, und dem Sohne die zweite Ausgabe seiner Caesarübersetzung übertrug. Eine schwere Nervenkrankheit, von der W. nach dem Tode des Vaters befallen wurde, ließ ihn erst 1779 dazu kommen, die Universität seines Geburtsortes Helmstedt zu beziehen, wo er, auf ein Brotstudium angewiesen, anderthalb Jahre lang theologische Vorlesungen hörte. Weder diese noch die naturwissenschaftlichen Vorträge des berüchtigten Beireis vermochten W. zu fesseln, weshalb er sich allmählich ganz dem philologischen Privatstudium ergab; Philosophie, Geschichte, französische, englische und italienische Sprache wurden daneben getrieben und zwar in einer Art Wertherstimmung. Obwohl sich besonders sein Pathe, der Geschichtsforscher Geh. Justizrath Haeberlin, ein naher Verwandter Wagner's, seiner annahm und W. bereits Ostern 1781 zum Lehrer an der in ein akademisches Pädagogium umgewandelten Stadtschule ernannt wurde, begab er sich nicht lange darauf nach Göttingen zu Heyne, wohin ihn bereits früher eine Reise mit einem Freunde geführt hatte, war jedoch infolge der Unmöglichkeit, sich hier sogleich durch Privatunterricht die Mittel zum Weiterstudiren zu erwerben, ge-

nöthigt, den Winter über bei seiner Mutter in Osnabrück zuzubringen. Nach fast dreijährigem, erfolgreichem Studium in Göttingen wurde W. im Sommer 1784 Hauslehrer bei dem Grafen Peter von Salis-Soglio in Chiavenna. Mit dessen Familie machte W. 1785 vor der vom Grafen beschlossenen Uebersiedlung nach England eine größere Reise durch Italien und Frankreich. Drei Jahre verblieb er dann in London als Lehrer der beiden Söhne des Grafen, lernte Land und Leute kennen und war öfters in der Gesellschaft des Astronomen Herschel. Der Wunsch, sich für die classischen Sprachen zu habilitiren, bewog W., Ende September 1788 London zu verlassen und über Holland und Osnabrück nach Göttingen zurückzukehren, wo er anfänglich Privatunterricht ertheilte und daneben die römische Geschichte bis auf Augustus zu bearbeiten beschloß. Seine erste Schrift freilich, die W. um seiner Schüler willen 1789 herausgab, war eine Anweisung zur englischen Aussprache. Ostern desselben Jahres begann W. seine Vorlesungen, zu denen er auf Grund seines Helmstedter Doctordiploms und einer im Manuscript eingereichten, erst 1790 im Druck erschienenen Ausgabe und Uebersetzung der parischen Chronik zugelassen wurde. Indessen schon nach einem halben Jahre (Sept. 1789) erhielt W. eine Anstellung als öffentlicher Hofmeister am Collegium Carolinum in Braunschweig; 1791 nach Umwandlung desselben zu einer bloßen Lehranstalt als Professor der deutschen Sprache und griechischen Litteratur. Am 22. April 1793 verheirathete sich W. mit der ältesten Tochter des Oberzahlmeisters Horn in Braunschweig, einer Schwester des berühmten Berliner Arztes, Geh. R. Anton Ludwig Ernst Horn und des Schriftstellers Dr. Franz Horn, die ihm aber nach sieben Jahren durch den Tod wieder entrissen wurde. Ein Sohn aus dieser Ehe war der ordentliche Professor der Medicin in Berlin, Karl Wilhelm Ulrich W., der kurz vor des Vaters Tode heimging, während ein jüngerer Bruder bereits 1806 der Mutter ins Grab nachgefolgt war. Während seiner Braunschweiger Zeit war W. litterarisch sehr thätig; außer kleineren Arbeiten, die in Wiedeburg's humanistischem und philol.-pädagog. Magazin sowie in den Braunschweiger Beiträgen zur weiteren Ausbildung der deutschen Sprache erschienen, veröffentlichte er eine Uebersetzung von Gifford's römischer Geschichte (1796) und eine Shakespeare-Ausgabe in 8 Bänden (1800). Sein erfolgreichstes Werk jedoch war die „Vollständige englische Sprachlehre für die Deutschen“ (Braunschw. 1802). Um seine angegriffene Gesundheit zu stärken, unternahm W. mehrere Reisen, hauptsächlich in die deutschen Universitätsstädte, wo er mit Voß, Wolf, Schütz, Ersch, Vater, Hermann, Eichstädt, Fichte, Meusel, Harles u. A. bekannt wurde. Im Frühjahr 1810 erfolgte Wagner's Berufung als Professor der Philosophie nach Marburg, nachdem er eine Lehrstelle in Charkow auf Joh. v. Müller's Rath abgelehnt hatte. Ursprünglich hatte er eine Professur der englischen und italienischen Sprache zu Göttingen erhalten sollen. Ende 1810 übernahm er auch die Professur der Eloquenz, der er sich anfangs wegen mangelnder Uebung im Lateinschreiben nicht gewachsen gefühlt hatte, und verfaßte von da an länger als zwei Decennien hindurch sämmtliche Programme zu den Lectionsverzeichnissen, zwei ausgenommen. Am 16. August 1810 vermählte sich W. zum zweiten Male, und zwar mit Anne Katharine Marianne Wilhelmi, die ihm drei Kinder gebar. Da er in Marburg sehr zurückgezogen leben wollte, trat er anfangs in keine nähere Beziehung zu seinen Collegen, was einige derselben ihm so verübelten, daß sie über ihn ungünstige Berichte nach Cassel schickten und Dissen's Berufung nach Marburg veranlaßten. Hierdurch gekränkt, beschwerte sich W. 1813 in Cassel, wo ihm der Studiendirector eine Versetzung vorschlug. W. blieb jedoch, nachdem ihm eine Gehaltserhöhung versprochen war, während Dissen nach Göttingen ging. In den Jahren 1823 und 1824 unternahm W. wiederum eine größere Reise nach Italien, die er, wie

auch die früheren, in K. W. Justi's Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten-Geschichte von 1806—1830 (S. 677—721) ausführlich beschrieben hat; 1825 erhielt er das Amt eines Pädagogiarchen, von dem er 1833 bei Auflösung des Pädagogiums entbunden wurde. Zugleich legte er die Direction des philologischen Seminars, die er 1811—16 und 1821—33 theils mit Collegen, theils allein geführt hatte, wegen hohen Alters nieder, 1834 auch die Professur der Eloquenz, die nun Karl Friedrich Hermann übernahm; Geheimrath wurde W. 1839. — W. war sowohl als Gelehrter wie als Mensch ein durchaus achtbarer Charakter, ein Biedermann im vollen Sinne des Worts. Mochte er auch in seinen jüngeren Jahren bei seinen körperlichen Leiden und überreizten Nerven mit Recensenten und Collegen bisweilen in hitziger Fehde gelegen haben, so zeichnete er sich doch durch weitgehende Toleranz und willige Anerkennung fremder Verdienste aus. Seine unverhältnißmäßig zahlreichen Schriften, die er bis ins hohe Alter verfaßte und deren Verzeichniß in C. Buechel's Prorectoratsprogramm von 1847 S. 25—29 an 87 Nummern umfaßt, sind weniger durch ihren wissenschaftlichen Werth als durch ihre Brauchbarkeit in pädagogischer und didaktischer Hinsicht für seine Zeit von Bedeutung. Das Griechische war seine Lieblingssprache; nur das Englische hielt er für würdig, ihm an die Seite gesetzt zu werden, wie er in der Vorrede zu seiner Ausgabe von Fielding's History of Tom Jones (Vol. I—V, Marburg, 1814—1824) selber angibt. Von dem „aller Kraft ermangelnden, den oberflächlichen Geist der es redenden Nation in einem so hohen Grade aussprechenden" Französischen wollte er nichts wissen und es durch das Englische aus dem Unterricht verdrängen. Die Accentuation der letzteren Sprache führte ihn zu einer Betrachtung des griechischen Accents („Die Lehre von dem Accent der griechischen Sprache ausführlich entwickelt", Helmstedt 1807). Für rein praktische Zwecke verfaßte W. eine gedrängtere „Neue vollständige ... Englische Sprachlehre für die Deutschen" (Bd. I, Braunschweig 1819, II, enth. die Uebungen 1822. 2. Aufl. 1827—28; 5. Aufl. 1839), eine „Theoretisch-praktische Schulgrammatik der englischen Sprache für jüngere Anfänger" (Braunschweig 1843) und „Aufsätze zum Uebertragen ins Lateinische für Geübtere" (ebd. 1820), die, für die Hörer seiner Vorlesungen über den lateinischen Stil bestimmt, in den Anmerkungen fast die ganze Uebersetzung enthalten; 1828 gab er Goldsmith's Vicar of Wakefield mit Anmerkungen heraus, 1830 und 1832 „Paulini a S. Josepho Orationes XXIII", 1832—33 das „Chronicon Parium adnotationibus illustratum", 1834 Sheridan's School for Scandal, endlich 1836 „The West Indian by Rich. Cumberland, accentuirt und mit grammatischen und erläuternden Anmerkungen". Dazu kommen zahlreiche Gedächtnißschriften auf verstorbene Marburger Professoren, wie Crede, Michaelis, Muenscher, Gundlach, Tennemann, Ullmann, Joh. David Busch, Joh. Laur. Zimmermann u. A. Die übrigen Marburger Programme enthalten kleinere kritische, exegetische und grammatische Abhandlungen, antike Realien, Tibull- und Properzübersetzungen, Erläuterung von Klopstock's Ode „der Bach" und Festreden; außerdem schrieb W. Recensionen für die Hallische und Jenaische Litteraturzeitung und die Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, anderes für die Allgemeine Schulzeitung und den Allgemeinen Anzeiger. — In seinen letzten Jahren beschränkte sich W. darauf, den Werken anderer empfehlende Vorreden mitzugeben, so Chn. Koch's Grundsätzen der Erziehung (1837); J. Hoffa's Hülfsbuch zum Erlernen der Englischen Sprache (1841; einer Uebersetzung der Beispiele aus Wagner's englischer Sprachlehre) und Melford's englischem Handwörterbuch, Sprachlehre und Lesebuch (1841). — W. erreichte ein Alter von 87 Jahren; ihn überlebten seine Wittwe, zwei Söhne und eine Tochter.

Vgl. Karl Wilh. Justi, Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstler-Geschichte v. J. 1806 bis z. Jahre 1830 (Marburg 1831) S. 671—726. — Neuer Nekrolog der Deutschen, XXV, 1847 (Weimar 1849) Nr. 145 S. 421—423, worin auch ein Schriftenverzeichniß bis z. J. 1830. — Conrad Buechel's Marburger Prorectoratsprogramm von 1847 S. 22—28. — Otto Gerland, Fortsetzung v. Strieder u. Justi, Grundl. zu e. hessischen Gel.-Gesch. Bd. 21 (2), Cassel 1866, S. 151—153.

C. Haeberlin.

Wagner: Karl Ernst Ludwig Friedrich W., Landschaftsmaler und Radirer, wurde am 19. October 1796 zu Roßdorf an der Röhn, einem Marktflecken im Meiningenschen, geboren. Seine Schulbildung und seinen ersten künstlerischen Unterricht empfing er in Meiningen, wo sein Vater seit dem Jahre 1804 als herzoglicher Cabinetssecretär lebte und, da er selbst die Dichtung pflegte, ein Haus hielt, in dem hervorragende Künstler und Kunstfreunde wie Voß, Tieck, Thümmel und Fernow gelegentlich einkehrten. Obwol so die Neigung zur Kunst von Jugend auf in W. genährt wurde, entschloß er sich doch, nach dem im J. 1812 erfolgten Tode seines Vaters, sich dem Forstfache zu widmen. Nachdem er indessen zwei Jahre seines Lebens an diesen Beruf gewendet hatte, änderte er seinen Plan und begab sich, vom Herzog Bernhard von Meiningen unterstützt, im J. 1817 auf die Akademie zu Dresden, wo er Landschaftsmaler werden wollte. In Dresden fand er bald einen angenehmen Kreis von gleichstrebenden Genossen, unter denen Künstler wie Dahl, Oehme, Ludwig Richter, Stölzel, Schumacher und Götzloff genannt werden. Zu Pfingsten 1820 beendigte W. seine Studien in Dresden und wandte sich nach Heidelberg, um dort Vorlesungen über die Aesthetik zu hören. Noch im Herbste desselben Jahres trat er als Begleiter des Herzogs Bernhard eine größere Reise an, die ihn über Stuttgart und Tübingen in die Schweiz und bis nach Mailand führte. Seit dem October 1820 wieder in seiner Heimath, benutzte W. die folgenden Jahre, um sich auf die übliche italienische Reise vorzubereiten, die er am 22. August 1822 von Meiningen aus antrat. Am 21. October langte er in Rom an, wo er sich an die zahlreichen Dresdener Freunde, die er dort vorfand, eng anschloß, bald aber seinen Verkehr auf den Umgang mit einigen wenigen beschränkte, da ihn die vielen Spaltungen unter den deutschen Künstlern in Rom anwiderten. Von Rom aus besuchte er im Mai 1823 Neapel und den Vesuv, sowie die ganze malerische Umgebung der Stadt. Als er am 25. April 1825 Rom wieder verließ, um sich in die deutsche Heimath zurückzubegeben, nahm er drei größere Gemälde: „Capri", „Civitella" und „Terracina" als die Früchte seines römischen Aufenthaltes mit fort. Doch läßt es sich nicht nachweisen, daß diese Romreise einen tiefer gehenden Einfluß auf die künstlerische Entwicklung Wagner's gehabt habe. W. sagte die deutsche Natur weit mehr zu als die italienische, und er entnahm daher die Motive für seine Bilder am liebsten den Wäldern seiner thüringischen Heimath oder der großartigen Alpenwelt der Schweiz und Tirols, die er bis wenige Jahre vor seinem Ende so oft als möglich aufzusuchen pflegte. Nach seiner Rückkehr in die Heimath ernannte ihn der Herzog zum Hofmaler und Galerieinspector der herzoglichen Galerie in Meiningen. In dieser Stellung war er hauptsächlich für die Mitglieder des meiningenschen Hauses thätig, für die er zahlreiche Oelgemälde und Aquarelle anfertigte. Seine Lieblingsbeschäftigung aber war das Radiren, das er seit dem Jahre 1816 bis in sein Alter betrieb. Seine besten Leistungen auf diesem Gebiete waren die im J. 1856 veröffentlichten vierundzwanzig „Landschaftliche Radirungen auf Stahl", die von der zeitgenössischen Kritik als hochbedeutende Schöpfungen gepriesen wurden. Im ganzen beläuft

sich das eigenhändige Werk des Künstlers auf 46 radirte Blätter, zu denen noch eine einzige Lithographie hinzukommt. — W. starb zu Meiningen am 10. Februar 1867.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allgem. Künstler-Lexicon XXI, 51 und 52. München 1851. — Andresen, Die deutschen Maler-Radirer des 19. Jahrh. II, 166—197. Leipzig 1867. H. A. Lier.

Wagner: Karl Ernst Albrecht W., Professor der Chirurgie an der Universität zu Königsberg und Geh. Medicinalrath, war am 3. Juni 1827 zu Berlin als ältester Sohn des dortigen Professors der gerichtlichen Medicin und Staatsarzneikunde Wilhelm W. geboren, studirte von 1844 an in Berlin und kurze Zeit auch in Heidelberg, stand an ersterem Orte dem berühmten Anatomen Johannes Müller nahe und wurde 1848 (15. Juli) mit einer unter dessen Leitung gearbeiteten vergleichend-anatomischen Dissertation „De Spatulariarum anatome“ zum Doctor promovirt. Nach Zurücklegung des Staatsexamens im Winter 1848—49, während er gleichzeitig seiner Militärdienstpflicht genügte, rückte er beim Ausbruch des zweiten schleswig-holsteinschen Krieges im Frühjahr 1849 mit seinem Regiment ins Feld und war namentlich längere Zeit im Lazareth zu Kolding mit solchem Eifer thätig, daß er sich sogar Stromeyer's Anerkennung erwarb. Den darauf folgenden Winter und einen großen Theil des Jahres 1850 brachte er in Gemeinschaft mit mehreren Studienfreunden, auf einer wissenschaftlichen Reise namentlich in Paris und Wien zu. Im December 1850 trat er eine ihm von B. Langenbeck verliehene Stelle als Assistent in dessen chirurgischer Klinik an und eröffnete damit seine chirurgische Laufbahn. Nachdem er einige casuistische Beiträge (Deutsche Klinik, 1851, 52; Verhandlungen der Gesellschaft für Geburtshülfe in Berlin, 1852) verfaßt, habilitirte er sich mit einer großer Anerkennung sich erfreuenden Schrift: „Ueber den Heilungsproceß nach Resectionen und Exstirpationen der Knochen“ (Berlin 1853, mit 4 Kpft., ins Französische und Englische übersetzt) im J. 1852 (5. August) als Privatdocent der Chirurgie bei der Berliner Universität, jedoch bereits im Herbst 1853 wurde er als Oberarzt an das Städtische Krankenhaus zu Danzig berufen, dessen Direction er zugleich zu übernehmen hatte. Er erwarb sich daselbst bald einen großen und immer steigenden Ruf als Chirurg, so daß, als im J. 1857 der Lehrstuhl der Chirurgie an der Königsberger Universität durch den Rücktritt des bisherigen Inhabers erledigt war, die dortige medicinische Facultät auf den jungen Chirurgen ihr Augenmerk richtete und ihn in ihre Mitte berief. Zu Ostern 1858 trat er seine Professur daselbst an und hielt am 1. Mai seine erste klinische Vorlesung. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten aus der Danziger Zeit führen wir an (in Virchow's Archiv, 1856, 1857): Ueber operative Behandlung der Neuralgie des N. trigeminus, über die Beziehungen zwischen Melliturie und Carbunkel, über Amblyopie und Amaurose bei der Bright'schen Nierenkrankheit, ferner (Deutsche Klinik, 1856) Drei Fälle von Hydrophobie bei Menschen. — Seine Königsberger Professur übernahm er mit der Habilitationsschrift: „De ratione quadam fracturas ossium deformiter consolidatas violenta extensione sanandi“ (Königsberg 1858, 4°, deutsch in den Königsberger medic. Jahrbüchern, 1859) und bald hatte er sich nicht nur die begeisterte Verehrung seiner Schüler erworben, sondern es fand auch ein so enormer Andrang von Hülfesuchenden bei ihm statt, daß er denselben kaum bewältigen konnte. In seiner Klinik hatte er freilich noch eine Reihe von Jahren mit den überaus ungünstigen Verhältnissen derselben, die erst durch einen Neubau vollständig beseitigt werden konnten, zu kämpfen, und diesen, den er sich bei seiner Berufung zur Bedingung gemacht hatte, konnte er erst 1864 mit dem Einweihungsprogramm: Die chirurgische Universitäts-Klinik der Albertus-Universität zu Königsberg in Pr. (4°) eröffnen.

Neben seiner klinischen Thätigkeit, der er sich mit vollster Hingebung und nie rastender eifrigster Verfolgung der Fortschritte der Wissenschaft widmete, war er von seinen Schülern und unzähligen Kranken geliebt und verehrt und von seinen Collegen neidlos anerkannt; auch dem Medicinalcollegium der Provinz, dem er als Mitglied angehörte, war er eine wichtige Stütze. Eine Folge des ihm von allen Seiten entgegengebrachten Vertrauens war es, daß ihm im J. 1866 die Würde eines Prorectors der Albertina übertragen wurde. Dasselbe Jahr sah ihn während des deutsch-österreichischen Krieges im Felde als Generalarzt und consultirenden Chirurgen des 1. Armeecorps. Als Anerkennung für seine Thätigkeit auf dem Kriegsschauplatze erhielt er den Titel eines Geheimen Medicinalraths und wurde 1867, bei den in Berlin zur Reorganisation des Militärsanitätswesens abgehaltenen Conferenzen von der betreffenden Commission zum Generalsecetär erwählt, dem die Abfassung der Protocolle zufiel. Von seinen litterarischen Arbeiten in der Zeit von 1860—1868 nennen wir: (Königsberger med. Jahrbücher 1860) Ueber die Bildung falscher Gelenke bei Ankylose des Unterkiefers — Zur Behandlung cavernöser Geschwülste mittelst Galvanokaustik — Zur Behandlung des Querbruchs der Kniescheibe mittelst der Malgaigne'schen Klammer; (Amtlicher Bericht der Gießener Naturforscher-Versammlung, 1865); Ueber Gritti'sche Amputation (Berliner klin. Wochenschrift, 1866, 1868); — Ueber chronische Muskelerkrankungen — Vier Ovariotomieen; (Langenbeck's Archiv XI) Ueber nervösen Gesichtsschmerz und Neurectomie. Eine für Pitha-Billroth's Handbuch der Chirurgie übernommene Bearbeitung der chirurgischen Krankheiten des Kopfes, an der er seit 1864 arbeitete, ist leider unvollendet geblieben. — Im J. 1868 hatte er das Unglück, daß er sich eine gefährliche Fingerinfection mit schwerer Bleivergiftung zuzog, infolge deren lange dauernde und wiederholte Curen (in Wiesbaden, Aachen, Cannes) ihn seiner klinischen Thätigkeit für lange Zeit entzogen. Erst im April 1870 kehrte er in voller Gesundheit nach Königsberg zurück, verließ es aber bereits Ende Juli wieder, um beim Ausbrechen des deutsch-französischen Krieges in demselben die gleiche Stellung bei der ersten Armee, wie in dem Kriege von 1866, zu übernehmen. Nach rastloser Thätigkeit während der Cernirung von Metz und in Rouen, beabsichtigte er, sich im Januar 1871 zu der Ostarmee des Generals v. Manteuffel zu begeben, erkrankte aber auf der anstrengenden Reise dorthin schwer am Typhus und verstarb, trotz der hingebendsten Pflege seiner nach Dôle, wohin er gebracht worden war, geeilten Gattin daselbst, am 15. Februar 1871. — Sein Tod verursachte eine allgemeine Trauer. Der Kronprinz, der General v. Manteuffel, der Oberpräsident der Provinz Preußen erließen ehrenvolle Nachrufe; sein Leichenbegängniß in Königsberg, wie ein solches seit langer Zeit daselbst nicht stattgefunden hatte, bezeugte, daß alle Schichten der Bevölkerung tief durchdrungen waren von dem Verluste eines ausgezeichneten Arztes und hervorragenden Universitätslehrers, der es verstanden hatte, sich allseitige Anerkennung als Chirurg und Mensch zu erwerben. Für die Chirurgie ist es sehr zu bedauern, daß seine Lebensdauer eine verhältnißmäßig so kurze war, da bei seinen Anlagen und bei seiner rastlosen, energischen Thätigkeit noch viele Förderung für dieselbe durch ihn bei längerem Leben zu erwarten gewesen wäre.

J. Caspary in v. Langenbeck's Archiv für klinische Chirurgie. 1871. XII, 1091. E. Gurlt.

Wagner: Karl Ernst Friedrich Ludwig W., geboren zu Darmstadt am 9. Juli 1802 als Sohn des damaligen Garnisonpredigers Friedrich Ludwig W., † daselbst am 19. September 1879. Vorbereitet auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte er 1819—1823 anfangs Theologie, später classische Philologie in Heidelberg, Göttingen und Gießen, wo er sich der Burschenschaft an-

schloß. Im April 1827 wurde er als Lehrer am Gymnasium zu Darmstadt angestellt und erhielt im Juni 1853 den Charakter als Professor. Im April 1858 erfolgte seine Ernennung zum Mitglied und Rath bei der Oberstudien-direction, in welcher Stellung er bis zu seiner am 1. September 1874 eingetretenen Versetzung in den Ruhestand verblieb. Im J. 1829 hatte er sich mit Luise Sell verheirathet.

W., dessen Humanität und Tüchtigkeit als Lehrer gerühmt wird, ist hier zu nennen wegen der von ihm besorgten Herausgabe dreier werthvoller Briefsammlungen aus dem Nachlaß Johann Heinrich Merck's und einiger seiner Freunde (s. A. D. B. XXI, 404). Sie gewähren werthvolle Ausschlüsse über die deutschen Litteraturzustände der siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, und manches davon ist wol nur durch diese Veröffentlichung davor bewahrt worden, ungekannt unterzugehn.

Scriba, Schriftstellerlexikon des Großh. Hessen I, 414 f., II, 758 ff. — Nekrolog von Fr. Zimmermann in der Darmstädter Ztg. 1879, Nr. 269 v. 28. September. Arthur Wyß.

Wagner: Marcus W., Theologe und Historiker, geboren um 1500 zu Friemar bei Gotha, schloß er sich mit besonderem Eifer an Flacius Illyricus an und wurde von diesem für seine gelehrten Reisen im Interesse der sog. Magdeburger Centurien weithin und vielfach benutzt. Später ließ er sich in Buffleben bei Gotha als Pfarrer nieder und beschäftigte sich noch fortwährend mit Geschichtschreibung, die aber in keiner Weise das Maß des ganz gewöhnlichen überstieg, auch wenn er einen Helden wie Karl d. Gr. sich zum Gegenstande seiner Darstellung auserwählte. Es fehlt ihm entschieden an Urtheil und Kritik. Er zog sich in seine Vaterstadt Friemar zurück, wo er am 6. November 1597 gestorben ist, nachdem er zuvor sich noch in die theologischen Streitigkeiten unter dem Herzog Johann Friedrich d. M. gemischt hatte.

S. Schöttgen, Leben Wagners bei Brückner, Sammlung verschiedener Nachrichten von Gotha, St. XII, 83. — W. Schulte, Beiträge zur Entstehungsgeschichte der Magdeb. Centurien. Wegele.

Wagner: Matthias W., geboren am 10. Juli 1648, Sohn des Badmeisters in Ueberkingen bei Geislingen, Ulmer Gebiets, war der Stifter der später so berühmt gewordenen Wagner'schen Buchdruckerei in Ulm. Er errichtete dieselbe im J. 1677, und druckte meist eigenen Verlag, mit welchem er auch die Messen zu Leipzig besuchte, wo er 1694 gestorben ist.

Christian Ulrich W. der Aeltere, sein Sohn, geboren 1686, übernahm die Druckerei, nachdem seine Mutter mit dem Factor Matthäus Demmel vorläufig noch 13 Jahre dieselbe fortgeführt hatte, im J. 1707. Er brachte sie in solches Ansehen, daß der Rector Johann Peter Miller ihn verum Germanorum Elzevirium nannte: unter anderem hat er auch die berühmten Ausgaben der römischen Classiker gedruckt, welche in Berlin in Haude's Verlag herauskamen. Der Editor war der genannte Rector Miller.

Christian Ulrich W. der Jüngere, sein Sohn, geboren am 28. December 1722, besuchte von 1738 an die öffentlichen Vorlesungen im Gymnasium academicum in Ulm, und als das dreihundertjährige Jubelfest der Erfindung der Buchdruckerkunst im J. 1740 in Ulm gefeiert wurde, hielt er eine lateinische Rede, welche gedruckt ist in der Sammlung der Ulmischen Jubelreden (Ulm 1740). Um auswärtige Buchdruckereien kennen zu lernen, ging er 1743 nach Halle zu Gebauer, im folgenden Jahre nach Berlin zu Henning, und wieder nach einem Jahre zu B. Chr. Breitkopf nach Leipzig. Erst 1747 kam er zurück nach Ulm. Die Buchdruckerei seines Vaters übernahm er 1750. Er war unermüdlich auch litterarisch thätig: Weyermann führt 8 von ihm herausgegebene Schriften an,

darunter: „Erleichterte Anweisung den Kindern die teutsche Buchstaben und deren Aussprache in gedruckten und geschriebenen Schriften, wie auch die Kunst schön zu schreiben fast zu gleicher Zeit beizubringen. Cum appendice litterarum, syllabarum et vocabulorum latini sermonis" (Ulm 1770). Eben dieses zum Gebrauch katholischer Schulen. Beide Fibeln wurden mehrmals neu aufgelegt. Ferner: „Angenehmer Zeitvertreib bei langen Winterabenden in lehrreichen und zeitverkürzenden Geschichten", 9 Stücke in 3 Bänden (Ulm 1770—1773). Das hundertjährige Jubelfest der von seinem Großvater gegründeten Buchdruckerei durfte er 1777 feiern. Er hatte beschlossen von allem, was sein Vater und Großvater gedruckt hatten, welche beide aber ihre Drucke nicht aufbewahrt hatten, und von seinen eigenen Drucken der Stadt Ulm je ein Exemplar zu übergeben. Es gelang ihm, auch das von seinen Vorfahren gedruckte zusammen zu bringen, und er vermachte alles durch einen förmlichen Stiftungsbrief der Stadtbibliothek. Diese s. g. Wagner'sche Bibliothek nimmt noch heutzutage einen ansehnlichen abgesonderten Raum auf der Stadtbibliothek ein. (Nach Weyermann, Nachrichten v. Ulmer Gelehrten u. merkw. Pers. Ulm I, 1798, S. 525 f.; II, 1829, S. 577.)

Johann Daniel W., Christ. Ulr. d. J. Sohn, geboren am 19. Novbr. 1764, war des Vaters Nachfolger; † am 17. Januar 1833. Seine Tochter Henriette heirathete der Buchhalter J. A. Walter, der die Buchdruckerei übernahm und 1871 an seinen Sohn Karl abtrat. Von diesem kaufte sie 1879 Arnold Kuthe, der sie noch besitzt, wie er auch noch Herausgeber des von Chr. Ulrich d. J. 1792 gegründeten „Ulmer Landboten" ist. Die Firma heißt: Wagner'sche Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei. Veesenmeyer.

Wagner: Moritz W., Naturforscher und wissenschaftlicher Reisender, geboren am 3. October 1813 zu Baireuth, † am 31. Mai 1887 zu München. Der Vater war ein hochgebildeter Mann von unabhängiger Gesinnung. Er wirkte, als ihm Moritz geboren wurde, als Gymnasialprofessor in Baireuth, von wo er 1820 nach Augsburg versetzt wurde. Seine Familie wurde groß und seine Mittel blieben klein. Die Mutter war eine energische thatkräftige Frau, der die Sorgen des Haushaltes zwar den Blick beschränken, aber nicht den Muth niederdrücken konnten. Moritz W. hat beider Eltern noch in späteren Jahren viel und gern gedacht und besonders der Mutter ihre treue Liebe reich erwidert. Er lebte aber unter dem Eindruck, daß der enge Zuschnitt des elterlichen Haushaltes seiner Entwicklung und der seiner Brüder nicht günstig gewesen sei und beklagte oft die längst hinübergegangene Mutter, daß sie ihre Tage und Nächte in der Sorge und Arbeit für ihre sechs Kinder hingebracht und für edle Lebensgenüsse kaum Zeit und Stimmung übrig behalten habe. Moritz zeigte früh eine große Neigung zur Beobachtung der Thiere und Pflanzen, er legte Sammlungen aller Art an und gewann bald beträchtliche Kenntnisse in Zoologie und Botanik. Auch litterarische Versuche, gereimte und ungereimte, entflossen schon seiner Feder, ehe er mit 15 Jahren die Schule verließ, um in dem Augsburger Bankhaus von Stetten als Lehrling einzutreten. Daß darunter ein politischer Leitartikel war, den ein Augsburger Localblatt druckte, vollendet den merkwürdigen Eindruck, daß W. alle Neigungen des späteren Lebens und alle Seiten seiner Begabung schon als Knabe zeigt. Er hielt auch in Nürnberg, wo er ein halbes Jahr in dem Merkel'schen Handelshause als Gehülfe arbeitete, litterarische Verbindungen aufrecht. Er hat damals einige größere Erzählungen u. dgl. für Almanache und Zeitschriften geschrieben, bildete sich aber auch wissenschaftlich weiter und scheint den Plan einer wissenschaftlichen Forschungsreise besonders unter dem Einfluß seines Bruders Rudolf, damals Professor in Erlangen, gereift zu haben. Dieser rieth ihm, seine zoologischen Kenntnisse, die auf dem entomologischen Gebiete schon jetzt bedeutend waren, zu vertiefen. W. hatte in Marseille eine kaufmännische Stellung bekleidet und

von hier aus Algier flüchtig besucht. Dieser kurze Besuch im J. 1835 in Afrika ließ ihn den Plan fassen, als Beobachter und naturwissenschaftlicher Sammler wieder dahin zurückzukehren. Im Frühjahr 1836 war er wieder in Deutschland und arbeitete in den Naturaliencabineten von Erlangen und München. Es gelang ihm, in Deutschland Unterstützung und in Paris wissenschaftliche Empfehlungen zu finden. Am 23. October 1836 schiffte er sich in Toulon ein. Ich weiß nicht, ob seine Erzählung von einer Fußreise von Paris nach dem Mittelmeer und einem günstigen Zufall, der allein dem Unbemittelten die Ueberfahrt nach Algier gestattete, sich auf diese zweite Reise bezieht. Jedenfalls fand er in Algier durch seine Pariser Empfehlungen gute Aufnahme, kam besonders mit Adrian Berbrugger in nähere Berührung und wurde von dem General Damrémont einer wissenschaftlichen Commission zur Erforschung Algeriens angeschlossen. Er machte die Züge nach Constantine, Belida und Rhegaia mit und besuchte nach geschlossenem Frieden unter dem Schutze des Emirs das Innere von Maskara. Seine Briefe über die algerischen Zustände an die „Allgemeine Zeitung“ begründeten seinen litterarischen Ruf und zunächst die Verbindung mit dem Hause Cotta, die für ihn folgenreich wurde. Die Briefe verrathen den guten vielseitigen Beobachter und den gewandten Erzähler. Vortrefflich sind die Naturschilderungen. Aber auch den politischen Verhältnissen gegenüber zeigt W. hier schon Scharfblick und Umsicht. Sogar von den militärischen Ereignissen und Zuständen weiß er seinen Lesern wie ein alter Soldat zu erzählen. Es war in seiner muthigen, offenen Natur etwas, was ihn zu den Kriegern hinzog, wenn er später auch den Krieg verabscheute. Kurz vor 1870 hat er seine letzten militärischen Artikel in die Allgemeine Zeitung geschrieben, eine Vergleichung des Werthes der deutschen und französischen Armeen, in denen er scharfsichtig der Ueberschätzung des Franzosen als Soldaten entgegentrat. Cotta erkannte die politischen und litterarischen Talente Wagner's von Anfang an. Nachdem die Berichte Wagner's aus Constantine nicht bloß in Deutschland das größte Interesse erregt hatten, erhöhte er seine Honorarbezüge, so daß W. in Algerien sich freier bewegen konnte. Nach der Herausgabe des dem Herzog von Orleans gewidmeten Werkes „Reisen in der Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837 und 1838“ (3 Bde. mit Atlas), das werthvolle Beiträge von Rudolf W. u. a. Gelehrten enthält, trat W. 1838 in die Redaction der Allgemeinen Zeitung als zweiter Redacteur ein. Er redigirte bis 1842 den französischen Artikel. Kolb, der damalige Leiter der Allgemeinen Zeitung, führte W. in die Praxis der Journalistik ein und übte wohl auch einigen Einfluß auf seine politischen Ansichten aus. In dem Kreise, der sich um die geistvolle Gattin Kolb's versammelte, berührte sich W. mit den bedeutendsten Männern der damaligen litterarischen und politischen Bewegung, unter denen List ihm einen besonders tiefen Eindruck machte. Das Ehepaar Kolb blieb für W. allezeit ein Gegenstand dankbarer Verehrung. Um Lücken seiner naturwissenschaftlichen Bildung auszufüllen, ging W. nach Göttingen, wohin 1840 sein Bruder Rudolf berufen worden war, und hörte besonders bei Hausmann Geologie. Die Begegnung mit Leopold v. Buch auf einer Harzexcursion im J. 1842 war für Wagner's Zukunft bedeutsam. Durch Buch gewann er Fühlung mit Alexander v. Humboldt und beide vermittelten ihm eine Unterstützung der Berliner Akademie der Wissenschaften für seine Reise in die pontischen Küstenländer. Auch seine letzte Reise nach Südamerika wurde durch Empfehlungen Humboldt's und Ritter's gefördert. W. ging 1843 über Wien, wo er mit Metternich und andern österreichischen Staatsmännern zusammentraf, und Belgrad nach Constantinopel, dann nach Südrußland, in den Kaukasus, wo er in Tiflis und dem damals noch türkischen Lasistan verweilte und die Nordseite des Ararat kennen lernte. Im folgenden Jahre reiste er über Trapezunt nach Türkisch-Armenien, wo er

längere Zeit in Erzerum und Bajasid verweilte, die Euphratquelle besuchte, den Ghiaurdhag und den Ararat bestieg. In dem angrenzenden Theil Persiens besuchte er von Täbris aus das Sahautgebirge und den Urmiasee und drang in das kurdistanische Grenzgebirge ein. W. hat über diese Reise vier Werke veröffentlicht: „Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien. Mit einem Anhang: Beiträge zur Naturgeschichte des Hochlandes Armenien“ (1848); „Der Kaukasus und das Land der Kosaken in den Jahren 1843—1846“ (1850); „Reise nach Kolchis und nach den deutschen Colonien jenseits des Kaukasus. Mit Beiträgen zur Völkerkunde und Naturgeschichte Transkaukasiens“ (1850); „Reise nach Persien und dem Lande der Kurden. Mit einem Vorläufer: Denkwürdigkeiten von der Donau und dem Bosporus und Beiträge zur Ethnographie und Naturgeschichte Vorderasiens“ (1852). Die wissenschaftlichen Ergebnisse sind nur zum kleinsten Theile diesen trefflichen, lebendigen Schilderungen einverleibt. Jeder Band enthält allerdings einige wissenschaftliche Abschnitte, die aber gewiß von den wenigsten Gelehrten gerade hier gesucht worden sind. Jedenfalls haben die politischen Capitel neben den erzählenden mehr Beachtung gefunden als diese wissenschaftlichen. Die Denkwürdigkeiten von der Donau und vom Bosporus und die Betrachtung über die politische Stellung Persiens in der „Reise nach Persien“ behalten historischen Werth. Sie lassen in W. einen ungemein scharfblickenden unbestochenen Realpolitiker erkennen, dessen Auffassungen fast ausnahmslos durch die seitherige Geschichte bestätigt worden sind.

Es wird immer zu bedauern bleiben, daß W. die Ergebnisse dieser dreijährigen Reisen in Vorderasien nicht in einer Weise veröffentlichen konnte, die ihm seine Stelle unter den eigentlichen Forschungsreisenden angewiesen hätte. Er schreibt es in einer Anmerkung der Entmuthigung des deutschen Buchhandels in den bewegten Jahren nach seiner Rückkehr zu. Später hat er auch seine eigene Ruhelosigkeit dafür verantwortlich gemacht und die Nothwendigkeit, fürs Brot zu schreiben. Diese erschien ihm besonders im Rückblick aus seinen letzten beiden Jahrzehnten, die ihm die volle Muße zu wissenschaftlicher Arbeit gaben, als das Verhängniß seines Lebens. Aber die Art, wie er nach einem kurzen Aufenthalt in Italien als Correspondent der Allgemeinen Zeitung und des Morgenblattes die Wirren der Jahre 1847—1850 zuerst während des Sonderbundskrieges in der Schweiz, dann 1848 und 1849 in Baden, Frankfurt und Wien und neuerdings mitten unter den Flüchtlingen in der Schweiz miterlebte und in ungemein lebendigen Schilderungen festhielt, zeigt ihn doch mit Leib und Seele bei der Tagesschriftstellerei. Seine Berichte im Morgenblatt aus dem belagerten Wien des October 1848 gehören zu den werthvollsten Documenten jener Zeit. Die Erstürmung schildert W., wie er sie unter Lebensgefahr vom Thurm der Stephanskirche aus beobachtete. Die Ereignisse hatten W. mitgerissen und enttäuscht, wie so Viele. Die Schwüle nach dem Sturme bedrückte ihn. „Nachdem jene Bewegung ebenso winzig und erbärmlich geendigt hatte, als sie groß und vielverheißend begonnen, wurde der Zug nach dem Westen zur unbezwinglichen Sehnsucht“, schreibt er in der Vorrede zu den „Reisen in Nordamerika in den Jahren 1852 und 1853“, die er 1854 mit seinem Reisegefährten Karl Scherzer aus Wien herausgab. Gern erzählte er noch in späteren Jahren, wie er im Frühling 1851 mit dem jungen liebenswürdigen Oesterreicher in Meran zusammentraf, bald mit ihm befreundet wurde, und wie sie gemeinsam den Plan zu der Reise entwarfen, die sie im Mai 1852 antraten. W. ging vom S. Lorenzstrom und den Niagarafällen gleich nach dem jungen Nordwesten, wo ihn der damals von Deutschen viel aufgesuchte Staat Wisconsin fesselte, er bereiste dann mit seinem Reisegefährten Illinois und Missouri und verbrachte mit ihm den Winter in Louisiana. Wie auf früheren Reisen sammelte, jagte und

fischte W. auch hier, was ihn nicht hinderte, der politischen und socialen Lage des Landes, die das besondere Studium Scherzer's bildete, und vorzüglich seiner deutschen Bürger eine lebhafte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Mit Präsident Fillmore, Daniel Webster, General Scott u. a. hervorragenden Männern traten die Reisenden in persönliche Beziehungen. Sie wollten zuerst Jahre in Nordamerika bleiben, dessen glückliche Bedingungen und freie Einrichtungen W. ganz besonders anzogen. Doch gewann es der im Grund noch lebhaftere Trieb, endlich in dem ganzen Reichthum der tropischen Natur unterzutauchen, und die Reisenden fuhren nach Mittelamerika, wo sie die beiden folgenden Jahre verweilten. Wagner's lange zurückgedrängte wissenschaftliche Neigungen brachen sich angesichts der Vulkane und der merkwürdigen Verbreitungserscheinungen der Organismen breitere Bahn. Man kann diesen Abschnitt der amerikanischen Reise als den Beginn der Verwirklichung seines Jugendideals betrachten. Zwar hat er auch über diese Reise keinen geschlossenen wissenschaftlichen Bericht veröffentlicht, aber aus den Einzelaufsätzen sehen wir, wie er von bestimmten Problemen stärker gefesselt wird, die in den nächsten Jahrzehnten ihn immer mehr beschäftigen sollten. Am Schluß der Reise untersuchten die Gefährten Ruinenstätten in Guatemala und kehrten im Mai 1855 über die Antillen nach Europa zurück. Mit der Ordnung der Sammlungen — W. hatte allein an 40 000 Arten wirbelloser Thiere, darunter 300 neue Arten mitgebracht — und mit Veröffentlichungen beschäftigt, empfing W. 1857 von seinem König die Aufforderung, den Plan zu einer selbständigen wissenschaftlichen Reise vorzulegen, von der zugleich Belehrung über die Probleme deutscher Auswanderung und Colonisation zu erwarten wäre. Der König hatte ursprünglich W. der österreichischen Novaraexpedition zutheilen wollen, der Plan war aber nicht auszuführen gewesen und nun schlug W. eine Reise nach Mittel- und Südamerika zwischen 8° N. und 2° S. B. vor, demselben Gebiete, wo er 1855 wegen Mangels an Mitteln hatte umkehren müssen. Sein Plan wurde genehmigt und er machte sich 1858 mit einer Reiseunterstützung von 8000 Gulden, für die er dem bairischen Staat seine Sammlungen von der vorigen Reise abtrat, und Empfehlungen der Akademie (vom 14. August 1857) an alle wissenschaftlichen Körperschaften auf den Weg. Er nannte sich zwar einen „alternden Kranich, der zu dem jüngeren Volk in die Lüfte sich schwingt, wenn der Ruf zur Reise ertönt", aber er führte mit großer Spannkraft seine Aufgabe durch, froh, daß es ihm endlich beschieden war, ohne Sorge für das Reisegeld und deshalb ohne Zwang zur Schriftstellerei wissenschaftlicher Forschung zu leben. Die topographische und geologische Aufnahme des Isthmus von Panama machte den Anfang, dann folgte eine wahre Entdeckungsreise auf den von keinem Naturforscher bisher besuchten Isthmus von S. Blas und eine Reise nach Chiriqui, bei der W. besonders die Colonisationsfrage im Auge hatte. In Südamerika machte W. in den Vulkangebieten von Quito 1858 und 1859 geologische und geographische Studien, stellte Beobachtnngen über Firn- und andere Höhengrenzen an den Abhängen des Cotopaxi und Chimborazo an, wo er als Erster auf die Gletscher der äquatorialen Anden hinwies und widmete überall der horizontalen und Höhenverbreitung der Organismen besondere Aufmerksamkeit. Eine Reise am untern Pastassa schnitt ein heftiger Fieberanfall zu frühe ab. W. kehrte 1860 nach Europa zurück, ordnete seine ungewöhnlich reichen Sammlungen und arbeitete mit Ruhe, wie nie vorher, seine Ergebnisse aus. Erst 1870 erschienen sie vereinigt in dem reifsten Werke, das ihm zu schaffen vergönnt gewesen ist: „Naturwissenschaftliche Reisen im tropischen Amerika". Es sind lose aneinander gereihte Monographien, wissenschaftlich, aber in lesbarer Form. Man merkt das Muster der kleineren Schriften Alexander v. Humboldt's. Es ist zu bedauern, daß das Buch

zu wenig Leser gefunden hat. Es ist durch Inhalt und Form gleich bedeutend. W. trat nun in die ruhigsten Jahre seines Lebens ein. 1862 war er zum außerordentlichen Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München gewählt, wozu wesentlich der Einfluß des damaligen Präsidenten Justus von Liebig beitrug, und am 4. Mai 1862 zum Ehrenprofessor der Universität zu München ernannt worden, mit der Ermächtigung, Vorlesungen über Geographie und Ethnographie zu halten. Er hat von diesem Recht, soviel ich weiß, keinen Gebrauch gemacht. Dagegen hielt er in der Akademie am 12. November 1864 seinen ersten Vortrag über die von Boucher des Perthes im Diluvialkies von Abbeville gefundenen Spuren des Menschen, öfters sprach er in den folgenden Jahren über pflanzen- und thiergeographische Dinge und erstattete 1866 den ersten Bericht über die Pfahlbauten an der Roseninsel im Würmsee, die Desor entdeckt und W. seit dem Juni 1864 mit glänzenden Ergebnissen durchforscht hatte. Zu seinen Baggerungen stellte ihm die Akademie 1864 Mittel zur Verfügung. Als 1862 die ethnographischen Sammlungen des Staates vereinigt wurden, gab man W. die Stelle eines Conservators mit 800 Gulden Gehalt. Wesentlich seinen Bemühungen ist der Ankauf Siebold'scher, Schlagintweit'scher u. a. Sammlungen zu danken, aus denen seit 1867 das königl. Ethnographische Museum hervorgegangen ist. Schade, daß Wagner's Aufmerksamkeit gerade in dieser Zeit dauernd auf das biogeographische Gebiet abgelenkt worden ist. Er hat auf das Ethnographische Museum viel Fleiß verwendet, es aber nicht wissenschaftlich ausgenützt und auch nicht eingreifend wissenschaftlich geordnet.

In den Abhandlungen der Akademie von 1866 steht eine wissenschaftliche Monographie „Ueber die hydrographischen Verhältnisse und das Vorkommen der Süßwasserfische in den Staaten Panama und Ecuador", die erste größere rein wissenschaftliche Monographie unter so vielen geplanten und begonnenen. Sie ist von besonderem Interesse, weil in ihr die Migrationstheorie sich ankündigt, die von da an die ganze Forscherarbeit Wagner's an sich fesseln sollte. W. hatte schon 1853 im ersten Bande seiner „Reisen in Nordamerika" das Wort Migrationsgesetz von der Ausbreitung der Menschen und der Cultur über die Erde gebraucht. Hier erkennt er aber bestimmt in der Ausdehnung und Abgrenzung der Flußsysteme die Ursache des Vorkommens und der Verbreitung besonderer Arten. Wagner's Verdienst ist es, zum ersten Mal die Verbreitung einer und derselben Flußfischart an beiden Oceanufern nachgewiesen zu haben; es ist dort, wo zwischen den Sierras Trinidad und Del Penon die Gebirgskette in niedere Hügel (Cerros) sich zusammenzieht. Der lange schon keimende Gedanke, daß die Wanderung und Absonderung eine ungeahnt große Rolle in der Artbildung spielen, wurde durch diese Arbeit in W. recht zur Entfaltung gebracht. W. hatte als Jäger und reisender Sammler die Standorte und Verbreitungsgebiete der Thiere und Pflanzen von jeher mit Aufmerksamkeit betrachtet. Das für alle Auffassung der Lebewelt entscheidende Wesen der naturgeschichtlichen Arten, Gattungen u. s. w. war ihm praktisch viel vertrauter geworden, als manchem Museumszoologen. Die Art und ihre Verbreitung standen daher allezeit im Mittelpunkt seiner folgenreichen biogenetischen Gedanken und Studien. In seinen „Beiträgen zur Völkerkunde und Naturgeschichte Transkaukasiens", 1850 erschienen, spricht er eingehend über „die wichtige Frage, wo ursprünglich Pflanzen- und Thierarten auf der Erdoberfläche entstanden sind und wie sie sich weiter verbreitet haben". Die stellvertretenden (vicariirenden) Arten stehen ihm dabei merkwürdigerweise im Mittelpunkt, dieselben, von denen er 15 Jahre später bei der Begründung der Migrationstheorie ausging. Schon damals betonte er die Erfahrungen, die ihn Reisen in den Alpen, Pyrenäen, Apenninen, Karpathen, im Atlas, Taurus und Kaukasus hatten machen lassen:

„In allen Gebirgen von gleicher Meereshöhe, unter gleichen oder ähnlichen Breitegraden und mit verwandten klimatischen Verhältnissen strebt die Natur auch nach den gleichen Formen der Organismen, erzeugt die gleichen Pflanzen- und Thiergeschlechter, ja zum Theil dieselben Arten". 1850 glaubte W. noch an eine „Tendenz der Naturkräfte, unter gleichen äußeren Einwirkungen die gleichen Organismen ins Leben zu rufen". Das war wol unter dem Einfluß seines Bruders Rudolf. Er bewies aber auch an zahlreichen Fällen die Abhängigkeit der Größe der Verbreitungsgebiete von den Bewegungs- und Verbreitungsmitteln, was er dann in dem „Migrationsgesetz" von 1868 weiter ausgeführt hat. Seine Reisen in Nord-, Mittel- und Südamerika brachten ihm neue Beispiele wiederkehrender und stellvertretender, weit und beschränkt verbreiteter Arten. Aber der verbindende, das Räthsel lösende Gedanke der Abwandlung der organischen Formen unter dem Einfluß der Oertlichkeit und Ortsveränderung ist ihm vor Darwin nicht aufgestiegen. Neidlos hat er den tiefen Eindruck geschildert, den auf ihn und andere Gelehrte das Darwin'sche Buch „On the Origin of Species" gleich nach seinem Erscheinen gemacht hat. In W. tauchten dann sofort alle die merkwürdigen Erscheinungen der Pflanzen- und Thierverbreitung auf, die er seit so vielen Jahren gesehen, verzeichnet und wieder und wieder überdacht hatte, ohne die unablässig gesuchte Erklärung zu finden. Auf seine allerfrühesten Sammlererfahrungen sah er sich zurückgeführt. Hatte er nicht zuerst auf die Abgrenzung von Verbreitungsgebieten durch Flußrinnen hingewiesen? Macroscelides Rozeti und Mus barbarus, deren östliche und] westliche Verbreitungsgrenze der Schelif in Algerien bildet, tauchten jetzt vor ihm auf, aber in viel hellerem Licht als je, und er nannte diese kleinen Säugethiere mit Zärtlichkeit die Bringer des Gedankens der durch Absonderung artbildenden Wanderung.

W. widmete die spärlichen Arbeitsstunden seines von immer mehr körperlichen Leiden heimgesuchten Alters dem Studium der Schriften Darwin's und der rasch anwachsenden darwinistischen und antidarwinistischen Litteratur. Er that dies mit fast jugendlicher Frische, die ihn auch noch mehr als einmal auf den litterarischen Kampfplatz führte. Er liebte die bedeutenden litterarischen Erscheinungen einiger Jahre in kritischen Uebersichten zu behandeln. Dabei leitete ihn sichtlich ein dreifaches Bestreben: die Entwicklungslehre als vollkommen begründet nachzuweisen; die Zuchtwahl einzuengen; und die Wanderung und Absonderung im Sinne der Migrationstheorie als die wichtigste Triebkraft der organischen Entwicklung zu erweisen. Die Erfolge seiner Aufsätze waren unzweifelhaft bedeutend im ersten Punkt. Außer Haeckel dürfte kein zweiter deutscher Forscher so viel zum Verständniß der Entwicklungstheorie beigetragen haben. In München gehörte er zu den Wenigen, die ihr schon 1861 rückhaltslos beistimmten. Die Alten und Maßgebenden hielten sich zurück, nur Liebig kam ihr mit Verständniß entgegen; unter den Jüngern trat zuerst Kollmann entschieden für sie ein. Lange ehe W. am 7. März 1868 in der Akademie der Wissenschaften mit seiner ersten Mittheilung des Migrationsgesetzes der Organismen hervortrat, hat er dort und durch kleinere Veröffentlichungen im „Ausland" und in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" die umwälzende Bedeutung der Entwicklungslehre vertreten. Der Theorie der natürlichen Zuchtwahl stand er jedoch von Anfang an anders gegenüber. Zuerst nahm er sie allerdings an, betonte aber die unzureichende Berücksichtigung der geographischen Verbreitung und erblickte eben darin einen Mangel des Darwin'schen Aufbaues. „Ich vermisse eine klare bestimmte Darlegung des Gesetzes, nach welchem die Natur verfahren, um mittelst der Zuchtwahl die merkwürdige Artenvertheilung der jetzigen Pflanzen- und Thierwelt zu Stande zu bringen". Er suchte diese Lücke durch sein 1868 nach jahrelangem Erwägen zuerst aufgestelltes Migrationsgesetz der Organismen

auszufüllen, das auf der Ueberzeugung beruht, daß die Zuchtwahl ohne eine Wanderung der Organismen, und ohne die längere Isolirung einzelner Individuen vom Verbreitungsbezirk der Stammart nicht wirksam werden könne. W. hatte zweifellos eine viel ausgebreitetere Kenntniß, aber auch tiefere Auffassung der biogeographischen Probleme als Darwin und sah daher sofort, daß mit der Darwin'schen Theorie allein sie nicht zu lösen seien. Zuerst sollte das Migrationsgesetz die Zuchtwahl nur ergänzen. So tritt es uns in seiner ersten Form in dem am 17. März 1868 in der Akademie der Wissenschaften zu München gehaltenen Vortrag: „Die Darwin'sche Theorie in Bezug auf die geographische Verbreitung der Organismen" entgegen und so auch noch in dem kleinen, inhaltreichen, fesselnden Buch „Die Darwin'sche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen", dessen Vorrede vom Juni 1868 datirt ist. Zwar wird hier die Wanderung und Colonienbildung als die nothwendige Bedingung der natürlichen Zuchtwahl hingestellt, zugleich aber ausgesprochen, daß sie sie bestätige, die wesentlichsten dagegen erhobenen Einwürfe beseitige und den ganzen Naturproceß der Artenbildung klarer und verständlicher mache. Darwin hatte ihm nach seinem akademischen Vortrag geschrieben, daß das Migrationsgesetz viele Schwierigkeiten und Einwürfe der Transmutationstheorie in einer Weise beseitige, die ihm gar nie eingefallen wäre. Es ist aber kaum zweifelhaft, daß Darwin schon damals nicht so weit ging in der Anerkennung der Bedeutung der Migration wie W., der am Ende seiner Schrift folgende Grundgedanken ausgesprochen hatte: Je größer die Aenderung der Lebensbedingungen einer auswandernden Art, desto stärker ihre Veränderlichkeit. Je schärfer die Absonderung, desto leichter die Herausbildung einer neuen Abart. Je vortheilhafter die Abänderungen für die Abart, und je besser angepaßt an die Umgebungen, und je länger ungestört in Absonderung die Abart sich erhält, desto leichter die Entwicklung der Abart zur Art. Auf diesem Wege schritt W. fort, indem er wie bisher besonders die geographische Verbreitung ins Auge faßte und bei scheinbar räthselhaften Erscheinungen mit Vorliebe verweilte. Dabei wandte er sich von der Zuchtwahlhypothese immer mehr ab und schränkte seine Anerkennung der Darwin'schen Lehre immer enger auf die eigentliche Entwicklungstheorie ein, wie schon Lamarck sie formulirt hatte. In dem akademischen Vortrag vom 2. Juli 1870 „Ueber den Einfluß der geographischen Isolierung und Colonienbildung auf die morphologischen Veränderungen der Organismen" ist dieser Fortschritt schon vollzogen. W. faßt seine jetzt als Separationstheorie bezeichnete Lehre in den Satz: Die Natur züchtet nur periodisch neue Formen stets außerhalb des Wohngebietes der Stammart durch geographische Isolirung und Colonienbildung, ohne welche bei allen höheren Thieren getrennten Geschlechts keine constante Varietät oder neue Art entstehen kann. Der Gestaltungsproceß einer neuen Form kann nicht von langer Dauer sein. In diesem Vortrage vertiefte W. den Begriff der Absonderung gegen Einwürfe Häckel's und Weismann's, indem er hervorhob, wie die räumliche Absonderung und die Veränderung der Lebensbedingungen durchaus keine großen Räume und gewaltigen Naturschranken verlange, sondern im engen Raum eines kleinen Binnensees durch Aenderungen der Bodenform, der Temperatur, auf verschiedenen und doch räumlich einander nahen Nährpflanzen der Raupen u. dgl. sich vollziehen könne. Seine neue Stellung legte er dann in einer Aufsatzreihe „Neue Beiträge zu den Streitfragen des Darwinismus" im Ausland 1871 und in „Neueste Beiträge zu den Streitfragen der Entwickelungslehre" in der Allgemeinen Zeitung 1873 eingehend dar. In einer neuen Aufsatzreihe „Der Naturproceß der Artbildung" im Ausland 1878 faßt er die Ergebnisse seiner immer noch intensiv auf dieses große Problem gerichteten Gedankenarbeit in 21 Thesen zusammen und 1880 bot er in einer größeren

Abhandlung „Ueber die Entstehung der Arten durch Absonderung" im Kosmos das letzte geläutertste Ergebniß, aus dem alles Nebensächliche ausgeschieden und fast alles Polemische vermieden ist. Es kommt W. in dieser letzten Aussprache darauf an, einige Einwände zu widerlegen, denen er selbst Gewicht beilegte. Er suchte zu zeigen, daß aus dem Zusammenvorkommen zahlreicher Planorbis-Varietäten im tertiären Steinheimer Becken kein Beweis für die Zuchtwahl und kein Widerspruch gegen die Migrationstheorie zu gewinnen sei. Die von Wallace in so fesselnder Weise vorgetragene Erklärung der Mimicry als ein glänzender Fall vom „Ueberleben des Passendsten", suchte er durch den Hinweis auf das instinctive Schutzsuchen der Thiere in schützenden Medien zu entkräften. Während er die Mitwirkung des damals übertrieben betonten Kampfes ums Dasein bei der Artbildung auf gelegentliche Anstöße einschränkt, jedenfalls sie nicht entscheidend sein läßt, weist er dem natürlichen Altern der Arten eine viel größere Bedeutung zu. Statt „Ueberleben des Passendsten" möchte er sagen „Ueberleben des Jüngeren und daher Lebenskräftigeren". In einem brieflichen Bekenntniß Darwin's aus dieser Zeit, daß er den Hauptfehler seiner Theorie in der zu geringen Berücksichtigung der unmittelbaren Wirkung der äußeren Verhältnisse erkenne, sah er eine willkommene Bekräftigung seiner immer stärker gewordenen Ueberzeugung, daß „die einfache functionelle Anpassung isolirter Organismen an veränderte Nahrungsverhältnisse für sich allein schon genüge eine neue Art, unabhängig vom Kampf ums Dasein auszuprägen".

W. hat trotz alles Scharfsinns und trotz des Reichthums der beweisenden Thatsachen, zu dem er viel Merkwürdiges aus eigener Beobachtung beibrachte, keinen großen Erfolg mit seiner Migrationstheorie erlebt. Kein namhafter Biolog hat sein Einverständniß mit der Migrationstheorie öffentlich erklärt. K. E. v. Baer schrieb ihm zwar einen langen Brief voll Lob, bezeichnete aber seine Schrift von 1868 doch nur als die beste über die Darwin'sche Theorie. Was aber W. tief kränkte, war der Mangel an tieferem Eindringen, der aus den Widerlegungen sprach. Schreiber dieses gab zwar seiner Ueberzeugung von der hohen Bedeutung der Migrationstheorie warmen Ausdruck, ging aber W. nicht tief genug in die Einzelheiten ein. Den gleichen Mangel beklagte er bei allen seinen Freunden. Er ließ wol durchblicken, daß sie eben nach Art jüngerer Gelehrten mit ihren eigenen Plänen und Arbeiten zu beschäftigt seien, um seinen so oft wiederholten Argumenten die nöthige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Am meisten erbitterte ihn aber die Verdächtigung seitens eines namhaften Zoologen: er wolle Darwin von seiner hohen Stelle verdrängen und sich an dessen Platz bringen. Nichts lag W. ferner als die Gelehrteneitelkeit. Als diese niedrige Vermuthung ausgesprochen wurde, hatte W. längst Leopold v. Buch die Ehre der ersten Aeußerung des Grundgedankens der Migrationstheorie zugesprochen. Er schrieb darüber einen eigenen Aufsatz im Kosmos 1883. Und doch hat Buch in seinem Werk über die Canarien den Gedanken gleichsam nur hingeworfen. Von einer wissenschaftlichen Begründung, wie W. sie ihm dann gegeben hat, ist dort keine Rede. Wenn W. auf der einen Seite mit seinem Gedanken immer mehr verwuchs, der ja thatsächlich den ganzen Inhalt seines productiven Denkens und Schaffens in den letzten 20 Jahren seines Lebens bildete, so sah er ihn doch auch immer gegenständlicher vor sich hintreten. Er erkannte sehr wohl die Unklarheiten in der ersten Form, war für Einwürfe sehr empfänglich, und arbeitete rastlos an der Verbesserung. Aus der Tiefe seiner Erfahrung holte er immer neue biogeographische Thatsachen, er verfolgte aber auch die neueste Litteratur, und nicht zuletzt bemühte er sich um die Klarheit und Gedrungenheit der Form. Wenn der ersten Veröffentlichung noch einige Unklarheiten angehaftet hatten, so waren die abschließenden Aufsätze, die 1882—84 unter dem Titel „Darwinistische Streit-

fragen" im Kosmos erschienen, von vollkommener Durchsichtigkeit. Man fühlte durch, wie viel tiefer W. jetzt alle die einschlägigen Fragen erfaßte und mit jedem Jahr tritt die philosophische Neigung stärker hervor. W. gehörte zu der Generation, die Moleschott's und Büchner's Materialismus durchgekostet hatte, und er war nicht befriedigt. Er wandte sich hoffnungsvoll an Spencer, dessen Principien der Biologie er mit Genuß durchstudirte, war aber sehr unzufrieden mit dessen dürftiger Definition des Lebens, die er in der angezogenen Reihe von Aufsätzen durch eine vorzügliche ersetzte. Um den schwerwiegenden Einwurf zu entkräften, daß seine Theorie die Zweckmäßigkeit der Organismen nicht erkläre, vertiefte er sich auch in dieses schwierige Problem, ohne es doch wesentlich zu fördern. Es ist doch sehr bezeichnend, daß er in dem letzten und dritten 1884 veröffentlichten Aufsatz der „Darwinistischen Streitfragen" auf den Ausgangspunkt, die räumliche Trennung der vicariirenden Arten und die kettenförmige Anordnung ihrer Wohngebiete als einen der stärksten Beweise für seine Theorie zurückkommt und noch eine Menge von Thatsachen dafür ins Feld führt, die die Zuchtwahllehre nicht zu erklären weiß. Seine Zusammenfassung der auf Grund der Variabilität und Vererbungsfähigkeit die morphologischen Veränderungen hervorbringenden Ursachen, als: „Kreuzungsverhinderung und gesteigerte Fortentwickelung persönlicher Merkmale durch Inzucht und veränderte äußere Lebensbedingungen, welche in jeder neuen Ansiedelung besonders durch veränderte Uebung der Organe auf die Colonisten und ihre Nachkommen umbildend wirken" kann als die letzte Fassung seines Grundgedankens angesehen werden. Auf ihn wird sicher die Wissenschaft zurückkommen, zuerst die Biogeographie, die schon jetzt durch eine Reihe von berufenen Vertretern ihre Zustimmung erklärt hat. Während W. sich an dem Streite über die Anwendung der Entwicklungslehre auf den Menschen nur gelegentlich betheiligte, verfolgte er doch alle einschlägigen Versuche mit dem regsten Interesse. Dem Studium der geographischen Verbreitung des Menschen, das Schreiber dieser Zeilen zur „Anthropogeographie" führte, wandte er in allen Stadien eine lebendige Theilnahme zu. Zuletzt vertiefte er sich aber ganz in einen originellen Gedanken, mit dessen Darlegung er 1885 überhaupt seine schriftstellerische Thätigkeit schloß: Die Culturzüchtung des Menschen. Er ging von der auf allen Stufen der Völkerentwicklung festgehaltenen Vermeidung der Blutschande aus, die die Inzucht unmöglich gemacht und damit auch die Schöpfung neuer Rassen ausgeschlossen hat. Daraus leitete er eine Richtung der Entwicklung des Menschengeschlechtes ab, die im ganzen Thierreich kein analoges Beispiel findet. Die Menschenrassen als „Dauertypen" aufzufassen, die seit der Diluvialzeit unverändert geblieben seien, hatte damals Kollmann versucht. W. sah in diesem Stehenbleiben der Rassenbildung einen Beweis für die Eigenartigkeit der Entwicklung der Menschheit, die er „Culturzüchtung" nannte. Wie er die Entstehung der menschlichen Cultur und Sprache in den Beginn der Eiszeit verlegte, die Steigerung der Migrationsfähigkeit mit den ersten Culturerwerbungen beginnen läßt, den hohen Erwartungen widersprach, die von den Schädelmessungen gehegt wurden, die Entstehung der Scheu vor Blutschande psychologisch begründet und zuletzt das Ergebniß der Untersuchung in vier Thesen zusammenfaßt, das alles zeigt W. noch im Vollbesitz seiner geistigen Kraft. Und doch erklärte er, als er die letzten Seiten dieser wahrhaft ideensprühenden, tiefgedachten Abhandlung dictirt hatte, daß dieses sein letztes Wort sein solle. Und so blieb es. Die körperlichen Leiden allein konnten ihm die geistige Arbeit verleiden, deren Werkzeuge noch frisch und scharf waren. Auch seine Briefe wurden jetzt spärlicher. Er las oder ließ sich vorlesen, saß viele Stunden sinnend in den Isaranlagen, im Hofgarten oder an dem Wasserfall im Englischen Garten und

liebte selbst das Gespräch nicht mehr so wie früher, wo es ihm unmöglich erschienen wäre, den Besuch eines Freundes abzulehnen. Nach einem früher regen Briefwechsel war ich Monate ohne Nachricht gewesen, als am Pfingstmontag 1887 ein Telegramm seines Museumsdieners meldete, daß er sich am Vormittag erschossen habe. Quälender Husten, Neuralgien und zuletzt noch ein Blasenleiden und im Gefolge Unfähigkeit zu arbeiten, oder auch nur geistig zu genießen, hatten jetzt den Punkt erreicht, von dem er längst vorausgesagt hatte, daß er sich an ihm berechtigt halten würde, seinen Lebensfaden selbst zu zerschneiden. Wenige Monate vor seinem Tode hatte er noch bekannt, daß es ihm trotz aller Leiden schwer falle, der süßen freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens zu entsagen.

W. war hoch und schmal gebaut. Er hatte hellblaue, blitzende Augen, eine stark gebogene Nase und schmale Lippen, trug Schnauz- und Knebelbart. Ehe er im Jahre 1870 durch einen unglücklichen Sturz beim Abspringen vom Eisenbahnwagen zum Krüppel geworden war, der an Krücke und Stock gehen mußte, war seine Haltung aufrecht und man hätte ihn für einen Mann des Schwertes halten können. In der That liebte er es, mit Waffen umzugehen, war ein geschickter Pistolenschütze und erfolgreicher Jäger. Mehr als einen Ehrenhandel hat er mit der Waffe auszufechten gehabt. Sein Wort und seine Feder konnten verletzen. Sich in die lebhafteste Erörterung öffentlicher Angelegenheiten, ohne Ansehen der Person, mit Witz und Ironie zu stürzen, war ihm einst so Bedürfniß geworden, daß er auch selbst in der Periode wissenschaftlicher Vertiefung noch dann und wann einen Zeitungsartikel hinwarf. Doch ist er in allen Discussionen immer milder gewordeu. Selbst der Aerger über das seichte Geschwätz mancher sogenannter Naturforscher, die den Darwinismus zur Parteisache machten, hat ihm höchstens noch eine leicht ironische Bemerkung eingegeben. Im Gespräch bewahrte er sich die Neigung über menschliche Schwächen, zunächst über seine eigenen, liebenswürdig zu spotten. W. hatte die Kämpfe der 30er und 40er Jahre um politische Freiheit und freie Forschung mitgekämpft. Die Reaction war ihm so zuwider, daß er ihr 1852 nach Amerika auswich. In der Politik kehrte er zwar auf den gegebenen Boden zurück und gehörte nach 1866 zu den wärmsten Bewunderern des alten Wilhelm und Bismarck's. Die Allianz mit Oesterreich pries er als dessen schönstes segensreichstes Werk. Zur Kirche, der seine nächsten Verwandten sogar mit Entschiedenheit zugewendet waren, kehrte er aber nicht zurück. Er blieb ein Aufklärer, war aber kein Spötter. Besonders mit Leuten aus dem Volke unterhielt er sich liebevoll über ihren Glauben. Er besuchte manchmal die Vorträge in der Münchener freireligiösen Gemeinde und las seines Freundes Strauß „Der alte und der neue Glaube" mit wahrer Begeisterung; den Freunden, die sie nicht theilten, warf er leicht einen mystischen Hang vor. Er selbst kam aber über den Materialismus bald hinaus. Der angeborene Gegensatz seiner fein organisirten Natur zu der Rohheit und Plattheit eines Vogt und Büchner unterstützte ihn dabei. Ich war Zeuge des üblen Eindrucks, den ein Besuch des letzteren in den ersten 80er Jahren bei ihm hinterließ. Mit der Vertiefung in die Schöpfungsprobleme, die die letzten 20 Jahre seines Lebens ihn ununterbrochen beschäftigten, ging eine philosophische Einkehr Hand in Hand, die zum Pantheismus führte. Er beschäftigte sich nun viel mit der Seelenlehre des Buddhismus. Jahre vor seinem Tode dichtete er sich die Grabschrift: Mitleidlos bricht die Natur Ihr Gebild' entzwei; Steten Wechsel liebt sie nur, Alles zieht vorbei. Doch wenn auch Vergänglichkeit Treibt ihr grausam Spiel: Ew'ges Schaffen bleibt der Zeit, Wie der Kräfte Ziel!

Er war auch immer duldsamer gegen religiös Andersdenkende geworden.

Er gehörte zu den Deutschen, an denen Goethe seine erziehende Arbeit bewährt hat; in den letzten zehn Jahren las er von poetischen Schöpfungen wenig anderes als Goethe'sche, diese aber mit immer noch steigendem Genuß. Früher hatten Jean Paul und Schiller verwandte Saiten in ihm angeschlagen. Seine geschichtlichen Kenntnisse waren überraschend reich und seine Neigung für geschichtliche Lectüre wuchs, während die für philosophische zurückging. So wie er aus engen Verhältnissen hervorgegangen war und zeitlebens mit wenig zufrieden zu sein wußte, verstand er auch die Sorgen der kleinen Leute, deren Vertrauen er rasch gewann. Er gab alle seine kleinen Ersparnisse den Armen und hat gerade soviel hinterlassen, als zur Beerdigung hinreichte. Seine schönste Weihnachtsfreude war die Bescheerung in einer armen Familie. Daß ihm die Sorge ums Leben die Gründung eines Hausstandes verboten hatte, pries er zuletzt als ein günstiges Geschick; sie habe ihn gehindert, in die Sklaverei des Familienegoismus zu fallen. Der steigende Luxus war ihm zuwider, besonders wo er in den Kreisen der Gebildeten und geistig Arbeitenden hervortrat, und an der socialen Bewegung hatte er zuletzt im Grunde nur noch den Mangel nationalen Empfindens auszusetzen. Er dachte in religiösen, politischen und socialen Dingen zu selbständig, um sich zu einer Partei zu rechnen. Mit seinem Idealismus, seiner Weltbildung, seiner Leidenschaft für das Schöne in Poesie, Kunst und Leben, und nicht zuletzt seiner hohen Auffassung von Ehre und Ritterlichkeit war er einerseits zu viel Aristokrat, um sich einer Volksbewegung rückhaltlos anschließen zu können. Auf der anderen Seite war er viel zu lange in der Schule des süddeutschen und französischen Liberalismus gewesen, um nicht gegen den professionellen Conservativismus, Antisemitismus und Aehnliches einen lebhaften Widerwillen zu empfinden. Stärker als monarchische waren in ihm die Gefühle der Achtung und Dankbarkeit gegenüber Männern von großen Leistungen, sei es auf wissenschaftlichem, künstlerischem oder politischem Gebiete. Hier hörte für ihn jeder Parteiunterschied auf. Das Talent der Heldenverehrung besaß er im höchsten Grade. Mit einer wahren Zärtlichkeit sprach er von Spinoza und Kant, mit grenzenloser Bewunderung von Goethe. Unter den Zeitgenossen standen ihm König Maximilian II. von Baiern, Justus Liebig, Alexander v. Humboldt, Bismarck am höchsten. Auch von weniger hervorragenden, wie dem älteren Cotta und Gustav Kolb, sprach er mit einer Wärme, die wohlthuend wirkte. Darin war etwas von der Freudigkeit des Anerkennens, die er vor allem für die Freunde hegte, die ihm nie gefehlt haben. Besonders die letzte ruhigere Hälfte seines Lebens hat ihm der Verkehr mit lieben Freunden und Freundinnen verschönt, an deren Schicksalen er einen familienhaften Antheil nahm.

Zum Schluß noch ein Wort über Wagner's litterarische Stellung.

W. nimmt unter den deutschen Reiseschriftstellern einen hervorragenden Platz ein. An Ideenreichthum, Wissen und Stil übertraf er weit den gerade zu seiner Zeit so hochgeschätzten J. G. Kohl. Er hat aber nie einen Erfolg beim großen Publicum gehabt wie dieser, weil er nicht in platter Umständlichkeit den Lesern entgegenkam. In Wagner's productivste Zeit fällt der unvermeidliche Rückgang der einst so großen Neigung für die mit Betrachtungen durchsetzte, memoirenähnliche und in Schilderungen sich ergehende Reisebeschreibung. Er hat geistvolle Bemerkungen darüber in der Vorrede zu seinem letzten Reisewerk niedergelegt. Doch das nicht allein hat der Verbreitung seiner Bücher geschadet; seine ganze Begabung war zu vielseitig. Mit seinen wissenschaftlichen Tendenzen konnte er nie populär sein und zum packenden Schriftsteller fehlte ihm die plastische Kraft. W. gehörte zu den Glücklichen, zu denen früh die Poesie sich gesellt, und die sie ihr Leben lang nicht verläßt. Er hat von der Erzählung oder Novelle an, die er Anfangs der 30er Jahre preisgekrönt

mit stolzen Hoffnungen in einem Almanach abgedruckt sah, bis zu seiner Grabschrift viel gedichtet, Ernstes und Heiteres. In Nordamerika soll er einen Verleger mit nachgeahmten Heine'schen Liedern zum besten gehalten haben. In den letzten Jahrzehnten ist nichts mehr von seinen Dichtungen ans Licht getreten, überhaupt wol nicht mehr, seitdem er sich den Wissenschaften ganz ergeben hatte. Gern las er den Freunden und noch lieber den Freundinnen ein Gedichtchen vor, zu dem ihn eine Naturstimmung, für die er unendlich fein angelegt war, begeistert hatte. Im letzten Jahrzehnt wurde leider immer mehr die Resignation seine Muse und er variirte stets von neuem das Thema von der Vergänglichkeit im ewigen Wechsel. Aber selbst da brach noch oft sein Humor durch und hing dem tief philosophisch begonnenen Vers einen Schluß voll Selbstironie an. Die politische Poesie, die ihn einst gepackt hatte, ließ ihn (oder ließ er) bald wieder los, aber für die verwandte didactische Poesie behielt er zeitlebens eine starke Neigung. Als unabhängiger Charakter schätzte W. die üblichen Auszeichnungen nicht hoch. Von seiner Verspottung der Titel und Orden nahm er indessen zwei aus: den Doctortitel, den ihm die Universität Erlangen am 24. März 1838 auf Antrag seines Bruders Rudolf verliehen, und den eines Ehrenprofessors der Universität München, den er 1862 empfangen hatte.

Eigene Erinnerungen. — Curriculum Vitae in den Acten der Erlanger Philosophischen Facultät. — Acten des k. Ethnographischen Museums in München. — Nekrolog von Dr. Karl Scherzer in der Beil. z. Allgem. Ztg. 1887. — Die von einem Neffen mit Einleitung herausgegebenen biogeographischen Schriften u. d. T. „Die Entstehung der Arten durch räumliche Sonderung. Gesammelte Aufsätze“, 1889.

Friedrich Ratzel.

Wagner: Otto W., Landschaftsmaler, geboren zu Torgau im J. 1803, war der Sohn des königl. sächsischen Wasserbaudirectors Christian Friedrich W., mit dem er im J. 1815 von Torgau nach Dresden übersiedelte. Er besuchte hier seit dem Jahre 1816 die kgl. Akademie, in der Absicht, sich zum Historienmaler auszubilden. Indessen fühlte er bald, daß ihn seine Begabung auf die Landschaftsmalerei hinwies, mit deren eifriger Pflege er noch das unter der Anleitung des Theatermalers Jentzsch erlernte Fach der Decorationsmalerei verband. Unter anderen führte er im Sommer des Jahres 1828 in Verbindung mit Schumacher und Peschel in dem Gartensaal des Koch'schen Gartens an der Elbe, der damals dem Prof. v. Villers gehörte, einen Plafond aus, für den er die Herstellung der das Ganze umgebenden Guirlandeneinfassungen und Arabesken übernahm. Im J. 1830 begab er sich auf die Reise nach Italien, während der er eine Menge von Zeichnungen, namentlich auch solche architektonischen Inhalts, ausführte. Den Herbst und Winter dieses Jahres verlebte er in Rom, hielt es aber beim Ausbruch der politischen Unruhen im nächsten Jahre für gerathen, nach Deutschland zurückzukehren. Seine erste Arbeit, die er in der Heimath vornahm, galt der Uebertragung einer Reihe seiner italienischen Zeichnungen in Oelgemälde. Im J. 1834 beauftragte ihn Dr. Härtel in Leipzig mit der Ausschmückung einer Loge in seinem neu erbauten Hause in Leipzig, der er sich in Verbindung mit Peschel unterzog. Aehnliche Malereien lieferte er für den Gartensalon des Dr. Crusius in Rüdigsdorf. Mehr und mehr aber drängte sich ihm die Erkenntniß auf, daß die deutsche Natur genügend poetische Reize für den Pinsel des Malers darbiete, und daß er in ihrer Wiedergabe das geeignetste Feld für seine Begabung finden würde. Seitdem verlegte er sich eifrig auf eine Art von Stimmungsmalerei, wobei er auf sogenannte romantische Motive, z. B. auf die Schilderung eines Dorffriedhofes, ausging. Nebenbei setzte er seine Arbeiten für decorative Zwecke fort und malte z. B. die Frucht-

und Blumenguirlande für den Vorhang des neuen von Semper erbauten Dresdener Theaters. Ebenso wurde er zu der Herstellung neuer Decorationen für das Hoftheater herangezogen. Eine große Fruchtbarkeit entwickelte er endlich in dem Schaffen von Aquarellen, während die Zahl der eigenhändig von ihm angefertigten Radirungen nicht groß ist. Er starb zu Dresden im J. 1861.

Vgl. Artistisches Notizenblatt, hrsg. von C. A. Böttiger. Dresden 1829, Nr. 2, S. 8. — G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon XXI, 74—76. München 1851. H. A. Lier.

Wagner: Peter W. (Currifex), ein Nürnberger Buchdrucker der Incunabelzeit, jedoch weder einer der allerfrühesten noch einer der bedeutendsten. Hain führt 12 verschiedene Drucke von ihm an, die alle in die Jahre 1483—99 fallen, zu denen dann aber noch ein Druck aus dem Jahr 1500 und wenn Klemm Recht hat, ein weiterer ohne Datum und Druckernamen kommt. Da übrigens dieser Meister hauptsächlich Schriften gedruckt hat, die leicht dem Verderben ausgesetzt waren, Volks- und Schulschriften, so ist sehr wahrscheinlich, daß außer den zur Zeit bekannten Drucken noch manche andere aus seiner Presse hervorgegangen sind, von denen sich kein oder nur das eine oder andere, bis jetzt noch irgendwo versteckte Exemplar erhalten hat. Nach Klemm sind Wagner's Typen dieselben, mit denen vorher C. Zeninger in Nürnberg gedruckt hat. Ist dem so — was wir nicht feststellen können, da uns nur wenige Drucke Wagner's vorliegen und zwar nur solche einer ganz andern Typengattung — so wird unser Drucker allerdings als der Geschäftsnachfolger des letzteren zu betrachten sein; der Zeit nach ist es sehr wohl möglich. Ueber die persönlichen Verhältnisse des Mannes ist nichts bekannt. Da er sich aber schon im ersten Druck einen Nürnberger Bürger nennt und sein Name sich nicht unter den Druckern findet, die ausdrücklich als Bürger angenommen wurden (Anzeiger f. Kunde d. deutschen Vorzeit N. F. 7. Bd., 1860, Sp. 119 f.), so ist wol außer Zweifel, daß er von Nürnberg selbst stammte. Dann ist er höchst wahrscheinlich eins mit dem Peter Currifex de Nurenberga, der unter dem Jahre 1469 in die Erfurter Universitätsmatrikel eingetragen ist. Er wäre hienach in die Zahl der akademisch gebildeten Buchdrucker zu rechnen.

Vgl. Hain, Repertorium bibliogr. (s. Burger's Register dazu). — Weller, Repertorium typogr. nr. 172. — Klemm, Beschreibender Catalog seines bibliogr. Museums. 1. u. 2. Abth., 1884, S. 353 fg. K. Steiff.

Wagner: Wilhelm Richard W., der größte Tondichter seit Beethoven's Tode, erkannte als seine Lebensaufgabe die Regeneration der unter romanischen Einflüssen entarteten deutschen Oper und ihre künstlerische Umgestaltung zum echten musikalischen Drama. Auch dichterisch glänzend begabt, strebte er nach der innigsten Vereinigung von Poesie und Musik, denen sich die übrigen Schwesterkünste hülfreich beigesellen sollten, im Drama als dem Gesammtkunstwerk, das, gleich der altattischen Tragödie durchaus im nationalen Sinne begründet, den Geist und Charakter unsers Volkes künstlerisch am vollkommensten zu offenbaren vermag. Als Dramatiker vor allem fühlte er sich, und in dem, was er als Dramatiker leistete, liegt hauptsächlich sein ungeheures geschichtliches Verdienst, nicht in seinen poetischen noch auch in seinen musikalischen Schöpfungen an und für sich, wie bewundernswerth sie auch immer sein mögen. Von der alten Oper ausgehend, erblickte er selbst sein Ziel, das seit einem Jahrhundert die ersten Denker, Dichter und Componisten in Frankreich und namentlich in Deutschland geahnt und gesucht hatten, erst nach und nach in voller Klarheit und näherte sich ihm Schritt für Schritt in seinen Werken. Jahrzehnte lang nur von ganz wenigen Freunden verstanden, von allen übrigen belächelt oder gar heftig bekämpft, rang er mit unerbittlicher Consequenz und nie erlahmender Energie, bis

er seinen kühnsten Plan zur That machte und damit, bald nachdem Deutschland seine politische Machtstellung wiedergewonnen hatte, auch der deutschen Kunst zum Siege über das Romanenthum und neuerdings zum Principat im internationalen Kunstleben verhalf.

Als jüngstes Kind einer zahlreichen Familie wurde W. am 22. Mai 1813 zu Leipzig geboren. Sein Vater Friedrich W. (geboren ebenda im Juni 1770), Polizeiactuar am Leipziger Stadtgericht, ein tüchtiger Beamter, auch mit lebhaftem Sinn für die Kunst, besonders für das Theater begabt, erlag schon am 22. November 1813 einem Nervenfieber. Seine Mutter Johanna geb. Bertz aus Weißenfels (geboren am 19. September 1778, vermählt am 2. Juni 1798, † im Februar 1848) gab im Sommer 1814 ihren Kindern einen neuen, liebevoll für sie sorgenden Vater in dem trefflichen Porträtmaler und Charakterschauspieler Ludwig Geyer (geboren am 21. Januar 1780 zu Eisleben), schon seit Jahren der Familie W. innigst befreundet. Die Seconda'sche Truppe, der er angehörte, hatte bisher abwechselnd in Dresden und Leipzig gespielt. Nachdem sie aber im Herbst 1814 in den sächsischen Staatsdienst eingetreten war und das deutsche Schauspiel im Dresdener Hoftheater übernommen hatte, beschränkte sie ihre Thätigkeit allmählich ganz auf die Residenzstadt. Schon 1815 siedelte die Familie W. hieher zu Geyer über. Reges künstlerisches Leben waltete in seinem bürgerlich-behaglichen, durch ungezwungene Gastlichkeit ausgezeichneten Hause. Das Theater stand naturgemäß unter den geistigen Interessen seiner Familie voran. Geyer selbst dichtete mehrere beifällig aufgenommene Lustspiele, von denen er einzelne wol zuerst im Familien- und Freundeskreise aufführen ließ. Denn Puppenspiele und dramatische Vorstellungen waren an der Tagesordnung in seinem Hause, für seine Kinder eine unerschöpfliche Quelle der Anregung und des Vergnügens. Drei seiner Stieftöchter und sein ältester Stiefsohn Albert W. (1799—1874) widmeten sich theils der Schauspielkunst, theils dem Operngesang. Auch der kleine Richard, der in seinen ersten Jahren viel unter Kränklichkeit litt, dann aber kräftiger gedieh und bald nach seinem sechsten Geburtstage in die Schule geschickt wurde, schwärmte für alles Theatralische. Aber trotz dieser künstlerischen Anregungen und trotz seiner eignen mannichfachen Anlagen ließ er vorerst noch kein bestimmtes Talent erkennen, das der Ausbildung fähig erschien. Im Zeichen- und Clavierunterricht machte er zunächst nur geringe Fortschritte. Desto munterer war er zu allerlei übermüthigen Knabenstreichen aufgelegt.

Tief schnitt in das glückliche Familienleben der Tod Geyer's am 30. September 1821 ein. Die Stütze der Mutter und der Geschwister wurde nun vornehmlich Rosalie W., Richard's älteste Schwester (1803—1837), seit anderthalb Jahren am Dresdener Hoftheater engagirt und als Darstellerin jugendlich-naiver Rollen ungemein geschätzt. Richard kam auf ein Jahr zu einem Bruder Geyer's, der als Goldschmied in Eisleben wohnte; daselbst besuchte der Knabe die Privatschule des Pastors Alt. Nach Dresden zurückgekehrt, wurde er am 2. December 1822 in die Kreuzschule aufgenommen. Hier machte er wissenschaftlich gute Fortschritte; namentlich gab er sich mit begeistertem Eifer dem Studium des griechischen Alterthums hin. Fleißig übersetzte er aus der „Odyssee"; auch sein jetzt erwachendes dramatisches Talent wurde zuerst durch altclassische Vorbilder bestimmt: er entwarf Trauerspiele nach dem Muster Johann August Apel's, eines schwächlichen Nachahmers der Antike. Sogleich aber trat die Lectüre und der Einfluß Shakespeare's dazu: aus ihm entlehnte er die Hauptmotive für ein romantisch-abenteuerliches Trauerspiel. Von den Erscheinungen im deutschen Kunstleben der Gegenwart zog vor allem der „Freischütz" — und zwar auch

dieser noch mehr von der dramatischen als von der musikalischen Seite — die bewundernde Aufmerksamkeit des Knaben auf sich. Mit unbegrenzter Verehrung blickte er auf Weber, der ihm wol als Freund Geyer's schon früher persönliche Theilnahme eingeflößt hatte.

Der musikalische Trieb regte sich in Wagner's Seele erst kräftig, nachdem er 1827 mit den Seinigen wieder nach Leipzig übergesiedelt war. In der Nicolaischule, die er hier besuchte, erlahmte sein philologischer Eifer mehr und mehr, und auch der innige, anregende Verkehr mit seinem Leipziger Oheim, dem vielseitig gebildeten und schriftstellerisch thätigen Philologen, Litterarhistoriker, Uebersetzer und Originaldichter Adolf W. (1774—1835), vermochte ihn nicht wieder in der ehemaligen Weise anzufachen. Desto leidenschaftlicher flammte seine Begeisterung für Beethoven's Symphonien und Ouvertüren empor, während er gleichzeitig sich in die Dichtungen der deutschen Romantiker, besonders in die phantastischen Erzählungen des musikverständigsten unter ihnen, E. T. A. Hoffmann, einlas. Dazu gesellte sich nach und nach auch die Wirkung anderer bedeutender Werke aus unserer neueren Litteratur, namentlich der mächtige Eindruck des „Faust", der an Goethe's Geburtstag 1829 seine erste Aufführung in Leipzig erlebte. Das rechte Verständniß für Mozart und Haydn gewann jedoch der durch diese neuen musikalisch-poetischen Erlebnisse excentrisch erregte Jüngling erst, als er 1831 gründlichen Unterricht in Harmonielehre und Contrapunkt bei dem trefflichen Cantor der Thomasschule Theodor Weinlig empfing. Hatte er vorher in seinen ersten Compositionsversuchen, besonders in einer Ouvertüre, die 1830 im Leipziger Theater ohne Erfolg gespielt wurde, Beethoven's Tiefsinn nachbilden und zugleich mit Hoffmann's abenteuerlicher Phantastik vereinigen wollen, so versuchte er nun seine strenger geschulte Kraft zunächst an einigen einfach-bescheidenen Clavierstücken, von denen zwei, eine Sonate in B-dur und eine Polonaise (vierhändig) 1832 gedruckt erschienen. Dann aber kehrte er mit verdoppeltem Eifer zu dem nunmehr besser verstandenen Beethoven zurück. In den Partituren dieses Meisters lebte er; von seiner neunten Symphonie richtete er sich einen Clavierauszug für zwei Hände ein; nach seinem Vorbild, gelegentlich auch nach dem Muster Mozart's verfaßte er 1832 neben einigen Arien und Liedern (darunter sieben Gesangsnummern zu Goethe's „Faust") mehrere Concertouvertüren, die bei vereinzelten Aufführungen in Leipzig freundlichen Beifall fanden. Am bedeutendsten von diesen Compositionen war eine Symphonie in C-dur, im Frühling 1832 entstanden: bei aller Abhängigkeit von den beiden älteren Meistern deutscher Musik zeugte sie doch auch vielfach von eigenartiger Erfindung und Verarbeitung dankbarer Themen und verrieth neben großer contrapunktischer Sicherheit eine keck-energische Zuversichtlichkeit des jungen Tondichters.

Dieser hatte sich inzwischen auch äußerlich von den gelehrten Studien abgewendet und den Beruf des Musikers ergriffen. Im Herbst 1830 vertauschte er die Nicolaischule mit der Thomasschule; doch hatte der nach studentischer Freiheit dürstende Jüngling zumal in dieser stürmisch aufgeregten Zeit nach der Julirevolution und während des polnischen Aufstandes keinen Sinn mehr für Gymnasialaufgaben und Schülerpflichten. Am 23. Februar 1831 ließ er sich an der Universität immatriculiren. Als sein Fachstudium bezeichnete er die Musik; daneben wollte er Philosophie und Aesthetik hören, kam aber im Taumel des ungebundenen Burschenlebens, dem er sich für kurze Zeit rückhaltlos hingab, nicht recht dazu, diese Absicht zu verwirklichen.

Eine Reise nach Wien im Sommer 1832 brachte ihm nur wenig erfreuliche Eindrücke von dem Musikleben der Kaiserstadt; eine ernstere Pflege guter Musik fand er auf dem Rückwege zu Prag, wo der strenge Mozartianer Dionys Weber

wohlwollend die C-dur-Symphonie und andere seiner Compositionen aufführte. Hier begann er auch seine erste Oper „Die Hochzeit", deren Text er sich nach Motiven aus Immermann's „Cardenio und Celinde" selbst dichtete. An die musikalische Ausarbeitung, die im einzelnen kraftvoll und mit charakteristischen Zügen ausgestattet, in der Hauptsache jedoch durch die älteren Muster der deutschen Oper bestimmt war, machte er sich sogleich nach der Ankunft in Leipzig, gab sie aber bald wieder auf, da seiner Schwester Rosalie die Dichtung mißfiel. An die Stelle der „Hochzeit" trat alsbald ein anderer Opernentwurf, „Die Feen". In Würzburg, wohin er im Januar 1833 zum Besuche seines Bruders Albert ging, vollendete er, während er auch als Chordirigent am Theater thätig war, bis Neujahr 1834 sowol die Dichtung wie die Composition des neuen Werkes. Den Text gewann er durch eine verkürzende und stellenweise veredelnde Umarbeitung des tragikomischen Märchens „La donna serpente" von Gozzi. Namentlich beseitigte oder milderte er derb-possenhafte und übertrieben märchenartige Züge des Originals, erhöhte durch den klaren, wohlberechneten Aufbau des Ganzen die dramatisch-theatralische Wirkung und gestaltete aus musikalischen Gründen neben andern Scenen hauptsächlich den Schluß des Dramas um, indem er ihn zugleich durch die Idee von der erlösenden, aus dem Irdischen zu ewiger Wonne erhebenden Liebe vertiefte. Zur wahren künstlerischen Freiheit erhob er sich freilich hier noch ebensowenig als Dichter wie als Musiker. Auch die Composition der „Feen" bewegte sich vornehmlich in den alten Geleisen der deutschen Oper von Mozart bis auf Weber, Marschner und ihre geringeren Zeitgenossen; Anklänge an den Stil Rossini's und der jüngeren Italiener wies sie nur selten auf. Sie litt hauptsächlich unter übermäßiger Breite, die gelegentlich eine gewisse Flachheit zur nothwendigen Folge hatte. Dabei zeigte sie aber doch in zahlreichen Fällen selbständige Erfindungskraft und eine hervorragende Gabe, stimmungsvoll und dramatisch wirksam zu charakterisiren. In der Beherrschung der technischen Mittel, in der Behandlung des Chors und besonders des Orchesters verrieth sich schon der künftige Meister; bis zu hohem Grade künstlerisch gelungen waren neben einigen Arien vor allem die großen Ensembles und die Ouvertüre.

Allein, so gut immerhin die „Feen" neben den beliebtesten Opern jener Zeit einen ehrenvollen Platz behaupten konnten, vermochte W., im Januar 1834 nach Leipzig zurückgekehrt, sie trotz allem Bemühen doch nicht auf die dortige Bühne zu bringen. Hier herrschte, alles andere verdrängend, die neueste französische und italienische Musik. Und selbst W. lernte diese Herrschaft begreifen und die dramatischen Vorzüge der romanischen Opernkunst vor der altmodisch-steifen, zur Unzeit „gelehrten" Musik der jüngsten deutschen Tonsetzer würdigen, als ihn die geniale Wilhelmine Schröder-Devrient in Bellini's Opern entzückte. Bei ihrer künstlerisch vollkommenen Darstellung ahnte er zuerst das Ideal musikalisch-dramatischer Kunst überhaupt, das er — wieder im Hinblick auf sie — von nun an, so lang er lebte, zu verwirklichen trachtete. Zunächst ergriff auch ihn die bis zum Taumel und bis zur sinnlichen Frivolität lebensfrohe Stimmung, die ihm aus der französisch-italienischen Musik entgegenklang. Sie vernahm er mit gleicher Stärke in den Schriften Heinse's und der Autoren des „Jungen Deutschland", in deren Lectüre er sich mit leidenschaftlicher Begeisterung versenkte. Persönlich trat ihm von diesen Schriftstellern Laube am nächsten, seit 1832 mit ihm befreundet; in der von Laube geleiteten „Zeitung für die elegante Welt" erschien auch am 10. Juni 1834 Wagner's erster schriftstellerischer Versuch, der revolutionäre Aufsatz über die deutsche Oper. Dichterisch wirkte von den Vertretern der neuesten deutschen Litteratur für mehrere Jahre Heine am stärksten auf W. ein; von den modernen Opern riß ihn die zweifellos be-

deutendste, Auber's „Stumme von Portici", zu fieberischem, aber nachhaltendem Enthusiasmus hin.

Auber und Bellini vor allem und neben ihnen überhaupt die neueren französisch-italienischen Operncomponisten bestimmten daher den musikalischen Stil der zweiactigen Oper, deren Plan er 1834 auf einer Sommerreise zu Teplitz entwarf. Die dichterische Grundlage bot ihm Shakespeare's „Maß für Maß". Aber schon der Titel, den W. dem neuen Werke gab, „Das Liebesverbot oder die Novize von Palermo", deutete die völlige Umgestaltung seiner Vorlage an. Er vereinfachte nicht nur die Handlung und Personenzahl des englischen Dramas, verlegte den Schauplatz — vielleicht wieder im Anschluß an Auber's „Stumme" — nach dem Süden und änderte mehrfache Einzelheiten, um die psychologische Wahrscheinlichkeit, die er an andern Stellen freilich ziemlich sorglos behandelte, sowie die theatralische Wirkung zu erhöhen, sondern er trug, hingerissen von den Lehren des „Jungen Deutschland", eine völlig neue sittliche Grundidee in die dramatische Fabel hinein. Die freie Sinnlichkeit, deren Darstellung für Shakespeare nur Mittel zum Zweck war, um einen sittlich-rechtlichen Grundsatz zu verherrlichen, entfaltete W. um ihrer selbst willen und ließ sie den Sieg über puritanische Heuchelei allein durch ihre eigne Kraft ohne Hülfe von außen gewinnen. Statt des richtenden Herzogs machte er Isabella zur Hauptperson, die keusche, aber die Rechte der Sinnlichkeit keineswegs leugnende Jungfrau, die den wegen eines Liebesvergehens verurtheilten Bruder errettet. Ein Grundmotiv der späteren Tannhäuserdichtung war so in dem Charakter Isabella's mitten in dem keck-sinnlichen, deutschen Ernst verspottenden Uebermuth dieses Jugendwerks bereits angedeutet, und ebenso ließen vereinzelte bedeutende Themen mitten in der äußerlich effectreichen, leichtfertigen und gelegentlich ans Triviale streifenden Musik des „Liebesverbots", in der nach romanischer Art das melodische Element weit vor dem harmonischen vorwaltete, schon den Componisten der folgenden Opern bis auf den „Tannhäuser" vorahnen.

Bald nachdem W. die Arbeit an dem „Liebesverbote" begonnen hatte, trat er (im Juli 1834) als Musikdirector in die Bethmann'sche Theatertruppe ein, die zunächst noch in Lauchstädt und Rudolstadt, seit dem October aber ständig in Magdeburg spielte. Hier vor allem bildete sich nach den ersten Würzburger Versuchen der künftige geniale Dirigent. Zwei Winter wirkte er hier mit hingebungsvollem Eifer; die Sommermonate 1835 verbrachte er in Leipzig und Kösen, wo damals auch Laube weilte, schließlich auf einer Amtsreise nach Nürnberg, wo er sich neuerdings an der alles Erwarten übersteigenden Kunst der Schröder-Devrient berauschte. Als Schriftsteller verfaßte er für die neue Musikzeitung des befreundeten Robert Schumann ein paar Essays über deutsche und italienische Gesangeskunst (mehrfach an den früheren Aufsatz über die deutsche Oper anknüpfend) und über Magdeburger Musikzustände. Als Tondichter wandelte er mit dem unvollendeten Entwurf einer Symphonie in E-dur (1834) noch unbeirrt in den Bahnen Beethoven's und verlor sich auch bei andern Compositionen geringeren Umfangs, so bei einer Neujahrscantate (Ouvertüre mit zwei Chorsätzen) und einer Ouvertüre zu Theodor Apel's Schauspiel „Columbus", nur zögernd aus ihnen. Entschiedner wandte er ihnen den Rücken in seiner Oper, die er im Winter 1835/36 vollendete: am 29. März 1836, dicht vor der Auflösung der Bethmann'schen Truppe, die sich bei der Gleichgültigkeit des Magdeburger Publicums nicht halten konnte, brachte er sie zu einer übereilten und daher wirkungslosen Aufführung, der einzigen, die ihr überhaupt je beschieden war. Vergeblich versuchte er im Sommer 1836 persönlich in Leipzig und Berlin eine der dortigen Bühnen für sein Werk zu erobern. Von allen Mitteln entblößt, ging er im August nach Königsberg, wo die Stelle eines Musikdirectors

demnächst frei werden sollte. Aber noch verstrichen mehrere Monate, bis W. endlich im Frühling 1837 an sie berufen wurde: eine sorgenschwere, für das künstlerische Schaffen des jungen Tondichters unergiebige Zeit, der nur eine Ouvertüre „Rule Britannia“ und eine musikalische Einlage zu einem nicht näher bekannten Schauspiele (mit vereinzelten Vorahnungen eines später im „Lohengrin“ erklingenden Themas) entstammte. Gleichwol hatte W. den Muth, sich am 24. November 1836 mit der von Magdeburg her ihm verlobten, jetzt in Königsberg wirkenden Schauspielerin Minna Planer aus Dresden (1814 [?] — 25. Januar 1866) zu verheirathen. Es war ein vielleicht übereilter, zunächst jedoch nicht unglücklicher Schritt. Durch Schönheit und Darstellungstalent, besonders aber durch echte Herzensgüte ausgezeichnet, half Minna lange Zeit ihrem Gatten Noth und Leid treu tragen, ohne doch sein künstlerisches Streben und Vermögen je völlig zu verstehen, bis sie ein schweres Herzleiden im Sommer 1858 zwang, sich von dem Heimath- und Ruhelosen zu trennen und in die Pflege ihrer Verwandten nach Zwickau, später nach Dresden zu begeben.

Um sich aus den kläglichen Verhältnissen des kleinstädtischen Musiklebens mit einem Schlage zu befreien, trachtete W. nach nichts geringerem als einem Opernerfolg auf der Pariser Bühne. Aus Heinrich König's Roman „Die hohe Braut“ zimmerte er sich das Gerüste einer großen Oper zusammen und sandte es an Scribe mit der — natürlich vergeblichen — Bitte, er möge ihm darnach ein Textbuch zur musikalischen Composition schreiben. 1842 führte er den von dem Franzosen verschmähten, theatralische Wirkung versprechenden Entwurf selbst in leichten Opernversen aus, überließ dann aber diese Dichtung seinem Prager Freunde Johann Friedrich Kittl, der sie als vieractige Oper „Bianca und Giuseppe oder die Franzosen vor Nizza“ in Musik setzte. Einen persönlicheren, tieferen Eindruck als von König's Roman empfing W. von Bulwer's „Rienzi“, den er im Sommer 1837 während eines kurzen Aufenthalts zu Dresden in deutscher Uebersetzung von Georg Nicolaus Bärmann las. Das tragische Ende des römischen Helden, der mit seinen großen Plänen an der Gemeinheit seiner Umgebung zu Grunde geht, schien auch ihn selbst furchtbar zu bedrohen. Aus den unmittelbaren Lebenssorgen, in die er durch den Bankerott des Königsberger Theaters gerathen war, erlöste ihn zwar im August 1837 ein Ruf an den Musikdirectorsposten des Rigaer Stadttheaters, das soeben Karl v. Holtei an der Spitze eines wirklich guten Schauspiels- und Opernpersonals übernommen hatte. Aber das Elend der kleinlichen deutschen Theater- und Musikzustände trat dem krampfhaft emporstrebenden Künstler hier nur aufs neue in abschreckender Grellheit vor das Auge. Pflichtgetreu dirigirte er mit aller erdenklichen Sorgfalt die französischen und italienischen Modeopern, verfaßte auch für die Sänger manche Einlage dazu und schrieb sogar nach einer stark modernisirten Erzählung aus „Tausend und eine Nacht“ eine zweiactige komische Oper „Die glückliche Bärenfamilie“, von der er sogleich zwei Nummern ebenfalls in dem frivol-trivialen Stile jener romanischen Muster componirte. Bald jedoch wandte er sich mit Abscheu von dieser Arbeit und zugleich von ihren unkünstlerischen Vorbildern für immer ab. Geistige Erholung und Erhebung fand er nun vornehmlich an der Dichtung einer großen, fünfactigen Oper, die durchweg auf die größten Bühnenverhältnisse berechnet war, „Rienzi, der letzte der Tribunen“. Im Sommer 1838 vollendete er das Textbuch, das, aus Bulwer's gleichnamigem Roman durch knappe Concentration und zielbewußt-dramatische Umgestaltung des weitschichtigen epischen Stoffes erwachsen, überall große sittliche (besonders freiheitlich-patriotische) Ideen und die höchsten künstlerischen Absichten offenbarte, in der psychologischen Motivirung sowie in der poetischen Ausführung des Einzelnen aber noch gewisse Mängel verrieth. In mehreren tragischen Haupt-

motiven der „Stummen von Portici“ verwandt, übertraf „Rienzi“ durch die Sicherheit und Geschlossenheit des dramatischen Aufbaus doch diese bewunderte Vorgängerin und ihre sämmtlichen Genossen, mit denen er die äußere Form der großen Oper theilte, noch weit. Nach dramatischer Bewegung, Wahrheit und Vornehmheit des Ausdrucks strebte W. vor allem auch bei der musikalischen Composition des „Rienzi“, freilich nicht immer mit ganzem Erfolge, da er noch vielfach von dem Stile Auber's und Meyerbeer's abhängig war. An Reichthum und Schönheit neu erfundener Melodien stand er hinter diesen beiden sogar noch einigermaßen zurück. Aber beide und namentlich Meyerbeer überragte er schon jetzt durch die gleichmäßig sorgfältige Durchbildung seiner ganzen Composition, durch reichere harmonische und modulatorische Wirkungen, durch die stellenweise schon hoch entwickelte polyphone Behandlung des Orchesters und der Ensemblesätze, endlich durch die wirklich künstlerische Gestaltung der Recitative nach dem Muster Gluck's und seiner Nachfolger Méhul und Spontini. Noch war vieles in Wagner's Musik zu breit gedehnt, manches conventionell gehalten, einzelnes sogar trivial ausgefallen; aber deutlich bekundeten die beiden letzten Acte und besonders die am Schlusse des Ganzen componirte, ebenso glänzende wie lebensvolle Ouvertüre die fortschreitende Kunst des Tondichters, der sich wieder mit heiß entflammter Liebe, nun aber selbständig nacheifernd den großen deutschen Meistern, vor allem Beethoven und Weber, näherte.

Doch bis W. sich der Vollendung seiner Oper freuen durfte, hatte er noch schwere Kämpfe zu bestehen. In Riga führte er (bis zum Frühjahr 1839) kaum die zwei ersten Acte der Partitur aus — neben ihnen entstanden nur wenige musikalische Kleinigkeiten, darunter die Composition von G. Scheurlin's Lied „Der Tannenbaum“ —; dann reifte seine unvermuthete, aus künstlerischen Gründen jedenfalls nicht berechtigte Entlassung aus dem Rigaer Theaterverbande in ihm den schon früher gehegten Entschluß, nach Paris zu gehen und von hier aus sich den Weg auf die großen europäischen Bühnen zu bahnen. Wenige Tage nach dem Schlusse des regelmäßigen Mitauer Gastspiels, bei dem W. noch als Capellmeister mitwirkte, ging er mit Minna (im Juli 1839) zu Pillau an Bord eines kleinen Segelschiffes, das ihn nach mehr als dreiwöchentlicher, abenteuerlicher Fahrt nach London brachte. Hier rastete er acht Tage; dann weilte er, mit der Instrumentation des „Rienzi“ beschäftigt, einige Wochen in Boulogne sur mer, wo er Meyerbeer kennen lernte und dessen aufrichtige Theilnahme gewann. Mit zahlreichen, leider nur zum größten Theil erfolglosen Empfehlungen von ihm traf er im September in Paris ein.

Enttäuschung auf Enttäuschung wartete hier seiner. Weder dem halbfertigen „Rienzi“ noch dem durch Dumersan ins Französische übersetzten „Liebesverbot“ vermochte er den Eintritt auf eine Pariser Bühne zu erzwingen. Meyerbeer, gerade damals vielfach auf Reisen, konnte persönlich wenig für ihn thun; die übrigen Deutschen, die ihm in Paris freundschaftlich nahe traten, unter ihnen wieder Laube, der ihn auch mit Heine bekannt machte, die Maler Ernst Kietz und Friedrich Pecht, der Philologe Siegfried Lehrs, hatten in der musikalischen Welt keinen Einfluß. Compositionen französischer Texte nach Gedichten von Ronsard, Victor Hugo und Heine, die er mit Rücksicht auf das Publicum der Pariser Salons absichtlich leicht hielt, erwiesen sich als künstlerisch noch viel zu edel und ernst, um in diesen Kreisen zu gefallen. So brachen denn bald Tage der bittersten Noth für W. an. Durch Clavierauszüge und Arrangements für allerlei Instrumente aus beliebten Modeopern, hauptsächlich aus Donizetti's „Favoritin“ und Halévy's „Guitarrero“, die er für den reichen Musikverleger Maurice Schlesinger bearbeitete, verdiente er sich kaum das Nothwendigste. Die Composition des „Rienzi“ rückte dabei langsamer vor, als ihm lieb war: erst

im November 1840 wurde sie vollendet. Neben ihr entstand unter dem überwältigenden und zugleich erlösenden Eindrucke der „Neunten Symphonie", deren drei erste Sätze in den Concerten des Conservatoire meisterlich gespielt wurden, die (1855 überarbeitete und dann erst veröffentlichte) „Faust-Ouvertüre", die musikalische Darstellung des Leidens und der Verzweiflung einer heroischen, von Faustischem Drange erfüllten Persönlichkeit in ihrem Kampfe mit der Welt, ursprünglich als erster Satz einer — leider unvollendet gebliebenen — Symphonie gedacht.

Ungleich deutlicher als im „Rienzi" sprach sich in dieser kürzeren Composition die entschiedene Abwendung Wagner's von der romanischen Modemusik aus. In Paris, dem Mittelpunkte dieser allerorten noch hochgefeierten Kunst, die auch ihn eine Zeit lang geblendet hatte, erkannte er erst ihre ganze Nichtigkeit; in der Hauptstadt Frankreichs fand er sich endgültig als deutschen Künstler wieder. In zahlreichen Aufsätzen, die er seit dem Juli 1840 in der „Revue et gazette musicale", in der Dresdener „Abendzeitung", in August Lewald's „Europa" und in Schumann's „Neuer Zeitschrift für Musik" veröffentlichte, deckte er nun mit schonungslosem Spotte und phantastischem Humor, wie man ihn vorher ebenso genial nur bei E. T. A. Hoffmann und bei Heine finden konnte, die Verlogenheit der modernen Luxuskunst, die Genußsucht und Oberflächlichkeit des Publicums, die äußerliche Effecthascherei der Dichter und Tonsetzer, das kunstfeindliche Virtuosenthum der Sänger, Instrumentisten und Schauspieler auf. Mit inniger Begeisterung pries er gegenüber diesem hohlen Scheinwesen seine geliebten deutschen Meister, erläuterte namentlich an den Werken Mozart's und Beethoven's das Wesen einer vollkommenen Symphonie und Ouvertüre, schilderte mit schöner Wärme deutsche Musikpflege und die herrliche Entwicklung der Instrumentalmusik in Deutschland und feierte in Weber's „Freischütz" die edelste und wahrhaftigste Verklärung des deutschen Gemüthes durch eine volksthümliche Oper. Im Stil wie in der Tendenz waren diesen kritisch-theoretischen Essays zwei vortrefflich erzählte gleichzeitige Novellen verwandt, „Eine Pilgerfahrt zu Beethoven" und „Ein Ende in Paris". Eigne äußere und innere Erlebnisse, phantastisch-frei ausgestaltet, und tiefsinnige Gedanken über die Natur und Aufgabe des echten Künstlers übertrug hier W. sammt seiner eignen Schwärmerei für deutsche Meister, zumal für Beethoven, dem er damals in einer großen, zweibändigen Biographie gemeinsam mit dem kenntnißreichen Bibliotheksbeamten Anders ein würdiges Denkmal setzen wollte, und sammt seinem nunmehrigen Widerwillen gegen die flache Modemusik auf einen äußerst lebensvoll gezeichneten, ihm angeblich befreundeten deutschen Musiker, der in Paris, ein Opfer seines idealen Enthusiasmus, Hungers stirbt.

Bald nach diesen litterarischen Bekenntnissen trat Wagner's Auflehnung gegen das herrschende Opernwesen auch in seinem musikalischen Schaffen zu Tage. Mit dem im Sommer 1841 auf dem Lande zu Meudon bei Paris gedichteten und componirten „Fliegenden Holländer" that er den ersten Schritt von der herkömmlichen Oper hinweg zum wahren musikalischen Drama, dessen Idee er in der „Pilgerfahrt zu Beethoven" ahnungsvoll angedeutet hatte. Den Stoff seines neuen Werkes hatte er schon in Riga aus Heine's „Memoiren des Herrn v. Schnabelewopski" kennen lernen; auf der stürmischen Seereise längs der norwegischen Küste hatte dann die in ihren Grundelementen alte Sage neues Leben und feste Gestalt in seiner Phantasie gewonnen. In der (bald wieder zerstörten) Hoffnung, nun endlich einen Compositionsauftrag von der „Großen Oper" zu erhalten, entwarf er 1840 in Paris den dramatischen Plan und führte sogleich die Ballade Senta's in Vers und Melodie aus, gewissermaßen die Quintessenz des Ganzen. Aus ihr schälte er später nur die dramatischen

und musikalischen Motive, die in ihr lagen, los und entwickelte sie selbständig weiter. So gewann er eine in Handlung und Verlauf, Zeit und Stimmung, nicht minder jedoch in der musikalisch-thematischen Anlage und Ausarbeitung durchaus einheitliche Oper, von echt dramatischem Leben erfüllt und zugleich durch eine balladenartige Kürze und Geschlossenheit ausgezeichnet. In Heine's Erzählung mußte vor allem der Charakter des Weibes, das durch ihre Treue den „ewigen Juden des Oceans“ erlöst, tragisch vertieft werden. Zu diesem Behufe fügte W., der sich dabei wol auch an Goethe's „Egmont“ sowie an Marschner's „Hans Heiling“ und „Vampyr“ erinnerte, die Gestalt des abgewiesenen früheren Liebhabers Erik in die Handlung ein und begründete damit den dramatisch ebenso wirksamen wie sittlich bedeutenden Gegensatz zwischen der sinnlichen Liebe, die nach gemeinsamem Lebensgenuß mit dem Geliebten verlangt, und dem von allem Sinnlichen entkleideten Mitleid, das zum Opfertod für den Geliebten drängt: ein Lieblingsthema seiner Dichtung. In der Sehnsucht des Holländers nach Erlösung sprach er nun aber auch, müde des unstäten Umherirrens in der Fremde, die eigne Sehnsucht nach der Heimath aus. Für sie ausschließlich bestimmte er 1841 sein Werk. An das Vorbild deutscher Meister, in erster Linie Beethoven's und Weber's, hielt er sich auch wieder als Componist des „Fliegenden Holländers“, obwol er sich von dem romanischen Einflusse nicht sogleich vollständig und am wenigsten in den mehrstimmigen Gesangsnummern losmachen konnte. Dem deutschen Volksgesang lauschte er die rhythmische Bestimmtheit der Melodie ab; in der deutschen Instrumentalmusik fand er die entwicklungsfähigen Keime zu dem auch von ihm vorerst noch sparsam verwertheten System der Leitmotive: die künstlerische Einheit seines ganzen Dramas, das zwar noch äußerlich die alte Opernform mit ihren einzelnen Gesangsstücken wahrte, drückten die stets wiederkehrenden, zur Charakteristik der Personen, Situationen und Stimmungen dienenden musikalischen Hauptthemen aus, deren Gewebe sich über die vollständige Oper ausbreitete.

Vergebens bot W. das an eigenartiger Erfindung und wahrhaft künstlerischer Durchbildung, an poetischem Gehalt und melodischem Reiz den „Rienzi“ weit überragende Werk mehreren deutschen Bühnen an; endlich verhalf Meyerbeer's Empfehlung dem „Holländer“ zur Annahme in Berlin, wie schon einige Monate vorher dem „Rienzi“ in Dresden. Jetzt hatte W. nichts mehr in Paris zu suchen; im April 1842 kehrte er in die Heimath zurück, der er von nun an treu für immer angehören wollte. Schon erfüllten ihm neue dramatische Pläne die Seele. Eine Episode aus der Geschichte des Hohenstaufen Manfred, der er durch eine frei erdichtete, mannigfach an Schiller's „Jungfrau von Orleans“ erinnernde Heldin poetischen Glanz und Wärme verlieh, begeisterte ihn zum Entwurf einer fünfactigen Oper „Die Saracenin“, den er noch einmal 1843 hervorsuchte und scenisch genauer ausführte. Aber schon in Paris verdrängten diesen Plan aus seiner Phantasie die Volkssagen vom Tannhäuser, vom Sängerkrieg auf der Wartburg und von Lohengrin, die er jetzt in ihrer echten, alten Gestalt kennen lernte, nachdem er die beiden ersten bereits vor Jahren in den modernisirenden Bearbeitungen Tieck's und E. T. A. Hoffmann's gelesen hatte. Sie hielten seinen Sinn auch noch gefangen, als W. von Dresden, seinem nächsten Ziele, aus eine Sommerreise nach Teplitz unternahm. Hier entstand der vollständige scenische Entwurf des „Tannhäuser“; nach Jahresfrist wurde ebenda im Sommer 1843 die Dichtung des neuen Dramas vollendet.

In der Zwischenzeit gelangte nach anstrengenden Proben „Rienzi“ am 20. Oct. 1842 in Dresden zur Aufführung, in ausgezeichneter Besetzung und mit unbedingtem Erfolge; schon am 2. Januar 1843 ging ebenda der „Holländer“ zum ersten Mal in Scene, anfangs nicht minder beifällig aufgenommen. Die

lang ersehnten Tage des Ruhms und Glücks schienen nun über Erwarten glänzend angebrochen zu sein. Laube erbat sich von W. eine (geistreich und warm geschriebene) Skizze seines Lebens, die in der „Zeitung für die elegante Welt" zu Anfang des Februars 1843 gedruckt erschien. Einige Tage vorher war W. zum Capellmeister am Hoftheater in Dresden ernannt worden. Ueber sechs Jahre wirkte er hier an der Spitze vortrefflicher Künstler, unter denen Tichatschek und die Schröder-Devrient am höchsten hervorragten; namentlich setzte er, wo es irgend möglich war, allen Eifer an mustergültige Aufführungen der Werke unserer deutschen Meister. Auch als Concertdirigent trat er für sie mit erfolgreicher Entschiedenheit ein; geradezu bahnbrechend wurden seine Bemühungen für das Verständniß der Symphonien Beethoven's, zumal der vielverlästerten, ihm besonders ans Herz gewachsenen neunten. Daneben übernahm er die Leitung der Dresdener Liedertafel; für sie componirte er zum allgemeinen Musikfest der sächsischen Männergesangvereine 1843 das „Liebesmahl der Apostel". Das Jahr darauf stellte er gelegentlich der von ihm kräftigst geförderten Ueberführung der Leiche Weber's aus England nach Dresden einen Trauermarsch aus Motiven der „Euryanthe" zusammen. Im Winter 1846/47 bearbeitete er Gluck's „Iphigenie in Aulis"; namentlich gab er der Oper einen neuen dramatischeren Schluß. Auch sonst verfaßte er einige kleinere Gelegenheitscompositionen. Hauptsächlich aber schrieb er vom Sommer 1843 bis zum Frühling 1845, zuerst mit manchen Unterbrechungen, zuletzt in nervöser Eile, die Musik zum „Tannhäuser".

In der Dichtung dieses Dramas hatte sich W. zum ersten Mal als wirklich schöpferischen Poeten erwiesen, nicht mehr, wie noch im „Holländer", von einer einzelnen älteren Dichtung unmittelbar abhängig, sondern durch freie, selbständige Verknüpfung verschiedener Sagenmotive künstlerisch Neues gestaltend. So verband er hier, einer wissenschaftlich unhaltbaren, für den Dramatiker aber höchst fruchtbaren Vermuthung des Königsberger Gelehrten C. T. L. Lucas folgend, den Inhalt des Tannhäuserliedes und des Gedichts vom Wartburgkrieg, den er sowol in den altdeutschen Originalausgaben als in den „Deutschen Sagen" der Brüder Grimm und in Ludwig Bechstein's „Sagenschatz des Thüringer Landes" las, zu einer organischen Einheit, in der sich zugleich, was an jeder der beiden Einzelsagen für die dramatische Verwerthung lückenhaft erschien, aus der andern befriedigend ergänzte. Darein verflocht W. einige bedeutsame Züge aus Hoffmann's Neubearbeitung des Sängerkrieges und entnahm überdies ein Grundmotiv seiner Dichtung, die Sehnsucht Tannhäuser's aus den Freuden des Venusberges nach den Schmerzen und Kämpfen der Erde, aus Heine's Parodie des alten Volksliedes. Den Schluß des letzteren mit seiner antipapistischen Tendenz gestaltete er künstlerisch frei, dazu dramatisch sehr wirksam um: der Tod des reuig Büßenden wird zugleich seine Erlösung vom Fluch der Sünde. Sichtbar verkörpert erscheint im Drama die sittlich-religiös erlösende Macht in der Gestalt der jungfräulich reinen Fürstentochter, deren todeswillig sich aufopfernde Liebe selbst noch den wild verzweifelnden, fast schon verlorenen Sünder vor ewigem Verderben rettet. Ihr lieh W., um ihre dramatische Bedeutung allgemein verständlich zu begründen, den Namen und einzelne Charakterzüge der heiligen Elisabeth.

Im kunstvollen Aufbau der Handlung, in der eigenartigen und sicheren Charakteristik der Personen und in der Kraft des poetischen Ausdrucks übertraf „Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg" die früheren Operndichtungen Wagner's beträchtlich. Gleich ihnen war aber auch das neue Drama aus einer unmittelbar persönlichen Stimmung seines Verfassers hervorgegangen. Auch in ihm glühte ein leidenschaftliches Verlangen nach höchstem geistig-sinnlichen Genuß, den er in der modernen Welt umsonst suchte, eine fieberische Sehnsucht nach einer an sich nicht unirdischen, aber aus der Sinnlichkeit erlösenden, über die Erde

erhebenden Liebe. In der Musik des „Tannhäuser“ vornehmlich sprach sich diese Erregtheit des Künstlers aus. Reicher und kräftiger entwickelte in ihr der Componist, was er im „Holländer“ begonnen hatte. Schon hielt er sich viel freier von der conventionellen Opernmelodie und näherte sich in seinen Weisen wieder um einen guten Schritt mehr dem natürlichen Rhythmus der Textesworte, verwandte etwas häufiger und charakteristischer die Leitmotive und erhöhte die Ausdrucksfähigkeit des Orchesters, stieß die alte Opernform bis auf geringe Reste um und ließ fast durchweg nur die Rücksicht auf das Drama walten. Was ihm zunächst in Dichtung und Composition noch nicht völlig zu seiner eignen Befriedigung gelungen war, gestaltete er theilweise bald nach der ersten Aufführung in Dresden (am 19. October 1845) um, so das Vorspiel zum dritten Aufzug und die Schlußscene; theilweise schuf er es erst nach Jahren, kurz vor der Pariser Tannhäuservorstellung (vom März 1861) neu, so namentlich die Venusbergscene im ersten Act. Unter dem mächtigen Eindruck der Schopenhauer-schen Philosophie vertiefte er jetzt den dichterischen und sittlichen Gehalt der auch äußerlich erweiterten Scene bedeutend; musikalisch bereicherte er sie durch die kühnste Entfaltung seines späteren, eben erst im „Tristan“ erprobten Compositionsstils.

Nach der Vollendung des „Tannhäuser“ in seiner ersten Form begab sich W. zum Sommeraufenthalt 1845 nach Marienbad. Hier entwarf er den Plan zu den „Meistersingern“ und zu „Lohengrin“. Während er den ersteren vorläufig beiseite legte, führte er den Entwurf des „Lohengrin“ schon im Winter darnach dichterisch und alsbald auch musikalisch aus; im März 1848 konnte er sich der fertigen Partitur freuen. Den Stoff des Dramas schöpfte er hauptsächlich aus dem gleichnamigen mittelhochdeutschen Epos eines bairischen Verfassers und aus der inhaltsreichen Vorrede seines Herausgebers Joseph Görres, der auf allerlei verwandte Sagen des Mittelalters hinwies. Einzelne davon fand W. auch (ebenso wie das bairische Rittergedicht) dem Hauptinhalte nach einfach und bündig und gerade deshalb sehr eindringlich in den „Deutschen Sagen“ der Brüder Grimm erzählt. Aus diesen verschiedenen Fassungen der Schwanrittersage wob er kunstreich die menschlich echtesten und bedeutsamsten Züge zu einem neuen Ganzen zusammen, dessen Selbständigkeit und Eigenart auch dadurch keine Einbuße erlitt, daß er noch das eine oder andere Motiv aus Weber’s „Euryanthe“ entlehnte und in ein paar Scenen Marschner’s „Templer und Jüdin“, Immermann’s „Merlin“, ja selbst einen Vorgang aus dem Nibelungenliede äußerlich nachbildete. Denn nicht nur in der dramatischen Ausgestaltung des aus allen diesen Quellen gewonnenen Stoffes verfuhr W. als reifer Künstler, in jeder Hinsicht noch sicherer und glücklicher als beim „Tannhäuser“, sondern auch den symbolischen Gehalt der Sage, der er erst einen dichterisch bedeutenden weltgeschichtlichen Hintergrund gab, erfaßte er in einer vorher kaum geahnten Tiefe. Wie in dem sinnverwandten Mythos von Zeus und Semele sah er hier die Natur der menschlichen Sehnsucht, deren letztes Ziel nur das Reinmenschliche sein kann, und das Wesen der Liebe ausgesprochen, die nothwendig nach voller sinnlicher Wirklichkeit verlangt. Um volle Liebe, nicht anbetende Bewunderung zu erlangen, steigt der göttlich Geartete, in den Schleier des Geheimnisses gehüllt, zu dem menschlichen Weibe herab. Sie aber muß, eben um der höchsten Liebe theilhaftig zu werden. den bewunderten, dankbar verehrten Unbekannten in seinem vollen Wesen erkennen. Nicht aus leichtfertiger Neugier, sondern aus innerer, sittlicher Nothwendigkeit, die sie zur tragischen Heldin stempelt, thut sie die verbotene Frage.

Auch die Musik zu „Lohengrin“ bezeichnete wieder einen mächtigen Schritt vorwärts auf Wagner’s Bahn. Von der herkömmlichen Opernform und der

alten Opernmelodie war noch weniger als im „Tannhäuser" zu spüren. In größeren Linien bewegte sich die ganze Composition; harmonisch reicher war das durch ganz neue Klangfarben überraschende Orchester entwickelt, das thematische Gewebe der Leitmotive klarer und dichter gesponnen. Durchaus diente die Musik dem Drama. Auch die Gesangsstücke von rein lyrischem Charakter ordneten sich fest der dramatischen Entwicklung ein; vor allem auf dramatisch ausdrucksvolle Declamation zielten die einzelnen Melodien ab. Aber gerade wegen dieser künstlerischen Fortschritte konnte W., dessen „Tannhäuser" schon bei der Feindseligkeit einer verständnißlosen Kritik ohne rechten Erfolg geblieben war, sein neues Werk in Dresden nicht auf die Bühne bringen. Erst am 28. August 1850 führte Franz Liszt den „Lohengrin" in Weimar auf, wo er anderthalb Jahre zuvor auch dem „Tannhäuser" eine heimische Stätte bereitet hatte.

Während W. noch an der Instrumentation des „Lohengrin" arbeitete, entwarf er, durch die augenblickliche politische Lage Deutschlands zur Wahl eines geschichtlichen Helden bewogen, ein nicht für die musikalische Composition berechnetes Drama „Friedrich der Rothbart". In der Erkenntniß jedoch, daß die historisch-politischen Verhältnisse ihn einengten, wandte er sich lieber dem ihn längst begeisternden mythischen Helden zu, der ihm in der urgermanischen Sage genau dasselbe zu bedeuten schien wie der Hohenstaufe Friedrich I in der Geschichte. In einem durch Anschauungen des jenaischen Philologen Göttling bestimmten Essay „Die Wibelungen, Weltgeschichte aus der Sage" (geschrieben im Sommer 1848, gedruckt 1850) suchte er die Stammes- und Geistesverwandtschaft der Ghibellinen mit den Nibelungen zu erweisen. Gleichzeitig gewann er aus den ältesten Ueberlieferungen des Nibelungenmythos den Plan zu einer Tragödie „Siegfried's Tod", die er sogleich im Herbst 1848 dichterisch ausführte. Doch bevor er ernstlich an die musikalische Composition dieses Werkes ging, drängte sich ihm, noch in demselben Herbst 1848, ein neuer Dramenstoff auf, „Jesus von Nazareth". Der sorgfältig überdachte Entwurf der fünfactigen Tragödie, erst 1887 aus Wagner's Nachlaß gedruckt, bewies in der ungemein geschickten Ausnützung aller geschichtlichen Gestalten und Verhältnisse, die den Heiland umgaben, und in der kunstvoll vertiefenden Charakteristik seiner Anhänger und Feinde die dramatische Meisterschaft des Dichters, der die sittliche Idee des Christenthums auf der Bühne eindringlich lehren und weihevoll verklären wollte. Nur als edelster der Menschen, von allem Uebernatürlich-Wunderbaren entkleidet, sollte Jesus in dem Drama erscheinen, aber als Stifter der Religion der Liebe in einer Welt der herzlosen Gewalt. Doch bei dieser Ablehnung des kirchlichen Dogmas mußte sich W. sagen, daß man eine baldige Aufführung seines Werkes, das sich durchaus an die allernächste Gegenwart richtete, nicht dulden würde, und ließ daher den Plan unausgearbeitet liegen.

Bald darnach sollte die politisch-revolutionäre Bewegung jener Jahre entscheidend in Wagner's Leben eingreifen. Zwar lockten ihn weniger politische als künstlerische und rein menschliche Beweggründe in das Lager der Unzufriedenen. Er hoffte von der Revolution eine Besserung der allgemeinen Culturzustände und im Zusammenhange damit eine künstlerische Reform. Der letzteren suchte er zunächst auf gesetzmäßigem Wege vorzuarbeiten, indem er dem sächsischen Cultusminister einen Entwurf zur Organisation eines deutschen Nationaltheaters für das Königreich Sachsen — an Stelle des bisher vom Hofe abhängigen Theaters — mit gar manchen beherzigenswerthen, entschiedenen Erfolg verheißenden Vorschlägen zur Hebung der vaterländischen Kunstpflege einreichte. Gleichzeitig aber gab er sich, eingenommen von den Lehren Proudhon's, den demokratisch-socialistischen Anschauungen des ihm befreundeten Musikdirectors August Röckel (1814—1876) und des von diesem nach Dresden gebrachten

russischen Revolutionärs Michael Bakunin hin, eiferte in einer Versammlung des Vaterlandsvereins und in Röckel's „Volksblättern" gegen Adel und Geldherrschaft, hielt aber, in seinen republikanischen Bestrebungen weniger folgerichtig als jene radicalen Genossen, die ihn darum als unpraktischen Phantasten betrachteten, an der Königstreue fest und vertrat die Umwandlung Sachsens in einen Freistaat, dessen höchste vollziehende Gewalt in dem Königshause Wettin ruhe und forterbe. An dem Dresdener Aufstand vom Mai 1849 betheiligte sich W. vornehmlich als leidenschaftlich erregter Zuschauer, nicht unmittelbar als Barricadenkämpfer, unterstützte aber in Einzelheiten, die ihm selbst unverfänglich erschienen, die Führer der Bewegung immerhin erheblich genug, daß ihm nach dem Siege der Regierungstruppen schwere Strafe drohte. Doch entkam er, noch ehe die gerichtliche Verfolgung gegen ihn eröffnet wurde, zuerst nach Weimar, wo ihm Liszt der treueste, von nun an brüderlich für ihn sorgende Freund wurde, dann — am 29. Mai — nach Zürich.

Trotz der Drangsal und Gefahr der letzten Tage, obwol aus der Heimath verbannt und steckbrieflich verfolgt, fühlte W. vor allem das Glück vollständiger künstlerischer Freiheit, die ihm mit dem Ausscheiden aus seinem bisherigen Amte zu Theil geworden war. Dazu gesellte sich die innige Freude, noch dicht vor seiner Flucht aus dem Vaterland endlich in Liszt den Künstler gefunden zu haben, der ihn in seinem Streben und Schaffen liebevoll verstand und die Macht wie den Willen besaß, bahnbrechend für ihn zu wirken. Und in der That, Liszt's unermüdlicher Freundeseifer machte in verhältnißmäßig kurzer Zeit möglich, was W. selbst von Dresden aus nicht vermocht hatte; von Weimar aus eroberten sich seine bisher mißachteten Werke nach und nach fast alle deutschen Bühnen. Aber in die Schweiz, wo ihr Schöpfer weilte, gelangten sie erst nach Jahren. Die Sehnsucht nach ihnen, das Verlangen, nur wenigstens einer Aufführung seines „Lohengrin" beiwohnen zu können, war es vornehmlich, was mit der Zeit dem Verbannten die Trennung von Deutschland unerträglich schmerzlich machte und in ihm das bittere, mitunter selbst seine Thatkraft lähmende Gefühl seiner künstlerischen Verödung hervorrief.

Zuerst hatte sich W. von Zürich sogleich nach Paris begeben, theils auf Liszt's Rath, theils noch selbst von der alten Hoffnung geblendet, daß er durch einen Pariser Opernerfolg seinen Werken den Weg über ganz Europa öffnen könne. Diesmal aber erkannte er schon nach wenigen Wochen die Täuschung und kehrte bereits im Juli 1849 nach Zürich zurück, wohin ihm bald darauf auch seine Frau aus Dresden nachkam. Noch einige Male (1850 und 1858, wozu 1853 eine Erholungsreise in Liszt's Gesellschaft kam) lockten ihn ähnliche trügerische Hoffnungen in die französische Hauptstadt; stets aber genügte ein kurzer Aufenthalt in ihr, um ihn völlig ernüchtert nach Zürich wieder zu entlassen. Volle neun Jahre wohnte er hier, dem politischen Treiben fern, obwol mehrere ihm befreundete Flüchtlinge aus Deutschland, unter ihnen Herwegh und Semper, ebenda eine Freistatt fanden. Von seinen neuen Mitbürgern trat ihm mancher persönlich nahe, so der Germanist Ludwig Ettmüller, später auch Gottfried Keller. Bald auch zogen jüngere Anhänger aus der Heimath ihm nach, um in Zürich seine Schüler zu werden, so namentlich Hans v. Bülow. Mit ihnen nahm sich W. des Züricher Theater- und Musiklebens warm an, dirigirte neben einzelnen Opern besonders Beethoven'sche Symphonien, gab in einer kleinen Schrift Winke zur Begründung eines originellen, echt volksthümlichen Theaters in Zürich und führte im Mai 1853 mit Hülfe befreundeter Musiker und Sänger aus Deutschland und der Schweiz in drei Concerten ausgewählte Bruchstücke aus „Rienzi", dem „Holländer", „Tannhäuser" und „Lohengrin" vor stürmisch begeisterten Zuhörern auf.

Vor allem aber zum Schaffen neuer Werke wollte W. die Freiheit ausnützen, die er jetzt genoß. Mit der Musik zu dem noch in Dresden gedichteten Nibelungendrama gedachte er das Ziel, dem er sich in seinen letzten Werken schrittweise genähert hatte, endgültig zu erreichen, seine künstlerische Befreiung von der Oper zu vollenden. Aber bei den Mißverständnissen, unter denen sein Wirken so oft während der letzten Jahre hatte leiden müssen, hielt er es für nothwendig, durch theoretische Erörterungen dem neuen Kunstwerk erst den Boden zu bereiten. So verfaßte er unter dem geistig und formal ihn bestimmenden Einflusse der Junghegelianer, besonders Ludwig Feuerbach's, oft auch unmittelbar an seine revolutionären Anschauungen aus der jüngsten Dresdener Vergangenheit anknüpfend, eine Anzahl von ästhetischen Reformschriften, unter denen „Die Kunst und die Revolution" (1849), „Das Kunstwerk der Zukunft" (1850), „Kunst und Klima" (1850) und das dreibändige Werk „Oper und Drama" (1851) seine Ansichten am bedeutendsten und vollständigsten offenbarten. Im Einklang mit zahlreichen Aussprüchen älterer Denker und namentlich auch mit Anselm Feuerbach's Buch über den vaticanischen Apoll zeigte W., wie in der antiken Tragödie sämmtliche Künste, die bildenden, mimisch darstellenden und tönenden oder redenden, zum höchsten künstlerischen Zwecke zusammenwirkten, wie aber mit dem Untergange des freien Griechenthums auch die echte Kunst verfiel und im Dienste der Kirche, der Fürsten und zuletzt der Industrie zum bloßen Handwerk entartete: aus der einstigen lebens- und liebevollen Vereinigung gelöst, erstarrten die einzelnen Künste in ihrer Sonderentwicklung; auch im Oratorium und in der Oper traten sie bloß äußerlich neben einander ohne organische Ineinsbildung zu einem gemeinsamen Zwecke, jede Kunst vielmehr eigensüchtig nur für sich wirkend; so diente, was einst dem gesammten Volke ein Quell geistiger Erhebung gewesen, nur noch dem Sinnengenuß weniger, herabgesunken zum eitlen Tand des Luxus. Eine Wiedergeburt der echten Kunst und ihres vollkommensten Werkes, des wahren Dramas, hoffte W. von der Zukunft, wenn dereinst die „große Menschheitsrevolution" das Sklaventhum in jeder Form ausgerottet und das ganze Volk frei gemacht habe. In diesem Drama, dessen Inhalt allein der schöne und starke, durch die höchste Liebeskraft zur Freiheit gelangte Mensch ist, werden sich wieder wie in der attischen Tragödie alle Einzelkünste, nur in reicherem Maß und in technisch höherer Vollendung auf das innigste verbinden, jede herrlich entfaltet im liebevollen Zusammenwirken mit den Schwesterkünsten. Auch in seiner Darstellung wendet sich dieses Gesammtkunstwerk wieder an das ganze Volk, aus dessen gemeinsamem Leben es als höchste Geistesschöpfung entsprungen ist. Mit einer Fülle von geistreich treffenden Bemerkungen über alle erdenkliche Fragen, die namentlich das Wesen und die geschichtliche Entwicklung der Dichtkunst und der Musik berühren, stattete W. seine scheinbar einseitige, in der Hauptsache aber unantastbare Beweisführung aus: nicht das Recht und Verdienst der Einzelkünste bestritt er, sondern nur die Möglichkeit, durch eine von ihnen allein das wahre Drama, ebenbürtig der antiken Tragödie, zu erzielen. Gestützt auf ein staunenswerthes philosophisches und historisches Wissen, schrieb er doch nur als Künstler, in dem der künstlerische Drang übermächtig alle wissenschaftlichen Kenntnisse und Bestrebungen sich unterordnete, als Künstler überdies, der das Werk, mit dem er sich selbst seinem Ideal des Dramas zu nähern hoffte, bereits bis auf Einzelheiten der Form klar bestimmt im Geiste trug.

Zahlreiche kleinere Schriften verwandten Inhalts reihten sich, abgesehen von mannichfachen unvollendeten Entwürfen, den grundlegenden theoretischen Werken an, darunter „Erinnerungen an Spontini" (1851), ein Brief an Liszt über die „Goethestiftung" (1851), Programme zu Beethoven'schen und zu eignen Compositionen, Winke für die Aufführung des „Tannhäuser" und des „Holländers",

ein Bericht über Wagner's neuen Schluß zur Ouvertüre von Gluck's „Iphigenie in Aulis“ (1854), ein Schreiben über Liszt's symphonische Dichtungen (1857), besonders aber der ungeheures Aufsehen und heftigsten Widerspruch erregende Aufsatz über „Das Judenthum in der Musik“ (1850), mit berechtigt schroffen Urtheilen über Mendelssohn-Bartholdy und Meyerbeer (1869 mit verschärfenden Zusätzen neu herausgegeben) und, inhaltlich viel bedeutender, die große Vorrede zur Ausgabe seiner drei letzten Operndichtungen „Eine Mittheilung an meine Freunde“ (1852) mit der tief eindringenden Geschichte seiner bisherigen künstlerischen Entwicklung. Wie alle diese Schriften, so diente auch die „Mittheilung“ vielfach dazu, „Oper und Drama“ und die andern ästhetischen Hauptwerke zu ergänzen: zugleich aber kündigte sie schon ausdrücklich das neue künstlerische Werk an, dem die sämmtlichen theoretischen Arbeiten nur als Vorbereitungen dienen sollten, die Nibelungentetralogie.

Von allen dramatischen Plänen, die W. 1849 mit in die Schweiz brachte, war „Siegfrieds Tod“ am weitesten gediehen; mehr als alle andern Versuche lag ihm diese Dichtung am Herzen. Für kurze Zeit nur fesselte ihn fast noch mehr der Mythos von Wieland dem Schmied, der ihm aus der „Edda“ und der „Wilkinasaga“ und nicht minder aus Simrock's epischer Neubearbeitung bekannt wurde und ihn während des Winters 1849/50 — im Zusammenhange mit seinen damaligen Pariser Absichten — zu dem ausführlichen Entwurfe eines dreiactigen Dramas anregte. Glücklich concentrirte W. die Handlung und veredelte sittlich mehrere Züge der Sage; deutlich vor allem deckte er ihren symbolischen Gehalt auf: die echte Kunst steigert gerade im tiefsten Leiden, wenn rohe Gewalt sie knechtet und zu unkünstlerischem Dienste zwingt, ihre Wunderkraft auf das höchste, sich selbst aus Noth und Schmach glorreich befreiend.

Aber trotz des persönlichen Antriebs, der in dieser Bedeutung der Sage für W. lag, kehrte er vom Entwurf des „Wieland“ bald wieder zu „Siegfrieds Tod“ zurück. Nun aber erkannte er (im Frühling 1851), daß in seiner Tragödie das epische Element zu weit um sich greife und die Vorgeschichte Siegfried's und Brünhildens in einem besonderen Drama ausgeführt werden müsse. Rasch entwarf er in drei Acten den „Jungen Siegfried“; vom 3. bis 24. Juni vollendete er die Dichtung. Doch auch damit war nur halb geholfen; der weitverzweigte Sagenstoff machte vielmehr noch zwei dem „Jungen Siegfried“ vorauszustellende Dramen nöthig, ein umfangreiches Vorspiel von vier Scenen „Das Rheingold“ und eine dreiactige Tragödie „Die Walküre“. Diese lag am 1. Juli 1852 in der Dichtung fertig vor, jenes zu Anfang des folgenden Novembers. Nun mußten noch die beiden Siegfrieddramen, besonders „Siegfrieds Tod“ bedeutend überarbeitet und, wie in dem ganzen großen Werke die Geschicke der Götter und Menschen durch gemeinsame Schuld und Sühne innig verbunden waren, so auch das Ende der Götter mit dem Tode des herrlichsten Menschenpaares unmittelbar verknüpft werden. Gegen Weihnachten 1852 war auch diese Arbeit beendigt, und W. konnte bald nach Neujahr die ganze Dichtung „Der Ring des Nibelungen“ als „ein Bühnenfestspiel für drei Tage und einen Vorabend“ gedruckt seinen nächsten Freunden (erst 1863 der übrigen Leserwelt) vorlegen.

Auch einzelne musikalische Motive entstanden zugleich mit dem dichterischen Texte des „Rings“, andere namentlich im Sommer 1853 auf einer Reise nach Oberitalien. Die regelrechte Composition begann jedoch erst im Winter darauf. Bereits im Mai 1854 wurde die Partitur des „Rheingoldes“ abgeschlossen. Aber schon die Vollendung der Musik zur „Walküre“ (1856) verzögerten Krankheitsanfälle und eine mehrmonatliche Reise nach London, wo W. im Frühling 1855 acht Concerte der älteren philharmonischen Gesellschaft dirigirte. Hernach componirte er bis zum Juni 1857 noch unter allerlei äußeren und inneren

Hemmungen die ersten anderthalb Acte des „Siegfried“; dann aber ließ er, durch die völlige Aussichtslosigkeit seines Schaffens entmuthigt, die Arbeit acht Jahre ruhen. Erst 1865 kehrte er zu ihr zurück, konnte sich ihr jedoch auch in der nächsten Zeit nicht ununterbrochen widmen. So wurde „Siegfried“ erst im Februar 1871 und die nunmehr „Götterdämmerung“ betitelte Schlußtragödie im November 1874 vollendet.

Dichterisch und musikalisch entsprach der „Ring des Nibelungen“ vollkommen dem Ideal des dramatischen Kunstwerks, das W. in den Reformschriften der ersten Züricher Jahre aufgestellt hatte. Den größten Stoff der germanischen Volkssage, aus den ältesten Quellen der Ueberlieferung geschöpft, von allen störenden Zuthaten gereinigt, belebte hier ein von der einfach-schönen Urform des Mythos entzückter und doch durch und durch moderner Künstler mit überwältigender dramatischer Kraft dichterisch neu. Den reichen Schatz deutscher und altnordischer Sagen und Märchen eignete er sich gründlich an; in die einschlägige fachwissenschaftliche Litteratur las er sich, zum Theil unter Ettmüller's Beirath, fleißig ein. Besonders eng schloß er sich — inhaltlich und formal — an die von Ettmüller übersetzten und durch eine mannichfach belehrende Vorrede eingeleiteten Lieder der „Edda“ sowie an die „Völsungasaga“ an, die ihm gleich der „Wilkinasaga“ und „Nornagestssaga“ in Friedrich Heinrich von der Hagen's Uebertragung vorlag. Einzelne poetische Motive fand er in deutschen Volksmärchen, auch in Simrock's „Wieland dem Schmied“ und selbst in Fouqué's mißglücktem Heldenspiel „Sigurd der Schlangenbändiger“. Von germanistisch-gelehrten Werken zog er neben den Schriften Wilhelm Grimm's und Lachmann's namentlich Wilhelm Müller's „Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage“ zu Rathe. So bekannte auch er sich zu der Ansicht Lachmann's, daß der Nibelungenmythos in seiner ältesten Gestalt mit Siegfried's Tode schloß. Siegfried aber erschien ihm seiner ursprünglichen Bedeutung nach eins mit dem Frühlingsgott Baldur, dessen Tod den Untergang der Welt herbeiführt. Und nun verband W. die nur in ihren Hauptmomenten dargestellte Sage von dem Wölsungengeschlecht durchweg organisch mit der Wotanssage und machte den Kampf des lichten Himmelsgottes Wotan mit dem finstern Nibelung Alberich zum dramatischen Grundgedanken der ganzen Tetralogie. Diesen Kampf knüpfte er an ein äußeres, dramatisch sehr glücklich verwerthetes Symbol der Macht und des Besitzes, an den nur durch den furchtbarsten Fluch gewonnenen, Verderben wirkenden Ring Alberich's. Den bereits im Mythos gegebenen Gedanken, daß die Begierde nach solcher Macht die Quelle aller Schuld und somit die letzte Ursache des Weltuntergangs sei, vertiefte er philosophisch bedeutsam und erkannte einzig der selbstlos sich hingebenden Liebe die Kraft zu, die Welt vom Fluche der Schuld zu erlösen. Mit dem Tiefsinn und der Großartigkeit der sittlich-philosophischen Ideen paarte sich im „Ring“ als Ganzes betrachtet ebenso wie in den einzelnen Theilen der Tetralogie eine kühne Kraft und Sicherheit der dramatischen Gestaltung, die selbst bei dem Schöpfer des „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ überraschen konnte. Er bewährte jetzt die höchste Kunst psychologischer Darstellung und erwies sich als Meister in der treffend scharfen und lebensvollen Charakteristik aller, auch der dichterisch untergeordneten Personen. Die dramatische Handlung entwickelte er in beständigem Fortschritt, auch wo sie äußerlich stille zu stehen schien, und mit strengster Folgerichtigkeit, überall künstlerisch spannend und menschlich ergreifend, zwischen idyllischer Heiterkeit und erschütternder Tragik mit höchstem Kunstverstande und wirksamer Steigerung der Eindrücke wechselnd. Sorgfältig auf zeitliche Geschlossenheit und überhaupt auf einheitlichen Bau der einzelnen vier Stücke bedacht, spann er doch zahlreiche verbindende Fäden von einem zum andern, um sie alle mit zum tragischen Knoten des unvergleichlich herrlichen

Schlußdramas zu schürzen und mit ihm wundervoll zu lösen. Der äußeren Form des ganzen Werkes verlieh er ein höchst charakteristisches Gepräge, indem er an altdeutscher Dichterrede die Kraft und den Glanz seiner Sprache phantasievoll nährte und den der gesammten altgermanischen Poesie gemeinsamen Gebrauch des Stabreims in eigenartig-freier Weise erneuerte.

Wie sich die Dichtung des „Rings", weil zum Componiren bestimmt, formal von den gleichzeitigen Schauspielen unserer Litteratur bedeutsam unterschied, so bezeichnete Wagner's Musik nunmehr den denkbar schroffsten Gegensatz zur Opernform. Unbedingt und unablässig diente sie dem dramatischen Zwecke. So entsprang die Gesangesmelodie naturgemäß aus der lebendigen Declamation des dichterischen Wortes. Rhythmisch auf das schärfste bestimmt, stets im reichsten Flusse dahinwogend, vereinigte sie die in der Oper getrennten Vorzüge des Recitativs und der Arie auf einer höheren Stufe. Rede und Gegenrede löste sich, wie im gesprochenen Drama, so hier im Gesange regelmäßig ab. Mehrstimmige Sätze und Chöre waren nur dann in den Dialog eingefügt, wenn es die dramatische Situation erforderte, daß mehrere Personen sich gleichzeitig aussprachen; aber auch dann war im Ensemblegesang jede einzelne Stimme für sich selbständig behandelt. Dafür entfaltete sich fast ununterbrochen in reichster Polyphonie das Orchester, dessen unendlich kühne und bei höchster Idealität des Stiles doch im einzelnen realistische Ausgestaltung fast Tact für Tact gegen den herkömmlichen Operngebrauch verstieß. Nach der melodischen wie nach der harmonischen Seite glänzend entwickelt und durch eine vorher ungeahnte Ausnützung der verschiednen Instrumente in seinen Klangwirkungen überaus bereichert, begleitete es durchweg charakteristisch die Handlung, sie erklärend, vorbereitend, für unsere Empfindung vertiefend. Sorgfältig bis ins kleinste ausgebildet, offenbarte sich in Gesang und Orchester gleichmäßig und unaufhörlich das System der Leitmotive; die großen, den vier Dramen gemeinsamen Grundthemen deuteten die musikalische Einheit des Ganzen an, gaben aber auch in ihren beständigen, ungezwungenen Umformungen die immer wechselnde Handlung und Empfindung ausdrucksvoll kund.

Als Anhänger der Feuerbach'schen Philosophie hatte W. die Dichtung und Composition des „Rings" begonnen. Gleichwol lag seinem Drama die tiefe Anschauung von der Nichtigkeit des ganzen Weltwesens zu Grunde, und so lehrte unter anderm die Gestalt Wotan's schon geradezu die Verneinung des Willens zum Leben, die uns vom Leide der Welt erlösen soll. Wie mächtig mußte sich nun W. ergriffen fühlen, als er 1854 diese in der eignen Seele bereits erschauten Ideen in Schopenhauer's Werken ausführlich dargelegt und tiefsinnig begründet fand! Die herben Erfahrungen der letzten Jahre hatten ihn doppelt empfänglich für diese Philosophie gemacht; so gab er sich nun ihrem gründlichen, planmäßigen Studium mit innigster, nie wieder erschütterter Ueberzeugung hin. Als künstlerische Frucht erwuchs daraus alsbald eine neue Tragödie, „Tristan und Isolde", schon 1854 entworfen, doch erst im Sommer 1857, als die Arbeit am „Siegfried" vorläufig zurückgelegt werden mußte, rasch in der Dichtung ausgeführt, bis zum August 1859 auch in der Partitur vollendet.

Einer Andeutung Wilhelm Müller's folgend, erkannte W. in der Tristansage die tragische Grundidee des alten Siegfriedmythos wieder: auch Tristan freit das ihm bestimmte Weib für einen andern. Während aber Siegfried seinen Irrthum mit dem Tode büßt, malt die Tristansage vornehmlich die Liebesqual des durch den gleichen Irrthum getrennten Paares aus. Als eine Art von poetischer Ergänzung seiner „Nibelungen" betrachtete daher W. den „Tristan", und völlig im Einklange mit Grundmotiven seiner Siegfriedtragödie löste er — diesmal ohne die Beihülfe wissenschaftlicher Arbeiten — aus den episch breiten Dichtungen des Mittelalters, von denen ihm besonders das herrliche Werk Gottfried's von Straß-

burg in der Uebersetzung von Hermann Kurz, daneben aber wol auch französische Behandlungen des gleichen Themas vorlagen, eine einfache Urform der Tristansage los, um auf solchem Grunde ohne jeglichen Aufwand theatralischer Mittel, bei möglichster Beschränkung in Personen und äußeren Geschehnissen eine überaus fest in sich geschlossene, meisterhaft gegliederte dramatische Handlung von der gewaltigsten tragischen Wirkung aufzubauen. Dabei ging W. überall auf künstlerische und sittliche Veredlung der überlieferten Sagenmotive und auf Vertiefung der Charaktere aus. Indem er von allem Anfang an Tristan und Isolde unter dem Bann gegenseitiger, wenn auch unbewußter Liebe zeigte, ließ er den Zaubertrank nur mehr als Symbol, nicht als eigentlich wirksam gelten. Dem Verhältniß der Liebenden zu dem getäuschten König Marke nahm er jeden lächerlichen und sinnlich widrigen Beigeschmack. In reinster Verklärung aber, frei von dem leisesten Hauche lüsterner Frivolität, erschien die Liebe Tristan's und Isoldens selbst mit ihrer stets mächtiger wachsenden und erst nach langem Leid erfüllten Sehnsucht nach Erlösung vom irdischen Zwiespalt im gemeinsamen Tode. Hier namentlich erwies sich der tiefe Eindruck der Philosophie Schopenhauer's auf den Dichter. Aber auch im einzelnen zeigte die Tristantragödie neben einer Fülle der wundersamsten Lyrik, die sich jedoch immer dem dramatischen Rahmen willig einfügte, auf Schritt und Tritt Schopenhauer'sche Gedanken und Lehren poetisch wiedergegeben und künstlerisch belebt, darum auch in ihrer ganzen philosophischen Strenge der mächtigsten Wirkung auf das Empfinden des Lesers und Hörers gewiß. Diesen unmittelbaren Eindruck verstärkte unendlich die Musik zum „Tristan", von lyrischer Innigkeit und dramatischer Leidenschaft gleichmäßig durchwogt, an melodischer und harmonischer Schönheit wie an eigenartiger Erfindungskraft überschwänglich reich, nach ihrem Stilcharakter der Composition des „Rings" am nächsten verwandt, aber bei strenger Befolgung der bereits dort bethätigten Kunstgesetze doch wieder in voller künstlerischer Freiheit entstanden, ohne daß der schaffende Tondichter sich dabei irgendwie einer nüchternen Theorie bewußt wurde.

Aus verwandter Anschauung und Empfindung gingen ziemlich gleichzeitig mit dem „Tristan" noch einige andere poetisch-musikalische Versuche hervor. In den Frühling 1856 fiel der dramatische Entwurf „Die Sieger" (nach den Mythen von Buddha); auch der erste Gedanke an Wagner's letztes Werk, den „Parsifal", tauchte damals schon auf. Vom December 1857 bis zum Juni 1858 componirte er in Tristanstimmung und vielfach auch geradezu nach musikalischen Motiven des „Tristan" fünf tiefsinnige Gedichte seiner Züricher Freundin, der warm für seine Kunst begeisterten Kaufmannsgattin Mathilde Wesendonck.

Zu einer künstlerisch befriedigenden Aufführung des „Tristan", wie W. sie ersehnte, schien sich eine Aussicht am ersten in Karlsruhe zu bieten, wo Großherzog Friedrich dem Schöpfer des Werkes wohlwollend geneigt war. Doch auch er konnte dem Verbannten die Erlaubniß zur Rückkehr nach Deutschland vorerst nicht erwirken. In der Schweiz aber vermißte W. längst die ihm nöthige künstlerische Anregung zu empfindlich, um nicht eine Veränderung seines Wohnorts mit allen Kräften anzustreben. Zürich hatte er schon im August 1858 für immer verlassen und den Herbst und Winter hernach in Venedig zugebracht. Seit dem April 1859 weilte er in Luzern. Nun siedelte er, um wieder regelmäßig Musik hören zu können, im September 1859 nach Paris über. Auch seinen „Tristan" hoffte er, als der Karlsruher Plan scheiterte, hier aufführen zu können. Mit drei Concerten, die das französische Publicum darauf vorbereiten sollten, rief er ungeheures Aufsehen im Musikleben und in der Kritik der Weltstadt hervor, ohne doch die rechte, andauernde künstlerische Theilnahme zu finden. Da gab Napoleon III. Befehl zur Aufführung des „Tannhäuser" in der „Großen Oper".

Die französische Uebersetzung besorgten Edmond Roche und Charles Nuitter. W. selbst gestaltete namentlich die erste Scene seines Dramas in dichterisch wie musikalisch bedeutsamer Weise um und suchte überdies vor den Parisern sein gesammtes künstlerisches Wollen in großen Zügen zu schildern und zu rechtfertigen, indem er eine Prosaübertragung seiner „Quatre poèmes d'opéras" („Holländer", „Tannhäuser", „Lohengrin", „Tristan") mit einem die Grundgedanken seiner früheren Reformschriften kurz wiederholenden Brief an den befreundeten Conservator der kaiserlichen Museen Frédéric Villot einleitete (1861 auch deutsch unter dem Titel „Zukunftsmusik" herausgegeben). Allein trotz aller noch so sorgfältigen Vorbereitung fand die Aufführung des „Tannhäuser" im März 1861 bei einer scandalös-rücksichtslos verfahrenden Oppositionspartei einen so heftigen, demonstrativen Widerstand, daß W. nach der dritten Vorstellung sein Werk von der Pariser Bühne zurückzog. Wieder setzte er seine künstlerische Hoffnung allein auf das deutsche Volk.

Und nun endlich war ihm auf seine erneute Bitte im Sommer 1860 die Rückkehr nach Deutschland außer Sachsen (seit dem März 1862 auch dahin) gestattet worden. Noch im August 1860 hatte er von Paris aus Frankfurt am Main, Darmstadt und Baden-Baden besucht; endgültig wandte er sich im Frühling darauf zurück in die Heimath, um von jetzt an Paris nur noch einige Male zu vorübergehendem Aufenthalte zu besuchen. Herzlich und ehrenvoll vom deutschen Publicum überall aufgenommen, trachtete W. vor allem darnach, für den „Tristan" und damit für seine Kunst überhaupt, wie sie sich in dem letzten Jahrzehnt entwickelt hatte, eine Stätte zu finden. Wieder zeigte sich zuerst in Karlsruhe Aussicht darauf, dann namentlich in Wien, wo W. daher während der nächsten Zeit seinen eigentlichen Wohnsitz nahm und selbst das Studium seines Werkes leitete. Allein nach zwei Jahren sah er seine Hoffnung hier ebenso getäuscht wie anderswo. Nur Bruchstücke aus dem „Tristan" und dem „Ring" konnte er hier und in mehreren andern deutschen Städten (1863 auch in Prag, St. Petersburg, Moskau und Pest) in Concerten vorführen, bei allem äußeren Erfolge tief unbefriedigt von solch ungenügender Wiedergabe. Daß er seine „Nibelungen" je vollenden und nach dem in seiner Seele völlig ausgereiften Plane, den er im Vorwort der Dichtung 1863 darlegte, vor einem Festpublicum in einem eigens zu diesem Zwecke gebauten Theater aufführen werde, glaubte er nun selbst nicht mehr; wo sollte sich ein deutscher Fürst oder ein Verein kunstliebender vermögender Männer und Frauen finden, der die Kosten des Unternehmens zu decken bereit wäre? Blieben ja selbst die Vorschläge, die er zur künstlerischen Reform des Wiener Hofoperntheaters 1863 im „Beobachter" auf Wunsch des befreundeten Redacteurs Friedrich Uhl machte, so wenig chimärenhaft sie auch waren, trotz dem Beifall der Leser ohne jede thatsächliche Wirkung.

Geraume Zeit hielt W. bei diesen betrübenden Erfahrungen doch seinen Muth aufrecht und seinen Schaffenseifer lebendig. Während des Winters 1861 zu 1862, den er zum Theil in Paris zubrachte, führte er die komische Oper, deren Plan er einst 1845 zu Marienbad entworfen hatte und nun mannichfach veränderte, erweiterte und vertiefte, dichterisch aus. 1862 erschienen „Die Meistersinger von Nürnberg", als Manuscript gedruckt, zu Mainz. Die musikalische Composition begann W. in demselben Jahre zu Biebrich am Rhein, wohin er sich für den Frühling und Sommer zurückgezogen hatte; später setzte er sie zu Penzing bei Wien fort. Nach mancherlei Unterbrechung wurde sie erst im October 1867 vollendet.

Die erste Kunde von den Nürnberger Meistersingern hatte W. schon in früher Jugend aus E. T. A. Hoffmann's Novelle „Meister Martin der Küfer

und seine Gesellen" empfangen. Reicheren und wissenschaftlich genaueren Aufschluß über sie fand er in Wagenseil's Nürnberger Chronik von 1697. Aber zu wirklichem Leben in seiner Phantasie erwachte das alte Bürgerthum und Kunsttreiben der Reichsstadt wol erst, als er sich in das unmittelbare Studium der Werke des Hans Sachs liebevoll versenkte. Ihm bildete er mit charakteristischer Treue und doch künstlerisch frei Sprache und Vers nach, hierin dem größten Schüler des altdeutschen Meisters, dem jungen Goethe, ebenbürtig; an der sinnigen Heiterkeit des Nürnberger Dichters erfrischte sich sein eigner tiefer Humor, aus derselben Herzlichkeit und Milde des Gemüths hervorquellend. Aber nicht nur als humoristisch-heiteren Betrachter des Weltwesens führte W. den größten Meistersinger in sein Drama ein, sondern mehr noch als den Meister selbstloser Entsagung, der so zum Träger der inneren, ans Tragische streifenden Handlung wurde. Für die äußere dramatische Fabel der „Meistersinger" entlehnte W. manche Züge aus Lortzing's Oper „Hans Sachs", deren Text selbst wieder von dem gleichnamigen Schauspiel Deinhardstein's abhängig war. Aber er erst stellte in seinem Lustspiele, das an Reichthum des dramatischen Gehalts, an Meisterschaft der Form, an Fülle und Bedeutung der Ideen in der ganzen deutschen Litteratur seines Gleichen suchte, die Gegensätze von Minnesang und Meistersang, von echter, freier, bei innigster Berührung mit dem Volksgeiste doch individuell-eigenartiger Kunst und spießbürgerlich-pedantischer Handwerksreimerei, von Genie und Philisterthum wahrhaft künstlerisch gestaltend dar. Und indem er mit höchster geschichtlicher Treue und vaterländischem Sinne ein umfassendes Culturbild aus deutscher Vergangenheit zeichnete, streifte er zugleich mit leiser Ironie die feindliche Aufnahme, die sein eigenes künstlerisches Streben bei den meisten seiner Zunftgenossen fand. Zur musikalischen Composition drängte diesmal, wie einst im „Tannhäuser", schon äußerlich der Stoff des Dramas, nicht minder die innere Handlung, die eben nicht wol durch Worte, sondern fast nur durch die Musik auszudrücken war. Die unablässig fortschreitende Entwicklung der äußeren wie der inneren Vorgänge forderte aber geradezu von der Musik den in höchster Weise dramatisch durchgebildeten Stil des „Rings" und des „Tristan". An ihm hielt denn auch W. unwandelbar fest, auch wo er, scheinbar weniger streng als in jenen beiden Werken, wieder geschlossene musikalische Formen zuließ, den vierstimmigen Choralsatz, Chöre und Ensembles, darunter ein regelrechtes Quintett, ebenso wo er kunstvoll das Schema der Fuge verwerthete oder selbst schnörkelhafte Coloraturen anbrachte. Denn all dies verstieß bei ihm niemals gegen die dramatische Wahrheit und diente vielmehr nur der dramatischen Entwicklung und Charakteristik. Zudem zeugte die ganze Composition von einer gegen früher fast noch gesteigerten Kraft und Frische der Erfindung, und mit der Schönheit und ausdrucksvollen Bestimmtheit der Melodien wetteiferte in ihr die vollendete Kunst harmonisch-contrapunktischer Ausarbeitung.

Aber die Aussichten auf eine Aufführung des Werkes schwanden mehr und mehr, während W. noch eifrig an der Composition thätig war. Selbst die Wiener Theaterleitung, auf deren Theilnahme er noch am ersten rechnen zu dürfen glaubte, gab ihm ihre Gleichgültigkeit unzweideutig zu verstehen. Das lähmte schließlich seinen Muth. Im Frühling 1864 verließ er Wien und begab sich, an der Zukunft nahezu verzweifelnd, zu alten Freunden, Dr. François Wille aus Hamburg und dessen Gattin Eliza, nach Mariafeld bei Zürich. Nach einigen trotz aller freundschaftlichen Pflege kummervollen Wochen wandte er sich, selbst über sein nächstes Schicksal ungewiß, nach Stuttgart. Hier erreichte ihn die Botschaft, die ihm in seinem langjährigen Ringen endlich, ohne zu trügen, Sieg verhieß. Ludwig II., seit dem 10. März König von Baiern, berief den Künstler, den er mit aller Gluth jugendlicher Begeisterung liebte, dessen Schaffen

und Wollen er mit genialem Verständniß erfaßte wie vorher niemand, zu sich nach München. Am 4. Mai 1864 stand W. zum ersten Mal vor ihm; von diesem Tage an verband die edelste Freundschaft, die nur der Tod lösen konnte, die beiden wahrhaft großen Naturen.

In innigem Verkehr mit König Ludwig verlebte W. den Sommer zu Starnberg, den Herbst und Winter darauf zu München. Dankbar widmete er ihm den „Huldigungsmarsch“ (1864); für ihn vorzüglich nahm er die Composition der „Nibelungen“ wieder auf, für deren Aufführung bereits Semper auf königlichen Befehl die Pläne eines großartigen Theaterbaus entwarf. Ihn vor allem zu erfreuen, veranstaltete und leitete W., in Gemeinschaft mit ausgezeichneten, durch ihn nach München berufenen Jüngern seiner Kunst wie Hans v. Bülow und dem herrlich begabten Sänger Ludwig Schnorr v. Carolsfeld, musterhafte Aufführungen mehrerer seiner Werke, besonders des „Tristan“ (im Juni 1865). Für König Ludwig schrieb er den geistvoll belehrenden und mahnenden Aufsatz „Ueber Staat und Religion“ (1864), der, auf die Lehre Schopenhauer's gegründet, doch über sie allerorten und zumal in der idealen, fast übermenschlich-tragischen Auffassung des Königthums hinausging, dabei aber auch durchaus den Standpunkt des praktischen Politikers preisgab und den eines zum Künstler organisirten Denkers bezeichnete, weshalb die tiefsinnige Betrachtung der ernstesten Lebensfragen von bedeutsamen Worten über die Stellung und Aufgaben der Kunst im Leben eingerahmt war. Wieder auf den Wunsch des Königs verfaßte W. 1865 einen umfangreichen, in allem Einzelnen wohl begründeten „Bericht über eine in München zu errichtende deutsche Musikschule“, die vornehmlich der praktischen Ausbildung ihrer Schüler im höchsten musikalischen Sinne gewidmet sein und eine richtige Pflege unserer nationalen Kunst, die Begründung eines künstlerischen Stils für den Vortrag deutscher Meisterwerke anbahnen sollte. Eine praktische Gesangsschule forderte er dazu in erster Linie; an sie sollten sich allmählich eine Theaterschule und ein vollständiges Orchesterinstitut anschließen. Von diesen Vorschlägen konnte freilich nur ein — immerhin großer — Theil verwirklicht werden, als 1867 in München an Stelle des alten Conservatoriums eine neue Musikschule trat, mit deren Leitung zunächst Bülow betraut wurde.

Inzwischen hatten Mißgunst, Skandalsucht, kleinliche Intrigue und plumpe Verleumdung das Verhältniß des Künstlers zum König niederträchtig entstellt. Den Seelenbund der beiden vermochten derartige Angriffe zwar nicht im geringsten zu lockern; wol aber mußte sich der von allen Seiten gedrängte Fürst zur äußerlichen Trennung von dem Freunde entschließen. Am 10. December 1865 verließ W. München und begab sich zunächst nach Genf, von wo aus er Südfrankreich besuchte; im Frühling 1866 miethete er ein Landhaus in Tribschen bei Luzern. Von König Ludwig wiederholt besucht, lebte er hier in behaglicher Weltabgeschiedenheit ungestört der künstlerischen Arbeit; jüngere Freunde seiner Kunst, so Bülow mit seiner Gattin Cosima, der Tochter Liszt's, und der später berühmte Dirigent Hans Richter, weilten oft längere Zeit in seiner Nachbarschaft, das Glück seiner Einsamkeit theilend und erhöhend. Nach München kam er jetzt nur noch als Gast für wenige Tage oder Wochen, so besonders zu den Proben des „Lohengrin“ im Frühling 1867 und zur ersten Aufführung der „Meistersinger“ am 21. Juni 1868, während er von den künstlerisch ungenügenden ersten Aufführungen des „Rheingolds“ (am 22. September 1869) und der „Walküre“ (am 26. Juni 1870) sich ferne hielt.

Auch zur schriftstellerischen Thätigkeit trieb ihn wieder innere Regung im Verein mit äußeren Anlässen. Für die im October 1867 von Stuttgart nach München verlegte „Süddeutsche Presse“, an deren Leitung sein Dresdener Freund Röckel betheiligt war, verfaßte er außer einigen polemischen Bücherbesprechungen

die (1868 auch in selbständiger Ausgabe erschienene) von echt nationalem Geist erfüllte Abhandlung „Deutsche Kunst und deutsche Politik", eine im Grunde ästhetische Untersuchung, die aber zugleich die wichtigsten Fragen des öffentlichen politischen Lebens bedeutsam berührte. Ueberzeugt von der innigen Gegenwirkung der ethisch-ästhetischen Bildung und der staatlichen Entwicklung eines Volkes, gestützt auf ein reiches und zuverlässiges geschichtliches Wissen, im besonderen angeregt durch den politischen Denker Constantin Frantz, erblickte W. den sichersten Weg zu Deutschlands Befreiung von dem staatlichen Uebergewicht Frankreichs in der Erlösung des verwahrlosten öffentlichen deutschen Kunstgeistes von dem sklavischen Drucke der französischen Civilisation. Als den wichtigsten Schritt aber auf dieser Bahn bezeichnete er eine künstlerische Umgestaltung des entarteten deutschen Theaters im nationalen Sinne, die in der vollkommenen stilgemäßen Uebereinstimmung zwischen dem deutschen Dichterwerk und seiner theatralischen Darstellung gipfele. Den deutschen Geist in seinem Streben über die bloße praktische Nützlichkeit hinaus nach solchen Zielen zu fördern, hielt W. für Baierns besonderen, von seinen Königen längst erkannten deutschen Beruf, durch den allein es seine Selbständigkeit neben Preußen dauernd wahren könne. Unendlich mehr Beachtung als diese Schrift fand die neue Ausgabe des „Judenthums in der Musik" (1869) und die mannichfach damit zusammenhängende Broschüre „Ueber das Dirigiren" (1869) mit ihrem Protest gegen die charakterlos-oberflächliche Art der Dirigenten aus Mendelssohn's Schule und ihrer Forderung eines charakteristisch bedeutenden, auf Erkenntniß der richtigen Tempi, also auf gesanglichem Verständniß beruhenden Vortrages. Einen viel weiteren Gesichtskreis umspannte wieder die aus tiefgründiger philosophischer Forschung entsprungene, Schopenhauer'sche Gedanken genial ausführende Schrift über Beethoven (1870). Mit einer ebenso begeisterten wie besonnenen, ungemein aufschlußreichen Würdigung des Beethoven'schen Genius und seiner geschichtlichen Verdienste verband W. hier eine theoretisch erschöpfende Erklärung des Wesens der Musik und der Natur des Musikers. Sein letztes Ziel war auch hier wieder das Ideal des wahren Dramas; im Hinblick darauf verlangte er auch jetzt Neubeseelung der deutschen Kunst und Befreiung unserer ganzen Civilisation von der Herrschaft des französischen Geschmacks, der „frechen Mode".

In großer Zeit erklang dieser nationale Appell des deutschesten Künstlers. Auch er fühlte sich durch die Siege seines Volkes neu belebt und zu weit ausgreifender Thätigkeit mächtig angetrieben, um so mehr, als das Jahr der politischen Erhebung Deutschlands zugleich sein häusliches Glück vollkommen und dauernd begründete. Durch seine Vermählung mit Cosima v. Bülow hatte er endlich die Frau gefunden, die ihn nicht nur hingebungsvoll liebte, sondern geistig und künstlerisch immer und durchaus verstand. Inneren Frieden und beseligende Heiterkeit, die kein Zweifel mehr trübte, genoß er erst an ihrer Seite. Die Geburt eines glücklich gedeihenden Sohnes, den er Siegfried nannte, erfüllte ihn mit froher Hoffnung auf die Zukunft. Ueberaus lieblich sprach er diese freudig-zufriedene Stimmung in einem zart empfundenen Orchesterstück aus, dem „Siegfried-Idyll" (1870), dessen wichtigste musikalische Motive aus dem Siegfrieddrama stammten. Aber dieselbe Heiterkeit seines Gemüths ließ auch den übermüthigen Spott zu, mit dem er 1871 die belagerten Pariser nebst ihrem patriotisch eifernden Dichter Victor Hugo, zugleich aber auch Offenbach und das von der Pariser Mode beherrschte deutsche Theater in einem Aristophanischen Lustspiel „Eine Capitulation" geißelte. Und in höchster vaterländischer Begeisterung schuf er auf die Nachricht vom Erstehen des neuen deutschen Reiches 1871 den „Kaisermarsch" für großes Festorchester und Chor, ein kraftvolles, farbenreiches Tongemälde, das den siegreichen Kampf mit beinahe dramatischer

Anschaulichkeit verkörperte. Schriftstellerisch ungemein rührig verfaßte er um dieselbe Zeit, an frühere Arbeiten und Lebenseindrücke anknüpfend, einen Aufsatz über die Bestimmung der Oper und „Erinnerungen“ an Auber. Ferner begann er 1871 die Herausgabe seiner „Gesammelten Schriften und Dichtungen“ in historischer Reihenfolge, wobei er freilich verschiedene Jugendarbeiten unterdrückte, einzelne Werke auch hie und da leise veränderte. Neun Bände erschienen bis 1873; ein zehnter folgte 1883 (2. Auflage 1887—88).

Namentlich aber belebte der mächtige Aufschwung des deutschen Volkes während des Kriegsjahres neuerdings Wagner's Muth, die Verwirklichung seines kühnsten Wunsches zu unternehmen. Das Theater für seine „Nibelungen“, an dessen Bau in München seine dortigen Gegner den König verhindert hatten, wollte er nun, zwar im Vertrauen auf den ihm stets treuen Beistand Ludwig's II., hauptsächlich aber mit Hülfe eines Vereins der übrigen Freunde seiner Kunst, in einer kleineren, für seine Absichten geeigneteren Stadt erbauen und die zum größten Theile bereits vollendete Tetralogie darin mit auserlesenen Kräften aufführen. Sein Blick fiel auf die bairische Provinzialstadt Baireuth. Bei kurzem Besuche der Stadt im April 1871, dann wieder im December zeigten sich die Verhältnisse daselbst günstig, die Vertreter der Bürgerschaft entgegenkommend; ein schön gelegener Bauplatz wurde alsbald erworben, die Bauarbeiten ohne Verzug begonnen. Schon im April 1872 siedelte W. für immer nach Baireuth über. Während des ersten Sommers wohnte er in dem nahen Dörfchen Donndorf neben dem Schloß Fantaisie, dann in Baireuth selbst, seit 1874 im eignen Hause „Wahnfried“. Zunächst freilich konnte er noch wenig an ein ruhiges Bleiben denken. Energische Freunde, unter ihnen besonders Bülow, der jung verstorbene Pianist Karl Tausig und am eifrigsten von allen die Gemahlin des preußischen Hausministers Marie Freifrau v. Schleinitz, förderten thatkräftig die Begründung der Baireuther Festspiele; der Musikalienhändler Emil Heckel rief zu ihrer Unterstützung in Mannheim 1871 den ersten „Richard-Wagner-Verein“ ins Leben; seinem Beispiele folgte man in vielen deutschen und ausländischen Städten. Reisen zu diesen Vereinen unterbrachen wiederholt den stillen Aufenthalt Wagner's in Baireuth, seine Arbeit an der Instrumentation der „Götterdämmerung“, seine Berathungen mit Architekten, Maschinenmeistern und Decorationsmalern. Besonders leitete er 1871—1875 zum Besten seines Unternehmens zahlreiche Concerte in Mannheim, Hamburg, Berlin, Köln, Wien, Pest und andern größeren Städten. So gedieh denn auch der Bau in Baireuth, über den W. seinen Freunden in Broschüren und Erklärungen wiederholt Bericht erstattete, sichtlich trotz manchen, oft ernsten Schwierigkeiten. Am 22. Mai 1872 fand die feierliche Grundsteinlegung statt, künstlerisch geweiht durch eine unvergleichlich herrliche Aufführung des „Kaisermarsches“ und der „Neunten Symphonie“, die dem meisterlichen Dirigenten auch zu einer neuen schriftstellerischen Erörterung des Vortrags Beethoven'scher Werke Gelegenheit gab. Im August 1873 konnte dem Bühnenbau der Dachstuhl aufgesetzt werden. Im Sommer darauf wurden bereits mit einzelnen Sängern Clavierproben vorgenommen; im Juli und August 1875 fanden genauere Clavier- und Orchesterproben der vollständigen Tetralogie im Festspielhause statt, schon von zahlreichen Anhängern Wagner's besucht.

Neben dieser anstrengenden Thätigkeit für sein großes Unternehmen fand der Künstler noch Muße, mehrere kleine Aufsätze und größere Schriften auszuarbeiten, die er zum Theil in dem neu begründeten Leipziger „Musikalischen Wochenblatt“ veröffentlichte. Unter ihnen ragte die dem Andenken der Schröder-Devrient gewidmete Broschüre „Ueber Schauspieler und Sänger“ (1872) hervor. Gestützt auf eigne Erfahrung wie auf geschichtliches Studium und tief über-

zeugt von dem hohen künstlerischen Berufe des Mimen, drang W. gegenüber dem in Virtuosenthum und conventionellem Schlendrian entarteten deutschen Theaterwesen vornehmlich auf Wahrhaftigkeit der Darstellung und Rückkehr zur Natürlichkeit. Auch eine musikalische Nebenarbeit, die von Amerika aus begehrte Composition eines Festmarsches zur hundertjährigen Gedenkfeier der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika (1876), führte W. in jener Zeit unermüdlicher Anspannung aller Kräfte aus.

Endlich stand er am Ziele trotz allen Hindernissen, die ihm namentlich die feindselige Presse in den Weg warf. Nach neuen, mehr als zweimonatlichen Proben fanden vom 13. bis zum 30. August 1876 die ersten Baireuther Festspiele unter der musikalischen Leitung Hans Richter's statt, drei Aufführungen des gesammten „Ringes“ durch ausgezeichnete Sänger und Musiker, die dem Rufe des Meisters bereitwillig gefolgt waren, vor bewundernden Zuhörern aus deutschem und fremdem Lande, unter denen der Geistesadel reichlich vertreten war. Zahlreiche einheimische und ausländische Fürsten, an ihrer Spitze Kaiser Wilhelm I. und König Ludwig II., wohnten den Vorstellungen bei. Pecuniär ergaben die Festspiele zwar — dank den Wühlereien der Gegner Wagner's — ein beträchtliches Deficit, das ihr Begründer in der Hauptsache allein, wenn auch mit Hülfe seines königlichen Freundes, deckte. Künstlerisch aber gelangen sie über alles Erwarten vorzüglich. Es war der stolzeste Triumph, der ihrem Schöpfer beschieert werden konnte, zugleich seit Jahrzehnten wieder der erste große Sieg des deutschen Geistes auf dem Gebiete der Kunst, dessen nationale Bedeutung das Ausland keineswegs verkannte.

Leider aber versäumte das deutsche Volk die Pflicht, die ihm aus der unvergleichlichen That seines größten lebenden Künstlers erwuchs, und beraubte so sich selbst des Gewinns, den ihm diese versprach. Der Eifer der meisten Gönner Wagner's hatte nur dem einmaligen Erfolge gegolten. Bei seinem Bestreben, die regelmäßige Wiederholung der Baireuther Festspiele zu sichern und im Zusammenhange mit ihnen eine Art von musikalisch-dramatischer Hochschule zum Studium und zur Aufführung der Werke deutscher Meister in Baireuth zu begründen, sah er sich kläglich im Stiche gelassen, so daß er bald beiden Lieblingsgedanken entsagen und die „Nibelungen“ den herkömmlichen Opernbühnen überlassen mußte. Ja sogar zur Direction mehrerer großer Concerte in London (im Mai 1877) entschloß er sich in der — freilich vergeblichen — Hoffnung, dadurch die Kosten der vorjährigen Festspiele aufzubringen. Zuletzt blieb er wieder auf schriftstellerische, theoretische Erörterungen angewiesen, statt nach seinem Wunsche unmittelbar praktisch auf verständnißvolle Künstler einwirken zu können. Er betheiligte sich als eifrigster Mitarbeiter an einer Monatsschrift, die sein jüngerer Freund Hans Freiherr v. Wolzogen seit dem Januar 1878 herausgab, den „Baireuther Blättern“. Im schroffen Widerspruch gegen die gesammte moderne Cultur, deren lächerliche und gefährliche Erscheinungen in Staat, Gesellschaft und Religion, in Wissenschaft und Kunst er heftig geißelte, empört über die Entartung des echten deutschen Wesens, als deren vornehmste Ursache er die rapid wachsende Macht des Judenthums betrachtete, und zugleich voll Vertrauen, daß der deutsche Geist sich aus diesem Verfall durch die Macht der Kunst, besonders der Musik, wieder lebenskräftig erheben werde, besprach W. in zahlreichen Aufsätzen der Jahre 1878 und 1879 verschiedene ästhetische und ethische Fragen von tief einschneidender Bedeutung, so unter anderem die vom Nützlichkeitsprincip unbeirrte Idealität des Strebens im wahrhaft deutschen Charakter, das Verhältniß des verbildeten modernen Publicums zum Kunstwerk, die innere Tragik im Schicksale des durch allerlei geschichtliche Bedingungen eingeengten schaffenden Genius, den an mannichfachen geschichtlichen Beispielen klar

zu erkennenden Unterschied zwischen dem dichterischen Seher und dem Künstler, die Bedeutung des Textwortes für die musikalische Melodie, den Gegensatz von dramatischer und symphonischer Compositionsweise.

Deutlicher und strenger als diesen von Schopenhauer'schen Gedanken gelegentlich durchzogenen Aufsätzen war der philosophische Charakter den letzten Beiträgen Wagner's zu den „Baireuther Blättern" seit dem Herbst 1879 aufgeprägt. Auf den Grundanschauungen Schopenhauer's und der von ihm gepriesenen brahmanisch-buddhistischen Religion beruhten sie zunächst; nicht minder aber war ihr den tiefsten Fragen der Menschheit nachforschender Verfasser durch die agitatorischen Bestrebungen Ernst v. Weber's gegen die Vivisection, durch die geistvollen Untersuchungen des ihm persönlich befreundeten Grafen Arthur v. Gobineau über die Ungleichheit der menschlichen Racen und durch die wichtigste Schrift des französischen Vorkämpfers für den Vegetarianismus J. A. Gleïzès angeregt. W. verband, vertiefte und vervollständigte die Forschungsergebnisse dieser Vorgänger, deren Einseitigkeiten er auch theilweise berichtigte, und erklärte so, namentlich in der tiefsinnigen Abhandlung „Religion und Kunst" (1880), die schon von den erhabensten Religionen (der indischen und der christlichen) betonte Sündhaftigkeit der historischen Menschheit aus der Entartung des Blutes, die durch die Abkehr der Menschen von der naturgemäßen Pflanzenkost zum Genusse des thierischen Fleisches bewirkt worden sei. Aus diesem physischen und sittlichen Verfall, in welchem er auch den Grund zur Entartung des ursprünglichen Christenthums und zur Verderbniß der ganzen modernen Scheincultur sah, erhoffte er nur durch eine gründliche Regeneration des Menschengeschlechts Rettung. Möglich aber erschien ihm eine solche Regeneration einzig auf dem Boden einer wahrhaften, von den allegorischen Zuthaten der verschiednen Culte gereinigten Religion, der Religion des Mitleidens mit ihren drei alles umfassenden Tugenden der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung. Erst auf dieser Grundlage echter Sittlichkeit hielt er auch das Gedeihen höchster Kunst für möglich, deren eigentliche Aufgabe er wiederum darin erkannte, daß sie die unaussprechliche göttliche Wahrheit im Bilde offenbare und zur Erfassung dieser Wahrheit hinleite. Wie W. bei dergleichen Betrachtungen den reinen Kern der christlichen Religion zum Mittelpunkte seiner ethischen Weltanschauung machte, so verherrlichte er auch stolz die Stammeseigenthümlichkeiten des germanischen Volkes. Und heftig eiferte er gegen jegliche Vermischung der Germanen als der höchsten Blüthe der edelsten Race, der arischen, mit Abkömmlingen von unedleren Racen, auch hiermit wieder in Bahnen zurücklenkend, die er schon vor drei Jahrzehnten betreten hatte.

Bei dem großen Publicum fanden diese Essays mit ihrem tiefen Ernst und ihrer scharfen Polemik gegen allen modernen Optimismus und Fortschrittswahn wenig Verständniß und Beifall. Und fast noch weniger wollten die übrigen, freilich nur zum geringen Theil von W. inspirirten Aufsätze der „Baireuther Blätter" den ferner stehenden Lesern zusagen. Nur im engsten Kreise seiner Anhänger übte die Monatsschrift die von ihr erwartete Wirkung, hier aber oft desto nachdrücklicher, aus. Aber eben damals erzielte W. den unmittelbarsten und allgemeinsten Eindruck, der vielleicht jemals seiner Kunst beschieden war, mit dem religiös-mystischen Drama, das, dieselben Ideen wie jene Essays verkündigend, zur Ertödtung der sinnlich-sündigen Begierde und Bethätigung des erlösenden Mitleids mahnte, mit dem Bühnenweihfestspiele „Parsifal".

Schon 1857 und genauer 1865 hatte sich W. den Entwurf dieses seines letzten Werkes aufgezeichnet; doch erst im Februar 1877 vollendete er die Dichtung, im Januar 1882 die gesammte Partitur. Wiederholte Erkrankung an der Gesichtsrose zwang ihn, öfters die Arbeit zu unterbrechen, und bewog ihn

zu mehrfachem, andauerndem Aufenthalt in Italien (vom Januar bis zum October 1880 in Neapel, Siena und Venedig, vom November 1881 bis zum Frühling 1882 in Palermo). Den „Parsifal“ bestimmte er von allem Anfang an ausschließlich für das Baireuther Festspielhaus. Im August 1881 fanden die ersten vorbereitenden Clavierproben statt; genauere vollständige Proben folgten im Sommer 1882, und am 26. Juli 1882 reihte sich unmittelbar daran die erste Aufführung des Bühnenweihfestspiels, die bis zum 29. August noch fünfzehn Male wiederholt wurde. Den Kern des Orchesters und der Chöre bildeten die von König Ludwig zur Verfügung gestellten Kräfte des Münchener Hoftheaters unter der Leitung Hermann Levi's und Franz Fischer's; die Solorollen waren wieder, wie 1876, ausgezeichneten Sängern verschiedner deutscher Bühnen übertragen. Zum höchsten künstlerischen Gelingen gesellte sich diesmal auch der äußere Erfolg: gestützt auf das materielle Erträgniß der von überaus zahlreichen Gästen aus aller Welt besuchten Vorstellungen des „Parsifal“, konnte W. sogleich die Wiederholung der Festspiele für 1883 ankündigen.

Aus den tiefsinnigsten Sagen des christlichen Mittelalters, den Sagen von Parzival und vom heiligen Gral, wie sie in edelster Fassung Wolfram von Eschenbach mit epischer Breite darstellte, hatte W. die Umrisse und Hauptgestalten für die dichterische Handlung seines letzten Werkes genommen. Meisterlich verstand er es wieder, den weitschichtigen Stoff, der ihm hier geboten wurde, dramatisch zu concentriren und zu vereinfachen; namentlich drängte er öfters mehrere Personen des mittelhochdeutschen Epos in eine Gestalt zusammen, die er überdies durch die Aufnahme bedeutsamer Charakterzüge aus anderweitigen Sagen ungemein glücklich vertiefte. So entlehnte er auch aus andern, besonders französischen Fassungen der Gralssage, die er vielleicht nur aus gelegentlichen Berichten gelehrter Forscher kannte, desgleichen aus der Geschichte der büßenden Magdalena, aus dem Gedicht vom Wartburgkrieg und E. T. A. Hoffmann's Neubearbeitung desselben, aus Immermann's „Merlin“, aus Legenden und Volksmärchen und vornehmlich aus dem „Alexanderlied“ des Pfaffen Lamprecht einzelne für seine eigene Darstellung höchst wichtige Motive. Aber von jeder äußerlichen, mosaikartigen Zusammensetzung weit entfernt, verband er alle diese Bilder aus fremden Werken, die großentheils aus vieljähriger Erinnerung seiner Phantasie vorschwebten, zur lebendigsten organischen Einheit, indem er als frei schaffender Künstler sie in seinem Geiste völlig neu gestaltete. Im Ausbau des Ganzen wie in der kunstvollen Ausbildung des Einzelnen erwies er sich auch hier als dramatischen Meister, obwol er sich nicht an die Schulregeln der herkömmlichen Tragödie band. Die philologisch unrichtige Schreibung und Deutung des Namens Parsifal durch Görres (in der Vorrede zum altdeutschen „Lohengrin“) gab ihm den Anstoß zu der dramatischen Grundidee seines Werkes. Den Helden seiner Dichtung zeichnete er als den „reinen Thoren“, der, indem er der sinnlichen Begierde siegreich widersteht, „durch Mitleid wissend“ und so der sündigen Welt und sich selbst zum Erlöser von Begierde und Leiden wird. Die musikalische Composition des „Parsifal“ stand gemäß der feierlich-religiösen Grundstimmung des Ganzen an leidenschaftlicher Beweglichkeit, nicht aber an Reichthum, Kraft und Schönheit der Erfindung hinter Wagner's früheren Werken zurück. Sie ruhte auf denselben Grundlagen wie alle seine Tonschöpfungen aus den letzten dreißig Jahren, war aber stellenweise, da auch die dichterische Handlung ein Meisterstück von einfachster Größe war, harmonisch wie melodisch schlichter geartet und gab in reicherem Maße wieder den durch den dramatischen Zweck hier geforderten, bisweilen an ältere kirchliche Musik anklingenden Chören und selbst dem Massengesange Raum. Ueberall durchdrangen sich Poesie und Musik gegenseitig auf das innigste; tiefste dramatische Wahrheit klang überzeugend und ergreifend aus

den mystisch erhabenen Tönen, in denen sich die Wunderwelt göttlicher Gnade und reinsten Glaubens offenbarte, wie aus den wirkungsvoll mit ihnen wechselnden Stimmen verführerischer Weltlust und nach Erlösung ringender sündiger Leidenschaft.

Schon während der Aufführungen des „Parsifal", in dessen begeisterter Aufnahme man endlich eine erste Gewähr für den einstigen vollkommenen Sieg des Baireuther Gedankens erblicken mochte, suchten kleine Unpäßlichkeiten W. mehrfach heim. Gleich nach dem Ende der Festspiele begab er sich daher im September 1882 mit den Seinen zum Herbst- und Winteraufenthalte nach Venedig. Bald sandte er von hier aus wieder Beiträge zu den „Baireuther Blättern"; dann beschäftigten ihn namentlich schon die Vorbereitungen zu den Festspielen des nächsten Sommers. So bis zur letzten Stunde thätig, erlag er am 13. Februar 1883 im Palazzo Vendramin einem jähen, heftigen Anfall eines Herzleidens, das schon längere Zeit in ihm schlummerte, ohne ihm oder den Seinen Sorge für den nächsten Augenblick einzuflößen. Seine Leiche wurde nach Baireuth übergeführt und dort nach seinem Wunsch im Garten seines Hauses am 18. Februar beigesetzt, geleitet von Tausenden seiner Freunde und Anhänger aus Nah' und Fern, die sich noch um den Sarg des hoch bewunderten und heiß geliebten Meisters scharen wollten. Noch keinem deutschen Dichter — außer etwa Klopstock und Grillparzer — war eine ähnliche Todtenfeier bereitet worden. Auch alle größeren Bühnen Deutschlands ehrten würdig den Verewigten, dessen Werke gerade in den nächsten Jahren nach seinem Tode eine ungeahnt weite Verbreitung im Vaterlande wie in der Fremde und einen bedeutsamen Einfluß auf das gesammte Kunstleben Deutschlands und der Nachbarstaaten gewannen. Mit der allgemeinen Theilnahme an ihnen wuchs namentlich auch der Erfolg, der Wagner's eigentlichstes Vermächtniß, die von seiner Wittwe heilig gewahrten Baireuther Festspiele, immer reicher und herrlicher krönte. Und wie der Geist des Künstlers unsterblich in seinen Werken fortlebt, so bleibt auch das Andenken des hochgesinnten wie herzlich guten, bei allen Stürmen der Leidenschaft, die in ihm brausten, doch liebevoll milden und kindlich-liebenswürdigen Menschen, dem muthvolle Wahrhaftigkeit und klare Natürlichkeit über alles ging, der Seele seiner vielen, treu ergebenen Freunde unvergänglich eingeprägt.

Ueber sein Leben und Wirken hat sich W. selbst wiederholt in seinen Schriften mit rückhaltloser Aufrichtigkeit ausgesprochen, am ausführlichsten in der „Autobiographischen Skizze" (1843) und in der „Mittheilung an meine Freunde" (1852). Ebenfalls zum größten Theil aus Wagner's Schriften und unter seiner Aufsicht sowie in seinem Namen stellte Freiherr Hans Paul v. Wolzogen den englischen, 1879 in der „North-American Review" gedruckten Essay „The work and mission of my life" zusammen, der 1884 zu Leipzig, durch ein Nachwort vermehrt, auch in deutscher Sprache erschien („R. Wagner's Lebensbericht"). Eine mehrbändige, genau ins Einzelne eindringende Selbstbiographie Wagner's ist bisher nur, als Manuscript gedruckt, den allernächsten Freunden zugänglich geworden und bleibt der Oeffentlichkeit gleich den allermeisten Briefen von und an W. vorerst noch vorenthalten. Aus der Fülle der letzteren erschienen bis jetzt vornehmlich der Briefwechsel mit Liszt von 1841 bis 1861 (2 Bde., Leipzig 1887), die Briefe an Theodor Uhlig, Wilhelm Fischer und Ferdinand Heine (Leipzig 1888), an Frau Eliza Wille geb. Sloman („Deutsche Rundschau", Bd. 50, Berlin 1887), an Emil Heckel („Die Bühnenfestspiele in Baireuth" von Karl Heckel, Leipzig 1891), an August Röckel (Leipzig 1894), an Ferdinand Praeger („Baireuther Blätter" 1894), dazu zahlreiche Einzelbriefe, in Zeitungen, Memoiren und andern Schriften veröffentlicht (zum Theil verzeichnet von Emerich Kastner, „Wagneriana", Theil 1, Wien 1885). Die Litteratur, die sich an Wagner's

Leben und Wirken, oft auch nur an seinen Namen heftet, ist wol schon jetzt in ihrer ganzen Ausdehnung nicht mehr zu übersehen. Gleichwol ist eine des großen Menschen und Künstlers in jeder Hinsicht würdige Biographie auch heute noch nur ein frommer Wunsch. Die Grundlage zu einer solchen wird stets das von peinlichem Fleiße, gewissenhaftester Sorgfalt und innigster Begeisterung zeugende Buch von Karl Fr. Glasenapp bleiben („R. Wagner's Leben und Wirken", 2 Bde., Kassel und Leipzig 1876—77; 3., reichlich vermehrte Auflage, 3 Bde., Leipzig 1894 ff., bisher nur Bd. 1 erschienen), zuverlässig und nahezu erschöpfend im Bericht über alle äußeren Lebensereignisse, Begegnungen und Erfahrungen Wagner's, aber in der Darstellung und geschichtlichen Würdigung seines künstlerisch-geistigen Schaffens ungenügend, auch sonst im Urtheil manchmal einseitig. Kürzere Biographien verfaßten unter andern Wilhelm Tappert (Elberfeld 1883, besonders werthvoll für die Erkenntniß von Wagner's Entwicklung bis etwa 1849), Richard Pohl (Leipzig 1884, in der von Paul Graf Waldersee herausgegebenen Sammlung musikalischer Vorträge, 5. Reihe, trefflich in der übersichtlich zusammenfassenden Darstellung der Verdienste Wagner's um das musikalische Drama) und Franz Muncker (Bamberg 1891, nur eine knappe Skizze, die auf geschichtliche Erkenntniß der Werke Wagner's abzielt und besonders über ihre Stellung in der deutschen Litteratur manche, auch hier wiederholte Andeutungen enthält). Tiefer in das Einzelne dringen zwei umfangreiche Werke ein: „R. Wagner's geistige Entwickelung" von Hugo Dinger (2 Bde., Leipzig 1892 ff., bisher nur Bd. 1 erschienen, trotz einigen Irrthümern, unvorsichtigen Urtheilen und übereilten Schlüssen ein recht dankenswerthes, wissenschaftlich aufschlußreiches Buch) und „R. Wagner" von Houston Stewart Chamberlain (München 1896, geistig umfassender als alle früheren Darstellungen, ausgezeichnet in der ästhetischen und allgemein philosophischen Betrachtung von Wagner's Schaffen und Streben, einseitig fast nur in der augenfälligen, ungerechtfertigten Mißachtung des historischen Moments der Forschung). Zahlreiche Aufsätze, besonders in den „Baireuther Blättern", dem „Baireuther Taschenkalender" (seit 1885), der „Revue Wagnérienne" (3 Jahrgänge, Paris 1885—88), dem von Joseph Kürschner herausgegebenen „R. Wagner-Jahrbuch" (nur ein Band, Stuttgart 1886) und in den verschiednen Musikzeitungen, sowie viele Einzelschriften von ungleichem Werthe sind den einzelnen Werken und bestimmten Seiten in Wagner's künstlerisch-geistiger Thätigkeit gewidmet. Auch sämmtliche soeben genannte Biographen haben auf diesem Gebiete gearbeitet. Besondere Erwähnung verdienen in dieser endlosen Reihe, die mit Liszt's geistvollen und begeisternden Essays über „Tannhäuser" und „Lohengrin" (1851; vgl. Liszt's gesammelte Schriften, Bd. 3, Abtheil. 2, Leipzig 1881) stolz beginnt, etwa noch die mannichfachen Schriften Hans Paul v. Wolzogen's (neben den „Thematischen Leitfäden" durch die Musik des „Rings", des „Tristan" und des „Parsifal" namentlich „Wagneriana", Leipzig 1888, und „Erinnerungen an R. Wagner", Leipzig 1891), ferner Chamberlain, „Das Drama R. Wagner's" (Leipzig 1892), Hermann Freiherr v. der Pfordten, „Handlung und Dichtung der Bühnenwerke R. Wagner's" (Berlin 1893) und Alfred Ernst, „L'art de R. Wagner" (2 Bde., Paris 1893 ff.). Unmittelbar aus Wagner's Schriften stellten Glasenapp und Heinrich v. Stein ein „Wagner-Lexikon" (Stuttgart 1883), der erstere auch eine „Wagner-Encyklopädie" (2 Bde., Leipzig 1891) zusammen. Ein Verzeichniß der ganzen, massenhaften Litteratur versuchte Emerich Kastner („Wagner-Katalog", Offenbach a. M. 1878) und viel umfassender Nikolaus Oesterlein („Katalog einer R. Wagner-Bibliothek", 4 Bde., Leipzig 1882—95).

Franz Muncker.

Wagner: Rudolf Christian W., Mathematiker und Physiker, † 1741, wurde am 14. März 1671 in Nesselröden im Kreise Eschwege im Hessischen geboren. Sein Vater Joh. Georg W., der wie seine Mutter Anna Katharina Kister aus Eisenach stammte, war hier Justitiar der Herren Treusch von Buttlar. Der Sohn erhielt seinen ersten Unterricht von den Geistlichen seiner Heimath und zeigte früh eine besondere Neigung für die Mathematik. Schon am 19. Juni 1685 wurde er in Jena immatriculirt. Hier wurde er von Joh. Dan. Haacke, Adjuncten der philosoph. Facultät an Joh. Andr. Schmidt, damals Professor der Logik und Metaphysik in Jena, empfohlen, der an dem strebsamen Jünglinge großes Gefallen fand, sich seines Studienganges mit Eifer und Erfolg annahm und besonders auch nach des Vaters Tode ihn edelmüthig unterstützte. Neben Studien in der Physik und Mathematik, der praktischen Geometrie und Architektur, die er u. a. bei Leon. Chr. Sturm und Joh. Heinrich Gengenbach trieb, beschäftigte er sich bei Wedel, Schelhammer u. a. auch fleißig mit der Medicin; 1689 hielt er bei J. Chr. Wenzel eine öffentliche Disputation de purpura sanguinis. Im September 1694 promovirte er zum Doctor der Philosophie; wie schon früher ertheilte er jetzt Jünglingen Unterricht in der Mathematik und Physik. Als J. A. Schmidt 1695 nach Helmstedt übersiedelte, folgte ihm W. zwei Jahre später auf seinen Ruf dorthin nach; am 5. Juni 1697 wurde er in Helmstedt immatriculirt. Er unterstützte hier Schmidt bei seinen Versuchen und hörte bei H. Meibom, Fr. Schrader und J. A. Stisser medicinische und botanische Vorlesungen. Auf Empfehlung Schmidt's kam er 1698 als Privatsecretär zu Leibniz nach Hannover. Der Aufenthalt hier, der etwa 2 Jahre währte, war für seine Weiterbildung von großer Bedeutung; keinem Menschen, erklärte er später stets, verdanke er soviel wie Leibniz. Durch dessen Verwendung erhielt er 1701 in Helmstedt, wohin er 1700 zurückgekehrt war und Privatunterricht ertheilte, die Professur der Mathematik, die durch Chr. Tobias Wideburg's Versetzung in die theologische Facultät (1699) leer geworden war; am 21. November d. J. wurde er in die philosophische Facultät aufgenommen. Seine Anstellung war schon unterm 13. Mai in Wolfenbüttel verfügt worden, doch verursachten die Bewerbung des Magister Elends um die Stelle und die Zweifel der Cellischen Regierung, ob W. zu dem Amte auch hinreichend befähigt wäre, einige Weiterungen. Obwohl die Bedenken durch die günstigen Erklärungen Leibniz' und Schmidt's bald beseitigt wurden, so scheint dennoch Ersterer deren Berechtigung nicht verkannt zu haben; er wiederholt in Briefen an Schmidt die Besorgniß, ob W. trotz seinen guten Anlagen und seinem anhaltenden Fleiße, sich in Helmstedt bewähren werde, da er zu Vielerlei treibe und, um Anderen sich gefällig zu erweisen, seine Kräfte zersplittere. Auch in Leibniz' Interesse hat er nach wie vor noch viel gearbeitet, insbesondere die Anfertigung zweier Leibnizischer Rechenmaschinen in Helmstedt mit Eifer überwacht. Der Verkehr der beiden Männer währte bis zu Leibniz' Tode; die königliche Bibliothek in Hannover besitzt 195 Briefe Wagner's an Leibniz und vor einigen Jahren sind in der Universitätsbibliothek zu Halle 88 Briefe dieses an jenen aufgefunden worden. Sie enthalten den Gedankenaustausch der beiden Männer über die Fortschritte der Wissenschaften, insbesondere auf dem Gebiete der Philosophie, Mathematik und Physik. Neben der Professur der Mathematik wurde W. im Juni 1706 auch die der Physik, die durch Fr. Schrader's Tod erledigt war, übertragen. Außerdem beschäftigte er sich auch eifrig mit Astronomie und lehrte zugleich die Construction und den Gebrauch optischer Instrumente, sowie das Glasschleifen. Auch die medicinischen Studien setzte er fort und noch im J. 1708 erwarb er in dieser Wissenschaft in Jena den Doctorgrad mit einer Dissertation „de contrafissura ex principiis mechanicis, physicis ac medicis“. Er hat auch seitdem

insbesondere bei den Armen sich als beliebter Arzt hülfreich erwiesen. Die eifrige und vielseitige Thätigkeit Wagner's scheint auf seine Gesundheit allmählich einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt zu haben. Schon 1712 litt er an leichtem Bluthusten, in vorgeschrittenem Alter wurde er wiederholt von Schlagflüssen heimgesucht. Bis zum März 1739 hielt er seine Vorlesungen, dann verschwindet er aus den Verzeichnissen; 1738 hat er noch zum 12. Male das Amt eines Decans versehen. Später versagten ihm zuerst die Beine den Dienst; zuletzt verlor er die Sprache und Sehkraft, so daß der Tod, der ihn am 6. April 1741 ereilte, einem bedauernswerthen Zustande völliger Schwäche des Körpers und Geistes ein erlösendes Ende machte. Seine Frau Katharina Maria, eine Tochter des Hofapothekers Ernst Leopold Andreä in Hannover, die er am 7. November 1702 geheirathet hatte, war schon vor ihm am 10. Januar 1735 gestorben; ihn überlebten drei zu sicherer Lebensstellung gelangte Söhne und zwei unvermählte Töchter; eine 1738 an einen Kaufmann Hagedorn in Lübeck verheirathete Tochter war bereits 1739 gestorben.

Vgl. Memoriam Rud. Christ. Wagneri commendant Prorector et Senatus Academiae Juliae (Helmst. 1741), wo im Anhange auch Wagner's nicht zahlreiche Schriften verzeichnet stehen. — J. Nentwig, Physik an der Univ. Helmstedt (Wolfenb. 1891), S. 85 ff. — Herzogl. Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel. P. Zimmermann.

Wagner: Rudolf W., berühmter Naturforscher und Physiolog, wurde als Sohn des kgl. bair. Hofraths und quiescirten Studiendirectors des Gymnasiums Lorenz Heinrich W. († am 13. April 1841) zu Baireuth am 30. Juli 1805 geboren. Seine gymnasiale Vorbildung erhielt er in seiner Vaterstadt und in Augsburg, bezog 1822 zum Studium der Medicin die Erlanger Universität, die er 1824 mit der Würzburger vertauschte, und erlangte an letztgenannter 1826 die med. Doctorwürde. 1827 machte er eine Reise nach Paris, wo er besonders unter Cuvier's Leitung vergleichend-anatomischen Forschungen sich hingab, besuchte dann zu wissenschaftlichen Zwecken die Küsten der Normandie und des Mittelmeers, studirte hier die Anatomie der niederen Thiere, ebenso 1828 die geognostischen Verhältnisse in Cagliari, hielt sich noch in demselben Jahre vorübergehend in München auf und übernahm darauf die Stelle eines anatomischen Prosectors in Erlangen, wo er sich 1829 auf Grund der zu Nürnberg gedruckten Abhandlung: „De anatomiae, praesertim pathologicae, et physiologiae tractandae ratione commentarius“ als Privatdocent habilitirte. Im Frühjahr 1832 bereiste W. Triest, wurde 1833 außerordentlicher Professor der Zoologie und 1840 an Stelle von Blumenbach nach Göttingen als ordentlicher Professor der Physiologie, vergleichenden Anatomie und Zoologie berufen. In dieser Stellung wirkte er bis zu seinem am 13. Mai 1864 erfolgten Tode. W. gehört zu den hervorragenderen Physiologen der Neuzeit. Bekannt ist er als Entdecker der nach ihm und Meißner benannten Tastkörperchen der Haut, ferner des Keimflecks im Ei des Menschen, sowie als Herausgeber eines größeren und s. Z. sehr beliebt gewesenen, noch heute in vielen Stücken mit Vortheil zu benutzenden „Handwörterbuchs der Physiologie mit Rücksicht auf physiologische Pathologie“ (Braunschweig 1842—53), an dem eine Reihe von namhaften Forschern der damaligen Zeit mit arbeitete. Von sonstigen großen Arbeiten Wagner's sind zu nennen: „Prodromus historiae generationis atque animalium“ (Leipz. 1836); „Icones physiologicae. Erläuterungstafeln zur Physiologie und Entwicklungsgeschichte“ (lat. und deutsch ebd. 1839; neu bearbeitet von Alexander Ecker 1851—56); „Lehrbuch der vergleichenden Anatomie“ (ebd. 1834—35; 2. Aufl. u. d. T.: „Lehrbuch der Zootomie“, 2 Bände, ebd. 1843—47); „Lehrbuch der Physiologie“ (ebd. 1839; 4. Auflage herausgegeben von Funke, ebd. 1854—57); „Handatlas

der vergleichenden Anatomie" (ebd. 1841); „Grundriß der Encyclopädie und Methodologie der medicinischen Wissenschaften nach geschichtlicher Ansicht" (Erlangen 1838); „Ueber das Vorhandensein bisher unbekannter eigenthümlicher Tastkörperchen (Corpuscula tactus) in den Gefühlswärzchen der menschlichen Haut" (zusammen mit G. Meißner 1852); „Neurologische Untersuchungen" (Göttingen 1853—54). Diese, aus Studien über den Zitterrochen hervorgegangene Schrift, sowie spätere Arbeiten: „Forschungen über Nerven-Physiologie mit Rücksicht auf Psychologie"; „Menschenschöpfung und Seelensubstanz" (Göttingen 1854); „Ueber Wissen und Glauben" (ebd. 1854); „Der Kampf um die Seele vom Standpunkt der Wissenschaft" (ebd. 1857) führten bekanntlich wegen der merkwürdig spiritualistischen Anschauungen ihres Verfassers zu einem heftigen litterarischen Streit, in dem besonders Karl Vogt als Rufer hervortrat. Zu erwähnen ist W. noch wegen seiner anthropologischen Arbeiten. Er veranlaßte 1861 eine Anthropologenversammlung in Göttingen, welche sich über die Messungsmethoden am menschlichen Körper einigte, worüber er zusammen mit v. Baer (Leipzig 1861) einen Bericht herausgab und schrieb noch: „Zoologisch-anthropologische Untersuchungen" (Göttingen 1861); „Vorstudien zu einer wissenschaftlichen Morphologie und Physiologie des menschlichen Gehirns" (2 Theile, ebd. 1860—62).

Vgl. noch Biogr. Lex. VI, 166. Pagel.

Wagner: Rudolf v. W., chemischer Technologe, wurde am 13. Februar 1822 als zweites Kind des Hofbuchhändlers J. G. Wagner und der Frau Karoline geb. Bromme (Schwester des Admirals Bromme) zu Leipzig geboren, wo er auch den ersten gewöhnlichen Schulunterricht genoß. Nach der Uebersiedlung seiner Eltern nach Dresden besuchte er die dortige unter dem Director Böttcher stehende Realschule und empfing hier eine solche Anregung zum Studium der Naturwissenschaften insbesondere der Chemie, daß er den Entschluß faßte, sich letzterer zu widmen. Der damaligen Gepflogenheit gemäß ergriff er zu diesem Zwecke 1836 die Apothekerlaufbahn, indem er erst in Moritzburg bei Dresden in die Lehre trat und sodann in Zwickau, Zeitz, Erfurt und Aachen sich weiter ausbildete. Von Aachen begab er sich zugleich Belgien durchreisend nach Paris, um dort in den Jahren 1844—46 in der Sorbonne Vorlesungen über Chemie zu hören und praktisch im Laboratorium zu arbeiten. Nach Abschluß dieser Studien fand W. sofort 1846 eine Anstellung als Assistent bei Prof. Erdmann im chemischen Laboratorium der Universität Leipzig und als Mitarbeiter an dessen „Journal für praktische Chemie". Von dem Werthe humanistischer Schulbildung durchdrungen erwarb er sich 1847 zu Dresden das Gymnasialabsolutorium, löste in gleichem Jahre die von der philosophischen Facultät in Leipzig gestellte Preisfrage „de faecis natura", promovirte sodann und erwarb sich 1851 die venia legendi für Chemie und Technologie an der Universität Leipzig. In dieselbe Zeit (1849) fällt auch das Erscheinen seiner Lehrbücher der „Chemie" und der „chemischen Technologie". Das erstere wurde in 4 Auflagen verbreitet. Das letztere dahingegen erschien, später zum „Handbuch der chemischen Technologie" erweitert, von W. selbst herausgegeben in 11 Auflagen und in Uebersetzungen ins französische, englische, holländische und polnische (die letzten, 12. bis 14., Auflagen sind von Dr. F. Fischer edirt). Außerdem verfaßte er eine kurze „Geschichte der Chemie" (1853) und bearbeitete das Lehrbuch der organischen Chemie von Gerhardt (1856).

Das genannte Handbuch und die Lehrthätigkeit Wagner's in Leipzig kennzeichnen jedoch die Richtung, welche dieser Mann verfolgte und auch stets weiter bekundet, nämlich die Richtung auf das Praktische, indem er die wissenschaftlichen Lehren der Chemie der Industrie zuführte, dadurch die Entwicklung der chemischen Industrie wesentlich förderte und Mitbegründer der wissenschaftlichen chemischen

Technologie wurde. Demselben Bestreben sind weitere zahlreiche Arbeiten Wagner's entsprungen, namentlich 25 Jahrgänge (1855—1879) Jahresberichte über die Leistungen der chemischen Technologie, sein „Handbuch der chemischen Fabrikindustrie" (1856 und 1869), „Grundriß der chemischen Technologie" (1870) und Abhandlungen in betreffenden Zeitschriften, vor allem aber Berichte über Ausstellungen.

Das Jahr 1851 brachte W. nach Baiern, indem er als Lycealprofessor an die K. Gewerbeschule nach Nürnberg berufen wurde. In dieser Stellung trat er mit den verschiedensten industriellen Kreisen in innige Beziehungen und entfaltete eine einflußreiche Thätigkeit nach außen durch Vorlesungen aus dem Gebiete der chemischen Technologie, die er jeden Winter abzuhalten pflegte. Eine Folge dieser Thätigkeit war seine Wahl zum Mitglied der Ausstellungscommission und der Jury der 1854 in München stattgefundenen Industrieausstellung und dadurch die Einführung in einen Wirkungskreis, in dem er sich später hervorragende Verdienste und einen außerordentlichen Schatz von Kenntnissen erwarb, die er wieder in fruchtbringendster Weise verwerthete. Auf den Ausstellungen zu London (1862), Paris (1867), Wien (1873) und Philadelphia (1878) fungirte er theils als Regierungscommissär theils als Preisrichter und wußte dort der vaterländischen Industrie gebührende Geltung zu verschaffen, sowie die neuen Errungenschaften auf dem Gebiete der chemischen Technologie zugängig zu machen.

Im J. 1856 folgte W. nach dem Tode des Professors Herberger einem Rufe als außerordentlicher Professor der Agriculturchemie und Technologie an die Universität Würzburg, der er, von 1858 an als Ordinarius, trotz mehrfacher an ihn ergangener ehrenvoller Berufungen (1867 nach Wien, 1868 nach Aachen, 1870 nach Zürich) bis zu seinem Tode angehörte. Von der bairischen Staatsregierung 1857 zum Mitglied der Prüfungscommission für Apotheker und wiederholt zum Ministerialprüfungscommissär für die technischen Schulen ernannt, gewann W. zugleich einen Einfluß auf das Apotheken- und Mittelschulwesen, der als sehr fruchtbringend bezeichnet werden muß und viel zur Hebung der bairischen technischen Schulen beigetragen hat. — Besonders thätig blieb er aber auf dem Gebiete des Ausstellungswesens und der Vermittlung zwischen Theorie und Praxis, treu der vorgezeichneten Richtung und mit großem Erfolg, bis ein Herzschlag am 4. October 1880 ein rastlos thätiges Leben abschloß, das sich hervorragende Verdienste um die Entwicklung der deutschen chemischen Industrie erworben hat. Aeußerlich fanden diese Verdienste gebührende Anerkennung durch Verleihung des Doctordiploms honoris causa von der Universität Würzburg (1860), des bair. Verdienstordens vom heil. Michael I, des württembergischen Friedrichsordens, des österreich. Franz Josephsordens, des russischen Sct. Annenordens II, des preußischen Kronenordens III, des badischen Zähringer Löwenordens I, des Comturkreuzes des Franz Josephsordens, des Titels und Ranges eines K. bairischen Hofrathes (1869) und des Verdienstordens der bairischen Krone in Verbindung mit dem persönlichen Adel. E. v. Hoyer.

Wagner: Rudolf W., Publicist und (Theater-)Kritiker unter dem Pseudonym Rudolph Valde(c)k, wurde am 26. Septbr. 1822, Enkel niederösterreichischer Bauern, Sohn eines namhaften Professors der Chirurgie der Universität zu Lemberg, den, obzwar Neffen des Ministers v. Krauß, wissenschaftliche Eifersucht eines Vorgesetzten aus Wien verschickt hatte, ebendort geboren. 1829 übersiedelte die Familie wieder nach Wien und hier suchte sie den dem Rechtsstudium zugeführten W. für den höhern Staatsdienst zu bestimmen. Er aber, allem Bureaukratischen und Schablonenhaften Feind, war durch Naturanlage und Lectüre, besonders seines lebenslänglichen Lieblings Goethe zum Entschlusse gekommen, der Kunstwissenschaft sich zu weihen, und dachte damals noch am liebsten an das Ziel einer Professur der Aesthetik. Bis 1848 verhinderten diese Laufbahn die allgemeinen Verhältnisse, seitdem seine

Angehörigen. So ging er, wie zahllose deutsche, namentlich österreichische Litteraten im Vormärz auf Reisen — er soll sich auch als Hofmeister über Wasser gehalten haben — um, nachdem die Universitätsstudien absolvirt, die deutsche und die französische Bildungswelt möglichst allseitig kennen zu lernen. Berlin, Frankfurt a. M., Paris fesselten ihn, später Rom, wo er gründlich Bescheid wußte, er eignete sich in Geschichte und Philosophie eine außerordentliche Fülle positiven Wissens an, erwarb für sein ästhetisches Denken breiteste Grundlagen auf den Feldern antiker wie moderner Kunst und Litteratur und erzog sich zu einer Persönlichkeit. Anfangs der Fünfziger kehrte er nach Wien zurück, das er fürder nie länger verlassen hat. Ignaz Kuranda, in dessen „Ostdeutscher Post“ W. jahrelang das Burgtheater-Referat besorgte, war stets stolz darauf, ihn praktisch der Publicistik gewonnen zu haben; seit 1853 gehörte W. der Journalistik. Unter Zang, dem Besitzer der „(alten) Presse“, an der W. im Stabe von Friedrich Uhl's Redactionspersonal einen ersprießlicheren Wirkungskreis erhielt, Landsteiner und anderen Zeitungschefs, hat W. lange ein gar kümmerliches Dasein gefristet, während gleichzeitig seine Theaterrecensionen und polemischen Aufsätze in Wien weiteste Aufmerksamkeit, ja unmittelbare Nachachtung hervorriefen. Ein viel bemerkter Aufsatz Wagner's über Adelaïde Ristori verursachte 1856 seinen offenen Kampf wider die gehaltlose Frivolität des zeitweise schier allmächtigen Witzbolds M. G. Saphir (s. d.), dessen carikirenden Angriff er, von Ludwig Julius Semlitsch unterstützt, kühn und principiell siegreich parirte. Auch das überlebte Theaterorakel Altwiens, Ad. Bäuerle (s. d.), erfuhr den Ingrimm seiner schneidenden Feder. Hier sprach der erbitterte Pessimist in ihm, der sonst den reinen Idealismus seiner Kunstbegeisterung niemals gestört hat. Dämpfer von oben her versagten ihm, jenem „Gauner“, wie er den gemüthlosen Cyniker getauft hatte, den Todesstoß zu versetzen, und so wandte er sich mit ehrlichstem Ernste der kritischen Beleuchtung der Wiener Bühnen zu. Heinrich Laube, dazumal Director des Burgtheaters, gab viel auf Wagner's Urtheil, und hat sich von ihm ins Carltheater führen lassen, um in dessen Vertreterin der Zöschen, Charlotte Wolter, den künftigen Stern der Hofbühne zu entdecken. Auch den jungen Josef Lewinsky zog Wagner's Auge zu glänzender Zukunft hervor, und der packenden Charakteristikerin (Wilbrandt-)Baudius hat er so demonstrativ Beifall zugejubelt, daß einer seiner Nekrologisten mit seiner Hyperbel von dem Vermögen reden kann, daß er zu ihren Gunsten — in Handschuhen zerklatscht habe.

Es ist ein Jammer, daß er die Ergebnisse seines Kennerblicks um des kargen Brotes willen in den Spalten verwehender Feuilletons ablagern mußte, da ihm seine Schriftstellerei nie ein einigermaßen genügendes Einkommen trug und selbst mehrere Erbschaften ihn nicht auf die Dauer sicher stellten. Zu Ende der sechziger Jahre trat er in den ständigen Mitarbeiterkreis der „Neuen Freien Presse“, danach für länger in den der „Wiener Allgemeinen Zeitung“ seit deren Gründung, später war er, inzwischen manches Jahr feuilletonistischer Mitarbeiter am „Neuen Wiener Tagblatt“ gewesen, wiederum als Theaterreferent, bei der „Oesterreichischen Volkszeitung“ beschäftigt. Seit etwa 1864 zog er bisweilen auch brennende Fragen des localen und socialen Lebens wuchtig vor sein Forum, worunter namentlich die mit einem erfolgreichen Proceß gegen ein paar geistliche Herren auslaufende Fehde wider das Jesuitenthum auffällt. Namentlich verfolgten aber in allen jenen Organen der öffentlichen Meinung der Donau-Kaiserstadt die Ausübenden und Genießenden der Kunst eifrig die Ausflüsse seines unbestechlichen Beobachtens. W. hat da viel Gutes gestiftet, aufkeimende Talente wärmstens empfohlen, vordringliches Streberthum derb gezüchtigt. Für sich hat er dabei freilich nur billigen Tagesruhm sammt dem aufrichtigen Lob weniger Einsichtiger von damals und heute errungen; gerade während Kunst-

freunde Wiens die vernichtende Kritik Saphir's begrüßten, verbrachte der obdachlose W. die Nächte bei guten Freunden oder im Kaffeehause, und am Schlusse mußte gar der Unterstützungsfonds der, durch ihn hauptsächlich mit begründeten Wiener „Concordia“ ihn vor dem grauen Elend beschützen. Längst verschiedentlich kränkelnd, der Augenschwäche wegen vom Arzte zu wochenlangem Arrest im dunkeln Zimmer verdammt, ist der trotz der Pflege einer befreundeten Familie Vereinsamte in der Nacht vom 2. auf den 3. October 1894 rasch, ohne Zeugen eines Todes gestorben, der dem seltsamen Wesen Wagner's entsprach. Am Tage vorher hatte er noch am Schreibtische gearbeitet, und wenige Stunden darauf berieth Wiens Stadtvertretung über ein communales Ehrengrab.

Die ganze Selbständig- und Vielseitigkeit von Wagner's Geist kommt in dem, was von ihm gedruckt hervortrat, nicht genügend zum Ausdrucke. In den Zeugnissen seiner Freunde, zu denen Emil Kuh, Ferd. Kürnberger, Betty Paoli, Marie v. Ebner-Eschenbach, Anton Bettelheim u. A., wohl auch Friedrich Hebbel, zählten, hören wir Näheres von seiner ausgebreiteten und tiefen Bildung. Immer zwar lockte es ihn zu seiner alten Liebe, dem Theater, zurück, und gerade in dessen Behandlung hat er, vor allem in den anläßlich der Gastspiele T. Salvini's, E. Rossi's sowie der Meininger gebrachten Kritiken, Essays von classischem Werthe geliefert, ja, zum Weltrufe des Wiener Feuilletonreferats ganz wesentlich beigetragen. Die deutsche Dramatik, als deren Gipfel ihm Goethe, den er genau kannte, und Grillparzer galten, hat er wieder und wieder mit seiner Lupe beschaut, mit deutlichem Griffel abgespiegelt, den Franzosen dagegen einen leichteren Maßstab angelegt. Trotz der schon früh bei ihm herausentwickelten Herbheit ward die Form seiner Meinungskundgabe nirgends bissig, sondern blieb stets sachlich, lief auf klaren, die Alltagsphrase überwindenden Stil hinaus. Zu einem ausgeführten Vortrage seiner ästhetischen Ansichten hat man ihn nie vermocht. Falls ihm je litterarischer Ehrgeiz innegewohnt hatte, so war er zeitig verflogen. Die Vollendung der „Biographie Friedrich Hebbel's von Emil Kuh“, deren Herausgabe und Drucküberwachung er übernommen hatte, mußte ihm geradezu abgezwungen werden, und auch dann hat er sich weder auf dem Titel noch unter dem, jeden Datums entbehrenden „Vorwort“ noch bei den von ihm auf Grund der Originalmateralien schlicht verfaßten Seiten 671—723 — bezeichnend bemerkt der letzte Satz des Vorworts hierfür: „Alles Aesthetische, die Analyse und Beurtheilung der beiden in diese Jahre fallenden Dramen, ist vermieden worden, weil eine Stellvertretung in solchen Dingen nicht möglich ist“ — mit Namen oder Andeutung vorgestellt. So hat er, ein Mann umfänglichster Gelehrsamkeit und Belesenheit, geschickter Combination, schlagenden Richterspruchs, ebenbürtiger Charakterisirungskraft, bedauerlicherweise kein selbständiges Buch geschrieben.

Außer jener Drucklegung und in der Hauptsache chronistischen Vervollständigung von Kuh's „Hebbel“ (1877), welches Werks schroffer Bekämpfung (z. B. in K. Gutzkow's „Dionysius Longinus“) er kein öffentlich vertheidigendes Wort entgegensetzte, deckt sein Name nur den VI. Band der „Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters herausgegeben von R. Eitelberger von Edelberg“, nämlich „Das Leben des Michel Angelo Buonarotti, geschrieben von seinem Schüler Ascanio Condivi. Zum ersten Male in deutsche Sprache übersetzt durch Rudolph Valdeck“ (Wien 1874). Die Beigaben dazu (darin einiges von Dr. A. Ilg), auch die „Einleitung“, stammen vom Herausgeber, der S. V bemerkt, die unbedeutende Form von Condivi's „Vita di Michel Angelo“ (1553) erschwere die Uebertragung, „insbesondere, wenn man, wie Herr Dr. [!] Rud. Valdeck bemüht ist, den Charakter des Styles, die bezeichnenden Unebenheiten der Prosa in deutscher Sprache möglichst getreu wiederzugeben“. Also auch hier wieder Wagner's wundersame Fähigkeit, fremde Individualität

zu verstehen und nachzuzeichnen. Er verleugnete darob aber nicht in seinem eigenen Schaffen die durchgebildete Eigennatur. Im Zeitungsartikel belletristischer Farbe nicht selten moralistisch angehaucht, in Aperçus und Stimmungsskizzen (z. B. „Eine verkannte Gegend“, d. i. das Franzensbader Idyll) schuf er reife Blätter voll Ursprünglichkeit der Idee und Darlegung. Dabei baute er seinen positiven Reichthum stetig aus, obzwar er, wie Karl Goedeke, ein ihm nicht unverwandter, wiederholt die angesammelte prächtige Bibliothek veräußern mußte. Excerpte aller Art, compositionelle Ansätze und Theilausarbeitungen hatten ihm die Jahre aufgestapelt, und eine sorgfältige Auswahl daraus könnte im Bunde mit einer gesichteten Lese der gedruckten Aufsätze seinem Wunsche Befriedigung, uns eine Fülle willkommener Beiträge zur praktischen Aesthetik geben; denn W. war ein classischer Vertreter moderner Kunst-, besonders dramaturgischer Kritik.

Einen starken, kennzeichnenden Bestandtheil seiner Zettelsammlungen stellten die Kataloge aller Autobiographien, soweit er ihrer habhaft werden konnte, nebst Glossen; nicht nur in der Güte der Leistung — „Dichtung und Wahrheit“ dünkte ihm die Krone — auch in der Ziffer stellte er da die Deutschen obenan. Zu diesen unermüdlichen, hoffentlich unverlorenen Forschungen gewährt das selbstschildernde Bruchstück „Wie ein Oesterreicher Pessimist wird“ ein anziehendes Vor- und Beispiel, das zugleich seinen ertrotzten Entscheid für den schöngeistigen Beruf fein erhellt. Sonst fehlt uns für diesen merkwürdigen Menschen, der auch im äußern Auftreten und im, meist vermiedenen Gesellschaftsverkehr den Sonderling nie verleugnete, jeder selbstgesponnene Faden. Auf Anfragen für Nachschlagewerke scheint er nie reagirt zu haben: Wurzbach, Biogr. Lexik. d. Kaiserths. Oesterr. 52, 124—126 (ebd. 48, 211 b s. v. Valdeck Verweis auf Wagner) muß sich für die Entwicklungsperiode mit „wissen wir nichts“ begnügen und überspringt die meisten nachherigen Thatsachen; L. Eisenberg, Das geistige Wien, I (1893) S. 594 f., schöpfte kaum aus Authentischem; Kürschner's Litteraturkalender verzeichnet ihn 1882—92 ganz nackt, streicht ihn später als hartnäckigen Schweiger. Werthvolle Mittheilungen über Wagner's äußeres und inneres Dasein bieten A. Bettelheim in seinem anonymen Gratulationsblatt zum 70. Geburtstag ([Münchener] „Allgem. Zeitung“, 28. Septbr. 1892, Morgenbl., darin beide Mal das Versehen 'Wagen') und in seinem Nekrolog (ebd. 1894, Beil. 230, S. 7) sowie der „Wiener Brief“ (Johannes Meißner's) i. d. Köln. Zeitung v. 13. Octob. 1894, 2. Morgen-Ausgabe, daneben auch der kurze Nachruf i. d. „Kleinen Chronik“ im Abendblatte der „Neuen Freien Presse“ vom 3. October (Nr. 10816), alle drei sichtlich aus persönlicher Kenntniß. Für den Saphir-Scandal und die Preßconflicte lieferte Wurzbach das meiste, hier nur berührte Material. Die Namensform Valdeck vertreten Wurzbach, Eisenberg, Eitelberger (s. o.); „Valdek“ schreiben der Titel der Condivi-Uebersetzung, sämmtliche genannten Nekrologe; Bettelheim, E. Kuh's „Hebbel“ II 554 u. 743 (also von W. revidirt!), „Die Dioskuren“ in Titel und Register, Ad. Stern in „Meyer's Deutschem Jahrbuch 1879—80“ (1880) S. 372. Ueber die Wahl des Pseudonyms ist nichts bekannt. Der Unterzeichnete hat W. als „Ein classischer Veteran der Theaterkritik“ behandelt in der Zeitschrift „Bühne und Leben“ III (1895) Nr. 21, S. 287 f., einige Kleinigkeiten bringt er i. d. „Oesterreich-Ungar. Revue“ 1896.

Ludwig Fränkel.

Wagner: Simon W., Maler, wurde im J. 1799 zu Dammgarten bei Stralsund geboren und erhielt seine künstlerische Ausbildung in Dresden. Hierauf trat er eine Reise nach Süddeutschland an und verlebte während seines Aufenthalts im Salzburgischen und Tirol die genußreichste Zeit seines Lebens. Nach den unterwegs angefertigten Skizzen schuf er eine Anzahl Genrebilder, namentlich Scenen aus dem Tiroler Volksleben, unter denen das „Mittagsgebet“ betitelte Bild am meisten gefiel. Ein Theil dieser Gemälde ging in den Besitz des

Prinzen Friedrich, des nachmaligen König Friedrich August II. von Sachsen, sowie in den des Herrn v. Quandt über. Bei Gelegenheit des Dürerfestes veröffentlichte W. „Scenen aus Albrecht Dürer's Leben", eine Folge von sieben Zeichnungen, die Quandt mit Erläuterungen versah und J. Williard lithographirte (Dresden 1829, fol.). Wenige Monate nach ihrer Vollendung, am 17. Juni 1829, starb W. in Dresden an der Schwindsucht, nachdem er schon längere Zeit durch diese Krankheit in der Ausübung seines Berufes behindert worden war. Ein Theil seiner hinterlassenen Handzeichnungen gelangte in den Besitz des Kgl. Kupferstichcabinets zu Dresden.

Vgl. Artistisches Notizenblatt. Hrsg. von C. A. Böttiger. Dresden 1829. Nr. 18. S. 70. 71. — Neuer Nekrolog der Deutschen VII, 1829, 2. S. 502. 503. Ilmenau 1831. — G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon. XXI, 76. 77. München 1851. H. A. Lier.

Wagner: Theodor W., Bildhauer, geboren am 21. März 1800 in Stuttgart, † daselbst am 10. Juli 1880, war der Sohn des im J. 1773 zu Durlach in Baden geborenen und im J. 1845 in Stuttgart verstorbenen Münzmedailleurs Joh. Ludwig W., dem Württemberg eine Reihe von schönen Münzen und Medaillen verdankt. Theodor lernte schon in seinem zwölften Jahre neben dem Gymnasialunterricht bei Dannecker zeichnen und modelliren; im vierzehnten wurde er ganz dessen Schüler und Hausgenosse. Seiner Ausbildung für die Kunst, wie für das Leben kam der reiche geistige Verkehr des Dannecker'schen Hauses manchfach zu gut. Große Anregung bot ihm auch eine Freundschaft mit dem um vier Jahre jüngeren, aber frühreifen Dichter Waiblinger, der im J. 1820 das Stuttgarter Gymnasium bezog und noch als Tübinger Student in brieflichem Verkehre mit dem jungen Künstler blieb. W. machte die Zeichnungen zu den Köpfen des Phaethon und der Atalanta, welche, von ihm selbst lithographirt, die Vorder- und Rückdecke von Waiblinger's Erstlingswerk, dem Roman Phaethon (1823) zieren. Das Bild des Freundes verewigte er in einem Relief, das, im Stiche vervielfältigt, im ersten Bande von dessen Gesammelten Werken, herausgegeben von H. v. Canitz, zu sehen ist. König Wilhelm I., dem Dannecker eine Skizze des jungen Mannes, den guten Hirten vorstellend, zeigte, bewilligte ihm im J. 1822 aus Staatsmitteln 300 Gulden, um noch ein Jahr bei dem Meister weiter zu studiren, und nebst 200 Gulden Reisegeld eine später dreimal wiederholte Pension von 700 Gulden für seine weitere Ausbildung in Italien. W. entwarf noch unter Dannecker's Leitung eine Skizze zu dem Evangelisten Lucas für die Grabkapelle, welche der König auf dem Rothen Berge bei Cannstatt an der Stelle der Stammburg Württemberg von Giov. de Salucci für sich und seine Gemahlin Katharina erbauen ließ. Von den drei andern Evangelisten übernahm Dannecker den Johannes, Thorwaldsen den Matthäus und Marcus. Der dänische Meister ließ in Rom den Matthäus durch seinen Schüler Joh. Leeb aus Memmingen (1790—1863), den Marcus durch einen ehemaligen Mitschüler Wagner's, Joh. Nep. Zwerger aus Donaueschingen (1798—1868), ausführen. Liebevoll leitete er auch Wagner's Arbeit, der im Frühjahr 1823 nach Rom kam. Er veranlaßte ihn, die mitgebrachte Skizze aus der streng classicistischen Auffassung mehr in die kirchlich gewohnte hinüberzuführen; dabei lehrte er ihn auch besser mit der Gewandung umgehen, als dies bei Dannecker zu lernen war. Daneben studirte der zeitlebens mit seiner Zeit äußerst gewissenhafte W. eifrig die alte und neue Kunst in den römischen Sammlungen und suchte seine Bildung durch Theilnahme an den antiquarischen Vorlesungen von Professor A. Nibby und an den Erläuterungen der Apostelgeschichte zu erweitern, die der damalige preußische Gesandtschaftsprediger, der geistvolle Theologe Rich. Rothe, vortrug. Seinen Lucas führte er noch in Rom in Marmor

aus, wie auch die Copie eines antiken Agrippa-Kopfes und eine Büste des Baumeisters J. M. Knapp, dem Stuttgart seine Jubiläumssäule König Wilhelm's I. verdankt.

Im J. 1826 nach Stuttgart zurückgekehrt trat W. wieder in das Atelier Dannecker's ein, baute sich aber nach Jahresfrist ein eigenes. Zu seinen ersten Aufträgen gehörten die Porträtreliefs seines Freundes, des kunstsinnigen Hofkaplanes, späteren Oberhofpredigers Karl Grüneisen und dessen Gattin, sowie eine Büste des Dichters Wilh. Hauff, den er kurz vor dessen Tode im J. 1827 kennen gelernt hatte. In Erz gegossen und auf einen Felsensockel bei dem Schlößchen Lichtenstein kühn hinausgestellt, hat dieses Werk sehr frühe Wagner's Ruf als Porträtbildner in weiteste Kreise getragen. Von weiteren Büsten aus jener Zeit sind besonders zu nennen die des Dichters Haller und der Philosophen Leibniz und Wolf, alle drei im Auftrage des Großherzogs von Oldenburg gefertigt. Der fleißige Meister durfte jetzt an die Gründung eines eigenen Hausstandes denken; er führte Elisabeth Kolb aus Kirchheim u. T., eine Schwester von Dannecker's zweiter Frau, als Gattin heim, wodurch das Band mit diesem noch fester geknüpft wurde. König Wilhelm I., der damals das Landhaus Rosenstein bei Cannstatt in streng classicistischem Stile durch Giov. de Salucci erbauen ließ, gab W. zahlreiche, von 1829 bis 1835 reichende Aufträge für die plastische Ausschmückung dieses Baues (vgl. Grüneisen, Ueber die Kunstwerke des k. Landhauses Rosenstein im Kunstblatt, Jg. 1830, S. 289 ff.). Auch die Büste des Königs selbst durfte W. damals in Marmor machen. Er fühlte sich durch seine Erfolge im Porträtfache so ermuthigt, daß er es wagte, im J. 1829 nach Weißer's auf die Natur geformte Büste und Rauch's Statuette eine lebensgroße Goethe-Büste zu entwerfen, wovon er im Februar 1832 einen Abguß an den greisen Dichter sandte, dessen „lebensvolle Wahrheit" gerühmt wird (vgl. Held, Die Schätze des Goethe-Nationalmuseums in Weimar). Von weiteren Arbeiten aus den Jahren 1830—40, zum Theil auch darüber hinaus, seien hervorgehoben: Die lebensgroßen Marmorbüsten der württembergischen Herzoge Eberhard i. B. und Christoph für die Walhalla bei Regensburg; die Kolossalbüsten Konrad's von Widerhold, des Vertheidigers von Hohentwiel, und seiner Gemahlin in Sandstein an der Stadtkirche in Kirchheim u. T.; Ganymed und Hebe, lebensgroße Marmorstatuen für König Wilhelm I.; eine Kolossalbüste Schiller's für dessen Sohn Karl in Gips, später (1836) für Herrn Adami in Bremen in Marmor ausgeführt; ein Marmorrelief mit Schiller und Goethe für Hamburg (1837); zwei Musenstatuen in Sandstein für das Cannstatter Hoftheater (1839—40); Kolossalbüsten von Schiller und Wieland für das Schloß in Weimar; eine von ihm oft wiederholte kleine Marmorgruppe: Venus und Adonis; eine büßende Magdalena, gleichfalls dreimal in Marmor ausgeführt, zuerst für die Großherzogin Stephanie von Baden, dann für König Wilhelm I., zuletzt für die plastische Staatssammlung in Stuttgart. An dieser Gruppe und der Magdalena zeigte sich W. ganz besonders als echten Schüler Dannecker's, der sich in der naturtreuen Bildung des Nackten nie genug thun konnte. Er pflanzte diese Richtung auch als Lehrer weiter, als er im J. 1836 die Professur für Plastik an der im J. 1829 wieder aufgerichteten Stuttgarter Kunstschule als Dannecker's Nachfolger erhielt, dem er im J. 1841 gleich nach seinem Tode im Vereine mit K. Grüneisen ein Denkmal setzte mit dem Buche: „Dannecker's Werke in einer Auswahl. Mit einem Lebensabrisse des Meisters". Hamburg, Verlag von G. Heubel. 4°. Er selbst wirkte 40 Jahre lang als Professor und Mitglied der Kunstschuldirection höchst segensreich, von seinen Collegen geschätzt wegen des guten Einflusses, den seine ernste Natur und seine künstlerische Gewissenhaftigkeit auf die Haltung der Schüler ausübte.

Hatte W. bis gegen 1840 sich ausschließlich der classicistischen Formen bedient, so führte ihn im J. 1842 und den folgenden Jahren ein Auftrag der württembergischen Landstände, die Modellirung sämmtlicher Bronze-Gußarbeiten für die Jubiläumssäule zu Ehren König Wilhelm I. auf dem Stuttgarter Schloßplatze auf ein ganz neues Feld. Er sollte am Unterbau nach den Gemälden von J. J. v. Schnizer (s. A. D. B. XXXII, 176 ff.) drei Schlachtenbilder aus dem Jahre 1814 und außerdem die Huldigung der Stände bei dem 25jährigen Regierungsjubiläum König Wilhelm's im Relief darstellen. W. machte die kleinen Figuren in durchaus realistischer Nachbildung höchst lebensvoll. Vier allegorische Standbilder auf den Ecken des Unterbaues, den Lehr-, Wehr-, Nähr- und Verkehrs-Stand vorstellend, hielt er in classicistischem Stil, aber mit einem an Schwanthaler erinnernden Hauch von deutscher Romantik. Für die Spitze modellirte er, nachdem im J. 1846 die Säule fertig war, den König selbst, mit ausgestreckter Hand sein Volk segnend, in Ueberlebensgröße. Das Modell wurde aber nicht in Erz gegossen, sondern im J. 1863 durch eine von J. L. Hofer modellirte Concordia ersetzt und im J. 1874 der plastischen Staatssammlung einverleibt. Anschließend an diese Arbeiten entwarf W. nach 1848 die ganze Reihe württembergischer Fürsten von Herzog Eberhard i. B. bis zu König Friedrich in den Costümen ihrer Zeit und den ihrem Charakter entsprechenden Stellungen. Leider fanden diese ansprechenden Figürchen keine lebensgroße Ausführung in Erz oder Stein. Das kronprinzliche Paar Karl und Olga kaufte sie dem Meister später für die Villa bei Berg ab, wohin der Meister Karyatiden, Putten und andere decorative Figuren zu machen hatte. Der Gunst der Kronprinzessin verdankte er im J. 1852 auch die Bestellung einer lebensgroßen Nymphe durch den damaligen Thronfolger Alexander von Rußland; König Wilhelm I. kaufte ihm noch eine Marmorgruppe von badenden Nymphen in halber Lebensgröße ab; eine Colossalbüste dieses Fürsten in Marmor bestellte im J. 1854 der Staat für das Museum der bildenden Künste. Das Schillerjubiläum im J. 1859 brachte W. in ganz Deutschland und bis hinüber nach Amerika als den Künstler in Erinnerung, der nach Dannecker am meisten für die Verklärung seines großen Landsmannes durch die bildende Kunst gethan hatte. Abgüsse seiner Schillerbüsten wurden zur Aufstellung bei den öffentlichen Feiern nach allen Seiten verlangt.

Das ganze sechste Jahrzehnt von Wagner's Leben und ein Theil des siebenten waren noch durch mancherlei Arbeiten ausgefüllt, worunter namentlich Aufträge für Stuttgarter Friedhöfe, z. B. das in München in Bronze gegossene Porträtrelief des Historikers Chr. Fr. Stälin (1873). Am 31. August 1878 feierte er mit der treuen Gefährtin seines Lebens die goldene Hochzeit und überlebte dieses Fest noch um zwei Jahre.

An Bildnissen Wagner's kennen wir: eine treffliche Zeichnung von A. Gegenbaur aus dem Jahre 1823; ein Brustbild in Oel, während seines römischen Aufenthaltes gemalt von einem Russen; ein Kniestück in Oel von Bernh. Neher (1856); ein lithographirtes Brustbild von C. Pfau; eine lebensgroße Büste von seinem Schüler H. Bach.

Vgl. den Nekrolog in der Schwäb. Chronik von Mathilde Grüneisen.

A. Wintterlin.

Wagner: M. Tobias W. (meistens mit seinem lateinischen Namen, Plaustrarius, genannt), Superintendent in Darmstadt, geboren in Biberau am 26. October 1575, † in Darmstadt am 15. November 1632. — Marburg sah ihn als Schüler seiner Stadtschule und seines Pädagogiums, hier auch wurde er, achtzehn Jahre alt, philosophiae magister und ebenfalls hier lag er dem Studium der Theologie ob, dem sich sein Vater und sein Großvater auch schon

gewidmet hatten, wofür er außerdem die Gabe eines „feinen, freudigen Ingeniums und eines guten Gedächtnisses“ mitbrachte.

1596 wurde er, nach Vollendung seines Studiums, seinem Vater als Diaconus im Pfarramte zu Biberau beigeordnet und kurz darauf auch nebenher noch mit dem Pastorate von Wersau betraut. 1598 kam er als Pfarrer nach Auerbach und blieb an diesem Orte bis 1615. Alsdann übernahm er das Pfarramt von Zwingenberg an der Bergstraße. Hier wirkte er erst sieben Jahre (von 1615 bis 1622), und später noch einmal zwei (1626—1628). In der Zwischenzeit, von 1622—1626, war er Prediger in Oppenheim, hatte aber hier unter den Unruhen des großen Krieges und dem übermächtigen Drucke der Spanier, die ihm seine Katharinenkirche sperrten und auch die Gottesdienste in einem ihm vom Senator Georg Altrogg eingeräumten Privathause vereitelten, so viel zu leiden, daß er sich 1626 gern nach Zwingenberg, dessen Pfarrer damals gestorben war, zurückrufen ließ. Jedoch konnte er nur noch zwei Jahre in seiner alten Gemeinde bleiben, denn 1628 schon wurde er wieder hinweggerufen, um als Superintendent nach Darmstadt zu gehen, als Nachfolger Vietor's, dessen Vorgänger der Schwiegervater Plaustrarii, Joh. Angelus, gewesen war. In Darmstadt beschloß er 1632 sein Leben, eines Sonntages, fast auf der Kanzel, vom Tode ereilt. In die Zeit seiner Superintendenturverwaltung fiel die von Georg II. angeordnete allgemeine Kirchenvisitation von 1629, bei der Plaustrarius größtentheils den Vorsitz führte. Sie ist von Wichtigkeit, weil im Zusammenhang mit ihr Vorschriften über Lehre und Leben der Geistlichen, kirchliche Amtsverrichtungen, Visitationen, Predigerconvente u. s. w. entworfen wurden, die später der hessen-darmstädtischen Agende einverleibt worden sind (vgl. Rehm's Handbuch der Geschichte beider Hessen II, 320).

Nach dem Zeugnisse D. Leißring's, der ihm die Leichenrede gehalten hat, war Tobias W. ein „sorgfältiger, geübter und recht eifriger Mann“. Seine hinterlassenen Predigten bestätigen dieses Urtheil vollauf. Hier zeigt er sich als einen gründlichen Kenner der heiligen Schriften, aus denen, wie er es von jeder Predigt fordert, die seinen in der That „gesogen und gezogen“ sind. Auch in der Kirchenhistorie und in der Weltgeschichte, ist er bewandert und nimmt mit Vorliebe geschichtliche Beispiele zum Schmucke seiner etwas lehrhaften, aber selten einmal trockenen Predigten. Seine Auffassung des Lebens ist ebenso christlich tief wie gesund; als echten Lutheraner erweist er sich insbesondere auch in seiner warmen Werthschätzung der Schulen, wie sie z. B. aus einer trefflichen Predigt über Luc. 4, 16—17 (der vierten in der Sammlung Oppenheimensis ecclesia) hervorleuchtet.

J. F. C. Retter, Hessische Nachrichten. 1. Sammlung (1738), S. 66 bis 69. — Fr. W. Strieder, Grundlage zu e. Hess. Gelehrten- u. Schriftstellergeschichte XI, 98—100, fügt zu den Retter'schen Nachrichten noch die Titel folgender, von Plaustrarius gedruckt vorliegender Predigten, die im vorstehenden auch benutzt worden sind, nämlich: Oppenheimensis Ecclesia Lutherana etc. Darmstadt 1626. — Concio exequialis aus 2 Paralip. c. 35, V. 20—25 auf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt (gedruckt im „Ehrengedechtnus“ dieses Fürsten, Marburg 1626). — Pauli docentis simplicitas etc. (seine Antrittspredigt in Darmstadt) 1628. Metz.

Wagner: Tobias W., evangelischer Theologe, † 1680, ein polemischer Lutheraner in der Zeit der Streittheologie des 17. Jahrhunderts. — W. wurde zu Heidenheim in Württemberg am 21. Februar 1598 geboren, erhielt seine Vorbildung im Kloster Maulbronn und studirte Theologie zu Tübingen, wo er im zwanzigsten Lebensjahre Magister wurde. In das Predigtamt eingeführt wirkte er zwanzig Jahre zu Eßlingen, erst als Diakonus, dann als Pfarrer;

darauf wurde er 1653 nach Tübingen berufen und erhielt hier außer der Aufsicht („Superintendentur") über das dortige Stift („Stipendium") die Professur der polemischen Theologie („controversiarum") auf der Universität, dazu später auch die Würde eines Propstes und 1662 die des Kanzlers. In dieser Stellung hat er als Theologe zum Wiederaufbau der theologischen Facultät nach der Zeit des 30jährigen Krieges beigetragen und als Kanzler 98 Candidaten die Doctor- und 691 die Magisterwürde ertheilt. Er erreichte das hohe Alter von 82 Jahren und konnte 56 Jahre amtlich thätig sein, bis ihn der Tod am 13. August 1680 hinwegnahm. Sein Wahlspruch war „innocenter, patienter, constanter"; das Streben nach diesen Tugenden spricht zwar für einen guten Willen Wagner's; aber er hat im Zeitalter der Polemik den Streit nicht vermieden, sondern geschürt, unter Collegen wie unter anderen Gelehrten, so daß er als Kanzler dreimal von Herzögen zur Ruhe verwiesen werden mußte, und ihm auch einmal ein Buch confiscirt wurde. So lange er lebte, haben die theologischen Händel in Tübingen nicht aufgehört, so daß ein Visitationsreceß von 1675 behauptete, es kämen deswegen keine auswärtigen Studenten mehr dorthin.

Schriften hat er in seinem langen Leben nicht wenige veröffentlicht. Sehen wir ab von der Aufzählung seiner historischen Schriften, deren Titel sich u. a. bei Zedler (s. unten) Sp. 685 finden, so kommen als theologische hauptsächlich folgende in Betracht: „Diatribe de persona Christi cum annexa oratione de incarnatione filii Dei" (Tüb. 1654); „De iustificatione hominis peccatoris coram Deo" (Tüb. 1656); „Exercitationes, an Lutherani habeant veram scripturam" (Tüb. 1658); „Manuductio polemica, XXII disputationibus de sacra scriptura instituta" (Tüb. 1659); „Fasciculus canonico-theologicus" (Tüb. 1660); „De causis fidei salvificae" (Tüb. 1663); „Inquisitio theologica in Acta henotica, nostro potissimum tempore inter theologos Augustanae confessionis et reformatae ecclesiae a Reformatis resuscitata" (Tüb. 1664); „Inquisitio in oracula Sybillarum de Christo" (Tüb. 1664); „Diatribe de subsistentia ecclesiae N. T. sub incommodis" (Tüb. 1673); „Examen elenchticum atheismi speculativi" (Tüb. 1677); „Disputatio, an Christus, qua homo et qua mediator, sit adorandus" (Tüb. 1678); „Proempticum iudicium theologicum de scriptis Jac. Boehmii, Sutoris, dicti teutonici philosophi" (Tüb. 1679). Dazu zwölf feierliche lateinische Reden (Orationes, deren Titel bei Zedler, s. unten, Sp. 686) und fünf lateinische Dissertationen (deren Titel ebd. S. 689). — Viel verbreitet war eine philosophische Schrift von ihm unter dem Titel „Compendium dialecticum, nucleum praeceptorum dialecticorum exhibens" (Ulm 1658, 1661 und 1680). — Das confiscirte Buch Wagner's hatte den Titel „De qualitate pugnae inter theologiam et philosophiam, iam dum sub praelio sudans tractatus, sed autore Augustae commorante, iussu Principis inhibitus fiscoque addictus" (Tüb. 1671). Außer diesen gelehrten Arbeiten erwies sich W. als erbaulicher Schriftsteller in deutscher Sprache recht fruchtbar. Hierher gehören neben vielen einzelnen Predigten und kleineren erbaulichen Schriften folgende Werke: „Postilla evangelica textualis oder schrift- und textmäßige Auslegung der sonn-, fest- und feyertäglichen Evangelien in 7 Jahrgängen erkläret" (VII Theile, Ulm und Tüb. 1650, 1659, 1660, 1672, 1677); „Casualpredigten über allerhand bedenkenswürdige schwere Fälle" (Stuttg. 1658); „Epistel-Postill oder schriftmäßige Auslegung der sonn-, fest- und feiertäglichen Episteln des ganzen Jahres" (Tüb. 1666); „Predigten von D. Martin Luthern" (Frankf. 1666); „Zauber- und Hexen-Predigten" (1667); „Schriftmäßiges Bedenken, was von Jacob Böhmens Büchern zu halten samt angehängten Bann und Bußpredigten" (Stuttg. 1682).

Vgl. Fischlin, Memoria theologorum Würtemberg. P. II, p. 187. — Grossens Jubel-Priester-Historie, I. Th., S. 431 ff. — Gryphius, De scriptoribus historiam saeculi XVII illustrantibus, p. 129, 134. — Unschuldige Nachrichten, 1724, S. 696. — Bibliotheca Ittigiana P. I., p. 199, 226, 336. — (Zedler), Universallexikon, Bd. 52 (1747) Sp. 685—689. — Karl v. Weizsäcker, Lehrer und Unterricht an der evangelisch-theologischen Facultät der Universität Tübingen, von der Reformation bis zur Gegenwart (Tüb. 1877, S. 66—79). Hier auch die quellenmäßige Charakteristik Wagner's.

P. Tschackert.

Wagner: Valentin W., Humanist und Schulmann, ein Siebenb. Sachse, war um 1500 geboren, doch ist über seine Jugend nichts bekannt. Er wurde Lehrer an der Kronstädter Schule, 1544 Rector des durch Honterus gegründeten Gymnasiums und nach dem Tode Honterus' (s. A. D. B. XIII, 78) ev. Stadtpfarrer. Als solcher starb er am 2. September 1557. Er steht vollständig auf dem Boden des Humanismus und der Reformation und verbindet die beiden Richtungen, die in Deutschland so vielfach verschiedene Wege gingen, in schöner Weise. Schon als gereifter Mann zog er nach Wittenberg, dort sich umzusehen und sich Raths zu erholen. Da hatte er die persönlichen Beziehungen besonders zu Melanchthon angeknüpft, mit dem ihn das Interesse für die griechische Sprache verband. Und nun entwickelte sich nach seiner Heimkehr ein reger und ungemein freundlicher Verkehr zwischen den hiesigen und den Wittenberger Kreisen. Melanchthon ließ den griechischen Katechismus Wagner's eigens von einem Freund begutachten; das Buch erschien vielleicht schon 1544 in Kronstadt. Schon 1535 hatte W. eine griechische Grammatik herausgegeben und ihr folgte eine ganze Reihe Schulbücher, im Geist der Humanisten berechnet das Studium der griechischen und lateinischen Sprache zu fördern. W. handhabte die lateinischen Hexameter meisterlich. Die Verse, mit denen er den Todtentanz, die Bilder nach einer Ausgabe des Georgius Aemilius, begleitet, sind geradezu prächtig und ebenso der Liedergruß, mit dem er das „Handbuch des bürgerlichen Rechts“ einleitet, das Honterus 1544 herausgegeben, in dem er „an die fürsichtigen und weisen Herrn Bürgermeister, Richter und geschworene Räthe der sächsischen Städte und Stühle, der Colonien des deutschen Reichs in Siebenbürgen“ das Wort richtet, das Recht preist und die bösen Folgen von Unrecht warnend den Zeitgenossen vor die Seele stellt. Als Herausgeber des griechischen Testaments, des lutherischen Katechismus, der „Geistl. Lieder und Psalmen durch D. M. Luther und andre gelehrte Leut gemacht“ (1535) im Dienst der evang. Kirche arbeitend, hat er wesentlich dazu beigetragen, die durch Honterus begründete Reformation zu festigen, die Waffen für die neue Schule und neue Kirche zu mehren. Und wenn sie nach seinem Aufenthalt in Wittenberg immer wieder „den frommen und gelehrten Mann“, seine „Sittenreinheit“, seine „außerordentliche Bildung und vorzügliche Gelehrsamkeit“, seine „wahre Frömmigkeit“ rühmen, so hat dazu mehr noch seine Gemeinde Kronstadt und seine evang. sächsische Kirche Recht und Pflicht. Das Kronstädter Gymnasium verdankt ihm auch die Anlage seiner ältesten Matrikel.

Trausch, Schriftstellerlexikon III, 469. Fr. Teutsch.

Wagner: Georg Wilhelm Justin W., Historiker, geboren am 11. April 1793 zu Pfungstadt als Sohn des dortigen Pfarrers, † am 31. August 1874 zu Roßdorf bei Darmstadt. Er besuchte das Gymnasium zu Darmstadt, dann die Forstlehranstalt zu Lich und machte den Feldzug von 1814 im hessischen freiwilligen Jägercorps mit. Das Corps kam bis in den Süden Frankreichs, ohne jedoch Gelegenheit zu kriegerischen Thaten zu finden. W. bezog darauf die Universität Gießen, wo er mathematische und forstwissenschaftliche Studien trieb, bestand die Staatsprüfung als Geometer und war als solcher von 1820 an im

damaligen Landrathsbezirk Reinheim thätig. Als sein Vater nach Roßdorf versetzt wurde, siedelte er mit dahin über, war 1822—25 Bürgermeister dieser Gemeinde und blieb auch nach dem Tode seines Vaters (1839) dort wohnen. Sein Landesfürst ehrte ihn durch Ernennung zum Hofrath. Während seiner Wirksamkeit in Reinheim entwickelte sich zuerst seine Neigung für ortsgeschichtliche Forschung. Seine erste Arbeit auf diesem Gebiete, die „Statistik und Topographie des Landrathsbezirks Reinheim" (Darmstadt 1827) verschaffte ihm den Auftrag zu seiner „Statistisch-historisch-topographischen Beschreibung des Großherzogthums Hessen" (Darmstadt 1829—31, 4 Bde.). Angeregt durch Landau's verwandtes Werk, unternahm er die Erforschung und Darstellung der „Wüstungen im Großherzogthum Hessen" (Darmstadt 1854—65, 3 Bde.). Kurz vor seinem Tode erschien der die Provinzen Starkenburg und Oberhessen behandelnde erste Band seiner „Vormaligen geistlichen Stifte im Großherzogthum Hessen" (Darmstadt 1873); der zweite Band (Rheinhessen) wurde 1878 vom historischen Verein zu Darmstadt herausgegeben, in dessen Verlag auch der erste Band und die Wüstungen erschienen waren. Im „Archiv" dieses Vereins (Bd. V—VII) veröffentlichte W. werthvolle „Beiträge zur Geschichte erloschener adeliger Familien". Sein handschriftlicher Nachlaß befindet sich im Haus- und Staatsarchiv zu Darmstadt. Er umfaßt: Regesten der Grafen von Katzenelnbogen, Regesten der erloschenen Adelsgeschlechter des Großherzogthums und eine Sammlung zur Geschichte der Schlösser und Burgen der Provinzen Starkenburg und Rheinhessen. Alle diese Arbeiten zeugen von dem Bienenfleiß des Sammlers, schon die saubere Ausführung der Manuscripte verräth die Liebe, mit welcher sie hergestellt sind, und die Wahl der Gegenstände zeigt überall, wie gut sich W. der Stärke sowol wie der Grenzen seiner Befähigung bewußt war.

Scriba, Schriftstellerlexikon des Großh. Hessen I, 413 f.; II, 755 f. — Nekrolog in den Quartalblättern des historischen Vereins für das Großh. Hessen (1874) Nr. 4, S. 64—66. Arthur Wyß.

Wagner: Zacharias W., namhafter sächsischer Reisender, wurde am 10. Mai 1614 zu Dresden als Sohn des Stadtrichters geboren. In seiner Jugend widmete er sich weniger den gelehrten Studien, als vielmehr dem Zeichnen und Kupferstechen. Um sich in diesen Künsten weiter auszubilden, begab er sich im Alter von 19 Jahren nach Amsterdam, arbeitete hier einige Monate in der Werkstatt des durch seine Atlanten berühmten Kartographen Wilhelm Blaeuw und ließ sich darauf im Sommer 1634, von Abenteuerlust getrieben, als Soldat für die holländisch-westindische Handelsgesellschaft anwerben. Noch in demselben Jahre wurde er nach Brasilien geführt, das die Holländer seit 1630 theilweise besetzt hatten. Als man seine Geschicklichkeit im Zeichnen erkannte, verwendete man ihn nicht mehr als Soldat, sondern als Musterschreiber. Der Statthalter Graf Johann Moritz von Nassau-Siegen beschäftigte ihn nebst anderen Deutschen, unter denen Georg Marggraf, Georg Cralitz und Wilhelm Glimmer zu nennen sind, mit wissenschaftlichen Untersuchungen und mit der Anfertigung von Karten. Höchst wahrscheinlich war er Mitarbeiter an Marggraf's Atlas Brasiliensis, möglicherweise hat er auch die Karten entworfen, welche Barlaeus, der Geschichtschreiber der holländischen Herrschaft in Brasilien, seinem Werke Rerum per octennium in Brasilia et alibi nuper gestarum historia einfügte. Auf mehreren Zügen in das Innere des Landes fand er Gelegenheit, allerlei merkwürdige Thiere und Pflanzen, sowie eingeborene Wilde verschiedener Stämme abzuzeichnen. Er brachte auf diese Weise ein Sammelwerk von 109 sauber illuminirten Blättern zusammen, das den Titel führt: „Thier Buch, Darinnen viel unterschiedene Arten der Fische Vögel vierfüßigen Thiere Gewürm Erdt- undt Baumfrüchte, so hin undt wider in Brasilischen

bezirck undt gebiethe der Westindischen Compagnie zu schauwen undt anzutreffen". Jeder Abbildung fügte er eine kurze Beschreibung bei. Dieses Werk Wagner's, dessen Text an Hans Stadens Reisebuch erinnert, ist ein würdiges Seitenstück zu der Historia rerum naturalium Brasiliae (Lugd. Bat. 1648) seines Freundes Georg Marggraf, das in 429 Holzschnitten die wichtigsten Naturgegenstände Brasiliens, namentlich Pflanzen darstellt und vermuthlich unter Wagner's Mitwirkung entstanden ist. 1641 verließ W. den Dienst der Westindischen Compagnie und kehrte in seine Vaterstadt zurück. Da es ihm aber hier nicht gelang, einen geeigneten Wirkungskreis zu finden, begab er sich bereits im Frühling des folgenden Jahres wieder nach Amsterdam. Hier ließ er sich als Cadet für die Ostindische Handelsgesellschaft anwerben und segelte mit der Herbstflotte nach Batavia, wo er zunächst der Garnison zugetheilt wurde, bis er durch seine Leistungen im Kartenzeichnen die Aufmerksamkeit des Generalgouverneurs Anton van Diemen erregte, der ihn zum Schreiber ernannte. Da er Gewissenhaftigkeit und Fleiß mit seltener Auffassungsgabe vereinigte, stieg er rasch empor, wurde wegen seiner Gewandtheit in der Buchführung und in diplomatischen Unterhandlungen auch zu Kaufmanns- und Gesandtschaftsdiensten verwendet und trat 1648 durch eine Heirath in verwandtschaftliche Beziehungen zu der höheren holländischen Colonialbeamtenwelt. 1651 ging er als Gesandtschaftssecretär nach Tonking und Formosa, zwei Jahre später, nachdem er unterdessen die Würde eines ordentlichen Justizraths erhalten hatte, als bevollmächtigter Gesandter nach Canton, um hier mit dem chinesischen Vicekönig Unterhandlungen wegen eines Handelsvertrags anzuknüpfen. Obwol dieses Unternehmen im wesentlichen ohne Erfolg blieb, da er unterlassen hatte, die chinesischen Beamten durch Bestechungsgelder zu gewinnen, wurde er 1656 mit ausgedehnten Vollmachten nach Japan geschickt, um auch hier günstigere Bedingungen für den Handel der Compagnie zu erwirken. Er kam an den Kaiserhof nach Jeddo, erwarb sich hier durch Austheilung reichlicher Geschenke die Gunst der maßgebenden Personen, hatte aber das Unglück, bei einem Brande, der den größten Theil der Stadt mit dem kaiserlichen Palaste verzehrte, seine Papiere und sonstigen Habseligkeiten einzubüßen. Er begab sich deshalb wieder nach Batavia, kehrte aber bald mit neuen Instructionen zurück und erledigte glücklich die ihm aufgetragenen Geschäfte. 1660 reiste er als Commissar des Generalgouverneurs nach der Insel Celebes, wo er mit dem König von Makassar einen Friedens- und Freundschaftsvertrag abschloß. Im nächsten Jahre wurde er Oberbaumeister für Indien, da ihn aber dieses Amt zu häufigen beschwerlichen Dienstreisen nöthigte, die ihm ein anhaltendes Gichtleiden zuzogen, sah er sich nach kurzer Zeit gezwungen, um eine anderweite Verwendung im Colonialdienste zu bitten. 1662 erhielt er die verantwortliche und einflußreiche Stellung eines Gouverneurs der Capcolonie, die er fast fünf Jahre hindurch bekleidete. Nachdem er 25 Jahre lang der Compagnie gedient hatte, beschloß er, seinen Lebensabend in der Heimath zu verbringen. Er nahm deshalb seinen Abschied und traf als Viceadmiral einer von Batavia heimkehrenden holländischen Flotte im Juli 1668 in Amsterdam ein. Doch ehe er die Weiterreise nach Deutschland antreten konnte, befiel ihn ein Fieber, dem er am 18. October desselben Jahres erlag. Sein oben erwähntes „Thier Buch", sowie eine „Kurtze Beschreibung der 35-jährigen Reisen und Verrichtungen, welche Weyland Herr Zacharias Wagner in Europa, Asia, Africa und America, meistentheils zu Dienst der Ost- und West-Indianischen Compagnie in Holland, rühmlichst gethan und abgeleget, aus des Seeligen gehaltenen eigenhändigen Journal" befinden sich in der Bibliothek des kgl. Kupferstichcabinets zu Dresden.

Festschrift zur Jubelfeier des 25jährigen Bestehens des Vereins f. Erd-

kunde zu Dresden, 1888, S. 57—71. — Ambassades de la Compagnie hollandoise des Indes d'Orient vers l'Empereur du Japon. Vol. II. La Haye 1696. — Charlevoix, Histoire et description générale du Japon. Paris 1763. VII. V. Hantzsch.

Wagner: Johann W.-Deines, Landschafts-, Marine- und Thiermaler, geboren 1801 (1803) zu Hanau, machte seine ersten Studien zu Kassel und Berlin, dann seit 1824 zu München, wo er sich an Wagenbauer anschloß, das Thierstück und die Landschaftsmalerei cultivirte und Paul Potter und Adrian van der Velde eifrig studirte. Wie die meisten der damaligen Münchener Maler bereiste er das baierische Hochland und Tirol, sammelte daselbst anziehende Studien und verarbeitete selbe zu Bildern, die Beifall fanden und ihm einen guten Namen schufen; auch befliß er sich der Lithographie, indem er eigene und fremde Bilder auf Stein zeichnete. Anfangs der dreißiger Jahre führte ihn seine Vorliebe für Marine nach Holland; er lebte abwechselnd im Haag, zu Dordrecht und anderen Orten im Umgange mit And. C. Schelfout, Hendrik van Backhijzen u. A. Hier malte er stimmungsvolle Strandscenen — ein unscheinbares Genre, dem er mit virtuoser Beharrlichkeit große coloristische Reize abzugewinnen vermochte. Um das Jahr 1840 kam W. nach München zurück wo er alsbald in dem benachbarten Sendling sein Atelier bleibend aufschlug und mit großem Fleiß und in stiller Abgeschlossenheit, nur mit wenigen Freunden in näherer Fühlung, seiner Kunst oblag. Alle die ihn näher kannten, schätzten den Künstler seiner vielseitigen Bildung und seines trefflichen Charakters wegen sehr hoch. W. besaß ein tiefes Verständniß für die alten Meister und verwerthete solches sowol in seinen Schöpfungen als auch im Einfluß auf jüngere Künstler, unter denen besonders der Pferdemaler Ludwig Hartmann genannt werden darf. Rüstig und empfänglich für alles Edle und Schöne, bewahrte er auch äußerlich eine seltene Frische, die erst im letzten Jahre dem Druck des Alters nachgab und ihn ans Zimmer fesselte. Daß die Sorge dem verdienten Greise nicht nahe trete, wußten seine Getreuen mit rühmenswerther Pietät abzuwenden, indem sie seiner unsicher werdenden Hand mit ihrem Pinsel nachhalfen. Unerwartet setzte ein sanfter Tod seinem thätigen Schaffen am 12. April 1880 ein Ziel. Zwei Tage darauf wurde er auf dem Kirchhofe in Untersendling begraben. — Zu seinen zahlreichen Oelbildern gehört eine „Holländische Winterlandschaft" (1848), eine „Gegend von Scheveningen"; die heftige „Brandung der Nordsee" an einem steilen, ausgehöhlten Felsenufer (1857), eine „Holländische Scene" mit Schlittschuhläufern und einem alten Schloß (1859): eine „Marine bei stillem Wasser" (1865); „Ueberfahrt von Vieh bei Dortrecht" (1864 und 1869 auf der Internationalen Kunstausstellung zu München); „Auf den Dünen von Kattwyk" (1874), „Bei Dortrecht" (1878) und eine „Windmühle" welche noch 1879 vom Kunstverein angekauft wurde. Die nach seinen eigenen Bildern lithographirten Blätter stehen in Nagler's Künstlerlexikon 1851, XXI, 79 und in dessen Monogrammisten, 1871, 4. Bd. verzeichnet; zu den frühesten Leistungen dieser Art gehört auch eine „Landschaft mit Vieh bei Ramersdorf" (1824) nach Wagenbauer. — Sein aus Oelgemälden, Aquarellen, Skizzen, Studien bestehender, 450 Nummern umfassende Nachlaß wurde im Münchener Kunstverein ausgestellt.

Vgl. Beilage III Allgem. Ztg. vom 20. April 1880 und Kunstvereins-Bericht für 1880, S. 66. Hyac. Holland.

Wagner: Johanna W.-Jachmann, eine der bedeutendsten dramatischen Sängerinnen, wurde am 13. October 1828 in Hannover geboren. Ihr Vater, Albert W., war ein trefflicher Sänger und Schauspieler, dessen Urtheil von seinem jüngeren Bruder Richard W. sehr hochgeschätzt wurde (vgl. u. a. Richard Wagner's Brief an Hauser v. J. 1834); von ihrer Mutter Elise geb.

Gollmann wird berichtet, ihre Stimme habe den außerordentlichen Umfang von 3¼ Octaven gehabt, sodaß sie in ihrer allerdings nur sehr kurzen Bühnenlaufbahn die hohe Sopranrolle der Königin der Nacht und die tiefe Altpartie des Rossini'schen „Tancred“ mit gleicher Fülle des Tons zu singen vermochte. In Würzburg, wo der Vater ein Engagement angenommen hatte, wurde Johanna bereits in frühester Jugend für die Bühne erzogen, auf der sie im Alter von fünf Jahren in Iffland's „Spielern“ und bald darauf als Salome in Kauer's „Donauweibchen“ debutirte. Zugleich wurde Sorgfalt auf ihren sonstigen Unterricht verwandt, den sie bis zu ihrem 14. Jahre im Weidmann'schen Institute in Würzburg erhielt. Ihre erste größere Bühnenrolle, die Abigail in Scribe's „Glas Wasser“, übernahm sie infolge der Uebersiedlung ihrer Eltern nach Bernburg am dortigen Hoftheater. Unter der sachkundigen Leitung ihres Vaters entwickelte sich ihre Stimme in überraschender Weise, sie sang zuerst auf der Ballenstedter Filiale der Bernburger Hofbühne den Pagen in den „Hugenotten“ und führte bald auch anspruchsvolle Partien wie die Myrrha im „Unterbrochnen Opferfest“, die Elvira und Agathe durch. Auf Veranlassung Richard Wagner's, der inzwischen Hofcapellmeister in Dresden geworden war, sang Johanna im Mai 1844 in Dresden die Irma in „Maurer und Schlosser“ und die Agathe, und hatte einen solchen Erfolg, daß die kgl. Intendanz sie aus eigenen Mitteln aus dem Bernburger Contract löste und auf drei Jahre fest engagirte. „Meine damals siebzehnjährige Nichte Johanna Wagner mit ihrer gerade um jene Zeit hinreißend schönen Stimme und glücklichen Begabung für theatralischen Accent“ so schrieb Richard W. später über sie. Nachdem sie in Dresden in der großen Schröder-Devrient ihr künstlerisches Vorbild gefunden hatte, durfte sie 1846 auf Kosten der Intendanz mit ihrem Vater nach Paris reisen, um dort bei Manuel Garcia noch die letzte Ausbildung im Gesange zu erhalten. Von ebenso bedeutendem Einflusse wie dieser Unterricht waren für sie die Aufführungen der Pariser Oper mit dem unvergleichlichen Ensemble der Grisi, Persiani, Ronconi, Lablache ꝛc. Nunmehr reifte Johanna selbst zu einer großen Künstlerin heran. Schon 1845 hatte Richard W. für sie die Rolle der Elisabeth im Tannhäuser geschrieben, die die Siebzehnjährige bei der ersten Aufführung des Werks am 19. October 1845 in ergreifender Weise sang. Auch für die Elsa im Lohengrin (1847) hatte der Componist Gestalt und Stimme seiner Nichte vor Augen. Während der letzten Jahre ihres Dresdener Aufenthalts konnte sie ihr Repertoire u. a. noch durch den Fidelio, Sextus, Adriano, die Norma, Valentine, Rezia, Eglantine und Donna Anna bereichern, auch durch den Gluck'schen Orpheus, den sie 1847 zuerst mit Felix Mendelssohn's Begleitung in einem Hofconcert sang und der ihr später weit über die Grenzen Deutschlands hinaus Berühmtheit verschaffte. Ihres Onkels Antheil an der revolutionären Bewegung und seine Flucht von Dresden veranlaßten sie 1849 ein Engagement in Hamburg anzunehmen, wo sie im Januar 1850 bei der ersten deutschen Aufführung des „Propheten“ die Fides sang. Zur Vertretung dieser Partie schlug Meyerbeer sie für die Hofoper in Berlin vor, und hier war es, wo sich in dem folgenden Jahrzehnt ihr Talent am reichsten entfaltete. Ihr Repertoire umfaßte neben den classischen Opern eine außerordentlich große Zahl von italienischen und französischen Werken, und selbst in leichten Spielopern vermochte sie die übernommenen Rollen in eine höhere Kunstsphäre zu heben. Sie sang heute die Gräfin in Lortzing's Wildschütz, morgen die Iphigenie, als Anna in der Weißen Dame und Rosine im Barbier war sie nicht minder eindrucksvoll wie als Klytämnestra, als Tancred, als Oberpriesterin in der Vestalin. Wie sie in den Hugenotten die Valentine, die Margarethe und den Pagen sang, übernahm sie in der Euryanthe abwechselnd die Titelrolle und die Eglantine, im Lohen-

grin die Elsa und Ortrud. Eine ihrer hervorragendsten Partien war der Bellini'sche Romeo, in der sie 1852 das Londoner Publicum entzückte. Der außergewöhnliche Contract, durch den sie für Berlin gewonnen war, gestattete ihr einen jährlichen Urlaub von sechs Monaten. Sie war sehr schnell ein Liebling des Berliner Publicums geworden und stand in besonderer Gunst beim König, der sie schon 1853 zur Kammersängerin ernannte. Nicht nur in den großen Hofconcerten bildete sie den vielbewunderten Mittelpunkt, auch zu den intimen Gesellschaften der königlichen Familie wurde sie zugezogen, und sie konnte sich der Freundschaft des nachmaligen Kaisers Friedrich und seiner jungen Gemahlin Victoria rühmen. Niemals hat sie mit ihrer Kunst gegeizt; als sie auf der Höhe ihres Ruhmes stand, hat sie vielen Wohlthätigkeitsaufführungen zu glänzenden Einnahmen verholfen und manchem Musiker den Weg zur Künstlerlaufbahn geebnet. — 1859 heirathete sie den Landrath Jachmann, mit dem sie in mehr als fünfunddreißigjähriger Ehe verbunden blieb. Als sie im J. 1861 plötzlich ihre Stimme verlor, ging sie — was bei der Energie und Schärfe ihres schauspielerischen Charakterisirungsvermögens nahezu selbstverständlich war — zum recitirenden Drama über. Mehr als ein Jahrzehnt hat sie dann noch der Berliner Hofbühne angehört und als Tragödin wie in Repräsentationsrollen eine Reihe mustergiltiger Leistungen geboten. Ihr neues Repertoire umschloß u. a. die Rollen der Lady Macbeth, Isabella, Hermione, Medea, Sappho, der Herzogin Marlborough; als Antigone, eine ihrer glänzendsten Rollen, verabschiedete sie sich 1872 von der Bühne, die sie seitdem nur 1876 in Baireuth wieder betrat, wo sie der Sache wegen bei den ersten Nibelungenaufführungen in den kleinen Rollen der Schwertleite und ersten Norne mitgewirkt hat. Da ihre Stimme theilweise wiedergekehrt war, hatte sie bereits 1872 das Altsolo bei der denkwürdigen Aufführung der neunten Symphonie übernommen, die zur Feier der Grundsteinlegung des Baireuther Festspielhauses unter Wagner stattfand; es geschah dies auf den besonderen Wunsch ihres Onkels, unter dessen Leitung sie dieselbe Partie schon 26 Jahre früher in Dresden gesungen hatte.

Am Abend ihres Lebens war sie als Lehrerin thätig — nicht ganz mit dem erwarteten Erfolge. Die Gesangsprofessur bei der kgl. Musikschule in München nahm sie 1882 mit den Worten an, sie hoffe, die Schüler in den Geist und die Tradition der Werke ihres Onkels einführen zu können. Seit der Mitte der 80er Jahre vertauschte sie den Wohnsitz in München wieder mit Berlin. In derselben Stadt, in der das fünfjährige Kind seine Laufbahn begonnen hatte, setzte der Tod dem Wirken der Greisin ein Ziel: sie starb in Würzburg, wo sie sich vorübergehend aufhielt, am 16. October 1894.

Ueber Frau Wagner-Jachmann vgl. Glasenapp, Das Leben Wagner's und Wagner-Encyclopädie. — Hermann Ritter, im Neuen Theater-Almanach 1896. — E. E. Taubert, in der Monatsschrift „Die Frau", Dec. 1894. — Mrs. Burrell, in Grove's Dictionary of Music and Musicians IV. London 1889.

Max Friedlaender.

Wägner: Johann Wilhelm Ernst W., einer der vornehmsten Jugendschriftsteller, wurde am 16. September 1800 zu Darmstadt als der Sohn eines Hofjägers geboren, erhielt seinen ersten Unterricht in einer Privatlehranstalt daselbst und besuchte darauf das Gymnasium seiner Vaterstadt, auf welchem Gervinus, Kriegk, Liebig und andere hervorragende Männer seine Mitschüler waren. Nachdem er 1820—23 in Gießen Theologie studirt hatte, übernahm er eine Hofmeisterstelle bei dem französischen Gesandten, Grafen v. Fenelon, in Darmstadt, stand vom Januar 1824 bis Mai 1827 einer Privatlehranstalt für Knaben daselbst vor und trat dann als Lehrer an die Realschule über, war später auch

an der höheren Gewerbeschule in Darmstadt beschäftigt. Nachdem er sich 1832 die Würde eines Doctor der Philosophie erworben, übernahm er im November 1842 das Pfarramt zu Ginsheim am Rhein, wo er 16 Jahre thätig war. Seit dem 4. März 1859 Pfarrer in Kettenheim bei Alzey, erhielt er 1877 den Titel eines Kirchenraths und starb daselbst am 4. December 1886, bis zum letzten Augenblick in seinem Amte wirkend. In seinen Schriften „Hellas. Das Land und Volk der alten Griechen" (II, 6. Aufl. 1885) und „Rom. Anfang, Fortgang, Ausbreitung und Verfall des Weltreiches der Römer" (III, 4. Aufl. 1885) offenbart sich Wägner's eminente Begabung für die populäre Geschichtsschreibung des classischen Alterthums; diese Werke gehören zu dem Bedeutendsten, was auf dem einschlägigen Gebiete für die Jugend, und zu dem Hervorragendsten, was für den Laien überhaupt geschrieben ist: sie zeichnen sich sowol durch Gründlichkeit der Forschung als durch Gediegenheit der Darstellung aus. Andere Gebiete behandeln „Das Buch vom Feldmarschall Radetzky. Für Heer und Volk" (1859); „Prinz Eugen, der edle Ritter. Histor. Erz." (mit seiner Tochter Johanna, 1885); „Die Nibelungen. Nach nordischer und deutscher Dichtung erzählt" (2. Aufl. 1882); „Deutsche Heldensagen für Schule und Haus" (1881); „Nordisch-germanische Götter- und Heldensagen" (3. Aufl. 1882). Auch diese Schriften haben alle Vorzüge, welche zu einer Empfehlung für Jugend- und Volksbibliotheken erforderlich sind.

H. E. Scriba, Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen. 2. Abtheilg. Darmstadt 1843, S. 759. — Dietrich Theden, Führer durch die Jugendlitteratur. Hamburg 1883, S. 68. — Mittheilungen aus dem Pfarramt. Franz Brümmer.

Wagnereck: Heinrich W., katholischer Theolog, geboren zu München im J. 1595, † zu Dillingen infolge eines Schlagflusses am 11. November 1664. Er trat im J. 1611 in die Gesellschaft Jesu ein, lehrte im Ordenshause zu Dillingen Philosophie, Theologie und Kirchenrecht, war durch fünf Jahre Vorstand der Lindauer Mission, durch sieben Jahre Kanzler der Akademie in Dillingen. Eine allseitige und verhältnißmäßig gründliche Bildung machte ihn geeignet, eine bedeutende Wirksamkeit zu entwickeln. Er ist Verfasser verschiedener theologischer und philosophischer Schriften, welche exegetische und dogmatische Fragen und Streitpunkte betreffen, außerdem eines „Commentarius exegeticus ss. canonum seu brevis expositio et clara omnium pontificiorum decretalium Gregorii IX., Bonif. VIII. in Sexto, Clem. V., Extrav. Joh. XXII. et communium, atque etiam concordatorum Germaniae". Dill. 1672 fol., eines Commentars zum 5. Titel de praebendis et dignitatibus des 3. Buchs der Decretalen Gregor's IX. (das. 1656, 4) u. a.

Kobolt, Bair. Gel.-Lex. S. 727. Erg. 291, Nachtr. 419, der alle Schriften angibt. — De Backer, Bibl. III, 750. v. Schulte.

Wahl: Charlotte W., Philanthropin, wurde am 16. November 1817 zu Riga als Tochter des Stadtbaumeisters Georg Mundel geboren, väterlicherseits bairischer Abkunft, mütterlicherseits aus der livländischen Familie Bergmann, der der berühmte Chirurg Ernst v. B. angehört. Früh mutterlos, erhielt sie eine sorgfältige Erziehung im Anneninstitute zu St. Petersburg. Sie heirathete 1837 daselbst Friedrich W., einen jungen schwäbischen Fabrikanten, und zog 1849 mit ihm nach Stuttgart. Die Ehe blieb kinderlos; dafür sorgte ihr reger Geist mit seiner hervorragenden Thatkraft und Fähigkeit zu organisiren für Hilfsbedürftige jeder Art, für Elende und Kranke. „In ihrem einstigen, von Künstlerhand erbauten Heim in der Marienstraße zu Stuttgart versammelte sich viele Jahre hindurch der „Paulinenverein" zur Bekleidung armer Landleute, unter dem Vorsitz der Königin Pauline, Gemahlin König Wilhelm's I." Für diese verfertigten

ihre geschickten Hände unzählige Kleidungsstücke. Der Krieg von 1866 öffnete ihrer Wirksamkeit ein neues weiteres Feld. Ihre Schöpfung war die erste Sanitätskolonne im militärischen Sinne. Das Jahr 1870/71 brachte ihr noch mehr Arbeit, „so manchen heißen Tag, manch kalte Nacht, beim Werk der Liebe ruhelos durchwacht", wie Karl Gerok in einem ihr gewidmeten Gedichte sagt. Viele Verwundete beider Nationen hat sie mit Speise und Trank, mit Gewand und Trost reichlich versehen. Ihr Landesherr, die beiden ersten deutschen Kaiser, Baierns, Sachsens, Rußlands Fürsten zeichneten sie theils persönlich, theils durch Handschreiben, theils durch Orden aus; sie soll die meistdecorirte Frau ihrer Zeit gewesen sein. Jener aufopfernden Thätigkeit im Dienste der Allgemeinheit folgten mit dem Zusammenbruche ihrer glänzenden Vermögensverhältnisse Jahre materieller Unannehmlichkeiten, ja sogar bitterer Noth. Stolz und selbstlos vermochte die ans ungemessene Schenken gewöhnte nicht selbst zu empfangen. Sie übernahm den Posten der Oberin des Frauenheims zu Kirchheim u. T., hob diese Musteranstalt auf eine unerwartete Höhe und kehrte dann zu dem bejahrten Gatten nach Cannstatt zurück, bei dem die rüstig Gebliebene noch ein Jahrzehnt wohlthätig im engeren Kreise lebte, bis ein spätes Magenleiden ihre zähe Natur überwand und sie am 21. Juli 1894 zum unersetzlichen Verluste für die von ihr mitgeleiteten bezw. entschieden geförderten humanitären Unternehmungen starb. 45 Jahre lang hat sie, von früh zur Unterstützung der „Mühseligen und Beladenen" sich hingezogen fühlend, in Württemberg gleichsam den Mittelpunkt aller einschlägigen Bestrebungen gebildet, lange Zeit unter und neben Königin Olga, der Russin. Besonders in der Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins, sodann als Mitbegründerin der Cannstatter Olgakrippe, auch bei der Nikolauspflege für blinde Kinder, dem Hause für Barmherzigkeit, den Anstalten für Kleinkinderpflegerinnen, der orthopädischen Armenheilanstalt und dem Diaconissenhause. Von diesen Stuttgarter Centren aus zog sie weite Gebiete ins Bereich ihres Segens. Ausgezeichnet war sie durch echte Frömmigkeit, die einem edlen, überzeugten Gemüth entsprang, und Vielseitigkeit ihres Umblicks; so wies sie auf die Mängel der Schutzpockenimpfung hin, zu welchem Zwecke sie auch die Broschüre eines französischen Arztes übersetzte und einleitete (1867).

Ausführlicher, etwas pietistisch-panegyrischer Nachruf von Z., der Beilage „Schwäb. Kronik" zum „Schwäb. Merkur" vom 30. Juli 1894, Nr. 175, S. 1490 f.; in Nr. 170 vom 24. Juli, S. 1454 Bericht über Begräbniß und Ehrungen. Gerok's angeführte Verse in dessen „Deutschen Ostern", S. 119 'An Frau Ch. W.' Ludwig Fränkel.

Wahl: Christian Abraham W., Dr. phil., seit 1808 Oberpfarrer in Schneeberg, seit 1823 Oberpfarrer und Superintendent zu Oschatz im Königreich Sachsen; dann D. theol. und Consistorialrath zu Dresden, † 1855. — Er hat sich besonders um die genauere Kenntniß des hellenistischen Griechisch verdient gemacht. Nachdem er eine erste Probe seiner Kenntniß desselben und insbesondere des neutestamentlichen Sprachgebrauchs in zwei Abhandlungen einer an A. H. Niemeyer (s. A. D. B. XXX, 666) gerichteten Gratulationsschrift niedergelegt hatte (de particulae εἰ et praepositionis εἰς apud N. T. scriptores usu et potestate". [Leipzig 1827]), erschien im Jahre 1829 seine „Clavis N. Ti. philologica" (Leipzig) in zwei schnell aufeinanderfolgenden Auflagen (die letzte in zwei Octavbänden). Die 3. Auflage in einem Bande in Hochquart folgte nach gründlicher Umarbeitung erst 1843. Wie von einem Doppelgänger war das Werk von K. G. Bretschneider's (s. A. D. B. XX, 555) lexicon manuale graeco-latinum in libros N. Ti. 1824, 2. Aufl. 1829, 3. 1840 begleitet, dessen Vorzug der Wahl'schen Arbeit gegenüber unzweifelhaft ist, indem diese zwar sehr reichliche Parallelen aus den griechischen Classikern bietet, jenes aber das enthält, worauf es hier eigentlich

ankommt, nämlich die Belegstellen aus der Gräcität der LXX, der Apokryphen des A. u. N. T.s, des Josephus und der apostolischen Väter. Nur in Betreff der Partikeln, die bei B. sehr knapp gehalten sind, bietet W. entschieden Besseres. Ueber die beiden Werken gemeinsamen Mängel s. W. Grimm, kritisch-geschichtliche Uebersicht der neutestamentl. Verballexika in Theol. Stud. u. Krit. 1884, H. 3, S. 500—503. — Hierauf machte sich W. an eine Arbeit, die der eben besprochenen hätte vorangehen sollen, an eine lexikalische Darstellung des Griechischen der Apokryphen des A. T.s, welche 1853 unter dem Titel Clavis librorum V. Ti. apocryphorum philologica (Leipzig) in einem Bande kl. Folio erschien. Auch diese clavis leidet an dem zwecklosen Parallelensuchen aus dem classischen Griechisch und ist natürlich gegenwärtig durch die zahlreichen correcteren Editionen der Texte der Apokryphen, die wir inzwischen erhalten haben, überholt und theilweise antiquirt, bietet aber immerhin noch für den Anfänger im Apokryphenstudium ein sehr schätzbares Hülfsmittel. — Andere populäre und erbauliche Schriften von ihm sind in Meusel's gel. Teutschl. Bd. 21, S. 322 f. angeführt.

C. Siegfried.

Wahl: Johann Joachim (nach anderen Joachim Christian) Graf von W., kurfürstlich bairischer Generalfeldmarschall, um das Jahr 1590 unweit Allstedt in Thüringen geboren und im lutherischen Glauben erzogen, trat früh zur katholischen Kirche über und stand schon vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges in den Diensten des damaligen Herzogs, späteren Kurfürsten, Maximilian I. von Baiern. In den ersten Jahren des Krieges war er von seltenem Mißgeschicke heimgesucht. In der Schlacht am Weißen Berge, welche er als Hauptmann mitmachte, wurde er von einer Falkonetkugel derart in die linke Schulter getroffen, daß der Arm kaum noch mit dem übrigen Körper verbunden war und abgeschnitten werden mußte. Als W. zuerst wieder im Felde erschien wurde er bei der Belagerung von Heidelberg im Jahre 1622 durch einen Musketenschuß am linken Knie verwundet. Das Knie blieb steif und sein Gang behindert, sodaß ihm, als er 1626 in den der Sprachreinigung gewidmeten Palmenorden aufgenommen wurde, der Beiname „der Anhenkende" (Einhaltende) beigelegt ward, sein Sinnbild war die Klette. Beim Reiten war er weniger gestört. Auch in der Schlacht bei Lutter am Barenberge, welche er als Oberstwachtmeister in Tilly's Leibregimente mitmachte, ward er verwundet, aber nur leicht. Tilly hebt in seinem Schlachtberichte Wahl's Verhalten in der Schlacht besonders hervor und in einer von Peine aus erstatteten Meldung empfahl er ihn der Berücksichtigung des Kurfürsten, worauf dieser ihm am 2. Februar 1627, bis ein Regiment frei sein werde, den Titel und den Rang eines Obersten verlieh. Zunächst befehligte W. das Tilly'sche, als 1629 Gallas in des Kaisers Dienste überging, erhielt er dessen Regiment. In diesem Jahre war er bei der Belagerung und Eroberung von Stade thätig, 1631 bei der von Magdeburg, dann focht er in der Schlacht bei Breitenfeld, wo er die ihm gegenüberstehenden Sachsen schlagen und verfolgen half. Zum Generalwachtmeister aufgerückt erhielt er den Befehl in der Oberpfalz, welchen er mehrere Jahre führte und die er schließlich bis auf wenige Orte für seinen Kriegsherrn zurückgewann. Von seinem Hauptquartiere Amberg führte er eine Reihe von Unternehmungen zur Eroberung anderer Städte und festen Plätze aus, anfangs vom Glücke wenig begünstigt, aber stets mit Einsicht und Geschick und endlich mit Erfolg. Daneben nahm er ab und zu an anderen Kriegszügen theil. So half er 1632 Rain, Landsberg und Memmingen nehmen, dann schickte Aldringer ihn mit 6000 Mann zum Angriffe von Kempten vorauf, aber erst beim vierten Sturmversuche, als 20 000 Mann vereinigt waren, gelang am 3. Januar 1633 die Eroberung. Zwei Jahre später hatte W. eine ähnliche Aufgabe selbständig

zu erledigen, als nach der Nördlinger Schlacht der Kurfürst ihn mit zwölf Regimentern gegen Augsburg entsandte. Er schloß die Stadt ein bis nach sieben Monaten Hunger und Krankheit am 18. März 1635 die Besatzung zur Uebergabe nöthigten. Dann ward er zum Generallieutenant befördert. Aus der Oberpfalz rückte er 1637 mit einem eigenen Corps nach Westfalen und von hier im nächsten Jahre nach Schwaben, wo er sich in der Schlacht vom 3. März bei Rheinfelden auszeichnete, mit Götz bei Wittenweier focht und vor Breisach diente. Dann befehligte er wieder in Westfalen und ward 1639 kurbaierischer wie kurkölnischer Feldmarschall. Aus den dortigen Winterquartieren brach er 1640 gegen die Truppen des Herzogs Georg von Braunschweig-Lüneburg und der Landgräfin Amalie von Hessen-Cassel auf, eroberte den von diesen besetzten Theil des Landes, ging am 15. September über die Weser, bezog dann aber, um leben zu können, Winterquartiere im Bisthume Münster. Im nächsten Jahre befand er sich wieder auf dem Kriegsschauplatze zwischen Weser und Elbe, war bei der von Erzherzog Leopold und Piccolomini verlorenen Schlacht bei Wolfenbüttel zugegen und leitete darauf die Unterhandlungen mit dem Herzoge August von Braunschweig-Wolfenbüttel ein, aus denen der Friede der Herzoge mit ihren Gegnern hervorging. Dann war er bei der weiteren Besitznahme der anliegenden Lande thätig, bezog Winterquartiere an der Unstrut, stand 1642 zuerst unter den obengenannten Führern den Schweden unter Torstenson gegenüber und ward schließlich wieder nach dem Erzstifte Köln gesandt, wo Guébriant und Eberstein Vortheile errungen hatten. Nur 3200 Mann konnte er dahin führen und im Spätherbst nöthigte der Verlauf der Leipziger Schlacht den Kurfürsten W. zum Schutze der eigenen Lande nach Franken zu rufen.

Aber Wahl's Gesundheit war erschüttert, seine schweren Wunden und fünfundzwanzig im Felde zugebrachte Jahre hatten ihn hart mitgenommen, vergeblich hatte er in Karlsbad seine Gesundheit herzustellen gesucht. Er trat den Oberbefehl der baierischen Truppen an Mercy ab und ging als Gouverneur nach Ingolstadt. Als auch für diesen Posten seine Kräfte nicht mehr ausreichten, erbat und erhielt er seine vollständige Entlassung aus dem Kriegsdienste, starb aber dort schon im nämlichen Jahre, am 31. August 1644. Neben soldatischer Tüchtigkeit und Tapferkeit werden ihm Uneigennützigkeit und Unbestechlichkeit nachgerühmt. Trotzdem starb er als Herr zu Lützschaw, Schönbrunn, Lowenstein, und Weyer. Den Grafenstand hatte Kaiser Ferdinand II. ihm verliehen. Auf seinem Grabmale in der Sanct Moritzkirche zu Ingolstadt steht: Viator vis plura! In campo quantum praestare solet dux belli centimanus, tantum praestitit unimanus.

Archiv für Officiere alle Waffen, herausgegeben von den Hauptleuten Schmölzl und Höfler, 7. Jahrgang, 1. Band, München 1850: Lebensbeschreibung durch Oberlieutenant A. Frhrn. von Schönhueb.

B. Poten.

Wahl: Samuel Friedrich Günther W. ward am 2. Februar 1760 zu Alach bei Erfurt geboren. 1784 finden wir ihn als Rector des Gymnasiums zu Bückeburg, 1788 als außerordentlichen, seit 1808 als ordentlichen Professor der orientalischen Sprachen zu Halle, wo er am 29. Juni 1834 gestorben ist (Neuer Nekrolog der Deutschen, 12. Jahrg., 2. Theil, S. 1229).

W. war ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller. Die Themata seiner a. a. O., S. 1229—1231 aufgeführten Schriften (vgl. auch Meusel, gel. Teutschl. 21, 323 f.) berühren nicht nur alle Gebiete der morgenländischen Sprachforschung und Litteratur im denkbar weitesten Sinne, so daß Persien, China und Indien hier eingeschlossen zu denken sind, sondern befassen sich auch mit Fragen der

classischen, ja der allgemeinen Weltlitteratur. Bei einer solchen Ausdehnung konnten die Studien an keinem Punkte sonderlich tief eindringen. Am verbreitetesten und geschätztesten war seiner Zeit seine „Allgemeine Geschichte der morgenländischen Sprachen und Litteraturen", 1784, die so recht dieser seiner Art entsprach, denn sie umfaßte Sprachen und Litteraturen der Armenier, Aegypter, Copten, Araber, Phönicier, Ebräer, Aethiopier, Syrer, Samaritaner und Chaldäer (Aramäer), Sinesen, Inder und Perser. Auch war im Anhange eine morgenländische Schriftgeschichte, wie er sie sich vorstellte gegeben. — Aehnlich uferlos war das von ihm herausgegebene „Magazin für alte . . . Literatur" (3 Lfgen. 1787—90). — Auf dem Gebiete des Arabischen machte er sich durch sein „Elementarbuch für [so] die arabische Sprache und Litteratur" (1789) bekannt, welches zugleich die Schriftsprache und das Vulgärarabische behandelte. 1791 ließ er eine „Neue arabische Anthologie" (s. d. vollst. Titel im N. Nekrol. d. D. a. a. O., S. 1230) folgen, welche viele bisher ungedruckte Stücke aus Handschriften enthielt. — Im Syrischen machte er sich um die Textkritik der Peschittho verdient in einer Abhandlung seines obengenannten Magazins, Lfg. 2, S. 78 ff., Lfg. 3, S. 1 ff., die sich mit dem Texte des Amos und Hiob beschäftigte. Auch gehörte er zu den wenigen, die Armenisch verstanden, von dem er in seiner Geschichte der morgenländischen Sprache, S. 95—113, einen kurzen Abriß der Grammatik bot. — Die Kenntniß des Persischen förderte er besonders in einem deutschen, durch Zusätze vermehrten Auszug aus J. Richardson's dictionary persian arabic and english 1777—80, welcher in 3 Bden. 1788—92 erschien (s. d. Titel bei Meyer, Gesch. d. Schrifterklärung, Bd. 5, S. 77). Auch lieferte er zu Hammer's (s. A. D. B. X, 482) Fundgruben des Orients, Bd. 5 Uebersetzungsproben zu Stücken des Schahnameh. Zur Bibelexegese brachte er einen Beitrag über Habakuk (1790), s. den vollst. Titel im N. Nekrol. d. D., S. 1230. C. Siegfried.

Wahlen: Jürgaß W., siehe Jürgaß.

Wähner: Andreas Georg W. ward geboren zu Rhida in der Grafschaft Hoya am 24. Februar 1693, studirte von 1710—16 zu Helmstedt, ward 1737 Docent an der neugestifteten Universität daselbst, 1739 ordentlicher Professor der morgenländischen Sprachen. † daselbst am 21. Februar 1762 (Meusel, Lexikon der . . . teutschen Schriftsteller, Bd. 14, S. 309 f.).

Das Hauptverdienst dieses gründlich gelehrten Mannes liegt auf dem Gebiete der hebräischen Alterthümer, in welche man damals auch die Geschichte der Bildung und Erhaltung der hebräischen Litteratur mit hineinbezog. Namentlich nach der letztgenannten Beziehung verdienen Wähner's „Antiquitates Hebraeorum", 2 Voll., Göttingen 1743, noch jetzt als ein classisches Buch genannt und besonders benutzt zu werden. Die Abschnitte über die Massora, über die ältesten Handschriften und Ausgaben, über die Mischna und den Talmud, über die Massora, über die hermeneutischen Regeln der Rabbinen I, 93 ff., 181 ff., 235—622 bieten noch jetzt eine Fundgrube aus den Quellen geschöpfter gediegenster und reichster Belehrung über die Art, wie die Juden selbst ihre Litteratur aufbewahrt, fortgepflanzt und ausgelegt haben (vgl. auch Hupfeld, theol. Studien u. Krit., 1830, S. 557, 563 u. a.; Ed. König, Einl. in das A. T., 1893, S. 28). — Auch seine „Gründliche Grammatik der hebräischen Sprache", (s. d. vollst. Titel in Meyer's Gesch. der Schrifterklärung, Bd. 4, S. 103) 1735 empfiehlt sich durch die Einfachheit und Klarheit in der Darlegung der wichtigsten Gesetze der Sprache, soweit man sie damals erkannt hatte. Andere Schriften, die jetzt keine Bedeutung mehr haben, findet man verzeichnet bei Meusel a. a. O. S. 310 f.

C. Siegfried.

Wahr: Karl W, Schauspieler, stammte aus Petersburg, wo er im Jahre 1745 geboren sein soll. Er widmete sich der theatralischen Laufbahn und trat im Alter von neunzehn Jahren zuerst in der Truppe des Herrn v. Kurz auf, der damals unter dem Namen des „großen Bernardon" in Süddeutschland, Oesterreich, am Rhein und in Frankfurt a. M. spielte (s. A. D. B. XVII, 426). W. gab bei diesen Vorstellungen die Hauptrollen und debutirte z. B. in München und Prag. Sein Ruf muß sich rasch verbreitet haben, da er im September 1770 von dem Grafen Kohary für seine Wiener Theaterunternehmung engagirt wurde. Im J. 1771 übernahm er die Leitung der Bühne in Wiener-Neustadt und erklärte sich sofort für die Pflege des regelmäßigen Dramas, während er die Hanswurst- und Stegreifkomödie bekämpfte. Von Wiener-Neustadt aus trat W. in Beziehungen zu dem Fürsten Esterházy, in dessen am Neusiedlersee gelegenen Schlosse er in den Jahren 1772, 1776 und 1777 mit seiner Truppe wiederholt auftrat. Für sie schrieb Josef Haydn, der damals fürstlicher Capellmeister war, die Musik zu Hamlet, Lear und Götz von Berlichingen. Im Winter pflegte W. damals in Preßburg zu spielen, wo der Graf Georg Csásky ein neues steinernes Theatergebäude hatte aufführen lassen. Besonders glanzvoll verliefen die Vorstellungen, die W. im Winter von 1775 auf 1776 in Salzburg gab, wo ihm der Erzbischof Hieronymus Fürst Colloredo im Ballhaus eine Bühne hatte errichten lassen. Auch in Salzburg ließ sich W. die Pflege des regelmäßigen Dramas angelegen sein, so daß ihm nachgerühmt wurde, daß er „der erste und einzige Provinztheaterdirector der österreichischen Erblande sei, der nie eine Burleske gegeben habe". Auch seine eigenen Leistungen gefielen dem Publicum ausnehmend; er kam bald in den Ruf, einer der besten deutschen Schauspieler seiner Zeit zu sein. Von Salzburg kehrte W. nach Preßburg zurück und spielte dann auch vorübergehend in Ofen. Im Sommer 1779 kam er zum ersten Mal mit seiner Truppe nach Prag, wo er die Leitung des Kotzentheaters übernahm und sie so lange fortführte, bis Franz Anton Graf v. Nostiz-Rieneck mit ihm eine Convention abschloß, nach der W. mit seiner Truppe in gräfliche Dienste trat und mit ihr in das vom Grafen auf dem Karolinenplatze erbaute Nationaltheater übersiedeln sollte. Nach der Eröffnung dieses Nationaltheaters im April 1783 gehörte W. zwar noch dem neugebildeten Directionsausschuß an, mußte sich aber in die artistische Leitung mit drei weiteren Mitdirectoren theilen. In diesem Verhältniß blieb er bis zum Jahre 1784, in dem Graf Nostiz die Gesellschaft auflöste, weil sie sich der Concurrenz der auf der Kleinseite spielenden Bondini'schen Gesellschaft nicht gewachsen gezeigt hatte. Während Bondini die Pachtung des Nationaltheaters übernahm, sah sich W. zu privatisiren genöthigt und hielt sich drei Jahre lang in Prag und in Elbogen unbeschäftigt auf. Nach Ablauf dieser Zeit suchte der Graf, der W. im J. 1784 nicht gerade gnädig entlassen hatte, ihn aufs neue für sein Unternehmen zu gewinnen. Im April 1788 kam ein Contract zwischen ihm und W. zu Stande, nach dem W. das Theater von Ostern 1788 bis Ostern 1791 in Pacht übernahm. W. legte in einer eigenen Denkschrift seine Erwägungen dar, die ihn bestimmt hatten, noch einmal die Leitung des Prager Nationaltheaters zu übernehmen und ließ dabei das Publicum einen vollen Einblick in die bisherigen, wenig günstigen finanziellen Verhältnisse des Theaters thun. Aber obwol man in Prag seinem Unternehmen mit Sympathie entgegenkam, und obwol es W. gelang, tüchtige Kräfte zu engagiren und ein gutes Repertoire zu schaffen, so sollte doch seine zweite Direction gleichfalls nur von kurzer Dauer sein. Der Tod der Erzherzogin Elisabeth und des Kaisers Josef II. im J. 1790 hatte wegen der allgemeinen Landestrauer die Theatersperre zur Folge. W. mußte sein Personal entlassen und sah nach den getroffenen Abmachungen seinen Contract mit dem

Grafen aufgehoben. Nach längeren Verhandlungen, die für W. ungünstig verliefen, ging das Theater von Ostern 1791 an den italienischen Opernimpresario Guardasoni über, und W. mußte froh sein, daß ihm das Theater wenigstens für die Wintersaison von 1790 auf 1791 noch überlassen blieb. Als im April 1798 nach dem Tode des Grafen Anton Nostiz sein Sohn Friedrich das Nationaltheater an die böhmischen Stände verkaufte, wurde W. unter der Direction des Ritters v. Steinsberg Regisseur und wirkte als Schauspieler in Helden- und Charakterrollen mit. Seit dieser Zeit aber wird sein Name nicht mehr genannt; wir wissen nicht, wo und wann er gestorben ist. Als Schauspieldichter verfaßte er zwei Lustspiele, die den Titel: „Uebereilung als Pflicht" und „Die Freunde" führen.

Vgl. Wurzbach LII, 142—144. — O. Teuber, Geschichte des Prager Theaters I, 358—363; II, 46 fg., 92 fg., 248 fg., 320 u. 340. Prag 1883 bis 1885. — C. F. Pohl, Joseph Haydn II, 2 S. 11, 12. Leipzig 1882.

H. A. Lier.

Wahraus: Erhard W. ist bekannt als Verfasser einer der ältesten Augsburger Chroniken. Er stammte, wie einzelne Umstände anzudeuten scheinen, aus einer Eichstädter Familie, läßt sich aber in Büchern und Urkunden der Stadt Augsburg von Anfang bis gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts als in Augsburg ansässig nachweisen. Er zählte im J. 1409 zu den jungen Bürgern aus den Zünften, galt später als einer der bedeutendsten Kaufleute der Stadt und saß im J. 1442, wie wahrscheinlich schon früher, als sogenannter Zwölfer aus der Zunft der Salzfertiger im großen Rathe.

Seine Chronik umfaßt die Zeit von 1126—1445, beginnt aber erst vom 14. Jahrhundert an mit Aufzeichnungen aus der Geschichte der Stadt. Neben Nachrichten über Unglücksfälle, Witterungsverhältnisse, Getreidepreise u. s. w. finden auch die wichtigsten Momente aus der politischen Geschichte der Stadt, wenngleich nur kurz und dürftig, Berücksichtigung. Außer auf die speciell städtischen Ereignisse richtet sich die Aufmerksamkeit des Chronisten auch auf die Schicksale der vereinigten Städte im 14. Jahrhunderte und vom 15. Jahrhundert an auch auf Vorgänge in dem benachbarten Baiern wie auf hervorragende Erscheinungen in der Reichsgeschichte. — Die Chronik (nebst Nachträgen von anderer Hand zum Jahre 1462) ist gedruckt im 4. Bande der Chroniken der deutschen Städte in der Bearbeitung von F. Frensdorff, der auch das Wenige über W. zu ermittelnde biographische Material erhoben.

Fr. Roth.

Waibel: Aloys Adalbert W., Franciscaner, geboren am 27. Mai 1787 zu Seyfriedsburg bei Immenstadt in Baiern, † daselbst am 1. Juni 1852. Er trat 1805 in den Franciscanerorden ein, wurde am 16. Juni 1816 zum Priester geweiht und war zuletzt Provincial der baierischen Ordensprovinz. Er war ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller. Als wissenschaftliche Werke will er angesehen haben: „Moralphilosophie" (Augsburg 1821); „Dogmatik der Religion Jesu Christi" (ebd. 1831); „Mystik" (ebd. 1834); „Auslegung der Offenbarung des h. Apostels Johannes" (ebd. 1834); „Das Eine Evangelium oder die vier Evangelien im geschichtlichen Zusammenhange" (ebd. 1838); „Moraltheologie nach dem Geiste des heiligen Alphons Maria Liguori mit reichlicher Kasuistik bearbeitet" (Regensburg 1839—44, 8 Bände). Auch katholische Recensenten sprechen diesen Werken jeden wissenschaftlichen Werth ab, und rügen bei dem letzten die überreichliche Kasuistik der sexuellen Materien (s. Stadlbaur in dem Münchener Archiv für theologische Litteratur 1843, 128). Außerdem hat W. eine große Zahl von Erbauungsschriften veröffentlicht, zum Theil unter dem angenommenen Namen „Theophil Nelk". Sie sind in dem Thesaurus librorum rei catholicae, Würzburg 1848, S. 578, 909 und bei Kehrein verzeichnet. Zu

erwähnen sind noch zwei biographische Schriften über schriftstellernde Ordensgenossen, Herkulan Oberrauch (s. A. D. B. XXIV, 106) und Philibert Gruber (s. A. D. B. X, 5).

Hurter, Nomenclator. 3, 1194. — Kehrein, Lexikon. S. 330.

Reusch.

Waiblinger: Wilhelm Friedrich W., Schriftsteller, 1804—1830. W. wurde am 21. November 1804 in Heilbronn als Sohn eines württembergischen Beamten geboren, der schon 1806 nach Stuttgart, 1817 nach Reutlingen versetzt wurde. Für das Studium der Rechte bestimmt, sollte er, wie damals oft vorkam, zunächst den praktischen Dienst erlernen und kam im Frühjahr 1819 in die Schreibstube des Oberamtsgerichts Urach. Der Jüngling, der schon damals große Gedanken an eine poetische Laufbahn genährt zu haben scheint, fand sich vom Bureaudienst abgestoßen und durfte von Ostern 1820 an das obere Gymnasium in Stuttgart besuchen, um sich für das Studium der Theologie vorzubereiten. In Stuttgart kam W. in Berührung mit Dichtern und Künstlern wie Schwab, Matthisson, Haug, Dannecker, Wagner, Boisseree und besuchte das Theater fleißig. Sein Drang, sich in genialen Schöpfungen auszutoben, stieg frühzeitig auf eine ungesunde Höhe und wurde mühsam durch Schwab zurückgehalten. Im Herbst 1822 bezog er die Universität Tübingen zum Studium der Theologie, zwar als Angehöriger des Stifts, aber mit gewissen persönlichen Freiheiten; actenmäßig ist jetzt nichts mehr über jene Jahre festzustellen. Schon im J. 1821 hatte W. die Bekanntschaft Mörike's gemacht, der zugleich mit ihm die Hochschule bezog; nunmehr kam als Dritter im Bunde Ludwig Bauer dazu. In poetischem Schaffensdrang und lebhafter Empfindung mochten alle drei eins sein; aber Waiblinger's Geniesucht und Eitelkeit machten wohl bald das Verhältniß lauer; tragische Ereignisse des Jahres 1824, welche mit einem nie völlig aufgeklärten Liebesverhältniß Waiblinger's zusammenhingen, führten zum völligen Bruch mit Bauer; mit Mörike scheint ein wenn auch gelockertes Verhältniß fortbestanden zu haben. Waiblinger's Tübinger Aufenthalt ist am wichtigsten geworden durch seine Bekanntschaft mit dem kranken Hölderlin (s. u.). Schon 1823 und 1824 hatte W. in den Ferien Oberitalien besucht; im October 1826 reiste er zum dritten Male nach Italien, um dort zu bleiben. Er mußte sich zum Theil mit Entbehrungen sein Brod verdienen; auf wiederholten Reisen durch Mittel- und Unteritalien hat er sich zwar den reichsten Stoff für seine Schriftstellerei gesammelt, aber zugleich durch die großen Strapazen der im Hochsommer unternommenen Fußreisen seine Gesundheit vollkommen zerrüttet. Von seiner letzten und größten Reise am 25. October 1829 nach Rom zurückgekehrt, erkrankte er bald darauf und starb am 17. Januar 1830 nach schmerzhaftem Leiden. — Waiblinger's Veröffentlichungen sind, abgesehen von dem in Zeitschriften Erschienenen, in chronologischer Ordnung: „Phaethon“, 2 Theile, 1823 (Prosaroman, Nachbildung des Hyperion); „Lieder der Griechen“, 1823; „Vier Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands“, 1826 (in Versen); „Drei Tage in der Unterwelt“, 1826 (litterarische Satire in Prosa); „Taschenbuch aus Italien und Griechenland auf das Jahr 1829 und 1830“, Bd. 1: Rom, 2: Neapel und Rom; „Blüthen der Muse aus Rom“ 1829; „Anna Bullen, Königin von England“, 1829 (Trauerspiel); anderes ist nur handschriftlich erhalten oder verloren gegangen. Seine „Gesammelten Werke“ erschienen, von H. v. Canitz herausgegeben, 1839 bis 1840 in neun Bänden in Cannstatt (angeblich „Hamburg“); die Ausgabe enthält außer den litterarischen Werken auch Proben aus Waiblinger's Tagbuch und eine Biographie; dagegen fehlt der Phaethon. Waiblinger's lyrische Gedichte wurden, nicht ohne eigenmächtige Aenderungen, von Mörike 1844 herausgegeben; 1879 ein Theil als „Bilder aus

Neapel und Sicilien" von Eduard Grisebach, welcher neuerdings in Reclam's Universal-Bibliothek Waiblinger's gesammte Gedichte aus Italien herausgegeben hat. Zur Ergänzung vgl. Waiblinger's Briefe aus Rom, Capri und Sicilien, herausgegeben von August Schricker in der Besondern Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1880, nach den Originalen in der Straßburger Bibliothek (anderes aus Waiblinger's Nachlaß in der öffentlichen Bibliothek Stuttgart); Mörike's Jugendbriefe an W. in meinen Beiträgen zur Litteraturgeschichte Schwabens, S. 148—179. — Bei der Beurtheilung Waiblinger's muß man sich von der panegyrischen Art der Biographie in den Ges. W. ebenso fern halten wie von der moralischen Verfehmung, die ihm in seiner Heimath widerfahren ist. Den Leuten, die Zeugen seiner Tübinger Zeit gewesen sind, war kraftgenialisches Wesen meist so fremd, daß sie nothwendig sowol die Genialität als die Unsittlichkeit viel größer finden mußten, als sie waren. Es gilt von W. wie von seinem nicht entfernt erreichten Muster Byron: er war weder Engel noch Teufel, sondern ein begabter, aber eitler Mensch; es ist das auch in der besten Würdigung, die wir über W. von einem Zeitgenossen besitzen, bei Moriz Rapp in den Tübinger Jahrbüchern der Gegenwart 1847, S. 254—287, gut ausgesprochen. Waiblinger's Haupt- und Grundfehler ist eine grenzenlose Eitelkeit, die sich von allem Anfang an geltend macht und sich selbst wie andern ein mäßiges formales Talent als großes Genie vorspiegelt. Unglücklicherweise fällt nun W. in die Zeit Byron's und gefällt sich in dessen Nachahmung; er liebt es, sich als den Unglücklichen, Verkannten darzustellen, und stellt sich dem profanum vulgus verachtungsvoll gegenüber, was man wohl einem Byron, aber nicht einem unbedeutenderen Talent verzeiht, was aber eben doch immer auf Unwahrheit beruht und Lüge erzeugt, denn der Mensch, der sich hoheitsvoll von der Menge abzuwenden vorgibt, kann nicht einen Tag ohne ihren Beifall leben. Hier, nicht in der Immoralität der äußern Lebensführung, die wohl gar nicht so besonders schlimm war, liegt der faule Punkt bei W.; diese innerliche Unwahrheit, dieses beständige Sensationsbedürfniß, dieses schauspielerische Wesen haben die besseren Jugendfreunde Waiblinger's bald erkannt und namentlich Rapp hat sich richtig darüber geäußert. W. begann als Schüler Hölderlin's; er kannte ihn persönlich genau und seine Schrift über Hölderlin ist zwar in den biographischen Angaben voll von Fehlern, zeigt aber eine sehr gute Beobachtung; der Phaethon ist wie dem Titel, so auch dem Inhalt nach ein Nachbild des Hyperion und die Lieder der Griechen gehen auf Hölderlin's Wegen. Dagegen sind die Erzählungen aus Griechenland schon eine Frucht des Studiums Byron's, dessen Muster von da an die größte Rolle bei W. spielt. Eine zu breite, aber großentheils gut gelungene Satire, namentlich auf die Romantiker, sind die „Drei Tage in der Unterwelt". Von den späteren Werken, deren Schauplatz Italien ist, mögen noch die humoristischen Erzählungen „Die Briten in Rom" und „Das Abenteuer von der Sohle" erwähnt sein, deren zweite voll von gutem Galgenhumor ist. Die andern Prosaschriften aus Italien können jetzt nicht mehr befriedigen. Sie sind zu breit, zu eigenliebig, zu wichtigthuerisch und vor allem viel zu panegyrisch. Die ewigen Klagen über das düstere, pedantische, unwirthliche, undankbare Deutschland sind widerlich im Munde eines jungen Mannes, dem sein Vaterland auch nicht das Mindeste zu leid gethan hatte, und nicht erfreulicher sind die positiven Seiten der Schilderung. W. ist einer von denen, die die Verhimmelung Italiens als des Landes unverfälschter Natur, Sinnlichkeit und Nichtsthuerei bei uns eingebürgert haben. Seine Bildung ist nicht tief genug, um diejenigen Charakterzüge wahrzunehmen, welche unter der Oberfläche liegen. Viel erfreulicher, zum Theil vortrefflich, ist Waiblinger's Lyrik; wenn auch ihr dieselben Merkmale in Beziehung auf den Inhalt eigen

sind, so ist er doch in gebundener Form stets würdiger, conciser und gerundeter als in Prosa, wo er dem Bogen nach schreibt. Sein einziger erhaltener Versuch im Drama, Anna Bullen, ist eine unbedeutende Nachahmung Shakespare's und der Maria Stuart Schiller's.

Biographie und Bibliographie am genauesten am Schluß von Grisebach's Ausgabe der Gedichte Waiblinger's. Porträt vor Band 1 der Ausgabe von 1839.

Hermann Fischer.

Waitz: Friedrich Siegmund W., Reichsfreiherr von Eschen, genannt von Hilchen, kurfürstlich hessischer wirklicher Geheimer Staatsminister, geboren am 19. Juni 1745, war der älteste Sohn des damaligen Amtmanns zu Sontra, nachherigen hessen-hanauischen Oberamtmanns und Oberkammerraths Joh. Friedr. Hilchen zu Nauheim, geboren zu Sontra am 10. October 1706, † zu Nauheim am 13. Juli 1781, der im J. 1768 von dem Vater seiner Gemahlin Karoline Dorothea Magdalena, dem landgräflich hessischen, zuletzt königlich preußischen wirklichen Geheimen Staatsminister und Kriegsminister Jacob Sigismund v. W., Freiherrn v. Eschen, † am 7. November 1776, nach Verlust aller übrigen Kinder, unter dem Namen W. v. Eschen, genannt v. Hilchen (den Zusatz von Hilchen ließ v. W. aber später fallen) mit kaiserlicher Genehmigung an Kindesstatt angenommen wurde. W. v. Eschen wurde 1769 Kammerassessor in Kassel, 1770 Kriegs-, Domänen-, auch Bergrath, 1773 Geheimer Legationsrath, 1783 Präsident des Kommerziencollegiums und Steuerdirector, 1786 Präsident und Director der Berg-, Salz- und Blaufarbenwerke. Am 25. Juni 1796 wurde v. W. wirklicher Geheimer Staatsminister, Curator der Universitäten und erhielt unter dem 1. August dieses Jahres den goldenen Löwenorden, dessen Kanzleramt er seit 1802 führte, im gleichen Jahre ferner den preußischen rothen Adlerorden. Im J. 1804 erlangte er die Aufnahme in die althessische Ritterschaft. Längerem Leiden, zu dem zuletzt die Brustwassersucht getreten war, machte am 14. October 1808 der Tod ein Ende. Aus seiner Ehe mit Sophie von Rheinfarth, Tochter des Geheimen Raths Karl Wilhelm von Rheinfarth zu Kassel und dessen Gemahlin geborenen Spach aus Straßburg, die er am 9. December 1791 geschlossen hatte, entsprossen fünf Kinder, von denen vier, drei Töchter und ein Sohn, der Stammhalter Karl Siegmund, geboren am 8. November 1795, † am 3. November 1873, den Vater überlebten.

Um das Jahr 1800 gründete v. W. das nach ihm benannte Gut Waitzrodt, indem er zwischen Immenhausen und Holzhausen (Kreis Hofgeismar) gelegene große Heiden urbar machte und einen Hof aufbaute. Von seinem am 4. Mai 1805 verstorbenen Bruder Karl erbte er das Rittergut Winterbüren (Landkreis Kassel). Mit seinen Brüdern gemeinschaftlich besaß er die Lehngüter Dudendorf und Kucksdorf in Mecklenburg-Schwerin.

W. war der bedeutendste Diplomat Hessen-Kassels im letzten Jahrzehnt des 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts, dessen Fähigkeiten sich in den wichtigsten diplomatischen Sendungen bestens bewährten. Seine politische Thätigkeit machte sich besonders nach zwei Richtungen hin geltend. Einmal leitete er die Verhandlungen, welche dahin führten, daß Hessen-Kassel im J. 1803 die Kurwürde erlangte, sodann war er es, der am 28. August 1795 zwischen Hessen und der Republik Frankreich den Frieden von Basel zu Stande brachte. Besonders zur Geltung gelangte W. schließlich in den diplomatischen Verhandlungen der letzten Jahre vor dem Zusammenbruch des neuen Kurfürstenthums. Schon Landgraf Friedrich II. († 1785) hatte Verhandlungen zur Erlangung der durch die Vereinigung von Baiern und der Rheinpfalz 1777 erledigten neunten Kurwürde angeknüpft, die ersten Nachrichten hierüber stammen aus dem Jahre 1770.

Der Sohn Landgraf Friedrich's, Landgraf Wilhelm IX., wandte vom Jahre 1789 an seine Thätigkeit ganz vorherrschend auf Erlangung der Kurwürde. Waitz' Name in dieser Angelegenheit wird zum ersten Male im Jahre 1790 genannt, als sich infolge des Todes Kaiser Joseph's II. die Verhältnisse für die Pläne des Landgrafen günstiger zu gestalten schienen. Da es für den Landgrafen von hervorragender Wichtigkeit war, die mächtigen protestantischen Kurhäuser von neuem zu nachdrücklichem Wirken im Sinne des Landgrafen zu bewegen, wurde beschlossen, den Präsidenten v. W. als außerordentlichen Gesandten behufs Ueberreichung eines Handschreibens des Landgrafen an König Friedrich Wilhelm II. und Abgabe persönlicher Empfehlungsbriefe an die beiden leitenden Minister Grafen von Hertzberg und Finkenstein, in welchen er bat, seinen Gesandten beim König bestens zu unterstützen, nach Berlin zu senden. In seinem Antwortschreiben, in welchem er versicherte, daß er gern alles beitragen würde, was von ihm abhinge, um die Absicht des Landgrafen zu befördern, zugleich aber auf die Schwierigkeiten hinwies, die zu überwinden wären, erwähnte der König, daß sich der Präsident v. W. seines Auftrags mit rühmlicher Geschicklichkeit entledigt habe. Von Berlin wurde W. an den Dresdener Hof geschickt, wo man über allgemeine Redensarten nicht hinauskam. Weiteren Anlaß, sich der Dienste des Präsidenten zu bedienen, bot die bevorstehende Kaiserwahl in Frankfurt am Main, zu der der Landgraf W. „wegen dessen in jeder Vorkommenheit mit vorzüglicher Treue und Eifer immer bethätigten Fleißes und besonderer Bemühung" mit umfassenden Vollmachten zu senden beschloß, um mit sämmtlichen bei der bevorstehenden Wahl und Krönung dort anwesenden Botschaftern kurfürstlicher Höfe Fühlung zu suchen und bei ihnen zu wirken. Präsident v. W. begann, zu Frankfurt angelangt, seine Thätigkeit damit, bei den Wahlbotschaftern auf die allgemeine Unsicherheit hinzuweisen, welche durch das Zusammenströmen so vieler Menschen nach Frankfurt noch vermehrt werden würde, und anzudeuten, sein Herr, der Landgraf, würde, wenn hierzu aufgefordert, gern bereit sein, den Schutz des Kurfürstencollegs während der Wahlzeit zu übernehmen. Kurmainz, die Präsidialmacht im Colleg, in deren Landen ohnehin in Rückwirkung der französischen Revolution vielfache Unruhen stattfanden, ging hierauf gern ein, bat auch in ihrer finanziellen Bedrängniß den Landgrafen, „den Banquier der Fürsten", um ein Darlehn, das sie alsbald bekam. Preußische Diplomaten und den zweiten hannoverschen Bevollmächtigten Herrn von Ompteda wußte W. durch Geldgeschenke in das Interesse des Landgrafen zu ziehen. Der Landgraf trat nunmehr in einer an den Wahlconvent, sowie an alle Wahlbotschafter einzusendenden Denkschrift vom 15. Septembe 1790 offen als Bewerber um die neunte Kur auf. Auch jetzt bekam v. W., der dem Kurfürsten ein Handschreiben des Landgrafen zu überreichen hatte, ein ablehnendes Antwortschreiben. Das Colleg erklärte sich für unzuständig und überließ dem Reichstage die Sache zur Entscheidung. Es war klar, daß der Mißerfolg hauptsächlich auf Rechnung Oesterreichs zu setzen war. Man beschloß daher, in Wien alle Hebel anzusetzen, um dort eine günstige Stimmung hervorzurufen. v. W., der in Frankfurt am Main mit dem Kaiser und dessen Gefolge bekannt geworden war, wurde am 19. November 1790 als außerordentlicher Gesandter nach Wien geschickt, öffentlich wurde erklärt, die Gesandtschaft sei abgeschickt, um dem neu gewählten Kaiser zur Thronbesteigung zu beglückwünschen. Auf der Reise nach Wien, die durch Süddeutschland angetreten wurde, wußte v. W. den pfalzbairischen Hof zu Mannheim für seinen Herrn zu gewinnen und ebenso auf dem Reichstage zu Regensburg für ihn zu wirken. In Wien selbst war nichts zu erreichen, so daß v. W. zurückberufen wurde und am 6. März 1791 seine Abschiedsaudienz beim Kaiser hatte.

Der Landgraf versuchte dann die protestantischen Kurhöfe für sich beim Kaiser wirken zu lassen, doch vergeblich. Selbst diese nahmen kein rechtes Interesse an der Sache. Nach dem Tode Kaiser Leopold's II. faßte der Landgraf in Hinsicht auf die bevorstehende Kaiserwahl die Durchführung seines Planes wieder von neuem ins Auge und ging darauf aus, bei dem König von Preußen, dem er sich zu diesem Zwecke in dem neu ausbrechenden Kriege gegen Frankreich eng anschloß, den Haupthebel anzusetzen. Die Unterhandlungen über den Bündnißvertrag, bei dem die Erlangung der Kurwürde eine Hauptrolle spielte, führte v. W. Von allgemeinem Interesse ist, daß der hessische Gesandte in seiner Audienz bei dem Minister in Berlin zuerst die Säcularisirung der geistlichen Besitzungen in Vorschlag brachte, um eine sichere Deckung für die großen Kriegskosten zu haben. Hessen-Kassel hatte seine Augen auf die Bisthümer Fulda und Paderborn geworfen. Bei dem wirklichen Ausbruche des gewaltigen Kampfes ließ man den Gedanken vorläufig schwinden, wie v. W. im Sommer 1793 dem preußischen Minister Graf Lucchesini erklärte.

Oesterreich gegenüber wurde das Verhältniß des Landgrafen durch den am 28. August 1795 infolge der Bemühungen v. Waitz' mit Frankreich zu Basel abgeschlossenen Frieden nur noch mehr verschlechtert, nachdem der Kaiser noch vor vier Wochen von Separatfrieden mit dieser Macht abgemahnt hatte. Jetzt ging Hessen zunächst völlig ins preußische Lager über. Am 13. Juli 1797 wurde zwischen dem König und dem Landgrafen die Uebereinkunft von Pyrmont abgeschlossen. Preußen verpflichtete sich in derselben, Hessen-Kassel zur Kurwürde zu verhelfen. v. W. wurde noch in demselben Jahre nach Paris geschickt, um mit dem Minister Talleyrand Vereinbarungen über die Entschädigungsobjecte zu treffen, die Hessen im Reichsfrieden mit Frankreich zufallen sollten und mit ihm über die Kurwürde zu verhandeln, doch mißbilligte der Berliner Hof das Benehmen des Landgrafen, bei den Pariser Machthabern um einen deutschen Titel zu betteln. Als bald hiernach die geistlichen Kurfürstenthümer ruhmlos dahin sanken, verschwanden die bisherigen Widersacher der Aufnahme Hessen-Kassels in das Kurcolleg, und dem Landgrafen fiel nun, was er so lange vergeblich erstrebt hatte, von selbst wie eine reife Frucht in den Schoß. Besonders gefeiert wurde v. W. wegen seiner Verdienste um den Baseler Frieden, durch welchen Hessen gegen Abtretung von 6000 Seelen ein Zuwachs von 14 000 Seelen zu Theil wurde, die Hessen dauernd festgehalten hat. Er wurde zum Ehrenbürger der Stadt Kassel ernannt und seine Aufnahme in die althessische Ritterschaft wurde ausdrücklich mit seinen Verdiensten um den Abschluß des Baseler Friedens begründet.

v. W. blieb bis zur vorläufigen Beseitigung des Kurfürstenthums Hessen durch Napoleon an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten und zeigte sich in dieser Eigenschaft mehr und mehr als echt deutscher Patriot, der leider aber bei seinem Herrn mit seinen Vorschlägen und Bemühungen nicht den nöthigen Anklang fand und überhaupt unter den schwierigen Verhältnissen der Jahre vor 1806 keine leichte Stellung hatte. Der Kurfürst, nach keiner Seite hin offen und wahr, strebte in erster Linie nach weiterer Vergrößerung seines Besitzes und unterhandelte zu diesem Zweck gleichzeitig mit Preußen und Frankreich. Der Rath v. Waitz' ging dahin, Napoleon, der auf den Abschluß ähnlicher Verträge mit Hessen drang, wie er sie mit den süddeutschen Höfen alsbald abschloß, möglichst hinzuhalten, unterdeß aber das Verhältniß zu Preußen ins Klare zu setzen und mit ihm ein Bündniß zu vereinbaren, nicht ohne gleichzeitig einen engeren Zusammenschluß Norddeutschlands mit preußischer Spitze anzubahnen, wobei der König von Preußen Kaiser von Norddeutschland werden sollte, eine Organisation, wie sie ähnlich erst Graf Bismarck im J. 1866 thatsächlich zu Stande brachte.

Nur so, bemühte sich v. W. den Kurfürsten zu überzeugen, könne eine Stütze geschaffen werden, die den erforderlichen Halt gewähre, um im Stande zu sein, Napoleon entgegenzutreten. Der Kurfürst durchkreuzte indeß die Bemühungen v. Waitz', den er doch im Sommer 1806 selbst nach Berlin geschickt hatte, ständig.

So oft W. ihm auch vorhalten mochte, daß es zunächst darauf ankäme, sich fest zusammenzuschließen, alles andere aber nebensächlicher wäre, schob der Kurfürst seine Vergrößerungsgelüste immer wieder in den Vordergrund, war nicht zu bewegen, etwas von seinen Ansprüchen in dieser Hinsicht fallen zu lassen und meinte es bei den Verhandlungen mit Preußen offenbar nicht ernst. Schlimm war es ferner für W., daß er sich auf seine eigenen Collegen im Ministerium nicht verlassen konnte. Der Minister v. Baumbach, dessen Ohr der Gesandte Hessens in Paris, Baron v. d. Malsburg, hatte, wirkte vor wie nach für einen engeren Anschluß an Frankreich nach Art der Rheinbundstaaten und arbeitete beim Kurfürsten in diesem Sinne im Gegensatz auch zu dem preußisch gesinnten Kurprinzen, der bei Ausbruch des Krieges alsbald in das preußische Lager eilte, freilich ebensowenig mit anhaltendem Erfolge beim Kurfürsten wie v. W. andererseits. Der Kurfürst wollte eben nach keiner Seite hin sich die Hände binden und brachte es schließlich fertig, daß er völlig in der Luft schwebte. So mußte man denn ruhmlos die Katastrophe über sich ergehen lassen. Hätte man Waitz' Rathschläge befolgt, so wäre Hessen doch wenigstens mit Ehren gefallen.

F. W. Strieder's Grundlage zu e. hessischen Gelehrten- u. Schriftsteller-Geschichte XVI. Hrsg. von L. Wachler. 1812. S. 409—411. — R. Waitz v. Eschen, Die Verhandlungen, welche der Errichtung der hessischen Kurwürde vorausgingen. Vortrag, gehalten am 26. Jan. 1880 im Verein f. hessische Geschichte u. Landeskunde. Kassel 1880. — R. W. v. E. = R. Waitz von Eschen, Der Frieden von Basel und seine Folgen für Hessen-Kassel. Hessenland, Zeitschrift f. hessische Geschichte u. Literatur. Kassel. VII. 1893. S. 150, 166, 182 ff. — F. G. L. Strippelmann, Beiträge zur Geschichte Hessen-Kassels. Hessen — Frankreich. Jahr 1791—1814. I, 1791—1806. 1877. — Gedanken über die Ursachen des Verfalls des Deutschen Reichs und die Mittel, demselben gegen zukünftige kriegerische Verheerungen Schutz zu verschaffen. 1800. [Vom Staatsminister Freiherrn Waitz von Eschen.] Msc. philos. der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel. 4°. 31. — Mittheilungen des Enkels des Staatsministers von Waitz, Rittergutsbesitzer Dr. phil. Rudolf Waitz von Eschen zu Kassel.

W. Grotefend.

Waitz: Georg W., deutscher Historiker, geboren am 9. October 1813 zu Flensburg, † am 24. Mai 1886 zu Berlin. Die Familie ist seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in Schmalkalden, Tambach, Waltershausen, Gotha nachweisbar; ihre Mitglieder begegnen als Kaufleute, Bürgermeister, Aerzte; nicht wenige auch als mit dem Bergwesen befaßt. Auch der demselben Geschlecht angehörige erst hessische, dann preußische Minister Johann Sigismund Waitz (von Eschen), der 1764 in den Reichsfreiherrenstand erhoben wurde, war von der Verwaltung des Bergwesens ausgegangen. Durch den Großvater von Georg W., der aus Schmalkalden zur Leitung eines Bergwerks nach Norwegen berufen wurde, ist die Familie nach dem Norden verpflanzt worden. Er heirathete in dritter Ehe eine Norwegerin. Von seinen zehn Söhnen ließ sich einer, Georg Christopher, in Norwegen geboren, als Kaufmann in Flensburg nieder und heirathete eine Flensburgerin Maria geb. Hansen. Die schwankenden Verhältnisse der kriegerischen Zeit zerstörten den Wohlstand der Familie und zwangen ihr Haupt zu mannigfachem Wechsel der Thätigkeit und des Aufenthalts. So wurde

die Mutter von vorwiegendem Einfluß auf die Erziehung und Ausbildung des Knaben, der mit Ausnahme einer kurzen in Altona verlebten Zeit, wo der Vater die Gründung der Armencolonie Friedrichsgabe leitete, in Flensburg aufwuchs, erst die Bürgerschule, seit Ostern 1826 das unter der Direction von Friedrich Karl Wolff, einem Schüler Vossens, stehende Gymnasium besuchte. In Schule und Haus war alles ganz und ausschließlich deutsch. Die Schüler lernten auf dem Gymnasium dänisch, ohne Abneigung, aber der Lehrer erklärte sie wiederholt insgesammt für unfähig die dänische Aussprache zu fassen. Unter seinen Lehrern rühmt W. besonders G. Th. Francke, der seine Liebe zu geschichtlicher Lectüre und geschichtlichen Studien gefördert habe. Schon in dieser Zeit lernte er Niebuhr's römische Geschichte kennen. Das Buch fesselte ihn so, daß er es wieder und wieder las; es gewann ihn der Geschichte. Dem Landsmann Niebuhr nachzueifern, wurde sein Ideal, und wenn er sich auch dem Mittelalter zuwandte, so bestimmte doch Niebuhr seine Vorliebe für Verfassungsgeschichte. Auch den Rath nahm W. von ihm an, den er später in seinen Doctorthesen so ausgedrückt hat: nemo historicus nisi juris cognitione imbutus, und ließ sich, als er Ostern 1832 die Universität Kiel bezog, als stud. jur. immatriculiren. Das Convictexamen, eine ernsthafte Prüfung, die das den Herzogthümern fremde Maturitätsexamen wenigstens für die akademische Beneficien Beanspruchenden ersetzte, bestand er gleichzeitig mit dem Theologen M. Baumgarten und erhielt den ersten Grad: vorzüglich würdig, wie ihn seit A. Trendelenburg niemand erlangt hatte. Er hörte außer den Juristen Falck und Kierulff philosophische und philologische Collegien bei Nitzsch, Twesten, Olshausen, J. E. v. Berger und Michelsen, der in Kiel eine geschichtliche Professur bekleidete. Ostern 1833 ging er nach Berlin. Wie in Kiel als Jurist immatriculirt, war er auch hier auf eine möglichst vielseitige Ausbildung bedacht. Die Namen Ranke und Lachmann, Savigny und Homeyer bezeichnen die wichtigsten Richtungen seiner Studien. Es war ihm vergönnt, Schleiermacher's letzte Vorlesung über Politik zu hören. Den schönen Nachruf, den Ranke in der Vorlesung dem großen Theologen widmete, verdankt man der Aufzeichnung von W. (Ranke, S. W. 53, 265). Der Mittelpunkt seiner Studien wurde aber bald Ranke. Bei ihm hörte er alle Vorlesungen. Er wurde ihm Lehrer und Freund zugleich und bestimmte ihn die Geschichte zu seinem Berufe zu machen. Als W. Ostern 1835 nach einem bei seinen Eltern, die nach Kopenhagen übergesiedelt waren, zugebrachten Winter nach Berlin zurückkehrte, ließ er sich bei der philosophischen Facultät einschreiben. Neben Ranke hörte er Wilken, trieb unter seiner Anleitung Paläographie und Diplomatik und nahm auch an dessen Uebungen theil, in denen besonders Quellen aus dem Anfang des Mittelalters gelesen wurden und W. seine erste historische Abhandlung, über Alarich, schrieb. Wie er in Kiel sich unter Justus Olshausen mit Sanskrit beschäftigt hatte, so ließ er sich in Berlin von Lachmann in die germanistischen Studien einführen und lernte von ihm die Grundsätze kritischer Edition. Die von Ranke veranstalteten Uebungen brachten ihn mit einem Kreise von Genossen zusammen, der für die Entwicklung der deutschen Geschichtsforschung so bedeutsam werden sollte. Die Wahl der 1834 von der philosophischen Facultät auf Ranke's Vorschlag gestellten Preisfrage: das Leben und die Thaten K. Heinrich's I. erwies sich als besonders glücklich und folgenreich. W. Giesebrecht, Köpke, Siegfr. Hirsch und W. bewarben sich um den Preis; W., der den Kopenhagener Winter zur Ausarbeitung benutzt hatte, gewann ihn, während Hirsch das Accessit erhielt (3. August 1835). Für Köpke und Giesebrecht wurde die Aufgabe der Anlaß, ihre Arbeit auf deutsche Geschichte zu concentriren, und sich mit W., Dönniges, Hirsch und Wilmans auf Ranke's Anregung zu einem gemeinsamen Unternehmen zu vereinigen. Nachdem Raumer

die Geschichte der Hohenstaufen, Stenzel die der fränkischen Kaiser bearbeitet hatte, war die für Bildung und Weltstellung des deutschen Reichs so überaus wichtige sächsische Periode vernachlässigt geblieben. Diese Lücke auszufüllen war Ranke's Absicht, aber nicht durch eine jenen Büchern sich an die Seite stellende Geschichte der Zeit, sondern durch eine kritische Durcharbeitung und Sichtung der gesammten Ueberlieferung und Zusammenfassung des Bewährten in einer chronologischen Darstellung. Das war offenbar eine nicht bloß nützliche, sondern durchaus nothwendige Arbeit und zugleich eine solche, an der sich zweckmäßig mehrere, so verschieden sie sein mochten, betheiligen konnten. Jene Sechs, die sich zur Herausgabe der Jahrbücher des deutschen Reichs unter den sächsischen Kaisern verbanden, bilden den Anfang dessen, was man die Rankische Schule genannt hat. Alles junge Männer, in den Jahren 1812—16 geboren; bis auf W. geborne Preußen, die Mehrzahl Berliner. „Brennender Eifer zu lernen, zu entdecken, zu schaffen war bei uns allen"; „mit unserm gemeinsamen Werke wollten wir dem genialen Lehrer, seiner Schule und uns selbst Ehre machen": so hat eins der Mitglieder später jene Zeit geschildert. Die Genossen übten unter sich scharfe Kritik. Vor allem nahm W., der vorgeschrittenste unter ihnen, der auch für alle übrigen Abtheilungen gründliche Studien machte, die Freunde in Zucht, und jeder hatte ihm, wie sie selbst anerkennen, vieles zu danken. Er arbeitete dann auch nicht bloß die Preisarbeit über Heinrich I. für den erweiterten Zweck um, sondern übernahm auch, als Dönniges seinen Theil, K. Otto I. von 951 bis 973, wegen Abreise nach Italien unvollendet abliefern mußte, die Fertigstellung durch Zusätze in Text und Noten und Zufügung von Excursen. Waitz' Studienzeit schloß die Promotion am 18. August 1836 ab. Seine Dissertation „de chronici Urspergensis prima parte, ejus auctore, fontibus et apud posteros auctoritate" erkannte die Selbständigkeit des ersten Theils gegenüber den spätern Fortsetzungen und Ekkehard von Aura als seinen Verfasser. Mit dieser Erstlingsschrift betrat W. das Gebiet der Quellenkritik, das ihm soviel zu danken haben sollte. Im Herbst 1836 begann für W. die Gesellenzeit, nach guter alter Weise zugleich eine Wanderzeit. Mit einer Empfehlung Ranke's ausgestattet, wandte er sich an Pertz in Hannover mit dem Wunsche, unter die Mitarbeiter der Monumenta Germaniae historica zu treten, die eben damals sich der Periode zuwandten, mit deren Quellen sich W. bei seinen Studien vorzugsweise beschäftigt hatte. Kritisch-philologische Schulung besaß W. in so ausreichendem Maße, daß Lachmann von seiner Mitarbeiterschaft eine heilsame Ergänzung dessen erwartete, was die letzten Bände der Monumenta hatten vermissen lassen. Zu Anfang September 1836 stellte sich W. in Hannover vor, und die Verhandlungen mit Pertz führten rasch zu einem günstigen Ergebniß. Nachdem W. seine Verhältnisse in Kopenhagen geordnet hatte, siedelte er nach Hannover über, das nun 5½ Jahr sein Wohnsitz wurde. Pertz erkannte bald, welch unschätzbare Kraft er an W. gewonnen, übertrug ihm die Bearbeitung des Widukind und gewährte ihm bald auch einen Einfluß auf die Redaction des Ganzen, insofern als er seinen Beirath über Aufnahme und Behandlung der Autoren in Anspruch nahm. W. setzte das für die Zwecke der Monumenta angelegte Directorium der geschichtlichen Quellen des deutschen Mittelalters fort und unterzog sich all den großen und kleinen Arbeiten seiner Stellung gewissenhaft und umsichtig. Das Verhältniß zu Pertz war durchaus befriedigend, nach Waitz' Zeugniß nie durch die geringste persönliche Differenz getrübt. Durch Pertz wurde W. auch in die ihm befreundeten Kreise der hannoverschen Gesellschaft eingeführt, von deren Leben die Erinnerungen des Oberschulraths Fr. Kohlrausch ein so freundliches Bild entwerfen. Auch in die politischen Interessen, die seit 1837, dem Regierungsantritt Ernst August's, die hannoversche Welt bewegten, wurde W. hineingezogen. Gelegentlich einer Reise,

die ihn 1837 zweimal nach Göttingen führte, knüpften sich Beziehungen zu den Brüdern Grimm und zu Dahlmann an. Gerade in den Tagen, da der Protest der Sieben sich vorbereitete, verweilte W. in ihren Kreisen. Seine Briefe aus Hannover brachten nach Göttingen neben wissenschaftlichen Mittheilungen auch politische Nachrichten über den Fortgang des Kampfes um das Staatsgrundgesetz. Mit Göttingen verband ihn noch eine zweite, mit der Jahrbücherarbeit zusammenhängende Angelegenheit. In den Rankischen Uebungen hatte man sich bei Untersuchung der Quellen der sächsischen Zeit von der Unechtheit des von J. F. Falcke bei seinen Arbeiten über Corvey benutzten und von dem Oberamtmann Wedekind zu Lüneburg nach einer Copie der königlichen Bibliothek zu Hannover in seinen „Noten zu einigen Geschichtschreibern des Mittelalters“ Bd. I (1821) herausgegebenen Chronicon Corbejense überzeugt. Die Kunde von diesen Untersuchungen hatte Wedekind, der an der Echtheit festhielt, veranlaßt, einen Preis auszusetzen und die Entscheidung des Streits der königlichen Societät der Wissenschaften zu übertragen. W. und Hirsch, die sich zu einer gemeinsamen Arbeit verbunden hatten, trugen den Sieg davon, nicht bloß über Klippel von Verden, der die Echtheit verfochten hatte und zu verfechten fortfuhr, sondern auch über Schaumann, der wie sie die Unechtheit erkannt und Falcke als den Fälscher ermittelt hatte, aber hinter ihnen, wie das von Jacob Grimm zu Ende 1838 erstattete Gutachten ausführte, an Ordnung, Ruhe und Consequenz der Beweisführung zurückgeblieben war. Mit dem Eintritt von W. nahm das Werk der Monumenta einen neuen Aufschwung. Das Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, von dem seit 1831 nichts erschienen war, brachte in dem 1838 ausgegebenen 5. und 6. Hefte des Bd. VI von W. eine größere Untersuchung über die Hersfelder Annalen und einen kurzen Aufsatz aus einem Quellengebiet, dem er sein ganzes Leben hindurch sein Interesse bewahrt hat. Schon als Student hatte er sich mit einer Berliner Hs. des Heinrich von Herford beschäftigt; jetzt zeigte er, wie Hermann Korner diesen Autor ausgeschrieben, dann aber willkürlich falsche und verwirrende Quellencitate hinzugefügt habe. Größere Reisen für die Monumenta führten W. 1837 nach dem südlichen Frankreich, October 1839 bis August 1840 nach Paris, Herbst 1841 nach Thüringen. Alle diese Reisen brachten reichen wissenschaftlichen Ertrag, über den W. in den Bänden VII und VIII des Archivs (1839 und 1843) berichtete, kamen aber nicht bloß dem nächsten Zweck, den Editionen der Monumenta, zu Gute. Durch Dr. Knust, den W. bei seiner Ankunft in Paris noch antraf, auf einen Codex wahrscheinlich noch des vierten Jahrhunderts aufmerksam gemacht, fand er in dessen Randschrift eine Arbeit des Auxentius, die über die Lehre und wichtige Lebensumstände seines Lehrers Ulfilas Nachricht gab, und veröffentlichte sie in der Abhandlung: „über das Leben und die Lehre des Ulfila“ (Hannover 1840). 1841 entdeckte er in einer Hs. der Dombibliothek zu Merseburg aus dem 9. Jahrh. zwei jetzt unter dem Namen der Merseburger Zaubersprüche bekannte Gedichte. W. überbrachte sie J. Grimm, der in seinem ersten vor der Berliner Akademie gehaltenen Vortrage am 3. Februar 1842 den Fund mittheilte und besprach, der „durch den gerechtesten Zufall demselben Gelehrten überwiesen worden, der voriges Jahr gleich unerwartet wichtige Beiträge zu dem Leben des Ulfilas lieferte“ (Kl. Schriften II 2). Zugleich traten Waitz’ Arbeiten an den Monumenten mit den 1839 und 1841 publicirten Bänden III und IV der Scriptores an die Oeffentlichkeit: als die erste und wichtigste die Ausgabe der res gestae Saxonicae des Widukind. Arbeiten wie diese hatten den jungen Gelehrten so bekannt gemacht, daß man nach Kiel, als Michelsen eine Professur in Jena angenommen und der König den Facultätsvorschlag, Dahlmann zu seinem Nachfolger zu machen, rundweg abgelehnt hatte, im Februar 1842 W. als ordentlichen Professor der Geschichte berief. W. trat das Amt erst

im October an und arbeitete den Sommer noch für die Monumenta in Berlin, wohin Pertz inzwischen übergesiedelt war. Bei Schelling, der seit dem Herbst 1841 in Berlin philosophische Vorlesungen hielt, zu denen sich zahlreiche Zuhörer einfanden, die längst die Studentenjahre hinter sich hatten, nahm W. im Sommer 1842 eine Vorlesung über Philosophie der Mythologie an und wurde in der Familie Schelling's, der mit Ranke besonders gern verkehrte, bekannt. Er verlobte sich mit Schelling's zweiter Tochter Clara; in den ersten Tagen des October fand die Hochzeit statt. Der Schwiegervater bezeichnet in einem Briefe an seinen Bruder W. als einen jungen Mann, der das Glück gehabt habe früh bekannt zu werden und durch einige glückliche Entdeckungen sich auszuzeichnen; was aber mehr werth, sei sein reiner Charakter, sein fester bewußter Wille und das Liebevolle in seiner Natur. Wurden auch in Kiel die Arbeiten für die Monumenta weitergeführt und in den Bänden V und VI der Scriptores, die 1844, und Band VIII, der 1848 erschien, die Chronik des Ekkehard, der Annalista Saxo, die Gesta Treverorum, Marianus Scotus, um nur die Hauptbeispiele zu nennen, veröffentlicht, so traten doch jetzt neue Aufgaben in den Vordergrund. W. las Geschichte des Mittelalters, vaterländische Geschichte, worunter man Geschichte der Herzogthümer und Dänemarks verstand, die er bald verbunden, bald getrennt vortrug, und besonders allgemeine deutsche Geschichte, die ihm von Kopenhagen aus zur Pflicht gemacht war. Dazu kamen kürzere Vorlesungen über Themata, auf die ihn seine verfassungsgeschichtlichen Studien führten: über Tacitus' Germania, lex Salica, deutsche Alterthümer, deutsche Reichsverfassung, altdeutsches Gerichtswesen. Seine Quellenstudien führten ihn der Opposition zu, die sich, mit Löbell's Gregor von Tours (1839) anhebend, in den letzten Jahren immer stärker gegen K. F. Eichhorn, dessen Staats- und Rechtsgeschichte noch das Gebiet beherrschte, geltend gemacht hatte. Durch den Aufenthalt in Paris war W. mit den hervorragenden französischen Geschichtsforschern und ihren Werken über die fränkische Zeit bekannt geworden. Alles das wirkte zusammen, um ihm bei der Feier der tausendjährigen Wiederkehr des Friedens von Verdun im J. 1843, zu der er durch ein Programm: „über die Gründung des deutschen Reichs durch den Vertrag von Verdun" (Kiel 1843) einlud — die Festrede hielt Droysen — den schriftstellerischen Gedanken an eine deutsche Verfassungsgeschichte einzugeben. Was er rasch und kühn begann, sollte das Werk seines Lebens werden. 1844 erschien der erste, 1847 der zweite Band der „deutschen Verfassungsgeschichte". Zwischendurch als eine Beilage: „Das alte Recht der Salischen Franken" (Kiel 1846), eine Ausgabe dieses Volksrechts in seiner ältesten Form verbunden mit einer Darstellung seines Inhalts.. Die staatlichen Einrichtungen und das Leben des Volks in ihnen während der germanischen Zeit und der der Merowinger waren auf Grund der kritisch durchforschten und gesichteten Quellen geschildert. Gegen hergebrachte Lehrmeinungen war entschieden vorgegangen; das neue, was an die Stelle trat, umsichtig und besonnen aufgebaut. Kühne Combinationen und Constructionen waren vermieden, überall nichts mehr und nichts bestimmter oder sicherer vorgetragen, als es die Quellen zuließen. Ein Werk, wie es unsere Litteratur noch nicht kannte, das den Nachfolgern das Material lieferte zum Weiterbau wie zur Bekämpfung. Die erste Opposition erwuchs dem Werke von einem jüngeren Mitgliede der Rankischen Uebungen. Sybel's Entstehung des deutschen Königthums (1844) erschien fast gleichzeitig mit der Verfassungsgeschichte und gab zu einer freundschaftlichen Polemik zwischen den beiden Verfassern Anlaß, die in der neu entstandenen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft geführt wurde. An der Zeitschrift, die von Adolf Schmidt, gleichfalls einem Mitgliede der Rankischen Uebungen und dem nächsten Freunde von Waitz in der Berliner Zeit, redigirt wurde und einen längst unter den historischen Freunden

erörterten Plan zur Ausführung brachte, betheiligte sich W. lebhaft. Sie veröffentlichte von ihm neben kritischen Aufsätzen Vorträge über die Entwicklung der deutschen Historiographie im Mittelalter (Bd. 2 und 4, 1844 und 1845), die in Kiel vor Collegen und andern Männern der Wissenschaft gehalten und, ehe man das Werk von Wattenbach besaß, das Beste waren, was über den Gegenstand existirte. Einen Anhang dazu bilden Briefe an den Herausgeber in Bd. 5 und 6 der Zeitschrift (1846) über deutsche Historiker der Gegenwart. Sie beschränken sich auf eine Schilderung der süddeutschen Geschichtsschreiber im Gegensatz der norddeutschen, die Heidelberger, die Oesterreicher, die Ultramontanen, die neuern Arbeiten zur Reformationsgeschichte und haben in ihrem Freimuth, wie J. Fr. Böhmer's Briefe bezeugen, ins Ziel getroffen. — Für den Professor der Geschichte in Kiel erwuchs neben seinen Vorlesungen und litterarischen Arbeiten eine Aufgabe in der ihm traditionell obliegenden Fürsorge für die Landesgeschichte. W. führte gleich seinen Vorgängern und Nachfolgern das Secretariat der schleswig-holstein-lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte, setzte die von Michelsen begonnene Urkundensammlung fort, für die er den Abschluß des ersten Bandes, darunter die älteren Urkunden der Stadt Kiel, und erhebliche Theile des zweiten Bandes, bearbeitete, und übernahm die Redaction der Zeitschrift, die von 1844 an den neuen Titel der Nordalbingischen Studien erhielt. Als W. aus der Schule ins Leben trat, bewegte der hannoversche Verfassungskampf die Gemüther. Er nennt selbst diese Jahre für die Bildung seiner politischen Ansichten in vieler Beziehung bedeutend. Ungleich tiefer noch mußte ihn die nationale Bewegung erfassen, die durch den offenen Brief K. Christian's VIII. vom 8. Juli 1846 in den Herzogthümern hervorgerufen wurde und in Kiel ihren Mittelpunkt fand. An der Abfassung der Denkschrift: „Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schleswig" (Hamburg 1846), zu der sich die Kieler Professoren des Rechts, der Geschichte und der Staatswissenschaften mit Ausnahme Paulsen's, eines speciellen Landsmanns von W., verbanden, gebührte W. neben Falck und Droysen ein bedeutender Antheil. Als Helwing 1846 mit der Geltendmachung angeblich preußischer Erbansprüche auf Schleswig-Holstein hervortrat, antwortete ihm W. mit einer eingehenden Widerlegung in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik 1846, Nr. 106. Auf der Germanistenversammlung zu Lübeck im J. 1847 nahm er nur an der Debatte über die Veröffentlichung der Verhandlungen theil. Er wünschte eine raschere und allgemeiner zugängliche Publication als in Buchform. In Holstein habe man im Jahre zuvor jedem Wort gelauscht, das von Frankfurt herüber drang, aber das Buch, als es spät erschien, meistens enttäuscht aus der Hand gelegt. Durch eine kurze ständische Wirksamkeit kam W. mit der dänischen Regierung, obschon von ihr selbst zum Deputirten berufen, in Conflict. Die holsteinschen Stände hatten im Juli 1846 zur Wahrung des Landesrechts den Recurs an die Bundesversammlung ergriffen und vor Erledigung ihrer Beschwerden jede Berathung der Regierungsvorlagen in ihrer Mehrheit abgelehnt. Als die Regierung für die Mehrheitsmitglieder die Stellvertreter einberief und anstatt des Professors Christiansen W. zum Abgeordneten der Universität Kiel ernannte — das Recht der Ernennung stand ihr zu — erschien er zwar in Person, aber nur um sich dem Protest der Vorgänger anzuschließen. Der Landtag wurde infolge dessen aufgelöst. Eine Rede von Waitz bei einem Fackelzuge, den ihm die Studenten nach seiner Heimkehr brachten, zog ihm einen Verweis der Regierung zu. Mochte auch eine beruhigende Erklärung nachfolgen, daß das frühere Wohlwollen der Regierung in das Gegentheil umgeschlagen war, zeigte sich in der Unterlassung jedes Schritts, um den von Collegen und Schülern verehrten Lehrer dem Lande und seiner Hochschule, an denen er mit Liebe hing, zu erhalten.

In Göttingen waren seit 1837 die historischen Studien, einst der Glanz der Georgia Augusta, verödet. Die Vertreter der Geschichte, Hoeck, Havemann, Schaumann, waren nicht geeignet, Zuhörer anzuziehen. Da man zunächst auf Hebung der alten Geschichte bedacht war, trug man sich mit dem Plane Droysen in Kiel zu gewinnen. Schon 1843 und erneut 1847 wurde auf die Anregung von Havemann darüber in Hannover zwischen dem Geh. Cabinetsrath Hoppenstedt, seinen Nachfolgern, dem Legationsrath Hanbury in Hamburg, der Berichte über Kiel einziehen mußte, und Kohlrausch verhandelt. Seit Mitte des Jahres läßt man, der Grund ist aus den Acten nicht ersichtlich, die erste Candidatur und die Rücksicht auf die alte Geschichte fallen und bewirbt sich um einen andern Kieler Historiker. Waitzens Bedenken gegen die Annahme lagen in der Anhänglichkeit an die vaterländische Universität, dem Gedanken, er könne ihr und dem Lande, gerade unter den Verhältnissen der Zeit noch nützen. Aber Kohlrausch prophezeite richtig: W. wird bald ebenso sehr an Göttingen hängen, als er jetzt an Kiel und Holstein hängt. Im Herbst 1847 war W. bei einer Anwesenheit in Hannover mit Kohlrausch und dem Regierungsrath Bunsen zusammen gewesen. Ende October kamen die Verhandlungen zum Abschluß: W. erhielt eine ordentliche Professur der Geschichte, Eintritt in die Honorenfacultät und einen Gehalt von 1400 Thalern zugesichert. In dem Annahmeschreiben, das er am 26. October an den Geheimen Rath v. Falcke — kurz zuvor, nach dem Tode Stralenheim's, hatte der König sein Cabinet unmittelbar mit der Wahrnehmung des Universitätscuratoriums betraut — richtete, hoffte er, daß es ihm gelingen möge, den alten großen Erinnerungen Göttingens gegenüber als ein nicht ganz unwürdiger Nachfolger verehrter Vorgänger erfunden zu werden, daß jener Geist echter Wissenschaftlichkeit und wahrer Freiheit, welcher dort unter dem Schutz erleuchteter Regenten herrschte, auch auf ihn übergehe und Kraft zur Erfüllung des schönen aber auch ernsten Berufes gebe. Der Cabinetsminister Ernst August's wird die Erinnerung nicht bloß an das 18. Jahrhundert, sondern auch an Dahlmann gewiß mit einiger Verwunderung gelesen haben. Zu Ostern 1848 sollte W. sein Amt antreten, und er kündigte im Vorlesungsverzeichniß Geschichte des Mittelalters, deutsche Alterthümer und ein Publicum über die deutschen Grenzen an. Da brach die Revolution aus. W. stellte sich der provisorischen Regierung Schleswig-Holsteins zur Verfügung, arbeitete in Rendsburg unter dem Grafen Reventlou und wurde als Bevollmächtigter nach Berlin gesandt, um für die preußischen Truppen, die bereits in die Herzogthümer eingerückt waren, den Befehl zur Ueberschreitung der Eider zu erwirken. In Verhandlungen mit dem Ministerpräsidenten Camphausen und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten H. v. Arnim, wo er mit den Mitgliedern des Fünfzigerausschusses Mathy und Schleiden zusammentraf, erreichte er den nächsten Zweck seiner Mission, blieb aber noch länger im Auftrag seiner Regierung in Berlin in litterarischer Thätigkeit und schrieb auf Aufforderung eines Mitgliedes des auswärtigen Ministeriums einen in die Preußische Staatszeitung aufgenommenen Artikel über den Eintritt Schleswigs in den deutschen Bund. Während seines Berliner Aufenthalts fanden die Wahlen zum deutschen Parlament statt. Der Wahlbezirk Kiel erkor bei directem Wahlverfahren, wie es in den Herzogthümern angeordnet war, W. zum Abgeordneten gegen den Candidaten der demokratischen Partei, L. Stein, den spätern Wiener Nationalökonomen, damals außerordentlichen Professor in Kiel. Die Wahl, war sie auch ganz ohne sein Zuthun auf W. gefallen, war ihm sehr willkommen. Nachdem er in Göttingen am 13. Mai als Professor eidlich verpflichtet worden, begab er sich nach Frankfurt. An den Arbeiten der Nationalversammlung hat er ununterbrochen bis in den Mai 1849 theil genommen, eins der fleißigsten Mitglieder,

in den öffentlichen Versammlungen, wie in Commissionen thätig. Neben den großen das Parlament und die Nation bewegenden Angelegenheiten interessirten ihn die Formfragen, Debatten über Fragstellung, Reihenfolge der Abstimmungen. Der Partei des rechten Centrums, des sogen. Casino, später des Weidenbusches angehörig, war er nichts weniger als ein Mann nach der Parteischablone. Unabhängig nach Charakter und Urtheil, ging er oft seinen eigenen Weg, ohne aber in Rechthaberei und Eigenwilligkeit zu verfallen. Gleich seine ersten Reden sorgten dafür, seine politische Stellung zu kennzeichnen und ihn bei der Linken gründlich unbeliebt zu machen. Den beständigen Angriffen auf Preußen setzte er die Dankbarkeit, die ihm die Herzogthümer schuldeten, den halben und ganzen republikanischen Gelüsten die unverblümte Erklärung entgegen, er halte die Republik nicht für einen Fortschritt, nicht für ein Symptom der Gesundheit und Kraft, sondern für ein Zeichen der Krisis und Krankheit, und sei stolz darauf, daß keiner seiner Landsleute, obschon direct und unter einer revolutionären Regierung erwählt, auf der linken Seite Platz genommen habe. In zwei Angelegenheiten war W. berufen, in den Vordergrund zu treten. Die eine war die schleswigholsteinische. Die Verhandlung des 9. Juni, in der er zum ersten Mal die Tribüne betrat, war nur ein Vorgefecht. Die parlamentarischen Schlachten wurden im September geschlagen. W. stimmte am 5. mit Dahlmann für die Sistirung der zur Ausführung des Malmöer Waffenstillstandes getroffenen Maßregeln. Als der Waffenstillstand selbst in den Tagen des 14. bis 16. Septembers zur Berathung kam, beleuchtete W. scharf jeden Mangel des Vertrages, erklärte sich bei der Abstimmung aber doch für den Antrag seiner Landsleute Francke und Genossen, die nach Lage der Umstände den Vertrag nicht weiter beanstanden wollten. Dieser Gegensatz hat ihm zahlreiche Angriffe im Parlament und nachher noch zugezogen. Die von der Linken höhnten über die Logik vom 5. und 16. September, über die Unselbständigkeit des Erfinders der Selbständigkeit (als eines Erfordernisses des Wahlrechts). Aber auch Dahlmann klagte: W. spricht für mich und stimmt mit meinen Gegnern. Ihn tröstete das Wort des Generals v. Auerswald, des Opfers jener Tage, der nach der Abstimmung zu ihm trat: Sie haben durch ihr Votum die Einheit Deutschlands gerettet. Der kleine, von W. selbst erzählte Vorgang hat, so verständlich er ist, boshaften Gegnern oft zum Spotte gedient. W. glaubte mit seiner Abstimmung dem Bürgerkriege in Deutschland entgegengewirkt zu haben, blieb aber bis an sein Ende der Ansicht Dahlmann's, daß, wenn die Versammlung in ihrer großen Mehrheit von Anfang an die kühne Aufgabe der Zeit kühn auf sich genommen hätte, es mit den schleswigholsteinschen wie mit den allgemeinen deutschen Dingen würdiger und gesegneter gestanden hätte. — Die zweite Angelegenheit war die deutsche Verfassungssache. Sie hatte ein Vorspiel an der Debatte über Errichtung einer provisorischen Centralgewalt. Als die Fluth der Meldungen zum Wort eine Reduction der Rednerliste nöthig machte, wurden W. und Mathy zu Sprechern ihrer Partei erwählt. W. erklärte sich für eine einheitliche Spitze, stimmte aber gleich Dahlmann, Beseler, Duncker auch nach Gagern's kühnem Griff für eine Bestellung des Reichsverwesers durch die Regierungen unter Zustimmung der Nationalversammlung. Bemerkenswerth ist für Waitz' politischen Entwicklungsgang der Satz seiner Rede vom 23. Juni: „ich werde ebensowenig wie die Republik die Schatten des Kaiserthums in der Paulskirche heraufbeschwören“. Als W. zum ersten Mal in der Paulskirche auftrat, berichtete Rümelin von einem neuen bedeutenden Sprecher, nicht Redner, den er kennen gelernt habe. Dasselbe drückt R. v. Mohl aus, wenn er ihn unter die beweisführenden Redner der Versammlung zählt und dahin charakteri=

sirt: „W. erschien uns immer als der reinlichste und einer der klarsten Redner; Gedankengang und Anordnung war so abgerundet und fertig, der Vortrag so ruhig, daß die Rede dem Zuhörer wie ein schöner Druck mit gehörigen Absätzen, Ueber- und Unterschrift vor dem geistigen Auge stand; er war der redende Schriftsteller". In dem Verfassungsausschuß bildeten die vier Professoren Dahlmann, Beseler, Droysen und W., die dem Ausschusse während seiner ganzen Dauer angehörten, einen festen Kern. Daß Dahlmann mit Beseler und W. eine Subcommission gebildet habe, ein Lehrer mit zwei Schülern, wie J. Fr. Böhmer höhnte, ist der Thatsache wie dem Urtheil nach unbegründet. So befreundet W. auch Dahlmann war, in ihren politischen Zielen und den Wegen dahin sind sie oft auseinandergegangen. Nannte sich Dahlmann einen Unitarier, so verhehlte W. nicht sein Bestreben, was die Einheit fordere auszugleichen mit dem, was das Bestehen der Einzelstaaten bedinge. Am deutlichsten mußte sich dieser Gegensatz in der Oberhauptsfrage äußern. Die Natur des Bundesstaats verlangte nach Waitz' Meinung zwar ein einheitliches Oberhaupt, aber nicht nothwendig ein erbliches. Bei der ersten Abstimmung über die Erblichkeit der Reichsoberhauptswürde (23. Januar 1849) enthielt er sich deshalb der Abstimmung. Sein eigener Antrag, je auf zwölf Jahre ein Oberhaupt aus den Regenten der sechs größten deutschen Staaten durch Wahl der Nationalversammlung zu bestellen, erhielt aber nur 14 Stimmen gegen 442. Von wesentlicher Einwirkung auf Waitz' Verhalten bei der ersten Lesung war die Rücksicht auf Oesterreich. Von ihm rührte der Ausspruch her: wir wollen lieber den schwerern Bau mit Oesterreich als den leichten ohne dasselbe. Dabei dachte er nicht etwa wie ein Theil der Versammlung an einen Eintritt oder auch nur an eine Verbindung mit Gesammt-Oesterreich. Er hat es deutlich genug ausgesprochen, daß Deutschland sein Interesse an die Gesammtmonarchie Oesterreich weder in ihrer centralisirten noch in ihrer föderativen Gestalt knüpfen könne, daß auch nicht, wie Gagern gemeint, die auswärtigen Verhältnisse Deutschlands und Oesterreichs zusammenfielen. Es war zur Zeit und namentlich in Frankfurt nichts weniger als populär zu erklären, wie W. es that, Deutschland habe kein Interesse, daß die Lombardei bei Oesterreich, Italien abhängig und zerrissen bleibe. Auf den deutschen Theil Oesterreichs machte W. ein Recht geltend. „Der deutsche Bund ist nur die Continuität des Reichs, und keinem hat es freigestanden, ob er beitreten wollte oder nicht; und wir sind wieder die Continuiät dessen, was war, und keinem steht es frei, ob er zu uns gehören will oder nicht." Aber in der Debatte über den Welcker'schen Antrag (19. März 1849) gab er zu sich getäuscht zu haben in seiner Hoffnung, die Deutsch-Oesterreicher würden die Verbindung mit Deutschland höher stellen als die mit der Gesammtmonarchie. „Jede Erklärung aus Oesterreich hat der Erblichkeit neue Stimmen gewonnen; ich selbst bin diesen Weg gegangen." Mag auch die Erblichkeit über die Bedürfnisse des Bundesstaats hinausgehen, er bekannte jetzt einzusehen, daß nur die Erblichkeit ihn sichern könne. Durch strenge eigene Prüfung, aus der neuen und neuesten Geschichte lernend, unter dem Druck der gebieterischen Nothwendigkeit war er ein Erbkaiserlicher geworden und betheiligte sich in diesem Sinne an allen Abstimmungen und Schritten der Partei. Er mußte es dann allerdings über sich ergehen lassen, wenn ihn Berger von Wien als den scharfen Vertheidiger der unzerreißbaren historischen Continuität Deutschlands und Oesterreichs apostrophirte, der jetzt mit dem Kaiserschnitt Deutsch-Oesterreich von Deutschland trennen wolle, ähnlich wie sein Schwiegervater Schelling schon einen Monat früher vor der tödtlichen Amputation gewarnt hatte, die nur einen Scheinkörper schaffen werde, ohne allerdings positiv etwas besseres vorschlagen zu können als ein sehr unklar gedachtes Triasproject. Für zwei wichtige Ab-

schnitte der Verfassung fungirte W. als Berichterstatter des Ausschusses: für den von der Gewähr der Reichsverfassung und für das Wahlgesetz. So wenig Schwierigkeiten es machte, den ersten Abschnitt zur Annahme zu bringen, so große stellten sich dem zweiten entgegen. Der Entwurf des Wahlgesetzes war von einem ausführlichen schriftlichen Bericht begleitet, den W. später in seine „Grundzüge der Politik" aufgenommen hat. Seine Eigenthümlichkeit bestand darin, daß er das active Wahlrecht auf selbständige Männer beschränkte und als nicht selbständig gewisse Berufsclassen, nämlich Dienstboten, Handwerksgehülfen, Fabrikarbeiter und Tagelöhner, zu behandeln vorschlug. Die wirthschaftlich abhängigen Classen der Bevölkerung sollten von dem Wahlrecht ferngehalten werden, weil sie das Recht nicht nach eigenem Ermessen, sondern nach dem Willen eines andern ausüben würden. So berechtigt es war, das vieldeutige Erforderniß der Selbständigkeit durch ein festeres Merkmal zu ersetzen, so wenig hat das von W. vorgeschlagene Ersatzmittel Anklang gefunden. Die Mitglieder der eigenen Partei Waitzens erklärten sich dagegen und bei der Abstimmung erhielt der Antrag nur 21 Stimmen gegen 422. Glücklicher war Waitz' Bericht in seiner entschiedenen Befürwortung des directen Wahlmodus. Für die öffentliche Stimmabgabe ergriff W. selbst das Wort, während er für die übrigen Theile des Gesetzes seinen Bericht hatte sprechen lassen, und zahlte der Linken die Angriffe heim, deren Gegenstand er in der vorausgehenden Debatte so reichlich geworden war; aber die geheime Stimmabgabe gewann eine bedeutende Mehrheit. So selbständig W. in seinem ganzen Denken und Handeln war, so bereitwillig schloß er sich allen Schritten an, die dazu dienten, die Reichsverfassung zu Stande zu bringen und machte an seinem Theile den Appell wahr, mit dem er einen seiner Berichte unter dem rauschenden Beifall des Centrums und der Rechten geschlossen hatte: „gründen Sie, meine Herren, die Einheit Deutschlands, dann werden sie auch der Freiheit den festen Grund gelegt haben". Er hat sich dann, in den Ausschuß zur Durchführung der Reichsverfassung gewählt, die verzweifelte Mühe gegeben, dieser Aufgabe zu dienen und zugleich dem Andrängen der Linken gegenüber den Boden der Gesetzlichkeit zu wahren. Als die Arbeit sich als vergeblich herausstellte, hat er in seiner Partei zum Austritt gedrängt und ist dann am 20. Mai mit 64 andern, Dahlmann, Simson, Beseler, Gagern an der Spitze, aus der Paulskirche ausgeschieden. Er ging nach Göttingen zur Uebernahme seines akademischen Amts. Im Juni betheiligte er sich an der Versammlung in Gotha und schloß sich ihrer Erklärung zu Gunsten der Dreikönigsverfassung an. Einige Artikel zur Vertheidigung dieser Verfassung, die er für die von Herm. Baumgarten redigirte, in Braunschweig erscheinende Reichszeitung schrieb; zwei Flugschriften über den Frieden mit Dänemark, im Juli und im Herbst 1849 verfaßt, die zweite nach einem Besuche der Herzogthümer; zwei Artikel der Göttinger gelehrten Anzeigen und daraus besonders abgedruckt, gegen die dänischen Publicisten Wegener und Velschow gerichtet (Gött. 1850 u. 1852), waren die letzten Ausläufer politischer Thätigkeit für lange Zeit.

Am 14. Juni 1849 begann W. seine Wirksamkeit in Göttingen mit einer dreistündigen Vorlesung: Einleitung in die deutsche Geschichte. Erst vom folgenden Winter an trat er in die volle Docententhätigkeit ein, die er dann ununterbrochen bis Michaelis 1875 fortgesetzt hat. Seine ersten Vorlesungen waren ein fünfstündiges Colleg über deutsche Geschichte und ein vierstündiges über Politik, die seit Roscher's Weggang nicht mehr gelesen war und von ihm auf Rath von Collegen angekündigt wurde. In den folgenden Semestern traten hinzu: Geschichte des Mittelalters, neuere Geschichte Deutschlands und der deutschen Staaten seit der Mitte des 18. Jahrh., allgemeine Verfassungsgeschichte und

deutsche Alterthümer im Anschluß an Tacitus' Germania. Später nach 1866 las er auch: deutsche Geschichte von 1815 bis 1865 oder, wie er nachher abgrenzte, von 1806 bis 1866. Zu öffentlichen Vorlesungen wählte er: Einleitung in die deutsche Geschichte und deutsche Geschichte im Reformationszeitalter. Die eigenartigste unter Waitz' Vorlesungen war die über allgemeine Verfassungsgeschichte. Sie beschäftigte sich, das Alterthum nur in einer einleitenden Uebersicht berührend, mit der Verfassungsentwicklung der Völker, die besonders prägnante Bildungen des staatlichen Lebens hervorgebracht haben, und verfolgte sie und ihren Zusammenhang durch Mittelalter und Neuzeit. Es war das eine Vorlesung, um die andere Universitäten Göttingen beneiden durften; wiederholt ist W. der Wunsch nach Veröffentlichung kundgegeben worden. — Regelmäßig hielt W. jedes Semester zwei ordentliche Vorlesungen, eine früh um acht, eine nachmittags um vier Uhr. Seine Vorträge erfreuten sich eines lebhaften und fleißigen Besuchs. Er brachte es zuwege, daß auch Juristen wieder historische Vorlesungen hörten, nachdem es in dem Göttingen der vierziger Jahre dahin gekommen war, daß sich zu Vorlesungen über deutsche Rechtsgeschichte keine Zuhörer mehr fanden. „Nie hinreißend, waren seine Vorlesungen immer fesselnd", hat einer seiner Zuhörer seine Art und Weise treffend charakterisirt. Sein Vortrag war der beste Lehrvortrag, den man hören konnte; reich an Inhalt, schlicht in der Form, wohlgeordnet, bestimmt in kurzen Sätzen vorgetragen. W. hatte ein schönes volles Organ, dessen Kraft in den Vorlesungen nicht hervortrat. Er sprach sehr gleichmäßig, und nur mitunter, bei innerer Bewegung des Redners, gerieth die Stimme in ein leises Schwingen. Einzelne Eigenheiten des Dialekts waren bemerkbar. Obschon er detaillirt ausgearbeitete Hefte besaß, brauchte er auf dem Katheder nur kurze Aufzeichnungen über den Gang des Vortrags mit den nöthigen Quellencitaten und Litteraturangaben. Er stellte an den akademischen Vortrag die gewiß berechtigte Forderung, er müsse dem Zuhörer nicht bloß die Ergebnisse der Forschung bieten, sondern auch den mühsamen Weg zeigen, auf dem sie erlangt sind; etwas von dem Ernst der Wissenschaft kundgeben, nicht bloß eine Unterhaltung sein. Die penible Abwägung des Sichern und des bloß Wahrscheinlichen und der verschiedenen Grade der Wahrscheinlichkeit, auf die er in seinen Schriften so hohen Werth legte, ließ er in der Vorlesung mehr zurücktreten gegen eine abgerundete, feste Darstellung. Der Vortrag war rein sachlich, hielt sich fern von dem traditionellen akademischen Beiwerk, vermied das Persönliche, auch wo es zu polemisiren galt. Den größten Einfluß gewann W. durch seine historischen Uebungen, die er wöchentlich einmal, Freitag Abends 6 bis gegen 8 Uhr, als die Theilnehmerzahl stieg, in getrennten Abtheilungen zwei Mal hielt. Die Zahl der gleichzeitig Theilnehmenden ließ er nicht gern über zehn anwachsen. Er legte Schriftsteller wie Adam von Bremen, Widukind oder einzelne Urkunden wie die Constitutionen K. Friedrich's II. von 1220 und 1232, Stellen der lex Salica, des Sachsenspiegels u. dgl. zur Interpretation vor; es wurden verfassungsgeschichtliche Fragen besprochen oder Quellenvergleichungen angestellt. W. nahm von den Arbeiten, die ihn gerade beschäftigten, Anlaß, den einen oder andern Punkt zur Debatte zu bringen, und es war bei ihm keine Redensart der Höflichkeit, wenn er versicherte, aus den Uebungen auch reiche Anregung für sich empfangen zu haben. Den größten Theil der Zeit nahmen die eigenen Arbeiten der Zuhörer in Anspruch. W. kritisirte sie genau, aber durchaus wohlwollend mit liebevollem Eingehen in jedes Thema und die Individualität jedes Bearbeiters. Er vermied es Aufgaben zu stellen, wenn er auch gelegentlich auf untersuchungsbedürftige Gegenstände hinwies oder zu dem von dem Theilnehmer vorgeschlagenen Thema sich zustimmend oder abrathend äußerte. Er warnte stets vor zu früher Beschäftigung mit einer

einzelnen Forschungsaufgabe und verlangte zunächst vielseitige Ausbildung, insbesondere auch neben den historischen Studien rechts- und staatswissenschaftliche. Unter den Theilnehmern der Uebungen überwogen anfangs Philologen und Juristen, erst allmählich bildeten solche, die das Geschichtsstudium zu ihrem Hauptberuf machen wollten, einen größern Bestandtheil. 1867 zählte W. bei einer Dauer der Uebungen von reichlich dreißig Semestern im ganzen 145 Theilnehmer. Die Jahre bis 1875 brachten noch einen starken Zuwachs. Mustert man die Listen, so findet man eine große Zahl von Namen, die sich später schriftstellerisch hervorgethan haben, überwiegend im Gebiete der Geschichte des Mittelalters und hier mehr der Geschichtsforschung als der Darstellung zugewandt. Zahlreich sind Professoren der Geschichte aus ihrer Mitte hervorgegangen, auch nicht wenige Professoren der juristischen Facultät. Auch nachdem viele von Waitz' Schülern jung oder im besten Mannesalter weggestorben sind, mögen gegenwärtig noch einige dreißig Professuren an deutschen Universitäten innehaben. Staats- und Stadtarchive, die großen wissenschaftlichen Unternehmungen der Monumenta, der Münchener Historischen Commission, des Vereins für hansische Geschichte haben aus ihren Reihen ihre besten Kräfte gewonnen. Die werthvollen Dissertationen, die aus den Uebungen hervorgingen, die große Zahl quellenkritischer Untersuchungen, zu denen sie W. selbst veranlaßten, verschafften den Uebungen einen großen Ruf, so daß Göttingen für mittelalterliche Historiker eine Zeit lang das Bildungscentrum war. Geschichtslehrer anderer Universitäten wiesen ihre Zuhörer an W.; wo es noch eine zusammenhangende landsmannschaftliche Gesinnung gab, wie unter den Deutschen der Ostseeprovinzen, zog einer den andern durch sein Beispiel nach sich. So wenig W. mit seinem nationalen oder religiösen Bekenntniß zurückhielt, so haben sich doch zahlreiche Katholiken zu seinen wärmsten Anhängern gezählt, und wie er selbst den französischen Gelehrten wie Benj. Guérard von seinem Pariser Aufenthalte her zeitlebens Dankbarkeit bewahrt und Guizot's Arbeiten mit hoher Achtung genannt hat, so haben auch Ausländer, namentlich Franzosen zu seinen Füßen gesessen, und Gabriel Monod hat in seinem schönen Nachrufe begeistert von seiner Studienzeit unter Waitzens Leitung berichtet. Die Uebungen hatten nichts von einem Seminar an sich, selbst der Name wurde vermieden. Es war nichts officielles dabei; es gab keine Preise, keine besondere Büchersammlung und Hülfsmittel. In Waitzens großem Studirzimmer um den runden Tisch vor seinem Sopha kamen die Theilnehmer zusammen. Alles beruhte auf der Gewährung durch den Lehrer und dem Maße von Fleiß und Begabung, das die Zuhörer mitbrachten. W. war durchaus nicht einseitig für die Ausbildung der Historiker auf diesem Wege eingenommen. Er wies selbst darauf hin, daß ihn weder Dahlmann noch Niebuhr noch Ranke gegangen seien, und wenn es auch das Bestreben des Lehrers sei „den jungen Kräften ein bischen Zucht, was man höflicher Methode nennt, beizubringen", doch nicht Geist und Kunst der Geschichte und Geschichtschreibung gelehrt werden könne.

Der Thätigkeit in Vorlesungen und Uebungen ging eine reiche litterarische Wirksamkeit zur Seite. Der Zusammenhang mit der politischen Thätigkeit der letzten Jahre zeigt sich in dem ersten Thema, das W. in Angriff nahm: „Schleswig-Holsteins Geschichte in drei Büchern" (2 Bde., Gött. 1851—54). Das Werk ist unvollendet geblieben; das dritte für die Zeit von 1660 ab bestimmte Buch ist nie geschrieben, weil W. nicht die Gelegenheit fand, die archivalischen Quellen zu benutzen, von deren Existenz und Wichtigkeit für den noch ausstehenden Theil er wußte. Die „Kurze Schleswig-Holsteinsche Landesgeschichte" (Kiel 1864), bietet einen unvollkommenen Ersatz, denn das größere Buch, mag es auch ohne Citate und Quellenbelege erschienen sein, war eine gelehrte Arbeit, aus

den neueren urkundlichen und chronikalischen Publicationen der Deutschen und Dänen und vielfach aus Archivalien, die W. erst selbst gesammelt hatte, erwachsen. Die Nachforschung in den Archiven für die Zwecke dieses Buchs führte zur Entdeckung wichtigen Materials für die Geschichte einer Zeit, da der Versuch, die alten Tage der Hansa zu erneuern, mit den Bestrebungen der Reformation zusammentreffend Lübeck zum Mittelpunkte einer europäischen Verwicklung machte. Das Archiv zu Brüssel, die norddeutschen Archive, insbesondere das von Lübeck, die Publicationen von Paludan=Müller aus dänischen Archiven lieferten den Stoff, den W. in dem Werke: „Lübeck unter Jürgen Wullenweber und die europäische Politik" (3 Bde., Berl. 1855—56) verwerthete. Eine Nachwirkung aus der Frankfurter Zeit, von der W. selbst bekennt, er habe in ihr auch für seine Wissenschaft mehr gelernt als in manchem Jahr gelehrter Arbeit, ist erkennbar in der Abhandlung: „Das Wesen des Bundesstaats", zuerst erschienen in der (Kieler) Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Litteratur 1853, wiederabgedruckt in den „Grundzügen der Politik". Anknüpfend an die Arbeiten von Tocqueville, auf die Bunsen in Frankfurt die Parteifreunde zuerst aufmerksam gemacht hatte — auch Tocqueville selbst war vorübergehend in Frankfurt anwesend — fand er das Wesen des Bundesstaats in einer Theilung der staatlichen Aufgaben zwischen dem Centralstaat und den Gliedstaaten, die beide in ihrer Sphäre souveräne seien, eine Ansicht, die die wissenschaftliche Forschung von da ab beherrschte, bis die Praxis Nordamerikas und Deutschlands zu einer Revision des Begriffs führte. Wie W. bei Uebernahme des Collegs über Politik bemerkte, er werde es nur wesentlich historisch lesen können, so ist auch sein Buch: „Grundzüge der Politik nebst einzelnen Ausführungen" (Kiel 1862), so wenig es sich auch in historische Begründungen einläßt, aus einer geschichtlichen Betrachtung seines Gegenstandes erwachsen. Mit maßvollem historischen Sinn sind die Lehrsätze aufgestellt, aber, wie schon damals eine Recension H. v. Treitschke's hervorhob, mit feinem Verständniß für das Werden der Dinge auch das erkannt, was der niemals stillstehende Gang der Geschichte herausführt. Neben diesen der politischen Geschichte und der Politik gewidmeten Arbeiten nahm W. wieder auf, was einst seinen Ruhm in der wissenschaftlichen Welt begründet hatte, die Arbeit an der deutschen Verfassungsgeschichte. Außer kritischen Referaten über neuere Arbeiten dieses Gebiets, die er in mehreren Artikeln der Allgemeinen Monatsschrift 1854 erstattete, bildeten Vorläufer die in den Abhandlungen der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen veröffentlichten Untersuchungen: über die altdeutsche Hufe (1854) und über die Anfänge der Vasallität (1856). 1860 und 1861 erschienen dann der dritte und vierte Band der deutschen Verfassungsgeschichte, in denen die karolingische Zeit behandelt ist. Die Arbeit an den großen wissenschaftlichen Werken war fortdauernd begleitet von einer kritischen Thätigkeit in den Göttinger gelehrten Anzeigen und in der historischen von Sybel herausgegebenen Zeitschrift. W. war eine kampffrohe Natur. An Schmidt's Zeitschrift hatte er einst auszusetzen, daß sie zuviel darstellende Arbeiten bringe. Bei Begründung der Historischen Zeitschrift im J. 1859 freute er sich nicht am wenigsten darauf, mit dem einen oder andern der Freunde über Fragen der Methode oder der Auffassung einen Strauß zu bestehen. Gleich das erste Heft brachte einen Aufsatz von ihm, der unter der Ueberschrift: Falsche Richtungen Front machte gegen den Dilettantismus, den falschen Conservatismus, dem Rollin lieber ist als Niebuhr, das Uebermaß der Combination, das Entstellen der Wahrheit um der Partei willen. Aber bezeichnend für Waitzens objectives Wesen ist in dem ganzen Aufsatze kein Name als Vertreter einer der bekämpften Richtungen genannt. Der Kreis der Schriften, mit denen sich seine kritischen Referate beschäftigen, zeigt den weiten Umfang seines wissenschaft=

lichen Interesses. Die neuern Erscheinungen im Gebiete der ältern deutschen und französischen Geschichte; die Vermehrung des Schatzes der mittelalterlichen Quellen durch Chroniken, Urkundenbücher und Regestensammlungen; nordische und norddeutsche Geschichte: alles das verfolgt er aufmerksam. Aber auch zahlreiche Erscheinungen der neuern Geschichte hat er besprochen; so namentlich Schriften über den dreißigjährigen Krieg, den zu bearbeiten sein früh gefaßter und lang festgehaltener Plan war, über die Theilungen Polens u. a. m. Besonders gern beschäftigte er sich mit Schriften über das Universitätswesen, seitdem er einst in Kiel einen ausführlichen Bericht über die Zustände der Universität und deren wünschenswerthe Verbesserung erstattet hatte. Waitz' litterarische Kritiken erfreuten sich eines großen Ansehens. Vollständig vertraut mit dem geschichtlichen Material, namentlich dem stets anwachsenden Schatze mittelalterlicher Geschichtsquellen, und den zahlreichen kritischen Fragen, die sich daran knüpfen, war er im Stande, jeder neuen Erscheinung ihre rechte Stelle in der Wissenschaft anzuweisen. Wie er gewissenhaft in seinen Schriften die Arbeiten der Frühern, auch die unscheinbarsten berücksichtigte, so erhielt er sich durch Lectüre und Recensiren in genauster Kenntniß der Fortschritte der neuern Litteratur. Eine Schwäche entging ihm nicht leicht, und er wußte, daß unter Umständen das Schweigen ein Unrecht sein kann. Er verstand aber auch anzuerkennen, und der kleinste Beitrag, war er nur von echter Wissenschaftlichkeit erfüllt, fand bei ihm Beachtung. Man möchte wünschen, die lehrreichen Recensionen mit sonstigen kleinen Schriften des Verfassers in einer bequemer zugänglichen Gestalt benutzen zu können, als in den verschiedenen Jahrgängen gelehrter Zeitschriften.

Die Göttinger Jahre hatten W. zu einem der anerkanntesten Lehrer und Schriftsteller im Gebiete der deutschen Geschichte gemacht. Hatte er sich bei Uebernahme der Göttinger Professur gewünscht, im Geiste der alten großen Lehrer der Universität wirken zu können, so war es ihm gelungen, Göttingen wieder zu einem der ersten Sitze historischer Studien zu machen. Schon im December 1851 suchte ihn König Maximilian II. von Baiern durch den alten Freund Dönniges für München zu gewinnen. Aber W. blieb jetzt und später, als man in Tübingen nach Pauli's Weggang an ihn dachte, Göttingen treu. Für manchen der Studirenden war Göttingen und W. identisch, und Monod erzählt, daß man im Kreise seiner Studiengenossen statt von Georgia Augusta von Georgia Waitzia gesprochen habe. Auch im Kreise seiner Collegen nahm W. einen der hervorragendsten Plätze ein, so viel ältere Mitglieder die Universität auch damals zählte. In der Gesellschaft der Wissenschaften, die ihn schon 1849 zum Mitgliede erwählte, war er bald einer der arbeitsamsten Genossen. Nach dem Tode Gieseler's im Sommer 1854 wurde W. Vorsitzender des Verwaltungsraths der Wedekind'schen Preisstiftung für deutsche Geschichte. In beiden Stellungen hat W. sehr fruchtbar gewirkt, nach der wissenschaftlichen wie nach der administrativen Seite gleich tüchtig. In den Schriften der Societät hat er eine große Zahl werthvoller Abhandlungen und Aufsätze veröffentlicht und hier wie in der Wedekindstiftung durch Stellung von Aufgaben anregend wie durch die sachkundige und gerechte Beurtheilung der Bewerbungsschriften und Zuerkennung der Preise fördernd gewirkt. Von früh auf ein Freund der Bücher und des Bücherwesens, hat er der Göttinger Bibliothek seine Theilnahme zugewandt und ihre Interessen nach Kräften vertreten. In der Selbstverwaltung der Universität war W. eine überaus geschätzte Kraft, ein Mann, der zu arbeiten liebte und zu arbeiten verstand, selbst aufmerksam war und aufmerksam controllirte. Viermal wurde er durch das Vertrauen seiner Collegen zur Führung des Prorectorats (Rectorats) berufen, zuerst 1857—59, dann wieder in der besonders schwierigen Zeit 1866 bis 1868. Sein Aeußeres, die Kraft seiner Rede, seine geschickte Feder machten

ihn zum gewiesenen Repräsentanten der Corporation. Wo es Adressen zu redigiren, Ansprachen zu halten galt, lenkte sich der Blick auf ihn. Diese autoritative Stellung war man auch auswärts anzuerkennen bereit. Im Sommer 1865 wurde er von Göttingen zum Wiener Universitätsjubiläum, 1872 nach Straßburg zur Einweihungsfeier entsandt; beide Mal erwählten ihn die Vertreter der deutschen Universitäten zu ihrem Sprecher. Als König Maximilian von Baiern 1859 die historische Commission bei der Akademie zu München schuf, wurde W. zur begründenden Versammlung eingeladen und im nächsten Jahre zum Mitglied ernannt. Er versäumte keine der Jahresversammlungen, betheiligte sich lebhaft an den Berathungen und der Führung der Geschäfte und hatte nicht bloß für sein eigenes Ressort Interesse, sondern für alle Arbeitszweige der Commission. So hat er z. B. über jeden Band der Städtechroniken alsbald nach seinem Erscheinen eingehend in der Historischen Zeitschrift berichtet. Auch als er später die Direction der Monumenta übernahm, verringerte sich seine Theilnahme für die Arbeiten der historischen Commission nicht, war er vielmehr auf steten Zusammenhang zwischen beiden Unternehmungen bedacht. Als besondere Aufgabe war ihm die Leitung des neuen von der Commission geschaffenen Organs, der Forschungen zur deutschen Geschichte, überwiesen. Vom Jahre 1862 bis 1886 sind 26 Bände dieser Zeitschrift erschienen, die sich sofort einen der angesehensten Plätze in der deutschen Geschichtslitteratur erwarb und bis zuletzt behauptete. Wie sein Aufsatz über den Kampf der Burgunder und Hunnen, den historischen Hintergrund des Nibelungenliedes, sie eröffnete, so weisen alle Bände Beiträge von seiner Hand auf. Mit den Gedächtnißworten Giesebrecht's auf W. schließt die Zeitschrift ab. Für die „Jahrbücher der deutschen Geschichte“ bearbeitete er 1863 seinen König Heinrich I. neu und hatte die Freude eine dritte Ausgabe zur fünfzigjährigen Jubelfeier des Buchs 1885 Ranke überreichen zu können. Wie er hier zu einer Arbeit seiner jungen Jahre zurückgekehrt war, so hat er auch fortgesetzt den Zusammenhang mit den Monumenten aufrecht erhalten und in der Kieler wie in der Göttinger Zeit einzelne früher von ihm vorbereitete Schriftsteller zur Veröffentlichung gebracht, ebenso wie er auch von Göttingen aus noch die Urkundensammlung seiner Heimat durch eine Fortsetzung gefördert hat. Ueberblickt man diese ganze Thätigkeit, so wird man von Bewunderung vor dieser grandiosen Arbeitskraft erfüllt. Dabei war W. nicht etwa einer von den Gelehrten, die weltfremd in ihrer Studirstube leben. Schon wer ihn hier aufsuchte, fand nicht einen grämlichen Professor, den es verdrießt in seiner Arbeit gestört zu werden. Man traf ihn stets am Schreibtisch, aber jedem seiner Schüler, der mit einem ernsten Anliegen an ihn kam und, sei es auch nur um das Cavet für die Leihscheine der Bibliothek zu erbitten, begegnete er mit Freundlichkeit, war er mit Rath und That behülflich. Bei aller äußern Kühle doch eine warmherzige Natur, an dem Leben im Großen wie im Kleinen theilnehmend. Haupt einer zahlreichen Familie — nach dem Tode seiner ersten Frau im Herbst 1857 hatte er sich im Sommer 1861 mit der jüngsten Tochter des Generals v. Hartmann in Hannover wiederverheirathet — war er voll liebevoller Fürsorge für jedes der Seinen. An der Geselligkeit der Universitätskreise betheiligte er sich lebhaft. Nicht blos den Gang der politischen Ereignisse, auch die Entwickelung der schönen Litteratur verfolgte er mit regem Interesse. Einen Beweis liefert sein Buch: „Caroline“ (2 Bde., 1871) und dessen Ergänzung: „Caroline und ihre Freunde“ (1882). Zwanzig Jahre hatte er an den Briefen gesammelt, deren Originale sich im Schelling'schen Nachlasse, in der Gotter'schen Familie in Gotha, in dem Nachlasse A. W. Schlegel's erhalten hatten, und dadurch ein viel vortheilhafteres Bild der geistvollen Frau (s. A. D. B. XXXI, 3) gewonnen, als bis dahin üblich war. Das bewog ihn zu seiner Publication, durch

die er, der so viele Geschichtsquellen der ernsten Wissenschaft erschlossen hatte, auch die schöne Litteratur um ein werthvolles, alsbald das größte Interesse erregendes Besitzthum bereicherte. Das Räthsel, daß ein Mann allen diesen Aufgaben gerecht werden konnte, löste sein Ausspruch: er habe sich niemals übermäßig angestrengt, sei nur anhaltend in seiner Arbeit gewesen. Durch die ernste und consequente Arbeit seiner Jugend hatte er einen Fonds gründlichsten Wissens gesammelt, in den sich alles Neue leicht einordnete, der alles Neue leicht nach seinem Werth oder Unwerth zu schätzen befähigte. Dabei verstand er die große Kunst, jeden Augenblick auszukaufen. Als er sich von seinen Eltern vor dem Eintritt bei den Monumenten verabschiedete, benutzte er die Zeit, um die Handschriften der Bibliothek und des Archivs in Kopenhagen zu untersuchen. Während des Frankfurter Parlaments fand er die Muße, für das schleswig-holsteinsche Urkundenbuch die Urkunden für den Druck zu revidiren.

Die an den Tod König Friedrich VII. von Dänemark (15. Nov. 1863) sich knüpfende Bewegung rief den alten Kämpfer für Schleswig-Holsteins Recht und Ehre aufs neue ins Feld. Mit Wort und Schrift trat er für die Sache seiner Heimath ein. In einer Volksversammlung zu Göttingen im December, auf der großen Landesversammlung zu Hannnover am 10. Januar 1864 war er der Redner, der die vorgelegten Resolutionen begründete. Die dem Druck übergebene Göttinger Rede, eine auch ins Dänische übersetzte Flugschrift: Das Recht des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein, eine fortlaufende Betrachtung: über die gegenwärtige Lage der schleswig-holsteinschen Angelegenheit im April- und Maiheft der Preußischen Jahrbücher von 1864 ermahnten immer und immer wieder Regierungen und Volk die Gelegenheit wahrzunehmen und das Recht, das klare Recht zur Geltung zu bringen. In kurzen markigen Sätzen legte die genannte Flugschrift das Recht des Herzogs dar und faßte alles in den Worten zusammen: nie sind das Recht des Fürsten und das Recht und der Wille des Volkes besser in Einklang gewesen als in dieser Sache. Auf ihrer Vereinigung beruht aller Halt staatlicher Ordnung. Als die früher schon einmal vorgetragenen Erbansprüche Preußens auf die Herzogthümer aufs neue in Zeitungsartikeln angepriesen wurden, ließ er die 1846 gegen Helwing's Schrift gerichtete Recension wörtlich wieder abdrucken; und als darauf Helwing in einer besonderen neuen Schrift antwortete, eine kurze und schlagende Widerlegung in Aegidi's Zeitschrift für deutsches Staatsrecht (1867) erscheinen. Um eine rasche und gedrängte Belehrung über die historischen Verhältnisse der Herzogthümer zu geben, schrieb er die „Kurze schleswig-holsteinsche Landesgeschichte“ (Kiel 1864). So erfreut er über die Befreiung der Herzogthümer von der dänischen Herrschaft war, die Behandlung der Rechtsfrage schmerzte ihn tief. Er hatte keine feudale Ader, wie damals Ranke meinte; und er verkannte nicht, daß ein neu in Selbständigkeit erstehendes Schleswig-Holstein sich in den gewichtigsten Beziehungen dem preußischen Staate anschließen mußte, aber mit der dem Recht widerstreitenden Annexion vermochte er sich nicht zu befreunden. W. war so bundesstaatlich gesinnt wie ehedem, nur daß die Wendung, die die preußische Politik seit Jahren genommen hatte, ihn Oesterreich mehr als früher angenähert hatte. Als zu Anfang der sechziger Jahre die Parteien aufs neue mit ihren Programmen hervortraten, meinte er, wenn er überhaupt etwas unterschriebe, würde er die Erklärung Heinrich's v. Gagern unterschreiben, der auf dem Abgeordnetentage in Weimar, September 1862, sich für eine durch Oesterreich und Preußen zu bildende Centralgewalt ausgesprochen hatte. Die Verfassung des Frankfurter Fürstentages beurtheilte er durchaus nicht so abfällig wie andere Politiker. Danach wird seine Haltung gegenüber den Ereignissen von 1866 erklärlich. Das Einrücken der preußischen Truppen in Göttingen, die Auflösung des hannoverschen

Staats, dessen Mängel ihm nicht verborgen waren, erfüllten ihn mit Trauer. Ununterbrochen fortgesetzte Arbeit brachte ihn über die schweren Tage hinweg. Von aller Theilnahme an welfischen Demonstrationen blieb er fern; für den Gedanken an eine Restauration war er nicht zu haben. Erst das Kriegsjahr 1870 bewirkte eine Wiederannäherung an die politischen Zustände der Gegenwart. Freudig folgte er den Siegen des deutschen Heeres, in dem seine Landsleute, seine Verwandten, seine Schüler fochten. Wie hätte das Herz des Mannes, der schon vor Jahren in seinen Vorlesungen gesagt hatte: wir dürfen die Stammesgenossen im Elsaß nicht zu lange warten lassen, nicht höher schlagen sollen, als Straßburg wiedergewonnen wurde, als Metz fiel! „Wir leben in einem Heroenzeitalter", leitete er damals einen Toast bei einem akademischen Abschiedsmahle ein. Er verfaßte die Adresse, welche die Universität im Februar 1871 an den Kaiser nach Versailles richtete, und hielt die Ansprache an die Studirenden bei dem Feste der Universität für ihre aus dem Felde heimkehrenden Mitglieder im Juli 1871. Aber bezeichnend sprach er in jener Adresse neben der hohen Freude der Universität über die Wiederherstellung eines deutschen Reichs auch die Hoffnung aus auf die Heilung der Wunden, auf die Versöhnung des alten Zwiespalts zwischen dem Streben nach Einheit und nach Selbständigkeit der Stämme und Landschaften. Auch an dem Einweihungstage der Universität Straßburg, den er als einen Tag pries, dessen gleichen die Geschichte unserer deutschen Universitäten, ja des deutschen Volkes nicht gesehen, schloß seine Rede mit dem Wunsche, die neue Hochschule möge ihre Wirksamkeit nicht blos über die ausbreiten, welche der deutschen Zunge angehören, sondern auch ihre Friedenshand zu den Nachbarvölkern ausstrecken, mit denen wir in gemeinsamer Thätigkeit für Bildung und Humanität verbunden sind.

Die Wiederaufrichtung des Reichs führte für W. eine durchgreifende Aenderung seiner ganzen Lebensstellung herbei. Das Unternehmen der Monumenta Germaniae historica bedurfte dringend einer Reform. Seit Auflösung des Deutschen Bundes war seine materielle Unterlage unsicher geworden, mit dem Altern seines Leiters Pertz hatte die wissenschaftliche Führung ihre Kraft und ihr altes Ansehn verloren. Als man zu einer neuen Organisation schritt und das Reich sich mit Oesterreich zur Dotirung verband, war in den Kreisen der Sachverständigen nur eine Stimme darüber vorhanden, wer an die Spitze des neugestalteten Unternehmens zu rufen sei. Neben seiner Meisterstellung in der Wissenschaft und seinem organisatorischen Talent war der Umstand entscheidend, daß W. die alten freundschaftlichen Beziehungen zu Pertz bewahrt und, wenn auch ohne Antheil an der Leitung, allein unter allen Mitarbeitern nie aufgehört hatte, für die Monumente thätig zu sein. So war er der rechte Mann die Brücke von dem Alten zum Neuen zu schlagen. Für den Vorsitzenden der neuen Centraldirection verlangte aber das neue vom Bundesrath genehmigte Statut, daß er seinen Wohnsitz in Berlin habe. Nachdem W. schon für das Wintersemester 1875/76 Urlaub erhalten hatte, um die ihm übertragenen Functionen zu übernehmen, schied er mit dem 1. Januar 1876 aus seiner Göttinger Stellung aus. In Berlin, wohin man ihn schon 1870 und aufs neue 1872 und zwar als Professor zu berufen beabsichtigt hatte, hat er zwar anfangs noch Uebungen gehalten, nicht aber gelesen, wenn er auch als Mitglied der Akademie dazu berechtigt gewesen wäre. Länger als dreißig Jahre hatte er auf dem Katheder gestanden. Daß er in rüstigster Kraft, noch nicht 65 Jahr alt, das Lehramt aufgab, erklärte er den verwundert Fragenden damit, daß er nichts so sehr scheue, als ein alter Professor zu werden. Als er am 6. Juli 1876, von dem ehemaligen Göttinger Collegen E. Curtius begrüßt, seine Antrittsrede in der Akademie hielt, bezeichnete er zweierlei als seine Aufgabe: Die Monumente und

die deutsche Verfassungsgeschichte. Der Vorsitz in der neuen Centraldirection galt ihm nicht bloß als eine Verwaltungsstelle; er erkannte darin die Aufforderung, zu den Beschäftigungen zurückzukehren, die zwar nie ganz aufgegeben waren, aber doch seit Jahren hinter andern zurückgestanden hatten. Er wandte aufs neue eine angestrengte und consequente Thätigkeit an die kritische Edition von Geschichtsquellen und allem, was zur Vorbereitung und Ausführung erforderlich war. Im Frühjahr 1876 machte er eine mehrmonatliche Reise nach Rom, Neapel und Monte Cassino. Im August 1877 ging er mit Reinhold Pauli nach England, arbeitete im Britischen Museum, in der Bibliothek des Sir Thomas Philips in Cheltenham und in Oxford, wo er in der Bodleyana das Original der Pöhlder Annalen fand. Obschon W. zum ersten Mal nach England kam, gönnte er sich doch wenig Zeit für Land und Leute, sondern arbeitete angestrengt, wobei ihm Pauli mit seiner Kenntniß aller englischen Verhältnisse hülfreich zur Seite stand. Nach Mitte September reiste W. von England nach Paris, dessen Bibliotheken ihm altbekannt, aber doch jetzt und erneut im Herbst 1880 noch immer ungehobene Schätze darboten. In den letzten Jahren beschäftigte ihn besonders die Entstehung und Zusammensetzung des Liber pontificalis, der amtlichen Geschichte der Päpste. Hauptsächlich im Interesse dieser Edition suchte er im April 1884 aufs neue Italien auf, nachdem er schon im Herbst zuvor gelegentlich einer Erholungsreise Handschriften in Mailand und Verona verglichen hatte. Vier Wochen arbeitete er in der Vaticana, froh der erleichterten Benutzungsweise und der verlängerten Arbeitszeit, mit einem Fleiß und einer Ausdauer, die alle in Erstaunen setzte. Im Frühjahr 1885 untersuchte er in Kopenhagen die Handschriften der dänischen Geschichtsschreiber in der königlichen und der Universitätsbibliothek. Die Resultate dieser Vorarbeiten legte W. im „Neuen Archiv“ in der Form von Reiseberichten, Handschriftenbeschreibungen, Quellenuntersuchungen nieder. Diesen Vorbereitungen entsprach dann auch der Erfolg. Die Monumenta nahmen unter Waitz’ Leitung einen neuen Aufschwung. Für die Direction der einzelnen Abtheilungen traten ihm die sachkundigsten Männer zur Seite, die gleich ihm nicht blos leiteten, sondern auch eifrig mitarbeiteten. W. selbst hatte den Haupttheil des Ganzen, die Scriptores, übernommen. Davon erschienen in den Jahren seiner Direction zehn Bände, fast jedes Jahr ein starker Band: von der Folioausgabe die Bände 24 bis 27, die die staufische und ältere habsburgische Periode weiterführten, und die zu Nachträgen der ersten Bände bestimmten Bde. 13—15; von der neuen in Quart edirten Serie drei Bände. W. selbst hatte von den großen und kleinen Chroniken, die die drei Nachtragsbände füllen, eine erkleckliche Zahl, namentlich aber die wichtige, einst schon von Bethmann und Pertz vorbereitete Ausgabe des Paulus Diakonus und anderer langobardischen Geschichtsquellen in einem Bande der neuen Quartausgabe (1878) bearbeitet. Erst nach Waitz’ Tode erschienen in Bd. 29 (1891) die von ihm herausgegebenen Auszüge aus dänischen Geschichtsschreibern. Eine besondere Aufmerksamkeit wandte die neue Direction den Handausgaben der Scriptores zu. Früher nur dürftig als Schulausgaben ausgestattet, alles gelehrten Apparats entbehrend, wurden sie jetzt in wissenschaftlich brauchbarer Gestalt publicirt, ohne ihre alte Handlichkeit zu verlieren. Von den 15 neuen Octavausgaben hat W. selbst zehn bearbeitet und sie dazu benutzt, wo die Texte der Monumente inzwischen veraltet waren, bessere an die Stelle zu setzen und der Forschung zugänglich zu machen. Mit Genugthuung konnte W. in seinen alljährlich erstatteten Berichten den gedeihlichen Fortgang der Arbeiten auch in den übrigen Abtheilungen des großen Unternehmens constatiren. Die unüberlegten Angriffe, die O. Lorenz alsbald nach Waitz’ Tode gegen seine Editions- und Redactionsweise richtete, wurden scharf und

schlagend von Weiland, Wattenbach und Holder-Egger zurückgewiesen. Eine Anfrage des Bundesrathes nach den Aussichten auf den Abschluß des Werkes beantwortete ein Bericht von W. vom 28. November 1884 würdig dahin, daß bei Schaffung der neuen Organisation nicht bloß eine vorübergehende Bewilligung von Geldmitteln beabsichtigt sein könne, sondern die Begründung einer dauernden und wesentlichen, den schriftlichen Denkmälern der älteren deutschen Geschichte gewidmeten Institution des Deutschen Reiches. Die zweite Aufgabe, die Weiterführung der deutschen Verfassungsgeschichte, gelang ihm bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts. Schon in der Göttinger Zeit war mit dem V. und VI. Band (1874 und 1875) die Darstellung der Reichsverfassung seit der Mitte des 9. Jahrhunderts begonnen. Die Bände VII und VIII (1876 und 1878) brachten die noch fehlenden Theile der Verfassung in der bezeichneten Periode. Zugleich wurden neue Auflagen der früheren Bände nöthig. Die beiden ersten Bände, schon 1865 und 1870 neu aufgelegt, erfuhren 1880 und 1882 eine dritte Auflage, die Bände III und IV eine zweite 1883 und 1885. Diese neuen Auflagen zeugten alle davon, wie der Verfasser fortgesetzt sein Buch unter seiner Pflege hielt, wie er gewissenhaft jede Vermehrung aus neuen Quellenpublicationen nachtrug und zu jeder neuen Bearbeitung des Stoffes Stellung nahm. Aus seinem Nachlasse hat auf Grund seines Handexemplars eine bereicherte Ausgabe von Band V durch Prof. Zeumer veröffentlicht werden können. Eine vollständige deutsche Verfassungsgeschichte in dem Sinne der Waitz'schen Arbeit zu schaffen, lag über die Kraft eines Menschen hinaus. W. mußte sich zufrieden geben, eine Darstellung der staatlichen Verhältnisse des deutschen Volkes in der älteren Zeit geliefert und mit dem Ziel, bis zu dem er vorgedrungen, einen gewissen Abschluß erreicht zu haben. Für eine bisher von den Rechtshistorikern völlig vernachlässigte Periode war hier das in Chroniken und hunderten von Urkundensammlungen zerstreute Material möglichst vollständig gesammelt und zu einem Aufbau verwandt, der, mochte er sich oft mit bloßen Umrissen begnügen müssen, zum ersten Male unternommen wurde. Neben diesem großen Werke liefen in gewohnter Weise Abhandlungen her, die in der Berliner Akademie gelesen wurden, Recensionen in der Historischen Zeitschrift, Aufsätze für die Forschungen. Für die Allgem. Deutsche Biographie schrieb er eine große Anzahl werthvoller Artikel, theils aus seinem mittelalterlichen Arbeitsgebiete, theils aus dem der nordischen Geschichte, dann aber auch zur neueren Geschichte Hannovers oder zur Erinnerung an Männer, die ihm im Leben nahe gestanden hatten (Georg Julius v. Hartmann, Hirsch, Jughans, Knust). Am 13. Mai 1885 hielt er in der Aula zu Kiel die Gedächtnißrede für Dahlmann, die reich an einzelnen Mittheilungen aus seinem persönlichen Verkehr mit dem Gefeierten ist. Begeistert sprach er von dem Reich und seinem glorreichen Kaiser; wer sich ihrer erfreue, solle Dahlmann's in hohen Ehren gedenken. „Wer hätte nicht gewünscht, es wäre ihm vergönnt gewesen, die deutsche Flagge auf mächtigen Kriegsschiffen wehen zu sehen, die unsere Küsten schützen und Deutschlands Namen an den entferntesten Gestaden anderer Erdtheile zu Ehren bringen". Wenige Wochen zuvor, als der 70. Geburtstag des Fürsten Bismarck gefeiert wurde, hatte W. ihm im Auftrage der Centraldirection der Monumente die ehrfurchtsvollsten Glückwünsche dargebracht, und sich gefreut, in der Halle des Reichskanzlers die Studenten, Burschenschaften und Corps, einen der ersten Plätze einnehmen zu sehen. Die glänzende Staatskunst des Reichskanzlers hatte ihn, wie er einst gegen einen französischen Zuhörer äußerte, zu einem jugendlichen Enthusiasten für Bismarck gemacht. Wenn er sich gleichwohl nicht an der Adresse betheiligt hat, welche die Glieder der alten erbkaiserlichen Partei dem Fürsten bei jener Gelegenheit übersandten, so hielt ihn seine principielle Abneigung gegen

Adressen zurück und der Umstand, daß einem Theil des von seinem Freunde Max Duncker herrührenden Entwurfs seine, namentlich zu Anfang in Frankfurt eingenommene, Stellung nicht entsprach; seine Befriedigung und Freude über das wenngleich auf anderen Wegen erreichte Ziel erklärte er aber ausdrücklich in dem ablehnenden Schreiben.

Ein Mann, dem Ranke schon 1844 gesagt hatte: was Sie auch unternehmen, ich bin sicher, es wird immer trefflich ausfallen, und dessen Unentbehrlichkeit bei einer Berathung in München er zwanzig Jahre später nicht bloß mit der Geltung seines Wortes im Kreise der Fachgenossen, sondern auch mit dem Gewicht seines Namens in der Nation motivirt hatte, bedurfte der äußeren Ehren und Anerkennungen nicht. Aber sie haben seinem Wirken nicht gefehlt. Schon 1860 bei dem Jubiläum der Berliner Universität war er deren juristischer, 1874 bei der Jubelfeier der historischen Uebungen Ehrendoctor der Theologie in Göttingen geworden. 1871 wurde ihm der bairische Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst verliehen. 1874 zum Geheimen Regierungsrath ernannt, wurde er 1885 stimmführender Ritter des Ordens pour le mérite. So hoch er auch im Leben stieg, seine schlichte Natur blieb dadurch unberührt. Es war nichts pomphaftes, nichts gemachtes an ihm. In einer Zeit aufgewachsen, die ihre Aufgaben noch ohne viel Aufhebens und Zeitungsgeräusch löste, konnte er sich auch im späteren Leben an seinem stillen, aber darum nicht weniger erfolgreichen Wirken genügen lassen. W. war von imponirender Gestalt, hoch und breit gewachsen, von raschem und energischem Gang; das Gesicht war blaß und voll, die sehr kurzsichtigen Augen klein und tiefliegend, ihr Blick ruhig und durchdringend. Die Abbildungen geben zu sehr den Eindruck der letzten Lebensjahre wieder, in denen das Gesicht sehr abgemagert war. Von ungemein kräftiger Constitution, erfreute er sich bis zuletzt vollster körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische. Er war nie ernstlich krank gewesen. Die ersten Anzeichen der verfallenden Kraft zeigten sich im Winter 1885 auf 1886. Am 1. April las er noch in der Akademie eine Abhandlung über die Bedeutung des Mundium im deutschen Recht. In den Tagen des 13.—15. April leitete er, wenngleich unter großer Anstrengung, die Plenarversammlung der Centraldirection. Der Bericht, den er darüber erstattete, war seine letzte Arbeit. W. starb in der zwölften Stunde des 24. Mai. Der Arzt constatirte Anämie des Gehirns als Todesursache. Es fehlten wenige Wochen bis zu Waitz' fünfzigjährigem Doctorjubiläum, zu dessen Feier sich schon seine Schüler und seine Freunde gerüstet hatten. Die ihm zugedachte Festschrift, aus 28 Beiträgen seiner Zuhörer bestehend, erschien im Herbst, von L. Weiland bevorwortet, als „Historische Aufsätze zum Andenken an G. Waitz". Auch zwei seiner französischen Schüler, G. Monod und M. Thevenin, weihten die ihm zum Jubiläum bestimmten Abhandlungen seinem Andenken. An die Stelle des von Freunden und Schülern, die sich schon bei seinem siebzigsten Geburtstage zur Stiftung seines von L. Knaus gemalten Porträts vereinigt hatten, beabsichtigten Ehrengeschenks trat eine von F. Hartzer ausgeführte Marmorbüste Waitz', die in den Tagen des Göttinger Universitätsjubiläums von 1887 im großen historischen Saale der Bibliothek, dem Heroon, wie ihn der Minister von Goßler damals genannt hat, aufgestellt wurde. In dankbarer Erinnerung an die Förderung, welche die Geschichte seiner Stadt durch W. erfahren, hatte sich der Senat von Lübeck mit einem namhaften Beitrage bei dieser Widmung betheiligt. Eine hansische Ehrung nicht minder würdiger Art war es, wenn der Bremer Senat eine Spende edelsten Rheinweins aus seinem Rathskeller dem Altmeister Ranke und W. zur Stärkung auf ihrem Krankenlager überreichen ließ.

Ein großer Gelehrter war mit ihm heimgegangen, ein Meister im Gebiete der

Geschichtsforschung. Sein halbes Leben hat er in selbstverleugnender Arbeit an die Quellen der deutschen Geschichte gewandt. Ihr Verhältniß zu einander, ihre Herkunft, die Selbständigkeit und Zuverlässigkeit ihres Inhalts zu bestimmen, sie in getreuen und brauchbaren Ausgaben herzustellen, war ein Verdienst für Gegenwart und Nachwelt zugleich. Er hat sich nicht an der Kritik der von alters her überlieferten Quellen genügen lassen. Nicht wenige hat er aus dem Dunkel hervorgezogen, in das rechte Licht gesetzt, ihre von der herrschenden Kritik verkannte Echtheit gerettet. Es genügt an das Carmen de bello saxonico zu erinnern, dessen Untersuchung in den Uebungen zur Wiederanerkennung des Ligurinus führte; oder an die Herausgabe der Lebensbeschreibung des Herzogs Knud Laward von Schleswig und der Schrift de praerogativa Romani imperii des Osnabrücker Scholasters Jordanus (Abhdlgn. der Gött. Ges. der Wiss. aus den J. 1870, 1858, 1868). Von der Nothwendigkeit eines tüchtigen Handwerkszeugs für den geschichtlichen Arbeiter überzeugt, gestaltete er die einst von Dahlmann als Grundriß für seine Vorlesungen über deutsche Geschichte bestimmte Schrift von wenigen Bogen zu einem stattlichen Bande um, der Dahlmann-Waitz'schen Quellenkunde, die eine reichhaltige und wohlgeordnete Uebersicht über die Quellen und Bearbeitungen der deutschen Geschichte gewährt: ein Buch, das sich so nützlich erwiesen hat, daß nach 1869 bei Waitz' Lebzeiten noch zwei neue, die Aufgabe immer erweiternde Auflagen (1874 und 1883) erforderlich geworden sind und E. Steindorff in einer 6. Auflage (1894) das Werk auf dem gleichen Wege weitergeführt hat. So unbestritten Waitz' Meisterschaft im Gebiete der Geschichtsforschung dasteht, so mancherlei Angriffe hat seine Thätigkeit als Geschichtsschreiber erfahren. Man wirft der Verfassungsgeschichte vor, daß ihre Darstellungen nicht bestimmt, nicht greifbar, nicht zusammenhängend genug die Vorgänge oder Zustände der Vergangenheit zur Anschauung brächten. So unsicher, so fließend, wendet man ein, können die staatlichen Verhältnisse nicht gewesen sein. Der Tadel übersieht, daß das Maß der Festigkeit und Bestimmtheit, das für die öffentlichen Ordnungen heute verlangt wird, nicht im deutschen Mittelalter gefordert wurde. Das feste Knochengerüst der Gesetze fehlte ganzen Jahrhunderten, und in Zeiten, da es vorhanden war, trennte eine weite Kluft das Leben und das geschriebene Gesetz. Eben das staatliche Leben, nicht den Inhalt der Gesetze darzustellen war aber die Aufgabe. Jener Vorwurf führt auf einen Grundzug in Waitz' wissenschaftlicher Natur. Es widerstrebte ihm, mehr zu sagen, als die Quellen gestatteten. Möglicherweise waren die Einrichtungen bestimmter, zusammenhängender, durchgreifender. Aber die hinterlassenen directen und indirecten Zeugnisse lassen ein Mehr an sicherer Behauptung nicht zu. Was darüber ist, beruht auf Muthmaßung, Wahrscheinlichkeit, Combination. Wo W. nicht ganz auf sie verzichtet, trägt er sie mit einschränkenden Zusätzen, Partikeln u. dgl. vor. Er weiß wol, daß er dadurch die Kraft der Darstellung schwächt. Aber ist sie, fragt er, oder die geschichtliche Wahrheit das Höchste? Er zog einen unvollständigen Bau einem Bau von zweifelhafter oder gar trügerischer Vollständigkeit vor. Wer wie er so manche glänzende Combination, und darunter Combinationen, die dreißig Jahre und länger die Wissenschaft beherrschten, hatte zusammenstürzen sehen und selbst an dem Sturze mitgeholfen, hielt es wissenschaftlich für gebotener, festzustellen, was man wisse und was man nicht wisse als die Brücke zu schlagen zwischen beiden Gebieten durch Rückschlüsse aus der nachfolgenden Entwicklung, durch Folgerungen aus dem rechtlich oder wirthschaftlich Möglichen, aus dem Zweck eines Instituts. Es ist ein Gegensatz der Methoden, wie er in der verschiedenen Beurtheilung der ältesten agrarischen Verhältnisse durch W. und durch G. Hanssen, wie er nachher in der Polemik mit Roth über die Ent-

stehung des Lehnswesens hervortritt. Studien auf dem Gebiet der deutschen Rechtsgeschichte haben W. von früh auf beschäftigt. Homeyer, dem er zum fünfzigjährigen Doctorjubiläum eine kleine Schrift: „Urkunden zur deutschen Verfassungsgeschichte" (Kiel 1871) überreichte, verehrte er als den Lehrer, der ihn in das Studium des deutschen Rechts eingeführt hatte. Er schwankte wol eine Zeit lang, ob er sich nicht berufsmäßig der deutschen Rechtsgeschichte, oder, wie er es nachher bei seinem Eintritt in die Berliner Akademie ausdrückte, ob er sich der deutschen Geschichte oder dem deutschen Recht vorzugsweise zuwenden solle, denn davon, daß beide sich in Wahrheit nicht trennen lassen, sei er schon damals wie heute überzeugt gewesen. Aufmerksam verfolgte er die germanistische Litteratur und von seiner Ausgabe der lex Salica an hat er einer Anzahl deutscher Rechtsaufzeichnungen kritische Untersuchungen gewidmet. Seine Vorliebe für rechtsgeschichtliche Studien bezog sich aber jederzeit mehr auf den Stoff als die Methode der Germanisten, und aus ihrem Arbeitsfelde war es das öffentliche Recht und der unter seinem Einfluß stehende Theil des Privatrechts, was ihn anzog. Hier hat er nach zwei Seiten gewirkt, er hat, um Sohm's Worte zu gebrauchen, „mit den früheren Forschungen abgeschlossen und neue Wege gebahnt". Wie leicht erklärlich, hier nicht gleich erfolgreich wie dort. So, um nur einiges hervorzuheben, hat seine Auffassung des deutschen Königthums als einer wesentlich aus germanischer Grundlage erwachsenen Institution gegen die Sybel's, der sie auf Einwirkung des fremden Rechts zurückführen wollte, die Oberhand gewonnen. Waitz' Ansicht dagegen, daß den Deutschen von jeher Privateigenthum am Ackerlande bekannt gewesen sei, hat der gemeinsamen Opposition der Juristen und Nationalökonomen nicht Stand halten können. So siegreich die Verfassungsgeschichte die Aufstellungen von Savigny über die ständischen Verhältnisse, die von Eichhorn über die Bedeutung des Gefolgwesens als des treibenden Moments in der Völkerwanderung, den neuen Reichsgründungen und dem ganzen Feudalwesen, widerlegt hat, so sehr ist ihre eigene positive Begründung des Lehnswesens durch Paul Roth wirksam angegriffen worden. Grade hier hat sich am stärksten der Gegensatz der Methoden offenbart, die des Juristen, die scharfe Unterscheidungen statuirt, bewußtes staatliches Eingreifen annimmt, wo der Historiker alles sich allmählich entwickeln läßt. Eine Ausgleichung zwischen diesen Gegensätzen war nicht möglich. So gewissenhaft W. auch in den nachfolgenden Auflagen seines Buches die neuen Untersuchungen berücksichtigte, völlige Umarbeitungen vornahm, die Resultate blieben im ganzen dieselben wie früher. Konnte er mit Brunner's Untersuchungen in allem wesentlichen übereinstimmen und sich ihre Ergebnisse dankbar aneignen, so mußte er Roth und durchgehends auch Sohm gegenüber an den früher entwickelten Ansichten festhalten. Die größere Schneidigkeit, welche Arbeiten wie die von Sohm in die Untersuchung einführten, veranlaßte ihn nicht, seinen vorsichtigen Standpunkt aufzugeben. Er meinte mit zunehmendem Alter, eher zu bestimmt als zu unbestimmt in seiner Darstellung gewesen zu sein. Was der Geschichtsschreiber durch seine vorsichtige Methode und durch seinen Mangel an sinnlicher Ausdrucksweise an Glanz und Kraft einbüßte, ist der Geschichtswissenschaft zu Gute gekommen; denn ihr mußte zunächst mehr als mit einem zusammenhängenden und glänzenden Geschichtsbilde gedient sein mit einer kritisch gesichteten, vollständigen und wohlgeordneten Feststellung des Thatbestandes historischer Vergangenheit. Damit war die Grundlage geschaffen, auf der sich die nachfolgende Forschung und Darstellung für lange Zeit sicher fortbewegen und ausbilden konnte. Werke solcher Art sind nicht dazu angethan, ihrem Verfasser einen populären Namen zu verschaffen. Kaum über die Kreise der Fachmänner werden sie hinausdringen. In hastigen Zeiten wie den unsern kann sich, wer nicht Historiker oder Rechtshistoriker ist, nicht in ein vierbändiges Werk

vertiefen, um die Reichsverfassung vom 9. bis zum 12. Jahrhundert kennen zu lernen. Das frühere Mittelalter und das Thema einer Verfassungsgeschichte lassen zudem keine eingehende Schilderung von Persönlichkeiten zu, deren Auftreten und Eingreifen einem Geschichtswerke erst Leben und Farbe gibt. Aber auch, wo W. wie im Wullenweber oder der Geschichte Schleswig-Holsteins das Gebiet der neueren Geschichte betreten hat, haben ihn mehr als die einzelnen Persönlichkeiten die politischen Bewegungen im Ganzen, der Gang der diplomatischen Unterhandlungen, die Zustände und ihre Entwicklung beschäftigt. Verschiedentlich hat W. geschichtliche Darstellungen für populäre Zwecke unternommen, so in den Deutschen Kaisern von Karl dem Großen bis Maximilian I. (Deutsche Nationalbibl., hrsg. von Ferd. Schmidt, Bd. V., Berlin 1862) und in Göttinger Historikern von Köhler bis Dahlmann (in: Göttinger Professoren, Gotha 1872). Beide, aus Vorträgen, die vor einem größeren Göttinger Publicum gehalten sind, hervorgegangen, gewähren eine vorzügliche Uebersicht, sind aber doch nur dem Leser recht dienlich, der den Stoff bereits kennt. Ihm bieten sie durch die kraftvolle Zusammenfassung der darin verborgen liegenden Studien, durch ihre Kunst, mit wenig Worten viel zu sagen, einen wahren Genuß. Blieb es W. nach der ganzen Art seiner schriftstellerischen Thätigkeit auch versagt, bei einem größeren Publicum Eingang zu gewinnen, so hat er doch innerhalb seiner Wissenschaft nach allen Richtungen hin durch Wort und Schrift anregend gewirkt. Sein weiter Umblick erkannte, was noth that. Konnte er selbst nicht dem Bedürfniß abhelfen, so benutzte er die in seiner Hand befindlichen Mittel andere zu solcher Arbeit zu bestimmen. Lange hatte er sich mit dem Gedanken an eine Geschichte der deutschen Historiographie getragen. 1853 stellte auf seine Veranlassung die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften eine entsprechende Preisaufgabe, die Wattenbach's Werk eigenthümlich selbständig und zugleich in wissenschaftlich und praktisch so befriedigender Weise löste, daß von 1858 bis 1893 sechs Auflagen des Buches nöthig geworden sind. Die Editionen der Chroniken des Heinrich von Herford und des Hermann Korner, welche die Wedekindstiftung in Göttingen 1859 und 1895 bewerkstelligt hat, sind aus Preisaufgaben hervorgegangen, die von W. gestellt und von ihm selbst durch Handschriftenbeschreibung und andere Quellenuntersuchungen gefördert waren. In den Aufsätzen: Falsche Richtungen und Wie soll man Urkunden ediren? (Histor. Zeitschr. I und IV) berieth er die Mitarbeiter über die zu vermeidenden und die einzuschlagenden Wege geschichtlicher Thätigkeit. W. hat sich zeitlebens viel mit dem historischen Vereinswesen beschäftigt, den über und unter der Erde sich breitmachenden Dilettantismus bekämpft und war deshalb auch von der Germanistenversammlung in Lübeck zum Mitglied einer Commission gewählt, die sich der Reform und einer Organisation der historischen Vereine Deutschlands annehmen sollte. Ist das auch ohne Resultat geblieben, so kann er sich doch des Erfolges rühmen, zur Reorganisation des germanischen Museums in Nürnberg mitgewirkt und dem 1870 begründeten Hansischen Geschichtsverein zu seiner erhöhten Bedeutung verholfen zu haben. Bei der constituirenden Versammlung in Lübeck zu Pfingsten 1871 trat er bei der Berathung der Statuten dafür ein, daß der Verein, der durch Herausgabe einer Zeitschrift und Veranstaltung von Jahresversammlungen zunächst nur eine Vereinigung der hansischen Studien bezweckte, die große Editionsarbeit eines hansischen Urkundenbuches und der Hanserecesse von 1430 ab, bis wohin die Münchener Commission die Herausgabe zu führen beschlossen hatte, auf sich nahm und die städtischen Gemeinwesen, die einst die Hanse gebildet hatten, zu dauernder finanzieller Subvention des Unternehmens zu gewinnen suchte: eine Aufgabe, die nach ihren beiden Seiten hin glücklich gelöst wurde. — Vor allem ist Waitz' anregende Thätigkeit seinen zahlreichen Schülern zu Gute gekommen. Sie hörten

nicht bloß Vorlesungen bei ihm, sie lernten an seinem Beispiele selbständig und fruchtbar arbeiten, das Einzelne und Kleine nicht der genauen Erforschung unwerth achten, aber sich stets des Zusammenhanges mit dem Großen und Ganzen bewußt bleiben. Er war für sie mehr als ihr Lehrer, er war ihr väterlicher Berather, ihr leuchtendes Vorbild. Für wie viele der jungen Männer, die seit Ende der fünfziger Jahre ins Leben hinaustraten, war es entscheidend, daß sie W. kennen gelernt hatten! Er hat sie nicht in den Beruf des öffentlichen Lehrers oder des historischen Schriftstellers gedrängt, nicht einmal zu solchem Lebensweg gerathen, aber die hohe Gesinnung, womit er der Wissenschaft diente, hat sie in dem Berufe, den sie selbst ergriffen, gestählt. Die geschichtliche Wahrheit aus ihren zuverlässigsten Quellen zu schöpfen, nicht im Dienst einer Partei oder einer im voraus feststehenden Tendenz, sondern um ihrer selbst willen: das war, was er lehrte und durch sein Beispiel bethätigte. Allen, die ein ernstes Streben zeigten, hat er sein Interesse gewahrt, weit über die eigentlichen Lehrjahre hinaus ist er ihnen ein treuer Berather geblieben, und viele von ihnen haben seinem Wort keine geringe Förderung auf ihren Wegen zu danken gehabt. Sein Wesen hatte gewiß nichts von dem an sich, was gemeinhin liebenswürdig heißt; er hatte eher etwas zurückhaltendes, kühles und vornehmes, wie es die Natur des Norddeutschen und nicht am wenigsten die des Schleswigholsteiners mit sich bringt. Aber selten ist ein Lehrer von seinen Schülern verehrt und geliebt worden, wie W. Die Lauterkeit seines ganzen Wesens, die Zuverlässigkeit seines Charakters, die Ueberzeugung, daß er, unbeirrt durch persönliche Rücksichten oder gar egoistische Motive, rein sachlich urtheile, die Theilnahme, die er jedem der vielen widmete, gewannen die jugendlichen Herzen alle, wie seine Lehren ihren Geist. Wenn Fr. Kohlrausch von Waitzens Berufung nach Göttingen eine gesunde erhebende Einwirkung auf die Studirenden erwartet und seine Hoffnung nicht auf den Gelehrten allein, sondern namentlich auf den Menschen gesetzt hatte, so hat sich diese Hoffnung vollauf erfüllt. Es war die Verbindung von Lehre und Leben, was ihm so großen Einfluß auf seine Schüler, so hohe Achtung und Verehrung bei allen, die ihm näher traten, verschaffte. Wissenschaft und Leben standen bei ihm in untrennbarem Zusammenhang. Von dem Studium der Geschichte erhoffte er nicht bloß Mehrung der Kenntnisse, sondern auch eine Sicherung und Stärkung des Charakters. Eine lebendige Kenntniß der Vergangenheit sollte fähig machen zur unbefangenen Würdigung der Gegenwart. Er hat nichts so sehr bekämpft, als die Vergangenheit an dem Maßstabe der Gegenwart zu messen, aber nichts so sehr erstrebt, als die Erkenntniß der Vergangenheit zum Verständniß der Gegenwart zu verwerthen. Kein Theil der Geschichte mußte dazu so geeignet sein wie die der staatlichen Verhältnisse. Auf sie, die Verfassungsgeschichte, eine Disciplin, als deren Schöpfer er angesehen werden darf, gründete er eine Politik, für die er den Ehrennamen der historischen in Anspruch nahm. Alle seine Vorlesungen hatten die deutsche Geschichte zum Mittelpunkte. Ihr diente er mit allen Kräften, weil sie eben die vaterländische war. In Schleswig, unter dänischer Herrschaft geboren, hat er nie ein anderes Bewußtsein gehabt, als daß Deutschland sein Vaterland sei. Er hat oft von den Bewohnern der Grenze gesprochen, wie sich unter ihnen wol die Nationalität am schärfsten auspräge. Er war selbst ein Beispiel dafür; einen bessern Deutschen als ihn konnte es nicht geben. Als um sein Heimathland mit den Waffen gekämpft wurde, war es dem patriotischen Manne Bedürfniß, sich mit der Darstellung seiner Geschichte zu beschäftigen. Er hat dabei durch die That sein eigenes Wort bewährt, daß es der Beruf der Historie sei, der vaterländischen Gesinnung und dem wissenschaftlichen Ernst genug zu thun. Die Zeit, da er sich an der praktischen Politik betheiligt hatte, mochte er

in seinem Leben nicht missen, so bereitwillig er auch ihre Irrthümer eingestand. „Es war ein schöner Traum, binnen wenigen Frühlingsmonaten Einheit und Freiheit Deutschlands begründen zu können, eine vermessene Hoffnung, Deutschland werde, wenn in den Strudel der Revolution hereingezogen, wie aus einem Bade frisch und gekräftigt hervorgehen. Das Scheitern der Bewegung war aber nicht nur ein Unglück, sondern auch eine Schuld, und diese mußte gesühnt werden." Er schämte sich nicht durch die Ereignisse und die in ihnen gemachten Erfahrungen belehrt zu sein, verzichtete aber auf die Kunst derer, die das am meisten schmähen, wofür sie früher am eifrigsten gewirkt haben, und so unhistorisch sind, die später gewonnene Einsicht in frühere Perioden zurückzuversetzen. Mit dem Schmerz und der Enttäuschung eines Deutschen aus Schleswig hatte er die Zeit seit 1849 durchlebt, aber sich durch ihre Erfahrungen nicht verbittern noch in seinen Grundzügen wankend machen lassen. Seiner Anhänglichkeit an die constitutionelle oder, wie er lieber sagte, die verfassungsmäßige Monarchie gibt der Aufsatz der Preußischen Jahrbücher: über das Königthum und die verfassungsmäßige Ordnung (1858), in den Grundzügen der Politik wiederholt, Ausdruck. In dem Zusammenwirken von König und Volk erblickt er den großen durch die Germanen in die Geschichte eingeführten Staatsgedanken, in seiner Verbreitung ihre historische Mission. Dies erkannt zu haben, preist er als das Verdienst Montesquieu's, mochte ihn auch die beschränkte Unwissenheit moderner angeblicher Staatsmänner schmähen. Den Gedanken verfolgt er von den Zeiten des Tacitus durch die Wandelungen der Geschichte bis zu dem constitutionellen Königthum der Gegenwart, dessen Entstellungen von Rechts und von Links her er freimüthig bekämpft. Er unterschrieb nicht den Ausspruch Jacob Grimm's, den er in der Gedächtnißrede auf ihn (1863) mittheilte: je älter ich werde, desto demokratischer gesinnt bin ich. Wenigstens den Hauptsatz in dem Credo der Demokraten, das allgemeine Wahlrecht, hat er, wie sein Aufsatz: über die Bildung einer Volksvertretung in dem von A. von Haxthausen veranlaßten Werke: das constitutionelle Princip (1864) zeigt, nach wie vor als den gefährlichsten Feind aller Freiheit und Ordnung, auch der socialen, da es die niedere Handarbeit zum ausschlaggebenden Element im Staate erhebt, angesehen, und die modernen Erfahrungen waren nicht geeignet, ihn davon zurückzubringen.

Wer das Leben, das W. selbst in aller Schlichtheit und Reichhaltigkeit bis 1862 geschildert hat, überblickt, ist überrascht von seinem consequenten Verlauf. Das Ziel, das sich der Schüler gesetzt, verfolgt der Jüngling, erreicht der Mann unbeirrt. Und als er es erreicht, ist es ihm immer nur ein Antrieb zu neuer, erfolgreicher Thätigkeit. Er kennt kein Ausruhen, kein Nachlassen in der Arbeit. Und wie seine Thätigkeit nie ermattet, so bleibt sich auch seine Gewissenhaftigkeit stets gleich. Wo er Hand anlegt, geht er gründlich zu Werke und führt das Begonnene mit Energie durch. Maßvoll im Urtheil, ist er entschieden im Thun. Die Eigenschaften, die schon den Jüngling auszeichnen, bleiben ihm durch alle Lebensstadien, wie die mikroscopischen Züge der Handschrift des Dreißigjährigen dieselben sind wie die des Siebzigjährigen. „Man soll es mir einst in meiner Lebensgeschichte als ein Verdienst anrechnen, daß ich dazu beigetragen habe, eine Kraft wie die Ihre für das Studium der Geschichte zu entscheiden", schrieb ihm Ranke schon im J. 1844. Von der Verehrung für Ranke war sein ganzes Leben durchzogen. Alle Auflagen seines Hauptwerkes hat er ihm gewidmet. Seitdem sie in dem Ernst der Studien sich gefunden, sind beide immer in Berührung geblieben, lange in brieflichem Verkehr, dann auch im mündlichen Gedankenaustausch, wie ihn das alljährliche Zusammentreffen in München brachte, endlich auch wieder im Zusammenleben an demselben Orte, an dem Ausgangspunkte. Kein Lob hat W. so sehr erfreut als der Ausspruch Ranke's: Ihre Schüler sind auch

meine Schüler, und es war eine Gabe gewiß ganz in seinem Sinne, als ihm seine Schüler bei der Feier des 25jährigen Bestehens der Uebungen im August 1874 die von Drake's Hand geschaffene Marmorbüste Ranke's überreichten. Als ob selbst der Tod die Verbindung der beiden Männer nicht zerreißen mochte, sanken sie fast gleichzeitig auf das letzte Krankenlager. „Was macht denn der treue Waitz?" war eine der letzten Aeußerungen Ranke's. Nur um einen Tag getrennt starben sie. Wol konnte Ranke das Herz höher schlagen, wenn er Schüler wie die seinen um sich sah. Als ihm Sybel und W. 1877 bei seinem sechzigjährigen Doctorjubiläum gratulirten, vermißte er nur Giesebrecht, um seine Gloire als Lehrer vollständig zu machen. Sie und die übrigen Schüler galten ihm als seine litterarische Familie. Er hat es beinah übel empfunden, daß unmittelbar nach Waitzens Verfassungsgeschichte Sybel mit seiner Entstehung des Königthums hervortrat, und gemeint, Concurrenzen dieser Art müßten künftig vermieden werden. Verbindungen gleich segensreicher Art sind selten in der deutschen Litteratur; denn diese war frei von jeder Kameraderie. Bei aller Freundschaft und persönlichen Anhänglichkeit wie verschieden in den wichtigsten Dingen waren der Lehrer und die Schüler und die Schüler unter einander! In Wissenschaft und Leben haben sie oft genug mit einander gekämpft. Bei aller Bewunderung Ranke's und seines tiefen Eindringens in das geschichtliche Leben aller Zeiten und Völker war W. doch keineswegs gemeint, sein Urtheil gefangen zu geben und seiner diplomatisch-historischen Methode zu unterwerfen. Er sah in der Rankischen Geschichtsschreibung nicht das Höchste und Letzte, was sich erreichen lasse. Dahlmann's Eingreifen in die moderne Geschichtswissenschaft ergänzt ihm, was Ranke geleistet, und bereitwillig erkennt er die Leistungen der modernen politisch-nationalen Geschichtsschreibung, die auf Dahlmann's Anregung zurückgeht, an, wenn er auch nicht blind ist gegen die Gefahren, die bei falscher Anwendung der Vorzüge jener Richtung entstehen können. An einem Hause Göttingens erinnern die Marmortafeln an Dahlmann und an W. Zweimal war W. der Nachfolger Dahlmann's auf dem Lehrstuhle der Geschichte, in Kiel und in Göttingen. Dahlmann näher getreten zu sein, rechnete er zu seinen werthvollsten Lebenserinnerungen. Zwischen dem persönlichen und dem litterarischen Wirken der beiden Männer lassen sich mancherlei naheliegende Parallelen ziehen. Was sie verbindet, ist vor allem die gemeindeutsche Richtung, wie sie Ranke einmal genannt hat, der nationale Sinn, das Betonen von Recht und Moral in der Beurtheilung historisch-politischer Vorgänge, wie sie bei W. in Aufsätzen über die Theilung Polens hervortritt (Histor. Ztschr. III und VI), die die Geschichtsschreiber mahnen, über der von Friedrich dem Großen mit erschreckender Offenheit dargelegten Staatsraison die Rücksichten des Rechts nichts zu vergessen. Aber neben den Berührungspunkten zwischen W. und Dahlmann gibt es genug, was sie trennt. Man braucht bloß eine Seite von Dahlmann und von W. neben einander zu lesen, um des Gegensatzes zwischen diesen Naturen inne zu werden und zugleich zu erkennen, was W. wiederum Ranke annähert. Diese Stellung von Waitz zwischen Ranke und Dahlmann ist nicht das Resultat einer schwächlichen Vermittlung, sondern die natürliche Folge seiner ganzen Entwicklung und der vollen Selbständigkeit seines Wesens. Auch den Koryphäen der Wissenschaft gegenüber hat er sie zu wahren gewußt, wo er sie auf irrigen Wegen glaubte. Sein Auftreten gegen Jacob Grimm's Hypothese von der Identität der Geten und Gothen (Verf.-Gesch. Bd. II) und die allgemeine Bemerkung, die er in der Gedächtnißrede auf J. Grimm über dessen historische Untersuchungsweise macht, sind ein Zeugniß dafür. Es ist der Geist vollster wissenschaftlicher Unparteilichkeit, der ihn leitet. Objectiv, ohne Voreingenommenheit steht er den Quellen wie den Forschungen und Darstellungen der Zeitgenossen gegenüber. Die Verwunderung Böhmer's über

die edelgesinnten Preisrichter, die seine Regesten es nicht entgelten ließen, daß sie an mancher seiner Ansichten Anstoß nehmen mußten, und sie mit dem Preise der Wedekindstiftung krönten, ist bezeichnender für den Gekrönten als für die Richter. In dem zu Anfang der sechsziger Jahre zwischen Ficker und Sybel geführten Streite über die Bedeutung des Kaiserthums für die deutsche Staatsentwicklung stimmte er weder mit Ficker's Verherrlichung des Kaiserthums noch mit Sybel's Verurtheilung. Er forderte vor allem, die historische Wissenschaft unbeirrt von den Stimmungen und Wünschen der Gegenwart zu erhalten. Der Erfolg, in dem Sybel den alleinigen Maßstab für die Beurtheilung geschichtlicher Verhältnisse erblickt, könne nicht das sittliche Urtheil und auch nicht allein das politische Urtheil bestimmen. Eine Ansicht, die ein Institut von großer eigenthümlicher Bedeutung kurzweg verdammt und für alles Ungünstige im politischen Leben der Nation verantwortlich macht, erschien ihm geradezu trostlos. Daß aber alles Streben nach Unparteilichkeit gegenüber der Verblendung vergeblich ist, hat W. selbst erfahren, wenn er von ultramontaner Seite als preußischer Geschichtsmonopolist verketzert und der einseitigsten Parteitendenz in unverhülltester Form beschuldigt worden ist — und zwar auf Grund seiner Quellenkunde, eines Verzeichnisses von Quellenangaben und Büchertiteln. Mag es auch ein Zufall gewesen sein, daß Waitz' erste wissenschaftliche Arbeit König Heinrich I. galt. Er hätte keinen würdigeren, ansprechenderen Ausgangspunkt finden können. Zu ihm ist er wiederholt zurückgekehrt, noch zuletzt in dem Jahre vor seinem Tode. In der früher erwähnten Adresse an Kaiser Wilhelm I. ging W. aus von der durch die Umgebung Göttingens nahegelegten Erinnerung an den Herrscher sächsischen Stammes, der das Königthum zuerst in wahrhaft nationaler Weise begründete. Von dem besonnenen, gemäßigten, klaren Wesen des Königs, das sich feste Ziele steckt und mit Umsicht und Aufwand aller Kraft verfolgt: davon war auch etwas in seines Geschichtsschreibers Persönlichkeit nach ihrer wissenschaftlichen wie nach ihrer menschlichen Seite. Man darf von diesem Leben mit dem Wunsche scheiden, den einer seiner Schüler bei seinem Tode äußerte: mögen die wissenschaftlichen Tugenden und die, die den Menschen zierten, zum Heile der idealen Bildung forterben!

Die Grundlage bildet neben der hinter der Doctordissertation befindlichen Vita die bis 1862 reichende Selbstbiographie, die W. der oben S. 624 angeführten Schrift: „Deutsche Kaiser“ vorangestellt hat. Einiges in den beiden Flugschriften: über den Frieden mit Dänemark. Alberti, Lexikon d. schleswig.-holst. Schriftsteller II, 526 u. Forts. II, 530. E. Steindorff, bibliograph. Uebersicht über G Waitz' Werke rc. (Gött. 1886). Nekrologe von Waitz' Schülern: v. Bippen, Weserztg. v. 30. Mai 1886. Ermisch, wiss. Beil. der Lpz. Ztg. 1886, Nr. 45. Frensdorff, Vortrag b. d. Vers. des Hansischen Gesch.-Vereins z. Quedlinburg am 15. Juni 1886 (Hans. Gesch.-Bl. XIV). Grauert, Histor. Jahrb. d. Görres-Gesellschaft VIII (Münch. 1886), S. 48. Kluckhohn, Allgm. Ztg. 1886 Oct. 2 u. ff. Nr. 273, 275 293, 298, aufgenommen in Kluckhohn's Vorträge u. Aufsätze (1894). G. Monod, Georges Waitz in: A la mémoire de Mr. le prof. G. W. Hommage respectueux de ses anciens élèves Gabriel Monod et Marcel Thévenin (Paris 1886). Alfred Stern, die Nation, Jg. 3, Nr. 37; ders. Gedächtnißrede auf Ranke u. Waitz. Zürich 1887; L. Weiland, Rede, gehalten am 4. Dec. 1886 (Abhdlgn. der Götting. Ges. der Wiss., Bd. XXXIII). Nachrufe v. Freunden, Collegen u. a.: H. v. Sybel, Köln. Ztg. v. 26. Mai 1886. Nr. 145 (wieder abgedr. in Histor. Ztschr. N. F. XX, 482). Wattenbach, Gedächtnißrede auf W. (Abhdlgn. der Berl. Akad. 1886, gelesen am 1. Juli). Giesebrecht, Histor. Zeitschr. 1887, N. F. XXII, 184 (wiederholt Forschgn. XXVI, 660); Sitzungsber. der Münchener Akad. 1887, S. 277. G. Blondel in Nouv. revue histor. de droit français et étranger X (Paris 1886), p. 441. Carstens

in Zeitschr. der Gesellsch. f. schlesw.-holst.-lauenb. Gesch. XVII (Kiel 1887), S. 367.

Zur Gesch. der Familie: Strieder, Hessisches Gelehrtenlexikon XIV. — Berliner Studienzeit: Giesebrecht, Erinnerungen an Köpke (Raumer-Riehl, Histor. Taschenbuch 1872). Vahlen, Lachmann's Briefe an M. Haupt (1892), S. 13. — Hannover; Beziehgn. zu Pertz: Dümmler, Waitz und Pertz (N. Archiv XIX [1894], S. 271). Kohlrausch, Erinnerungen a. meinem Leben (Hannov. 1863), S. 317, 325. Ippel, Briefw. zw. Grimm, Dahlmann, Gervinus I 294, 303, 350, 461. — Kiel: (Plitt), Aus Schelling's Leben III (1870), S. 175 ff. Schleiden, Erinnerungen e. Schlesw.-Holsteiners I (1890), 158, 181, 239; II (1891), 24. — Frankfurt: Die Schriften über das deutsche Parlament. (R. Mohl) deutsche Vierteljahrsschr. 1850, Heft 2, 21. Rümelin, aus der Paulskirche (Stuttg. 1892), S. 12. Springer, Dahlmann II, 295, 335. — Göttingen, die histor. Uebungen: G. Waitz, die histor. Uebungen zu Göttingen. Göttingen 1867. Die Jubelfeier der histor. Uebgn. zu Göttingen am 1. Aug. 1874 (als Msc. gedruckt). Koppmann, Herm. Hildebrand (Mitthlgn. aus d. Gesch. Livlands 2c. XIV [Riga 1890], S. 502.) Frensdorff, Ludw. Weiland (Hans. Gesch.-Bl., Jg. 1894, III). — Berlin, Die Direction der Monumenta: Waitz, Pertz und die Monumenta (N. Archiv II, 175). Wattenbach, O. Lorenz und G. Waitz (das. XIII). Weiland, Quellenedition und Schriftstellerkritik (Histor. Zeitschr., N. F. XXII, 310). Holder-Egger, Die Mon. Germ. u. ihr neuester Kritiker. Hannover 1888. Elisabeth Pauli, R. Pauli (Halle 1895), S. 316 ff. — Ranke, Sämmtl. Werke LIII, 326, 429, 492, 502, 644 ff. Janssen, Böhmer's Leben I, 306; II, 447; III, 174. (H. v. Treitschke), Liter. Centralbl. 1863, S. 33. Mitthlg. über die oben S. 620 u. erwähnte Adresse v. Geh. Rath Prof. Haym in Halle. — R. v. Raumer, Gesch. d. germ. Philol., S. 639. — v. Wegele, Gesch. d. deutschen Historiographie, S. 1057. — Bluntschli, Gesch. d. allg. Staatsr. S. 584. — Acten des Gött. Univ. Curatoriums. — Eigene Erinnerungen. F. Frensdorff.

Waitz: Franz Theodor W., Philosoph, wurde am 17. März 1821 zu Gotha geboren. Er stammte aus einer Familie, welche im 16. Jahrhundert aus Waitzen in Ungarn (nach welcher Stadt sie sich benannte) um des Glaubens willen nach Deutschland eingewandert sein soll, ein Vater mit 11 Söhnen. Ihre Nachkommen sind weit verbreitet, die W. in Schleswig und so auch der verstorbene Historiker Georg W. gehören zu ihnen, in Sachsen-Gotha folgt sich im 17. und 18. Jahrhundert eine fast ununterbrochene Reihe von Predigern und Schulmännern dieses Namens. Auch Theodor W., dessen Großvater und Urgroßvater geistliche und Schulämter bekleidet hatten, war der Sohn eines Geistlichen, des hochgeachteten Stiftspredigers und Directors des Lehrerseminars Heinr. W., der neben seinem pädagogischen Beruf sich gern mit Philosophie beschäftigte und 1840 ein kurzes Lehrbuch der Logik herausgegeben hat. Auf das sorgfältigste leitete derselbe die Erziehung seiner beiden Kinder, eines Sohnes und einer Tochter, und dieser Sohn zeigte schon früh eine ungewöhnliche Begabung. Es ist sehr merkwürdig, wie sich W. sein ganzes Leben hindurch gleich geblieben ist; alles das, was sich später bei ihm entwickelt hat, zeigt sich in seiner frühesten Kindheit vorgebildet. Und ganz analog verläuft seine spätere philosophische Entwicklung: schon bei seinen ersten Anfängen tritt uns in den Grundzügen das ganze System derselben entgegen. W. ist bei reichem Ausbau desselben immer weiter, höher gekommen, aber seine Bahnen waren ihm von Jugend auf in gerader Linie vorgezeichnet. — Schon als kleines Kind ließ er sich nur ungern helfen: mit dem Wort „selber“ pflegte er, noch ehe er es richtig sprechen konnte, fremden Beistand abzulehnen; sehr früh „zeigte er eine entschiedene Neigung für den Lehrstand, die sich bei ihm stets gleichgeblieben ist“.

In der Jugend ernst, ist er mit den Jahren eher heiterer geworden; seine Mutter, eine kluge und begabte Frau, war infolge seines verschlossenen Wesens nicht immer gerecht gegen ihn, den schon früh das Bewußtsein durchdrang, daß der Mensch vor allem seiner Pflicht leben müsse, der sich schon früh schriftlich Rechenschaft zu geben pflegte, ob er das gethan. Gegen Unfreundlichkeit, auch wenn sie nur in der äußeren Form lag, war er leicht empfindlich und zog sich dann scheu von Menschen, die ihm so begegneten, zurück. Innig empfand er das Bedürfniß nach Freundschaft, doch schloß er sich nur schwer an, da seine Anforderungen hoch und nicht leicht zu befriedigen waren. Er kannte seinen Werth, war aber stets und durchaus bescheiden und eher zurückhaltend. — Auf seine Kindheit und Jugend wirkte auch eine treffliche Fürstin ein: Karoline Amalie, die Tochter des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen, seit 1822 Wittwe des Herzogs August von Sachsen-Gotha, hatte so viel Freude an dem schönen Knaben, daß sie ihn zusammen mit den Söhnen ihrer Stieftochter, dem nachmaligen Herzog Ernst von Koburg-Gotha und dem Prinzen Albert aufwachsen lassen wollte, und als dies Waitz' Eltern verhinderten, ihn wenigstens viel um sich hatte und bis zu ihrem Tod, 1848, mit ihm in Verbindung blieb.

Seinen ersten Unterricht empfing W. auf der Seminarschule und schon damals wurde der Grund zu seiner tüchtigen mathematischen Bildung gelegt; später besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, an welchem Männer wie Döring, Wüstemann und Rost lehrten: „hier trieb er mit vorzüglichem Interesse die alten Sprachen und Mathematik, am meisten aber fand er sich schon vor dem Beginn seiner Universitätsstudien von abstrakten philosophischen Fragen angezogen". Eine ungewöhnlich frühe geistige Reife war einer der bezeichnendsten Züge seiner Natur und so bestand der erst siebzehnjährige (1838) die Maturitätsprüfung mit der besten Note. „Nach einem kurzen und schnell als unthunlich erkannten Versuche, sich der Theologie zu widmen, hörte er in Jena und Leipzig hauptsächlich philosophische und mathematische Vorlesungen" — in Jena war es Göttling, in Leipzig namentlich Drobisch, der ihn anzog und mit dem er in fortdauernder fruchtbarer Verbindung blieb — „während er für sich fast ausschließlich mit dem Studium Plato's, Kant's und Herbart's beschäftigt war". Schon 1840 überraschte er seine Eltern zu ihrer silbernen Hochzeit mit dem philosophischen Doctordiplom, das er sich in der ehrenvollsten Weise und aus selbstverdienten Mitteln erworben hatte. Nach Absolvirung des Trienniums und einjährigem Aufenthalt im Elternhause, den er zu eifriger Vorbereitung benutzte, begab er sich „auf eine längere Reise nach Italien und Frankreich, deren Bibliotheken ihm das Material zu der zwei Jahre später erschienenen Ausgabe des Aristotelischen Organons lieferten. Neben der Ausarbeitung dieses Buches, welches eine bleibende Vorliebe für jenen Philosophen und für dessen Richtung des Denkens bei ihm begründete, machte er sich mit den Quellen der Geschichte der neueren Philosophie genauer bekannt und ging dann (1844), obwol nicht ohne Mißtrauen in seine Kräfte, nach Marburg, um sich an der dortigen Universität für das Fach der Philosophie zu habilitiren, da sein engeres Vaterland ihm keine Wirksamkeit als Lehrer eröffnen zu wollen schien". Seine Habilitationsschrift behandelt Aristot. *περὶ ἑρμηνείας* cap. 12. Die Ausgabe des Organon (2 Bde., 1844 u. 1846) mit einer Anzahl ungedruckter griechischer Scholien und lateinischem Commentar, ist noch heute eine der besten: schon dies erste Werk des jugendlichen Verfassers zeigt — so sagt Zeller — alle die Vorzüge, welche seine Arbeiten überhaupt auszeichnen, gewissenhafteste Genauigkeit der Einzelforschung, vollkommene Beherrschung des Materials und eine Sicherheit der Methode und Reife des Urteils, wie man sie bei einem dreiundzwanzigjährigen Jüngling äußerst selten in solcher Vollkommenheit finden wird. Die

Gründe, welche W. zum Studium des Aristoteles trieben, sind charakteristisch für ihn; die Philosophie, beginnt die Vorrede Org. I, ist in wahrer Lebensgefahr: non defuerunt enim qui in philosophia excolenda ita versati sint, ut somniis delectati non solum homines, sed etiam ipsam veritatem spe inani eludere non erubescerent; Aristoteles aber muß einen jeden fesseln, qui philosophiae studio se dedit, non ut sibi fingat, sapientiam generi humano esse datam, cujus qualemcunque formulam componat, sed ut quod sciri possit redigat ad disciplinam accurate non modo fundatam, verum etiam exstructam. Es ist dies der Grundzug aller seiner Werke; dies der Grund, warum W. sich namentlich zu Herbart hingezogen fühlt, warum er aber auch in so wichtigen Punkten, z. B. in Ablehnung der mathematischen Behandlung der Psychologie, über Herbart hinauswuchs. Zugleich ist es der Grund, weshalb er sich zunächst hauptsächlich psychologischen Studien zuwendete, „in denen er sich auch durch die Unruhe des Jahres 1848 nur wenig stören ließ, nicht weil er gleichgültig gegen die politische Bewegung gewesen wäre, sondern weil er überhaupt niemals sich entschließen mochte, thätigen Antheil an Dingen zu nehmen, von denen er sich bewußt war, nur wenig zu verstehen. Der Anregung seines Freundes Ludwig hatte er es zu verdanken, daß er seine psychologischen Untersuchungen in eine möglichst enge Verbindung mit den einschlagenden Thesen der Physiologie setzte und infolge davon sich immer mehr bemühte, ihnen eine empirische Grundlage zu geben". Diese seine ganze Richtung gab aber auch seinen Vorlesungen die klare, ruhige, eher nüchterne Art, die formell von den Studenten nicht immer gewürdigt werden konnte, deren Inhalt aber in seiner scharfen Bestimmtheit die Zuhörer so leicht nicht wieder losließ. In Marburg entfaltete W. eine geradezu staunenswerthe schriftstellerische Thätigkeit. Mit dem 2. Bde. des Organon erschien 1846 seine „Grundlegung der Psychologie, nebst einer Anwendung auf das Seelenleben der Thiere". Man begreift kaum, wie beide Werke zusammen fertig werden konnten. Denn auch die Grundlegung zeugt von höchst umfassenden Vorarbeiten, wie denn W. längere Zeit auch praktisch-anatomisch arbeitete; es zeigt sich hier die Anregung seines Freundes Ludwig, des berühmten Physiologen. Und schon 1849, nachdem W. am 26. August 1848 zum Extraordinarius ernannt war, veröffentlichte er sein großes „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft", und Grundlegung wie Lehrbuch sind „zwei der werthvollsten neueren Werke auf psychologischem Gebiet" (Zeller).

Auf dieser theoretischen Psychologie baut W. zunächst seine praktische Philosophie, die Ethik, und dann die Kunstlehre der letzteren, die Pädagogik auf. Seine „Allgemeine Pädagogik" erschien 1852; einige pädagogische Abhandlungen waren ihr vorausgegangen, wie die 1848 geschriebene „Welchen Antheil soll der deutsche Reichstag an der Organisation des Unterrichtswesens nehmen?"; 1851 „Reform des Unterrichts"; 1852 „Ueber die Methode des Unterrichts im Lesen und Schreiben, eine psychologische Untersuchung". Andere folgten nach, welche sich wieder auf die Reform des Unterrichts und auf den damals in Kurhessen heftig entbrannten Streit über diese Reform bezogen (1857 f.) — ein Streit, der von Heinr. Thiersch angeregt, dadurch ein allgemeines Interesse hat, daß er in Deutschland eine der ersten und lebhaftesten Aeußerungen gegen manche Uebelstände des Unterrichts war. Von der damals überall herrschenden Reaction wurde W. als sachlich gefährlicher Gegner betrachtet; er hat nie einen Ruf an eine andere Universität erhalten und obwol er am 16. November 1862 zum Ordinarius ernannt war, hielt man ihn von der Prüfungscommission für Gymnasiallehrer fern, in welche er erst im Februar 1864 eintrat. „Sein Interesse für Erziehung und Unterricht zu bethätigen", sagt W. von sich selbst, „und seine psychologischen Studien in dieser Richtung zu verwerthen, fand sich, ab-

gesehen von Vorlesungen und von der Ausarbeitung eines selbständigen Werkes über diesen Gegenstand keine Gelegenheit. Reifer pädagogischer Einsicht schien man um diese Zeit weder in Kurhessen noch anderwärts in Deutschland zu bedürfen."

Außer durch seine pädagogischen Schriften, die O. Willmann in Prag in 2. vermehrter Auflage (mit Zusätzen aus Waitz' Nachlaß) 1875 herausgegeben hat, wirkte W. durch seine Vorlesungen, und diese Wirkung blieb stets eine tiefeingreifende. Er las Psychologie, Ethik, Pädagogik, Geschichte der Philosophie, Logik, später kamen Vorlesungen hinzu über Leib und Seele sowie über Anthropologie der Naturvölker. Letztere Wissenschaft war es, welcher sich W. nach Vollendung der Pädagogik vorzugsweise zuwendete. Nach sechsjährigen anstrengenden Vorstudien erschien 1859 der erste Band seines größten und leider auch letzten Werkes, der „Anthropologie der Naturvölker" mit dem Separattitel „Ueber die Einheit des Menschengeschlechts und den Naturzustand des Menschen" (in 2. Aufl. mit Zusätzen a. d. Papieren des Verf. vom Unterzeichneten 1877 herausgegeben), dem in staunenswerth rascher Folge die weiteren Bände folgten: 1860 der 2. Band: die Negervölker und ihre Verwandten, ethnographisch und culturhistorisch dargestellt; der 3. u. 4: die Amerikaner, 1862 und 1864; der Unterzeichnete gab dann 1865 das druckfertige Manuscript: die Malaien heraus und hat später mit Benutzung der Waitzischen Excerpte die zweite Hälfte des 5. und den 6. Band ausgearbeitet (1870 und 1872); Waitz' Studie „Die Nordamerikaner" veröffentlichte Ploß 1865. Sie war ursprünglich in Sybel's Histor. Zeitschrift erschienen. „Waitz", so lautet der Schluß der Selbstbiographie, „war 1848 zum a. o. Professor ernannt worden, er hatte seine Lehrfähigkeit ausgebildet, er war ihrer sicher geworden und so konnte es nicht fehlen, daß der längere Aufenthalt in einer kleinen Universitätsstadt, die an Kunstgenüssen fast nichts, interessanten geselligen Verkehr nur in sehr beschränktem Maße und dem akademischen Lehrer nur eine geringe Wirksamkeit bot, ja in der die Wissenschaften selbst mehr nur noch geduldet als gepflegt zu werden schienen, für ihn allmählich immer drückender wurde. Er suchte und fand für diese Entbehrungen eine Entschädigung in einem glücklichen Familienleben und in Ferienreisen, vor allem aber in weiteren Studien, die sich von nun an vorzüglich einem in Deutschland leider noch zu wenig bekannten und beachteten Fache, der Anthropologie und Ethnographie zuwendeten".

W. hatte sich 1847 mit Luise Beck, Tochter des 1779 zu Pirmasens geborenen großh. hessischen Generals Beck verheirathet, mit der er verwandt war, einer ebenso liebenswürdigen wie bedeutenden Frau, die ihrem Manne geistig ebenbürtig zur Seite stand. Von den drei Kindern dieser Ehe lebt noch der Sohn, Professor Karl Waitz in Tübingen. Dies Familienleben war ein sehr glückliches und höchst anziehend für nähere und fernere Freunde. W. selber war eine durchaus edle Natur, nach allen Seiten durchgebildet, im Verkehr liebenswürdig, mit freundlichster Theilnahme für jeden — eine Persönlichkeit, wie man sie im Leben so gern hat und doch so selten findet. Ein Zug seines Wesens ist noch besonders zu erwähnen: seine musikalische Befähigung. Er war ein tüchtiger Kenner der musikalischen Litteratur, ein tüchtiger Clavierspieler, sein freies Phantasieren wird als sehr ergreifend geschildert; auch hat er, wie Herbart, selbst componirt, und eine größere Sonate ist 1844 bei Breitkopf und Härtel erschienen. Seine letzte Sonate ist 1861 geschrieben — wie es scheint, schrieb er die Compositionen rasch nieder, sie zeigen keine Correcturen. Leider wurde dies reiche Leben, welches noch so viel leisten konnte und leisten wollte — nach der Anthropologie beabsichtigte W. die Religionsphilosophie zu bearbeiten — frühzeitig zerstört. Schon im Herbst 1863 war W. von München

krank zurückgekehrt und hatte sich den ganzen Winter über unwohl gefühlt. Dennoch ging er in den Osterferien 1864 zu neuen Studien wieder nach München, wieder kam er krank zurück: schnell entwickelte sich ein Typhus, der nach anscheinend günstigem Verlauf sich plötzlich verschlimmerte und am 21. Mai 1864 den eben 43jährigen dahinraffte.

Ueber Waitz' Philosophie, namentlich über seine „praktische" Philosophie hat am ausführlichsten und vortrefflich O. Willmann in der Einleitung zur 2. Auflage der Pädagogik gehandelt. Und allerdings liegt auf dem Gebiet, welches W. als praktische Philosophie bezeichnete, das Hauptgewicht seiner Thätigkeit: abgesehen von der Logik behandelte er theoretisch nur Psychologie und Psychophysik, und beide als Naturwissenschaften. Er konnte (Grundlegung S. IV) die Aufgabe der Philosophie nur darin finden, eine Wissenschaft aufzustellen, welche den Grund aller Erfahrung und diese aus jenem begreiflich macht; alles andere erschien ihm inhaltsleere Speculation. Durch strenge Consequenz dieses Standpunktes nimmt er eine ganz eigenthümliche Stellung ein: er geht von der philosophischen Betrachtung des Individuums aus und kommt zur Philosophie der Gesellschaft, zur Grundlegung der Sociologie; denn als solche muß man seine Anthropologie der Naturvölker bezeichnen. Auch die Religionsphilosophie liegt auf diesem Wege und daß die gesammte praktische Philosophie ebenfalls dahin führt, ist klar. Dadurch hat er für die Zukunft Grundlage und Bahnen von größter Wichtigkeit und Fruchtbarkeit geschaffen. Und gerade nach dieser Richtung hin ist dann auch seine Anthropologie der Naturvölker vorzugsweise benutzt worden.

Selbstbiographie in Strieder's hess. Gel.- u. Schriftstellergesch., fortgesetzt von Otto Gerland. Kassel 1863, S. 153 (im Vorstehenden mit „ "). — Nekrolog in der Beil. der Augsb. Allg. Ztg. vom 2. Juni 1864 (von Prof. E. L. Th. Henke). — Ed. Zeller, Theodor Waitz, in Vorträgen und Abhandlungen. 2. Samml. Berlin 1877, S. 363 f. — Familiennachrichten, Mündliches, z. Th. von Prof. Dr. K. Waitz (Tübingen), persönl. Erinnerungen.

Georg Gerland.

Waitzenegger: Franz Josef W. (Weizenegger), geboren am 8. Mai 1784 zu Bregenz in Vorarlberg, † ebenda am 7. December 1822. In der Jugend (1795—99) Gehülfe seines Vaters in der städtischen Ziegelhütte, dann Kürschnerlehrling und Geselle, wandte sich der geistig vorwärtsstrebende W. 1802 dem Studium im Benedictinerkloster Mehrerau bei Bregenz zu, in dem er hier aus seinem Vorleben erklärliche Schwierigkeiten überwand, mit 20 Jahren (1803) das Gymnasium im Kloster absolvirte, den I. Jahrgang der Philosophie daselbst, den II. zu Innsbruck vollendete und zu Landshut in Baiern das theologische Studium begann. 1809 in das Constanzer bischöfliche Seminar zu Meersburg aufgenommen, erhielt W. 1810 im Alter von 26 Jahren die Priesterweihe und widmete sich fortan der Seelsorge an verschiedenen Orten, zuletzt zu Oberndorf in der Pfarre Dornbirn (Tornbüren). Ein hartnäckiges Fieber zwang ihn 1815 für einige Zeit der Seelsorge zu entsagen und bei seiner Schwester in Bregenz zu leben, allwo ihn der innerste Drang historischen Studien zuführte. Doch blieb er im geistlichen Berufe thätig, da er seit Sommer 1816 die Stelle eines Beichtvaters bei den Bregenzer Dominikaner-Nonnen versah. Am 7. December 1822 im Alter von 38 Jahren schied der ungemein fleißige Mann bereits aus dem Leben. Seit 1811 schriftstellerisch thätig, wie dies theologische Erbauungsschriften verschiedener Art, insbesondere fromme Erzählungen darthun, verewigte sich W. als patriotischer Vorarlberger und Historiker in drei Werken, deren letztes allerdings nur als Materialiensammlung in seinem Nachlasse vorhanden war und von anderer Hand für den Druck zurechtgemacht wurde. Den Anfang bildete

1820 die Studie über „Das alte Bergschloß Bregenz“ u. s. w. Dann übernahm W. die Fortsetzung des von F. K. Felder begonnenen, aber nur bis zum ersten Bande gebrachten Werkes: „Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit“. W. vollendete es mit dem 2. und 3. Bande (Landshut 1822). Nebenher hatte W. umfassende Vorarbeiten zu einer Landeskunde und Geschichte seines Heimathlandes in Angriff genommen. Das Ganze erschien von seinem Landsmanne und Freunde, dem Benedictiner Meinrad Merkle, zum Drucke befördert unter dem Titel „Vorarlberg aus den Papieren des in Bregenz verstorbenen Priesters Franz Josef Waizenegger“ in drei Bänden zu Innsbruck 1839 (Firma Wagner). Es ist die erste umfangreiche Bearbeitung eines schwierigen Stoffes mit allen Mängeln einer solchen, bleibt jedoch verdienstlich, wenn auch erst die in kritischer Beziehung und in Hinsicht historischer Auffassung maßgebenden Leistungen seines jüngeren Heimathgenossen, weiland J. Bergmann, der Landes-, Volkskunde und Geschichte Vorarlbergs die erste wissenschaftliche Grundlage schufen.

Gräffer-Czikann's Oe. National-Encyclopädie, 6. Bd. (Wien 1837). — Staffler, das deutsche Tirol und Vorarlberg (Innsbr. 1847, 1. Bd.). — Wurzbach, Oe. biogr. Lex. 54. Bd. 1886. F. v. Krones.

Waizenegger: Ferdinand W., Jurist, geboren zu Bregenz um das Jahr 1580, † zu Ingolstadt am 18. August 1634. Es ist unbekannt wo W. seine humanistischen und rechtswissenschaftlichen Studien machte, und wo er den juristischen Doctorgrad erwarb. 1612 finden wir ihn als Extraordinarius an der Ingolstädter Juristenfacultät. Anfangs des Jahres 1614 rückte er zum Ordinarius vor an Stelle des Professors Johann Georg Prugglacher, welcher Ende 1613 als kurfürstlicher Rath nach München ging. Später wurde W. professor primarius, kurfürstlicher Rath, auch Präfect zu Gerolfingen, und sein Gehalt stieg von 1614 bis 1634 von 300 Gulden allmählich auf die damals seltene Summe von 600 Gulden.

W., der hauptsächlich über canonisches Recht las, besaß eine vorzügliche Lehrgabe, womit er ein sehr einnehmendes Wesen verband, so daß er sich bald zu einem Lieblinge der Universität und selbst der Stadt machte; es wurde daher sein verhältnißmäßig früher Tod nicht bloß in Universitätskreisen, sondern über diese hinaus tief und aufrichtig beklagt. Ein Hauptzug von Waizenegger's Charakter war Freigebigkeit. Im Einklang hiermit berichtet Mederer, W. sei gegen Arme äußerst wohlthätig gewesen, und habe es ihm einen Genuß gewährt, unbemittelte Kleriker und Studenten oder durch den Krieg Geschädigte theils bei sich an seinem Tische zu sehen, theils sie überhaupt zu verpflegen. Es war daher, bemerkt Mederer, nach seinem Tode ungewiß, ob er sich seinen Ruf durch Gelehrsamkeit oder Herzensgüte erworben habe. Wilhelm Uhläus, Professor der Rhetorik, welcher die Leichenrede hielt, spricht sich in ähnlichem Sinne aus und treffend rühmt die Grabschrift in der Morizkirche, in welcher unser Gelehrter bestattet ist: „D. Ferdinand W. in superos semper pius, in pauperes semper liberalis, in arte Juris semper exactus, in caussis Justitiae semper integer, in omnibus vere Germanus“.

W. hat sich auch als Schriftsteller hervorgethan. Von seinen litterarischen Arbeiten, welche zerstreut bei Mederer, Kobolt, Prantl und in Zedler's Realencyklopädie aufgezählt sind, — verdienen besondere Beachtung: a) dessen Dissertationen (meist civilrechtl. Inhalts), welche gesammelt 1637 in 4° zu Ingolstadt erschienen und von K. Deuich mit vieler Anerkennung besprochen wurden; b) die beiden quaestiones monetariae, von Kaspar Mangius mit einer einleitenden Vorrede 1665 in Ingolstadt herausgegeben; endlich c) die Commentationes de origine juris et formis reipublicae, ac variis Monarchiis, de imperio et

Imperatore; Erörterungen über Formen, Entwicklung und Einrichtung des staatlichen wie öffentlichen Lebens, die um so mehr Berücksichtigung verdienen, als damals das Gebiet des öffentlichen Rechtes nur sehr wenig betreten war und sich letzteres in der Litteratur erst allmählich zu gestalten begann.

Zedler's Univ.-Lexikon s. v. — Mederer, Annales Ingolst. acad. P. II. p. 271. — Kobolt, Biogr. Gel.-Lexik. S. 275 u. Ergänzungen. — Prantl, Gesch. d. Ludw.-Max.-Univ. u. s. w. I, 421 II. Biogr. Nr. 141.

v. Eisenhart.

Wakenitz: Albrecht W. stammte aus einem der ältesten pommerschen Rittergeschlechter und gehörte zu der Clevenower Linie desselben. Er studirte in Greifswald, Rostock, Wittenberg, Leipzig und Tübingen und wurde im Februar 1585 zu Greifswald außerordentlicher Professor in der juristischen Facultät. Die lateinische und griechische Sprache waren ihm ebenso geläufig wie die deutsche; auch kannte er jede Stelle des Neuen Testaments, weil er tagtäglich darin las. Schon 1586 berief ihn Ernst Ludwig an den Wolgaster Hof, woselbst er 1590 zum herzoglichen Archivar und Rath und Hauptmann der Aemter Grimmen und Tribsees ernannt wurde. In der Folge war er seit 1605 als Landrath, Prälat und Domherr des Stifts Cammin in den Landesangelegenheiten fortwährend thätig, besuchte mehrere Reichstage und war von 1616—22 Prokanzler der Landesuniversität. Er leitete die Visitationen derselben und hatte auch Antheil an den Greifswalder und Stralsunder Bürgerverträgen von 1611 und 1615. Der Universität bewies er ein besonderes Wohlwollen, indem er das nach ihm benannte Stipendium stiftete sowie der Universitätsbibliothek alle seine Bücher und 500 Gulden vermachte. Nicht minder reiche Schenkungen verlieh er den Kirchen, Predigern und Armen zu Cammin, Grimmen, Clevenow und Sassen, sowie dem Waisenhause zu Greifswald. Nach seinem Tode am 28. März 1636 wurde er in dem von ihm in der Kirche zu Grimmen errichteten Erbbegräbnisse beigesetzt. Von seiner humanen Lebensanschauung zeugt die testamentarisch hinterlassene Verfügung betreffs seiner Gutsunterthanen: „Meine Nachfolger in den Gütern sollen ihre Sorgen und Gedanken dahin richten, daß sie die Unterthanen nicht ausmergeln und mit tyrannischer und egyptischer Dienstbarkeit, worauf egyptische Strafen zu folgen pflegen, beschweren. Sie sollen bedenken, daß diese auch von Gott zu seinem Ebenbilde ebensowol als sie selbst erschaffen worden, bei welchem kein Ansehen der Person ist; und daß diese armen Leute ebensowol Christen seien, eben die Taufe, eben den Glauben, so sie haben, hatten."

Pyl, Pomm. Geneal. II, 35—37. — Kosegarten, Gesch. d. Univers. Greifswald. I, 219.

Häckermann.

Wakenitz: Wilhelm Dietrich v. W., königlich preußischer Oberstlieutenant, demnächst landgräflich hessen-kasselscher Generallieutenant und Etatsminister, aus altem pommerschen Geschlechte am 2. August 1728 auf dem Gute Boltenhagen im jetzigen Kreise Wolgast als der Sohn eines schwedischen Oberstlieutenants geboren, trat 1741 bei dem Corps der Unrangirten, einem Bestandtheile der Fußgarde, in welchen auch die „auf Avantage dienenden" jungen Leute eingestellt wurden, in den preußischen Heeresdienst, wurde am 9. Juli 1744 zum Cornet bei den 1740 errichteten Gardes du Corps ernannt und verdiente sich im zweiten Schlesischen Kriege in der Schlacht bei Hohenfriedeberg am 4. Juni 1745 mit drei anderen Officieren der damals nur eine Schwadron zählenden Truppe den Orden pour le mérite. Bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges war er Lieutenant. Als nach der Gefangennahme des sächsischen Heeres zwei neue Escadrons Gardes du Corps errichtet wurden, erhielt er das Commando einer derselben, inzwischen hatte er am 1. October 1756 in der Schlacht von Lowositz,

wo die Schwadron sich sehr hervorthat, tapfer mitgefochten. Daß er hier, wie Kalckreuth (s. unten) erzählt, den Prinzen von Lobkowitz-Sagan persönlich gefangen genommen habe, ist eine unverbürgte Behauptung. Am 24. Februar 1757 war die Aufstellung der neuen Escadrons beendet, W. wurde nun zum Rittmeister ernannt (Uebersicht der Geschichte des Regiments der Gardes du Corps von 1740—1890 [von Rittmeister Graf Brühl]. Berlin 1890). Das Kriegsjahr 1757 brachte ihm und seinen Gardes du Corps die Theilnahme an den Schlachten bei Prag, Roßbach und Leuthen, wo sie sich ebenfalls bewährten, im Januar 1758 ward jener, nachdem sowol der bei Lowositz schwerverwundete Oberstlieutenant von Blumenthal, wie der zunächst an dessen Stelle getretene Rittmeister von Grotthusen — der Letztere, weil er verstimmt darüber war, daß er nicht zum Commandeur ernannt wurde — aus dem Dienste geschieden waren, mit der Führung des Regiments betraut. An der Spitze desselben sollte er hohen Ruhm ernten. Der Schlachttag von Zorndorf, der 25. August 1758, war sein Ehrentag; mit dem schweren Ringen und dem blutigen Siege ist Wakenitz' Name eng und unlöslich verbunden. Die Gardes du Corps gehörten zu der Seydlitz unterstellten Cavallerie des ersten Treffens des rechten Flügels, mit fünf Escadrons Gensdarmen und fünf Escadrons Seydlitz-Cürassiere standen sie unter dem Generalmajor von Lentulus. Als am Morgen des Schlachttages Seydlitz durch den ersten der von ihm geleiteten Reiterangriffe die Vorwärtsbewegung des feindlichen rechten Flügels zum Stehen brachte, hieben sie tapfer ein und auch bei den am Nachmittage ausgefochtenen Kämpfen, durch welche endlich die Schlacht entschieden und der Sieg an die preußischen Feldzeichen gekettet wurde, hatten sie ihren reichlichen Antheil, ohne daß bei den vielen Widersprüchen, welche die Quellen enthalten, mit Sicherheit festgestellt werden kann, wie diese Reiterkämpfe verlaufen sind (M. Immich, Die Schlacht bei Zorndorf, Berlin 1893). Seydlitz zeichnete W. und seine Gardes du Corps durch anerkennendes Lob aus, und daß der König ihre Leistungen würdigte, beweisen die vielen Auszeichnungen, die er ihnen zu Theil werden ließ. Den Rittmeister v. W. beförderte er, ohne daß dieser Major wurde, sofort zum Oberstlieutenant. Seinen Dank bethätigte das Regiment bald darauf gelegentlich des Ueberfalles von Hochkirch am 14. October durch seine tüchtige Haltung auf dem Rückzuge. Dann aber trat eine Verstimmung des Königs gegen W. ein. Die Gründe dazu werden verschieden angegeben, vermuthlich haben mehrere derselben zusammengewirkt. W. soll auf seine Verdienste gepocht haben und ungehalten darüber gewesen sein, daß er eine ihm angeblich versprochene Entschädigung für den durch den Krieg herbeigeführten Verlust seiner in Schwedisch-Pommern belegenen Güter Boltenhagen und Kiesow nicht erhalten habe, eine starke Partei innerhalb und außerhalb des Regiments, die des Königs Ohr hatte, soll ihn verdächtigt haben, nach Retzow (Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges, 1. Band, S. 328, Berlin 1802) hat er des Königs Ungnade dadurch auf sich gezogen, daß er, obgleich bei Zorndorf befohlen gewesen nicht Pardon zu geben, einem russischen Officier, der sich ihm persönlich ergeben hatte, in seinen Schutz genommen und einen Garde du Corps, welcher diesem einen tödtlichen Hieb versetzte, erschossen habe — das Ergebniß war, daß nicht W. sondern sein Hintermann Commandeur der Gardes du Corps und daß W. selbst am 3. März 1760 unter Beförderung zum Oberst das Commando des Cürassierregiments Markgraf Friedrich (Nr. 5) erhielt, dessen Garnison Schwedt a. O. war. W. erblickte darin nicht ohne Grund eine Zurücksetzung. Er trat sein Commando nicht an, ging unter dem Vorwande, krank zu sein, nach Berlin und ließ sich hier am 9. October 1760, als die Russen die Stadt besetzten, unbegreiflicher Weise gefangen nehmen. Der nach der Thronbesteigung des

Zaren Peter geschlossene Friede gab ihm die Freiheit wieder, im Februar 1762 kehrte er zurück, im December des nämlichen Jahres erbat und am 11. dieses Monats erhielt er seine Entlassung aus dem preußischen Dienste.

Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel, welcher mit Vorliebe preußische Officiere in seine Dienste und in seine Umgebung zog, ernannte ihn am 14. Juli 1763 zum Generalmajor, übertrug ihm im Mai 1764 das Commando des Cavallerieregiments Gensdarmes, beförderte ihn am 17. Januar 1765 zum Chef desselben, am 27. October 1772 zum Generallieutenant (Grundlage zur Militär-Geschichte des landgräflich hessischen Corps, Kassel 1798) und vertraute ihm, als er die Geschäfte der Landesregierung neu ordnete, am 19. August 1774 das Departement der Finanzen an, „in dem gnädigsten Vertrauen, daß er nach seiner bekannten droiture Unsere zum allgemeinen Besten abzielende gnädigste Intention nach Möglichkeit zu befördern sich angelegen sein lassen werde". Daneben war W. Mitglied des Kriegs- und des Generaldirectoriums, schon seit 1765 gehörte er der Rekrutir-, Remontir- und Montirungs-Commission an. An Gnadenbeweisen des Fürsten fehlte es nicht. Am 30. October 1767 verlieh dieser ihm die Stelle eines Oberamtmanns des Fürstenthums Hersfeld, welche jährlich 1500 Thaler eintrug, am 5. März 1769 erhielt er bei der ersten Reception den Orden pour la vertu militaire, am 25. August 1773 den Orden vom Goldenen Löwen. Retzow rühmt sein Verdienst um die hessische Cavallerie, welche damals (1769) ein neues Reglement erhielt und deren Inspecteur er war, der unbekannte Verfasser (wol Franz Hundeshagen) der Schrift „Hessen vor dem 1. November 1806" schreibt die gute Verfassung der Truppen im allgemeinen mit auf seine Rechnung, der badische Kammerherr Fr. Just. Freiherr von Günderode rühmt in seinen „Briefen eines Reisenden über die gegenwärtigen Zustände in Kassel, mit aller Freiheit geschildert" (Frankfurt und Leipzig 1781) bei Besprechung des hessischen Finanzwesens, „den Geist der Ordnung und der Einrichtung, die in W. wohnen". Kalckreuth (s. unten) nennt ihn schweigsam und einen guten Reiter. Der am 31. October 1785 erfolgte Tod des Landgrafen Friedrich brachte demnächst in den inneren Verhältnissen der Landesregierung eine bedeutende Aenderung zu Wege. Landgraf Wilhelm IX., sein Nachfolger, nahm sich vor, selbst zu regieren. Damit war das Schicksal der Rathgeber seines Vorgängers besiegelt, eine Mißstimmung in den heimischen Kreisen gegen die „preußische Junta", worunter W. und dessen Landsleute, die Generale Martin Ernst von Schlieffen und von Jungken-Münzer verstanden wurden, beschleunigte deren Scheiden aus dem Dienste. Schon im Februar 1789 gingen die beiden letzteren, am 8. Mai ward das von Ersterem eingereichte Entlassungsgesuch unter Gewährung eines Ruhegehaltes von jährlich 1000 Thalern genehmigt. W. behielt seinen Wohnsitz zu Kassel und ist dort am 9. Januar 1805 gestorben. Seine Bestattung erfolgte auf dem Militär-Friedhofe. Als dieser aufgegeben wurde, ordnete Kaiser Wilhelm II. die Ueberführung der Gebeine nach Potsdam an, wo sie am 18. August 1891 auf dem städtischen Kirchhofe beigesetzt wurden (Dr. Carl Scherer in Zeitung „Post" vom 16. Aug. 1891, 1. Beil., Berlin).

An den Namen des Rittmeisters v. W. und an sein Verhalten bei Zorndorf knüpft sich die Erzählung, daß W., als Seydlitz eine Niederlage der preußischen Waffen für unausbleiblich gehalten, den Ausspruch gethan habe, er könne nicht zugeben, daß eine Schlacht verloren ginge, bevor die Gardes du Corps attackirt hätten und werde daher attackiren. Wakenitz' Beispiel habe die Commandeure der beiden anderen, dem General von Lentulus unterstellten Regimenter bestimmt, die gleiche Absicht kundzugeben, der Reiterangriff sei ausgeführt und habe die für verloren gehaltene Schlacht zu Gunsten der eigenen Partei entschieden. Die Erzählung beruht auf den Denkwürdigkeiten des späteren

Generalfeldmarschalls Grafen Adolf Kalckreuth, zur Zeit der Schlacht Lieutenant und Adjutant im Regiment der Gardes du Corps, welcher Erinnerungen aus seinem Leben unter dem Titel „Paroles“ (1841 in wenigen Exemplaren, von denen eines die königliche Bibliothek zu Berlin besitzt, gedruckt, schon vorher in deutscher Uebersetzung durch die Zeitschrift Minerva, Jahrgänge 1839/1840, 194. u. 196. Bd., veröffentlicht) kurz vor seinem 1818 erfolgten Tode, in einem Alter von fast 80 Jahren und 59 Jahre nach dem Stattfinden der Ereignisse, seinem Sohne dictirt hat. Bis diese Aufzeichnungen erschienen, wußte Niemand etwas von dem Vorgange, kein anderer zeitgenössischer Schriftsteller erwähnt denselben, ebensowenig der Feldprediger des Regiments in seiner 1798 gelegentlich einer Standartenweihe gehaltenen Gedächtnißrede, in der er einen Rückblick auf die Thaten und die Vergangenheit der Gardes du Corps wirft, und Kalckreuth, dem Kreise des Prinzen Heinrich angehörend, ist ein sehr verdächtiger Zeuge, welcher jede sich ihm bietende Gelegenheit ergreift, den König herabzusetzen, was er hier erreicht, indem er diesen als undankbar gegen den Mann erscheinen läßt, der den Tag von Zorndorf entschieden habe. (Ueber Kalckreuth: Graf E. zur Lippe-Weißenfeld in den Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine, 51. Bd., S. 142, Berlin; Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarschalls von Boyen, 2. Bd., S. 32, 1888, Leipzig 1889.) Abgesehen hiervon muß die Wahrheit der Erzählung stark bezweifelt werden, weil das Regiment, als W. angeblich jenen Ausspruch gethan hat, bereits attackirt hatte und weil weder Seydlitz noch Lentulus Leute waren, denen ein Kleinmuth zugetraut werden darf, den erst W. wieder aufgerichtet haben soll. Kalckreuth behauptet, daß Seydlitz, von einem schlecht berechneten, daher verlustreichen und erfolglosen Angriffe auf Infanterie in tiefer Niedergeschlagenheit zurückkehrend, die Commandeure der Gardes du Corps, der Gensdarmes und seines eigenen Cürassierregiments zusammengerufen und ihnen eröffnet habe: „La bataille est perdue; je ne veux pas même Vous ordonner d'attaquer, mais celui qui le juge à propos peut le faire.“ Dann fährt Kalckreuth fort: Celui des gardes du corps, mon cher Wakenitz, répliqua avec son flègme ordinaire: „Je ne veux pas qu'une bataille ait été perdue sans que les gardes du corps aient attaqué; j'attaque“. Löllhoefel, commandeur du régiment de Seydlitz, mort lieutenant-général, dit „Si Wakenitz attaque, j'attaque aussi“. Schwerin, qui commandait les gensdarmes, dit à son tour: „Si Vous attaquez tous deux, il faut bien que j'attaque aussi“. Retzow, gleichfalls zu den Anhängern des Prinzen Heinrich gehörend, erzählt (1. Bd., S. 329), Seydlitz habe auf seinem Todtenbette dem Könige W. als den Würdigsten bezeichnet, ihn selbst als Inspecteur der schlesischen Cavallerie zu ersetzen, auf des Königs Entgegnen, wie Seydlitz dazu käme, ihm einen Officier zu nennen, der nicht mehr in preußischen Diensten stände, habe jener erwidert, daß er keinen geschickteren kenne. Ferner wird erzählt daß Friedrich Wakenitz' Nachfolger im Commando, dem späteren Oberst v. Schätzel, seines Vorgängers Wahrheitsliebe mit dem Hinzufügen gerühmt habe: „An dem Manne habe ich viel verloren“ (K. Müchler, Friedrich der Große, Berlin 1834). Als W. den preußischen Dienst verließ, schrieb der spätere Generalfeldmarschall von Möllendorff „W. est relâché, mais ses amis ne l'ont pas bien conseillé. Il vient d'écrire au roi demander son congé, ce n'est pas le temps à présent, et si tôt après sa rançon; il fallait attendre l'hiver“ (F. D. E. Preuß, Friedrich der Große, 4. Bd., S. 404, Berlin 1834).

B. Poten.

Wael: Cornelis de W., Maler, wurde am 7. September 1592 zu Antwerpen geboren. Er erhielt seine erste künstlerische Ausbildung in seiner Vaterstadt, folgte aber seinem älteren Bruder Lucas de W. (1591—1661), der

sich als Landschaftsmaler eines guten Namens erfreute, von dem wir aber keine beglaubigten Bilder kennen, nach Genua, wo er vom Jahre 1620 an bis zu seinem im J. 1661 oder 1662 erfolgten Tode, abgesehen von zwei kürzeren Reisen nach Rom, ununterbrochen lebte. Bis vor kurzem hat man die meisten seiner Bilder verkannt, und erst die Untersuchungen L. Scheibler's haben uns mit seiner künstlerischen Individualität und seiner Stilentwicklung bekannt gemacht. W. gehört in die Reihe der holländischen Schlachten- und Kriegsmaler. Er stand in seiner früheren Zeit der Auffassung des Peter Snayers ziemlich nahe, näherte sich aber in Italien der Weise des so einflußreichen Pieter van Laer. Zu seinen frühesten Werken gehören „Der Halt auf dem Marsche" und die „Lagerscene mit Beschießung einer Festung" in der Galerie des Grafen Harrach in Wien, die dort fälschlich dem Esaias van der Velde zugeschrieben waren. In der kaiserlichen Gemäldesammlung wird ein W. traditionell zugeschriebener „Zug der Juden durch das rothe Meer" aufbewahrt. Gegenwärtig weist man ferner die im Braunschweiger Museum dem Pieter Molijn dem Jüngeren gen. Cav. Tempesta zugetheilten beiden Bilder: „Beraubung einer Stadt im Winter" und „Ein Kriegslager" W. zu, und ebenso ist die „Lagerscene" im Museum zu Neapel, die der Katalog als ein Werk van der Meulen's aufführt, und die „Werke der Barmherzigkeit" im Museum zu Marseille, wo sie die Bezeichnung „spanische Schule" tragen, für W. in Anspruch genommen worden. Aus seiner späteren Zeit rühren die sechs zusammengehörigen Volks- und Sittenbilder in der Akademie zu Venedig her, die dort fälschlich auf den Namen Dujardin getauft sind. Einer ähnlich charakteristischen Folge begegnet man in den sechs meist italienische Bauernscenen darstellenden Bildern des Palazzo Durazzo-Pallavicini in Genua. Auch die übrigen Gemäldesammlungen von Genua sind ziemlich reich an Bildern des Künstlers, doch hat die neuere Forschung erst einen Theil davon als sicheres Eigenthum de Wael's anerkannt. Von jeher wurde der „italienische Marktschreier" in der Kasseler Galerie als eine Arbeit de Wael's angesehen, während der „Untergang der Aegypter im rothen Meer" im Museum zu Antwerpen als ein Werk des H. Jordaens ausgegeben wurde. Auch als Radirer hat W. Tüchtiges geleistet, doch leiden seine Blätter zum Theil unter einer gewissen Flüchtigkeit und Ungleichmäßigkeit, die auch vielen seiner Oelgemälde eigen ist, und die die Widersprüche in den bisherigen Urtheilen über W. erklären. Handzeichnungen von seiner Hand werden im Berliner Kupferstichcabinet aufbewahrt.

Vgl. F. Jos. van den Branden, Geschiedenis der Antwerpsche schilderschool, S. 664, 665. Antwerpen 1883. — L. Scheibler im Repertorium f. Kunstwissenschaft VI, 244—247. Berlin u. Stuttgart 1883. — A. Woltmann u. K. Woermann, Gesch. der Malerei III, 492, 493. Leipzig 1888.

H. A. Lier.

Walahfrid, mit dem Beinamen Strabo oder Strabus, d. h. der Schielende, war einer der begabtesten Schriftsteller der karolingischen Zeit, ein formgewandter Dichter, ausgezeichnet durch die Anmuth seiner Sprache und den reinen, fast fehlerlosen lateinischen Ausdruck. Er war ein Schwabe von armer und geringer Herkunft, um 807 geboren, und kam schon als Knabe in das Kloster Reichenau. Schon mit 15 Jahren verfaßte er ein Gedicht im Namen seines Lehrers Tatto, aber dieser war hart und strenge gegen ihn und auch der Abt Erlebold war ihm nicht gewogen. Er hatte viele Schläge zu erdulden und litt Mangel an Nahrung und Kleidung. Seine Noth klagte er dem vielvermögenden Abte Grimald, der ihn aufforderte, die Vision des 824 verst. Wetti (s. d.) welcher ihm ein wohlwollender Lehrer gewesen war, metrisch zu bearbeiten. Diese sehr gelungene Arbeit, in welcher er es auch an Lobsprüchen der einfluß-

reichen Personen nicht fehlen ließ, scheint seine Lage verbessert zu haben; er konnte in Fulda den Unterricht Hraban's genießen, und 829 finden wir ihn am Hofe Ludwig's d. Fr. in Aachen als Lehrer des Prinzen Karl, im Verkehr mit den bedeutendsten Vertretern der neuen Bildung, voll Dankbarkeit gegen den Kaiser, der ihn aus dunkler Verborgenheit hervorgeholt habe; ihn und vorzüglich die Kaiserin Judith preist er auch in dem merkwürdigen Gedicht über das Standbild des Ostgothen Theodorich, welches von Ravenna nach Aachen gebracht war. Nach Erlebold's Abdankung 838 erhielt er die Abtei Reichenau, eine ganz ungewöhnliche Auszeichnung für einen Niedriggeborenen, gerieth aber nun auch bald in die politischen Wirren; ein eifriger Anhänger Lothar's flüchtete er nach Speier, wo er ein Gedicht voll Lobpreisung an ihn richtete. Doch im J. 842 erhielt er seine Abtei wieder und hatte 849 eine Botschaft Ludwig's des Deutschen an Karl d. Kahlen zu bringen; da hat er beim Uebergang über die Loire am 18. August das Leben verloren. Von seinen Gedichten ist noch das anmuthige Büchlein über die Gartenzucht hervorzuheben, welches er Grimald widmete. Die Lebensbeschreibungen von Gallus und Othmar beabeitete er in reinerer Sprache; zu Einhard's Leben Karl's und Thegan's Leben Ludwig's schrieb er Vorreden, die für uns werthvoll sind. Auch hat er ein lehrreiches Werk über Ursprung und Entwicklung der Verfassung der Kirche verfaßt, welche er mit den entsprechenden weltlichen Aemtern vergleicht.

Ebert, Gesch. d. Litt. des Mittelalters II (1880), S. 145—166. — — Hauck, Kirchengesch. Deutschl. II, 600 ff. — Wattenbach, Geschichtsquellen, 6. Aufl. I, 279—281. — Die Gedichte bei Dümmler, Poet. lat. II, 259—423; vgl. K. Plath im Neuen Arch. XVII, 261—279. — Neue Ausg. des Werkes über die Kirchenverfassung von Krause für die Mon. Germ. vorbereitet.

Wattenbach.

Walasser: Adam W., gebürtig aus Ulm, kam im J. 1551 nach Dillingen. Welche Stelle er hier bekleidete, läßt sich aus den Vorreden zu seinen Schriften nicht ersehen. Sicher ist, daß er nicht dem geistlichen Stande angehörte und berufsmäßige „tägliche Arbeit“ hatte. In den Jahren 1573 und 1574 finden wir ihn in Tegernsee bei den ihm befreundeten Benedictinern, denen er bei der Einrichtung einer neuen Druckerei mit Rath und That zur Seite stand. Auch in den Jahren 1577 und 1578 hielt er sich dort auf. Er starb im J. 1581. W. war ein ungemein thätiger Volksschriftsteller. Seine Publicationen sind meistens Uebersetzungen und Ueberarbeitungen von älteren handschriftlichen oder gedruckten theologischen Werken, die ihm von allen Seiten zugesandt wurden, mit der Aufforderung sie neu herauszugeben. Einige Schriften hat er selbständig verfaßt, darunter „Der Teutschen Spiegel“ (1563). Reinhardstöttner sagt darüber, „daß sich darin Walasser's Poesie stellenweise zu einer für jene Zeit beachtenswerthen Wärme des Gefühls erhebe.“ Um das alte deutsche Kirchenlied hat sich W. insofern verdient gemacht, als er einige volksthümliche Sammlungen und ein Erbauungsbuch mit alten Liedern herausgab.

Ich gebe nachstehend ein Verzeichniß seiner Schriften, die zum größten Theile auf der Universitätsbibliothek und der königl. Bibliothek in München sich vorfinden. Die meisten Schriften Walasser's erlebten mehrere Auflagen.

I. Theologische Schriften erbaulichen Charakters: 1) „Martyrologium. Der Kirchen Kalender .... auß alten warhafften Cath. Büchern zusamen bracht. Und durch Doctor Petrum Canisium, Thumpredigern zu Augspurg in Truck verfertigt“ (Dillingen, Sebald Mayer 1562, 16 und 400 Bl. Uebersetzung und Bearbeitung des röm. Martyrologiums von Canisius und Walasser); 2) „Passional. Die gantz Histori von dem heiligsten Leyden Jesu Christi ....

durch A. W. zum öfftermal gebessert und gemehret". Getruckt zu Dilingen, bey Johann Mayer 1566, 8 und 151 Bl. (Die Widmung an Frau Ursula Fuggerin geb. von Liechtenstein ist datirt S. Ursulatag 1570. Die Vorrede ist nicht datirt. Das letzte Blatt schließt mit der Jahreszahl 1586); 3) „Kunst wol zu sterben" (Dillingen, S. Mayer 1569, 8 und 315 Bl. Viele Auflagen.) 4) „Beichtspiegel u. s. w. Auß den Beichtbüchern der alten Lehrer zusamengezogen und jetzt durch A. W. wiederumb in Truck geben" (Dillingen, S. Mayer 1570, 8 und 149 Bl.); 5) „Christenliche und wolgegründte Predig von den vier Sontagen im Advent .... zuvor nie in Truck außgangen. Durch Petrum Canisium" (Dillingen, S. Mayer 1570. Vorrede Walasser's: Dillingen im Advent 1569); 6) „Trostbüchlein für die kranken und sterbenden Menschen. Durch A. W. in Truck geben" (Dillingen, S. Mayer 1569, 5 und 171 Bl. Mehrere Auflagen); 7) „Dialogi S. Gregorii Magni ..... von dem Leben und den Wunderwercken der Italianischen Vätter, auch von unsterbligkeit der Seelen .... Aus dem Latein verteutscht und durch A. W. in Truck geben" (Dillingen, S. Mayer 1571, 24 und 316 Bl.); 8) „Von der Gnadenreichen, Hochberümpten, weit außgebraiten und lang hergebrachten Bruderschafft des Psalters oder Rosenkranz Marie ..... Durch A. W. auß alten Scribenten zusamen gezogen und in Truck geben" (Dillingen, S. Mayer 1572, 8 und 72 Bl.); 9) „Himlische Schul u. s. w. Auß S. Birgiten Himlischen Offenbarungen gezogen, Durch A. W. wiederum erneuert und in Truck geben" (Dillingen, S. Mayer 1572, 15 und 72 Bl.); 10) „Von der Gemahelschafft des himlischen Königs ...... darinnen ... fürgebildet wirdt, wie ein weltlicher Mensch möge gaistlich werden. Durch A. W. wiederumb erneuert, gebessert und gemehret" (Dillingen, S. Mayer 1572, 8 und 180 Bl.); 11) „Geistlicher und weltlicher Zuchtspiegel. Schöne Christliche Lehr und Regeln, wie sich allerlay Standts Menschen inn Geistlichen und Weltlichen Sachen im Hauß und daraus erbarlichen halten sollen. Alles auß alten unnd newen Schrifften zusammengezogen und durch A. W. in Truck geben" (Ingolstadt, Alexander Weißenhorn 1572, 46 Bl.); 12) „Vita Christi. Das Leben .... Jesu Christi, auch seiner gebenedeyten Muter .... Marie. Vorzeiten durch einen andächtigen und gaistlichen Lehrer auß beschreibung des H. Evangelii und der alten bewerten Kirchenlehrer zusamen gezogen und jetzt durch A. W. ernewert, gebessert und gemehrt" (Dillingen, S. Mayer 1573, 7 und 359 Bl. Viele spätere Ausgaben); 13) „Meßbüchlein. In welchem begriffen eine Lateinische Meß, mit gründtlicher Erclärung, Verteutschung und Außlegung aller derselben Wort, Ceremonien und Gebräuchen. Ein gar altes ... Buch, durch A. W. wiederumb ernewert unnd jetz zum andernmal gebessert in Truck geben" (Dillingen, S. Mayer 1573, 8 und 193 Bl. Erste Ausgabe 1572); 14) Himlische Offenbarungen, warhaffte Prophecey en und andere gaistliche Tractätlin u. s. w. Auß S. Birgita, Johan Thaulero, Heinrich Seussen, Ludolpho Carthеuser u. s. w. gezogen, und durch A. W. wiederumb ernewert, gebessert und gemehrt" (Dillingen, S. Mayer 1573, 198 Bl.); 15) „Regelbüchlin des Heiligen ... Abts Benedicti ... verteutscht durch A. W." (Tegernsee 1574); 16) „Des Sünders geistlicher Belaitsmann. Mehr der geistlich Kempffer. Durch Ludovicum von Granata in spanischer und Casparum Loartum in italienischer Sprachen beschrieben und jetzt aus dem Latein durch A. W. verteutscht und in Truck geben" (Dillingen, S. Mayer 1574); 17) „Die geistlich Layenschul. Inhaltend, Was ainem gemainen Christen zu glauben und zu wissen, zu thun und zu lassen, zu seiner Seelen ewigen Hayl, nutz und notwendig ist. Durch A. W. jetz zum ersten mal in Truck geben" (Ingolstadt, David Schneider 1577, 12 und 144 Bl. Bl. 1—10: Ein neuer

kleiner kath. Katechismus für die einfältigen Laien); 18) „Reformirbüchlin. Schöne, guldine, gar alte Regeln für geistliche und weltliche Menschen .... Durch A. W. widerumb erneuert und gebessert" (Tegernsee 1578, 8 und 80 Bl.); 19) „Der Himlisch Fußsteig. Ein geistlichs Büchlin auß alter Gotsförchtiger Andeutung jetzt zu füglichem gebrauch von neuem zugericht, mit schönen Figuren gezieret und durch A. W. in Truck geordnet" (Tegernsee 1581, 16 und 168 Bl.).

II. Polemische Schriften: 20) „Des Kolers Glaub. Hierinn wirdt kürtzlich in Rheimen begriffen, wie sich ein einfeltiger Christ inn so mancherley jetz schwebenden Spaltungen unnd Secten des glaubens halten und was er bedencken und glauben soll" (1558, o. O., 8 Bl.); 21) „Klagred der frommen alten Teutschen Andacht" (o. O. und J., 10 Bl.); 22) „Von dem Antichrist, Ob derselbig kommen sey, oder noch kommen soll u. s. w." (Dillingen, S. Mayer 1560, 39 Bl.); 23) „Ein gar kurtz aber sehr artlich und zu diser zeit vast nutzlich Gesprech, darinn der grunnd und die ursach angezeigt wirdt, woran es bisher gemangelt, daß die Papisten nit all Evangelisch seind worden" (Dillingen, S. Mayer o. J., 15 Bl.); 24) „Der Teutschen Spiegel" (1563, o. O., 40 Bl.); „ein äußerst interessantes Reimbüchlein", wie Reinhardstöttner [83] sagt); 25) „Schildt des Catholischen Glaubens. Wider alle andere jetz schwebenden Confessions Bekanntnuß, Rotten und Secten .... durch A. W. von Ulm in Truck geben" (Dillingen, S. Mayer 1569, 8 und 168 Bl.); 26) „Von dem grossen gemainen Laster der Nachreder und Verleumbder. Ein christliche vermanung A. Walassers. Mit angehencktem warhafftigem Bericht von der Societet Jesu, von wegen schmehlicher Schrifften und Gemäl wider die Jesuiter fälschlich erdicht und im Truck außgangen" (Dillingen, S. Mayer 1570, 14 Bl.); 27) „Helm des Hayls. Welchs der recht Christlich und allainseligmachend Glaub sey. Ein unpartheyisch lustigs und nutzlichs Gespräch und Rheymenbüchlin. Allen verführten Christen zu nutz und wolfart gemacht und durch A. W. in Truck geben" (Ingolstadt, Alexander Weißenhorn 1571, 66 Bl.); 28) „Schwert des Geistes, Oder Entdeckung des newen Evangelions. Auß des .... Cardinals Stanislai Hosii Büchern gezogen, und durch A. W. in Truck geben. Mit angehenckter widerlegung etlicher erdichter Schmachschriften wider die Jesuiter in öffentlichen Truck außgangen" ..... (Getruckt zu Ingolstadt beym jungen Alexander Weissenhorn .... 1572, 59 Bl.). Kgl. Bibl. in Berlin.

III. Hymnologisches: 29) „Ein edel Kleinat der Seelen" (Dillingen, S. Mayer 1562, 4 und 284 Bl. Zweite Ausgabe 1568. Vgl. W. Bäumker, Das kath. deutsche Kirchenlied I, S. 67; II, S. 27, Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied I, S. 473); 30) „Catholische Teutsche und Lateinische Gesang, nach alter weiß und form der Heiligen, Christlichen Kirchen, durch das gantz Jar, nit allein in der Kirchen, sondern auch zu Hauß und darauß, zu Gottes lob und ehr, auch zu seiner Seelen hail und wolfart zu gebrauchen." (Gedruckt zu Tegernsee 1574, 111 Bl.) Die zweite Ausgabe hat den Titel: „Schöne, alte, Catholische Gesang und Ruff, auff die fürnemste Fest des Jars auch bey den Kirchfärten und Creutzgängen nutzlich zu gebrauchen. Jetzt zum andernmal gebessert und gemehret. Mit Rom. Kay. May. Freyheit und geistlicher Oberkeit bewilligung. Getruckt zu Tegernsee 1577", 246 Bl. Die dritte Ausgabe: 9 und 294 Bl. erschien unter demselben Titel im J. 1581. (Vgl. W. Bäumker a. a. O. I, S. 69, 70, 71, 153; Ph. Wackernagel, Bibliographie d. deutschen K. Liedes, S. 384, 394, 400; Kirchenlied I, S. 502. Die Vorreden Walasser's bei Wackernagel, Bibliographie S. 649, 653, auch bei Kehrein, die ältesten kath. Gesangbücher I, S. 78 ff.); 31) „Ein geistlichs lobgesang, allem Himlischen Heer zu ehren und allen frommen Christen zu einer ubung, es sey zu hauß oder anderswo. Durch A. W. an seinen letzten zeiten auß einem

alten exemplar gebessert und in Truck geben" (Tegernsee, o. J., 7 Bl. Enthält das Lied „Der Rosenkranz": Got Vater klar u. s. w. in Wackernagel's Kirchenlied II, Nr. 1059).

IV. Diverse Schriften: 32) „Von den geistlichen und weltlichen Wappen eines Ritters. Auß ainem altgeschriebenen buch newlich in den truckh gegeben" (Dillingen, S. Mayer 1552, 75 Bl., ferner Ingolstadt 1578 unter dem Titel: „Die Gaistlich Ritterschafft". Hier nennt sich A. W. als Verfasser); 33) „Differenß Büchlin. Von unterschid etlicher Teutschen Wörter. Durch A. W. nach dem A B C geordnet, und allen Teutschen Schreibern, Buchtruckern und Correctoren zu dienst in Truck geben" (Tegernsee 1576).

K. v. Reinhardstöttner, Volksschriftsteller der Gegenreformation in Altbayern, in Forschungen z. Cultur- u. Litteraturgesch. Bayerns. Bd. II (1894), S. 54 ff., 58 ff., 83 ff. Adam W., e. Schriftsteller d. 16. Jahrh. i. d. Zeitschrift „Der Katholik", Mainz 1895. II. 5. Heft. Wilhelm Bäumker.

Walaeus: Antonius W., reformirter Theolog und Professor an der Leidener Universität, war am 3. October 1573 zu Gent in Belgien geboren, wohin sein Vater Jacques de Waele sich nach der Hinrichtung des Grafen von Egmond aus Brüssel zurückgezogen hatte. Dort verheirathete dieser sich mit Margaretha Wagenaers und erhielt eine Stelle beim Fiscus; wurde aber 1583 als Anhänger des Prinzen von Oranien von Johann de Hembyze ins Gefängniß geworfen. Der Vermittlung Walheen's verdankte er es, daß seine Unschuld ans Licht gebracht und er demzufolge frei gelassen wurde. Als Gent sich 1585 dem Parma ergeben hatte, wanderte die Familie nach Middelburg in Zeeland aus. Der junge Antonius, welcher schon seit 1581 von seinem Oheim Titius ab Edingen, reformirtem Prediger zu St. Nicolas lateinischen Unterricht erhalten hatte, trat zu Middelburg in die Dienste eines Notars, glaubte sich aber während einer Nacht im J. 1588 von Gott selbst zum Dienste seines Worts berufen und begann nun an der lateinischen Schule unter Jacobus Gruterus und Murdisonius seine classischen Studien. Die finanziellen Umstände seiner Eltern, welche theils durch Confiscation, theils durch die Unehrlichkeit eines Freundes bedeutend zurückgegangen waren, erlaubten ihm aber nicht die Leidener Universität sofort zu beziehen. Erst als er 1596 als Alumnus der Staaten von Zeeland eine Stelle im Staatencolleg erhalten hatte, wurde ihm dieser Herzenswunsch erfüllt. Fleißig studirte er nun dort unter Lucas Trelcatius, Franciscus Junius und Franciscus Gomarus Theologie, unternahm 1599 eine wissenschaftliche Reise und verweilte nun bis 1601 an den Universitäten Paris, Orleans, Genf, Basel und Heidelberg. Kaum in die Heimath zurückgekehrt, erhielt er einen Ruf als Prediger an die Gemeinde zu Leiden, welchen er aber ablehnte, weil er einen so ausgebreiteten Wirkungskreis für seine jungen Kräfte für zu beschwerlich hielt. Im November 1602 aber trat er guten Muthes voll das Predigeramt im Dorfe Koudekerke bei Middelburg an. Dort heirathete er bald Paschynke van Isenhoudt und erwarb sich nach wenigen Jahren solchen Ruf als ausgezeichneter Prediger, daß die Gemeinde zu Middelburg ihn 1605 für sich zu gewinnen trachtete. Diesem Ruf folgte er auch freudig und wirkte dort jahrelang als treuer und rechtgläubiger aber zugleich gemäßigter und frommer Kirchendiener, fern von allem leidenschaftlichen Eifer, obwol er nachher an den remonstrantischen Streitigkeiten betheiligt war; das zeigt sein Tractat: „Het ampt der Kerkendienaren, mitgaders de authoriteyt ende opsicht die een Hooghe Christelicke Overheydt daerover toecompt", gegen Uytenbogaert gerichtet. Fortwährend mahnte er auf den Provinzialsynoden und anderen Kirchentagen zur Mäßigung und Beschwichtigung des Streites, besonders als er 1617 zeitweilig im Haag als Prediger wirkte; ebenso während er als Abgeordneter der Hochschule zu

Middelburg, an welcher er auch als Professor angestellt war, der Nationalsynode beiwohnte. Dabei verläugnete er keineswegs seine bestimmt reformirten Ansichten. Um dieser trefflichen Eigenschaften seines Herzens und Geistes willen erschien er auch den Generalstaaten als der geeignetste Tröster der letzten Stunden des zum Tode verurtheilten Oldenbarnevelt. Nach Beendigung der Generalsynode und Entfernung der nicht-reformirten Elemente von der Leidener Universität erhielt W. im Juli 1619 dort die Professur für Theologie, welche er am 17. October antrat. Mit seinen Collegen Rivet, Thysius und Polyander vertheidigte er dort in den nächstfolgenden Jahren die Unabhängigkeit der Universität von der Provinzialsynode. Unbedingt sprachen sie dabei ihre Uebereinstimmung mit der reformirten Lehre aus und verpflichteten sich unter einander, keine Schriften heraus zu geben, welche nicht die Genehmigung ihrer aller erhalten hätten. Dem zufolge erschien 1625 als Gesammtarbeit der theologischen Facultät die in vielen Stücken treffliche „Synopsis purioris Theologiae", welche in den Jahren 1632, 1642, 1652, 1658 und neuerdings noch 1881 durch Dr. H. Bavinck neue Auflagen erlebte. Zwei Jahre später stellte dieselbe vereinigte Facultät auch eine: „Censure ofte vordell van de Professore der H. Theologie over de Betydenisse ofte verclaringe van 't gevoelen der Remonstranten" auf, in welcher Schrift sie den Corvinus und Episcopius des Socinianismus verdächtigten. Einen besonderen Antheil hatte W. ebenso an der Herstellung eines neuen Programms für die lateinischen Schulen, das 1625 von den holländischen Staaten angenommen und erlassen wurde und zugleich als Lehrbuch für die höheren Classen das: „Compendium Ethicae Aristotelicae ad normam veritatis christianae revocatum ab Antonio Walaeo" enthielt. Besonders aber ist er als Mitarbeiter an der Bibelübersetzung zu erwähnen, welche er für das neue Testament und die Apokryphen nebst ihrer Revision mit Festus Hemmius und Jacobus Rolandus in einigen Jahren beendigte. Daneben leitete er während zehn Jahre ein Predigerseminar, welches die Ostindische Compagnie 1622 zu Leiden zur Vorbereitung für den Dienst an den indischen Gemeinden errichtet hatte. Auf das treuste und rühmenswertheste verwaltete der gelehrte und liebenswerthe Mann sein Amt zum Heil für Kirche und Universität, von allen hochgeachtet und geliebt, unermüdet arbeitend, bis der Tod ihn, als er zum dritten Male das Rectorat der Universität bekleidete, am 9. Juli 1639 abrief. Sein Bild findet sich bei Meursius (Athenae Batavae, p. 324) und in der Aula der Leidener Universität. Seine „Opera omnia", welche auch seine „Vita", von der Hand seines Sohnes Johann, und die von Polyander a Kerckhoven gehaltene „Oratio funebris" enthalten, sind 1647 zu Leiden erschienen. Unter diesen Schriften sind noch besonders zu erwähnen seine: „Disputatio de quatuor controversis Remonstrantium articulis" und eine „Dissertatio de Sabbatho" wie auch die: „Oratio de recta institutione studii theologiae", mit welcher er 1619 sein Hochschulamt antrat.

Biographie von Dr. J. D. de Lind van Wyngaarden, Leiden 1891. — Vgl. ferner bei Glasius, Godgel. Nederl., Paquot, Mémoir. I, p. 157 sv. und Anderen. J. C. van Slee.

Walbeck: Johannes W. (Valbeck), ein deutscher Buchdrucker des 15. Jahrhunderts, der als solcher in Bologna und Siena thätig war. Anfänglich erscheint er in der Gesellschaft des Heinrich von Harlem. Dieser, seinen persönlichen Verhältnissen nach unbekannt, hatte schon vorher an verschiedenen Orten gedruckt: 1482 in Bologna, 1483 in Venedig (beidemal in Verbindung mit Johannes von Nördlingen), im gleichen Jahr vielleicht auch in Siena, 1485 wieder in Bologna, hier theils allein theils in Gesellschaft mit dem Bologneser Matthäus Crescentinus. In Bologna war es nun auch, wo er die neue Verbindung mit W. schloß und zwar im J. 1487. Lange dauerte dieselbe freilich nicht. Zwar zogen die

beiden im Laufe des Jahres 1488 noch mit einander nach Siena und gaben dort noch im October des folgenden Jahres einen gemeinsamen Druck heraus, aber von 1490 ab erscheinen sie getrennt. Während Heinrich von Harlem seine Thätigkeit in Siena bis jedenfalls 1498 fortsetzt, wobei er meist allein und nur vorübergehend (1491) in Gesellschaft eines Heinrich von Köln arbeitet und zwar nicht nur in Siena sondern auch in Lucca und Nozzano, ist W. vermuthlich bald wieder nach Bologna zurückgegangen. 1493 erscheint er dort allein, 1495 in Verbindung mit einem andern Drucker Bartholomäus Trajectus. Man kennt zur Zeit im ganzen 11 bezw. 12 Drucke von diesem Meister (4 von ihm allein, 6 bezw. 7 von ihm mit Heinrich von Harlem, 1 mit Barth. Trajectus hergestellt). Juridische Werke wiegen dabei, was bei einem Druckort wie Bologna nicht zu verwundern ist, vor. Zu den genannten mögen dann aus der Reihe der vielen noch nicht näher bestimmten Bologneser und Sienenser Drucke noch manche andere kommen. Der mehrmalige Ortswechsel und der wiederholte Anschluß an andere weist aber nicht gerade auf besondere Bedeutung dieser Presse hin. Eine Büchermarke, die sich in einem gemeinsamen Druck Walbeck's und Heinrich's von Harlem findet, ist wol nicht, wie gewöhnlich geschieht, als Druckerzeichen, sondern, da das dort vorkommende Monogramm nicht J H, sondern J G zu lesen, als Zeichen eines unbekannten Verlegers zu deuten. Auch Walbeck's persönliche Verhältnisse liegen vollständig im Dunkeln. Ob das magister, das er einige Male seinem Namen vorsetzt, den akademischen Grad bedeutet, muß bezweifelt werden. In der Bologner Matrikel wenigstens kommt W. nicht vor und auch in den Matrikeln der meisten deutschen Universitäten haben wir ihn umsonst gesucht. Sein Name weist natürlich auf einen der drei Orte des Namens W. hin. Am ehesten könnte man dabei an das rheinische W. (bei Geldern) denken, da am Niederrhein die Buchdruckerkunst ja frühe bekannt wurde. Doch wäre es auch möglich, daß unser Meister die letztere erst in Bologna kennen gelernt hätte und dann könnte ebenso gut auch eines der beiden W. in der Provinz Sachsen als der Ort seiner Herkunft in Frage kommen.

Vgl. Hain, Repertorium bibliogr. (s. Burger's Register dazu). — Das angebliche Druckerzeichen ist bei Lempertz, Beiträge zur älteren Geschichte der Buchdruck- und Holzschneidekunst, Heft 1, 2. Aufl. 1839, Bl. 7 u. bei Kristeller, Die italienischen Buchdrucker- u. Verlegerzeichen, 1893, unter Nr. 160 abgebildet. K. Steiff.

Walburg, die heilige W. (Waldburg, Walburgis ist die latinisirte Form), eine geborene Engländerin, Schwester des hl. Willibald, des ersten Bischofs von Eichstätt, und des hl. Wunnibald. Ueber ihren weit verbreiteten Cultus, für den man auch eine mythologische Grundlage zu gewinnen versucht hat (siehe darüber Schlecht in der unten angeführten Abhandlung, S. 122), existirt eine ganze Bibliothek, über ihr Leben aber haben wir, wissenschaftlich betrachtet, nur die allerdürftigste Kunde. Daß sie von adeliger Geburt oder gar eine englische Fürstentochter war, ist nicht beglaubigt, und nach den wol noch dem 8. Jahrhundert angehörigen Lebensbeschreibungen ihrer Brüder unwahrscheinlich. Daß Willibald von seinen Eltern in das Kloster Waltham gebracht wurde, deutet auf Hampshire als die Heimath der Familie. Otloh führt W. unter den Klosterfrauen auf, welche auf den Wunsch des hl. Bonifacius zur Unterstützung der Mission aus England nach Deutschland gekommen seien. Als ziemlich gesichert darf gelten, daß W. erst nach 728 nach Deutschland kam, als sicher, daß sie in dem von ihrem Bruder Wunnibald um 751, wie es scheint, zugleich für Mönche und Nonnen gestifteten Kloster Heidenheim bei Eichstätt lebte und nach Wunnibald's Tode (761) dessen Leitung übernahm. Der Verfasser der Vita Wynnebaldi (Mon. Germ. Script. XV, 114) beruft sich in erster Reihe auf die

(nicht namentlich bezeichnete) Schwester Wunnibald's als seine Zeugin. Ihr Todesjahr ist nicht bekannt, der Erhebung und Uebertragung der Leiche Wunnibald's (um 777) hat sie noch beigewohnt. Ihren eigenen Leichnam ließ Bischof Otkar von Eichstätt, der 881 starb, in feierlicher Procession nach Eichstätt in die Kirche des hl. Kreuzes bringen, die nachher ihren Namen erhielt. Bei dieser Feier war die Aebtissin Liubila von Monheim zugegen und diese erbat sich 893 von Bischof Erchanbold die Oeffnung des Grabes und die Ueberlassung einiger Reliquien Walburg's für ihr Nonnenstift. Nachdem hiezu die Einwilligung des Königs und seiner Räthe ertheilt worden, wurde ihrem Wunsche entsprochen und seitdem theilt sich auch das Kloster Monheim mit dem in Eichstätt bei den Gläubigen in den Ruhm der von Walburg bewirkten Wundererscheinungen. Die Feuchtigkeit, die man bei Oeffnung des Grabes an der Leiche fand (Wolfhard c. 3), gab Anlaß zu dem Glauben an das heilkräftige Walburgisöl, dessen Wirkungen besonders der Jesuit Gretser verherrlichte. Aus Anlaß der Grabeseröffnung forderte Bischof Erchanbold 893 den Priester Wolfhard von Herrieden auf, über die von Walburg gewirkten Wunder zu berichten. So entstand die in den Act. Sanctor. Boll. Febr. III, 523 flg., jetzt auch von Holder-Egger in den Mon. Germ. Script. XV, 535 flg. herausgegebene älteste Lebensbeschreibung der Heiligen, welche an biographischem Werth weit hinter den Lebensbeschreibungen der Brüder und selbst hinter dem Durchschnitt der Legenden zurückbleibt, da Wolfhard über die Lebensumstände seiner Heldin augenscheinlich nichts Näheres wußte und sich daher auf die Erzählung von zwei Wundern, welche sie bei Lebzeiten, und mehrere, die sie nach ihrem Tode gewirkt haben soll, und auf Lobpreisungen ihrer Heiligkeit beschränkt. Noch geringeren historischen Werth haben die jüngeren, ebenfalls in dem erwähnten Bande der Acta Sanctorum gedruckten Lebensbeschreibungen, darunter eine vom Bischof Adelbold von Utrecht, eine poetische von Medibardus (oder Megiwardus) und eine mit mancherlei unbeglaubigten Einzelheiten ausgeschmückte des Bischofs Philipp von Eichstätt.

Von der reichen Litteratur aus clericalen Kreisen seien nur erwähnt: (P. Luidl, S. J.) Eichstättisches Heiligthum. München 1750. — Schrödl in Wetzer u. Welte's Kirchenlexikon XI, 782. — Schauerte, Die hl. Aebtissin Waldburga. Paderborn 1892. — Schlecht, Die ältesten (bildlichen) Darstellungen der hl. Waldburga (Sammelbl. d. hist. Ver. Eichstätt VII, 1892, S. 111—122). Riezler.

Walch: Christian Wilhelm Franz W., lutherischer Theologe, † 1784. Walch's Name glänzt in der Göttinger Gelehrtengeschichte als Vertreter des Zweiges der kirchlichen Litteraturgeschichte. Der Zeit nach zwischen Mosheim und Jakob Planck, auch geistig zwischen ihnen stehend, nicht geistreich wie Mosheim, aber unter dem Eindruck dieses hohen Lehrers, nicht aufgeklärt oder gar rationalistisch gestimmt wie Planck, aber doch nicht eigentlich der Orthodoxie ergeben, pflegte er die historische Seite der Theologie hauptsächlich im litteraturgeschichtlichen Interesse ohne mit der Kirchenlehre zu brechen; nach dem Streite zwischen Orthodoxie und Pietismus von beiden beeinflußt, vertrat er einen erweichten Dogmatismus und zugleich ein warmes Herzenschristenthum, in beiden der Sohn seines Vaters Johann Georg W. und der Enkel des Buddeus. — Christian Wilh. Franz W. wurde zu Jena als zweiter Sohn des dortigen Theologen Johann Georg W. (s. S. 650) und dessen Gattin Charlotte Katharina, der einzigen Tochter des berühmten Jenenser Theologen Buddeus, am 25. Decbr. 1726 geboren. In der dortigen theologischen Atmosphäre, welche zwischen Orthodoxie und Pietismus die Mitte hielt, unter der Leitung seines Vaters herangewachsen,

wurde er 1745 an der Universität daselbst Magister und hielt zunächst bis 1747 Vorlesungen exegetischen, philosophischen und historischen Inhalts. Nach der damaligen Sitte war es rathsam, durch größere gelehrte Reisen sich den Blick zu erweitern und persönliche Bekanntschaften mit den verschiedensten Gelehrten anzuknüpfen. Das wurde ihm jetzt zu Theil; er reiste mit seinem älteren Bruder Johann Ernst Immanuel durch Deutschland, Holland, Frankreich, die Schweiz und Italien und knüpfte verschiedene gelehrte Beziehungen an. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1750 eine außerordentliche Professur der Philosophie in seiner Vaterstadt und schon 1753 einen Ruf als ordentlicher Professor in die philosophische Facultät der Universität Göttingen. Diesem folgte er und hat von da an sein ganzes Leben an der Georgia Augusta zugebracht. Hier wurde er 1754 zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt und in demselben Jahre daselbst auch zum Dr. theol. bei der dortigen Facultät promovirt. (Seine Inauguraldissertation handelte „de oboedientia Christi activa“.) Drei Jahre darauf trat W. als ordentliches Mitglied in dieselbe ein. Er eröffnete sein Amt mit einer Rede „de veterum Christianorum virtute a pietatis magistris cautius commendanda“. In diesem seinen Berufe entfaltete er in dieser Stellung zunächst eine rege Lehrthätigkeit; er las Dogmatik, Moral, Polemik, symbolische Theologie, natürliche Theologie als systematische Disciplinen, dazu die ganze Kirchengeschichte, christliche Alterthümer, kirchliche Litteraturgeschichte, Exegese und Kirchenrecht, veranstaltete Examinatorien, Disputationen und las, „was außer der Ordnung von den genannten Vorlesungen begehrt“ wurde. Diese Collegia hielt er meist nach eigenen gedruckten Compendien. Dazu verfaßte er eine große Anzahl akademischer Gelegenheitsschriften, betheiligte sich fleißig an den Arbeiten der Göttinger Societät der Wissenschaften, welche ihn 1766 in ihre philologisch-historische Classe aufnahm, half eifrig in der Verwaltung der Universität (seit 1760 als Curator „aerariorum piorum“) und in der Leitung des theologischen Repetentencollegiums (seit 1765 als Director desselben) und wo sonst für akademische Zwecke Mitarbeit nöthig war. Bei dieser seiner emsigen Berufsthätigkeit hatte W. erst spät Zeit gefunden, sich zu verheirathen; seine Gattin wurde im Jahre 1763 Eleonore Friderike, Tochter des hildesheimischen Consistorialrathes und Generalsuperintendenten Crome. 1766 wurde W. Primarius der theologischen Facultät und erhielt 1772 den Titel eines großbritannischen Consistorialrathes. Er starb am 10. März 1784 plötzlich am Schlagfluß. Der Tod riß ihn aus voller Thätigkeit, als er erst ein Alter von 57 Jahren erreicht hatte. War er früher ein sehr gern gehörter Docent gewesen, so hatten seine Vorlesungen mit seinen vorrückenden Jahren und bei der wachsenden Concurrenz im Lehrkörper der Universität viel Anziehungskraft eingebüßt. Es „kamen junge rüstige Männer ihm zur Seite; die Meinungen und der Geschmack änderten sich; der Reiz der Neuheit kam dazu. So geschah es, daß er in einigen Collegien den Beifall fast ganz und in allen viel davon verlor“. („Dem Andenken u. s. w.“ s. unten.) In einem warm gehaltenen Nachrufe („Dem Andenken“ u. s. w., s. unten) schildert die Göttinger theologische Facultät, was ihr der Verstorbene als Mensch, als Amtsgehülfe und Freund war. Sie rühmt die Festigkeit seines nach bestimmten Grundsätzen gebildeten Charakters, sein „gutes Herz“, seine ruhige Gemüthsart, die Offenheit seines Wesens, seine Dienstfertigkeit und Gefälligkeit, seine „ganz unvergleichliche Gottergebenheit und Duldsamkeit“. Die wissenschaftliche Bedeutung Walch's liegt auf dem Gebiete der historischen Theologie, aber auch hier mehr auf dem Specialgebiete der Litteraturgeschichte. Denn die Ideen, welchen er bei seinen Studien und Darstellungen hier folgte, gingen nicht gerade tief, konnten wenigstens keine

tiefgehende Auffassung und Darstellung des Entwicklungsganges des Christenthums hervorbringen; darin stand W. eben zusehr unter dem Einfluß der damals üblichen, seit Wolf cultivirten „natürlichen Theologie“, welche ihren Hauptzweck im Nachweise des Daseins eines Gottes hatte. So steht auch bei W. schließlich die Kirchengeschichte im Dienste einer darauf hinauslaufenden Apologie des Glaubens an Gott und an seine planvolle Leitung der Kirche und der Welt. Die Geschichte beweist das gute Recht des Vorsehungsglaubens; sie wird also zum Gegenstück einer religiös aufgefaßten Physik. Zu einer Durchdringung des geschichtlichen Quellenstoffes nach den in diesem Stoffe selbst erkennbaren wirkenden Ideen hat sich W. nicht erhoben; er sieht schließlich doch in der Historie „nur zufällige Veränderungen zufälliger Dinge“. Danach würde die historische Berichterstattung ihre Hauptaufgabe in der möglichst genauen Protocollirung der in den Quellen vorliegenden Nachrichten über die zufälligen geschichtlichen Vorgänge zu erblicken haben. Darin ist auch in der That der Werth der Walch’schen Geschichtsarbeit noch heute zu erblicken. Zwar hat nun auch W. das Bedürfniß gehabt, die historischen Personen und Vorgänge nicht als abrupte, sondern als in bestimmten Zusammenhängen auftretende Erscheinungen aufzufassen und so eine „pragmatische“ Geschichtsdarstellung zu bieten; aber die von ihm angenommenen Zusammenhänge sind selbst wieder nur vereinzelte, zufällige, von Fall zu Fall reichende; nirgends sieht er treibende Kräfte, von welchen ganze Perioden beeinflußt sein könnten. Erinnert man sich dabei, daß Mosheim schon längst den genialen Blick bewiesen hatte, die geschichtlichen Vorgänge von Epochen abzuleiten und sie so geistig im Zusammenhange zu schauen, so bedeutet der Pragmatismus Walch’s eher einen Rückschritt als einen Fortschritt. Mit Recht hat schon W. Möller (s. unten) auf den naiven Eingang der Ketzergeschichte Walch’s hingewiesen, welcher geradezu wie ein Programm uns in die innerste Anschauung Walch’s vom Wesen der Kirchengeschichte blicken läßt. „Wenn diejenigen“, schreibt W. da (Bd. I, S. 3), „welche sich zur Religion Jesu Christi bekannt haben, nie von ihren beiden Haupttheilen, der Wahrheit und der Liebe, abgewichen wären, so würden wir der Mühe überhoben sein können, den größten Theil der Bücher, welche die Geschichte der christlichen Religion vortragen, mit Erzählungen von Ketzereien, Spaltungen und Streitigkeiten anzufüllen. Allein, da es der ewigen Weisheit unseres preiswürdigen Erlösers gefallen, wie die Verfolgungen und Unterdrückungen seiner Bekenner von außen, also eine Menge von Zwietracht und Uneinigkeit von innen zuzulassen, so ist nunmehr die Kenntniß der dadurch entstandenen Begebenheiten ein unentbehrlicher Theil der Kirchengeschichte“. Ein wenig verlockender Grund, sich dem Studium der Kirchengeschichte zu widmen; wenn W. sie in dieser Stimmung auch auf dem Katheder behandelt hat, so erklärt sich, weshalb schließlich die Zuhörer diesem Betrieb der Wissenschaft den Rücken kehrten, weil sie dem bloßen geschichtlichen Ballast kein persönliches Interesse abzugewinnen wußten. Dennoch bleiben viele seiner Schriften noch heute werthvoll und zwar nicht bloß wegen der protokollarisch treuen Berichterstattung, deren er sich, ohne zu ermüden, befleißigte, nicht bloß wegen der umfassenden Vorführung des Quellenmaterials und der Erläuterungsschriften mit Erörterung der kleinsten Umstände, wobei man, wie Schröckh sagt, die Genauigkeit nicht höher treiben kann, als er es gethan hat, sondern das Werthvolle liegt in der Umspannung gewisser Gebiete, welche er nach seinen Grundsätzen allseitig beleuchtet hat; Ketzergeschichte, Papstgeschichte, Conciliengeschichte sind solche von ihm abgegrenzte, aber innerhalb dieser Grenzen allseitig bearbeitete Gebiete, durch deren Darstellung er sich ein gewiß noch lange geltendes Verdienst erworben hat. Diese und viele ähnliche gelehrte Arbeiten Walch’s sind als Materialiensammlungen alle noch brauchbar,

weiter aber wol auch nicht. Dadurch zeichnet sich W. auch vor seinem unendlich viel schreibenden Halleschen Collegen Semler aus; weil dieser sich nie zusammen fassen konnte, werden seine Schriften heute kaum citirt, geschweige denn gelesen, während Walch's Schriften für uns immer noch lehrreich sind. Walch's Editionen „Monumenta medii aevi“ haben sogar bleibenden Werth. — Als W. in der theologischen Facultät zu Göttingen in Blüthe stand, geschah es, daß die hannoversche Staatsregierung den Gedanken hatte, den jungen Herder, welcher damals noch in Bückeburg thätig war, als Professor der Theologie nach Göttingen zu berufen. Die Facultät wurde um ihr Gutachten ersucht; sie antwortete ablehnend, da ihr die Ideen Herder's noch zu unklar vorkamen. Aus der Berufung Herder's nach Göttingen wurde so nichts. Der Unterschied zwischen einem W. und einem Herder ist allerdings groß genug.

Schriften Walch's. Wir notiren zunächst sein Hauptwerk. Als das wichtigste mag voran genannt werden: „Entwurf einer vollständigen Historie der Ketzereyen, Spaltungen und Religionsstreitigkeiten bis auf die Zeiten der Reformation“ (1. Theil, Leipz. 1762 bis 11. Theil. Dieser mit Vorrede von Spittler, ebd. 1785. Es reicht bis ins 9. Jahrhundert, ist also unvollendet geblieben); „Geschichte der evangelisch-lutherischen Religion, als ein Beweis, daß sie die wahre sey“ (Jena 1753); „Entwurf einer vollständigen Historie der römischen Päpste“ (Gött. 1756, 2. Aufl. 1758, englisch: London 1759); „Gedanken von der Geschichte der Glaubenslehren“ (ebd. 1756, 2. Aufl. 1764); „Monumenta medii aevi, ex bibliotheca regia Hannoverana“ (Vol. I, Fasc. I, Gott. 1757, Fasc. II, ib. 1758; Fasc. III, ib. 1759; Fasc. IV, ib. 1760; Vol. II, Fasc. I, ib. 1761; Fasc. II, ib. 1764. Eine reiche Edition zur Kirchengeschichte des Mittelalters); „Entwurf einer vollständigen Historie der Kirchenversammlungen“ (Leipz. 1759); „Grundsätze der natürlichen Gottesgelahrtheit“ (ebd. 1760, 2. Aufl. 1779); „Grundsätze der Kirchengeschichte des Neuen Testaments“ (ebd. 1761, 2. Aufl. 1773, 3. Aufl. v. Schulz, Gießen 1792); „Breviarium theologiae symbolicae ecclesiae Lutheranae“ (Gött. 1765; ed. II emendata et aucta 1781); „Bibliotheca symbolica vetus ex monimentis quinque priorum saeculorum maxime selecta et observationibus historicis et criticis illustrata“ (Lemgov. 1770); „Kritische Nachricht von den Quellen der Kirchenhistorie“ (Leipz. 1770, 2. Aufl. Gött. 1773); „Neueste Religionsgeschichte“ (9 Theile Lemgo 1771—1783, Forts. in 3 Theilen von Planck ebd. 1787—1793, holländisch v. Cordes); „Kritische Untersuchung vom Gebrauch der heiligen Schrift unter den alten Christen in den ersten vier Jahrhunderten“ (Leipz. 1779, worin er gegenüber Semler und Lessing Stellung nahm, allerdings ohne in den Principienstreit tief einzudringen). — Außer diesen an erster Stelle zu nennenden Schriften Walch's werden noch folgende gelehrte Leistungen desselben Erwähnung finden müssen: „Antiquitates pallii philosophici veterum Christianorum“ (Jenae 1745); „Wahrhaftige Geschichte der seligen Frau Catharina von Bora, D. Martin Luther's Ehegattin“ (Halle 1751, 2. Aufl. 1752, 2. Theil 1754); „Historia patriarcharum Judaeorum, quorum in libris iuris Judaeorum fit mentio“ (Jenae 1752); „Historia Adoptianorum“ (Gott. 1755); „Historia protopaschitarum“ (Gott. 1760); „Nachricht von dem königlichen theologischen Repetentencollegio zu Göttingen“ (ebd. 1765); „Grundsätze der Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ (Gött. 1774); „Breviarium theologiae dogmaticae“ (ib. 1775); „Lebensbeschreibung D. Joh. Georg Walch's“ (Jena 1777). — Das sind nur die Titel der wichtigsten größeren Publicationen; eine reiche Gelehrtenarbeit hat W. außerdem in zahlreichen gelehrten Programmen, Dissertationen, Reden und Recensionen niedergelegt; dieselben erstrecken sich über das gesammte Gebiet der Theologie; am häufigsten hat er sich aber auch hierbei

mit kirchengeschichtlichen oder exegetisch-archäologischen Themata beschäftigt. Die Titel aller derselben finden sich bei Meusel und Döring (s. unten).

Das Bildniß Walch's ist zu sehen vor seiner Schrift „Grundsätze der natürlichen Gottesgelahrtheit" (Gött. 1760).

Zu vgl. C. A. Heumann (Prof. der Theol. in Göttingen), Programma de haeretico Paulino in epistola ad Tit. 1, 10, womit H. zur Doctorpromotion Walch's einlud; in demselben befindet sich eine Notiz über das Leben und die Schriften Walch's (bis 1754). — Joh. N. Pütter, Versuch einer akademischen Gelehrtengeschichte von der Georg-August-Universität zu Göttingen, Thl. I, S. 121 ff. (1765); Thl. II, S. 28 ff. — Dazu zwei Nachrufe, einer von C. G. Heyne in der Göttinger Societät der Wissenschaften verlesen: Elogium Ven. Walchii recitatum in consessu societatis die XXVII Martii 1784 a C. G. Heyne (Gött. Univ.-Bibl.); der andere: Dem Andenken ihres unvergeßlichen Freundes, des . . . D. Walch, von der theologischen Facultät daselbst, im März des Jahres 1784. Göttg. 1784. — Meusel, Lexicon der . . . teutschen Schriftsteller XVI (1815) S. 345 ff. — H. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands IV (1835) S. 615 ff. — Gustav Frank, Geschichte der prot. Theologie III (1875) S. 83. — W. Möller's Artikel in Herzog's Realencyklopädie XVI (1885) 2. Aufl. sub voce „Walch, Christian W. Fr." P. Tschackert.

Walch: Georg Ludwig W., geboren am 8. Mai 1785 in Jena, als Sohn von Karl Friedrich W. (geb. 1734 und † als Professor der Rechte in Jena 1799) und Enkel des berühmten Jenenser Theologen Johann Georg W., studirte in seiner Vaterstadt Jena und erhielt 1805 eine Stelle als Bibliothekar an der dortigen Universität, bei welcher er sich 1808 als Docent in der philosophischen Facultät habilitirte. Seit 1811 war er Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache am Grauen Kloster in Berlin, bis er endlich, nach Ahlwardt's Tode, 1830 als Professor der alten Sprachen nach Greifswald berufen wurde, wo er am 21. Januar 1838 starb. Nachdem er schon in Jena litterarisch thätig gewesen war und eine Uebersetzung der Vorlesungen van Ommeren's über Horaz (1802), sowie „Meletematum crit. specimen" (1809) herausgegeben hatte, veröffentlichte er während seines Aufenthaltes in Berlin seine „Emendationes Livianae" (1815) und „Das Leben Spaldings" (1821); seine besondere Aufmerksamkeit widmete er aber dem Studium des Tacitus, von dessen Schriften er noch in Berlin den „Agricola" (1828) und die „Germania" (1829) edirte. Auch in Greifswald setzte er seine Taciteischen Studien fort und blieb, da er unverheirathet war und sich von aller Geselligkeit fern hielt, fast ganz auf seine lehrende und litterarische Thätigkeit beschränkt. Seine einzige Erholung bildete die Tonkunst; er war nicht nur Meister auf dem Violoncello und anderen Instrumenten, sondern auch ein eifriger Besucher der Concerte. Wenn er von dem Genuß einer gut ausgeführten Symphonie erfüllt war, verließ ihn seine gewöhnliche Schweigsamkeit; aus seinen begeisterten Reden ließ sich dann deutlich erkennen, daß er nicht nur in der griechisch-römischen Welt, sondern auch im Reiche der Töne heimisch war.

Pierer's Univ.-Lex. 1864. — Fr. A. Eckstein, Nomenclator philologorum. 1871. — W. Pökel, Philologisches Schriftsteller-Lex. 1882. — J. C. Hahn, Ideen über die Verhütung des Mangels an gesellschaftlicher Bildung, Greifswald 1839. S. 7—8. — Mündliche Mittheilungen. Pyl.

Walch: Johann Georg W., lutherischer Theologe, † 1775, der Vater von Christian Wilhelm Franz W. und Johann Ernst Immanuel W. Als mild lutherischer Dogmatiker und gelehrter Herausgeber der Halleschen Ausgabe der Werke Luther's steht Johann Georg W. noch jetzt in so hohem Ansehen unter

den Theologen, daß die amerikanischen Lutheraner sich entschlossen haben, die 24 Quartbände seiner Lutherausgabe noch einmal drucken zu lassen. Er wurde 1693 am 17. Juni zu Meiningen geboren, wo sein Vater Georg W. Generalsuperintendent war. Nach vortrefflicher Vorbildung auf der dortigen Stadtschule bezog der Jüngling im J. 1710 die Universität Leipzig, wo damals Rechenberg, Siber und Gottfried Olearius wirkten. Neben der Theologie zogen ihn die alten Sprachen, die Philosophie und Geschichte an. Nachdem er 1713 zum Magister promovirt war, veröffentlichte er 1716 eine bald viel gebrauchte „Historia critica latinae linguae". Von 1718 gehörte er der Universität Jena an; in diesem Jahre war er dort außerordentlicher Professor der Philosophie und der Alterthümer geworden, bereits im Jahre darauf stieg er zum ordentlichen Professor der Beredsamkeit auf, wurde 1721 Professor der Dichtkunst, beschäftigte sich dann auch auf Buddeus' Antrieb mit theologischen Arbeiten, erhielt 1724 eine außerordentliche und 1728 eine ordentliche Professur der Theologie, nachdem er 1726 als Doctor der Theologie promovirt hatte. Im J. 1730 wurde er Secundarius, 1750 Primarius der Jenenser theologischen Facultät und blieb das bis an seinen Tod am 13. Januar 1775. Er starb im 81. Lebensjahre. Seine Vorlesungen hatten sich über die gesammte systematische und historische Theologie, dazu auf Katechetik erstreckt; auch führte ihn sein Beruf regelmäßig auf die Kanzel; aber sowol in seinen Vorträgen wie in seinen Predigten war er bemüht, nie bloße Orthodoxie zu lehren, sondern die Dogmen in ihrer Beziehung auf die Moral auseinanderzusetzen, darzuthun, welchen Einfluß die Glaubenslehre auf das thätige Christenthum haben solle. Gerade darin zeigt sich der durch Buddeus vermittelte Einfluß des Pietismus auf die Vertreter der Rechtgläubigkeit. W. war ein entschiedener Anhänger der Orthodoxie, aber ein warmherziger, und das macht, daß seine Schriften noch jetzt nicht bloß Stoff für todte Gelehrsamkeit bilden. W. war mit Charlotte Katharina, der einzigen Tochter des Professors Buddeus, seit 1718 verheirathet; 1766 wurde sie ihm durch den Tod entrissen. Die Ehe war mit 9 Kindern gesegnet. Mit rastlosem Eifer, ausgezeichneter Arbeitskraft und vorzüglichem Urtheil hat W. nicht bloß seinen Vorlesungen, sondern auch der Pflege der Wissenschaft obgelegen, wovon seine zahlreichen litterarischen Arbeiten Zeugniß ablegen. Noch heute werden aus der fast unübersehbaren Menge derselben die beiden Einleitungen in die Religionsstreitigkeiten (innerhalb und außerhalb der lutherischen Kirche) viel gebraucht und seine Lutherausgabe wird trotz der Erlanger, Weimarer und Braunschweiger für die Reformationsgeschichte werthvoll bleiben, wie wir gleich unten weiter ausführen wollen. Wir geben zunächst die Titel der größeren wichtigeren Werke Walch's:

„Historische und theologische Einleitung in die Religionsstreitigkeiten außerhalb der evangelisch-lutherischen Kirche" (fünf Bände, Jena 1724—1736); „Historische und theologische Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der evangelisch-lutherischen Kirche, von der Reformation an bis auf jetzige Zeiten ausgeführt" (fünf Theile, Jena 1730—1739. Diese zehn Bände bilden eine ganze Bibliothek der Lehrgeschichte und sind als Nachschlagewerk zur äußeren geschichtlichen Orientirung noch heute unentbehrlich); „Introductio in libros ecclesiae Lutheranae symbolicos, observationibus historicis et theologicis illustrata" (Jena 1732, in ihren geschichtlichen Partien werthvoll); „Einleitung in die Philosophie" (Leipz. 1727, 3. Aufl. 1738); „Einleitung in die theologischen Wissenschaften, Vorbereitungsgründe der allgemeinen göttlichen Rechtsgelehrsamkeit, der dogmatischen Theologie, der polemischen Theologie, der christlichen Sittenlehre und der Kirchenhistorie des neuen Testaments" (1737, 1753); „Betrachtungen über das Leben Jesu Christi, in denen man die Schriften der vier Evangelisten erklärt, die Uebereinstimmung ihrer Erzählung gezeiget . . . mit Anmerkungen erläutert" (Jena

1740); „Einleitung in die christliche Moral" (Jena 1747 und 1757); „Theologisches Bedenken von der Beschaffenheit der herrnhutischen Secte und wie sich ein Landesherr in Ansehung derselbigen zu verhalten" (hrsg. v. Joh. Phil. Fresenius, Frkf. 1747 u. 1749 [ohne Ort], holländisch Utrecht 1749); „Einleitung in die dogmatische Gottesgelehrtheit" (Jena 1749 u. 1757); „Historia controversiae Graecorum Latinorumque de processione spiritus sancti" (Jena 1751, eine Sammlung von zwölf Pfingstprogrammen aus der Zeit von 1739 bis 1750); „Einleitung in die polemische Gottesgelehrtheit" (Jena 1752); „Bibliotheca theologica selecta, literariis adnotationibus instructa" (in 4 Theilen, Jena 1757—1765); „Bibliotheca patristica literariis adnotationibus instructa" (Jena 1770). Besondere Beachtung verdient sodann seine Editionsthätigkeit. Er veröffentlichte: „Dr. Martin Luther's sämmtliche Schriften" (24 Bände, Halle 1740 bis 1750). Der Werth dieser Ausgabe beruht für uns heute noch darin, daß in ihr eine Anzahl Quellen zur Reformationsgeschichte vorgeführt werden, welche, obgleich sie keine Werke Luther's sind, doch nicht entbehrt werden können; außerdem verdienen die vorzüglichen Indices noch besonders das Lob der Brauchbarkeit. Allein wissenschaftlich muß an diesem großen Werke getadelt werden, daß die Luthertexte nach dem subjectiven Geschmack des mittleren achtzehnten Jahrhunderts modernisirt sind, sodann daß die lateinischen Texte nicht im Original, sondern in Uebersetzungen, wie sie W. gerade auffinden und erlangen konnte, gegeben werden, endlich daß die historische Reihenfolge der Schriften gänzlich ignorirt ist. Diese drei Mängel bedeuten drei sehr starke principielle Fehler einer Edition; im Gegensatz dazu hat die Erlanger Lutherausgabe die lateinischen Schriften Luther's auch im lateinischen Original gegeben, und die Weimarer Ausgabe (1883 ff.) bemüht sich, nun auch alle Schriften nach der Reihenfolge ihrer Entstehung zu bringen, so daß endlich Ordnung in die Werke Luther's kommen wird. (Die Braunschweiger Ausgabe, an sich sehr verdienstlich, ist nur auf das Interesse des christlichen Hauses an Luther berechnet.) Außer diesen großen Arbeiten, welche Walch's Namen auf lange Zeit hin in ehrenvollem Gedächtniß halten werden, kamen von ihm noch zahlreiche kleinere Schriften und Aufsätze heraus: lateinische akademische Dissertationen, von denen er die meisten selbst verfertigt, während er bei anderen nur an der Ausführung mehr oder weniger betheiligt war; akademische Programme, andere Programme und kleine lateinische Schriften; deutsche Reden und Predigten; kleinere Arbeiten, welche in Sammlungen und periodischen Werken vorkommen, in den Acta eruditorum, den lateinischen wie den deutschen, in dem neuen Büchersaal der gelehrten Welt; endlich noch Vorreden zu den Schriften anderer Gelehrten, wiederum in sehr großer Anzahl. Die Titel aller seiner Publicationen befinden sich in der Gedächtnißschrift „Leben und Charakter u. s. w." (s. unten) S. 52 bis 74; es werden dort beinahe dreihundert aufgeführt. Das Bildniß Walch's ist zu sehen in Brucker's Bildersaal 4. Zehend und vor der eben erwähnten Gedächtnißschrift.

Vgl. Jubelgedächtniß dem Hrn. Kirchenrath Walch gestiftet (Jena 1768). — Leben und Charakter des wohlseel. Herrn Kirchenraths D. Joh. Georg Walch (Jena 1777, v. s. Sohne J. E. J. Walch). — Meusel, Lexikon der ... teutschen Schriftsteller, 14. Bd. (1815), S. 360—370. — Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands, 4. Bd. (Neustadt 1835), S. 630—640. — Gustav Frank, Geschichte der prot. Theologie, 2. Band (1865), S. 226. — Herzog's Realencyklopädie 2. Aufl., 16. Band (1885), S. 608—610, Artikel v. W. Möller.

P. Tschackert.

Walch: Johann Ernst Immanuel W., Philologe und Naturforscher, ist geboren am 29. August 1725 zu Jena als ältester Sohn des Professors der Theo-

logie Johann Georg W. und seiner Frau Charlotte Katharina, einer Tochter des bekannten Historikers Joh. Franz Buddeus. In Gemeinschaft mit seinem jüngeren Bruder Christian Wilhelm Franz, dem späteren Göttinger Theologen, erhielt er im väterlichen Hause Unterricht, besonders von dem nachmaligen weimarischen Gymnasialdirector Frick, dem W. auch 1745 seine „Commentatio de magistris veterum Romanorum“ widmete. Der Vater legte besonderes Gewicht auf die alten Sprachen und leitete die Söhne frühzeitig zur Kenntniß und rechten Benutzung seiner reichen Bibliothek an. Mit 17 Jahren begann W., der schon 1729 (5. Jan.) unter des Vaters Prorectorat in die Matrikel eingetragen war, die akademischen Studien, gemeinsam mit dem Bruder auf väterlichen Wunsch Theologie, der eigenen Neigung nach hauptsächlich Philologie treibend, vor allem semitische Sprachen, bei Tympe, Rekkenberger, Buder, Reusch, Daries, auch Naturwissenschaft und Mathematik bei Hamberger und Wiedeburg. Einmal hat er dann seinen Eltern zu liebe die Kanzel bestiegen; seine publicistische Thätigkeit begann nach einer kleinen lateinischen Gratulationsschrift für den Vater (1741) mit den zwei „Commentationes quibus antiquorum christianorum doctorum de jureiurando sententiae percensentur et diiudicantur“ 1744 bei Gelegenheit des Prorectorates des Vaters. 1745 am 18. December erlangte er gleichzeitig mit dem Bruder unter Tympe's Decanat zu Jena die Magisterwürde (infolge eines in der Biographie von 1779 ganz fehlenden, dann bei Hirsching falsch gesetzten Kommas [seinem Bruder, dem nachherigen Consistorialrath W., zu Göttingen am 18. December] steht bei Döring u. a. fälschlich, W. sei Göttinger Magister gewesen) und habilitirte sich 1746 am 14. Mai (de vinculis Paulli apostoli). Nachdem er ein Jahr exegetische Vorlesungen über die Evangelien gehalten, unternahm er 1747—48 mit dem Bruder zusammen eine große Studienreise mit dem Zweck, wie es in einem von den Brüdern zu des Vaters Geburtstag von Groeningen aus gesandten gedruckten Gratulationsschreiben heißt: ut aditum nobis ad eruditissimorum virorum favorem patefaciamus atque ex eorum colloquiis et instructissimarum quae passim reperiuntur bibliothecarum usu exiguas nostras doctrinae opes augeamus et locupletiores revertamur. An den norddeutschen, holländischen und rheinischen Universitäten, in Paris, Lyon und der Schweiz, Württemberg, Baiern und endlich Italien sahen die Brüder alles wichtigere und lernten die bedeutendsten Persönlichkeiten der Zeit kennen. Vornehmlich werden als Gönner genannt Cardinal Passionei und der Probst Gori in Florenz, der später Walch's „Antiquitates Herculanenses litterariae“ in seine Symbolae literariae T. I aufnahm. Nach der Rückkehr setzte W. seine exegetischen Vorlesungen fort, als deren Frucht 1749 die seiner Zeit sehr günstig aufgenommene „Einleitung in die Harmonie der Evangelisten“ erschien, in welcher W. das Leben Jesu auf Grund der vier Evangelien so zu erzählen sich bestrebt, daß nur unwesentliche Stücke aus ihrer Ordnung versetzt werden, wodurch er denn auf die Annahme mehrfacher Wiederholungen wichtigerer Begebenheiten geführt wird. 1750 wurde er Professor extraordinarius, erst Ephorus, bald darauf (1752) auch Director der lateinischen Gesellschaft, die er zu hoher Blüthe brachte. 1753 verheirathete er sich mit der Tochter des Kirchenrathes Hallbauer. 1755 erhielt er das Ordinariat für Logik und Metaphysik (16. Aug. nach einer Disputation de mysteriis philosophicis feierliche Reception für 12 fl.), vertauschte dies aber 1759 mit der ihm viel sympathischeren Aufgabe eines Professors eloquentiae et poeseos. Nach Tympe's Tode (18. Juli 1768) wurde er Senior der Facultät, zugleich Aufseher der Eisenachischen Landeskinder, 1770 weimarischer Hofrath. Ehrenvolle Rufe nach Gießen und zwei Mal nach Göttingen (zuletzt an Gesner's Stelle) lehnte er ab; vertrat zwei Mal die Universität im Landtage, führte 1760 und 1770 das Protectorat und acht Mal das Decanat, wobei er sich als einen energischen,

praktischen, auf das Wohl seiner Universität und Facultät und die Hebung des wissenschaftlichen Strebens und guten Geschmackes eifrig bedachten Mann erwies. Mit größtem Eifer hat er die ganze Zeit seiner akademischen Wirksamkeit hindurch sich an den Disputationen betheiligt, bald als Praeses, bald als Opponent. Noch am 17. October 1778 wohnte er als Prodecan der Habilitation Gabler's bei. Am 1. December machte ein Darmleiden seinem arbeitsreichen Leben ein Ende, nachdem ihn schon längere Zeit hypochondrische Anfälle etwas in seiner Arbeitskraft gelähmt hatten, was auch eine im Sommer 1778 mit dem jüngsten Bruder Karl Friedrich, dem Jenenser Juristen, gemeinsam zu dem Bruder nach Göttingen unternommene Reise nicht zu bessern vermocht hatte.

Ein christlicher Charakter voll tiefer Frömmigkeit, dem stete Bereitwilligkeit und Gefälligkeit nachgerühmt wird, allen Controversen abhold, wenn schon der Wolf'schen Philosophie, mit der sein Vater so heißen Kampf gehabt hatte, gründlich abgeneigt und ganz conservativ in den Bahnen der älteren Theologie wandelnd, ein Freund alles Schönen und Guten, besonders die classische Bildung zu heben bemüht, hat W. nicht nur durch seine sehr anziehenden und mit großem Beifall aufgenommenen Vorlesungen, welche auch viele Ausländer anlockten, sondern auch durch seine zahlreichen persönlichen Verbindungen (war er doch seit 1748 Mitglied der arcadischen Gesellschaft in Rom, seit 1751 der columbarischen in Florenz, später noch der kgl. Preußischen zu Frankfurt a. O., der kgl. Norwegischen zu Drontheim, der Gesellschaften zu Erfurt, Kassel, Bremen, Karlsruhe, Berlin und Danzig) und seinen regen Briefwechsel weithin gewirkt.

Sein Hauptfach war die classische Philologie, deren Erträgnisse bei ihm jedoch vielfach der neutestamentlichen Exegese zu Gute kamen. Nach der Sitte der Zeit und zumal in seiner Stellung als prof. eloquentiae veröffentlichte er das meiste in Form kurzer Programme, deren etliche er selbst aber noch gesammelt herausgegeben hat. Besonders zu nennen sind 3 Theile von „Dissertationes in Acta Apostolorum“ (1756, 1759, 1761) und die nach seinem Tode 1779 herausgegebenen „Observationes in Matthaeum ex graecis inscriptionibus“. In nüchterner Weise sucht er hier aus profanen Quellen und vor allem den Inschriften die Wortbedeutung festzustellen. Aehnlich bieten die „Antiquitates symbolicae, quibus symboli apostolici historia illustratur“ (1772) eine Zusammenfassung von 6 Reden aus Anlaß des Lynker'schen Stipendiums in memoriam confessionis Augustanae, worin die mannichfachen Bedeutungen des Wortes Symbolum entwickelt und endlich der christliche Gebrauch von dem Gebrauch in der Mysteriensprache hergeleitet wird. Durch seine italienische Reise angeregt, hat W. in der früheren Zeit sich mit Vorliebe epigraphischen Studien hingegeben, die in den „Antiquitates Herculanenses litterariae“ (1752) eine sehr werthvolle Frucht zeitigten. Manche grade dieser Arbeiten sind natürlich völlig veraltet, z. B. die schon damals nicht unwidersprochen bleibende Schrift „Marmor Hispaniae antiquum, vexationis Christianorum Neronianae insigne documentum, illustratum“ (1750) und die hieran sich anschließenden Schriften. Das Streben, die classische Bildung zu heben, für das ihm einerseits die lateinische Societät so günstige Gelegenheit bot, hat andrerseits seine „Introductio in linguam graecam“ veranlaßt, eine derzeit höchst nützliche Encyclopädie der griechischen Philologie, worin neben einer Uebersicht über die Quellen der griechischen Sprache, also einem Abriß der griechischen Litteraturgeschichte, Anleitung zur rechten Benutzung und Nachahmung der besten Autoren gegeben wird. Das Werk hat, nachdem es 1763 zum ersten Mal, 1772 in zweiter Auflage erschienen war, noch als Vorlage für eine ganz gleichartig ausgeführte Introductio in linguam latinam des Wittenberger J. C. Zeunius (1779) gedient.

In der späteren Zeit, zumal seit 1760, wendet sich W. aber noch einem

anderen Gebiete zu, für welches die Neigung in ihm schon in Florenz durch das berühmte Naturaliencabinet des Ritters Baillou geweckt worden sein soll, und auf welchem er wol noch größeres geleistet hat als auf jenem, indem hier seine organisatorische Begabung in vollstem Maße zur Geltung kam, der Naturwissenschaft, vor allem der Mineralogie und Paläontologie. Die eigenen Sammlungen, zu deren Beschaffung ihm seine ausgedehnten Verbindungen von großem Nutzen waren und auf deren Ordnung er einen großen Theil seiner Zeit verwendete, waren seiner Zeit wegen ihrer Vollständigkeit und „der Kettenfolge der Körper in natürlicher Ordnung" berühmt und verschafften ihm den Besuch vieler hochgestellten Personen. Sie bilden den Grundstock der jetzigen Jenenser Universitätssammlungen. Zwei Werke sind vor allem hier zu nennen. „Das Steinreich systematisch entworfen" Halle 1761, 1764 (ursprünglich 3 Theile geplant, der 3., der eine lithographische Bibliothek enthalten sollte, ist jedoch nicht erschienen), woran die nach dem Vorgange des Wittenberger Titius gehandhabte Classification nach äußeren in die Augen fallenden Merkmalen im Gegensatz zur chemischen Analyse von Zeitgenossen gerühmt wird. Sodann die Herausgabe und Ordnung der von dem Nürnberger Zeichner Knorr zum Beweis einer allgemeinen Sündfluth entworfenen Abbildungen von Petrefacten u. d. T. „Die Naturgeschichte der Versteinerungen" (1763—73), ein auch in das Französische und Holländische übersetztes Werk, von dem Zittel, Handbuch der Palaeontologie I, 1, S. 32 urtheilt: „Noch heute birgt der Text des gelehrten W. eine Fundgrube von guten Beobachtungen, als Repertorium der älteren Litteratur ist er eine an Vollständigkeit unübertroffene Quelle."

Nimmt man hinzu, daß W. nicht nur 1774—78 eine Zeitschrift „Der Naturforscher" herausgab, sondern sich auch eifrig an der Herausgabe der Jenaischen „Zeitungen von gelehrten Sachen" (1749—56, dann durch seine Anregung während seines Decanates 1763 [Protokollbuch S. 163] seit 1765 neu ins Leben gerufen) betheiligte (vgl. den Nachruf 1778, S. 832), so wird man der Vielseitigkeit, dem Eifer und der Arbeitskraft Walch's die Anerkennung nicht versagen können. An der Ausführung mancher Pläne, z. B. einer introductio in Novum Testamentum, einer historia literaria, einer biblischen Naturhistorie hat nur der Tod ihn verhindert. Die zahlreichen einzeln oder in Zeitschriften erschienenen Abhandlungen findet man in den nachfolgend verzeichneten Biographien aufgezählt. Noch bei seinen Lebzeiten war W. gewürdigt worden von F. Storch in Strodtmann's Neues gelehrtes Europa XII (1757) 969—986 und XIII (1758) 210—223, dann einerseits von dem Wittenberger Th. Ch. Harles, de vitis philologorum nostra aetate clarissimorum II (1767) 81—106, andrerseits von seinem Collegen E. G. Baldinger, Biographien jetzt lebender Aerzte und Naturforscher I, 2 (Jena 1770) 167—188. Gleich nach seinem Tode erschienen anonym zwei Biographien, eine kürzere (1779) Leben und Charakter des seel. Herrn Hofrath und Prof. Johann Ernst Immanuel Walch zu Jena [von Blasche], auch in Joh. Sam. Schroeter's Journal für die Liebhaber des Steinreichs und der Konchyliologie V (Weimar 1779) 64—81; eine längere mit genauer Bibliographie und Bildniß [von J. C. Henning]: Lebensgeschichte des wohlseligen Herrn Hofraths Joh. Ernst Immanuel Walch zu dessen ruhmvollem Andenken entworfen (Jena 1780). Hieraus schöpfen zumeist die folgenden, worunter besonders zu nennen sind: Hirsching's histor.-litt. Handbuch, fortgeführt von J. H. M. Ernesti XV, 2 (1812) 236—250; J. G. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller XIV (1815) 354—360; Döring, die gelehrten Theologen Deutschlands im 18. und 19. Jahrhundert IV (1835) 623—629. Zu dieser Skizze wurden ferner die Decanatsacten der philos. Facultät in Jena benutzt.

v. Dobschütz.

Walch: Karl Friedrich W., Jurist, ist geboren zu Jena am 22. Sept. 1734 als 3. Sohn von Joh. Georg, besuchte dort die Universität seit 1748, ward an derselben D. jur. 1753, erhielt 1755 einen Ruf als außerord. Professor der Rechte nach Göttingen, folgte demselben jedoch, obschon es bis zur Ausfertigung des Patents kam, schließlich nicht, sondern blieb in Jena, wo er 1756 außerord., 1759 ord. Prof., auch Mitglied des Schöppenstuhls und des Hofgerichts wurde. Im Wege des regulären Vorrückens gelangte er zum Seniorate im Schöppenstuhl 1774, in der Facultät 1778; er wurde 1783 Sachsen-Gotha'scher Geh. Justizrath und ist in seinem Geburtsort verstorben am 20. Juli 1799. — Walch's außerordentlich zahlreiche und umfassende juristische Arbeiten gehen aus von der eleganten Behandlung römischer Rechtsgeschichte und Alterthümer, um sich alsbald dem deutschen Recht zuzuwenden, um welches er sich wirklich bleibende Verdienste erworben hat. Weniger durch die systematische Abhandlung über das Näherrecht, (Jena 1766), obschon auch diese sich durch reiches Material und dessen geschlossene Verarbeitung zu einem lesbaren Ganzen vortheilhaft auszeichnet; als durch die große Sammlung: „Vermischte Beiträge zu dem Teutschen Rechte" (8 Bde., Jena 1771—1793). Dieselbe bringt reiches Material an bis dahin ungedruckten, theilweise auch seither nicht wieder gedruckten Statuten, Stadt- und Landrechten, namentlich aus Mittel- und Süddeutschland, zusammengestellt in der ausgesprochenen Absicht, mehr auf germanistische Eigenthümlichkeit, als auf positivrechtliche Wirksamkeit zu sehen, so daß gerade die Satzungen kleinerer Ortschaften und Territorien, wo sich Altes lange erhalten hat, besonders gern aufgenommen sind. Die Ausgaben sind etwas correcter, als in manchen ähnlichen Werken der Zeit, wie denn auch Walch's Glossarien, ein dieser Sammlung beigegebenes und ein separat erschienenes zur Carolina (Jena 1790), für ihre Zeit vernünftig-besonnen genannt werden dürfen. — Von anderen Werken Walch's seien noch genannt seine wesentlich verbesserte Ausgabe von Eckhard's classischen 'Hermeneutica juris' (Leipzig 1779), und sein Grundriß der „Geschichte der in Teutschland geltenden Rechte" (Jena 1780), worin der romanistische Theil allerdings nicht über Bach, wol aber der germanistische über Selchow hinaus gefördert ist. — Seine kleineren Schriften sind gesammelt erschienen in 3 Theilen (Halle 1785—93), unter dem Titel: Opuscula quibus plura juris romani ac germanici capita explicantur, und allerdings umfassen sie, wie schon ein Blick auf das beigefügte Quellenregister beweist, fleißige Beiträge zu allen Epochen beider Rechtskreise. — Im ganzen gehört W. zu den tüchtigeren und sorgsameren Vertretern der elegant-antiquarischen Jurisprudenz im ausgehenden achtzehnten Jahrhundert.

Weidlich, Zuverlässige Nachrichten 6, 326 fg. und Biographische Nachrichten 2, 428 fg. — Meusel, Lexikon der v. 1750—1800 verst. Teutschen Schriftsteller, 14, 371 fg. Ernst Landsberg.

Walchner: Friedrich August W., fruchtbarer Schriftsteller auf dem Gebiete der Mineralogie, Geognosie und Chemie, von 1823—25 erst Privatdocent, dann außerordentlicher Professor an der Universität Freiburg i. B., seit 1825 Professor der Mineralogie, Geognosie und Chemie an der polytechnischen Schule in Karlsruhe, war am 2. September 1799 in Meersburg am Bodensee als Sohn eines hervorragenden Verwaltungsbeamten geboren. W. zeichnete sich durch einen glänzenden Vortrag als Lehrer und durch umfassende technische Kenntnisse aus. Er wurde daher auch zum Mitglied der Direction des Forst- und Bergwesens im Großherzogth. Baden berufen und erhielt 1838 den Titel eines Bergrathes. Als Schriftsteller trat W. zuerst in einer Abhandlung „Ueber den Hyalosiderit" (Schweigg. Journ. 39, 1823) hervor, welcher dann eine große Reihe von meist kurzen Schriftstücken folgte. Als die wichtigeren derselben sind hervorzuheben: „Ueber metall. Titan in Eisenschlacken" (das. 41, 1824); „Ueber Chrom im

Olivin" (das. 27, 1826); „Chemische Untersuchung e. dem Tafelspath ähnlichen Hochofenschlacke (das.); „Sur les minérais piriformes de Kandern" (Mém. d. l. Soc. hist. nat. de Strassbourg I 1830 und in Leonhard's Min. Taschenbuch 1828); „Universalité de la présence du cuivre et de l'arsenic dans les eaux minérales" (Compt. rend. 23, 1846), besonders wichtig für die hygienische Anwendung gewisser arsenhaltiger Heilquellen. Von umfassenderen Werken sind zu nennen: „Handbuch der Mineralogie und Geognosie" (2 Bde., 1832—1833), welches Werk mit einigen Abänderungen auch die erste Abtheilung von Oken's Naturgeschichte bildet und seiner Zeit vielfach benutzt wurde, ferner: „Chemie, volksfaßlich bearbeitet" (1843) und „Lehrbuch der unorganischen Chemie" (1849), weiter: „Darstellung der geolog. Verhältnisse der am Nordrande des Schwarzwaldes hervortretenden Mineralquellen" (1849) und als die bedeutendste seiner Schriften: „Handbuch der Geognosie" (1851), ein auf breiter Grundlage angelegtes, sehr umfassendes, mit vieler Umsicht und Litteraturkenntniß abgefaßtes Werk, welches leider unvollendet nicht über den ersten, die alluvialen, diluvialen und tertiären Bildungen behandelnden Band fortgesetzt wurde. Seit 1855 pensionirt, beschäftigte sich W. noch weiter mit geologischen Studien und bergtechnischen Unternehmungen. Er starb am 17. Februar 1865 zu Karlsruhe.

Poggendorff, Biogr. Lexikon II, 1244. — Weech, Bad. Biog. II, 421.

v. Gümbel.

Walchner: Karl W., württembergischer katholischer Geistlicher der Wessenbergischen Richtung, hat veröffentlicht: „Bischof Otto von Sonnenberg und Ludwig von Freyberg, ein Beitrag zur Geschichte des Bisthums Constanz" (Karlsr. 1818); „Paul V. und die Republik Venedig" (Deutschland 1819); „Politische Geschichte der im J. 1478 zu Florenz gehaltenen großen Kirchensynode und des Zwistes dieser Republik mit dem römischen Papste Sixtus IV., mit einem Anhang von historischen Erläuterungen und einigen Documenten" (Rottweil 1825); „Johann von Botzheim, Domherr zu Constanz (s. A. D. B. III, 209) und seine Freunde. Beitrag zur Reformations- und Gelehrtengeschichte von Südschwaben. Mit einem Anhang bisher ungedruckter Briefe und biographischen Notizen" (Schaffhausen 1837).

Hurter, Nomenclator 3, 872. Reusch.

Walcker: Eberhard Friedrich W., berühmter Orgelbauer, geboren am 3. Juli 1794 in Cannstatt (Württemberg), — Gedenktafel am Geburtshause, Lammgasse Nr. 3 — † in Ludwigsburg am 4. October 1872, war der Sohn des Orgelbauers Johann Eberhard W. und der Elisabeth Katharina geb. Ganzhorn. Der Vater war ein geschickter Orgelbauer und genoß deswegen verdientes Ansehen in seinem Vaterlande, aber seine bescheidenen, beinahe dürftigen Verhältnisse und die Ungunst der Kriegsjahre, wobei Württemberg unter den fortwährenden Durchzügen furchtbar zu leiden hatte, machten es ihm nur selten möglich, neue Werke zu bauen, er mußte sich mit Reparaturen und Stimmen begnügen. Von früh auf zeigte der aufgeweckte Eberh. Friedr. eben so große Begabung als Neigung für die Kunst seines Vaters; der Widerstand der einseitig praktischen Mutter, welche in dem Sohne keinen Concurrenten des Vaters haben, den Sohn aber auch nicht in einem, ihrer Anschauung nach wenig lohnenden Beruf sehen wollte, nöthigte ihn, nachdem er die lateinische Ortsschule besucht hatte, in ein Lack- und Firnißgeschäft als Lehrling einzutreten. Aber der gewaltige Zug seiner Begabung brach sich doch Bahn; er trat in die Werkstätte seines Vaters ein, der ihn schon vorher Sonntags im Orgelbau unterrichtet hatte, und half ihm besonders bei dem Bau der neuen Orgel in Schwaiger (1817). Auf kleine Verbesserungen führte ihn sein erfindungsreicher Geist und sein prak-

tischer Sinn schon damals, aber die eigentliche Aufgabe und Bedeutung seiner Kunst erkannte er erst, als der bekannte Orgelspieler Abt Vogler auf einer seiner Kunstreisen auch nach Cannstatt kam; für die Orgelconcerte, die Vogler dort und in der Umgegend gab, half ihm W., auf welchen man ihn aufmerksam gemacht, die Orgeln herrichten; von Vogler wurde er auf die Nothwendigkeit eines tüchtigen theoretischen Studiums der Physik aufmerksam gemacht, wie andererseits die Zufriedenheit des Meisters den jungen frommen Künstler in dem Entschlusse sehr bestärkte, welchen er damals schon aussprach, dies Instrument auf eine solche Stufe der Ausbildung zu bringen, daß es seiner Aufgabe, würdigen Antheil am Gottesdienst zu nehmen, würdig entspreche. Der Vater, welcher das Talent des Sohnes richtig erkannte, übertrug ihm die selbständige Herstellung einer kleinen Orgel von 10 Registern für die Kirche in Kochersteinsfeld; es war das „Meisterstück" Walcker's, der bald darauf (1821) sich von seinem Vater, der seinen Schwiegersohn Laukuff ins Geschäft genommen hatte, trennte und ein eigenes Geschäft in Ludwigsburg (im „Loch") anfing; mit eisernem Fleiße überwand der einfache und sparsame Mann, der über sehr wenig Mittel gebot (sein Vater hatte ihm 200 fl. gegeben) alle Schwierigkeiten; die Orgel, welche er für die Garnisonskirche in Stuttgart baute, fiel vorzüglich aus, sein Name wurde zunächst in der engeren Heimath bekannt und da mit dem Frieden auch die Geschäfte sich immer mehr hoben, fehlte es ihm nicht an Bestellungen. Aber einen Weltruf bekam er, als er 1833 die 74-stimmige Orgel in der Paulskirche in Frankfurt a/M. fertig stellte; die Großartigkeit seines Entwurfes und die zweckmäßige Verwendung der Aliquoten nach Vogler's System hatten ihm bei der Concurrenz den Vorzug verschafft; er rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen aufs glänzendste und der bescheidene Mann hat in hübscher Weise erzählt, wie der tiefe summende Ton in einem Kamine ihm den Weg zeigte, einen ebenso tiefen einer 32-füßigen Pfeife zu entlocken (s. den ansprechenden Aufsatz von Klaiber im Daheim 1864). Von allen Gegenden der Welt kamen nun großartige Aufträge; in den 51 Jahren, während welchen er an der Spitze des sich immer mehr vergrößernden Geschäftes stand, gingen 283 Orgelwerke aus demselben hervor, in allen Theilen Europas, Amerikas (60 Stück), Australiens (Sidney) sind sie zu finden (vgl. Kümmerle, Encyclopädie der evangelischen Kirchenmusik 5, 28 ff., wo ein Verzeichniß der bedeutendsten dieser Werke angegeben ist). Das größte derselben schuf er für das Münster in Ulm mit 95 (101 ?) klingenden Registern. Dem einstimmigen Urtheile nach sind sie ausgezeichnet durch reine Intonation und herrliche Tonwirkung, sowie durch die vorzügliche Spielmechanik. Keine der neueren Verbesserungen ließ der sorgsam auf alles achtende Mann unberücksichtigt, wie er z. B. auch den neu aufkommenden Elektromagnetismus anwandte. Sein größtes, hervorragendes Verdienst liegt in der Anwendung der sog. Kegelladen (Springwindladen mit Kegelventilen). Ein älterer württembergischer Orgelbauer Hausdörfer hatte ähnliche gebaut, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der alles beobachtende Mann auch sie zu Gesicht bekam; aber sie waren in Vergessenheit gerathen. W., der seine in den russischen Ostseeprovinzen aufzustellenden Orgeln vor Feuchtigkeit schützen wollte, führte sie ein, aber ganz verändert und verbessert, sodaß sie nun erst eigentlich praktisch brauchbar wurden; auch die Spieltische und die sog. Pistonbälge hat er eingeführt. — Reiche Ehren und verdientes Ansehen lohnten die großartige Thätigkeit des Mannes; das Frankfurter Bürgerrecht, das man ihm nach Vollendung des Orgelwerkes angeboten hatte, lehnte er ab, er wollte seine Heimath nicht verlassen; Medaillen von Württemberg, Baiern, Frankreich (Erfindungsmedaille) und Orden wurden ihm zu theil, er wurde Mitglied der württemb. Handelskammer; das Vertrauen seiner Mitbürger rechtfertigte er durch eifrige Thätigkeit in Armen-, Gemeinde- und Kirchensachen, mit Rath und That

war der ausgezeichnete Mann, der seine Einfachheit und Anspruchslosigkeit bis zu seinem Tode bewahrte, stets bereitwilligst bei der Hand. Am 30. Januar 1821 hatte er Beate Weigle von Ludwigsburg geheirathet, im J. 1828 wurde ihm sein Sohn Heinrich, 1829 Friedrich, 1835 die Tochter Beate Gottliebin geboren; 1842 hatte er seinen Schwager Spaich als Theilnehmer in sein Geschäft genommen, später seine Söhne, welche dasselbe mit großem Erfolge weiter führten. 1844 trat er in zweite Ehe mit Maria geb. Stumpp. Im October 1872 starb W. nach längeren Leiden; sein Bild mit den ernsten markigen Zügen ziert mit Recht das Gewerbemuseum in Stuttgart, denn der vorzügliche Mann war eine Zierde seines Vaterlandes und einer seiner ersten Industriellen und endlich auch der Lehrer vieler bedeutender Orgelbauer (Haas, Weigle, Lütkemüller, Steinmeyer).

Gewerbeblatt aus Württemberg, 1873, S. 409 ff. — Wangemann, Geschichte der Orgel, 1881, S. 347 ff. (soll sein Urtheil in der mir nicht zu Gebote stehenden Auflage von 1887 wesentlich geändert haben). — Kümmerle (s. oben). — Württembergische Neujahrsblätter, herausgeg. v. J. Hartmann, N. F. 1, 11 u. besonders ein nur im Manuscript vorhandener, mir gütigst zum Gebrauch überlassener, sehr eingehender und genauer Vortrag von Prof. Dr. O. Schanzenbach in Stuttgart über Walcker. Theodor Schott.

Wald: Samuel Gottlieb W., evangelischer Theologe, † 1828. Eine charakteristische Gestalt der geistigen Atmosphäre Königsbergs im kantischen und nachkantischen Zeitalter ist der Theologe und Kirchenmann Samuel Gottlieb W., welcher einerseits die Blüthe Kant's und der Königsberger Universität seit den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts, dann aber auch die Erniedrigung des preußischen Staates durch Napoleon, die Leidenszeit der preußischen Königsfamilie in Königsberg, die Befreiungskriege und das Erwachen einer positiven Erweckung im Protestantismus persönlich mit durchlebte. Unter diesen Verhältnissen hat W. an der Universität in der philosophischen und in der theologischen Facultät, im Kirchenregimente und im Staatsleben stets kräftig mit eingegriffen und eine vielseitige Thätigkeit entfaltet. Er war zu Breslau am 17. October 1762 geboren; sein Vater gehörte dem Kaufmannsstande an. Auf dem Elisabeth-Gymnasium seiner Vaterstadt unter dem Rectorat Arletius' vorgebildet, bezog er im 20. Jahre seines Alters die Universität Halle, in deren theologischer Facultät noch immer der Kritiker Semler den Ton angab. W. erfreute sich der besonderen Berücksichtigung Nösselt's, der ihn auch in seinem Hause wohnen und seine Bibliothek benutzen ließ. Schon nach 1¾jährigem Besuch der Universität Halle gelang es W., sich 1783 als Magister legens in Leipzig zu habilitiren und den Beifall der Studenten sich zu erwerben. Bald erschienen von ihm: „Curae in historiam textus vaticiniorum Danielis“ (1783), „Spicilegium variarum lectionum codd. IV Vet. Test. hebr. Vratislaviensium“ (1784), dazu 1786 ein größeres Werk über die Geschichte der Litteratur („Uebersicht der allg. Literatur- und Kunstgeschichte“ I). Daraufhin berief ihn der preußische Cultusminister v. Zedlitz 1786 als ordentlichen Professor der griechischen Sprache nach Königsberg, nachdem er schon vorher zum Professor extraordinarius in Leipzig ernannt worden war. Königsberg wurde seine zweite Heimath; und nachdem er sich auch mit einer Königsbergerin verheirathet hatte, fühlte er sich um so enger an das „nordische Rom“ gekettet. Hier erhielt er nun neben seiner Professur zunächst das einflußreiche Amt des ersten Inspectors (Directors) des Friedrichscollegs, eines akademischen Gymnasiums, aus welchem Kant hervorgegangen und an welchem Herder gelehrt hatte. 1793 wurde er ferner, während er die griechische Professur beibehielt, noch zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt und, nachdem ihn die Erlanger theologische Facultät zum

Doctor promovirt, in die Königsberger theologische Facultät eingeführt. 1796 zum südpreußischen Consistorialrath ernannt, fand er reiche Gelegenheit, bei der Einrichtung der „südpreußischen" Kirchen- und Schulverhältnisse Rath zu ertheilen. 1800 ward er aber statt dessen zum Consistorial- und Schulrath von Ostpreußen befördert. Daneben erhielt er 1802 noch die Professuren der Geschichte und der Beredsamkeit, sodaß er nicht weniger als sechs Aemter in seiner Person vereinigte. 1806 ließ er sich aber insofern entlasten, als er statt der Professuren der griechischen Sprache, der Geschichte und der Beredsamkeit die der morgenländischen Sprachen erhielt, und 1810 wurde er weiter auch von der Leitung des Fridericianums entbunden. Von da an wirkte er lediglich als Professor, Consistorial- und Schulrath, bis ein plötzlich eingetretener Schlagfluß dem Leben des rüstigen Greises 1828 ein Ziel setzte. — Seiner Denkweise nach war W. vom Kriticismus Semler's und Nösselt's beeinflußt, aber je länger desto entschiedener doch auch dem Supranaturalismus zugewandt, ein Vertreter des rationalen Supranaturalismus, etwa wie seine Zeitgenossen Stäudlin und Tzschirner. Aber W. war überhaupt nicht eigentlich Dogmatiker, sondern pflegte mit Vorliebe die historische Theologie und die Sprachen; auf beiden Gebieten zeichnete er sich durch hervorragende Kenntnisse aus. Als langjähriger Director (oder Präsident) der Königsberger Deutschen Gesellschaft, welche seit 1743 bis zur Gegenwart deutsches Geistesleben im fernen Osten pflegt, hat er sich um den Anbau deutscher Cultur dort recht verdient gemacht. Die positiv religiöse Seite seines Wesens hat sein Sohn, welcher sich dem geistlichen Stande widmete, fortgepflanzt und das Andenken an seinen Vater durch eigene ausgezeichnete Berufsthätigkeit als Pfarrer und Superintendent zu Königsberg nur um so mehr wach erhalten.

Unter den Schriften Wald's, von denen die ersten aus der Zeit von 1783 bis 86 schon oben erwähnt sind, machte 1821 ein lateinisch geschriebenes, polemisches Osterprogramm viel von sich reden; es hat den Titel: „De haeresi abiuranda quid statuat ecclesia Romano-catholica". Ihm folgte das Programm: „Ueber die Verschiedenheit der römischen und jesuitischen Convertitenbekenntnisse" (1822). Außerdem erschienen von ihm: „Dissertatio de vera vi vocabulorum *νομος* et *πιστις* in epistola Pauli ad Romanos" (1788); „Diss. de vita, scriptis et systemate mystico Sebastiani Franci" (1793, s. Erlanger th. Doctordiss.); Progr. „Ecclesiarum et scholarum, quae in Borussia orientali nunc sunt, conspectus" (1802); Progr. „Descriptio constitutionum synodalium Warmiensium" (1802); Progr. „Constitutionum synodalium Culmensium et Pomesaniensium descriptio" (1804); „Beiträge zur Biographie des Prof. Kant" (1804). — Dazu eine große Menge kleinerer Arbeiten zur Schulgeschichte Preußens, zumal Ostpreußens. Die Titel derselben und der übrigen Schriften Wald's bei Schmidt (s. unten).

Vgl. (Schmidt's) Neuer Nekrolog der Deutschen. Sechster Jahrgang 1828. (Ilmenau 1830.) I. Theil, S. 145—152.

P. Tschackert.

Waldburg: Georg III, Truchseß v. W., genannt der Bauernjörg, wurde geboren zu Waldsee am 25. Januar 1488. Seine Eltern waren Truchseß Johannes d. j. v. Waldburg und Helene geb. Gräfin v. Zollern. Mit 10 Jahren kam er an den Hof des Bischofs Friedrich von Augsburg, der seiner Mutter Bruder war, und erhielt dort den Meister Paulus, Chorherrn zu St. Moriz, als Lehrer und Erzieher. 1499 brach der Schweizer- oder Schwabenkrieg aus; da entlief Jörg, um einen Herrn zu suchen, dem er den Spieß nachführen dürfte, wurde aber bald wieder eingeholt und zurückgebracht. Im bairischen Erbfolgekrieg (1504) erhielt er den Harnisch und führte selbständig Haube und

Spieß. 1508 trat er in die Dienste des Herzogs Ulrich von Württemberg, den er begleitete, als derselbe mit K. Max I. die Romfahrt mitmachen wollte. 1509 verheirathete er sich mit Apollonia, Tochter des Grafen Johannes von Sonnenberg, nach deren 1512 erfolgtem Tode 1513 mit Maria, der Tochter des Grafen Joachim von Oettingen. 1514 half er zwischen Herzog Ulrich von Württemberg und dem „Armen Konrad" (dessen aufrühreriſchen Unterthanen) vermitteln und zuletzt den Aufstand unterdrücken, wobei er sich als Hauptmann sehr auszeichnete. 1515 verließ Jörg die württembergischen Dienste und wurde Rath und Landeshauptmann des Herzogs Wilhelm von Baiern. Dieser sandte ihn 1516 mit Aufträgen nach Italien zu K. Max I., mit welchem er gen Mailand zog. 1517 begleitete er den Herzog Wilhelm von Baiern zum Kaiser in die Niederlande, von wo aus er zur See eine Wallfahrt nach San Jago di Compostela in Spanien machte. 1518 visitirte und reformirte er im Auftrage seines Herrn die bairischen Gerichte und gab ihnen neue Ordnungen und Satzungen. 1519 nahm Herzog Ulrich von Württemberg eigenmächtig die Stadt Reutlingen ein. Da dieselbe Mitglied des Schwäbischen Bundes war, so erklärte ihm dieser den Krieg. Oberster Feldhauptmann des Bundes wurde Herzog Wilhelm von Baiern, Truchseß Jörg oberster Feldlieutenant. In zwei Monaten war ganz Württemberg in der Gewalt des Bundes. Kein geringes Verdienst an dem so raschen und glücklichen Verlaufe hatte Truchseß Jörg. Da es zwischen ihm und Herzog Wilhelm nachher wegen Entschädigungsansprüchen zu Zerwürfnissen kam, so begab sich Jörg nach Hause, obgleich ihm der Herzog Versprechungen machte für den Fall, daß er im zweiten Krieg gegen Herzog Ulrich (Herbst 1519) wieder sein Lieutenant werde.

Im J. 1520 wohnte Jörg dem Bundestage in Augsburg an und wurde am 24. Juni österreichischer Rath und Diener. Am gleichen Tage wurde sein Schwiegervater, Graf Joachim von Oettingen bei der Rückkehr vom Bundestag in der Nähe von Donauwörth von dem berüchtigten Hans Thomas v. Absberg überfallen und auf den Tod verwundet. Jörg nahm sich sehr der Sache an, klagte beim Bunde und forderte die Bundeshülfe gegen Thomas v. Absberg für die Grafen von Oettingen. Dieselbe wurde auch zugesagt, aber noch länger verschoben, einstweilen jedoch ein Zusatz von Reisigen bewilligt und als deren Hauptmann Truchseß Jörg ernannt. Dieser hatte um dieselbe Zeit als österreichischer Rath in Steiermark die Huldigung eingenommen und streifte nun mit den genannten Reisigen im Ries. Er gewann zwar die Burg Absberg, aber die eigentlichen Thäter waren verzogen. Im folgenden Jahre setzte er diese Streifzüge mit bündischen Truppen fort und gewann dabei die Burg Waltmannshofen. 1523 endlich unternahm der Schwäbische Bund einen großen Zug gegen die fränkischen Raubritter, den Jörg als oberster Feldhauptmann befehligte. In kurzer Zeit brach er 23—24 Burgen und damit auch die Macht der reichsunmittelbaren Ritter in Franken. — Im Sommer 1524 empörten sich die Bauern zu Stühlingen und im ganzen Hegau gegen ihre Herrschaften und erhielten Hülfe vom Schwarzwald. Da jene Gegend theils zu Oesterreich gehörte, theils in dessen Schutz stand, so gab Erzherzog Ferdinand den Befehl zur Gegenwehr und Unterdrückung. Er ernannte hiefür am 14. October 1524 den Truchsessen Jörg zum obersten Feldhauptmann. Zunächst sollte er unter Beihülfe von österreichischen Commissären den Weg der Güte und des Rechts und erst zuletzt den der Gewalt beschreiten. Monate lang mühte er sich fast ohne Erfolg. Ende Februar machte der vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg, der mit den aufrührerischen Bauern in Verhandlung getreten war, um mit ihrer und geworbener Schweizer Hülfe sein Land wieder zu erobern, einen Einfall in Württemberg. Dies konnte Jörg mit seiner geringen Mannschaft nicht verhindern, doch

hängte er sich an ihn und that ihm mit seinen Reisigen Schaden, wo er konnte. Der Herzog rückte rasch vor, Stuttgart zu. Jörg vereinigte sich unterhalb Rottenburg mit dem württembergischen Aufgebot. Dieses zeigte sich sehr kleinmüthig und widerwärtig, so daß er damit nichts unternehmen konnte. Infolge dessen nahm Ulrich Herrenberg und zog vor Stuttgart. Mittlerweile kamen die Truppen des Schwäbischen Bundes an, über welche Jörg zum obersten Feldhauptmann ernannt war. Schleunigst führte sie Jörg nach Stuttgart. Hiedurch bedrängt und von den Schweizern verlassen mußte der Herzog sein Heil in eiliger Flucht suchen. Jörg verfolgte ihn vergeblich, eroberte die von dem Herzog eingenommenen Städte Balingen, Herrenberg, Böblingen, Sindelfingen und Leonberg zurück, wurde aber dann vom Schwäbischen Bund gen Ulm berufen, um den Bauernaufstand zu unterdrücken.

Es hatten sich nämlich die Bauern in der Ulmer Gegend und von dort bis an den Bodensee hinauf gegen ihre Herrschaften empört und 3 gewaltige Haufen — den Baltringer-, Allgäuer- und Bodensee-Haufen — gebildet. Jörg verfügte über ungefähr 1500(—2000) Reisige und 7000 Fußknechte. Zunächst wandte er sich (30. März) donauaufwärts und zerstreute die dortigen Bauern, sodann gegen Leipheim und Günzburg, die er eroberte, wobei von circa 4000 Bauern 1000 erstochen und viele Hunderte ertränkt wurden. Nun wollte sich der größere Theil des Baltringer Haufens unterwerfen, der kleinere zog auf Jörg's Herrschaft. Dieser folgte ihnen, und schlug sie am 13. April bei Essendorf und Tags darauf (circa 4000, worunter ungefähr 1500 Allgäuer) bei Wurzach. Dann drängte er den Bodensee-Haufen von Gaisbeuren gegen Weingarten zu. Am 17. April lag letzterer 12000 Mann stark bei Berg und 6000 Mann vom Allgäuer Haufen in nächster Nähe. Jörg ließ gegen die Bauern zuerst sein Geschütz spielen, aber in Erwägung, daß dieselben in großer Uebermacht, daß unter ihnen viele gute Kriegsleute, daß sie auch gutes Geschütz bei sich hatten, daß unter dem bündischen Heere viele Knechte sich befanden, die mit den Bauern verwandt, daher sich nicht gern mit ihnen schlugen, daß „dem Glück nicht in allweg zu befehlen“ und daß der Bund nur dies eine Heer habe und, wenn dieses geschlagen werde, alles verloren sei, beschloß er diesmal die Bauern, wenn möglich nicht durch die Waffen, sondern durch einen Vertrag zur Unterwerfung zu bringen. Seine Drohung, wenn letzterer nicht zu Stande komme, Weingarten zu verbrennen, hatte den gewünschten Erfolg. Der Vertrag von Weingarten (17. April) kam einem großen Siege gleich. Denn „mit der Niederlage seines Heeres durch die selbst von alten Soldaten bewunderten und gepriesenen Allgäuer Scharen wäre ohne Zweifel die ganze und letzte Macht des Bundes der Auflösung völlig verfallen, die Masse der noch Unentschiedenen und Wankenden, vor allem die Städte offen zur Revolution übergegangen und ganz Deutschland unter den Flammen des Aufruhrs begraben worden“. In Wittenberg ließ Luther den Vertrag, welchen er für eine besondere Gnade Gottes erklärte, mit einem von ihm hinzugefügten Vor- und Schlußwort durch den Druck wiederholen. Für den Bauernkrieg aber war dieser Vertrag der Wendepunkt, der Anfang vom Ende. Nachdem Jörg durch denselben freie Hand bekommen, rückte er gegen die Hegauer und Klettgauer Bauern vor. Schon hatte er mit diesen Verhandlungen angeknüpft, als er auf dringenden Befehl des Bundes sofort nach Württemberg ziehen mußte, wo fast das ganze Land in Aufruhr war. Die dortigen Aufständischen suchten mit dem Hinweis „wo wir mit dem Bund zur Ruh wären, dürften wir in allen Landen keinen Feind mehr fürchten und ohne alle Sorg mit Hülf göttlicher Gnaden ein gut christenlich, brüderlich Regiment ordnen und machen . . .“ auch vom Allgäu Hülfe zu bekommen. Obgleich Hegauer Bauern und bis Rottweil auch deren Verbündeter Herzog Ulrich ihm nachrückten, ließ sich Jörg, dessen

Heer ca. 1200 Reisige und 6000 Knechte zählte, dadurch nicht irren. Er schlug bei Böblingen am 12. Mai 12000 bis 20000 Mann von der württembergischen Landschaft, von den Schwarzwäldern, Hegauern und vom Weinsberger Haufen, wobei ob 6000 Bauern erstochen wurden. Damit hatte der Bauernaufstand in Württemberg seinen Todesstoß erhalten. „Das ganze Land Württemberg ist erobert" schrieb darauf Graf Wilhelm von Fürstenberg. Nun zog Jörg Würzburg zu. Dort hatten sich die Hauptmassen der Bauern versammelt: der Odenwälder, Neckarthaler und Weinsberger Haufen und alles, was oben entkommen war; es sollen zusammen 40 000 gewesen sein. Auf dem Hinzug verbrannte Jörg Weinsberg, nahm Neckarsulm, Neustadt, Löwenstein, Oehringen und vereinigte sich am 28. Mai mit den Kurfürsten von Trier und Pfalz, mit dem Herzog Ottheinrich und mit dem Bischof von Würzburg, welche 1200 Reisige und 3000 Knechte, sowie ein gutes Feldgeschütz hatten. Am 2. Juni schlug er die Odenwäldischen und Neckarthaler Bauern bei Königshafen, wobei ca. 5000 Bauern erstochen und 47 Geschütze erbeutet wurden, am 4. Juni einen Bauernhaufen bei Ingolstadt, wobei 2000 Bauern erschlagen, alle ihre Fähnlein und „bei 18 Stück Büchsen auf Rädern" erbeutet wurden. Hierauf zog Jörg zum Entsatz der Feste Marienberg bei Würzburg und, als dieser gelungen war, mit den anderen Fürsten in letzterer Stadt selbst ein. Von hier aus wandte er sich gen Schweinfurt, das sich ergab, dann ins Bambergische, wo er in kurzer Zeit das ganze Stift wieder zum Gehorsam brachte, half die Unterthanen des Markgrafen Kasimir und anderer benachbarter Herrschaften unterwerfen und führte sein Heer zwischen Nürnberg und Nördlingen durchs Ries auf Memmingen, das von Bauern belagert wurde, die beim Herannahen Jörg's abwichen. Dieser folgte ihnen bis an die Luibas bei Kempten, lieferte ihnen dort eine zweitägige Artillerieschlacht, ließ ihr Lager anzünden und einige Geschütze in die Luibas werfen, um dann, nachdem Georg v. Frundsberg mit ein paar tausend Landsknechten zu ihm gestoßen war, den Entscheidungskampf mit ihnen aufzunehmen. Da letztere, obgleich 23000 Mann stark, demselben auswichen, zwang er sie durch Verbrennung ihrer Dörfer zur Niederlegung der Waffen und zur Auslieferung ihrer Rädelsführer. Nachdem er noch Füßen dem Bischof von Augsburg zurückgestellt, hatte er seine Aufgabe gelöst. Diese war nicht klein gewesen. Denn die ihm gegenüber stehenden Bauern waren im Großen und Ganzen ihm an Zahl weit überlegen, sodann waren sie mit Harnisch, Spieß u. s. w. gut ausgerüstet. Geschütze hatten sie in den verschiedenen, dem Adel abgenommenen Schlössern zahlreich erbeutet, ihre Führer waren vielfach kriegserfahrene Leute, die unter Georg v. Frundsberg und anderen berühmten Führern das Kriegshandwerk erlernt hatten, ferner befanden sich unter ihnen viele Landsknechte — unter 78 Bauern, die Hans Walter von Laubenberg am 13. April 1525 zu Mittelbiberach gefangen nahm, waren 25 (!) Landsknechte — deren Zahl immer mehr wuchs, weil damals nach der Schlacht bei Pavia viele derselben in Italien entlassen wurden, zurückkehrten und mannichfach den Bauern zuliefen, endlich konnten letztere, wenn sie von dem Anmarsche des Bundesheeres Kunde erhielten, ihre Vertheidigungsstellung heraussuchen und wählten sie auch dank ihrer kriegskundigen Führung immer vortheilhaft. Jörg mußte sie daher, wie er berichtete, in der Regel zuerst „aus ihrem Vortheil herausschießen", worauf dann seine Reisigen — öfters mit ihm selbst an der Spitze — das Weitere besorgten. Mit diesen beiden Waffen — Artillerie und Cavallerie — gewann er fast alle seine Schlachten, während sein Fußvolk vielfach meuterte und öfters Tage lang nicht zum Aufbruch zu bewegen war.

Man wirft Jörg zum Theil Härte und Grausamkeit vor. Ganz mit Unrecht. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß er viele Leute enthaupten und verschiedene Dörfer in Brand stecken ließ. Aber letzteres war damals ein ganz gewöhnliches

Mittel der Kriegsführung, und Jörg wendete es nicht an, bloß um zu schaden, sondern um den Bauern Furcht vor materiellem Nachtheil einzuflößen und sie dadurch zur Unterwerfung zu bringen. Enthaupten ließ er bloß die Rädelsführer, und zwar that er dies, um dadurch der Revolution den Kopf abzuschlagen und durch den infolge dessen entstehenden Schrecken die vorhandene Empörung zu unterdrücken und eine etwa künftige zu verhüten. Er hatte es ja mit Bauern zu thun, die vielleicht morgen schon brachen, was sie heute versprachen, und die bloß durch Schrecken oder Furcht vor Schaden zu bändigen waren, wie dies auch immer der Erfolg zeigte. Wenn diese höheren Gesichtspunkte der Kriegsführung nicht in Betracht kamen, dachte und handelte Jörg ganz anders. Schon in dem Zug gegen die fränkische Ritterschaft hatte er sich wegen zu großer Milde und Rücksichtnahme verschiedene Verweise vom Bund zugezogen. Nach der Zurücktreibung des Herzogs Ulrich im März 1525 verbot ihm der Bund, die abgefallenen Bauern zu strafen, da er selbst Leute dazu schicken wolle. „Derselbe will dies nämlich deshalb thun — berichtet Artzt an Augsburg — weil er glaubt, Jörg würde nur eine kleine Strafe gegen sie vornehmen". Bezüglich des Weingartener Vertrags wurde er auch wegen zu großer Milde getadelt. Sodann klagte Jörg wiederholt beim Bunde über Mitglieder desselben, daß sie zu hart gegen ihre abgefallenen Unterthanen verfahren; am 16. April machte er der Bundesversammlung Vorhalt, daß sie die Gehuldigten mit der Schätzung und anderem so hart und beschwerlich halten; am 29. April verwendete er sich bei dem Bund für Milderung der Schätzung der Bauern im Illerthal. Milde gegen die Untergebenen war Jörg angeboren: so hatte er schon 1515 (also zehn Jahre vor dem Bauernkrieg) mit seinen Unterthanen „ihnen zu Nutz", wie sie selbst in der Urkunde sagen, einen Vertrag wegen der ihm schuldigen Dienste geschlossen und 1526 ließ er sich mit denselben wieder in einen solchen ein „wegen Dienst, Dienstgeld, Fastnachthennen u. s. w." Mit Recht nennt ihn ein Zeitgenosse „manu strenuus, judex gravis, aequi bonique servantissimus, qui tam vincere quam victis parcere noverat, a sanguine, quantum licebat, abstinuit". — Zur Anerkennung seiner Verdienste im Bauernkrieg erhielt Jörg vom Bunde 5000 fl., von K. Karl V. aber die Verwandlung der Reichspfandschaft Zeil in ein Reichslehen und den Titel „des hl. röm. Reichs Erbtruchseß"; die Anwartschaft auf das Reichserbtruchsessenamt erhielt er später 1528 von dem Pfalzgrafen Ludwig.

Im Sommer 1525 wurde Georg Statthalter von Württemberg. Schon K. Karl V. hatte ihm dies Amt früher übertragen wollen, Jörg aber nach dessen Ansicht bei seinen Forderungen „die Saiten zu hoch angeschlagen". In dieser Stellung suchte Jörg die Wunden, welche der Krieg geschlagen, durch eine umsichtige, weise Verwaltung zu heilen, die früher abgerissenen Landestheile wieder zu erwerben und die Ruhe des Landes sicher zu stellen. Zu diesem Behufe warb er Reisige, legte Besatzungen in die Grenzorte gegen den Hegau, weil dort der Bauernaufruhr noch nicht ganz erloschen war und von dort her Einfälle des Herzogs Ulrich zu befürchten standen, unterhielt überall Kundschafter, welche ihn über des letzteren und seiner Gönner, wie der Eidgenossen und des Landgrafen von Hessen, Pläne und Rüstungen stets so zeitig unterrichteten, daß er durch Gegenmaßregeln dieselben zu vereiteln wußte. Das Land fühlte sich unter ihm sicher. Daher ging auch ein Schrecken durch dasselbe, als im Januar 1528 bekannt wurde, daß K. Ferdinand ihn dauernd nach Ungarn (als Oberstfeldhauptmann gegen die Türken) berufen habe. Der kleine und große Ausschuß des Fürstenthums erhob deshalb schleunigst Vorstellungen bei Ferdinand und schrieb: „Weil wir nun wissen, daß eine gemeine Landschaft und besonders alle Ehrbarkeit ein sonder Herz und Trost zu dem genannten Statthalter (Jörg) haben und bisher gnädiglich, glücklich und wohl regiert seien und derselbe bei allen

Anstößern, Landsassen und andern hohen und niedern Standes ein solch An- und Aufsehen hat, daß wir nicht zweifeln, fürder nicht minder als bisher in gutem Frieden unterhalten zu werden", so bitten sie nun von gemeiner Landschaft wegen mit höchstem Fleiß, der König solle seinen Statthalter Georg als solchen hier lassen, seine Entfernung würde großen Unwillen überall erwecken. Für damals wurde Jörg in Stuttgart belassen, aber im Herbst 1529 wurde er wieder vom Könige berufen, den er am 13. October in Linz traf und noch nach Mähren begleitete. Da die Türken sich zurückgezogen hatten, so konnte er im selben Jahre wieder heimkehren. Ueberhaupt holte Ferdinand oft Jörg's Rath ein und gab ihm verschiedene Aufträge. Auf dem Reichstage in Speier 1526 nahm Jörg an den Verhandlungen in Sachen der Religion hervorragenden Antheil und wurde von den Fürsten daselbst sogar in den betreffenden Ausschuß gewählt. Auf dem Reichstag zu Augsburg (1530) that er im Namen des Kaisers die „Werbung" an die Stände und suchte zwischen den Katholiken und Protestanten, wiewol vergeblich, zu vermitteln. Auf diesem Reichstage verlieh ihm K. Karl V., der ihm ebenfalls sehr gewogen war, ein Zollprivilegium.

„Jörg Truchseß ist (so heißt es in der Zimmerischen Chronik 3, 313) ein Mann gewest, der sein Geschlecht wohl bedacht und herzlich und treulich gemeint hat. Ich hab von einem glaubhaften und vornehmen Mann gehört, daß H. Jörg im Ernst gesagt und hoch betheuert habe, er wollte von seines Geschlechts wegen, dasselbe zu erhöhen, etliche Jahre mit gutem Willen im Fegfeuer sitzen und die Pein leiden, welches Gemüth sich auch wahrhaftig bei ihm bescheint hat." Er erkaufte (1510) Schloß Linden sammt Zubehör, (1520) die Herrschaften Eberhardszell und Schweinhausen, welche von Oesterreich zu Lehen rührten, ihm aber von K. Ferdinand für seine Bemühungen um dessen Wahl zum römischen Könige (1530) allodificirt wurden, [später den Antheil seines Vetters Wilhelm an Schloß und Herrschaft Waldburg], und endlich erwarb er noch (1529) als Reichspfandschaft die Landvogtei Ober- und Niederschwaben. Damit hatte er auch allen Anstößern derselben einen großen Gefallen erwiesen. Denn diese hatten ihn dazu aufgefordert und dabei unterstützt „ut tandem veniat desiderabilis, quamdiu exspectavimus" wie Abt Gerwick von Weingarten an Jörg schrieb. Auch hatte sein Geschlecht, wie schon erwähnt, ihm zu verdanken, daß die Herrschaft Zeil Reichslehen wurde und so von demselben nicht mehr ausgelöst werden konnte, sowie daß der Titel und später das Amt der Reichserbtruchsessen auf dasselbe überging. Endlich hatte er demselben durch seine Thätigkeit im Bauernkrieg großen Glanz und Ruhm verschafft. Damit derselbe nicht erlösche und die Nachkommen zu gleichem Thun entflammt werden, ordnete er an, daß seine und seiner Vorfahren Thaten und wie sie „gelebt und gestorben" beschrieben und in der „Truchsessen Chronik" verewigt wurden. Er starb am 29. Mai 1531. Sein Hingang wurde allgemein betrauert.

Die Belege siehe in dem unter der Presse sich befindenden 2. Band meiner Geschichte des Hauses Waldburg und in Pappenheim's Truchsessenchronik. Eigene Biographieen schrieben über Truchseß Georg III.: Walchner und Bodent und Maximilian, Graf Waldburg zu Wolfegg. Vochezer.

Waldburg: Karl Graf von W.-Syrgenstein, Forschungsreisender, wurde geboren am 18. Decbr. 1841 als dritter Sohn des Fürsten Constantin von Waldburg-Zeil-Trauchburg zu Neutrauchburg in Württemberg. Vorgebildet für den Universitätsbesuch auf dem Gymnasium zu Feldkirch studirte er Forstwissenschaft in Hohenheim und Tharand, wo er den Grund zu seinen Kenntnissen in den Naturwissenschaften, zu denen es ihn von früh auf hinzog, legen konnte. Zunächst jedoch trat er im J. 1866 in württembergische Militärdienste und machte den Feldzug dieses Jahres mit. Im J. 1870 nahm er längeren

Urlaub und bereiste mit dem bekannten Afrikareisenden Th. v. Heuglin auf dem Schoner „Skjön Valborg" Spitzbergen, vorwiegend den östlichen Theil dieser Inselgruppe. Die Zeil-Inseln und das Cap Waldburg, das König-Karl-Land und die Olgastraße auf unsern Karten überliefern die Erinnerung an die Reise der Forscher aus Schwaben. Auf der Rückfahrt traf die Reisenden in Hammerfest die Kunde vom Ausbruch des Kriegs gegen Frankreich. W. eilte alsbald zu seiner vor Paris liegenden Truppe und machte hier die Kämpfe bei Champigny und Villiers (30. Nov. bis 2. Dec.) mit, wobei er sich das eiserne Kreuz verdiente. Nach wenigen Jahren zog es ihn von neuem nach Norden. Im J. 1876 schloß er sich als Freiwilliger auf eigene Kosten der von dem damaligen „Verein für die deutsche Polarfahrt" in Bremen veranstalteten Forschungsreise nach Westsibirien unter Führung von Dr. Finsch und Dr. Brehm an. Dr. Finsch hat diese Reise, welche südlich bis in den chinesischen Hochaltai, nördlich bis nahe an die Gestade des Eismeers führte, in einem Werke unter dem Titel: „Reise nach Westsibirien" (1876) beschrieben. Graf W. betheiligte sich besonders an der Anlage der naturwissenschaftlichen Sammlungen und an der Festlegung der kartographischen Ergebnisse, welche letztere in dem genannten Buche von Finsch auf drei von Graf W. herrührenden Blättern veranschaulicht werden. Fördernd war den Reisenden besonders eine Empfehlung der Königin Olga von Württemberg an ihren Bruder, den Kaiser Alexander II. von Rußland, welche W. vermittelt hatte. Zu einer dritten Reise in die Polarregionen gab eine Einladung des Baron v. Knoop in Bremen Gelegenheit. Ihr folgend fuhr W. auf dem zum Zwecke der Anknüpfung directer Handelsverbindung von dem genannten Industriellen ausgerüsteten Dampfer „Luise" von der Wesermündung durch das Kara-Meer nach der Jenissei-Mündung und wieder zurück. Der geographischen Gesellschaft in Bremen erstattete er in den Deutschen geographischen Blättern, Bd. V, Heft 3 Bericht über diese Reise. — Im J. 1882 verheirathete er sich mit Gräfin Sophie von Waldburg-Zeil-Wurzach, die als patriotische Dichterin sich einen geachteten Namen erworben hat, und lebte von da an auf dem von seiner Gemahlin erworbenen Schlosse Syrgenstein im Allgäu. Mit Zustimmung des letzten v. Syrgenstein ertheilte ihm der König von Baiern die Erlaubniß den Namen „Syrgenstein" dem seinen beizufügen. Regen Antheil nahm er namentlich an der Thätigkeit der naturwissenschaftlichen Vereine in Süddeutschland. Am 30. Januar 1890 starb er an einer infolge der Influenza eingetretenen Magenblutung.

Ueber seine Reisen ist außer dem schon genannten noch zu vergleichen: Petermann's Mittheilungen 1870—72, 1876—77, 1882; Geographische Blätter in Bremen 1876, 1882; v. Heuglin, Reisen nach dem Nordpolarmeer 1870—71.

Nekrolog im Schwäbischen Merkur, Mittwochsbeil. v. 26. Febr. 1890. — Emil Metzger, Württembergische Forschungsreisende und Geographen des 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1889, S. 167, 168. — Frhr. R. v. König-Warthausen in den Jahresheften d. Vereins f. vaterl. Naturkunde in Württ. 1891, S. 33.

Fr. Wintterlin.

Walde: Hermann W., Kupferstecher, geboren am 3. Juli 1827 zu Bautzen, kam frühzeitig zu Julius Thäter nach Dresden und begleitete seinen innig verehrten Lehrmeister 1849 nach München. W. lieferte, anfänglich unter Thäter's Leitung, eine große Anzahl von Stichen, z. B. zu E. Arnold's Dresdener Galerie-Werk (fünf Blätter nach Giorgione, Paul Veronese, Holbein und Dosso Dossi), Schwind's Porträt nach Rietschel's Relief (begonnen von W., vollendet von Thäter, im Rheinischen Taschenbuch für 1851, Frankfurt), drei Blätter nach den von Heinrich v. Heß in der Münchener Basilika gemalten Fresken aus dem Leben des hl. Bonifacius, einen „Engel mit der Weltkugel"

nach Johann v. Schraudolph, „Barbarossa's Tod“ nach Julius v. Schnorr (1857 für den Albrecht-Dürer-Verein); eine „Kreuzabnahme“ nach Joseph Anton Fischer; Goethe's Porträt (nach H. Meyer's 1795 gemaltem Aquarell); „das Zeitalter Karls des Großen“ nach C. Hermann (1851); „Luther, Kinder examinirend“ nach G. König; Schwind's „Madonna auf dem Halbmond“ und dessen „Erzengel Michael“ (1870), viele Vignetten zu der von Louise Wolf gezeichneten „Hauskapelle“ (herausgegeben von L. Schöberlein, Göttingen 1875). Auch radirte W. sechzig Platten zu Ernst Förster's „Denkmale deutscher Kunst“ (Lpz. 1855—69) und neunzig Umrisse zu dessen „Denkmale italienischer Malerei“ (Lpz. 1870—82) und zwar mit einem feinfühligen Verständniß und liebevollstem Eingehen in die einzelnen Meister. Nachdem W. meistentheils in sogenannter Linienmanier gearbeitet hatte, reproducirte er Defregger's „Tischgebet“ (Münchener Kunstvereins-Geschenk für 1878) als durchgearbeiteten, wirksamen Farbenstich und bewährte dabei die gleiche Umsicht, Geschicklichkeit und Treue wie bei seinen früheren Arbeiten. Ein neues, ähnliches Werk, welches W. darauf begann, vereitelte sein am 13. Juni 1883 unerwartet eingetretenes Ableben. Er war ein stiller, ruhiger, tief innerlicher, feiner Mensch, ausgezeichnet als Charakter und Künstler.

Vgl. Apell, Handbuch für Kupferstichsammler. 1880, S. 453, und die Nekrologe in Beil. 181 der Allg. Ztg., 1. Juli 1883; Regnet in Lützow's Zeitschrift 1883, XVIII, 663 und im Münchener Kunstvereins-Ber. f. 1883, S. 80. Hyac. Holland.

Waldeck: Georg Friedrich Karl, Graf zu W. und Pyrmont auch Limpurg, geboren am 31. Mai 1785 in Bergheim im Fürstenthum Waldeck, Sohn des Grafen Wilh. Josias Leop. v. W. (geboren am 16. October 1733, Oberst des waldeckischen Contingentsbataillons im 7jährigen Krieg, † am 4. Juni 1788) und der Christine Wilh., des Grafen Gustav Friedrich zu Isenburg-Büdingen Tochter (geboren am 24. Juni 1756, † am 13. November 1826). Nach dem Besuch der Universität Göttingen nach Arolsen zurückgekehrt, ward er dort Geheimer Rath und Präsident der Armen- und Wohlthätigkeitscommission. Durch die Verheirathung seines Großvaters Josias (geboren 1696 † 1763) mit Gräfin Dorothea Sophie Wilh. v. Solms-Assenheim hatte die Familie Antheil an der Grafschaft Limpurg, welche 1806 als Standesherrschaft unter die Souveränität Württembergs kam. So berief ihn 1811 König Friedrich von Württemberg aus Heidelberg, wo Graf Georg damals privatisirte, zu sich und machte ihn zum Geheimen Rath und Landvogt (Präfecten) von Heilbronn, 1812 von Stuttgart. Er wird aus dieser Zeit als tüchtiger Verwaltungsbeamter gerühmt. Als König Friedrich im J. 1815 einen württembergischen Landtag berief, verwahrte zwar Graf W., der als Stimmführer mehrerer Theilhaber der Grafschaft Limpurg auf dem Landtag erschienen war, ebenfalls den Mediatisirten die Rechte, die ihnen der Wiener Congreß und die künftige Verfassung Deutschlands zuerkennen würden, griff aber doch sofort und in hervorragender Weise in die Verhandlungen ein. Er war der erste in der Versammlung, der sich gegen die vom König gegebene neue Verfassung erklärte; und die von ihm in diesem Sinne im voraus entworfene Adresse ward einmüthig angenommen. Auch in der Folge war er einer der lautesten Vorkämpfer für die Wiederherstellung der altwürttembergischen Verfassung und gegen König Friedrich's autokratisches Regiment, sodaß er in alle wichtigeren Comités von den Ständen gewählt wurde. Nicht minder lebhaft verfocht er die Ansprüche der Mediatisirten, nicht bloß in der württemb. Ständeversammlung, sondern auch beim Bundestag in Frankfurt a. M. schriftlich und mündlich. Es läßt sich nicht verkennen, daß manche seiner Schritte der Mißdeutung sehr ausgesetzt, auch die Form manchmal anstößig war; in

einer an die königliche und ständische Vergleichscommission gerichteten Eingabe waren Wendungen gebraucht, worin ziemlich unverhüllt die fortdauernde Souveränität der Mediatisirten behauptet und das Maß ihrer künftigen Unterordnung unter Württemberg von ihrem guten Willen abhängig erklärt war. Er erregte dadurch den Argwohn und den Unwillen des Königs Friedrich und seines Nachfolgers, Königs Wilhelm, im höchsten Grade. Als ständischer Verhandlungscommissär beim Verfassungswerk ward er daher von König Friedrich als zu excentrisch zurückgewiesen, wegen seiner Schritte beim Bundestag wiederholt in Untersuchung gezogen, aus dem Staatsdienst entfernt und ihm der Geheimrathscharakter von König Wilhelm genommen. Als er im Juni 1817 mit der großen Mehrheit des Landtages den Verfassungsentwurf König Wilhelm's abgelehnt hatte, wurden nicht bloß die auswärtigen Landtagsmitglieder, sondern auch Graf W. — obwol seit fünf Jahren in Stuttgart wohnhaft — aus Stuttgart ausgewiesen; als er nach drei Wochen zurückkehrte, abermals ausgewiesen. Gerichtliche Klage ward nicht angenommen, worauf er sich beim Bundestag beschwerte. Allein hier konnte er trotz aller Rührigkeit weder in dieser Sache, noch in der der Mediatisirten etwas erreichen. Andererseits gewann König Wilhelm's feste, aber weise und wohlwollende Regierung allmählich auch sein Zutrauen; er machte persönlich seinen Frieden und erhielt in einer Declaration vom 25. August 1819 die standesherrlichen Verhältnisse seines Hauses festgestellt. Dem verfassungsberathenden Landtag von 1819 wohnte er zwar anfangs an, ergriff aber nur einmal das Wort; von den späteren Verhandlungen und der Unterzeichnung des Verfassungsantrages im September 1819 hielt ihn Krankheit in Gaildorf zurück. Von 1820 an Mitglied der Kammer der Standesherren und des weiteren ständischen Ausschusses bethätigte er einen regen Eifer auf allen Gebieten der Verwaltung (vgl. seine „Ansichten über die . . . Organisation der höheren Regierungs- und Finanzstellen", Hall 1821). Allein schon am 18. Juni 1826 starb er, erst 41 Jahre alt, in Gaildorf nach langer Krankheit. — Von der in hunderte von Theilen zersplitterten Grafschaft Limpurg hat er den Antheil Gaildorf-Solms-Assenheim bis auf $^5/_{18}$ ausschließlich an sich gebracht. Nach seinem kinderlosen Tode folgte ihm zunächst seine Frau Amalie, Tochter des Waldeckischen Bergamtmannes Joh. Reinh. Wirths (vermählt in Arolsen am 17. Juni 1809) in allen Besitzungen kraft des von Graf Georg erlassenen Erbstatutes. Nach deren Tod (29. September 1852) kam die Standesherrschaft an seinen Neffen Richard Graf zu W., und durch Vertrag vom 16. März 1863 an dessen Schwester Mechthilde, vermählte Gräfin Bentinck, deren zweiter Sohn Wilhelm Graf von Bentinck und Waldeck-Limpurg derzeit im Besitz ist.

Verhandlungen in der Versammlung der Landstände des Kgr. Württemberg 1815/17, 1819. — Graf Georg Waldeck, Schreiben an den kais. österr. u. die kgl. preuß., dänischen u. großbritann.-hannöverschen bevollmächtigten Gesandten am teutschen Bundestage (d. d. Frankf. a. M. 31. Aug. 1816 betr. die Garantie der württ. Verfassung). — Derselbe, Württembergs ständische Verhältnisse am Jahresschluß 1816. Teutschland. — Derselbe, Denkschrift an die Bundesversammlung (d. d. Frankf. a. M. 9. Aug. 1817 wegen Justizverweigerung). — Württ. Jahrbücher f. Statistik u. Landeskunde 1894, I, 32. — Cast, Württ. Adelsbuch 1839.

Alb. Eugen Adam.

Waldeck: Benedikt Franz Leo W., geboren am 31. Juli 1802 in Münster, † am 12. Mai 1870 in Berlin. Sein Vater, früher Professor an der Akademie in Münster, dann Director der Gewerbeschule daselbst, von seinen Mitbürgern hochgeachtet, ließ ihm eine vortreffliche Erziehung zu theil werden. Frühreif bezog W. 1817 die heimathliche Akademie, 1819 die Universität

Göttingen, wo er dem juristischen Studium oblag. Sein freiheitlicher Sinn, genährt durch die tiefen Eindrücke der hoffnungsvollen Jahre 1813—15, sprach sich gelegentlich in glühenden Versen aus. Er offenbarte ihn auch mit weithin leuchtendem Glanz in den amtlichen Stellungen, die er, auf der Staffel des Staatsdienstes aufrückend, einnahm. Nachdem er 1822—1828 Auscultator und Referendar in Münster gewesen war, wurde er Oberlandesgerichtsassessor in Halberstadt, danach in Paderborn, 1832 Director des Land- und Stadtgerichts zu Vlotho, 1836 Oberlandesgerichtsrath zu Hamm. Die Lauterkeit seines Charakters, der hohe Ernst, den er den Aufgaben seines Berufes entgegenbrachte, das unausgesetzte Streben für Beschützung oder Erweiterung der Rechtsgleichheit gewannen ihm, wohin er kam, die Herzen des Volkes, ohne daß er, eher zurückhaltend und vornehm, jemals um seine Gunst gebuhlt hätte. Als Richter wie als Schriftsteller, in einer tiefeingreifenden Arbeit „Ueber das bürgerliche Erbfolgegesetz für die Provinz Westfalen" (1841), die den Grundsatz der Theilbarkeit des Grundeigenthums in Schutz nahm, verdiente er sich den Namen des „Bauernkönigs". Die Bürger von Hamm wählten ihn in die Stadtverordnetenversammlung, und er vertrat die Stadt bei den Kreisständen. In einer Abhandlung „Ueber die Art des Votirens bei Erlassung der Erkenntnisse", die 1841 im Arnsberger Archiv erschien, betonte er die Unabhängigkeit des Richterstandes. Vor einer Versammlung westfälischer Juristen, die er zur Jubelfeier der Einführung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens 1843 in Soest veranstaltete, sprach er mit Nachdruck über herrschende Mängel des Justizwesens, gegen Patrimonialgerichte, eximirten Gerichtsstand u. s. w. Eine Rüge seiner Vorgesetzten blieb nicht aus. Doch wurde er 1844 als Hülfsarbeiter an das Obertribunal nach Berlin berufen und dadurch von der heimischen rothen Erde entfernt, in der er, auch als Katholik, aufs tiefste wurzelte, 1846 zum wirklichen Mitgliede des höchsten Gerichtshofes der Monarchie ernannt.

Das Jahr 1848 führte ihn auf die große politische Bühne. Er erschien als Vertreter eines Berliner Bezirkes, zugleich vier Mal durch das Vertrauen der Wähler seiner Provinz geehrt, in der Nationalversammlung. Vor seinen Berliner Wählern hatte er sein Programm entwickelt. Es war, um ein Schlagwort zu gebrauchen, welches zur Zeit der französischen Constituante aufkam, das der demokratischen Monarchie. Für diese wollte er auch nur eine einzige parlamentarische Vertretung, als kräftigste „Stütze der nationalen Regierung" gelten lassen und verwarf mit Entschiedenheit das Zweikammersystem für Preußen. Wenn er hiermit von dem so häufig heraufbeschworenen englischen Vorbild abwich, betonte er um so nachdrücklicher: „Englands hohe Achtung vor der Preßfreiheit und dem Versammlungsrecht ist der bei weitem anerkennungswertheste Theil des britischen politischen Lebens; dieser, nicht eine Schar absterbender Mißbräuche, welche man so oft als das eigentlich Vorzügliche preisen hörte, wäre für unsere neue Aera zur Nachahmung zu empfehlen . . . Diese und die noch sonst unerläßlichen Fundamentalrechte sind in der Constitution bündig auszusprechen und zu garantiren Noch besteht aber eine Menge Gesetze und Einrichtungen, welche mit diesen Rechten durchaus nicht im Einklange sich befinden, in unsern Civil- und Strafgesetzen, in der Agrar-Gesetzgebung, der Gemeinde-Verfassung u. s. w. Die Aufhebung solcher Gesetze, die anderweitige Organisirung der dadurch berührten Zustände kann nicht aufgeschoben werden bis zu dem Zeitpunkte einer ganz neuen preußischen oder deutschen Gesetzgebung, sie bildet vielmehr einen Bestandtheil des Werkes der Constituirung; sonst würde man eine hohle Form schaffen, ein Kleid für einen nicht dazu passenden Leib".

In der Nationalversammlung wurde er der anerkannte Führer der entschiedenen Linken. Vom glühenden Wunsch beseelt, auf den Trümmern der alten

geschichtlichen Mächte, des Feudalismus und der Bureaukratie, den reinen Rechtsstaat in Preußen zu errichten, kraftvoll und in sich gefestigt, als Redner, wenn auch selten glänzend oder geistreich, doch durch Schärfe, Klarheit und sittlichen Adel von außerordentlicher Wirkung, war er für diese Stelle wie geschaffen und füllte sie, nur die Sache nie seine Person vor Augen, mit Ehren aus. Vor manchen anderen radicalen Genossen hatte er den Vortheil, an dem Leben des Landvolkes unter den kernhaften Bauern des Münsterlandes und an der communalen Selbstverwaltung thätigen Antheil genommen zu haben. Daher ihm nichts wichtiger erschien, als in freier Gemeindeverfassung den Unterbau für ein wahrhaft constitutionelles Staatswesen zu sichern. Auch in seiner äußeren Erscheinung war etwas Imponirendes, lange schon ehe Verfolgungen, Alter und Krankheit sein dichtes Haar gebleicht hatten. „Die große Gestalt, so schildert ihn ein Mitlebender, das sicher blickende tiefblaue Auge, die durchgearbeitete Physiognomie mit den großen Zügen mochten an jene westfälische Bauerngestalt Immermann's erinnern, von welcher der Dichter sagt, daß sie eine compacte Mischung von Schlauheit und Ehrwürdigkeit, von Vernunft und Eigensinn bezeichne." Einen ersten bedeutenden Erfolg hatte er, als am 15. Juni 1848 der Antrag zur Annahme gelangte, durch eine Commission von 24 Mitgliedern den Verfassungsentwurf der Regierung unter Berücksichtigung aller darauf bezüglichen Petitionen und Anträge zu berathen, eventuell umarbeiten oder einen neuen Entwurf ausarbeiten zu lassen. Er selbst erhielt den Vorsitz dieser Commission und entfaltete, indem er noch die Abfassung der „Grundrechte" als seinen besonderen Antheil übernahm, eine rastlose Thätigkeit. Es ist ihm, auch von politisch näher Stehenden, der Vorwurf nicht erspart worden, daß er sich im Vertrauen auf die revolutionäre Kraft die Dinge zu leicht gedacht, zu viel auf einmal erstrebt und durch Vorliebe für abstracte Sätze alle feindlichen Mächte zur Wuth aufgestachelt habe. So viel ist gewiß: sein Einfluß auf die Herstellung der Verfassungsurkunde war so groß, daß man sich lobend wie tadelnd gewöhnte, dieselbe als „Charte Waldeck" zu bezeichnen. Daneben bethätigte er seine Kraft bei der Vorbereitung oder Vertheidigung der Gesetze über die Beseitigung noch bestehender bäuerlicher Lasten, die unentgeltliche Aufhebung von Laudemien, Jagdrecht, Zehnten, das Aufhören der Grundsteuerbefreiungen, den Schutz der persönlichen Freiheit u. a. Besonders eng mit seinem Namen verknüpft ist der radicale Entwurf einer Gemeinde-, Kreis- und Bezirksordnung, der von der Linken der Versammlung unterbreitet wurde, ohne jemals praktische Bedeutung zu erlangen.

An den stürmischen Debatten, welche beim Drohen der Gegenrevolution und bei fortdauernder Gährung in der Hauptstadt, die gesetzgeberische Arbeit beständig unterbrachen, nahm W. hervorragenden Antheil. Er forderte energisch die Ausführung des Beschlusses vom 9. August, den der Stein'sche Antrag nach den tragischen Schweidnitzer Ereignissen hervorgerufen hatte: die Officiere durch einen Erlaß des Kriegsministers anzuweisen, allen reactionären Bestrebungen fern zu bleiben. Er erhob seine Stimme mit Leidenschaft gegen die Verhängung des Belagerungszustandes in Köln. Nach dem Rücktritt Grabow's am 26. October, als die Leitung der Versammlung in H. v. Unruh's Hände überging, wurde W. zum Vicepräsidenten gewählt. Von ihm rührte der am 31. October unter größter Erregung verhandelte Antrag, „das Staatsministerium aufzufordern, zum Schutz der in Wien gefährdeten Volksfreiheit alle dem Staate zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte schleunigst aufzubieten." Er drang nach Ernennung des Grafen Brandenburg zum Ministerpräsidenten, mit Jacoby, Temme u. A. wiewol vergeblich, auf sofortige Wahl einer Commission, welche „die bedenkliche Lage des Landes in Berathung nehmen und darauf bezügliche, geeignete Vor-

schläge innerhalb der Competenz der Nationalversammlung zu machen hätte". Als sich nach der Vertagung der Versammlung, der die Mehrheit nicht Folge leistete, dem Einmarsch Wrangel's, der Auflösung der Bürgerwehr, der Verhängung des Belagerungszustandes die Dinge zum äußersten zuspitzten, stand W. in der vordersten Reihe derer, die bis zuletzt passiven Widerstand leisteten. Er war mit ganzem Herzen für den am 15. November im Mielenz'schen Saale von Schulze-Delitzsch gestellten Antrag einer Erklärung, daß das Ministerium Brandenburg nicht berechtigt sei, Steuern zu erheben oder zu verwenden, solange die Nationalversammlung nicht ungestört in Berlin ihre Berathungen fortsetzen könne. Dem Major Herwarth von Bittenfeld, der Räumung des Saales forderte, soll er zugerufen haben: „Holen Sie Ihre Bajonette und stechen Sie uns nieder! Ein Landesverräther, der diesen Saal verläßt." Nachdem sich der Major für kurze Zeit entfernt hatte und Schulze's Antrag angenommen war, wurde die Sitzung geschlossen.

Nach Brandenburg, wohin das Ministerium die Versammlung berufen hatte, ging W. nicht. Die octroyirte Verfassung vom 5. December 1848, wie viele Uebereinstimmungen mit der „Charte Waldeck" sie auch aufwies, betrachtete er als eine der Prüfung bedürftige Vorlage. In dieser Gesinnung trat er, 1849 mehrfach gewählt, in die zweite preußische Kammer ein. Seine Volksthümlichkeit war noch gewachsen, da inzwischen bekannt geworden war, daß er der Zumuthung des Obertribunales, aus dem Collegium auszuscheiden, mit Entrüstung widersprochen hatte. „Zwanzigjähriges Wirken, sagte er in seiner an den Präsidenten gerichteten Erwiderung, hat über die Kreise desselben hinaus, dem Lande meine Unparteilichkeit, meine Gewissenhaftigkeit als Richter erprobt. Der höchste Gerichtshof hat wahrlich nicht den leisesten Grund zu der Besorgniß, meine Mitwirkung könne der Vermuthung Raum geben, daß Recht und Gerechtigkeit werde gefährdet werden. — Aber von der anderen Seite droht dem Lande die ernstliche Gefahr, wenn die Gerichtshöfe sich, uneingedenk ihres durch die Begrenzung würdigen Kreises, in die Arena der politischen Bestrebungen einlassen, wenn sie die Nichtübereinstimmung der Ansichten, wenn sie den entschlossenen Widerstand eines Volksvertreters gegen das jeweilige constitutionelle Ministerium als Grund der Entfernung aus dem Amte betrachten wollen! Welche maßlose Servilität, welcher stete Wechsel der Richter, welche gänzliche Entwürdigung des Ansehens derselben würde dann die Folge sein".

In der zweiten Kammer begründete W. zunächst den Antrag auf sofortige Aufhebung des Belagerungszustandes in Berlin. Dann entwickelte er in der Adreßdebatte die Ansicht der entschiedenen Linken, welche die Rechtsbeständigkeit der octroyirten Verfassung leugnete, und rief den Gegnern das bittere Wort zu: „Ruere in servitium." Bald drängte die deutsche Frage die rein preußischen Angelegenheiten zurück. Nach Friedrich Wilhelm's IV. Ablehnung der im Frankfurter Parlament auf Grund der Reichsverfassung ihm angetragenen Kaiserkrone sprach sich die äußerste Linke am 5. April 1849 durch Waldeck's Mund gegen den Erlaß einer neuen Adresse aus. Er suchte in einer für ihn besonders charakteristischen Rede zu beweisen, daß die deutsche Frage nur durch einen „Volkskaiser" gelöst werden könne, der gewillt sei, „die Forderungen der Freiheit zu erfüllen, welche die deutschen Volksstämme im März blutig erkämpft haben" und nahm die Gelegenheit wahr, sie einzeln aufzuzählen. „Das Volk will erlöst sein von dem grauenhaften Druck der Bureaukratie, welcher auf ihm lastet. Es will seine eigenen Angelegenheiten selbst regieren. Es will in der Gemeindeverwaltung zur Selbstthätigkeit gelangen, die seine Mündigkeit fordert. Es verabscheut den Druck auf Schrift, Rede und Versammlung, und es ist ihm ganz gleichgültig, ob dieser Druck ausgeübt wird durch Karlsbader Beschlüsse, durch

Gesetze, durch Belagerungszustand oder durch octroyirte Verfassungen. Das Volk will ein Heer haben, aber nicht ein Heer, wo seine Jünglinge in der schönsten Blüthe des Lebens Jahre lang dem Gewerbe entzogen werden, nicht um sie in den Waffen zu üben, sondern — wie wir neulich von dem Kriegsminister selbst gehört haben — um ihnen den Geist einzufuchteln, den Geist der Schießmaschine, der bestimmt ist, gegen den Volkswillen gerichtet zu werden" u. s. w. Am 26. April wurde der Antrag wegen Aufhebung des Belagerungszustandes in Berlin nach mehrmaliger Vertheidigung durch W. mit einem Amendement von Unruh's angenommen. Die Antwort der Regierung war am Tag darauf die Auflösung der zweiten Kammer, sodann die Verschärfung des Belagerungszustandes. Schon während der letzten Debatten hatte der Minister des Innern v. Manteuffel auf angebliche Enthüllungen hingewiesen, die u. a. Waldeck's Verhalten im November 1848 als strafbar erscheinen lassen sollten. Es war das Vorspiel zu seiner am 16. Mai 1849 stattfindenden Verhaftung und zu dem berüchtigten Proceß, der einen der dunkelsten Flecken in der an solchen überreichen Geschichte der preußischen Reaction bildet. W. wurde der Mitschuld an einem „hochverrätherischen Unternehmen bezichtigt", welches „die Herstellung einer einigen, untheilbaren, socialdemokratischen Republik in Deutschland" zum Zweck gehabt hätte. Die Absicht, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen, konnte mangels fehlender Anklagematerialien, die man bei der Durchsuchung seiner Papiere zu finden gehofft hatte, nicht verwirklicht werden. Da aber seine Verhaftung im Volke die größte Aufregung hervorgerufen hatte, so blieb nichts übrig, als den Gefangenen vor das Geschworenengericht zu stellen. Es geschah erst nach mehr als einem halben Jahre auf Grund gefälschter Briefe und erlogener Zeugnisse (besonders des zum Schein mitangeklagten Ladendieners und Spiones Ohm) auf die Anklage, „von einem hochverrätherischen Unternehmen Wissenschaft erhalten, es aber unterlassen zu haben, der Obrigkeit Anzeige zu machen". Die Gerichtsverhandlung vom 28. Nov. bis 3. Dec. 1849 entlarvte, wie der Staatsanwalt erklärte, die Grundlage der Anklage als „ein Bubenstück", ersonnen, „um einen Mann zu verderben". Der bloßgestellte und um so trotziger auftretende Polizeipräsident v. Hinckeldey mußte sich vom würdigen Vorsitzenden Taddel sein „unschickliches" Benehmen vorhalten lassen. Man begreift, daß Leopold v. Gerlach (Denkwürdigkeiten I, 385) „das Benehmen des Gerichts" als „abscheulich" bezeichnete. W. aber konnte sich nach seiner Freilassung einer stürmischen Huldigung der Volksmassen, die ihm die Pferde ausspannten und jubelnd am Schloß vorbeizogen, kaum entreißen. Eine ganze Litteratur (großentheils verzeichnet in Paul Neubner's Antiquariats-Katalog Nr. 37, Köln) schloß sich an Waldeck's Haft und Proceß. Er stand damals auf der Höhe seines Ruhmes.

Inzwischen war durch einen Act königlicher Willkür das verfassungsmäßig bestehende Wahlgesetz abgeändert und das Dreiclassenwahlgesetz mit Beseitigung der geheimen Stimmabgabe oktroyirt worden. Die demokratische Partei hatte daraufhin beschlossen, sich der Theilnahme an den Wahlen zu enthalten. Auch W. trat für lange Zeit vom politischen Schauplatz zurück. Nur aus der Ferne verfolgte er grollend das Wirken der Reaction, der es gelang, die Verfassung gründlich zu durchlöchern und jenen Scheinconstitutionalismus in Preußen herzustellen, dem er hatte entgegenarbeiten wollen. Sein richterlicher Beruf nahm ihn vorwiegend in Anspruch. Auch entstammte seiner Feder die geschätzte Abhandlung „über die Nichtigkeitsbeschwerde als alleiniges Rechtsmittel höchster Instanz mit besonderer Beziehung auf die preußische Proceßgesetzgebung" (Berlin 1861). Erst als mit der Regentschaft des Prinzen von Preußen das Ende der Reaction anbrach, wurde für Männer wie W. die Hoffnung wieder geweckt, für gedeihliche parlamentarische Mitarbeit Raum zu ge-

winnen. In der Session des Landtags, die 1861 nach Friedrich Wilhelm's IV. Tode eröffnet wurde, erschien er wieder als Vertreter von Bielefeld. Er zeigte sich als der Alte, insoferne er, wo immer sich die Gelegenheit bot, für Herstellung der Rechtsgleichheit stritt und den Vorwurf des Umsturzes gegen diejenigen schleuderte, die „eine wirkliche Verfassung theilweise abbröckeln, die besten Grundsteine herausziehen und ein solches Gebäude dadurch unbewohnbar machen". Aber er appellirte in überraschend versöhnlicher Weise an die liberale Vergangenheit der Minister und an das Herz des neuen Königs. Nach dem Schluß des Landtages ward am 9. Juni 1861 das Programm der „Deutschen Fortschrittspartei in Preußen" verkündigt. W. wurde, obwol er von seinem preußischen Standpunkte aus gegen das Beiwort „deutsch" Bedenken gehegt hatte, ein Hauptführer der neuen Partei. Als solcher war er ein Vorkämpfer in dem großen Streite, der sich über die Heeresreform erhob und zur verfassungswidrigen, budgetlosen Regierung führte. Daß er als Vertheidiger des Institutes der bestehenden Landwehr und des Gedankens der zweijährigen Dienstzeit dem Plane der Reform an sich widerstrebte, hatte er schon während der Session von 1861 kundgethan. Daran hielt er, in häufiger Gegenüberstellung von „Volksheer" und „Soldatenheer" unerschütterlich fest. Indem sich der Kampf um die Heeresreform zum Kampf um das Verfassungsrecht zuspitzte, wurde er wieder Bannerträger der Opposition: zuversichtlich und nie beirrt in der fortdauernden Verneinung, ein „Optimist", wie er sich selbst öfter nannte, insoferne der Glaube an die politische Erziehung des Volkes ihn aufrecht hielt. Das Conflictsministerium Bismarck hatte 1862—1866 in ihm einen unbeugsamen Gegner. Seine Parole war: „Jeder, der eine Pflicht zu erfüllen hat, jeder der ein Mandat vom Volke erhalten hat, darf nicht auf den Erfolg sehen, wenn er sich in seinem guten Rechte weiß." Er ließ es zwar nicht zur Absonderung einer „äußersten Linken" kommen. Er ging nicht so weit, das ganze Budget einfach zu verwerfen, solange dies Ministerium am Ruder sei. Aber niemand griff das angebliche sog. „Nothrecht" der Regierung schärfer an. Er beleuchtete die Willkürlichkeiten und Rechtsverfälschungen, deren sie sich auf dem Gebiete der Justizverwaltung schuldig machte. Er wies ihre Attentate auf die Redefreiheit der Kammermitglieder zurück. Als das Obertribunal, mit Heranziehung von Hülfsarbeitern, durch sein berüchtigtes Erkenntniß diese im Artikel 84 der Verfassung verbürgte Redefreiheit bedrohte, übte er an dem Verfahren des höchsten Gerichtshofes, dem er selbst angehörte, schonungslose Kritik.

Es ist begreiflich, daß er auch der auswärtigen Politik dieser Regierung, wie unzählige Andere, nur das schwärzeste Mißtrauen entgegenbrachte. Die letzten Ziele Bismarck's blieben ihm dunkel. Er nahm sich 1863, während der Debatten über die russisch-preußische Februarconvention, der Polen an. Er weigerte sich, in der schleswig-holsteinischen Sache dem Ministerium die geforderten Mittel zu bewilligen. Auch nach Beendigung des dänischen Krieges sprach er dafür, die Forderung nachträglicher Zustimmung zu der Verwendung von Staatsgeldern ohne jede Resolution abzulehnen. Uebrigens trennte er sich dadurch von vielen Gesinnungsgenossen, daß er sich für das Recht des Herzogs von Augustenburg durchaus nicht erwärmte. Seine Wünsche zielten auf preußische Suprematie, gestützt auf die Eroberung, vorausgesetzt, daß Preußen sich durch ein verfassungsmäßiges Regiment im Innern den Anspruch auf Suprematie verdiene. —

Nach den umwälzenden Ereignissen von 1866 konnte er die bedeutende Stellung, die er bis dahin im parlamentarischen Leben eingenommen hatte, nicht mehr bewahren. Die Fortschrittspartei ging an Zahl sehr geschwächt und innerlich nicht einig aus den Wahlen hervor. Es ließ sich bereits die Ab=

zweigung einer Anzahl von Mitgliedern voraussehen, die zur Gründung der national-liberalen Partei führte. W. hätte seine ganze Natur verleugnen müssen, wenn er die alte Fahne hätte verlassen sollen. Zwar hieß er als Preuße die Annexionen, unter scharfen Ausfällen gegen die kleinstaatliche Mißregierung, von Herzen gut. Auch begrüßte er, als Demokrat, das Wahlgesetz für das norddeutsche Parlament, da es auf den Grundsatz allgemeiner, unmittelbarer Wahlen zurückgriff, mit Freuden. Aber er verweigerte unversöhnlich die Indemnität, von der erst die Rede sein dürfe, wenn das Budget für 1867 vereinbart worden sei, und warnte vor einer Gutheißung von Verfassungsbrüchen, die bedenkliche Folgen haben könne. Im constituirenden Reichstag des norddeutschen Bundes, in dem er, von einem schweren Augenleiden kaum hergestellt, den zweiten Berliner Wahlkreis vertrat, blieb er seinem Standpunkt treu. Er unterzog an der Spitze des kleinen Häufleins der Fortschrittspartei, den vorgelegten Verfassungsentwurf der schärfsten Kritik. Es war ihm unmöglich, um nur rasch etwas zu Stande zu bringen, wesentliche Bürgschaften eines wahrhaft constitutionellen Lebens preiszugeben, und er fürchtete, daß ohne diese „dem Parlamentarismus für immer der Strick um den Hals gelegt werde“. Demnächst widerstrebte ihm, der den Einheitsstaat dem Bundesstaat bei weitem vorgezogen hätte, die sehr von ihm überschätzte Macht eines Bundesrathes, der über Angelegenheiten, die er als rein preußische betrachtete, mitreden sollte. In der Bildung einer Centralgewalt mit verantwortlichen Ministern und eines Reichstags mit jährlicher Entscheidung über Einnahmen und Ausgaben aller Dienstzweige glaubte er auch das beste Mittel für die Herstellung der deutschen Einheit sehen zu dürfen. Er wollte auf diese Weise, ohne der particularistischen Gegenströmungen zu gedenken, nicht nur den süddeutschen Staaten die Thore geöffnet wissen, sondern wagte die kühne Prophezeiung, daß dadurch bei dem „nothwendigen Zerfall Oesterreichs“ früher oder später auch Böhmen und Mähren gewonnen werden möchten. Da nun die Bundesverfassung, wie sie aus den Berathungen hervorging, seinen Forderungen keineswegs entsprach und seinen Worten nach „ein ganz großes Quantum verfassungsmäßig garantirter Rechte aus Preußen exportirte“, so stimmte er am 16. April 1867 mit 52 Anderen gegen den Entwurf als Ganzes. Mit noch größerer Heftigkeit trat er, an Virchow’s und Hoverbeck’s Seite, in den Debatten des preußischen Abgeordnetenhauses einige Wochen nachher für Verwerfung der Bundesverfassung ein und vereinigte hier am 31. Mai 92 Verneinende mit sich gegen 227 Bejahende.

Im ersten ordentlichen Reichstag des norddeutschen Bundes, dem er für einen westfälischen Wahlkreis angehörte, trat er weniger hervor als in den Sessionen des Landtags 1867—1869, wo er als einer der hauptstädtischen Abgeordneten seinen alten Platz einnahm. Immerhin blieb er auch im Reichstag als Redner der Linken eine der markantesten Erscheinungen. Er fand Gelegenheit, seine bekannten Ansichten über das Heerwesen zu entwickeln, begründete zwei Mal den Antrag auf Bewilligung von Diäten, sprach für Aufhebung der Schuldhaft und gegen die Erlaubniß der Beschlagnahme des Arbeitslohnes, betheiligte sich eifrig an den Debatten über Errichtung eines obersten Handelsgerichtes für den norddeutschen Bund u. a. m. In der zweiten Kammer des preußischen Landtages ließ er es nicht an sich fehlen, wenn es galt, die parlamentarische Redefreiheit in Schutz zu nehmen, wennschon ihm eine authentische Interpretation des Artikels 84 der Verfassung unnöthig erschien. Er eiferte (z. B. in der Debatte über Anstellung und Versetzung höherer Justizbeamten) gegen die Rechtszersplitterung. Er trat mit Wärme für die Unentgeltlichkeit des Volksunterrichts ein. Am häufigsten aber riefen ihn die erregten Debatten auf die Tribüne, in denen es sich um die Verhältnisse der neuen Provinzen und der depossedirten

Fürsten handelte. Hier verleugnete sich niemals in ihm der Preuße, der von „berechtigten Eigenthümlichkeiten" der annectirten Länder nichts wissen wollte, und der Demokrat, der den verjagten Fürsten „eine glückliche Nachfolge" wünschte, falls man ihnen nicht „die Domänen bezahlen sollte". Er befürwortete eine künftige Umgestaltung der Provinz Hannover, die einmal mit Braunschweig zusammen „Niedersachsen" heißen müsse, Ostfriesland aber an Westfalen abzugeben habe. Er erklärte die Bildung von Provinzialfonds für verfrüht. Er widersetzte sich einer besonderen Städteordnung für Schleswig-Holstein. In „jugendlicher, enthusiastischer Stimmung", wie einer seiner kühler denkenden Parteifreunde sich ausdrückte, voll Erbitterung gegen die Kleinstaaterei verspottete er am 29. Januar 1869 „das Welfenreich, welches nie etwas anderes gewesen als eine Satire auf Heinrich den Löwen" und glaubte die dem König von Hannover zugestandenen 16 Millionen Thaler als ehemaliges Eigenthum des hannoverschen, jetzt des preußischen Volkes zurückverlangen zu dürfen. Zugleich warnte er vor der Einrichtung des später sog. „Reptilienfonds", indem er sich kräftig gegen „das fluchwürdige Spionswesen" aussprach. Seine letzten in den parlamentarischen Kämpfen gehörten Worte zielten, was charakteristisch für ihn war, darauf ab (in den Verhandlungen des norddeutschen Reichstags über die Steuervorlagen am 21. Mai 1869), statt neuer Belastung des Volkes Ermäßigung der Militärausgaben zu empfehlen.

Zunehmende körperliche Leiden hatten ihn schon häufig gezwungen, den Sitzungen fernzubleiben. Auch gestand er wenige Monate vor seinem Tode Lasker, daß er denen, welche die neuen Zustände geschaffen, es überlassen müsse, sie weiter zu führen. Bis zuletzt radical und idealistisch, mit der politischen Doctrin, die er sich in der Jugend gebildet hatte, fest verwachsen und für Compromisse nicht gemacht, fühlte er sich unter einem anders denkenden Geschlecht nicht mehr recht heimisch. Die Errichtung des neuen deutschen Reiches erlebte er nicht mehr. Er starb wenige Wochen vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges am 12. Mai 1870. Sein Leichenbegängniß legte Zeugniß ab von der Trauer und Dankbarkeit des Volkes. Ein Denkmal ist ihm 1889 im Oranienpark in Berlin errichtet worden.

Gustav Eberty, Waldeck, ein Lebensbild. Berlin. — H. B. Oppenheim, Benedikt Franz Leo Waldeck. Berlin 1873. — Die stenographischen Berichte der Verhandlungen der Nationalversammlung von 1848, des Processes vor dem Geschworenengerichte 1849, der zweiten preuß. Kammer, des constituirenden und des ersten Reichstags des nordd. Bundes, des ersten Zollparlamentes. — Die einschl. Memoiren- u. Geschichtswerke, wie von Unruh, Temme, Bernstein, Biedermann, Sybel u. A. Alfred Stern.

Waldeck: Christian August Prinz zu W., k. k. General der Cavallerie, geboren am 6. December 1744 zu Arolsen im Fürstenthum Waldeck, † am 24. September 1798 zu Cintra bei Lissabon. Als jüngerer Sohn des regierenden Fürsten Karl August Friedrich v. W. und dessen Gemahlin Christiane (Henriette) Pfalzgräfin von Zweibrücken-Birkenfeld wurde W. am 23. October 1763 als Obristwachtmeister zum 2. Dragonerregiment eingetheilt und am 29. März 1768 zum Obristlieutenant befördert. Als Ende dieses Jahres der russisch-türkische Krieg ausbrach, trat er als Volontär in die russische Armee, kehrte aber mit 1. Mai 1773 zum Oberst befördert, wieder in sein altes Regiment zurück, zu dessen Oberst-Inhaber er am 16. Februar 1781 ernannt wurde, nachdem er mit den Functionen und Rechten eines Inhabers schon seit 1779 betraut war. W. rückte am 9. Mai 1783 zum Generalmajor vor, befehligte im Türkenkriege eine Brigade unter FM. Laudon und avancirte im J. 1789 zum Feldmarschalllieutenant. Im J. 1792 zeichnete er sich als Divisionär bei

der Kanonade von Thionville am 6. September besonders aus, und verlor bei dieser Gelegenheit durch eine sechzehnpfündige Kanonenkugel den linken Arm. Er kam hierauf nach Wien, arbeitete im Auftrage des Kaisers den Plan für die künftigen Operationen der österreichisch-preußischen Rhein-Armee aus, einen Plan, der, wenn auch gut entworfen, doch im preußischen Hauptquartier nicht Gefallen fand. Wenn es ihm auch nicht gelang, mit seinem Operationsplane durchzudringen, so setzte er doch beim König von Preußen die Lieblingsidee des Generals der Cavallerie Graf Wurmser, die Offensive nach dem Elsaß, durch und erhielt selbst das Commando über ein Corps. Bei Erstürmung der Weißenburger Linien am 13. October 1793 commandirte W. die erste Colonne, übersetzte bei Selz den Rhein, demonstrirte gegen Lauterburg, griff die Franzosen im Rücken an und nahm wesentlichen Antheil an den glänzenden Erfolgen dieses Tages. Nicht minder ruhmvoll that er sich am 26. October desselben Jahres durch die Eroberung von Wanzenau hervor, bei welcher Gelegenheit er sechs Officiere und 136 Mann zu Gefangenen machte, sowie 8 Kanonen, 1 Haubitze und 10 Munitionskarren erbeutete. Gen. d. Cav. Graf Wurmser sagt in seinem Berichte an den Kaiser, Feldmarschallieutenant Prinz v. W. habe sich durch diesen wichtigen Sieg neue Lorbeern sowie neue Ansprüche auf die Allerhöchste Gnade und Belohnung erworben. Für seine Thätigkeit und Energie gelegentlich der Eroberung der Weißenburger Linien wurde ihm am 25. October 1793 außer Capitel das Commandeurkreuz des Militär-Maria-Theresienordens verliehen. Im J. 1794 zum General der Cavallerie befördert, stand er bei der Armee in den Niederlanden, kam jedoch bald nach Wien als Mitglied des Hofkriegsrathes; im J. 1796 wurde W. zum commandirenden General in Böhmen ernannt, wirkte jedoch als solcher nicht lange Zeit, da er schon im darauffolgenden Jahre den Ruf erhielt, den Oberbefehl über die portugiesische Landarmee zu übernehmen; diesem Rufe leistete W. auch mit Bewilligung des Kaisers Folge und ging nach Lissabon, wo er auf die ehrendste Weise empfangen und aufgenommen wurde. Prinz W. wurde zum portugiesischen Feldmarschall und Commandirenden der Landarmee ernannt; seine Aufgabe, die Organisation der portugiesischen Truppen, konnte er jedoch nicht lösen, da seine Thätigkeit durch das Entgegenarbeiten einiger ihm mißgünstiger Großen des Landes wesentlich gehemmt wurde; auch dauerte seine Wirksamkeit in Lissabon nicht lange, da ihn der Tod schon im 54. Lebensjahre am 24. September 1798 zu Cintra ereilte.

Acten des k. und k. Kriegs-Archivs. — Acten der Fach-Rechnungs-Abtheilung des k. u. k. Reichs-Kriegs-Ministeriums. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden und seine Mitglieder, 1. Bd. — Wurzbach, Biogr. Lexicon, 52. Bd.
Pallua-Gall.

Waldeck: Josias Graf W., aus der neuen Wildunger Linie, herzoglich braunschweig-lüneburgischer Generalmajor, ein Sohn des Grafen Philipp VII., am 31. Juli (alten Stiles) 1636 geboren, stand zuerst im Dienste des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, unter welchem er 1655 Oberst von der Infanterie war und 1656 als Generalmajor bei Warschau focht, diente dann der Krone Schweden, nahm 1663 als kaiserlicher Feldwachtmeister am Türkenkriege theil und ward vor Fünfkirchen durch einen Pfeil verwundet. Als darauf Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg in Gemäßheit eines mit seinem Bruder Johann Friedrich am 12. September 1665 abgeschlossenen Vertrages die Regierung der Celleschen Lande antrat und die Truppen, welche er vorfand, sehr vermehrte, übernahm Graf W. als Generalmajor das Commando der letzteren, welche aus 4 Regimentern Cavallerie, 3 Regimentern Infanterie, einiger Artillerie, sowie einigen Garde- und Ausschußcompagnieen

bestanden. Dann überließ der Herzog im J. 1668 die drei Infanterieregimenter der Republik Venedig zum Kriege auf der Insel Kandia, deren Hauptstadt von den Türken arg bedrängt wurde. Es waren im ganzen 3300 Mann. W. erhielt den Oberbefehl und marschirte im Spätherbste jenes Jahres ab. Bei Venedig wurden die Truppen vom Dogen und den Senatoren gemustert und die Officiere reich beschenkt, W. mit einer goldenen Kette, an welcher das Bild des heil. Markus hing, 1000 Kronen werth. Am 28. März 1669 schiffte er sich ein, am 12. Mai landete er auf der Insel. Auf ihr Verlangen erhielten die Lüneburger die gefährlichsten Posten. Bei der Vertheidigung derselben gegen die Angriffe der Belagerer empfing W., welcher schon vorher am Arme verwundet war, am 6. Juli jenes Jahres eine neue gefährliche Wunde durch einen Granitsplitter am Beine; die herrschende große Hitze und Gemüthsaufregungen, welche aus Zwistigkeiten mit dem Oberbefehlshaber, dem Generalcapitän Morosini, entsprangen, verschlimmerten seinen Zustand und am 29. Juli gegen Mitternacht starb er. Sein Körper ward zuerst in der Katharinenkirche zu Kandia beigesetzt und dann nach Wildungen überführt. Graf W. war seit 1659 mit einer räfin Nassau-Siegen vermählt, hinterließ aber keine Kinder, sodaß die von ihm 1660, als er die Regierung des Amtes Wildungen und später noch des Amtes Wetterburg übernahm, gestiftete Linie Waldeck-Landau mit ihm erlosch.

Hoffmeister, Historisch-genealogisches Handbuch über alle Grafen von Waldeck und Pyrmont seit 1228. Cassel 1883. — v. Sichart, Geschichte der Königlich Hannoverschen Armee, 1. Bd. Hannover 1866. — Ausführliches Diarium der Belagerung der Festung Candia, neu aufgelegt 1724 (Bibliothek des Großen Generalstabes zu Berlin, D. 1311).

B. Poten.

Waldemar, Markgraf von Brandenburg, 1308—19. Mit den Brüdern Johann I. und Otto III. hatte sich das Haus der brandenburgischen Askanier in zwei Linien gespalten, aus deren älterer, der johanneischen, W. selbst entstammte. Sein Oheim und von 1281—1308 das Haupt dieses Familienzweiges war der kriegs- und prachtliebende, auch als Minnesänger bekannte Markgraf Otto (IV.) mit dem Pfeil; sein Vater, Markgraf Konrad, Otto's jüngerer Bruder und Mitregent, wird uns als eine einfachere, mehr zur Ruhe und zu jagdlichen Zerstreuungen hinneigende Persönlichkeit geschildert. Im J. 1260 hatte sich Konrad mit der polnischen Prinzessin Konstanze vermählt, über welche wir keine näheren Nachrichten besitzen; von den drei Söhnen, welche dieser Ehe entsprossen, war W. der weitaus jüngste; seine Geburt fällt wahrscheinlich in den Anfang des Jahres 1291. Ueber seine ersten Jugendschicksale erfahren wir nichts genaueres; immerhin wird sich annehmen lassen, daß das vielbewegte, glänzende Treiben am Hofe seines Oheims dem Knaben frühzeitig nahe getreten und auf seine Entwicklung nicht ohne Einfluß geblieben ist. Seit 1303, vermuthlich nach vollendetem 12. Lebensjahre, sehen wir ihn dann in Gemeinschaft mit seinem Oheim, Vater und ältestem Bruder — der zweite war damals anscheinend schon verstorben — gemeinsam Urkunden ausstellen und die Regierung im Gebiete der johanneischen Linie mitausüben. Auch hatte er Antheil an den Kämpfen, welche die Brandenburger in diesem und in den folgenden Jahren gegen Pommern, Polen und gegen den deutschen König Albrecht I. führten, und vertrat gegen Ende 1308, nach Albrecht's Ermordung, persönlich die brandenburgische Kurstimme bei der Erhebung des neuen Königs Heinrich VII. Inzwischen waren in den Jahren 1304 und 1305 sein Vater und sein ältester Bruder ins Grab gesunken, denen zu Anfang 1308 auch Markgraf Hermann, das Haupt der ottonischen Linie, im Tode nachfolgte, indem er als alleinigen männlichen Angehörigen seines Zweiges einen kaum sechsjährigen Sohn Namens

Johann zurückließ. Die Vormundschaft über diesen hätte der herrschenden Gewohnheit zufolge an Markgraf Otto mit dem Pfeil als an den nächsten männlichen Verwandten von Vaterseite her fallen müssen; jedoch hatte Hermann es vorgezogen, vier seiner vertrautesten Räthe testamentarisch zu Vormündern zu ernennen, wozu er unter gewissen Bedingungen berechtigt war. Gleichwol nahm W., wol im Einverständniß mit Otto, der damals in Mecklenburg Krieg führte, den Knaben gleich nach des Vaters Tode zu sich und brachte ihn, als er bald hernach von den designirten Vormündern entführt wurde, mit gewaffneter Hand aufs neue in seine Gewalt, um hinfort die Regentschaft in Johann's Erblanden zu führen. Diese rasche That rief in den letzteren, wie es scheint, allgemeine Besorgniß hervor; die dortigen Städte, an ihrer Spitze Berlin-Cöln, verbanden sich im März 1308 zu gemeinsamer Abwehr aller etwaigen Bedrückungsversuche und leisteten dem neuen Regenten, soviel sich erkennen läßt, zunächst keine Huldigung; auch der Adel wird theilweise gegen Waldemar's Verfahren protestirt haben. Aber W. wußte sich im Besitze der Tutel zu erhalten, auch die Bestätigung König Albrecht's und seines Nachfolgers dafür zu erlangen, und allmählich befestigte sich seine Stellung auch in Johann's Landen, wozu jedenfalls wesentlich der Umstand beitrug, daß er bald hernach, anscheinend im Frühjahr 1309, die Prinzessin Agnes, eine Schwester Johann's, ehelichte, mit der er übrigens schon vor längerer Zeit durch die beiderseitigen Eltern verlobt worden war.

Noch vor dieser Vermählung, zu Ende des Jahres 1308, war auch Otto mit dem Pfeil verstorben. Von den männlichen Mitgliedern des brandenburgischen Gesammthauses, deren Zahl um das Jahr 1295 noch etwa 15 betragen hatte, lebte jetzt außer W. und Johann nur noch ein jüngerer Bruder Otto's und Konrad's, Markgraf Heinrich ohne Land, mit seinem gleichnamigen, in frühem Kindesalter stehenden Sohne. Heinrich war noch bei Lebzeiten seiner Brüder mit der zur rechten bezw. linken Seite der unteren Saale belegenen Mark Landsberg und Pfalz Sachsen abgefunden worden; die übrigen Besitzungen der beiden brandenburgischen Linien aber standen seit Otto's Tode unter der alleinigen Herrschaft, bezw. Regentschaft oder auch Oberhoheit Waldemar's. Es gehörten dazu auf der linken Seite der Elbe die jetzige Altmark mit einigen benachbarten Gebieten und einem Theile der Grafschaft Henneberg in Thüringen und Franken; zwischen Elbe und Oder etwa die heute noch brandenburgischen Lande, die Lausitz und Theile der Mark Meißen (diese auf beiden Seiten der Elbe); ostwärts der Oder die jetzige Neumark und bedeutende Stücke der heutigen Provinzen Schlesien, Posen, Pommern und Westpreußen. Das Ganze bildete ein Gebiet, wie es in gleichem Umfange kein anderer der damaligen deutschen Reichsfürsten besaß; freilich waren manche Theile desselben erst vor kurzem durch Eroberung, Kauf oder Erbschaft erworben worden und von den alten Landen weit abgelegen, daher mit diesen und mit dem askanischen Hause noch nicht fest verwachsen. Das westpreußische Gebiet, damals (Ost-)Pommern genannt, stand zur Zeit sogar nicht mehr im thatsächlichen Besitz der Askanier, sondern war gegen Ausgang 1308 von dem Deutschorden erobert worden, doch hatten die ersteren ihre Ansprüche darauf noch nicht aufgegeben.

W. stand jetzt am Ausgang seines 18. Lebensjahres und hatte somit seine körperliche und geistige Ausbildung nahezu abgeschlossen. Er war von kleiner aber kräftiger Statur, ein Meister in ritterlichen Uebungen, kampfesfroh und ruhmbegierig und sehr darauf bedacht, durch Entfaltung äußeren Glanzes seine hohe Stellung in dem höfisch-ritterlichen Geiste seiner Zeit würdig zu repräsentiren. Erfüllt von rastloser Unternehmungslust, jedenfalls auch leicht erregbaren Temperamentes, hat er sich öfters wol zu gewaltsamen, hie und da selbst zu

unüberlegten Handlungen fortreißen lassen. Doch ist es schwerlich begründet, wenn man ihm ein phantastisches Wesen und hartnäckigen Eigensinn vorgeworfen hat. Seine Politik trägt vielmehr, im ganzen betrachtet und unter Berücksichtigung seines jugendlichen Alters, vorwiegend das Gepräge zielbewußter Energie und verräth ein trotz aller Ruhmbegierde praktisch angelegtes, auf das Nächsterreichbare und materiell Nützliche gerichtetes Naturell. Es verdient in dieser Hinsicht hervorgehoben zu werden, wenn es sich auch zum Theil aus äußeren Umständen erklärt, daß dieser Fürst, der wenigstens an Umfang des Herrschergebietes mit Heinrich dem Löwen verglichen werden kann, an den allgemeinen Reichsangelegenheiten weit geringeren Antheil als der letztere und selbst als viele mindermächtige Reichsfürsten aller Zeiten genommen, überhaupt von den Verwicklungen der abendländischen Politik, soweit sie nicht unmittelbar seine eignen und die angrenzenden baltischen Gebiete betrafen, sich stets vorsichtig ferngehalten hat. Dem deutschen Königthum ordnete er sich seit dem Beginn seiner Alleinherrschaft stets willig unter, machte auch bei der Thronvacanz im J. 1313 und der darauffolgenden zwiespältigen Wahl keinen erkennbaren Versuch, die höchste weltliche Würde des Abendlandes für sich zu erwerben. Auf dem Gebiete der inneren Politik wußte er die auf ihn überkommenen Hoheitsrechte der Hauptsache nach festzuhalten. Dem Clerus bezeigte er sich nicht allzu freigebig und willfährig, ohne sich aber in ernstere Conflicte mit ihm zu verwickeln; den Adel zog er eifrig zu sich heran und erwies ihm vielfach seine Gunst, brachte aber gegen einzelne Mitglieder desselben seine oberherrliche Gewalt gelegentlich scharf zur Geltung; die Städte begnadete er mit zahlreichen Privilegien, die aber zumeist theuer bezahlt werden mußten; auch zog er sie zu erheblichen Leistungen in seinen Kriegen heran. Die sehr bedeutenden Kosten für die letzteren und für seine glänzende Hofhaltung wußte er außerdem zum großen Theile durch beträchtliche Geldsummen zu bestreiten, die er sich von auswärtigen Mächten verschaffte, sei es vermittels glücklicher Kriegsunternehmungen, sei es durch den Verkauf entlegener und unsicherer Gebietstheile. Daß gleichwol seine Regierung namentlich für die niedere Bevölkerung seiner Gebiete finanziell oft sehr drückend gewesen ist, läßt sich kaum bezweifeln, umsoweniger als gerade in jenen Jahren häufige Mißernten und in ihrem Gefolge schwere Hungersnöthe die Mark und andere Theile Mitteleuropas heimsuchten; dennoch gewannen die ritterliche Persönlichkeit des jungen Fürsten und der Ruhm, den seine Thaten im Auslande errangen, ihm die Zuneigung seiner Unterthanen; seine Herrschaftszeit blieb in der Mark lange in gutem Angedenken.

Der erste wichtigere Regierungsact, der uns nach Otto's IV. Tode von W. berichtet wird, bestand in einer größeren Gebietsabtretung. Im J. 1309 verkaufte er um 10 000 M. brand. Silbers dem Deutschorden die ostpommerschen Bezirke Danzig, Dirschau und Schwetz, die aber, wie oben berührt, schon seit Ende 1308 im thatsächlichen Besitze des Ordens waren. Die Veräußerung war daher politisch wohl zu rechtfertigen, um so mehr, als auch die Herrscher von Rügen, Westpommern und Polen auf jene von der Mark aus schwer zu vertheidigenden Gebiete Besitzansprüche geltend machten. Im folgenden Jahre traf W. auf mecklenburgischem Boden zusammen mit den Fürsten von Mecklenburg, Pommern und Rügen und mit König Erich von Dänemark, Oberlehnsherrn in einem Theile Mecklenburgs, verband sich mit ihnen gegen die Stadt Wismar, die ihrem Landesherrn Heinrich von Mecklenburg Ungehorsam erzeigt hatte, und erhielt die Zusicherung, daß König Erich im Sommer des nächsten Jahres ihn und 99 seiner Vasallen, darunter 19 Fürsten und Edle Herren auf einem Hoftage zu Rittern schlagen werde. Diese Feierlichkeit fand dann in der That zur festgesetzten Zeit unter Anwesenheit einer äußerst großen Zahl von nord- und mitteldeutschen und dä-

nischen Großen bei Rostock statt und übertraf an Pracht alles, was man in dieser Art jemals im Osten der Elbe erblickt hatte. Namentlich erregte W. durch sein glänzendes Auftreten und seine vollendete Turnierkunst allgemeines Aufsehen; er erschien mehr als ebenbürtiger Rivale des mächtigen Dänenherrschers, denn als Standesgenosse der übrigen deutschen Fürsten. Nach Beendigung des Festes betheiligte er sich kurz an dem verabredeten Feldzuge gegen Wismar und dessen Bundesgenossen Rostock, kehrte aber bald in die Mark zurück, vielleicht infolge einer Irrung zwischen ihm und Heinrich von Mecklenburg. Doch schloß er bereits zu Anfang des nächsten Jahres (1312) ein erneutes Bündniß mit letzterem sowie auch mit König Erich gegen Rostock, das bisher vereint mit Wismar, Stralsund und Greifswald allen Angriffen der zahlreichen fürstlichen Gegner erfolgreich widerstanden hatte. Im Sommer 1312 wurde die Stadt und die von ihr aus besetzte Veste Warnemünde durch dänische, märkische und mecklenburgische Truppen eingeschlossen, doch erst im December zeigte sie sich zur Ergebung bereit und verstand sich unter anderem zu einer erheblichen Geldzahlung an W. und den Dänenkönig. Im selben Jahre erfolgte auch in den Streitigkeiten, die schon seit längerer Zeit zwischen den brandenburgischen und den meißnischen Markgrafen schwebten, eine für W. günstige Entscheidung, indem sein Gegner, Markgraf Friedrich, in märkische Kriegsgefangenschaft gerieth, und genöthigt wurde, für seine Befreiung einige meißnische Gebiete abzutreten und eine für jene Zeit fast unerhört hohe Lösesumme zu zahlen, deren Aufbringung auf Jahre hinaus seine politische Actionsfähigkeit lähmen mußte. Um die nämliche Zeit verkaufte W. an den Grafen Berthold von Henneberg die bisher märkischen Theile der Grafschaft Henneberg; auch von dem König von Dänemark, dem Fürsten von Rügen und dem Herzoge von Pommern-Stettin wußte er sich theils durch Kriegshülfe, theils gegen andern Entgelt größere Summen zu beschaffen; man bemühte sich in den Nachbargebieten um seinen mächtigen Beistand, und sein Einfluß in Ostdeutschland und an der Ostsee war in stetem Wachsen begriffen. Wenn er sich gleichwol im J. 1313 veranlaßt sah, dem Herzoge Wartislav von Pommern-Wolgast die bisher märkischen Gebiete Schlawe, Stolp und Rügenwalde im jetzigen Hinterpommern, die Wartislav kurz zuvor mit seinen Truppen besetzt hatte, dauernd zu überlassen, so scheint diese Cession, über deren Zustandekommen und Ausführung nähere Nachrichten nicht vorliegen, nicht sowol in der Form einer unentgeltlichen, erzwungenen Gebietsabtretung, als vermittels eines von W. ursprünglich dem Deutschorden zugedachten Verkaufes erfolgt zu sein; wenigstens soll die Besorgniß vor der weiteren Ausbreitung des Ordens, der schon das anstoßende Westpreußen besaß, Ursache für die Besetzung jener Gebiete von seiten Wartislav's gewesen sein; auch zeigen sich beide Fürsten von dieser Zeit ab bis zu Waldemar's Tode unter einander eng verbunden.

Mit dem Jahre 1314 aber erhob sich für W. eine ernste Gefahr, die ihn zeitweise fast mit völliger Vernichtung bedrohte. Nach der Unterwerfung von Rostock hatten Stralsund und Greifswald den Kampf gegen die Fürstengewalt noch fortgesetzt, und namentlich war Stralsund, nächst Lübeck vielleicht die mächtigste Stadt an der Ostsee, mit ihrem Landesherrn, dem Fürsten von Rügen, in schwere Verwicklung gerathen. Letzterer schloß daher zu Anfang 1314 gegen sie ein Bündniß mit einer Anzahl deutscher Fürsten und dem Könige von Dänemark. W. aber vollzog jetzt eine Schwenkung, indem er im Verein mit Herzog Wartislav die Partei der Stadt gegen die verbündeten Fürsten ergriff. Was ihn zu diesem auffallenden, von seinem früheren Verfahren gegen Rostock und von seiner Haltung gegen seine eigenen Städte abweichenden Schritte bewogen hat, ist schwer zu erkennen; möglich wäre es, daß er von den Gegnern Stral-

sunds, die vielleicht schon in den letzten Jahren wegen seiner wachsenden Macht Eifersucht gezeigt hatten, Feindseligkeiten auch für sich befürchtete. Jedenfalls aber erweckte er sich hiermit nur eine desto zahlreichere und gefährlichere Gegnerschaft; selbst viele Mitglieder seines eigenen Landesadels, namentlich die mächtigen Familien der Alvensleben und Kröcher, zeigen sich fortan mit seinen Feinden verbunden. Der Krieg, von W. und seinen Verbündeten zunächst mit Glück geführt, entbrannte nach zeitweiliger Unterbrechung im J. 1315 aufs neue und gewann immer größere Dimensionen, bis schließlich neben König Erich die meisten Nachbarfürsten der Mark und ein großer Theil des märkischen Adels gegen W. und seine Verbündeten in Waffen standen. Zu den letzteren gehörten außer Stralsund und Herzog Wartislav von Pommern-Wolgast namentlich der junge Markgraf Johann, der seit Mitte 1314 die Regierung seiner Erblande selbst übernommen hatte, jedoch dauernd in freundschaftlichem Verhältnisse zu W. verharrte. Auf die Kämpfe, die nun folgten, kann hier nicht im einzelnen eingegangen werden; Sieg und Niederlage wechselten auf beiden Seiten, und die bedeutende numerische Uebermacht der Gegner fand in der Schnelligkeit von Waldemar's Operationen, sowie in der Kriegstüchtigkeit der Stralsunder Bürger und in der Stärke ihrer Befestigungen im ganzen ihr Gegengewicht, zumal die ersteren bei der großen Zahl ihrer Häupter nicht immer einheitlich vorgingen. Große Schlachten fanden dabei, dem Kriegsgebrauch jener Zeit entsprechend, nirgends statt; einen gewissen Ruf aber hat das Gefecht bei Gransee erlangt, wo W. im August 1316 seinem Gegner Heinrich von Mecklenburg und dem erheblich überlegenen Heere desselben nach tapferster Gegenwehr das Feld räumen mußte, dabei selber schwer verwundet wurde und nur mit genauer Noth dem Tode entrann. Wie wenig erheblich aber schließlich die Vortheile der Gegner waren, ergibt sich daraus, daß die Friedensverhandlungen, welche bald nach dem Treffen bei Gransee eingeleitet wurden, ihren Abschluß aber erst gegen Ausgang des Jahres 1317 durch die Verträge von Templin und Wordingborg fanden, ohne wesentliche Zugeständnisse Waldemar's und unter ausdrücklicher Garantie für die Aufrechterhaltung aller Rechte der Stadt Stralsund endeten.

Markgraf Johann, Waldemar's Schwager und früheres Mündel, war inzwischen noch vor Ablauf seines 15. Lebensjahres im Frühling 1317 gestorben, wodurch sein Gebiet unter die Herrschaft Waldemar's überging. Freilich mag dem letzteren diese Vermehrung seiner Macht den Mangel an eigenen Leibeserben nur um so fühlbarer gemacht haben, denn noch waren aus seiner Ehe mit Agnes keine Kinder entsprossen. Der voraussichtliche Erbe seiner Länder war daher Heinrich der Jüngere, Sohn des obengenannten Heinrich ohne Land, ein wie es scheint kränklicher Knabe, der bisher so wenig als sein Vater in engeren Beziehungen zu W. gestanden hatte; doch soll dieser in seiner letzten Lebenszeit ihn mehr zu sich herangezogen haben. Im übrigen hielt sich W. in den Jahren 1317 und 1318, hauptsächlich wol infolge der Erschöpfung seines Landes nach dem voraufgehenden Kriege, von größeren politischen Unternehmungen fern, und suchte mit den mächtigen Nachbarherrschern freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten. Im Frühjahr 1319 unternahm er dann in Gemeinschaft mit Erzbischof Burchard von Magdeburg einen Feldzug gegen ihre beiderseitigen Vasallen, die von Alvensleben auf Erxleben, und brachte sie zur Unterwerfung; um dieselbe Zeit gewährte er dem Herzoge Otto von Pommern-Stettin, der im Kampfe mit seinen Ständen aus seinem Lande hatte fliehen müssen, Aufnahme in der Mark und leistete ihm zu Anfang des Sommers Waffenhülfe gegen die Stadt Gartz a. d. O., die sich jedoch bald wieder mit ihrem Landesherrn aussöhnte. Am 10. August schloß er ferner mit den Herzogen von Schlesien und Glogau einen für diese sehr günstigen Vertrag, anscheinend schon im Vorgefühl

seines nahen Todes, dessen er in der betreffenden Urkunde mehrfach gedenkt. In der That trat derselbe, jedenfalls infolge einer schweren Erkrankung, bereits wenige Tage später ein; am 15. August 1319 fand der erst 28jährige Herrscher zu Bärwalde in der Neumark sein Ende und wurde gleich den übrigen Mitgliedern seiner Linie im Kloster Chorin unweit Eberswalde bestattet. Es folgte nun der immer noch unmündige Heinrich der Jüngere, dessen Vater in der Zeit zwischen 1317 und 1319 gleichfalls gestorben war; doch auch er sank schon im Sommer des nächsten Jahres ins Grab, nachdem er soeben von Ludwig dem Baiern großjährig gesprochen war: das ruhmvolle Haus der brandenburgischen Askanier war damit im Mannesstamme erloschen.

W. erscheint in erster Linie als ein besonders glänzender Vertreter des rittermäßigen, thatenfrohen Fürstenthums des späteren Mittelalters; als ein Herrscher und Staatsmann ersten Ranges aber, der große politische Ideen mit vollem Bewußtsein in sich aufgenommen und ihre Durchführung zu seiner Lebensaufgabe gemacht hätte, läßt er sich nicht bezeichnen, wobei allerdings sein frühzeitiger Tod in Betracht zu ziehen ist. Immerhin nimmt er vermöge seiner Thatkraft und Umsicht, auch wegen des ungewöhnlich großen Umfanges seines Herrschaftsgebietes, unter den Fürsten seiner Zeit wie unter denjenigen seines Geschlechtes eine hervorragende Stellung ein und dürfte nächst Kaiser Karl IV. als der bedeutendste Herrscher der Mark Brandenburg vor der Zeit der Hohenzollern anzusehen sein.

Der falsche Waldemar, 1348—1355. Markgraf Ludwig der Aeltere, welcher im J. 1323 als 11jähriger Knabe von seinem Vater, König Ludwig dem Baiern, mit der Mark belehnt worden war, hatte hier mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, indem einerseits zahlreiche Nachbarfürsten, unter ihnen die askanischen Herrscher von Sachsen-Wittenberg und von Anhalt, nach dem Besitze seines Landes oder einzelner Theile desselben strebten, andrerseits die märkische Bevölkerung selbst und besonders der dortige Clerus dem süddeutschen, mit der Curie zerfallenen Herrscherhause vielfach eine feindselige Gesinnung entgegenbrachte und sich hier und da offen den Nachbarfürsten zuneigte. Noch größer ward die Abneigung gegen Ludwig, als dieser im J. 1342 die bisher mit Johann Heinrich von Luxemburg, Bruder des nachmaligen Kaisers Karl IV., vermählte Prinzessin Margarethe Maultasch ehelichte, eine Heirath, die ihm freilich die Grafschaft Tirol einbrachte, zugleich aber ihm und seinem Hause außer dem vermehrten Haß der Curie auch die unversöhnliche Feindschaft der mächtigen Luxemburger Partei zuzog und selbst sein persönliches Ansehen schädigte, da sie in weiten Kreisen für illegitim galt. Seine Stellung war daher in einem großen Theile der Mark noch immer nicht befestigt, als durch den Tod seines Vaters im October 1347 der im Jahre zuvor erwählte Gegenkönig Karl IV. das Uebergewicht im Reiche erlangte. Zu den Anhängern des letzteren gehörten bald die meisten Nachbarfürsten der Mark, namentlich Herzog Rudolf der Aeltere von Sachsen-Wittenberg, der im November 1347 von Karl mit der Altmark belehnt wurde, und seine beiden Söhne; ferner die Grafen von Anhalt und Erzbischof Otto von Magdeburg, der mit Ludwig zur Zeit auf gespanntem Fuße stand; auch die Herrscher von Mecklenburg, die jetzt von Karl zu Herzogen erhoben wurden; schließlich noch Herzog Barnim von Pommern-Stettin. Ludwig dagegen und die übrigen Mitglieder der Wittelsbacher Partei im Reiche erkannten den Luxemburger nicht an, sondern suchten ihm einen Gegenkönig zu erwecken. Unter diesen Umständen nun geschah es im Sommer 1348, als Ludwig soeben zur Betreibung einer neuen Königswahl nach Süddeutschland gegangen war, daß in der Mark oder in Magdeburg ein Mann auftrat, der sich für den todtgeglaubten Markgrafen W. von Brandenburg ausgab. Dieser sei im J. 1319 nicht gestorben,

sondern habe sich nur krank gestellt und an seiner Stelle einen Andern zu Chorin begraben lassen; er selber aber sei aus Gewissensscrupeln über seine Ehe mit der ihm verwandten Prinzessin Agnes in freiwillige Verbannung gegangen, aus der er jetzt nach 29jähriger Abwesenheit zurückkehre. — Sofort machten nun der Erzbischof von Magdeburg, die jungen Herzoge von Sachsen (ihr Vater weilte in jenen Jahren dauernd bei Karl IV.) und die Grafen von Anhalt die Sache des Fremden zu ihrer eigenen; sie versammelten sich zu Magdeburg, erkannten ihn als den echten W. an und führten ihn mit Heeresmacht in die Mark, wo später auch die Herzoge von Mecklenburg und Pommern-Stettin zu ihnen stießen. Sie fanden, wenigstens anfangs, nur geringen Widerstand. Ein Theil der märkischen Bevölkerung hielt den angeblichen W. nach persönlicher Prüfung für identisch mit dem vormaligen Markgrafen und wandte sich in ehrlicher Ueberzeugung ihm als ihrem alten Herrn zu. Ein anderer Theil, und zwar anscheinend die große Mehrheit, gewann allerdings die Ueberzeugung, daß er unecht sei; doch auch von diesen scheinen viele ihm beigetreten zu sein, sei es aus Widerwillen gegen die Herrschaft der Wittelsbacher, sei es aus Furcht oder Zuneigung gegenüber den Nachbarfürsten. Denn daß gegebenen Falls vor allem die letzteren die Erbschaft der Wittelsbacher antreten würden, mochte bei ihrer Macht und Anzahl und ihrer befreundeten Stellung zu Karl IV. für Viele als sicher gelten, zumal das auffallende Benehmen des angeblichen W. bald die Ansicht hervorrief, daß er geistesgestört (delirus) sein müsse.

Die Bewohner der Altmark ergaben sich daher fast ohne Gegenwehr; auch im Lande zwischen Elbe und Oder fiel ein Theil der Bevölkerung sogleich von Ludwig ab, während freilich ein anderer, namentlich die Stadtbürger, die unter dem städtefreundlichen Wittelsbacher Hause manche Begünstigung erfahren hatten, zunächst an dem letzteren festhielten, bis auch sie in ihrer großen Mehrheit durch die außerordentlich weitgehenden Privilegien, die ihnen der angebliche W. ertheilte, sich für ihn gewinnen ließen. Zu erwähnen ist dabei, daß diese und die übrigen Urkunden Waldemar's mehrfach die ausdrückliche Genehmigung und durchweg die Zeugenunterschrift der Nachbarfürsten oder eines Theiles von ihnen tragen; W. erscheint in dieser und noch mehr in der Folgezeit stets von ihnen geleitet und überwacht; sie nehmen sogar selbständig Regierungsacte in der Mark vor, mitunter ohne seiner überhaupt zu gedenken.

Markgraf Ludwig hatte inzwischen auf die Kunde von diesen Vorgängen in Süddeutschland ein Heer gesammelt, mit dem er im September in der Neumark erschien. Diese letztere, ferner das Land Lebus mit der wichtigen Stadt Frankfurt a/O., die Lausitz und einige Städte in der mittleren Mark, vielleicht auch ein kleiner Theil des Adels daselbst, hielten allein noch bei ihm aus, während die Altmark, die Priegnitz, das Havelland, die Ucker- und Mittelmark ganz bezw. in der Hauptsache zu den Gegnern übergegangen waren. Zu Ende des Monats erschien auch Karl IV. mit einem bedeutenden Heere in der Mark und vereinigte sich bei Müncheberg unweit Frankfurt mit W. und seinen Helfern. Am 2. October erkannte er daselbst auf den Spruch eines aus Ludwig's Gegnern zusammengesetzten Gerichtshofes die Echtheit Waldemar's öffentlich an, belehnte ihn in aller Form mit der Mark und ließ sich dafür von ihm die Lausitz abtreten. Gleichzeitig ward den jungen Herzogen von Sachsen und den Grafen von Anhalt von Karl die Anwartschaft auf die Mark verliehen für den Fall, daß W. ohne Kinder sterben werde. Hierauf schritt man zur Belagerung von Frankfurt, wohin sich Ludwig von der Neumark aus geworfen hatte, doch wurde dieselbe, vermuthlich infolge des Herannahens der Pest, bald wieder aufgehoben. Während Karl und ein Theil der Fürsten in ihre Heimath, der Rest aber mit W. auf Straußberg zurückgingen, unternahm Ludwig einen Vorstoß in die Mittelmark,

überzeugte sich aber, daß er hier auf größere Erfolge nicht rechnen könne, und ging daher gegen Ende des Jahres wiederum nach Süddeutschland, um aufs neue die Wahl eines Gegenkönigs zu betreiben. Wirklich wurde nun im Januar 1349 von der Wittelsbacher Partei Graf Günther von Schwarzburg zum König erwählt und fand auch bei den süddeutschen Städten einigen Anhang. Hierdurch erschreckt, berief Karl die ihm anhängenden Fürsten, unter ihnen auch den angeblichen W., zu einem Hoftage nach Köln, wo er sich von ihnen eidlich Schutz gegen Günther versprechen ließ (Februar 1349), zugleich aber suchte er auch die Gegencoalition zu sprengen, und wirklich gelang es ihm, den ältesten und angesehensten Fürsten derselben, Pfalzgraf Rudolf bei Rhein, für sich zu gewinnen, indem er sich mit dessen Tochter vermählte. Dieser Schritt scheint bei den Helfern Waldemar's Mißtrauen und Besorgniß erregt zu haben, namentlich bei den jungen Herzogen von Sachsen. Diese cedirten daher ihre Ansprüche auf das Angefälle der Mark an die Grafen von Anhalt, die ihnen dafür eintretendenfalls das anhaltinische Gebiet überlassen sollten, und zu Anfang April ließen sich die Grafen auf einem Landtage zu Berlin in Gegenwart und unter Zustimmung Waldemar's von den Städten und vielleicht vom Adel der Altmark, Priegnitz, Ucker- und Mittelmark ein dementsprechendes Huldigungsversprechen geben. Kurz hernach erhielt Erzbischof Otto zum Ersatz für seine Unkosten von W. die Altmark zu Pfandbesitz abgetreten, und im September desselben Jahres schloß auch Herzog Albrecht von Mecklenburg mit den askanischen Fürsten über die Theilung der Mark nach Waldemar's Tode einen Vergleich, an dem übrigens W. selbst keinen erkennbaren Antheil hatte. Anderseits suchte nun Markgraf Ludwig, der die Unmöglichkeit einsah, gegenüber so zahlreichen Gegnern die Mark ganz zurückzugewinnen, sich mit Karl auszusöhnen; er ließ daher den Gegenkönig Günther fallen und erkannte zu Ende Mai 1349 den Luxemburger als seinen Herrn an, wogegen der letztere ihn in all seinen Besitzungen und Rechten bestätigte, ohne indessen unter denselben die Markgrafschaft Brandenburg zu nennen. In der That beabsichtigte er keineswegs, ihm die letztere wirklich zu verschaffen, und erwiderte daher einige Monate später, nachdem Günther inzwischen gestorben, einigen märkischen Städten auf eine diesbezügliche, von Ludwig selbst veranlaßte Anfrage, daß er als Markgrafen von Brandenburg keinen andern anerkenne als W. und nach dessen Tode die Herzoge von Sachsen und die Grafen von Anhalt (August 1349). So blieb für die Wittelsbacher nur noch die Entscheidung der Waffen übrig. Schon früher hatten sie sich mit König Waldemar von Dänemark verbunden, der aus andern Ursachen gegen Karl IV. und den Herzog von Mecklenburg Groll trug; derselbe landete jetzt unweit Wismar, brachte den Herzog von Pommern-Stettin auf seine Seite, verheerte einen Theil des mecklenburgischen Gebietes und schickte sich dann an, die zu W. haltende Stadt Berlin zu belagern. Auch Markgraf Ludwig der Römer, der seit dem Frühling dieses Jahres seinen älteren Bruder in der Mark vertrat, gewann trotz einer schweren Niederlage, die ihm Albrecht von Mecklenburg im September bei Oderberg beibrachte, bald hernach doch weiteren Boden in der Mittelmark. Dies alles und die zu Anfang 1250 erfolgende Aussöhnung zwischen den Wittelsbachern und zweien ihrer bisherigen Gegner, den Herrschern von Pommern-Stettin und Polen, machte auch die übrigen Helfer Waldemar's zu einem Vergleiche mit den bairischen Markgrafen geneigt, und die letzteren fanden sich, hauptsächlich wol aus Geldmangel, hiezu bereit. Im Anfang Februar 1350 vereinigten sich daher die Füisten von Sachsen-Wittenberg, Anhalt und Mecklenburg und die Gesandten des Erzbischofs mit den Wittelsbachern zu Spremberg in der Lausitz und compromittirten hier wegen ihrer Streitigkeiten auf König Magnus von Schweden. Des angeblichen Waldemar's wird in diesem Vertrage nirgends gedacht, wie er

auch in den vorausgehenden Kämpfen in keiner Weise hervortritt; dagegen setzen nicht nur die Wittelsbacher, sondern auch die Askanier zur Bürgschaft dafür, daß sie sich der Entscheidung des Schwedenkönigs fügen würden, einige märkische Vesten zum Pfande, als seien sie bereits Landesherren daselbst. Von wem übrigens der Vorschlag ausging, zum Schiedsrichter zwischen den streitenden Parteien anstatt des deutschen den schwedischen König zu wählen, ist nicht gewiß; wenn Karl IV. hernach, wie bald zu zeigen ist, die Schuld daran ganz W. und seinen Helfern zuschob, so mag ihn hierzu in erster Linie die Absicht bestimmt haben, einen Grund zur Anklage gegen sie zu gewinnen. Denn gegenüber der Gefahr, daß die Wittelsbacher, bereits im Bunde mit Dänemark, sich nun auch mit ihren Gegnern hinter seinem Rücken aussöhnen möchten, hatte er nunmehr den Entschluß gefaßt, ihnen wenigstens scheinbar zu willen zu sein, zumal sie noch im Besitze der für ihn wichtigen Reichskleinodien waren. So beschied er die zu Spremberg versammelten Fürsten sofort zu sich nach Bautzen nnd übertrug hier dem Pfalzgrafen Ruprecht, einem Bruder seines Schwiegervaters und Freund Ludwig's, die Entscheidung in dem Streit zwischen ihm und dem letzteren. Ruprecht erklärte darauf am 14. Februar 1350 nach dem Urtheilsspruche eines Gerichtshofes, der diesmal meist aus Anhängern Ludwig's bestand, daß „der, der sich nennt Waldemar, Markgraf von Brandenburg" und seine Helfer in ihrem Streite mit dem „Markgrafen" Ludwig zum Schaden des Reiches die Entscheidung des Schwedenkönigs angerufen, auch ohne Wissen und Erlaubniß des römischen Königs die Mark an sich gerissen und getheilt hätten, daß ferner eine Anzahl Fürsten und Edler (meist wiederum Anhänger Ludwig's) bekundet hätte, sie würden erforderten falles eher die Unechtheit als die Echtheit des angeblichen W. beschwören. Daher solle Karl dem letzteren, zur Entscheidung über seine Authenticität durch den König und die Fürsten des Reiches, einen Rechtstag zu Nürnberg auf den 6. April 1350 ansetzen, jetzt gleich zu Bautzen aber dem Wittelsbacher nach seinem Verlangen die Mark verleihen; auch sollten alle Belehnungen, die er etwa früher zum Schaden Ludwig's und der Seinen vorgenommen habe, null und nichtig sein. Wenn W. oder die zu seiner Untersuchung geladenen Fürsten auf dem Nürnberger Tage nicht erscheinen würden, so solle Ludwig „alle seine Rechte verfolgt haben". Letzterer verpflichtete sich dagegen dem Könige zu einer Anzahl Gegenleistungen. — Es ist bezeichnend, daß W. hier zum Mitschuldigen bei Handlungen gestempelt wird, an denen er persönlich kaum irgendwelchen Antheil gehabt hatte, und daß ihm schon hier, noch vor der Untersuchung über seine Echtheit, die Mark zwar nicht ausdrücklich aber thatsächlich genommen wird; man sieht, daß auch Karl ihn nur als Werkzeug für seine politischen Pläne betrachtete. Uebrigens war es dem Luxemburger auch jetzt schwerlich im Ernste darum zu thun, seine alten Gegner in den thatsächlichen Besitz der Mark zu bringen, den er vielmehr schon damals für sein eigenes Haus ins Auge gefaßt haben mag. Allerdings belehnte er nun am 16. Februar Ludwig den Aelteren und seine Brüder Ludwig den Römer und Otto in aller Form mit jenem Lande, und als der angebliche W., wie sich voraussehen ließ, auf dem Nürnberger Hoftage am 6. April nicht erschien, erklärte er ihn auf einen erneuten Spruch des Pfalzgrafen definitiv für unecht, wies die drei Wittelsbacher Brüder „in den Nutzen und die Gewere" der Mark und beauftragte ihre Schwäger, die Markgrafen von Meißen, mit der Einweisung der Neubelehnten in ihr Gebiet. Aber hierbei beließ er es auch, und da weder die Askanier und der Erzbischof, noch auch die zu ihnen und zu W. haltenden Insassen der Mark sich an diese Entscheidung kehrten, so mußten die Wittelsbacher ihr Recht nach wie vor mit dem Schwerte zu erringen suchen. Der Krieg entbrannte aufs neue und zog sich, wenn auch mit zeitweiligen Unterbrechungen, noch bis in die Mitte der 50er Jahre

hin. Für die Lebensgeschichte des angeblichen W. sind diese Ereignisse, über die wir nur sehr wenige Nachrichten besitzen, nicht mehr von Bedeutung, da er bei denselben nirgends hervortritt. Es scheint fast, als ob er schon seit 1350 bei den Anhalter Grafen zu Dessau in völliger Zurückgezogenheit gelebt hat, wenigstens haben wir nach dem Frühling dieses Jahres nur noch eine, bald zu erwähnende Urkunde von ihm, die im März 1355 zu Dessau ausgestellt ist, auch berichtet eine Chronik, daß er dort die letzte Zeit seines Lebens zugebracht hat. Wenn gleichwol manche Theile der Mark noch Jahre hindurch den Wittelsbachern widerstanden haben, so erklärt sich dies hinlänglich aus ihrer bisherigen Haltung, zumal Ludwig und seine Brüder noch im Kirchenbann standen, ferner aus der Verwilderung, die infolge des langen Krieges und des Schwarzen Todes seit 1348 in der Mark herrschte, und aus der Art der damaligen Kriegführung, welch letztere zwar der niederen Bevölkerung auf dem Lande unendliche Leiden, dem Adel und selbst dem Bürgerthum aber relativ geringe Nachtheile und oftmals selbst Nutzen brachte. — Allmählich aber gewannen die Wittelsbacher doch mehr und mehr Terrain, und gleichzeitig machte sich die schwere finanzielle Erschöpfung, die bei ihren Gegnern wie bei ihnen selbst schon frühzeitig begonnen hatte, immer fühlbarer geltend. So einigte man sich endlich in den Jahren 1354 und 1355 in einer Reihe von Friedensschlüssen dahin, daß die bairischen Markgrafen die Mark mit Ausnahme einiger kleiner Gebiete für sich erhalten, dafür aber ihren bisherigen Gegnern erhebliche Entschädigungssummen zahlen sollten. Der angebliche W. scheint auch diesen Verträgen, die zum größeren Theile nicht mehr erhalten sind, völlig ferngestanden zu haben, auch haben die Wittelsbacher begreiflicherweise mit ihm, dessen Echtheit sie nie zugegeben hatten, kein besonderes Abkommen getroffen. Doch findet sich von ihm, wie erwähnt, eine Urkunde vom März 1355, worin er, noch unter dem Titel „V. G. Gn. Markgraf von Brandenburg" den Städten Brandenburg und Görtzke, die bis dahin noch zu ihm gehalten hatten, ihre Huldigung erläßt, ihnen seinen Dank ausspricht und sie an die Wittelsbacher verweist. Es ist dies das letzte Lebenszeichen, das wir von ihm haben; im folgenden Jahre soll er zu Dessau gestorben und von den Anhalter Grafen mit fürstlichen Ehren bestattet worden sein.

Ueber die Echtheit des angeblichen W. hat sich oftmals Streit erhoben. Gewiß ist, daß zahlreiche Personen, die ihn gesehen haben, an seine Authenticität geglaubt und mit Hartnäckigkeit hieran festgehalten haben, indessen ist dergleichen auch in anderen Fällen geschehn, wo es sich nachweislich um eine untergeschobene Person handelte. Dies letztere trifft allerdings für den angeblichen W. insofern nicht zu, als ein positiver und zuverlässiger Beweis für seine Identität mit einer dritten Person nicht zu führen ist; alles, was in dieser Beziehung vorgebracht worden ist, beruht auf Gerüchten und Vermuthungen. Gleichwol ist es sicher wolgegründet, wenn die allgemeine Ansicht heutzutage, wie zum überwiegenden Theile auch fast in allen früheren Zeiten, seine Echtheit leugnet. Unter den zeitgenössischen Schriftstellern ist nicht einer, der mit voller Bestimmtheit für dieselbe eintritt, dagegen bezeichnen die weitaus meisten ihn als eine von den Nachbarfürsten der Mark bezw. von Karl IV. untergeschobene Person, ohne freilich zwingende Beweise dafür zu geben. Solche aber liefert offenbar die Geschichte seines Auftretens, wobei zudem die Wahrscheinlichkeit hervortritt, daß wir in ihm nicht einen Betrüger, sondern einen in gutem Glauben handelnden Irrsinnigen zu erblicken haben, dessen fixe Idee von Anderen zu politischen Zwecken ausgenützt wurde.

Die Urkunden bei Riedel: Cod. Dipl. Brand. An erzählenden Quellen kommen vornehmlich in Betracht: 1) für den echten W.: Die Chronik des Böhmen Pulkawa bei Riedel, C. D. Br. IV. 1. S. 1 ff.; Chron. march.

Brand., ed. Sello in F. z. brand. u. preuß. Gesch., Bd. I, 1. S. 117 ff.; Gesta archiep. Magd., MG. SS. XIV.; Magdeburger Schöppenchronik, ed. Janicke in Chron. der deutschen Städte, Bd. 7; Chron. Detmar's, ed. Koppmann ibid., Bd. 19; Ernst von Kirchberg's mecklenburgische Reimchronik, ed. Westphalen, Mon. Ined. I; von der Hagen: Minnesänger III; Thomas Kanzow: Pomerania. — 2) Für den falschen Waldemar cf. K. F. Klöden: Diplomat. Gesch. des für falsch erklärten Waldemar (Berlin 1845) Theil 2, S. 336 ff., wo alle Quellenberichte zusammengestellt sind. — Bearbeitungen: Klöden: Diplomat. Gesch. des Markgrafen Waldemar, 4 Thle., Berlin 1844/45; die beiden letzten Theile unter dem vorgenannten Titel (Kl. glaubt an die Echtheit des angeblichen W. und sucht dieselbe zu erweisen, doch tritt die Haltlosigkeit seiner diesbezüglichen Schlüsse deutlich zu Tage).

W. v. Sommmerfeld.

Waldemar, Bischof von Schleswig, erwählter Erzbischof von Bremen, ein natürlicher Sohn des 1157 ermordeten Königs Knut von Dänemark, nahm in den staufisch-welfischen Kämpfen eine eigenthümliche Stellung ein. Während er seine allerpersönlichsten Zwecke verfolgte, wurde er zum Spielball der Parteien, unter deren wilden Kämpfen sein Leben sich verzehrte. Schon in jungen Jahren war er von seinem Vetter, König Waldemar I., zum Bischof von Schleswig befördert, um 1184, und zugleich mit der Verwaltung des Herzogthums Schleswig an Stelle des noch im Kindesalter stehenden späteren Waldemar II., betraut. Seinem brennenden Ehrgeize war mit dieser Stellung nicht gedient, sein Trachten stand nach der Königskrone, die einst sein Vater getragen hatte. Bis ins Greisenalter hinein hat er diesen Plan immer aufs neue verfolgt.

Nur deshalb willigte er ein, daß man ihn im J. 1192 mit Zustimmung Kaiser Heinrich's VI. an Stelle des abgesetzten Hartwich II. (s. A. D. B. X, 718), der es mit den Welfen hielt, zum Erzbischof von Bremen erwählte, um von Bremen aus mit Hülfe der staufischen Partei den dänischen Thron zu gewinnen. Aber, er hatte noch keinen Fuß in das bremische Stift gesetzt, als er 1193 dem Könige Knut von Dänemark in die Hände fiel und als Hochverräther ins Gefängniß geworfen wurde. Dreizehn Jahre hat er in Schloß Norburg auf Alsen im Kerker gelegen. Da trat Papst Innocenz III. für ihn ein und erwirkte seine Befreiung bei König Waldemar II. Nachdem der Bischof beschworen hatte, niemals wieder etwas gegen Dänemark zu unternehmen, ging er auf Geheiß des Papstes 1207 nach Rom.

Am 3. November desselben Jahres starb Hartwich II., der schon 1194 mit seinem Stifte sich wieder ausgesöhnt hatte. Da wurde im Einvernehmen mit König Philipp, mit dem W. bereits vorher in Verbindung getreten war, von dem jetzt fast durchweg staufisch gesinnten bremischen Domcapitel W. aufs neue zum Erzbischof gewählt. Allein Papst Innocenz versagte die Bestätigung und schleuderte, als W. an den Hof Philipp's und von dessen Gesandten begleitet nach Bremen eilte, das Anathem hinter ihm her. In Bremen aber, das W. jetzt zum ersten Male betrat, wurde er mit großem Jubel aufgenommen, so daß Niemand die Bannbulle zu verkünden wagte.

W., der nach der Ermordung Philipp's mit den bremischen Bürgern zu König Otto übertrat, hat, von diesem gestützt, eine Reihe von Jahren im Besitze des bremischen Erzstiftes sich halten können. Er hatte zwar, als 1210 Graf Gerhard von Oldenburg, Bischof von Osnabrück (s. A. D. B. VIII, 733) zum Erzbischof erwählt und vom Papste bestätigt worden war, des Papstes Verzeihung in Rom erfleht und erhalten, aber gleich darnach war er wieder in Bremen erschienen, wo Bürger und Bauern auch jetzt ihm anhingen. Erst als König Otto's Ansehen immer tiefer sank und in den Jahren 1216 und 1217

auch die stedingischen Bauern und die Stadt Bremen zu Erzbischof Gerhard übertraten, war der Herrschaft Waldemar's der Boden entzogen.

Er hat dann sein abenteuerndes Leben noch fast zwei Jahrzehnte fortgesetzt, und in dieser Zeit nach der Gefangennahme König Waldemar's II. durch den Grafen von Schwerin im J. 1224 noch einmal zum Schwerte gegriffen, um seine Rachgier gegen den im Augenblick unschädlichen Vetter an dessen Besitzungen und Dienstleuten zu kühlen. Zu irgend einer Bedeutung aber hat er es nicht mehr gebracht. Gestorben ist er 1235 oder 1236, wahrscheinlich im Kloster Loccum.

Dehio, Gesch. des Erzbisth. Hamburg-Bremen II, 109 ff., 127—140. — v. Bippen, Gesch. der Stadt Bremen I, 118 ff. v. Bippen.

Waldemar: Friedrich Wilhelm Waldemar, Prinz von Preußen, Sohn des Prinzen Wilhelm von Preußen, Bruders König Friedrich Wilhelm's III., und der Prinzessin Marie Anna von Hessen-Homburg, ein Bruder des Admirals Prinz Adalbert, am 2. August 1817 zu Berlin geboren, trat, der im Hohenzollernhause geltenden Ordnung entsprechend, jung in das Heer und erlernte zunächst den Dienst aller Waffen, dann aber zogen Liebe zur Natur und ein Drang, ferne Länder zu sehen, ihn in die Fremde. Nachdem er die Gegenden am Mittelmeere und Südamerika kennen gelernt hatte, unternahm er vom 7. September 1844 an eine größere Reise nach Indien. Sie ging über Kalkutta und durch Hindostan in das Himalajagebirge, dann machte ihr der Krieg der Engländer mit den Sikhs ein Ende. Am 21. December 1845 wohnte Prinz W. dem ersten Tage der Schlacht von Ferozeschah bei, in welcher sein Jugendfreund und Reisebegleiter Dr. Hoffmeister erschossen wurde. Dann nöthigte das Verlangen des britischen Oberbefehlshabers Sir Hugh Gough, welcher bei dem kritischen Stande der Dinge den Prinzen nicht den Folgen einer möglichen Niederlage am nächsten Tage, welcher freilich in der That einen vollständigen Sieg brachte, aussetzen wollte, ihn zur Heimkehr. Aber die Anstrengungen der Reise und das Klima hatten die Kräfte seines zarten Körpers untergraben. Am 9. März 1848 zum Commandeur der 13. Cavallerie-Brigade zu Münster ernannt, starb er dort am 17. Februar 1849. Auf Grund der Aufzeichnungen des Prinzen und seiner Begleiter erschien nach des Ersteren Tode ein Prachtwerk „Zur Erinnerung an die Reise des Prinzen Waldemar nach Indien in den Jahren 1844—1846" (2 Bände, Berlin 1855), welches im Auszuge durch eine von J. G. Kutzner bearbeitete Ausgabe (Berlin 1857) weiteren Kreisen zugänglich gemacht wurde. B. Poten.

Waldenburg: Louis W., Mediciner, ist am 31. Juli 1837 zu Filehne (Provinz Posen) geboren. Seine Studien machte er seit 1857 in Berlin, wo er bereits als Student (1859) mit einer Arbeit „De origine et structura membranarum, quae in tuberculis capsulisque verminosis involucrum praebent" den Preis der Berliner Universität (eine goldene Medaille) erlangte. Eine Erweiterung bezw. Fortsetzung dieser Arbeit, eines Products tüchtiger zootomischer Studien, lieferte W. 1860 als Inauguraldissertation unter dem Titel: „De structura et origine cystidum verminosarum", sowie als besondere Abhandlung (in du Bois' und Reichert's Archiv 1860): „Ueber Blutaustritt und Aneurysmenbildung durch Parasiten bedingt", wovon ein Auszug, betitelt: „Ueber Structur und Ursprung der wurmhaltigen Cysten" sich als Aufsatz in Virchow's Archiv (Jahrg. 1862) findet. Nach bestandenem Staatsexamen und einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Heidelberg ließ sich W. 1861 in Berlin als Specialarzt für Hals- und Brustkrankheiten nieder, habilitirte sich für dieses Fach 1865 als Privatdocent, wurde 1871 außerordentlicher Professor, 1877 dirigirender Arzt an der königl. Charité, starb aber bereits nach kurzer Krankheit am

14. April 1880 an Lungenentzündung. W. war ein in seinem Specialfach tüchtiger und verdienter Arzt und ein beliebter Lehrer. Trotz der kurzen Zeit seines Wirkens hat er verhältnißmäßig viel publicirt. Außer einer ganzen Reihe kleinerer casuistischer Mittheilungen, die er anfangs für die „Allgemeine Med. Centralzeitung", deren Redaction er zusammen mit H. Rosenthal von 1864—1868 leitete, später für die „Berliner klinische Wochenschrift" lieferte, deren Redaction er 1868 nach dem Tode Posner's übernommen hatte, entstammen seiner Feder mehrere größere, selbständig erschienene Werke, durch die W. die beiden von ihm besonders gepflegten Disciplinen der Laryngoskopie und Pneumatotherapie erheblich bereichert hat. In dieser Beziehung sind zu nennen vor allem die als Erweiterung einer 1863 publicirten und von der „Gesellschaft zur Beförderung der Heilkunde in Amsterdam" preisgekrönten Arbeit erschienene Schrift: „Die Inhalationen der zerstäubten Flüssigkeiten, sowie der Dämpfe und Gase in ihrer Wirkung auf die Krankheiten der Athmungsorgane. Lehrbuch der respiratorischen Therapie." (Berlin 1864, 2., verm. Aufl. u. d. T.: „Die locale Behandlung der Krankheiten der Athmungsorgane. Lehrbuch der respiratorischen Therapie, ebd. 1872). Ferner ist zu erwähnen das die Resultate zahlreicher Experimente und Einzelforschungen hinsichtlich der von Villemin inaugurirten Lehre von der Tuberculose-Impfung wiedergebende, sehr bedeutende Werk: „Die Tuberculose, Lungenschwindsucht und Scrofulose, nach historischen und experimentellen Studien bearbeitet" (Berlin 1869). 1873 beschrieb W. den von ihm zuerst construirten transportablen pneumatischen Apparat zur Behandlung der Respirationskrankheiten (in einem Aufsatz in der Berliner klinischen Wochenschrift). Die mit dieser Behandlungsmethode gemachten Erfahrungen und erzielten Resultate bilden im wesentlichen die Grundlage zu seinem Werk: „Die pneumatische Behandlung der Respirations- und Circulationskrankheiten im Anschluß an die Pneumatotherapie und Spirometrie" (Berlin 1875, 2., um einen Beitrag über das Höhenklima erweiterte Auflage, ebd. 1880). Endlich sind noch einige auf Pulsmessung bezügliche Schriften Waldenburg's zu erwähnen, deren Titel in der unten angegebenen Quelle citirt sind.

Vgl. Biogr. Lex. VI, 173. Pagel.

Waldenfels: Georg von W. (oder Wallenfels), brandenburgischer Staatsmann, stammte aus der bekannten alten fränkischen Familie W., die mit Kurfürst Friedrich I. in die Mark kam und die durch die Vermählung eines Martin v. W. mit Margaretha, der Tochter Friedrich I., der Wittwe Ludwig des Höckerigen von Baiern den Hohenzollern besonders nahe stand. Georg v. W. war wohl der Sohn des Caspar v. W., der mit Friedrich I. in die Mark kam, und in dessen Umgebung nicht selten erwähnt wird. Georg erscheint seit 1440 in den Urkunden. Er war während der ganzen Regierungszeit Friedrich II. als sein Kammermeister ständig in seiner Nähe. Als der Hofmeister Friedrich's, Paul von Kunersdorf die Landvogtei der 1455 zurückerworbenen Neumark übernahm, scheint W. ihn zeitweilig in diesem Amte — das nachher übrigens wol nicht mehr besetzt wurde — vertreten zu haben. Doch blieb er auch Kammermeister; ebenso, als er 1460 die Landvogtei der Lausitz übernahm, die er zwei Jahre lang während des Böhmenkrieges verwaltete. Als Friedrich im Gubener Frieden 1462 die Ansprüche auf die Lausitz fallen ließ, endete diese Stellung. W. hatte in ihr eine sehr rege kriegerische und diplomatische Thätigkeit entfaltet.

W. war Ritter und Mitglied des Schwanenordens. Friedrich verwandte ihn zu den zahlreichsten, verschiedenartigsten Geschäften, schenkte ihm volles Vertrauen und belohnte ihn reichlich. Der Vorwurf, den Albrecht Achilles seinem

Bruder machte, er gebe seinen Amtleuten mehr, als er selber einnehme, wird in Waldenfels' Falle in der That bestätigt. Friedrich schenkte ihm nicht nur die alte kurfürstliche Residenz zu Berlin als freies Burglehn, das Amt Plaue als erbliches Lehn, erlaubte ihm, eine Brücke über die Havel anzulegen, und gab ihm hierzu weitgehende Zollgerechtigkeiten, er verlieh ihm auch das Amt Saarmund, das er pfandweise erworben hatte, gab ihm das Amt Potsdam und bestätigte bereitwilligst die zahlreichen weiteren Erwerbungen Waldenfels'. W. wurde durch solche Begnadungen einer der reichsten Grundbesitzer der Mark. Sein Reichthum zeigt sich in der stattlichen Witthumsverschreibung für seine Gattin Elisabeth, in der Uebernahme verschiedener Darlehn und Bürgschaften für seinen Landesherrn und in zahlreichen Landkäufen. Einiges von seinen Erwerbungen, wie z. B. die Residenz in Berlin, hat er allerdings wieder veräußert. Sein Streben nach Erweiterung seines Besitzes verwickelte ihn in Streitigkeiten mit dem Kloster Lehnin und der Altstadt Brandenburg, die sich Jahre lang hinzogen. Um den Plan Friedrich's II., dem Throne zu entsagen, hat W. frühzeitig gewußt. Bereits 1469 läßt er sich den erblichen Besitz von Plaue auch von Markgraf Albrecht bestätigen. Er hat dann die Verhandlungen über die Abdankung 1470 zum Abschlusse geführt. Auch Kurfürst Albrecht hat ihm volles Vertrauen geschenkt, ihn in seine geheimsten Entschließungen eingeweiht und ihn zur Kenntnißnahme secreter, nur für Markgraf Johann bestimmter Schriftstücke ermächtigt. Johann bediente sich seiner auch gern, wenn er etwas bei seinem Vater durchsetzen wollte. Ein Amt hat aber W. unter Albrecht nicht mehr bekleidet; er kränkelte schwer und wurde namentlich in den Jahren 1473 und 1478/1479 von argem Siechthum gequält. Doch hat er trotzdem an zahlreichen Verhandlungstagen mit Sachsen, Ungarn, dem Erzstifte Magdeburg, den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg u. A. theilgenommen, auch 1479 die Ehe der Tochter des verstorbenen Böhmenkönigs Georg Podiebrad, Ludmilla, mit Herzog Friedrich von Liegnitz in Albrecht's Auftrage vermittelt und auf dem Landtage eine große Rolle vornehmlich im Sinne der Vertretung der kurfürstlichen Zoll- und Steuerforderungen, gespielt.

Zu dem fränkischen Hauptzweige seiner Familie unterhielt er rege Beziehungen; er griff als Schiedsrichter in ihre Streitigkeiten ein, unternahm mehrmals Reisen nach Franken und nahm auch an der Fehde der v. W. gegen die Stadt Nürnberg (1444) insofern Theil, als er nürnbergische Kaufleute bei Frankfurt a. O. niederwarf. Zum letzten Male wird er 1490 als lebend erwähnt; er ist 1491 oder 1492 gestorben. Von seinen drei Söhnen, Georg, Fritz und Caspar hat sich keiner besonders hervorgethan. Der große Reichthum und die Ausdehnung des Grundbesitzes gab der Familie auch nach Waldenfels' Tode eine sehr einflußreiche Stellung, die sie der Landesherrschaft leicht unbequem machte. Gelegentliche Beweise von Unbotmäßigkeit und Uebermuth nahm Joachim I. zum Anlaß, um gegen sie einzuschreiten. Sie wurde in seinen Kampf gegen den Landadel mit verwickelt und büßte schwerer als die meisten anderen. Joachim kaufte ihnen 1531 ihre Hauptbesitzung Plaue ab und jagte den Martin v. W., der ihm gegenüber zur Selbsthülfe gegriffen, an der Minckwitz'schen Fehde und an der Einäscherung von Fürstenwalde theilgenommen hatte, aus dem Lande. Seitdem verschwindet die Familie aus der Mark, woselbst sie etwa ein Jahrhundert lang eine hervorragende Stellung eingenommen und der sie mehrere bemerkenswerthe Männer (außer den genannten noch Fritz v. W., der 1479 in der Schlacht bei Crossen, bei dem Siege Markgraf Johann's über Herzog Hans von Sagan fiel und das einzige namhafte Opfer auf märkischer Seite an diesem Tage gewesen war; ein Martin v. W., der 1435 an der Pilgerfahrt der Markgrafen Johann und Albrecht theilnahm

und ein anderer, dessen Vorname unbekannt ist, der 1432 kurze Zeit Propst zu Bernau gewesen zu sein scheint) gegeben hatte. Der märkische Zweig der Familie W. theilte somit das Schicksal der Vitzthum und Brandensteine in Thüringen, der Poggwisch in Holstein und verschiedener lausitzischer Familien, die durch die Gunst ihrer Fürsten große Grundherren geworden, damit nicht zufrieden, pochend auf ihren Reichthum, nach unabhängigerer, fast dynastischer Stellung strebten, von der entwickelten Fürstengewalt aber überwältigt und in eine bescheidenere Stellung zurückgestoßen wurden.

Riedel, Codex Diplom. Brandenburgensis, passim. — Politische Correspondenz des Kurfürsten Albrecht Achilles, I (Publ. aus den Kgl. Preuß. Staatsarchiven, 59. Band. Auch der folgende Band wird viel Material über W. bringen). — Graf Stillfried, Schwanenorden.

Felix Priebatsch.

Waldenfels: Karl Wilhelm Ernst v. W., königlich preußischer Major und Vicecommandant von Colberg, wurde am 10. April 1772 zu Baireuth geboren. Sein Vater war markgräflicher Kammerherr und Oberforstmeister, so kam es, daß auch W. zunächst in den Militärdienst seines engeren Vaterlandes trat, als Lieutenant im Infanterieregimente von Reitzenstein ging er mit diesem, als die fränkischen Besitzungen der Hohenzollern an das Königshaus kamen, am 5. Januar 1792 in das preußische Heer über. Als dann aus den Ansbach-Baireuth'schen Fußtruppen im J. 1794 zu Frankfurt a. M. ein dem Generalmajor v. Reitzenstein verliehenes Infanterieregiment Nr. 56 gebildet wurde, fand W. in demselben als Stabscapitän seine Stelle, am 28. Januar 1803 erhielt er nach einer Dienstzeit von 15 Jahren und 3 Monaten eine eigene Grenadiercompagnie, kam dann durch Tausch in das in Baireuth garnisonirende Infanterieregiment v. Zweifel Nr. 45, nahm mit diesem am Feldzuge des Jahres 1806 in Thüringen theil, gelangte auf dem Rückzuge am 4. December nach Königsberg in Preußen und ward hier durch eine Cabinetsordre vom 14. d. M. zum 2. Commandanten von Colberg ernannt. Dorthin hatte der König kurz vorher seinen Flügeladjutanten, den Major Graf Götzen, gesandt, um sich von dem Zustande der Festung Kenntniß zu verschaffen; Götzen hatte gemeldet, daß die Vertheidigungsfähigkeit des Platzes gering sei, aber in die Persönlichkeit des Commandanten Oberst von Lucadou keinen Zweifel gesetzt. Nur für den Fall, daß die körperlichen Kräfte des Letzteren zu vollkommen ausreichender Wahrnehmung seines Postens nicht genügen sollten, ward ihm in der Person des Hauptmanns von W. ein Beistand zugeordnet; zugleich ward dieser zum Commandeur eines neugebildeten Grenadierbataillons ernannt, welches nach ihm benannt wurde. — W. war ein tapferer und ehrgeiziger Soldat, dem das Treiben in der Festung, bevor der Feind vor derselben erschien, wenig zusagte. Er richtete daher seinen Blick nach außerhalb und gedachte in der von den Franzosen schon heimgesuchten Umgegend denselben Abbruch zu thun. Anfangs gelang es ihm, seinen Wünschen bei Lucadou Eingang zu verschaffen, als aber das erste ins Werk gesetzte größere Unternehmen, ein Angriff auf die vom Feinde besetzte Stadt Wollin, bei welchem W. den Oberbefehl führte, fehlgeschlagen war und erhebliche Verluste im Gefolge gehabt hatte, war das Vertrauen, welches der Commandant in seinen Gehülfen setzte, geschwunden und unter der Störung ihres Einvernehmens litt die Sache, der beide dienten. Trotzdem ließ W. seinem Vorgesetzten Gerechtigkeit widerfahren, ein von ihm dem Könige erstatteter Bericht ward die Veranlassung, daß Friedrich Wilhelm III. dem Oberst von Lucadou später noch den Charakter als Generalmajor verlieh. Um so freudiger begrüßte W. das Eintreffen Gneisenau's, der gleich ihm seine Dienstzeit bei den markgräflichen Truppen begonnen hatte, als dieser am 29. April Lucadou als

Commandanten ablöste; er selbst war inzwischen zum Major befördert und durch Verleihung des Ordens pour le mérite ausgezeichnet; sein Grenadierbataillon zählte damals 850 Mann. Gneisenau beschloß, die Wolfsbergschanze zum Hauptstützpunkte seiner Vertheidigungsstellung zu machen. Sie bildete von nun an den Hauptgegenstand der Kämpfe, jede der beiden Parteien wollte sie haben, keine die andere in ungestörtem Besitze lassen und ihr gestatten, sich darin festzusetzen. In der Nacht zum 9. Mai nahmen sie die Franzosen, in der zum 18. eroberten die Belagerten sie zurück, wobei W. mit seinen Grenadieren den Hauptantheil hatte, so daß das Werk in Zukunft die Grenadierschanze genannt wurde, am 12. Juni ward sie, nachdem alle Mittel der Vertheidigung und der Abwehr der überlegenen Gegner erschöpft waren, auf Grund einer abgeschlossenen Capitulation den Franzosen überlassen. Die Kämpfe um die Schanze hörten trotzdem nicht auf, die Belagerten konnten nicht dulden, daß die Angreifer sich dort ungestört einnisteten. Nur drei Tage lang blieben diese in ungestörtem Besitze. In der stürmischen Regennacht vom 14./15. Juni unternahm die Besatzung den Versuch der Wiedereroberung. Der von W. geleitete Angriff gelang, aber dieser selbst fiel, nachdem er noch gesehen hatte, daß die Schanze genommen war. Gneisenau's Briefe athmen tiefe Trauer um den Tod seines tapferen Vicecommandanten.

Archiv des Kriegsministeriums zu Berlin. — E. v. Höpfner, Krieg von 1806 und 1807, IV, 2. Aufl., Berlin 1855. B. Poten.

Waldenstein: Georg von W. (Wallenstein), Domherr zu Fritzlar in Hessen. Die Grafenfamilie von Schauenburg, welche ihren Namen führte von einer längst in Trümmern liegenden Burg westl. von Kassel, und deren erstes Glied Adalbert im J. 1089 vorkommt, veräußerte zu Anfang des 13. Jahrhunderts den größten Theil ihrer Besitzungen in Niederhessen und erwarb, wahrscheinlich durch Pfandschaft, vom Stift Hersfeld die Burg Wallenstein (drei Stunden S. O. von Homberg in Niederhessen), nach der sie sich von nun an nannte. Nachdem die Familie seit ca. 1290 den Grafentitel abgelegt, erscheint sie später unter dem Niederadel und spaltete sich um 1360 in zwei Zweige, die Albert- und Werner-Linie. Der Enkel des genannten Albert war Curt von Wallenstein (1400—1427 urk. erwähnt), welcher sich mit Anna, einer Erbtochter des bekannten mächtigen Ritters Eberhard von Buchenau, zubenannt „die alte Gans", vermählte. Die dieser Ehe entsprossenen Kinder waren Simon, Eberhard, Georg und Margarethe. Georg, als dritter Sohn, muß zwischen den Jahren 1403 und 1427 geboren sein, da einerseits sein älterer Bruder Eberhard 1403 das Licht der Welt erblickt hat, andererseits der Vater schon vor 1427 todt war; er trat in den geistlichen Stand und findet sich seit dem Jahre 1446 als Domherr des Stiftes zu St. Peter in Fritzlar.

In der mainzischen Stiftsfehde, in welcher Erzbischof Adolf mit Hülfe Kurfürst Friedrich des Siegreichen von der Pfalz und Landgraf Ludwig II. von Hessen gegen den vom Papst entsetzten Erzbischof Diether (von Isenburg-Büdingen) und Landgraf Heinrich III. von Hessen kämpfte, stand Fritzlar auf Seiten Diether's, der von 1434—1457 dem Stift, zuletzt als Propst angehört hatte. Auch der Domherr Georg von Wallenstein zog dem Erzbischof mit vier gerüsteten Pferden zu Hülfe; wenn selbst höhere Geistliche, wie die Geschichte und der ebenerwähnte Kampf zwischen zwei Erzbischöfen lehrt, kein Bedenken trugen, mitunter zu den Waffen zu greifen, so wird man dies bei einem Stiftsherrn, der einem ritterlichen Geschlecht entsprossen war, nicht besonders auffällig finden, zudem fand Georg mehr Geschmack an kriegerischer Thätigkeit, als an dem unthätigen Leben eines Geistlichen, „dann er war seiner handt ein heldt, küne und weidlich manhafftigk". Zu Anfang Juli des Jahres 1460 belagerte Kur-

fürst Friedrich und Landgraf Ludwig Klein-Bockenheim, ein Dorf westl. v. Worms, dicht an der jetzigen bairisch-pfälzischen Grenze; zum Entsatz dieses Ortes rückte Erzbischof Diether, in seinem Gefolge war der Domherr Georg — in der Frühe des 4. Juli aus Pfeddersheim, und es kam dort zum Treffen, in welchem Diether geschlagen wurde. Wie der Chronist berichtet, machte im Verlaufe des Kampfes Georg einen der Feinde, gehüllt in einen grauen Rock, zum Gefangenen; es war der Kurfürst Friedrich. Kaum aber war dies geschehen, so wurde auch der von Waldenstein von einer Schar Feinde, welche hinzukam, niedergeworfen und gefangen. Als aber Georg seinen Harnisch „ausgeschüttelt" hatte und dann tröstend, mit Beziehung auf den Kurfürst Friedrich, seinen mitgefangenen Freunden zurief: „Seid unverzagt! Ich habe einen Gefangenen, der soll uns alhir ledigk machen", war es um sein Leben geschehen; wehrlos wurde er von einem der Feinde erstochen, der hierdurch Kurfürst Friedrich seines Gelübdes entledigen wollte.

Quellen: Chronica vnd Altes Herkommen. Dero Lantgraffen zu Doringen vnd Hessen. Auch der Herren von Hennenbergk vnd der Fursten von Anhaltt. 1581. (Ms. Hass. 4°. 158 in Bibl. Cassellan. Fol. 100.) — Litteratur: Landau, Hessische Ritterburgen II, 398. — Landau und Schmincke, Collectanea i. Bibl. Cassellan. Wilhelm Christian Lange.

Walderdorff: Graf Karl Wilderich von W., 1799—1862, war als Sohn des Grafen Franz Philipp und der Gräfin Mauritia, geborenen Freifräulein von Freiberg-Hopferen, am 1. September 1799 zu Eltville im Hause des Freiherrn von Langwerth-Simmern, wo die Eltern seit der Besitznahme des linken Rheinufers durch die Franzosen ihren Wohnsitz hatten, geboren. Graf Franz Philipp hatte sich wol nicht gern der nassauischen Herrschaft gefügt. Stellung und Anschauungen führten den vormals kurtrierischen Unterthan auf die Seite des mediatisirten Hochadels, den nur die Furcht vor französischen Gewaltmaßregeln zum Gehorsam gegen die neuen Landesherrn, die bisher als gleichstehend angesehenen Fürsten von Nassau, gebracht hatte. Die innere Entwicklung des nassauischen Staatswesens, die Organisirung einer einheitlichen, die Sonderinteressen der Mediatisirten und des kleineren Adels rücksichtslos beseitigenden Verwaltung des Landes durch den Minister Marschall und den Präsidenten Ibell führten den Grafen zur Opposition; gleicher Anschauung wie der Minister vom Stein stand er auf dessen Seite im Kampfe gegen Marschall. Nachdem es Marschall gelungen war, Stein aus der im J. 1818 zum ersten Male tagenden Ständeversammlung und hierdurch aus dem Lande zu entfernen und dieser sich grollend auf seine Güter in Westfalen zurückgezogen hatte, nahm auch Graf W. keinen Antheil mehr am politischen Leben, sondern beschäftigte sich nur mit der Verwaltung seiner Familiengüter, welche er aber schon im J. 1823 seinem Sohne, dem Grafen Karl Wilderich, abtrat. Graf Karl Wilderich hatte seine Jugend bis zu seinem elften Jahre bei den Eltern zu Eltville zugebracht. Im J. 1810 trat er mit seinem jüngeren Bruder Eduard in die französische Militärschule zu La Flèche, welcher beide bis zum Zusammenbruch der Napoleonischen Herrschaft im J. 1814 angehörten. In die Heimath zurückgekehrt, besuchte Karl Wilderich in den Jahren 1815—1819 die Universitäten Göttingen und Heidelberg. In diese Studienzeit fällt der Tod seines älteren Bruders, durch welchen ihm die Erbfolge in die Besitzungen der Familie zufiel; im J. 1817 ließ ihn der Vater deshalb für großjährig erklären. An die Studienjahre schlossen sich von 1819—1821 größere Reisen nach Süddeutschland und Italien; 1819 erhielt er den österreichischen Malteserorden. Zurückgekehrt vermählte er sich am 15. September 1823 zu Schloß Frenz bei Köln mit der Gräfin Mauritia Beißel von Gymnich. Zu derselben Zeit trat ihm

der Vater die Verwaltung der Familiengüter ab, deren Zustand seine volle Thätigkeit in Anspruch nahm. Vom Jahre 1828 ab nahm er seinen dauernden Aufenthalt auf Schloß Molsberg.

Die Zustände und Verhältnisse seines Heimathlandes werden ihm, als er zu Anfang der zwanziger Jahre seinen Wohnsitz in demselben nahm, im ganzen fremd gewesen sein. So zögerte er, auch nachdem er nach dem im J. 1828 erfolgten Tode seines Vaters seinen Sitz auf der Herrenbank der nassauischen Ständeversammlung eingenommen hatte, dem politischen Leben des Landes näher zu treten, obwol er als größter Grundbesitzer in demselben vornehmlich hierzu berufen war. Hier mag auch die Absicht bestimmend gewesen sein, dem vom Vater gegebenen Beispiele zu folgen und persönliche Berührungen mit dem Minister v. Marschall möglichst zu vermeiden. Mochte ihn als hervorragendes Mitglied des katholischen rheinischen Adels auch die österreichische Richtung des nassauischen Hofes und namentlich Marschall's ansprechen, so scheint er doch frühzeitig die schweren Schäden, die dem Lande vorzüglich auf wirthschaftlichem Gebiete durch die grundverkehrte preußenfeindliche Politik des Ministers Marschall zugefügt wurden, erkannt, sich auch ebensowenig der Empfindung des harten Druckes, den das täglich schroffer werdende Regiment des Ministers ausübte, verschlossen zu haben. Langsam und vorsichtig handelnd trat er in die Opposition gegen den Minister ein, sich zunächst in kleinen aber treffsicheren Angriffen auf denselben versuchend. Bei den damaligen Verhältnissen und bei dem knapp bemessenen Rechte der Initiative auf dem Gebiete der Gesetzgebung, welches der Ständeversammlung zustand, verdienen die Anträge auf Aufhebung der Jagdfrohnden, auf die Berichtigung des gesetzlichen Kurswerthes des preußischen Thalers in Nassau, welche W. auf dem Landtage 1831 stellte, Beachtung. Beide Anträge verfolgten wohl gutgemeint den Zweck, zur Milderung der damals im Lande herrschenden tiefen Mißstimmung versöhnend beizutragen. Die Julirevolution und der erneut mit Heftigkeit auflodernde Domänenstreit hatten diese weitgehende Aufregung hervorgerufen. In denselben Tagen (1831) finden wir W. auf der Seite der Majorität der Herrenbank, welche bei Erörterung der bei derselben eingegangenen Massenpetition nassauischer Gemeinden um Anschluß an den Zollverein sich unter entschiedenster Verurtheilung der Zollpolitik Marschall's für den vollen Anschluß an Preußen und den Zollverein aussprach. Daß es W. vorbehalten war, diese Forderung des Landes zu erfüllen, werden wir sehen. Dann scheint W. namentlich in dem, das Land tief erregenden Domänenstreit einen vermittelnden Ausweg angestrebt zu haben. Auch der Herzog Wilhelm neigte sich einer friedlichen Lösung der verwickelten Frage zu, wenigstens schreckte er bei der damaligen drohenden politischen Lage davor zurück, seine Forderung an das Land bis zur äußersten Consequenz geltend zu machen, was bis dahin sein fest ausgesprochenes Programm war. Er entschloß sich, einzulenken. Bei Eröffnung des Landtages 1832 berief er an Stelle des bisherigen Präsidenten, des stark oppositionellen Grafen von Elz, W. zum Präsidium der Herrenbank, welches derselbe auch in den Tagungen der folgenden Jahre 1833 und 1834 führte. Der damals eingeleiteten Vorbereitung eines wenigstens zeitweiligen Ausgleichs des Domänenstreits wird Walderdorff's wirksame Theilnahme nicht gefehlt haben. In der Kammer selbst übernahm W. seit 1829 die Referate über wichtige Abschnitte des Etats, namentlich über den Militäretat. — Im Anschluß an die friedliche Wendung, welche der Domänenstreit nahm, bereitete sich auch auf anderen Gebieten ein Umschwung der Verhältnisse vor. Das unbedingte Vertrauen des Herzogs, welches der Minister Marschall von jeher genossen, erhielt im Herbste 1833 eine nachhaltige Erschütterung, als derselbe die Fehler der Zollpolitik seines dirigirenden Staatsministers zu erkennen begann.

Der Minister Marschall starb am 22. Januar 1834; der Tod bewahrte den im Dienste ergrauten Staatsmann vor dem Sturze. Die Wahl des Nachfolgers beschäftigte den Herzog Wilhelm längere Zeit. Erst im Juni 1834 entschloß sich derselbe, in W. einen Mann an des Verstorbenen Stelle zu rufen, der den Zeitverhältnissen mit Einsicht Rechnung zu tragen entschlossen war, dem er selbst — der Herzog — schrittweise auf Bahnen folgte, die er unter dem Einfluß des Vorgängers streng gemieden. Und als Herzog Wilhelm am 20. August 1839 gestorben, fand der Nachfolger zunächst keine Veranlassung, sich von dem Berather des Vaters zu trennen. Aus der amtlichen Thätigkeit des neuen Ministers verzeichnen wir zunächst als das Wichtigste das Eingehen auf eine verständige, vom ganzen Lande dringend gewünschte Zollpolitik. Am 11. October 1834 leitete W. in Berlin die Verhandlungen über den Beitritt des Herzogthums zum Zollverein ein, die zu dem Anschlußvertrage vom 10. December 1835 führten, dem unter dem 9. December 1837 eine neue Zollordnung folgte. Als Berather standen hier dem Minister der Regierungsdirector Magdeburg und der Ministerialrath Vollpracht, dessen umfassende Thätigkeit sich auf weite Gebiete der Verwaltung erstreckte, zur Seite. (Vgl. den Artikel Vollpracht.) Der 1837 mit Baiern, Württemberg, Baden, dem Großherzogthum Hessen und Frankfurt vereinbarte Münzvertrag bildete hier den Abschluß. Der Ausbau der Taunuseisenbahn (Strecke Wiesbaden-Frankfurt) 1838, sowie die allmähliche Ausdehnung der Dampfschifffahrt auf dem Rheine gaben dem Handelsverkehr neuen Aufschwung. Mit den größten Schwierigkeiten verbunden war selbstverständlich die Lösung der Domänenfrage, die Beilegung des langwierigen Domänenstreites, an welche W. jetzt unter Mitwirkung von Vollpracht herantrat. Nach fast zweijährigen Verhandlungen konnte hier im December 1836 ein den Herzog wie das Land vorläufig zufriedenstellendes Abkommen getroffen werden. Infolge dieses Abkommens mußte der bereits eingeleiteten Zehntablösung größere Ausdehnung gegeben werden; im J. 1840 traten auf Anregung des Ministers die Landescreditcasse und die Zehntablösungscommission nach den Vorschlägen Vollpracht's, der mit der Leitung der neuen Institute betraut wurde, ins Leben. — Unter Walderdorff's Verwaltung machte sich in den katholischen Landestheilen des Herzogthums infolge der damaligen bekannten Ereignisse der Aufschwung kirchlichen Lebens nicht minder bemerklich wie überall sonst in Deutschland. Den berechtigten Forderungen der Katholiken namentlich auf dem Gebiete des Erziehungs- und Schulwesens trug die Regierung wohl nicht ohne des Ministers thätige Einwirkung möglichst ausgiebig Rechnung. Für die Studirenden der katholischen Theologie wurde die bezügliche Facultät zu Gießen zur Landesfacultät erklärt, nachdem deshalb im J. 1838 mit Hessen-Darmstadt ein Vertrag abgeschlossen war. Das Apothekenwesen erhielt 1839 eine neue Organisation; eine Apothekenordnung und Arzneitaxe wurden erlassen. Ebenso wurde 1840 für das Bauwesen im Lande eine neue Ordnung bekannt gemacht.

Im Juli 1842 wurde das Land durch den unerwarteten Rücktritt des Ministers, dessen Veranlassung unbekannt geblieben ist, überrascht. Vom öffentlichen Leben zog W. sich seitdem im ganzen zurück. Zu dem verunglückten Versuche, die am 4. März 1848 vor dem herzoglichen Palais zu Wiesbaden versammelte aufgeregte Volksmenge bei Abwesenheit des Herzogs durch eine versöhnliche Ansprache zum Auseinandergehen zu bewegen, wurde er durch seine zufällige Anwesenheit in Wiesbaden veranlaßt. Daß er auf die Seite des großdeutschen Reformvereins, für welchen Hof und Regierung in Nassau eifrig Boden zu gewinnen suchten, trat, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Gegen Ende der fünfziger Jahre wurde er von einem Kopfleiden befallen, welchem er

am 27. December 1862 erlag. Die Leiche wurde in der Schloßcapelle zu Molsberg beigesetzt.

Archivalien. Mittheilungen des Herrn Grafen von Walderdorff.

W. Sauer.

Waldersee: Graf Franz Anton Johann Georg v. W. wurde am 5. September 1763 zu Dessau geboren. Nach der Vermählung des Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, dessen natürlicher Sohn er war, mit Luise Henriette Wilhelmine, Prinzessin von Preußen und Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, kam er (am 5. September 1767, als er sein viertes Lebensjahr vollendet hatte) auf das fürstliche Schloß, um hier seine weitere Erziehung zu erhalten. Der kleine Hofstaat, der für ihn gebildet wurde, bestand „aus dem Informator, einem Lakaien und einem Waschmädchen“. Zum „Informator“ wurde auf Christian Fürchtegott Gellert's Empfehlung der aus Goethe's Leipziger Zeit bekannte, nachmalige Hofrath Ernst Wolfgang Behrisch berufen. Als im J. 1769 Erbprinz Friedrich geboren wurde, übernahm Behrisch die Aufsicht auch über diesen, bis im J. 1771 die Erziehung des „Junkers Franz“ dem jungen August Rode (später Geheimerath A. v. Rode) überwiesen wurde und Behrisch — bloß noch mit dem Religionsunterrichte Waldersee's betraut — ausschließlich in die Stellung eines Erziehers des Erbprinzen eintrat. Nachdem in Dessau im J. 1774 das Basedow'sche Philanthropin gegründet worden war, nahm sowol der Erbprinz als auch W. am Unterrichte in demselben theil. Nach seiner vom Superintendenten de Marées vollzogenen Einsegnung wünschte W. in den preußischen Militärdienst zu treten, was ihm jedoch der Fürst im Hinblick auf seine zarte Gesundheit und im Interesse seiner weitern wissenschaftlichen Ausbildung nicht gestattete. W. blieb deshalb noch einige Zeit am Hofe, begleitete denselben wiederholt auf Reisen und begab sich darauf nach Berlin, um dort Vorlesungen zu hören. Im Hause des Buchhändlers Mylius, dessen Frau eine Schwester von August Rode war, wurde er mit der Dichterin Anna Luise Karschin bekannt, die ihn wiederholt besang und durch ihn Beziehungen zum Dessauer Hofe gewann. Im J. 1783 begleitete er den Hof auf der viel beschriebenen Reise zu Johann Kaspar Lavater und verlobte sich während derselben mit der nach dem früh erfolgten Tode ihrer Mutter gleichfalls am fürstlichen Hofe zu Dessau erzogenen Gräfin Luise Karoline Kasimire Sophie von Anhalt, Tochter des königl. preuß. Generals Grafen Albrecht von Anhalt und dessen Gattin Sophie geb. v. Wedel. Die Braut war noch sehr jung und so mußte schon aus diesem Grunde die Vermählung Waldersee's auf Jahre hinausgeschoben werden. Gleichwol benutzte W. sofort die Zeit, sich eine selbständige öffentliche Stellung zu schaffen, und trat im J. 1784 als Assessor bei der Kammer in Breslau in preußische Dienste. Er wurde bald darauf zum königlichen Domänenrath befördert und im J. 1786 vom Könige in den Grafenstand erhoben. Endlich fand am 20. Mai 1787 seine eheliche Verbindung auf dem fürstlichen Schlosse zu Dessau statt. Das junge Paar verlebte nunmehr einige Jahre in Breslau, bis Graf W. im J. 1790 vom Fürsten nach Dessau zurückberufen wurde, um hier verschiedene Ehrenämter zu übernehmen. König Friedrich Wilhelm II. entließ ihn aus dem preußischen Staatsdienst mit dem Titel eines Geheimen Oberfinanzrathes. In Dessau wurde W. bald lebhaft von den Bestrebungen des Freiherrn v. Brabeck für Gründung eines chalkographischen Institutes in Anspruch genommen, und noch bevor dies Institut unter dem Namen einer „fürstlich Anhalt-Dessauischen chalkographischen Gesellschaft“ im J. 1796 in fürstliche Verwaltung überging, hatte er demselben schon 4000 Thaler vorgeschossen. In dem vom Fürsten der Gesellschaft vorgesetzten Directorium nahm darauf Graf W. die Stelle des Präsidenten ein,

während von den beiden andern Directorialmitgliedern der Freiherr Friedrich Wilhelm v. Erdmannsdorff speciell den artistischen Theil und der weimarische Legationsrath, Buch= und Kunsthändler Bertuch speciell den Debit zu besorgen hatte. Nach dem Tode des Herrn v. Erdmannsdorff (1800) trat Graf Bose an dessen Stelle und als sich im J. 1806 die Gesellschaft auflöste, hörte auch Waldersee's Thätigkeit auf. Die künstlerischen Bestrebungen des Fürsten, der frühzeitige Verkehr Waldersee's mit Behrisch und Rode, die beide schönwissenschaftlichen Studien geneigt waren und eine natürliche Geistesrichtung hatten W. schon längst zu dichterischen Arbeiten hingeführt. Jetzt, da die bisherigen amtlichen Beschäftigungen ganz zurücktraten, widmete er sich ungestört seinen Neigungen. W. war ein kühner Reiter und leidenschaftlicher Jäger, doch verbot ihm seine Kränklichkeit an den damals am fürstlichen Hofe zu Dessau mit Vorliebe gepflegten ritterlichen Vergnügungen, Parforcejagden u. s. w., theilzunehmen; da fand er Ersatz in seiner Phantasie und schuf das seiner Zeit vom Publicum sehr freundlich aufgenommene, in der Gegenwart mit Illustrationen neu herausgegebene poetische Werk „Der Jäger“ (Halle 1805). Der Erfolg ermuthigte ihn zu weiteren Versuchen. Später dichtete er auch eine Oper „Adelheid von Schroffeneck“, zu der der fürstlich anhalt=dessauische Musikdirector Leop. Karl Reinicke in Dessau († am 22. Octbr. 1820, Vorgänger des herzogl. anh.=dessauischen Hofcapellmeisters Friedrich Schneider) die Musik schrieb. Außerdem übersetzte er noch mehrere Tragödien Racine's. Für Behrisch behielt W. stets eine herzliche Liebe und Verehrung und hob gern an demselben eine religiöse Seite hervor, die er an Rode vermißte. Als Behrisch, der seit dem Jahre 1790 fast alle seine Abende im Waldersee'schen Hause zubrachte, im J. 1809 starb, trat eine Lücke in Waldersee's Leben ein, die nie wieder ganz ausgefüllt worden ist. Während der Zeit der französischen Invasion verwandte der Fürst den Grafen W. zu mannichfachen Sendungen in militärischen und diplomatischen Angelegenheiten, von denen hier nur die Sendung an die im J. 1814 in Paris vereinigten Monarchen von Preußen, Oesterreich und Rußland erwähnt werden mag. Mit dem Tode des Fürsten Franz (seit 1807 Herzog) im J. 1817 sank für W. der schönste Theil seines Lebens ins Grab: Herzogin Luise war 1811, der Erbprinz 1814, Behrisch 1809, Erdmannsdorff 1800 gestorben. Nur seine Familie bot ihm jetzt noch wahrhaft Freude und Trost. Und allerdings bot sie ihm dies in reichlichem Maße. Wie herrlich entwickelten sich seine hochbegabten Söhne, wie viel Erquickung boten ihm die Töchter, und mit welcher Treue und Sorgfalt pflegte seine edle Gemahlin den immer mehr von Krankheit und Schwäche heimgesuchten, vor der Zeit alternden Gatten! Uebrigens war und blieb ihm der Enkel und Nachfolger des Herzogs Franz, Herzog Leopold Friedrich, zeitlebens huldvoll zugethan und ernannte ihn bei seinem Regierungsantritt zum herzogl. Oberhofmeister, aus welchem Amte ihn am 30. Mai 1823 der Tod abrief. Unter den fürstlichen Auszeichnungen, die W. im Leben erhalten, hatte für ihn der Johanniterorden, den ihm König Friedrich Wilhelm III. von Preußen verliehen hatte, einen besondern Werth. Bei seinem Tode hinterließ er seiner Wittwe, die am 4. April 1842 in Potsdam starb, sechs Kinder: Gräfin Luise, 1788—1880; Graf Franz, 1791—1873, zuletzt Gouverneur von Berlin und Ritter des Schwarzen Adlerordens, starb, nachdem er seinen Abschied genommen, in Breslau; Graf Eduard, 1793—1867, starb in Potsdam als Oberst a. D.; Graf Friedrich, 1795—1865, warf 1848 den Aufstand in Dresden nieder, war zuletzt preußischer Kriegsminister, und starb, nachdem er seinen Abschied genommen, in Potsdam; Gräfin Amélie, verheirathet mit General v. Lindheim, zuletzt commandirendem General des 6. Armeecorps in Breslau; Gräfin Marie, verheirathet mit Herrn v. Gayl, später Divisionär

in Trier, dann Commandant von Luxemburg, Gouverneur von Magdeburg, zuletzt General der Infanterie a. D. in Potsdam.

W. Hosäus.

Waldersee: Friedrich Gustav Graf v. W., königlich preußischer Generallieutenant und Kriegsminister, ward am 21. Juli 1795 als der dritte Sohn des anhaltischen Oberhofmeisters Grafen Franz v. W., des Begründers seines Geschlechts, und dessen Gemahlin, einer Gräfin von Anhalt, zu Dessau geboren, trat am 21. November 1812 in Potsdam als Grenadier beim Regimente Garde zu Fuß in den preußischen Heeresdienst, zog im Frühling des nächsten Jahres als Fähnrich in den Krieg, erhielt für sein Verhalten in der Schlacht bei Groß-Görschen, wo er verwundet ward, das Eiserne Kreuz und den russischen St. Georgsorden 5. Classe, wurde am 16. Mai 1813 zum Secondlieutenant befördert und focht im weiteren Verlaufe des Krieges bei Leipzig und vor Paris. Der Feldzug vom Jahre 1815 brachte ihm keine Verwendung vor dem Feinde. Die nachfolgende lange Friedenszeit benutzte er zunächst zu eigener militärwissenschaftlicher Fortbildung, daneben auch zu schriftstellerischer Thätigkeit, indem er einen „Leitfaden zur Instruction des Infanteristen“ schrieb, welcher auch nach seinem Tode, namentlich durch die Fürsorge eines Neffen, des jetzigen Generals der Cavallerie und commandirenden Generals des IX. Armeecorps Grafen v. W., gefördert, in immer neuen Auflagen erschienen ist, von denen im Jahre 1895 die 129. im Gebrauche war, ein Buch von bleibendem Werthe, welches für die zahlreichen, später veröffentlichten Schriften gleichen oder verwandten Inhaltes vorbildlich geworden ist. Eine ähnliche Arbeit, im Heere im Gegensatze zu dem eben erwähnten „kleinen W.“ der „große W.“ genannt und „Der Dienst des preußischen Infanterieunterofficiers“ betitelt, alle Gebiete des Lebens und Wirkens des letzteren begreifend und zuerst 1843 erschienen, hat 1895 die 20. Auflage erlebt. Im praktischen Dienste seine Gaben des Erziehens und Unterrichtens zu bethätigen, gab ihm die am 10. October 1827, nachdem er 1826 Capitän geworden war, erfolgende Ernennung zum Commandeur der Schulabtheilung des Lehr-Infanteriebataillons zu Potsdam Gelegenheit. Als solcher hat er ersterer, zur Vorbereitung junger Leute für die Laufbahn des Unterofficiers, namentlich der Infanterie, bestimmten Truppe die Grundlage gegeben, auf welcher ihre Nachfolger, die „Infanterieschulen“, noch gegenwärtig bestehen und in ausgedehntem Umfange für jenen Zweck thätig sind. Zum Stabsofficier ernannt verließ er nach zehn Jahren, am 12. Juli 1837, diese Stätte seines erfolgreichen Wirkens; am 7. April 1840 erhielt er, nachdem er ein Jahr zuvor den Prinzen Wilhelm, nachmaligen Kaiser Wilhelm I., auf einer Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien begleitet hatte, das Commando des Füsilierbataillons seines alten Regiments, des nunmehrigen 1. Garderegiments zu Fuß, aber schon am 25. Mai 1841 wurde er von neuem auf das vor vier Jahren von ihm verlassene Arbeitsfeld zurückversetzt, indem er zum Commandeur des Lehr-Infanteriebataillons zu Potsdam ernannt wurde, einer Truppe, welche bestimmt ist, die unter den Augen des Kriegsherrn beim Gardecorps bestehenden Einrichtungen und die bei diesem für die Ausbildung maßgebenden Grundsätze auf die gesammte Infanterie des Heeres zu übertragen. Daneben gehörte er als Mitglied Commissionen an, welche mit der Bearbeitung eines Dienst-, sowie des Exercierreglements und von Bekleidungsvorschriften beauftragt waren. Am 18. Juni 1846 wurde er zum Oberstlieutenant befördert und am 9. März 1848 mit der Führung des Kaiser Alexander-Garde-Grenadierregiments Nr. 1 zu Berlin beauftragt.

Damit trat er in einen neuen thatenreichen Abschnitt seines Lebens. Nach den Märzkämpfen, an denen auch das W. unterstehende Regiment seinen An-

theil gehabt hatte, gelangte dieses auf dem Kriegsschauplatze in Schleswig-Holstein zu einer dem Soldaten mehr zusagenden Wirksamkeit und W. war es vergönnt, dabei eine besonders dankbare Rolle zu übernehmen, indem er am 23. April in der Schlacht bei Schleswig als Führer der Vorhut der unter den Befehl des Generals v. Möllendorf gestellten rechten Flügelabtheilung, in richtiger Würdigung der Verhältnisse und selbständig seine Entschlüsse fassend, entgegenstehender Weisungen ungeachtet, zunächst das durch den ersten Angriff Gewonnene festhielt und sodann, die Erfolge des fortgesetzten Kampfes ausnutzend, wesentlich beitrug, den letzteren zum Siege zu gestalten. Die Verleihung des Ordens pour le mérite erkannte seine Verdienste an. — Waldersee's Theilnahme am Feldzuge gegen Dänemark war damit in der Hauptsache beendet, das nächste Jahr aber brachte neue soldatische Verwendung. Dieses Mal wieder gegen einen inneren Feind, indem er mit zwei Bataillonen seines eigenen und einem des 24. Infanterieregimentes zur Unterstützung der königlich sächsischen Truppen bei der Bekämpfung des Maiaufstandes nach Dresden entsandt wurde. Sein Eingreifen führte die entscheidende Wendung und den Sieg herbei, König Friedrich Wilhelm IV. dankte ihm dafür, indem er ihn zum Obersten beförderte. Er selbst veröffentlichte über die Vorgänge ein Buch „Der Kampf in Dresden im Mai 1849. Mit besonderer Rücksicht auf die Mitwirkung der preußischen Truppen geschildert und militärisch beleuchtet" (Berlin 1849). — Bei beiden Gelegenheiten, 1848 und 1849, war ihm vergönnt gewesen diejenigen Ansichten und Weisungen zu erproben und bewährt zu finden, welche er schon im ersteren Jahre in einer weiteren Schrift „Die Methode zur kriegsgemäßen Ausbildung der Infanterie für das zerstreute Gefecht" niedergelegt hatte; das Buch hat ebenfalls zahlreiche Auflagen erfahren, von denen die 4. 1872 erschienen ist; Waldersee's Ausbildungsmethode wurde 1850 durch das Kriegsministerium der gesammten Infanterie empfohlen und ist, der eingetretenen Veränderungen in Reglement und Waffen ungeachtet, in ihren Grundzügen noch immer Richtschnur.

W. selbst aber ward nun in eine Reihe sehr verschiedener Dienststellungen berufen. Ende 1849 wurde er an die Spitze des Cadettencorps gestellt, wo er dafür sorgte, daß dessen Umwandlung in bürgerliche Erziehungsanstalten unterblieb und die militärische Eigenart erhalten ward, dann entsandte ihn der König in das Staatenhaus des Unionsparlaments nach Erfurt und am 15. Mai 1851, nachdem W. einen Monat lang an der Spitze der 14. Landwehrbrigade gestanden hatte, als Bevollmächtigten zur Bundesmilitärcommission nach Frankfurt a. M. Zwei Jahre später erfolgte am 22. März 1853 seine Beförderung zum Generalmajor und zum Commandeur der 14. Infanteriebrigade in Magdeburg und nach Jahresfrist die Versetzung nach Frankfurt a. M. als Commandeur der dortigen preußischen Besatzung. In dieser Stellung hatte er vielfache Beziehungen zum Bundestagsgesandten Otto v. Bismarck, mit dem er sich in voller Uebereinstimmung inbetreff der Preußen in Deutschland gebührenden Stellung und der ihm obliegenden Aufgabe befand; es waren Ansichten, denen er auch als Mitarbeiter an der Wehrzeitung in den Jahren 1848 und 1854 mehrfach Ausdruck gegeben hatte. Seine letzte dienstliche Verwendung war die am 5. Mai 1854 beginnende als Kriegsminister unter dem Ministerpräsidenten Otto von Manteuffel, mit welchem er am 6. November 1858 vom Amte zurücktrat. Er hat damals eine Umformung des Heeres, wie Roon sie später ins Werk setzte, als nothwendig erkannt, es geschah aber nichts um sie zur Ausführung zu bringen. Am 9. April 1857 war er zum Generallieutenant befördert; bei seinem Scheiden vom Ministerposten wurde ihm die Führung des VII. Armeecorps angeboten, er hielt sich dazu indessen für nicht kräftig genug, sondern trat

in den Ruhestand und ist am 15. Januar 1864 zu Potsdam gestorben. Die Muße seiner letzten Jahre hat er benutzt, ein weiteres werthvolles Buch „Die Methode zur kriegsgemäßen Ausbildung der Infanterie und ihrer Führer im Felddienste" (Berlin 1860) zu schreiben. Eine andere schriftstellerische Arbeit, die er um das Jahr 1842 begann, „Der Feldherr und sein Generalstab", ist unvollendet geblieben.

Militär-Wochenblatt Nr. 63/64. Berlin 1895. B. Poten.

Waldhauser: Konrad W. (von Waldhausen), berühmter Prediger in Böhmen, † zu Prag am 8. December 1369. Er war zu Waldhausen in Oberösterreich geboren, gehörte dem Orden der regulirten Chorherren des h. Augustinus an, wurde 1349 zum Priester geweiht und war mehrere Jahre als Lehrer und Prediger in Oesterreich thätig. 1360 oder 1362 wurde er von Karl IV. nach Böhmen berufen, erhielt die Pfarrpfründe zu Leitmeritz und wirkte in der St. Gallikirche zu Prag als Prediger, bis er 1364 zum Pfarrer an der Teynkirche in Prag ernannt wurde. Er predigte unter großem Zulauf und mit großem Erfolge (deutsch und lateinisch, nicht böhmisch) gegen den Hochmuth, die Habsucht und Ueppigkeit der Prager, auch gegen die Sünden der Geistlichen und der Bettelmönche. 1364 wurde er von den Dominicanern wegen zweier ketzerischer Artikel, die er gelehrt haben sollte, bei dem Erzbischof Arnest von Pardubitz verklagt. Er vertheidigte sich schriftlich. Zu dem von dem Erzbischof angesetzten Termine für eine öffentliche Disputation erschienen die Ankläger nicht. Bei der Anwesenheit des Erzherzogs Rudolf von Oesterreich in Prag wollte W. seinen Streit mit den Bettelmönchen zum Gegenstand einer Predigt machen, ließ sich aber von seinen geistlichen Obern bestimmen, davon abzustehen. Die Einladung des Erzherzogs, nach Oesterreich zurückzukehren, lehnte er ab. Als Vorläufer von Johannes Hus kann W. nur wegen seiner scharfen Bußpredigten und wegen seines Auftretens gegen die Bettelmönche bezeichnet werden. Die dogmatischen Anschauungen von Hus finden sich bei ihm nicht. Gedruckt ist von ihm (bei Höfler, Geschichtschreiber der hussitischen Bewegung im 2. Bande der Fontes rerum austriacarum, 1865) seine Verantwortung gegen die Anklagepunkte der Mönche. Als handschriftlich vorhanden werden verzeichnet: „Postilla studentium Pragensium" (2 Folianten), „Prothemata sermonum, Accusationes mendicantium". — Daß W. in Böhmen auch Stiekna genannt worden sei, beruht auf einem Irrthum: in dem Briefe des Andreas von Broda an Hus vom Jahre 1414 heißt es: ab antiquis temporibus Milicius, Conradus, Sczekna et alii quamplurimi contra clericos praedicaverunt. Hier darf das Komma hinter Conradus nicht fehlen. Johann von Stiekna war ein Cistercienser, der später als W. in ähnlichem Sinne als Prediger wirkte.

Palacky, Geschichte v. Böhmen. Prag 1845, 2. Bd., 4. Abth., S. 161, 182. — Jordan, Die Vorläufer des Husitenthums. Lpz. 1846. — Krummel, Geschichte der böhmischen Reformation. Gotha 1866, S. 228. — Czarwenka, Geschichte der evangelischen Kirche in Böhmen. 1869. — Lechler, Joh. v. Wiclif. Lpz. 1873, Bd. 2, S. 116. — Hefele, Conciliengeschichte VII, 29. — Vgl. Freiburger Kirchenlexikon XI, 791. Reusch.

Waldherr: Franz Christian W., Maler, geboren zu Saatz in Böhmen am 27. October 1784, † in Prag am 15. November 1835, verlor in früher Jugend den Vater und war des weiteren Gefährte der Mutter, einer wandernden Schauspielerin. Eigentliche Bildungszeit wurde für ihn erst in Passau durch das Bekanntwerden mit dem dortigen fürstbischöflichen Kammermaler Josef Bergler gefunden. Die Vorliebe des Knaben für das Zeichnen beachtend nahm er ihn väterlich auf, leitete seine Ausbildung, und, als er 1800 nach Prag berufen wurde zur Gründung einer Akademie für bildende Kunst, übersiedelte auch W.

als sein erklärter Adoptivsohn und Gehülfe (Corrector) mit in den neuen Wirkungskreis. — Der ledig gebliebene Bergler starb 1829 und die ihm von den adeligen Stiftern der Akademie erwiesene Gunst überging widerspruchslos auf W., den Erben seiner Kunstrichtung und Habe, durch dessen 1830 erfolgte Ernennung zum Akademiedirector. Wenn auch williger Fortpflanzer des von Bergler eingeführten Eklekticismus fehlte ihm doch die bei jenem mitwirkende, immerhin anzuerkennende Schaffensfrische. Bloß festhaltend an der äußeren Form des Lehrmeisters entging ihm die Begabung, dieselbe gleicherweise wie dieser, geistig zu beleben. Seine Wirksamkeit als Akademieleiter unterschied sich denn auch kaum von der früheren als Corrector. Sie blieb auf der untern Lehrstufe eingeschränkt auf das lautlose Ueberzeichnen der fehlerhaft befundenen Nachbildungen nach Bergler'schen Vorzeichnungen, ingleichen auf zweiter Stufe, beim Zeichnen nach der Antike und dem Naturmodell. Untersagt blieb während dieser Lehrgänge jede freie Aeußerung des treibenden Genius durch selbsterfundene Zeichnungen (Compositionen) oder Malversuche mit dem Dictum: „es ist zu warten bis ich's erlaube". Erklärlich, daß sich zu solcher Tyrannei alle begabteren Akademiker in Widerspruch setzten und die Akademie verließen, um entweder auszuwandern oder in wilder Weise Kunst zu betreiben — beziehungsweise einer neuen Kunstrichtung Bahn zu brechen, auf der Führich herzhaft voranschritt. Den Impuls für Anschluß an die von Peter Cornelius und Genossen eingeschlagene neue Kunstrichtung gab dann Franz Kadlik. Solchen Ausgang nahm die Prager Berglerschule unter W. Er wurde der Erschließer einer neuen Kunstperiode Böhmens — wenn auch — ohne es gewollt zu haben, darf's ihm doch als Verdienst angerechnet werden.

Wol malte W. eine Anzahl von Bildern, fast ausschließlich aber solche, die ihm als nominell erstem Maler Prags der Adel auftrug. Ungesehen von Schülern und andern Plebejern gingen sie dafür auch an ihren Bestimmungsort. Mit herausgewachsen aus der genannten Periode, war es mir erst in späteren Jahren gegönnt mehrere seiner Gemälde zu sehen, vor allen die in die Prager „Galerie patriotischer Kunstfreunde" übergegangenen: „Der Heiland mit den Kleinen" und „Jesus, Maria, Joseph, Joachim und Anna". In die Kirche zu Teschen kam eine „Heilige Dreifaltigkeit", in die zu Hohenbruck „Die drei Frauen am Grabe Christi"; bekannt gegeben wurde mir noch die allegorische Darstellung der „Geduld". Nach Aussage eines Zeitgenossen malte W. auch eine Reihe von Bildnissen adeliger Herren, sowie das Bildniß von Matthias Gallas für die Ahnengalerie im Schlosse zu Friedland. — Soweit sich eine Uebersicht über die Leistungsfähigkeit Waldherr's als Maler gewinnen ließ, führte sie zum Urtheile, daß in seinen Werken, bei unverkennbarer Begabung, doch die vollständige Hinfälligkeit der dem ernstlichen Naturstudium entfremdeten Eklektik zu Tage tritt. Es übereinstimmt dieses auch gänzlich mit seiner Weisung an die Schüler wie mit dem Credo der Eklektiker: sich stets nur an die Vorbilder classischer Meister zu halten, dagegen der Verführung zum Naturalismus beharrlich auszuweichen. „Mit dem Hingeben an die Natur (zu verstehen als Naturstudium) entschwindet das Ideale der Bildkunst" (!). —

Nagler, Neues allgem. Künstler-Lexikon. — Müller-Klunzinger, Die Künstler aller Zeiten. — Wurzbach, Biogr. Lexikon. — Mittheil. d. Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen, XIII unter „Bergler-Schüler". — Eigene Aufzeichnungen.

Rudolf Müller.

Waldis: Burkard W., protestantischer Dramatiker und Fabeldichter des 16. Jahrhunderts. Die Heimath des vielseitig begabten, rührigen, aber auch unruhigen und durch eigene Schuld in mancherlei Ungemach verstrickten Mannes war das hessische Landstädtchen Allendorf an der Werra; seine Familie, die an

den Soodener Salzwerken Antheil hatte, war begütert und angesehen, was sowol durch mehrere Vermächtnisse wie durch die Wahl eines seiner Brüder zum Bürgermeister bekundet wird. Bei der Zerstörung der Stadt im J. 1637 sind leider alle die Urkunden, die über seine Jugend hätten Auskunft geben können, mit vernichtet worden und auch er selber läßt uns über die Anfänge seines Lebens völlig im Dunkel: wir wissen weder sein Geburtsjahr noch Art und Gang seiner Studien, sondern können sein Leben erst von dem Zeitpunkt ab einigermaßen verfolgen, seit er uns, fern seiner hessischen Heimath, in Riga als Franciscaner entgegentritt. Dieser Zeitpunkt ist das Jahr 1522, dasselbe Jahr, in dem in Livland die Reformation zum Siege gelangte, allerdings nicht ohne nachfolgende schwere politische Verwicklungen, die auch für den gewandten, unruhig-wühlerischen Mönch verhängnißvoll werden sollten. Am 20. October jenes Jahres schrieb der Stadtsecretär Rigas, Johann Lohmüller an Luther: Livland sei eine candidata verbi fidei geworden; ein großer Theil der Schriften Luther's sei dorthin gelangt und finde eifrige Leser, allen voran gehe Riga, wo bereits zwei evangelische Prediger, Andreas Knöpken und Silvester Tegetmeyer, das Evangelium ausbreiteten. Er bat Luther um einen Gruß an die livländischen Glaubensgenossen, eine Bitte, die dieser im August oder September 1523 durch ein Sendschreiben erfüllte, worin er sie zur Treue auch unter den unausbleiblichen Verfolgungen ermahnte, damit sie sich nicht wieder in die egyptische Finsterniß und zum Götzendienste verführen ließen. Die Voraussetzungen für den endgültigen Sieg der reformatorischen Sache waren jedenfalls grade in Riga so günstig wie nur möglich. Der Rath begünstigte die Bewegung; dem Deutschordensmeister Walther von Plettenberg war sie wenigstens insofern willkommen, als sie die bischöfliche Macht schwächte; auch der einheimische Adel stand dem Erzstift mehr oder minder feindlich gegenüber. Dazu war der Erzbischof Jasper Linde ein von Haus aus friedfertiger, jetzt überdies alt und müde gewordener Herr, der diesen Kämpfen nicht mehr gewachsen war. So suchte er denn Hülfe bei Kaiser und Papst, indem er die drei Mönche Antonius Boemhover, Augustin Ulfelt und W. an diese absandte. Der Beginn dieser Reise wird ins Frühjahr 1523 zu setzen sein, und daß auch W. zu dieser Abordnung erkoren ward, bezeugt jedenfalls, daß er sich eines besonderen Vertrauens seiner Oberen zu erfreuen hatte. Die Bemühungen der Gesandtschaft blieben auch nicht erfolglos. Zwar Kaiser Karl V. selbst, der grade in Spanien weilte, trafen die drei Mönche aus des deutschen Reiches äußerstem Nordosten nicht an, aber sein Stellvertreter in Deutschland, Markgraf Philipp von Baden, willfahrte ihrem Gesuch und verfügte die Restituirung des Erzstifts auf Grund des Wormser Edicts, während er zugleich der Stadt die Acht androhte, falls sie in ihrer Widersetzlichkeit beharren sollte. Die Gesandten theilten diese frohe Botschaft alsbald dem Erzbischof brieflich mit und setzten sodann ihre Reise nach Rom fort. Hier währte ihr Aufenthalt bis Ostern 1524, worauf sie auf der Rückreise in Nürnberg einkehrten, damit der dort versammelte Reichstag die Befehle des kaiserlichen Statthalters bestätige. Dann zogen sie wieder der Heimath zu, wo ihnen jedoch ein schlechter Empfang zu theil werden sollte. Denn dort hatte mittlerweile die Botschaft der Gesandten den Muth der Erzbischöflichen wieder gehoben, andrerseits aber auch den Rath zu entschiedenem Handeln angetrieben; insbesondere grollte dieser natürlich den die „Bannbriefe ins Land tragenden“ Mönchen, die er deshalb bei ihrer Heimkehr kurzer Hand vom Schiffe weg aufgreifen und gefänglich verwahren ließ. Ulfelt allerdings war diesem Schicksal entgangen, da er das Schiff bereits in Dünaburg verlassen hatte; Boemhover und W. aber kamen in den Kerker, aus dem die erzbischöfliche Macht sie nicht mehr zu befreien im Stande war.

Für W. bedeuteten jene Sendung und die ihr nachfolgende Haft den entscheidenden Wendepunkt seines Lebens. Als getreuer, devoter Sohn der alten Kirche hatte er die Romfahrt angetreten, ein Andrer war er zurückgekehrt; jetzt im Kerker ward ihm „das Gefängniß von Babylon aufgethan", so daß er die „beschorne Rotte" verließ und sich nunmehr mit dem ganzen Eifer seines stürmischen Temperaments dem von Luther verkündeten Evangelium zuwendete. Die Eindrücke und Erfahrungen jener Romreise spiegeln sich in seinen Fabeln vielfältig wieder, und man spürt deutlich aus allen diesen gelegentlichen Aeußerungen, wie ihm dort allgemach der Nimbus der alten Kirche verblaßte und wie die schmerzliche Erfahrung: „Je neher Rom, je böser Christ" (Esop. IV, 24) seine mönchische Devotion erschütterte. Mit staunender Bewunderung sah er die Pracht und Herrlichkeit der ewigen Stadt, aber in seiner frommen Einfalt schauderte er bei den Einblicken in das sittenlose und frivole Treiben der dortigen Geistlichkeit; andächtig betrat er in Assisi das Mutterhaus seines Ordens, aber tiefschmerzlich berührte ihn der Contrast, der ihm dort zwischen der luxuriösen Pracht dieses Hauses und dem Armuthsgelübde der Franciscaner vor Augen trat. (Esop. III, 100.) Und diese Eindrücke mußten ihm dann in Nürnberg, wo er dem Cardinal Campeggi gegenübertrat (Esop. IV, 17), nur noch verstärkt werden. Denn dieser päpstliche Legat war am wenigsten der Mann, die von ihm vertretene Sache zu fördern, vielmehr hatte in Nürnberg er vor allen die ganze Verachtung des Papstthums zu empfinden, die jetzt in weiten Schichten der Bevölkerung gang und gäbe war. Auch W. empfing von dem frivolen und würdelosen Legaten die allerübelsten Eindrücke: des Italieners frecher Spott über die Deutschen verletzte die nationale Empfindung des wackern Hessen, dem auch unter der Kutte ein gut deutsches Herz schlug; die unsauberen Possen, die der geistliche Würdenträger zum Ergötzen seiner Gäste zum besten gab, empörten ihn. So wurde je länger desto mehr der Bruch mit seiner Möncherei unvermeidlich und die nun über ihn verhängte Haft mußte die Entscheidung beschleunigen. Er erklärte seinen Uebertritt, legte die Kutte ab und fand dadurch nach wenigen Wochen die Freiheit wieder, während sein Ordensgenosse Boemhover nachweislich noch im J. 1526 im Kerker saß.

Nachdem W. endgültig die Kreuzgänge seines Klosters verlassen hatte, ergriff er ein bürgerliches Gewerbe und wurde in Riga Zinngießer. Und auch für ihn hatte allem Anscheine nach das Handwerk goldenen Boden; sein Geschäft gewann mehr und mehr an Ausdehnung, er selbst an Einfluß und Ansehen, wozu nicht zuletzt die vielen von ihm unternommenen Geschäftsreisen beitrugen, auf denen er Art und Unart seines Volkes gründlich kennen lernte und eine Welt- und Menschenkenntniß einheimste, die später insbesondere dem Fabeldichter aufs beste zu statten kam. Bei mehreren Städten, die er in seinen Fabeln erwähnt, fügt er ausdrücklich hinzu, daß er selbst dort gewesen sei: so bei Amsterdam, Lübeck, Breslau, Naumburg und Mainz, doch wird er ohne Zweifel auch viele jener anderen Orte besucht haben, in denen er die Handlung seiner Fabeln sich abspielen läßt. Daheim wurde sein Rath als der eines welterfahrenen und sachverständigen Mannes in Münzangelegenheiten wiederholt von der Obrigkeit in Anspruch genommen: er verfaßte Gutachten für den städtischen Rath und eine umfangreiche Denkschrift über die Goldwährung für den Deutschordensmeister von Plettenberg, die von sachkundiger Seite als werthvolle Quelle für die Geschichte der livländischen Münze bezeichnet wird. Zugleich entstanden jetzt die Erstlinge seiner dichterischen Thätigkeit. Am 27. Februar 1527, während eines erzbischöflichen Interregnums, ließ der „Kangeter tho Ryga" ein Fastnachtsspiel vom verlorenen Sohne auf offenem Markte aufführen; für die rigaische Kirchenordnung steuerte er ein gereimtes „Gebedt zu Godt" bei;

auch die ersten seiner Fabeln dürften jetzt schon entstanden sein. So ließ sich das neue Leben des „lieuen getruwen Meisters“ aufs hoffnungsvollste an, nur daß ihn leider häuslicher Kummer dieses Lebens nicht recht froh werden ließ. Denn seine wol bald nach seinem Austritt aus dem Orden mit einer Wittwe, Barbara Schulthe aus Königsberg, geschlossene Ehe war die denkbar unglücklichste, die schließlich nach höchst unerquicklichen Auseinandersetzungen, in die uns die erhaltenen Acten einen trüben Einblick gewähren, zu einem völligen Bruch führte. Auch er war sicher nicht ohne Schuld daran, und es wäre Schönfärberei, wollte man verschweigen, daß diese Ehestandstragödie auch auf seinen Charakter einen dunkeln Schatten wirft, wenn man auch nicht alles für baare Münze zu nehmen braucht, was die Frau an Klagen über und Anklagen wider ihn zu Markte brachte. In seinen Fabeln hat diese Unglücksehe tiefe Spuren zurückgelassen; sie sind voll von zum Theil sehr bissigen Ausfällen wider die bösen Weiber, und in manchen Aeußerungen spürt man deutlich den Niederschlag des persönlich Erlebten und Erlittenen (s. besonders Esop. IV, 19 und 84).

Doch noch ein weit größeres Ungemach sollte dem unruhigen und ehrgeizigen weiland Franciscaner beschieden sein. Schon seit 1532 war die livländische Conföderation bestrebt, den bisherigen Coadjutor des Erzstifts, den Markgrafen Wilhelm, auf den erzbischöflichen Stuhl zu erheben und dadurch die Säcularisation des Erzstifts herbeizuführen. Ein Gewaltstreich des waghalsigen Markgrafen war Dank der Umsicht und Festigkeit Plettenberg's fehlgeschlagen, um so eifriger aber wühlte die Verschwörung seitdem im Geheimen. Ihr eigentlicher Leiter war der vormalige rigaische Syndikus Johann Lohmüller, ein begabter aber charakterloser Intriguant, dem sich W. zu seinem Schaden aufs engste anschloß, indem er ihm insbesondere bei Gelegenheit seiner vielfachen Geschäftsreisen willkommene Botendienste leistete. Da ereilte ihn Weihnachten 1536 das Verhängniß. Auf einer Reise wurde er unter der Anklage unchristlicher Praktiken, heimlicher Conspiration, Meuterei und Aufruhr wider den deutschen Orden verhaftet, und die Folter sorgte dafür, daß er seinen Peinigern mancherlei Geständnisse zum Besten gab. Seine Lage war schlimm, ja nahezu verzweifelt; seine im Kerker entstandenen Psalmendichtungen lassen deutlich genug erkennen, was er dort an körperlichen und seelischen Qualen erduldete. Da aber kam ihm unerwartete Hülfe aus weiter Ferne. Schon 1538 waren seine vier Brüder aus der hessischen Heimath nach Riga gezogen, um sich, unterstützt durch den Landgrafen Philipp von Hessen, an Ort und Stelle für den Gefangenen zu verwenden, und als dieser erste Versuch fehlgeschlagen war, machten sich 1540 zwei der Brüder, Hans und Bernhard, nochmals auf die Reise, um den mittlerweile wiederholt der Tortur Unterworfenen der Haft zu entledigen. Und dies Mal blieben ihre Bemühungen nicht erfolglos. Ihren Bitten, sowie der eindringlichen Befürwortung des rigaischen Rathes und des Landgrafen Philipp gab endlich der Ordensmeister Gehör und verfügte am 21. Juli 1540 die Freilassung des schwer geprüften Mannes, der dann später den im Kerker gedichteten Psalter jenen beiden Brüdern in herzlicher Dankbarkeit widmete.

Sein Geschäft war zerstört, seine Gesundheit zerrüttet; so schüttelte er denn den Staub Rigas von seinen Füßen und zog mit seinen Brüdern Hans und Bernhard in die Heimath zurück, um sich dort abermals ein neues Leben aufzubauen. Zunächst suchte er in Allendorf bei den Verwandten seinen durch die Qualen des Gefängnisses geschwächten Körper zu kräftigen, worauf er sich für das Wintersemester 1541 in Wittenberg als Burchardus Vualdis Hessus inscribiren ließ, um bei Luther nochmals in die Schule zu gehen und sich für ein evangelisches Pfarramt vorzubereiten. Doch nicht so rasch, wie er wol wünschen

mochte, sollte ihm die Anstellung im hessischen Kirchendienste zu theil werden, so daß ihm nach seiner Rückkehr aus Wittenberg zunächst noch eine längere Wartezeit in der Heimath beschieden war. Aber es lag nicht in seiner Art, am Markte müssig zu stehen, vielmehr begann er nunmehr eine überaus rührige litterarische Thätigkeit. Zunächst rief ihn der eben ausgebrochene Schmalkaldische Krieg wider den verhaßten Welfenherzog Heinz von Wolfenbüttel auf den Kampfplatz, indem auch er diesem „mordlustigen Lykaon“ mit etlichen derben Pamphleten zu Leibe rückte, durch die er zugleich am besten seinem Landesherrn, dem Landgrafen Philipp, seinen Dank bethätigen und sich der ferneren Gunst dieses Fürsten versichern konnte; im nächsten Jahre, 1543, folgte jenen vier Streitgedichten ein gereimtes Pamphlet gegen die katholische Geistlichkeit: „Ein warhafftige Historien von Zweyen Mewssen, So die pfaffen jm Hüttenberge bey Wetzlalar haben verbrennen lassen, Darumb das sie ein Monstrantzen Sacrament gefressen hatten“, ein Gedicht, in dem ein Hauch von Fischart's groteskem Humor zu verspüren ist, und außerdem ein von ihm mit Reimen versehenes Bilderbuch: „Vrsprung vnd Herkummen der zwölff ersten alten König vnd Fürsten Deutscher Nation“, dem ein „Lobspruch der alten Deutschen“ angehängt ist, dessen warme vaterländische Gesinnung uns daran erinnert, wie vordem schon der Mönch dieselbe Gesinnung dem Hohn eines Italieners gegenüber bethätigte. Daneben mehrte sich der Vorrath seiner Fabeln, die er dann 1548 mit einer Widmung an den Bürgermeister der Stadt Riga, Johann Butte, erscheinen ließ. Doch war ihm, ehe er den „Esopus“ herausgab, mittlerweile auch die ersehnte Pfarre zu theil geworden. Im J. 1544 war die zwei Stunden von Allendorf entfernte Propstei Abterode durch den Tod des Pfarrers Christ. Thiele erledigt worden, worauf W. als dessen Nachfolger in die reiche Pfründe einrückte. Damit stand der ehemalige Franciscanermönch nach einem stürmereichen Leben am Ziel seiner Wünsche; er hatte nun in der Heimath ein Arbeitsfeld gefunden und wiederholte dankbar das Wort des Psalmisten: „Mutatio est dexterae excelsi“, ein Wort, das seitdem der Wahlspruch seines Lebens geblieben ist. Mit großem Ernst, Fleiß und Eifer, wie ihm seine Gemeinde später bezeugte, verwaltete er sein Pfarramt, so lange die Kräfte des Gealterten und Kranken es gestatteten; auch schloß er nunmehr, nachdem die Vergangenheit abgethan war, trotz der üblen Erfahrungen in seiner ersten Ehe, noch einen zweiten Ehebund mit der Wittwe des Pfarrers Heistermann zu Hofgeismar, die ihm eine Tochter erster Ehe zubrachte, deren Mann, der Pfarrer Balthasar Hiltbrandt, ihm später in seinem Amte treulich zur Seite stand. Und mit Fleiß und Eifer nutzte er auch bis zuletzt seine Muße aus. Zunächst folgte dem „Esopus“ 1551 eine bänkelsängerische „neue Zeitung“ über eine grausige, in Weidenhausen geschehene Mordthat; 1553 erschien der bereits im Kerker zu Riga begonnene Psalter und noch im gleichen Jahre die wohl im Auftrage des Verlegers Christian Egenolff zu Frankfurt a. M. von ihm besorgte Neubearbeitung des Theuerdank, in der er, wie er selber in der Widmung bemerkte, „etlich tausend par Verse auf Erforderung der Not hinzugemacht, auch etliche umgeschmiedet und verbessert“ hatte. Im folgenden Jahre beschäftigte ihn im Auftrage des Landgrafen Philipp die umschreibende Verdeutschung von Thomas Naogeorg's, dieses leidenschaftlichsten Pamphletisten des Lutherthums, großer Caricatur „Regnum papisticum“, die er am 1. Juli 1554 des Landgrafen Nebengemahlin, Margarethe von der Sal, zueignete, die jedoch erst 1555 gedruckt wurde, und noch mit erlöschender Lebenskraft verdeutschte er endlich die Bibelargumente des Rud. Gualtherus, deren lateinische Distichen er in deutsche Reimpaare umschmolz, die allerdings gründlich hart und ungelenk gerathen sind. Diese „Summarien vber die gantz Bibel“ erschienen 1556, in demselben Jahre, das wir wol als sein Todesjahr betrachten

dürfen. Eine vielleicht durch einen Schlaganfall veranlaßte Schwäche machte ihn plötzlich unfähig, sein Amt weiter zu verwalten, so daß ihm im August jenes Jahres die Gemeinde in seinem Schwiegersohn Hiltbrandt einen Nachfolger geben mußte; 1557 erscheint dieser bereits in den Urkunden als Pfarrer von Abterode, so daß W. wol schon damals gestorben war. Sicher allerdings steht das Datum seines Abscheidens so wenig fest wie das seiner Geburt; das letzte Zeugniß über ihn ist ein Schreiben seiner Gemeinde vom 3. August 1556, in dem sie vom Zentgrafen Hans Koch die Bestätigung seines Nachfolgers erbat und worin sie ihm dankbar nachrühmte, daß er in seinem Amte keinen Fleiß gespart, sondern allezeit „mit großen ernst, vleiß vnd eiver" Gottes Wort verkündigt habe.

Von den litterarischen Arbeiten des W. ist manches nur von untergeordneter Bedeutung und die Kraft und Frische seines ersten Wurfs hat er später nicht wieder erreichen können. Seine wenigen geistlichen Lieder sind kaum mehr als gutgemeinte Reimereien und das gleiche gilt von dem „etwas pritschmeisterlichen" Poem vom Ursprung der ersten zwölf alten Könige deutscher Nation sowie von der „erschrecklichen historie, Wie ein weib jre vier kinder tyranniglichen ermordet, vnd sich selbst auch vmbbracht hat". Seine weitschweifige Neubearbeitung des Theuerdank hat nur für die Nachgeschichte dieses unpoetischen allegorischen Epos Bedeutung, und seine verdeutschten Bibelargumente können höchstens als Zeugniß für die Abnahme seiner geistigen Kräfte ein gewisses biographisches Interesse in Anspruch nehmen. Bedeutsamer sind diejenigen seiner Arbeiten, die in das Gebiet der protestantischen Polemik fallen: hierher gehört die mit gutem Humor erzählte, an ähnliche antipapistische Stücke in seinen Fabeln anklingende „wahrhafftige Historien von Zweyen Mewsen"; hierher gehören ferner seine wuchtigen Streitgedichte gegen Heinz von Wolfenbüttel, die als Stimmungsbilder jener tief aufgewühlten Zeit immer ihren Werth behalten werden, und hierher gehört endlich auch seine Uebersetzung von Naogeorg's „Päpstisch Reych", die gleichfalls sittengeschichtlich höchst lehrreich und überdies als eine von Fischart fleißig benutzte Quelle zu beachten ist. Immerhin aber steckt in alledem nichts besonders Eigenthümliches und in poetischem Betracht ist das Alles ziemlich geringwerthig. Dagegen haben wir drei Werke, die weit darüber hinausragen und durch die W. immer eine eigenthümliche und hervorragende Position innerhalb der deutschen Litteratur des 16. Jahrhunderts behaupten wird. Das erste und bedeutendste ist auch zeitlich sein erstes, mit dem der „Kangeter tho Ryga" im Jahre 1527 seine Mitbürger überraschte: „De parabell vam vorlorn Szohn", ein auf offenem Markte agirtes Fastnachtsspiel, worin er das biblische Gleichniß zu einer wuchtigen dramatischen Satire in niederdeutscher Mundart gestaltete, indem er den Gegensatz zwischen beiden Brüdern im Sinne der protestantischen Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben ausdeutete. Sein Stück steht an der Spitze einer langen Reihe von Dramen, die das gleiche biblische Gleichniß behandeln, dessen fleißige Verwerthung in dem pädagogischen Zuge der Zeit seine Erklärung findet; allerdings wurde für alle diese späteren Dramen nicht sein, wie es scheint, rasch in Vergessenheit gerathenes Fastnachtsspiel, sondern der lateinische „Acolastus" des Gnapheus zum typischen Vorbild. Dieser „Acolastus" des Niederländers, der ein Jahr nach dem „verlorenen Sohne" entstand, ist ohne Frage das bedeutendste Werk dieser ganzen Dramengruppe und in seinem weitreichenden Einfluß auf die litterarische Production fast ohne Beispiel. Die kirchlich-polemische Tendenz tritt hier fast ganz zurück, ja der Autor lehnte sie im Prolog ausdrücklich ab, während in dem Stück des W. eben diese Tendenz das eigentlich charakteristische ist: die ganze Handlung ist von jener Idee der Rechtfertigung

getragen und der Dichter wußte dieser Auffassung einen so energischen und überzeugenden Ausdruck zu geben, daß man deutlich spürt, wie tief er selber von diesen Gedanken ergriffen war. Freilich ließ sich ja die Umsetzung dieses religiösen Grundgedankens in dramatische Handlung nicht ohne mancherlei Gewaltsamkeiten vollziehen, und es wird für uns immer einen etwas befremdlichen Eindruck behalten, wenn zu guterletzt der als Mönch erscheinende ältere Sohn sich als die katholische, der Wirth einer höchst bedenklichen Herberge sich als die evangelische Kirche entpuppt; aber sowol diese Gewaltsamkeiten, wie die paar geschmacklosen Derbheiten in Handlung und Dialog fallen gegenüber der in diesem Stücke waltenden Kraft, Frische und Anschaulichkeit nur wenig ins Gewicht und können an dem Urtheil nichts ändern, daß uns in diesem „Verlorenen Sohne" eines der eigenthümlichsten und packendsten Dramen der Reformationszeit erhalten ist. Auch inbezug auf Sprache und metrische Behandlung bietet das Stück ein besonderes Interesse dar. Fraglich allerdings bleibt immer noch, wie weit es wirklich Original ist, und man wird in anbetracht der mancherlei Uebereinstimmungen mit dem „Acolastus" die Vermuthung nicht von der Hand weisen können, daß beiden eine gemeinsame Vorlage, ein bisher noch nicht ermitteltes lateinisches Drama sacrum, zu Grunde liegt.

Die zweite hervorragende und zugleich die populärste unter den Schriften des W. sind seine Fabeln, die er jedenfalls schon in Riga (vielleicht schon vor 1533) begann und dann später in Hessen vollendete. Schon vor „etlichen Jahren", schrieb er in der vom 12. Februar 1548 datirten Zueignungsschrift an den rigaischen Bürgermeister Johann Butte, habe er angefangen, sich in den Fabeln Esopi zu bemühen und begonnen, sie „auß dem Latein inn unser deutsche Sprachen zu bringen"; aber „vielerley vnfelle, widerstand vnd leibs gebrechen", die „fehrlichen Kriegshendel" u. a. hätten die Arbeit bisher aufgehalten. Nun aber habe er die Fabeln Esopi, „wie er sie im Latein funden", in drei Bücher von je hundert Fabeln vereinigt und dazu noch hundert neuer Fabeln sammt ihrer „kurtzen deutung" als viertes Buch hinzugefügt. Seine Quelle war die Fabelsammlung des Martinus Dorpius (s. über diese W. Braune's Einleitung zum Neudruck der Fabeln des Erasmus Alberus. Halle 1892, S. XXX fg.), von der ihm ein Exemplar der seit 1520 um die Fabeln des Abstemius, des Laurentius Valla und des Rimicius erweiterten und dadurch von ursprünglich 140 auf 373 Nummern angewachsenen Fassung vorlag. Er schloß sich seiner Quelle sehr genau, auch hinsichtlich der Reihenfolge an: so entspricht Esopus I—II, 31 dem ursprünglichen Bestande jener Sammlung, während II, 32 bis III, 83 die Fabeln des jüngeren Theiles enthalten; der Rest sind theils Schwänke oder Schildbürgerstreiche oder auch eigene Erlebnisse, theils da und dort entlehnte Fabeln, zu denen an näheren oder ferneren Parallelen kein Mangel ist. Auch die vita Aesopi entnahm W. der Sammlung des Dorpius und übertrug sie in Verse, während Alberus für sein in Prosa geschriebenes Leben Aesop's den von Joachim Camerarius bearbeiteten lateinischen Aesop benutzte, der zuerst 1538 erschienen war. Beide, W. und Alberus, folgten mit ihren Fabeln dem Zuge der Zeit, die eine ganz besondere Vorliebe für die äsopische Fabel besaß, da sich hier das Lehrhafte mit der harmlos-naiven Freude am Stofflichen der Dichtung am bequemsten vereinigte. W. schloß sich anfänglich ziemlich eng an seine Quellen an, fand aber je länger desto mehr eine immer größere Freiheit und Sicherheit, wenn er auch nur selten jene dramatische Belebung und poetische Anmuth erreichte, die den meisten Fabeln des Alberus eigenthümlich sind. Er zeigt sich als belesenen Mann; er citirt mit Vorliebe Horaz und Ovid, gelegentlich auch die Aulularia des Plautus; aber doch weit stärker noch als seine Gelehrsamkeit sind seine volksthümlichen Neigungen, seine praktischen Erfahrungen und die feine Beobach-

tung der nächstliegenden Wirklichkeit. Er hat für die sittlichen Schäden der Zeit, aber auch für des Volkes Tüchtigkeit einen offenen Blick und immer zeugt die moralische Nutzanwendung seiner Fabeln von gesunder, wackerer Gesinnung und treffendem Urtheil. Und neben den Römern ist ihm auch die deutsche Volkslitteratur nicht fremd geblieben; er kennt Freidank's „altes Gedicht“ und das Volksbuch von Salomo und Marcolf, und erstaunlich groß ist die Zahl der Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten, die in seinem Esopus enthalten sind. Nicht selten freilich ist er gar zu redselig und weitschweifig und bringt dadurch selber manches Stück um seine beste Wirkung; ein recht ansehnlicher Theil der 400 Fabeln jedoch erfreut durch die lebendige Darstellung und Schilderung sowie durch den kernigen Humor und die echt deutsche Gesinnung, von denen sie durchleuchtet sind. Besonders eigenthümlich ist der Sammlung die scharf ausgeprägte polemische Tendenz gegen die römische Kirche und die römischen Pfaffen insonderheit, eine Tendenz, die zumal im vierten Buche vorwaltet und der zu Liebe W. keinen Anstand nimmt, selbst die allerböseſten und pikantesten Pfaffengeschichten mit aufzutischen. In diesem Punkte war der ehemalige Franciscaner überhaupt nicht prüde und mit seiner Versicherung in der Vorrede, daß er bei seinen Fabeln immer auf „die zarten keuschen oren der lieben jugent“ Rücksicht genommen habe, nahm er es in dem Buche selber nicht allzu gewissenhaft. Denn auch abgesehen von jenen Pfaffengeschichten ist in seinem Esopus an recht obscönen Schwänken kein Mangel, während die Fabeln des Erasmus Alberus von allem Unsaubern und Lasciven völlig frei sind.

Die dritte Arbeit des W. endlich, die bleibenden Werth besitzt, ist „Der Psalter, In Newe Gesangsweise, vnd künstliche Reimen gebracht“, den er schon während seiner Kerkerhaft in Riga begonnen und alsdann in Abterode vollendet hatte, von wo er ihn am letzten Februar 1552 mit einer biographisch überaus werthvollen Zuschrift seinen Brüdern Hans und Bernhard zueignete. In eigenen schmerzlichen Erfahrungen war ihm die in den Psalmen des königlichen Sängers waltende Poesie der Furcht und Trauer, des Trostes und der Hoffnung aufgegangen, und wie Luther vom Psalter bezeugte: „Alles, was ein andächtiges Herz mag zu beten wünschen, da findet es seine Psalmen und Worte zu, so eben und lieblich, daß kein Mensch, ja alle Menschen nicht mögen so gute Weise, Wort und Andacht erdenken“, so äußerte auch er am Schlusse jener Zuschrift: „Dann die Psalmen gemeynlich der art vnd natur sind, daß sie dem menschen im glück vnd vnglück das hertz vnd die affecten rüren, vnd wie die selbigen gestelt vnd gethan sein, wie in einem spiegel anzeygen vnd dargeben, wie solchs alles wol wissen, alle die in fährlichkeyt gesteckt, vnd die psalmen in nöten vnd anfechtungen gebraucht haben“. Und eben dieses subjective Element gibt seinem Psalter sein eigenthümliches Gepräge und verleiht ihm eine Wärme und Innigkeit, die den meisten übrigen Psalmendichtungen der Zeit mangelten. Natürlich sind nicht alle Stücke gleichwerthig, sondern es läuft auch hier manche rein handwerksmäßige Reimerei mit unter; aber der größere Theil der Lieder ist ausgezeichnet durch Tiefe und Wärme der Empfindung und durch eine Kraft der Sprache, die nur gelegentlich durch das Streben nach kunstreichen Formen beeinträchtigt wird.

Gemeinsam ist diesen drei Arbeiten ihre gut lutherische und protestantische Gesinnung. In seinem Fastnachtsspiel versuchte W., den Kernpunkt der evangelischen Lehre, die Rechtfertigung durch den Glauben im Gegensatz zur römischen Werkgerechtigkeit dramatisch zu gestalten; in seinen Fabeln polemisirte er, theils harmlos spottend, theils mit wahrhaft ingrimmigem Humor gegen einzelne Stücke der römischen Lehre und stellte insonderheit der römischen Geistlichkeit ungeistliches Leben an den Pranger; im Psalter endlich sprach er schlicht und einfältig und frei von aller Polemik seinen eigenen Glauben aus, nicht als

dogmatisches Bekenntniß, sondern als Niederschlag persönlicher religiöser Erfahrungen, als ein selbständig erworbenes Gut. So gewinnen wir grade aus diesen drei Werken ein lebendiges Bild dieses tüchtigen Mitstreiters für das Werk der Reformation, das Bild eines tapferen und frommen Mannes, dem alle Wechselfälle seines bewegten Lebens den schwer erkämpften Frieden seiner Seele nicht wieder erschüttern konnten.

Goedeke, Grundriß[2] II, 451—453. — G. Milchsack, Burkard Waldis. Halle 1881 (eine Arbeit, die die älteren Biographien entbehrlich macht). — Zur Reformationsgeschichte Rigas: Luthers Werke, Weim. Ausg. XII, 143—146. — Neudrucke: Der verlorene Sohn, hrsg. von G. Milchsack. Halle 1881 (dazu Anz. f. d. Alt. VII, 416). Dieser Neudruck wiederholt von R. Froning: Das Drama d. Reformationszeit (Dtsch. Nat.-Litt. XXII). Stuttg. o. J. S. 31—100. — Ueber den Stoff vgl. die Monographien von H. Holstein (Halle 1880) und F. Spengler (Iglau 1886), sowie J. Bolte's Einleitung zum Neudruck des Acolastus (Berlin 1891); über Waldis' „Verlorenen Sohn“: H. Holstein, Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur des 16. Jahrhunderts. Halle 1886, S. 150—154. (Vgl. auch J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes VI, 287—291.) — Streitgedichte gegen Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig. Hrsg. von F. Koldewey. Halle 1883. Dazu: F. Koldewey, Heinz von Wolfenbüttel. Halle 1883. — Esopus. Hrsg. von H. Kurz. Leipzig 1862 und von J. Tittmann. Leipzig 1882. (Dazu: Liebrecht, Germania VII, 501 fg.) Waldemar Kawerau.

Waldkirch: Johann Rudolf von W., geboren zu Basel 1678, † ebendaselbst 1757, Jurist und Professor, staatsrechtlicher Schriftsteller. Nach dem 1718 an W. nach Basel ergangenen Rufe der Berner Regierung, der sich auf das juristische Lehramt an der Lausanner Akademie bezog, war diese Ernennung alsbald in eine solche nach Bern selbst umgewandelt worden, wo W. bis 1722 wirkte. Dann folgte er einem Rufe in seine Vaterstadt, an deren Universität er die Professio Institutionum Imperialium und Juris publici innehatte, nebst einer Chorherrenstelle an St. Peter, und 1727 zum Rectorat erhoben wurde. W., dessen Inauguraldissertation 1704 „De Foenore nautico, vulgo Bodmerey“ gelautet hatte, ließ noch mehrere Schriften allgemeinen juristischen Inhalts folgen, so 1711 „Annotata atque exempla illustrantia in Samuelis L. B. de Pufendorf Libros duos de officio hominis et civis — accessit in calce Compendium jurisprudentiae naturalis, necnon philosophiae moralis“, oder 1714 „Manipulus positionum juridicarum“; ebenso erschien 1714 ein „Compendium historicum a mundo condito usque ad hodiernum diem productum“; eine für Bern im officiellen Auftrag verfaßte Schrift war die 1719 ausgearbeitete Begutachtung der Frage, ob der — seit der Aufnahme des Weinbaues im Berner Gebiet eingeschränkte — Weinhandel, dessen freie Ausübung die Neuenburger für sich in Anspruch nahmen, durch Bern dergestalt eingeengt werden könne. Das Hauptwerk Waldkirch's aber ist die zuerst 1721 erschienene, 1757 in neuer Auflage ausgegebene „Gründliche Einleitung zu der Eydgnossischen Bundes- und Staats-Historie, vorstellend den alten und neuen Zustand der Schweitz und der Eydgnossen, wie auch ihre geführte Kriege, gemachte Bündnussen, Friedens-Schlüsse, Burg- und Land-Rechte, Verträge ꝛc., sampt einem kurtzen Entwurff der Regiments-Beschaffenheit in denen Hochlöblichen Eydgnossischen Orthen“. Die Absicht des Werkes ist gleich im „Vorbericht“ ausgesprochen. Wie schon vor sechzig und achtzig Jahren geklagt worden sei, es fehle eine Uebersicht des Jus publicum Germaniae, während doch dieses Jus publicum den vornehmsten und herrlichsten Theil der Jurisprudenz ausmache, so fehle zur Zeit, bei aller Anerkennung des Werkes des Josias Simmler (s. A. D. B. XXXIV, 358), eine solche Arbeit für die Schweiz, „vielleicht aus eben diesen Ursachen, warumb die Jura publica

anderer Reichen und Republiquen meistentheils sind verborgen geblieben, da es doch keine Arcana Status sind, noch darfür gehalten werden sollen, sondern vielmehr gut und nöthig ist, daß die angehende junge Politici bey zeiten die nöthige Wissenschafft hiervon sich erwerben". Das Werk, beispielsweise gleich anfangs in dem Abschnitt über Regimentsform, Religion, Sitten, Kriegswesen der Eidgenossen, ist frisch, freimüthig geschrieben, was auch G. E. von Haller anerkennt; nur findet dieser, daß W. mehrfach mit Parteilichkeit, besonders bitter gegen die katholischen Orte, geschrieben habe. Der geschichtliche Faden ist bis 1718, bis auf den in diesem Jahre nachträglich — nach dem allgemeinen Friedensschluß im Kriegsjahre 1712 — mit der Fürstabtei St. Gallen abgeschlossenen Frieden, herabgeführt, und da wundert sich Haller mit Recht, daß W. (S. 900 u. 901) auch sogenannte Geheimartikel des Bündnisses der katholischen Orte mit Frankreich, von 1715, die gar nicht in Wirklichkeit bestanden, sondern bloß private Rathschläge des von Haß gegen die protestantischen Kantone erfüllten Ambassadeurs Du Luc an Ludwig XIV. gewesen seien, mit aufzunehmen gewagt habe. Besonders werthvoll wurde Waldkirch's Werk durch im ganzen 135 Urkunden — Bündnisse, Friedensschlüsse, Verträge — vom 13. Jahrhundert bis 1718. Freilich kannte W. als ältestes Stück nur die — überdies mit Tschudi, infolge dessen Aenderung von nünzig in vünzig, um vierzig Jahre zu früh angesetzte — Bündnißurkunde von Zürich, Uri und Schwyz von 1291. Denn erst 1760 erwarb sich ein anderer Basler Jurist, der 1773 als Mitglied des Klein-Basler Stadtgerichts verstorbene Heinrich Gleser, das ausgezeichnete Verdienst, in seinem „Specimen observationum ex jure gentium et publico circa Helvetiorum foedera, cui accedit antiquissimum perpetuum foedus trium Civitatum Sylvestrium, nunc primum in lucem editum" die älteste Bündnißurkunde der drei Waldstätte von 1291 ans Licht zu ziehen.

Vgl. über Waldkirch Leu's Lex. XIX, 68, sowie G. E. Haller's Bibliothek der Schweizer-Geschichte, Theil IV, 242 (wo über Gleser Theil VI, 307—309).

Meyer von Knonau.

Waldmann: Tiroler Künstlerfamilie, aus der während des 17. Jahrhunderts eine Reihe Künstler von mehr als localer Bedeutung hervorgegangen sind. Als Stammvater dieser Familie wird Michael W. genannt, der im J. 1632 Hofmaler des Erzherzogs Leopold war und als Hofmaler des Erzherzogs Ferdinand Karl von Tirol starb. Er zeichnete sich im Porträtfache aus. Von ihm rührt das Altarblatt in der Franciscanerkirche zu Hall bei Innsbruck her. Er war zwei Mal verheirathet und hinterließ drei Söhne, Michael den Jüngeren, Johann Paul und Caspar W. Doch ist es nicht sicher, ob nicht vielmehr Johann Paul und Caspar die Söhne Michael des Jüngeren waren. Am bekanntesten ist unter ihnen Caspar W. geworden, der im J. 1657 zu Innsbruck geboren wurde und am 18. November 1720 ebendaselbst starb. Seine Bilder aus der Heiligenlegende, zum Theil Fresken, zum Theil Oelgemälde, findet man namentlich in den Kirchen seiner Vaterstadt und in andern Tiroler Städten wie in Hall, Brixen und Rattenberg. Sie verrathen in der Zeichnung eine sichere Hand und wirken durch ihr lebhaftes Colorit. Das Ferdinandeum in Innsbruck bewahrt zwei Landschaften mit Staffage aus der Heiligenlegende (Genofeva und Hubertus) von seiner Hand. Leider fehlen nähere Nachrichten über ihn wie über die übrigen Künstler dieser Namen, deren Leistungen sich weit über das Durchschnittsmaß der Tiroler Heiligenmaler erheben.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstlerlexikon XXI, 90. München 1851. — Wurzbach LII, 185, 186. — Katalog der Gemälde-Sammlung im Ferdinandeum zu Innsbruck. Innsbruck 1890. Nr. 191, 192. — Die österreich-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Tirol und Vorarlberg. Wien 1893. S. 482.

H. A. Lier.

Waldmann: Hans W., Zürcher Bürgermeister von 1483—1489. — Geboren in Blickensdorf im Lande Zug kurz vor Beginn des „alten Zürichkrieges“ (jedenfalls nicht nach 1435), kam W. nach dem frühen Tode seines Vaters durch seine Mutter, eine Schweiger, deren Vater vermögend und zu Zürich Bürger geworden war, in diese Stadt und kaufte sich 1452 ins Bürgerrecht ein. Trotz vorzüglicher Begabung und günstiger ökonomischer Verhältnisse mußte er — wohl durch einen kargen Stiefvater dazu gezwungen — dem Handwerk sich widmen und wurde Gerber. Eigener Drang und Zug der Zeit rissen ihn aber in den fünfziger und sechziger Jahren in die zahlreichen Kriegsunternehmungen, Fehden und Söldnerzüge, in welchen die thatendurstige eidgenössische Jugend ihre Kampfgier befriedigte (1457 Kriegszug am Main, 1460 Kemptener Zug und Thurgauer Fehde, 1462 Zug zum Pfalzgrafen, 1468 Waldshuter Fehde). Er zeichnete sich im Felde aus und entwickelte sich zum unbändigen Haudegen und Raufbolden, der in der Friedenszeit, wie so viele seiner Zeitgenossen, den Gerichten durch fortdauernde Betheiligung an Schlaghändeln lästig wurde. Familienverbindungen (Heirath mit der Wittwe des Einsiedleramtmanns Ulrich Edlibach [s. A. D. B. V, 646] in Zürich) und die Stelle eines Einsiedleramtmanns, nicht minder auch rentable Geschäfte hoben in glänzender Weise seine Vermögensverhältnisse und gaben ihm Mittel zu einer Lebensführung, die der Genußsucht jener Zeiten entsprach. Den Boden der politischen Wirksamkeit fand sein Ehrgeiz nach vergeblichen Bewerbungen bei der Constaffel (Adelspartei) in den Zünften; durch die Kämbelzunft (Kürschner) gelangte er als Zunftmeister 1473 in den Rath. Da kamen die Burgunderkriege. W. nahm Theil am Kampfe zu Hericourt (November 1474), am Herbstzuge von 1475 in die Waadt, möglicher Weise auch am Kampfe zu Grandson (2. März 1476). Hierauf wurde er an die Spitze einer eidgenössischen Besatzung von 1000 Mann in Freiburg gestellt, von wo er kecke Ausfälle gegen die Burgunder unternahm. Mit unerschütterlicher Zuversicht mahnte er die Eidgenossen und seine Zürcher insbesondere zum schleunigen muthigen Aufbruch gegen den vor Murten rückenden Burgunderherzog, der ohne allen Zweifel ihnen erliegen werde. Dann zog er seinen heranmarschirenden Landsleuten bis Bern entgegen und, zum Leiter derselben erkoren, führte er sie in schlachtenfreudiger Entschlossenheit ins Lager der Eidgenossen, die nun alsbald auf dem Plateau nordöstlich von Murten den Kampf begannen. Es ist eine auf glaubwürdige (von Waldmann's Stiefsohn Gerold Edlibach in seiner Chronik selbst schon angedeutete) Ueberlieferung zurückgehende Angabe der älteren Zürcher Chronisten, daß W. neben Wilhelm Herter von Straßburg oberster Hauptmann des Gewalthaufens der Verbündeten gewesen sei. Als solcher hat er erheblichen Antheil am Ruhme des großen Tages von Murten (22. Juni 1476), der ihm auch, noch vor der Schlacht, den Ritterschlag gebracht hatte. Noch die letzte Scene der Tragödie dieser Burgunderkriege sieht ihn als Rollenführer: er war Hauptveranlasser und Führer des auf Bitten des Herzogs von Lothringen erfolgten Zuges der Eidgenossen nach Nancy, der Karl dem Kühnen und dessen Reiche den Untergang brachte (Januar 1477).

Von nun an leuchtete sein Stern in der ganzen Eidgenossenschaft. Er war Vertreter Zürichs fast in allen Tagsatzungen (etwa 50 Mal) und betheiligte sich mit besonderer Vorliebe und unläugbarem diplomatischen Geschick in Fragen der auswärtigen Politik. Er unternahm Gesandtschaften an den König von Frankreich, an den Hof von Mailand, den Papst u. A. Fürsten und Staaten buhlten um seine Gunst und ließen ihm Pensionen zufließen. In ihm verkörpert sich die Großmachtspolitik der Schweiz nach den Burgunderkriegen, aber auch die sittlich-politische Corruption, welche durch dieselbe wie ein schleichendes Gift in die Eidgenossenschaft kam. Es regnete Anschuldigungen von Bestechlichkeit

und Feilheit gegen ihn; er wies sie im einzelnen stets zurück, bemühte sich aber nicht im geringsten, denselben die Spitze abzubrechen. Das war die Art der Staatsmänner im Zeitalter Ludwig's XI., und dem Aufsteigen Waldmann's stand diese schlechte, aber allgemein verbreitete Sitte des Pensionennehmens keineswegs als Hemmniß im Wege. Er wurde Bauherr in Zürich (1476) und ließ als solcher die Wasserkirche, ein altes Heiligthum der Stadt, neu herstellen und die Großmünsterthürme ausbauen. Der peinliche Handel Zürichs mit dem Ritter von Hohenburg (s. A. D. B. XII, 671) und der Stadt Straßburg, der das Ansehen des Bürgermeisters Heinrich Göldli (s. A. D. B. IX, 334) erschütterte, bot W. Gelegenheit, von der Obristmeisterstelle zur Bürgermeisterwürde zu gelangen für die erste Hälfte des Jahres 1483, und abwechselnd mit seinem Collegen Heinrich Röust, sowie zunächst noch Göldli selbst, war er nun (mit Ausnahme von 1485) halbjährlicher Bürgermeister bis zu seinem Sturze 1489; Göldli wurde nach 1485 ganz verdrängt. Bald fühlte man, daß eine starke Hand und ein organisatorischer Kopf das Staatsruder lenke. In der Stadt nützte W. Bestimmungen der Verfassung, die er aber mitunter sehr willkürlich auslegte, aus, um die letzten Privilegien der Aristokratie (Constaffel) zu vernichten; er schränkte die Zahl der Vertreter derselben im Rathe von zwölf auf sechs ein, was ihm die tödtliche Feindschaft der Ritter und adligen Kreise zuzog. Mit den zwölf Zunftmeistern, der einen Hälfte des kleinen Rathes, deren Stellen er (wider die Verfassung) lebenslänglich machte, regierte er das ganze Gemeinwesen, demüthigte die Göldli, handhabte aber tüchtig Zucht und Ordnung und suchte dem leichtfertigen Leben der Geistlichen und den Uebergriffen geistlicher Gerichtsbarkeit Einhalt zu thun. Unnütze städtische Ausgaben wurden abgethan, Mißbräuche im Schenken des Bürgerrechts beseitigt, ein Rathsmanual (eine Art Rathsprotocoll) angelegt und der Plan zur Herstellung einer Stadtchronik gefaßt. Die Handels- und Gewerbeinteressen (Baumwollengewerbe) fanden Förderung. Zürich hob sich rühmlich aus dem Ruin, den ihm der verderbliche Bürgerkrieg seit der Mitte des Jahrhunderts gebracht hatte, und stieg mächtig und glänzend empor. Weit und breit, so heißt es, war ein Ruhm von Zürich und Waldmann.

Nicht minder kräftig war Waldmann's Eingreifen in die Verhältnisse der Landschaft, welche der Stadt unterworfen war und aus vielen verschiedenen Aemtern und Herrschaften sich zusammensetzte. Längst hatte man von Seiten der Stadt in neue Bahnen der Staatsverwaltung eingelenkt, mehr Einheit und Gleichförmigkeit in dieselbe zu bringen gesucht. Das mittelalterliche Gewohnheitsrecht wurde allmählich verdrängt durch das moderne Gesetzgebungsrecht des Rathes, die Unterthanen strenger verpflichtet, ihre Sitten und Gewohnheiten durch zahllose Mandate, Gebote und Verbote gemaßregelt. Die Stadt suchte auch nach der Sitte dieser Zeit der aufblühenden städtischen Geldwirthschaft Handel und Gewerbe als Alleinrecht in Anspruch zu nehmen, die Landschaft auf Ackerbau und Rohproduction einzuschränken. Diese Politik erreichte in W. ihren Höhepunkt. Unter seiner Verwaltung wurden frühere „Mandate“ über Land- und Forstwirthschaft, über Benutzung von Weiden und Allmenden erneuert. Zu der früher schon eingeführten Kopfsteuer kam nun noch durch die in den Aemtern errichteten „Reisbüchsen“ (Reise-Kriegszug) eine Kriegssteuer. Ein umfassendes Sittenmandat — zwar unter dem Collegen Waldmann's, Röust, 1488 erlassen, aber auf alle Fälle nicht ohne seinen Einfluß — schränkte im Interesse einer Sittenreform in kleinlich-pedantischer Weise die persönliche Freiheit im Aufwand für Geschenke, Hochzeiten, Tauf- und Gastmähler, für Kleidungen, Vergnügungen u. dgl. ein, doch nicht, ohne davon die Frauen der Constaffel und der Gesellschaft zum „Schneggen“, deren Mitglied W. war, auszunehmen. Das freie

Reislaufen wurde rücksichtslos unterdrückt, während man dem Pensionenwesen gegenüber ein Auge zudrückte. Die Bußen wurden erhöht, Vergehen streng bestraft, auch wenn sie nicht eingeklagt waren. Einwirkungen des Volkes auf die öffentlichen Angelegenheiten wurden zurückgedrängt, alte Freiheiten desselben im Sinne einer modernen Autokratie der Obrigkeit eingeschränkt. Die Edelleute auf dem Lande, welche unter Zürichs Oberhoheit niedere Gerichtsherrlichkeiten besaßen, verpflichtete W. zu einem besonderen Eid der Stadt gegenüber. Ohne Rückhalt beanstrebte er die Einheit des Zürcher Staates durch den Plan, alle niederen und fremden Gerichte im Zürcher Gebiete an die Stadt zu bringen; er verkaufte an Letztere diejenigen, die er selbst besaß. Ohne Frage wurde die Aufstellung eines allgemeinen Staats- und Landrechts geplant.

Mit steigender Verbitterung nahmen die Unterthanen diese Maßregeln, die ebensoviel Eingriffe ins Herkommen waren, entgegen, und zu der Feindschaft des Adels und der Geistlichkeit gegen W. gesellte sich noch der Haß des Landvolkes.

Gleichzeitig beanstrebte W., seiner Stadt Zürich eine Art Führerschaft unter den eidgenössischen Orten zu verschaffen. Die meisten Tagsatzungen fanden in Zürich statt, und die Fürsten und Gesandten des Auslandes wandten sich an Zürich als eidgenössischen Vorort und an W., den Vertreter desselben. Der persönliche Einfluß des mächtigen Bürgermeisters machte sich in empfindlicher Weise in verschiedenen Angelegenheiten geltend (Münzstreit, Conflict Berns mit dem Bischof von Basel, Möttelihandel [s. A. D. B. XXII, 408]), und selten verläugnete er sein Bestreben, neben den Interessen seiner Stadt auch den persönlichen Vortheil wahrzunehmen. Dienste für fremde Fürsten ließ er sich reichlich bezahlen (besonders die für Mailand). Dies, wie nicht minder Neid und Eifersucht auf seine Vorzüge — er galt als „der schönste und reichste Eidgenosse" und hielt fürstlichen Haushalt — und höchst leichtfertige Lebensführung Waldmann's selbst, erregten Anstoß. Auch seine Haltung in der auswärtigen Politik brachte ihm Gegnerschaft. Im Gegensatze zu Frankreich, das nach den Burgunderkriegen die Schweiz in seine Netze verstrickte, stand W. für Oesterreich ein und setzte 1487 eine für die Schweiz ganz vortheilhafte Verbindung von sieben Orten mit Maximilian durch. Die Anhänger Frankreichs, voran Luzern, Schwyz und Glarus, konnten ihm dies nicht verzeihen, hetzten gegen ihn und beschuldigten ihn, da er nun auch ein Jahrgeld und Gelder zum Austheilen von Oesterreich bezog, der Bestechlichkeit und trügerischer Manipulationen. Bald darauf ließ W. einen seiner heftigsten persönlichen und politischen Gegner, den Luzerner Söldnerführer Frischhans Teiling, wegen Schimpfreden gegen Zürich und boshafter Anschuldigung gegen seine Person in Zürich einfangen, verurtheilen und hinrichten. Ein Schrei der Entrüstung ging durch die Eidgenossenschaft; die Klagen wider Zürichs und Waldmann's Eigenmächtigkeit häuften sich mehr als je. Als Haupt der Pensionsherren, als Feind des freien Reislaufens und der Volksfreiheit überhaupt war W. verschrieen. Er selbst setzte sich mit unbegreiflicher Verblendung über diese Anfechtungen hinweg und duldete überhaupt keine Einreden in seine Sachen. Macht war ihm Genuß, und er besaß und übte von dieser mehr, als in einer Republik vertragen wird; die Ueberlieferung legt ihm einmal die Worte in den Mund: „Ich bin Papst, Kaiser und König!"

Eine Katastrophe war unvermeidlich; der geringste Anstoß konnte dazu führen. Als im Frühjahr 1489 W. in unbesonnener Weise, auf das Zureden Anderer, den Befehl gab, die großen, dem Wild und der Landwirthschaft schädlichen Hunde der Bauern zu tödten, erhob sich, von des Bürgermeisters Feinden in der Stadt darin bestärkt, das Landvolk, voran die Leute vom Zürichsee (4. März). Boten der befreundeten Orte traten aber dazwischen und brachten

einen Vergleich zu Stande. W., hoch erregt und im Innersten empört über die Anmaßung der Unterthanen, ließ, entgegen der Abrede, diesen Ausgleich parteiisch zu Gunsten der Stadt abfassen. Dies und die bitteren Worte, die er fallen ließ, auch die leichtfertige Art, mit der er sich durch eine lustige „Badenfahrt“ über den Ernst der Lage hinweg setzte, veranlaßte Ende März einen zweiten Aufstand: das Landvolk zog neuerdings vor die Stadt, in welche sich W. von Baden schleunigst auf Umwegen hatte zurückziehen müssen. Wiederum kamen eidgenössische Boten, aber W. war jetzt auch in der Stadt völlig machtlos; vor seinen und der eidgenössischen Boten Augen wurde sein Liebling, der Stadtknecht Schneevogel, niedergestochen. Während einer Verhandlung mit den Räthen auf dem Rathhause erhob sich vor demselben unter der Bürgerschaft ein Auflauf, den Waldmann's Todfeinde, die Göldli, nach Kräften schürten. Die tobende Menge zwang die (W. zum Theil auch abgeneigten) eidgenössischen Boten, W. und seine Freunde in den „Wellenberg“ (einen Kerkerthurm in der Limmat) zu führen (1. April). In stürmischer Gemeindeversammlung auf der Wasserkirche wurde ein außerordentlicher Rath aus Waldmann's Feinden gewählt, der, von den Göldli präsidirt, über die Gefangenen richten und eine neue Ordnung begründen sollte. Dieser, wegen seiner Roheit und Härte „hörnerner“ Rath genannt, ließ den Helden von Murten foltern, brachte aber kein ihm erwünschtes Geständniß heraus. Ein auf sehr schwachen Füßen stehendes Todesurtheil wurde aufgesetzt, W. auf den Fischmarkt geführt und ihm die Ritterzeichen abgenommen. „O Zürich, Zürich, Du weißt auf diesen Tag nicht, was Du thust!“ rief der so Gedemüthigte entrüstet aus, ergab sich aber in sein Geschick, da ihm vom Beichtvater Stillschweigen als Sühne auferlegt worden war. Stolz und würdig wie in den besten Tagen seines Glückes that er den letzten Gang und in Gegenwart des Landvolkes wurde er unmittelbar vor der Stadt „auf des Hegnauers Matte“ (bei der jetzigen „hohen Promenade“) hingerichtet, nachdem er „mit schönen Worten“ Gott und alle Menschen um Verzeihung gebeten (6. April). Sein Leib wurde nach seiner, reiche Vergabungen enthaltenden, letztwilligen Verfügung im Frauenmünster begraben, wo noch sein Grabstein und ein von ihm gestiftetes Wandgemälde zu sehen sind. Der einst so Mächtige fiel durch eine tragische Verkettung von eigener Verschuldung und Rachsucht seiner Feinde in der Stadt, auf dem Lande und in der Eidgenossenschaft. Es dauerte geraume Zeit, bis Zürich wieder zur Ruhe kam, und wie Manches auch sich infolge dieser Revolution änderte — die Grundideen Waldmann's bezüglich der städtischen Verfassung und der Verwaltung der Landschaft vermochten sich, trotzdem daß sein persönliches Andenken für lange Zeit geächtet blieb, zu behaupten bis zur Revolution von 1798. Irrthümlich (wenigstens nicht ganz genau) haben die von den Eidgenossen bald nach Waldmann's Hinrichtung im Widerstreite zwischen Stadt und Land aufgesetzten „Spruchbriefe“ ihre Benennung („Waldmann'sche Spruchbriefe“) erhalten.

H. Füßli, Johannes W., Ritter, Burgermeister der Stadt Zürich. Zürich 1780. — J. C. Bluntschli, Geschichte der Republik Zürich II. 1847. — Dändliker, Waldmann's Jugend- und Privatleben. (Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. 1878.) — Dändliker, Bausteine zur politischen Geschichte Hans Waldmann's und seiner Zeit. (Jahrb. f. Schweiz. Gesch. V. 1880.) — Rohrer, Das sogenannte Waldmann'sche Concordat. (Jahrb. f. Schweiz. Gesch. IV. 1879.) — Segesser, Beziehungen der Schweiz zu Matthias Corvinus (Sammlung kleiner Schriften II. 1879). — Amiet, Nachrichten über Hans W. aus den ersten drei Jahrzehnten seines Lebens (Jahrb. f. Schweiz. Gesch. XI. 1886). — Zuger Neujahrsblatt für 1888. — Dändliker, Hans W. und die Zürcher Revolution von 1489. Zürich

1889. — G. H. Wunderly, Hans W. und seine Zeit. Zürich 1889. — Katalog der Waldmann-Ausstellung in Zürich 1889 (Waldmann-Literatur). — Anzeiger f. Schweiz. Gesch. 1890, S. 63 f. (ebenfalls Waldmann-Literatur). — Zeller-Werdmüller, Zürich im 15. Jahrh. („Altes Zürich“ von Sal. Vögelin, II.) — Dierauer, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft II. 1892, S. 289 ff. — H. Witte, Der letzte Puller von Hohenburg. Straßburg 1893. (Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen XVI.) — R. Durrer, Die Familie von Rappenstein, genannt Mötteli. (Geschichtsfreund der fünf Orte XLVIII u. XLIX. 1893 u. 1894.) — Wichtige Quellen: M. Kirchhofer, Drei Briefe, betreffend Bürgermeister Waldmann's Ende. (Archiv f. Schweiz. Gesch. VI. 1849.) — M. v. Stürler, Beschreibung des Waldmannischen Auflaufs in Zürich, von einem Zeitgenossen. (Archiv f. Schweiz. Gesch. IX. 1853.) — Th. v. Liebenau, Documente zur Geschichte des Bürgermeisters Hans W. 1869. — Handschriften und Akten auf der Stadtbibl. und dem Staatsarchiv Zürich. Karl Dändliker.

Waldmann: Johann Baptist v. W., Forstmann, geboren am 27. September 1797 in Neustadt (in der bairischen Rheinpfalz), † am 16. November 1857 in München. Sein Vater war kgl. bairischer Mauthdirectionsrath. Nach Vollendung der Gymnasialstudien und Besuch der höheren technischen Lehranstalt zu München wandte er sich aus Neigung dem forstlichen Berufe zu. Schon 1816 finden wir ihn als Forstgehülfen zu Lindenbühl (Forstamt Gunzenhausen) in Thätigkeit. Nach glücklich bestandener Staatsforstprüfung drängte es ihn aber, sich eine über das rein Forstliche hinausgehende, umfassendere Ausbildung anzueignen; er bezog daher 1817 die Universität Erlangen und gab sich hier mit Eifer und Fleiß cameralistischen Studien hin, die bei seiner Begabung in ihm einen sehr fruchtbaren Boden fanden. Kaum hatte er diese Studien absolvirt, als sich ihm Gelegenheit zu einer mehrjährigen wissenschaftlichen Reise bot. Er durchwanderte den größeren Theil Deutschlands, der Schweiz, der Niederlande, Frankreichs und Nordamerikas. In dem letztgenannten Lande brachte er zwei Jahre zu und drang sogar bis in die Urwälder vor. Diese ausgedehnten Reisen erweiterten seinen Gesichtskreis und schärften seinen ohnehin klaren und praktischen Blick in um so höherem Grade, als er — wegen vorzüglicher Sprachkenntnisse — über das Gesehene und Gehörte auf das gründlichste sich zu informiren im Stande war.

Nach Baiern zurückgekehrt, wurde er durch Rescript vom 16. September 1824 zum Kreisforstofficianten bei der königl. Regierung des vormaligen Isarkreises ernannt. Im März 1826 erfolgte seine Einberufung in das Ministerium der Finanzen als Oberinspectionsactuar. Im Juni 1828 wurde er zum Revierförster in Wiesen (Forstamt Lohr im Spessart) befördert; jedoch kam er gar nicht dazu, diese Stelle anzutreten, weil die Regierung des Isarkreises, die ihn früher als tüchtigen und geschäftsgewandten Arbeiter erkannt hatte, seiner Dienste aushülfsweise bedurfte. Durch Decret vom 26. Mai 1830 wurde er daselbst zum Forstcommissär I. Classe mit dem Range eines Regierungsassessors ernannt. Hier machte er eingehende Bekanntschaft mit allen forstlichen Verhältnissen des Kreises, die ihm auf dem einflußreichen Posten, den er später einnehmen sollte, sehr zu statten kam. Im October 1838 zur Leistung von Aushülfe in das königl. Staatsministerium der Finanzen nach München einberufen, wurde er bereits im Sommer 1839 dem Ministerial-Forstbüreau daselbst zugetheilt, und er verblieb von da ab in dem obengenannten Ministerium, von Stufe zu Stufe steigend. Am 12. August 1843 wurde er zum Regierungs- und Forstrath, am 28. August 1849 zum Oberforstrath befördert, und, nachdem der Ministerialrath Christian Albert von Schultze (s. A. D. B. XXXII, 731) am 20. Juli

1851 mit Tode abgegangen war, wurde er vom 23. Sept. dess. Jahres ab an dessen Stelle, d. h. an die Spitze der bairischen Staatsforstverwaltung, berufen.

In allen dienstlichen Stellungen erwies sich v. W. als ein Forstmann von hervorragender Bedeutung. Klar im Wollen, Denken, Sprechen, Schreiben und Handeln, mit gediegenen Kenntnissen ausgestattet, ein Mann von festem, männlichem Charakter und gereifter Erfahrung, ruhig und leidenschaftslos in seinem ganzen Wesen, selbst bei stürmischen Kammerdebatten, voller Pflichteifer und Königstreue, hat er das bairische Forstwesen während seiner Dienstzeit als Ministerialforstbeamter auf der hohen Stufe erhalten, auf die es durch seinen ausgezeichneten Amtsvorgänger gebracht worden war, nach manchen Richtungen hin sogar noch gehoben. Ganz besondere Verdienste erwarb er sich durch seine Bemühungen um das Zustandekommen des bairischen Forstgesetzes vom 28. März 1852, für welches er bei dessen Durchberathung in der zweiten Kammer in einer meisterhaften Rede eintrat, und durch die am 1. Juli 1853 (ein halbes Jahr nachdem dieses Gesetz in Kraft getreten war) eingeführte neue Organisation der Staatsforstverwaltung. Als warmer Freund des forstlichen Vereinswesens und wiederholter Präsident der Wanderversammlungen deutscher Forstwirthe (in den Jahren 1846, 1847, 1851, 1852 und 1855) auch in weiteren Kreisen bekannt, erwarb er sich — wegen seiner vortrefflichen Geistes- und Herzenseigenschaften — überall, wo er auftrat, warme Freunde.

Monatschrift für das Forst- und Jagdwesen, 1857, S. 480 (Todesanzeige) und 1858, S. 2 (Nekrolog). — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1857, Beilage zum Decemberheft. — Pfeil, Kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft, XL. Band, 1. Heft, 1858, S. 267 (Nachruf). — Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, S. 615. — G. von Schwarzer, Biographien, S. 25. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums ꝛc. III. S. 74, Bemerkung 54, S. 75 und S. 138. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner ꝛc. S. 390. R. Heß.

Waldmüller: Georg Ferdinand W., Maler. Geboren am 14. oder 15. Januar 1793 zu Wien als Sohn wenig bemittelter Wirthsleute. Seine Mutter wollte ihn dem geistlichen Stande zuführen, was jedoch seinen künstlerischen Neigungen nicht entsprach. W. erzählt selbst: „Als ich noch Knabe war, äußerte sich in mir schon die Liebe zur Kunst, und obschon verworren und unklar, wie die Begriffe sich in so zartem Alter gestalten, schwebte mir als Ideal meiner Bestimmung eine Wirksamkeit in diesen Kreisen in den glänzendsten Farbenspielen einer jugendlichen Einbildungskraft vor.“ Jede freie Stunde während der drei Jahre, die er in den „Grammatikalklassen“ (bei den Piaristen in Wien) zubrachte, benützte er zum Zeichnen. An den Ferialtagen wurde die private Zeichenschule beim Blumenmaler Zintler besucht und das mit bestem Erfolg. Nun wollte er an die Akademie. Aber der Widerstand der Mutter ging so weit, daß dem Knaben der Lebensunterhalt entzogen wurde, um ihn zu nöthigen, den betretenen Künstlerweg zu verlassen. „Entschlossen, mit jeder Entbehrung, mit jedem Opfer auf dem Pfade der Kunst vorwärts zu schreiten, vertauschte ich das Gymnasium mit der Akademie“. Anfangs war freilich der Erwerb, der fürs Coloriren von Zuckerwerk verdient wurde, für den jungen Akademiker ein sehr geringer. Die raschen Fortschritte an der Kunstschule und der Erlös von Miniaturbildnissen halfen indeß bald weiter. Freunde riethen an, zum Landtage nach Preßburg zu gehen, wo es an Aufträgen nicht fehlen würde. W. befolgte den Rath. Er malte in Preßburg mehrere Miniaturporträte, welche Beifall fanden, ward mit dem Ban von Kroatien, Grafen Gyulai bekannt und erhielt von demselben den Antrag, als Zeichenmeister seiner Kinder bei ihm einzutreten. W., dessen eigene Erzählung

hier benützt wird, kam auf diese Weise als Zeichenlehrer nach Agram, das für ihn trotz des gänzlichen Mangels an künstlerischer Anregung bedeutungsvoll wurde, viel weniger für seine Kunst, als für seinen äußeren Lebensweg. Denn die Decorationsmalerei, zu der W. in Agram herangezogen wurde, widersprach eher der Richtung des Künstlers, die von vornherein eine saubere Durchbildung bis ins kleinste anstrebte, ganz entschieden und hat ihn wohl kaum wesentlich gefördert. Seine Verheirathung aber in Agram mit der Sängerin Katharina Weidner (geb. 1794, † 1850) war ein sehr folgenschwerer Schritt. Der Beruf seiner Frau zwang W. zu oftmaligem Ortswechsel, und da es zunächst nicht gelang, in Wien Posten zu fassen, wurde W. durch die Verbindung mit der Sängerin jahrelang von der Hauptstadt fern gehalten, von der er sich das Heil in der Malerei versprach. Zunächst fand die Weidner-Waldmüller nur Engagements in den Provinzstädten, unter anderen auch in Brünn, wo dem Künstlerpaare 1816 ein Sohn geboren wurde, Ferdinand W., der sich späterhin als Pianist einen Namen machte und schon in früher Jugend unter der Anleitung des Vaters malen lernte. Man kennt von seiner Hand Bildnisse, die in der Art der frühen Bilder des älteren W. gehalten sind. Die Ehe mit der Sängerin war jedoch keine glückliche, „da sie durchaus nicht harmonisch war", wie der Künstler selbst sich darüber äußerte. Als ein Engagement in Wien erreicht war, lebten die Eheleute zwar noch einige Zeit zusammen (bis mindestens 1822 oder 1823), später aber ging jeder Theil seine eigenen Wege. Von den mancherlei Verbindungen, die W. nun anknüpfte, führte die mit Anna Bayer zu einer zweiten Ehe, die nach dem Tode der ersten Frau geschlossen wurde. Das Engagement seiner ersten Gemahlin in der Residenz war für W. von Wichtigkeit: er hatte ja in seiner Kunst so ziemlich noch Alles zu lernen. In Wien strebte der Künstler, sich zunächst dadurch zu vervollkommnen, daß er nach alten Meistern copirte. Er copirte gut und fand Beifall und Abnehmer. In der kaiserlichen Galerie wurde unter anderen Ribera's Christus unter den Schriftgelehrten, in der Esterhazygalerie (seither nach Pest übertragen) Ribera's Martyrium des heiligen Andreas copirt. Auch in der Dresdener Galerie war W. als Copist thätig. Wie sehr er sich in die Weise älterer Künstler einzuleben vermochte, beweist auch ein Bildchen mit einem Hieronymus in der Höhle, das W. auf Grundlage eines gänzlich verdorbenen Werkes der Utrechter Schule ganz im Geiste der Maler aus der Poelenburggruppe ergänzte und vollendete (Sammlung Kropf Strache in Dornbach). Waldmüller's Copien nach Ruisdael sind vorzüglich. In seinen reifen Jahren war W. gegen jene Copistenthätigkeit seiner Jugend ungerecht. Kaum, daß er es eingestand, wie sie ihn zu einem gewandten Techniker gemacht habe. Seinen Schülern widerrieth er das Nachbilden alter Meister entschieden. Er war, etwa in der Zeit zwischen 1819 und 1831 nach und nach zur Erkenntniß gelangt, daß ein gewissenhaftes Studium der Natur für den bildenden Künstler von weit größerer Bedeutung ist, als das Nachahmen dessen, was Andere gemacht haben. Man kennt datirte Landschaftsstudien und Bildnisse aus der angedeuteten Periode, die einen beginnenden Naturalismus und eine stets wachsende Technik erkennen lassen. Zu den frühesten erhaltenen selbständigen Arbeiten gehört ein kleines Holzbild: „Gmunden mit dem Traunsee" von 1819, das ehedem in der berühmten Galerie Gsell zu finden war, ferner ein kleines Bildniß einer alten Dame aus dem Jahre 1822 (kaiserliche Galerie). Beides Oelbilder. In den Aquarellen seiner Frühzeit erkennt man ebenfalls den gewissenhaften, hochbegabten, aber noch unfreien tüftelnden Künstler. Das sittenbildartig aufgefaßte Porträt eines jungen dunkelblonden Mädchens, neben dem zwei Kinder mit einem Lamme spielen, aus dem Jahre 1823, im Besitz des Erzherzogs Karl Ludwig, gibt hiefür ein gutes Beispiel. Den zukünftigen Genremaler verräth auch ein liebevoll durchgebildetes

kleines Oelbild aus demselben Jahre, das einen „Arbeiter mit seinem Sohne beim Abendbrot" darstellt (Auction Krzisch). Als Bildnißmaler hatte W. schon damals einen gewissen Ruf. Er malte das Bildnis des Leipziger Buchhändlers Gottfried Härtel und um dieselbe Zeit das des großen Beethoven (beide im Besitze des Hauses Breitkopf und Härtel in Leipzig).

In die große Oeffentlichkeit trat W. erst 1824. Damals stellte er einen „Tabakpfeifenhändler im Caffeehause" in Wien aus, der nach einer Stimme in Hormayr's Archiv von 1824, „dem Besten seiner Art an die Seite zu setzen" war. 1825 (nach Hormayr's Arch. v. 1828) fällt eine Reise Waldmüller's nach Italien, vermuthlich die erste unter den vielen, die er überhaupt unternommen hat. Sie führte den Künstler bis Rom und zweifellos auch nach Venedig, wie ein datirtes Bildchen von 1826 aus der Lagunenstadt beweist (Obstverkäufer. Auction Terzer. Wien). In Rom scheint W. schon damals die Farnesinafresken copirt zu haben. Die unendlich sorgsam durchgeführten Copien, die sich bei Eugen Felix in Wien erhalten haben, verrathen wenigstens den frühen Stil unseres Künstlers. 1826 war W. in Dresden, wo er nach Ruisdael und Correggio copirte. Im folgenden Jahre beschäftigten ihn in Wien einige Bildnisse für den Hof und Apothekerschilde. 1829 begegnen wir W. schon wieder in Italien, wo er nun in der freien Natur Studien malte. Ein Oelgemälde mit den antiken Theaterresten von Taormina (Wien, Samml. J. M. Kohn, neuestens b. Fürst Liechtenstein) zeigt schon bewußten klaren Naturalismus, der nunmehr immer mächtiger Waldmüller's Kunstschaffen beherrschte und besonders in den zahlreichen Studien aus den Bergen des Salzkammergutes und der Wiener Voralpen hervortritt. Diese Gegenden waren es vorzüglich, in denen wir uns den Künstler im Freien malend vorzustellen haben. Dort auch fand er die meisten Vorbilder für seine ungezählten Sittenbilder, die sich so oft mit den Leiden und Freuden des österreichischen Bauernstandes beschäftigt haben. Zwischendurch malte W. noch immer Porträte (damals war er nur als Bildnißmaler bekannt), auch solche für den österreichischen Hof und den Hochadel. 1830 hatte man unseren Künstler zum ersten Custos an der Gemäldesammlung der Wiener Akademie gemacht, unglücklicher Weise zu einer Zeit, als er den Werth guter alter Vorbilder schon zu unterschätzen anfing Das Restauriren der Gemälde überließ er (nach Eitelberger's Mittheilung) jungen Akademikern, und alles Copiren widerstrebte ihm. Der so mühsam errungene eigene Stil, den er sich durchs Naturstudium erworben hatte, machte ihn stolz und einseitig. Doch folgte er seinen Ueberzeugungen einstweilen noch ohne sonderliche Schrullen, und 1833 wurde er Professor, 1835 gar „ordentlicher akademischer Rath" an der Wiener Akademie, nachdem einige seiner Sittenbilder, z. B. „der erste Schritt" und einige gelungene Bildnisse in den weitesten Kreisen Aufsehen erregt hatten. In der nun folgenden Periode seines Schaffens entstanden ganze Reihen von fein empfundenen unendlich gemüthvollen Bildern, die man vielleicht nur dann ganz versteht und würdigt, wenn man gute Menschen, deren Blüthezeit in den Wiener Vormärz fällt, kennen gelernt hat. Wer nach dem modernen Denken und Fühlen urtheilt, wird leicht eine falsche Sentimentalität in Waldmüller's Bildern entdecken wollen, die aber thatsächlich ihnen nicht zur Last gelegt werden darf. Es sind wahre Ausdrücke für das Gefühlsleben der Landleute, auch wenn uns heute einzelne Modelle allzu sauber gewaschen erscheinen mögen. W. ist eine Art Berthold Auerbach, ein Rosegger der Malerei, ein feiner Beobachter der Kinderseele und der Sitten des Landvolkes, sowie der freien Natur. Viele der Waldmüllerschen Sittenbilder sind in den weitesten Kreisen bekannt worden, sei es durch graphische Nachbildungen, sei es durch Wiederholungen von der Hand des Künstlers selbst. Der Wiener „Verein zur Beförderung der bildenden Künste" ließ sogleich für seine erste Verloosung (1832) ein Waldmüller'sches Gemälde stechen und hat auch weiterhin mehrere Bilder Waldmüller's für Prämienblätter

nachbilden lassen. Zahlreiche Sammler bewarben sich um die Werke des Künstlers, so daß er viele seiner beliebtesten Gegenstände mehrmals zur Darstellung brachte, bald mit derselben Composition, bald in ganz neuer oder wesentlich abgeänderter Anordnung, so „das überraschte Liebespaar“ (1837, 1846, 1850, 1857), „den Bettelknaben“, „die Christbescheerung“, „das Nicolausfest“, „die Aufnahme des Binderlehrlings“ und viele andere. Nicht wenige seiner Bilder aus der besten Zeit sind in öffentliche Sammlungen übergegangen; ich nenne: „die Schulkinder nach der Prämienvertheilung“ (ein Bild, das aus der Wagener'schen Sammlung in die Nationalgalerie nach Berlin gekommen ist), „das Christfest der Bauernfamilie“ von 1844 (kam aus der Sammlung Oetzelt in die Wiener Galerie), „das Abendgebet“ von 1846 (ins Provinzialmuseum zu Hannover), die in Nacheiferung Danhauser's gemalte „Klostersuppe“ in die Galerie der Wiener Akademie. Die „Johannesandacht“ ziert seit kurzer Zeit als Geschenk des Fürsten Liechtenstein das Museum der Stadt Wien. Eines der feinstempfundenen Bilder aus der besten Zeit des Künstlers, vielleicht der Höhepunkt seines Schaffens überhaupt, ist „die Rast im Walde“ von 1843 (bis 1885 in der Sammlung Trenkler in Wien, später in Schwechat bei Frau Kathi Dreher), ein mäßig großes Bild, das ein junges, noch halb kindliches Bauernmädchen darstellt, wie es im Laubwalde ausruht und (so scheint es) dem Gesang eines Vogels lauscht. Landschaft und Figur stehen in feinstem künstlerischen Gleichgewicht. W. hat hier in seiner harten bestimmten Malweise eine ganz verwandte Stimmung zum Ausdruck gebracht, wie sie später Jules Breton mit breitem Pinsel in seinem „chant de l'alouette“ so reizend auszudrücken verstand. W. ist der Millet und Mauve seiner Zeit. Demselben glücklichen Jahre wie „die Rast im Walde“ von 1843 entstammen noch andere treffliche Werke, wie „die Hochzeit in Perchtoldsdorf“ und „das Erwachen zu neuem Leben“, das W. selbst auf den Stein gezeichnet hat. Ins nächste Jahr, 1844, fällt ein anderes Hauptbild, „die Johannesandacht“, das von J. Klaus gestochen ist. Mittendurch wurden auch noch immer Bildnisse und Landschaften gemalt, ab und zu ein Stillleben, selten eine religiöse Darstellung, wie z. B. eine kleine Auferstehung (bis vor kurzem beim Rector Lollok im Pazmaneum zu Wien) und eine große Kreuzabnahme (1877 im Besitze der Frau Ampler in Linz). Mit seinen biblischen Bildern hatte W. wenig Erfolg, wie er denn selbst auch wenig Neigung zu religiösen Gebräuchen hatte. W. war ein Mann von freier Denkungsart, der jede geoffenbarte Religion verschmähte und im Alter, als sich das Bedürfniß einer religiösen Anlehnung einstellte, eine Art Sonnencult betrieb. Im Leben wie in der Kunst war W. eine feste unerschütterliche Natur, nicht gerade nachgiebig, eher ein wenig streitsüchtig. Damit hängt es wohl zusammen, daß er die unleugbaren Mängel des Unterrichtes an der Wiener Akademie sehr scharf kritisirte und die ganze veraltete Anstalt reformiren wollte. Der Entwurf einer Umgestaltung wurde 1846 von ihm den Professoren vorgelegt, aber von diesen zurückgewiesen. Nun ließ er die Schrift „Das Bedürfniß eines zweckmäßigen Unterrichts in der Malerei und plastischen Kunst, angedeutet nach eigenen Erfahrungen“ in Druck erscheinen. Schon 1847 gab er eine zweite Auflage, deren Einleitung auch eine Selbstbiographie Waldmüller's enthielt. Die Waldmüller'sche Schrift führte zu förmlichen Austritten in der Wiener Akademie. Auch eine litterarische Fehde mit Eitelberger entwickelte sich, die mit einer umfangreichen Broschüre Eitelberger's einen vorläufigen Abschluß fand, aber noch lange nachwirkte (1857 erschien eine umfangreiche, wenig gelungene Gegenschrift Waldmüller's unter dem Titel „Andeutungen zur Belebung der vaterländischen bildenden Kunst“) und schließlich dazu führte, daß W. im J. 1857 pensionirt wurde. Er that nun eine Privatschule auf, in der noch manche Schüler zu tüchtigen Malern herangebildet wurden, u. A. Eugen Felix. Waldmüller's Ruf hat viele Schüler angezogen, unter denen vielleicht der nachmalige russische Hofmaler Zichy das

meiste Aufsehen erregt hat. Mallitsch und Friedrich Friedländer schlossen sich in einigen ihrer frühen Arbeiten enge an Meister W. an. Anton Ebert, Rosalie Amon, W. Koller, Carl Frizzi, Ed. Rietschl, Leopold Löffler haben alle länger oder kürzer Waldmüller's Unterweisung genossen. Canon war nur ganz kurze Zeit bei ihm. Zweifellos ist durch unseren Künstler eine Zeit lang auch sein Schwager, Jos. Weidner, beeinflußt worden, wenngleich es sicher ist, daß beide nach der Trennung Waldmüller's von seiner ersten Frau nicht mehr in gutem Einvernehmen gestanden haben. Weidner's Bilder erhielten bei den Akademieausstellungen, bei denen W. ein großes Wort zu reden hatte, schlechte Plätze. Der Lebensabend Waldmüller's war kein freudiger. Eine Ausstellung, die er 1856 in Wien veranstaltet hatte, ergab einen geradewegs niederschmetternden Mißerfolg, der durch Erfolge in London nur zum Theil ausgeglichen wurde. Die knappe Pension war zwar durch die Gnade des Monarchen dem greisen Künstler im J. 1864 oder 1865 erhöht worden, aber Kummer und Sorge blieben dennoch nicht aus, so emsig der Künstler auch noch bis in die letzte Stunde den Pinsel führte. Hand und Auge hatten zweifellos nicht mehr die alte Sicherheit, und verzeichnete Figuren gehörten auf den Bildern der letzten Jahre nicht zu den Seltenheiten. Indeß verräth sogar noch eines seiner letzten, vielleicht das letzte, unvollendet gebliebene Bild „Palmsonntag" den Meister in der Erfindung (Sammlung Baron Klein von Wiesenberg bis 1883). Der Tod ereilte den Künstler bei der Arbeit am 23. August 1865.

W. ist ohne Zweifel die bedeutendste Erscheinung unter den Wiener Malern des Vormärz, ja er gehört unter die kräftigsten Talente der damaligen deutschen Malerei überhaupt. Er ist Vorläufer der modernsten Freilichtmalerei. Nach langen Versuchen durch fortgesetztes Naturstudium war er auf diese Richtung gerathen. Waldmüller's Sittenbilder beanspruchen nicht nur ein allgemein menschliches Interesse, sondern auch eine culturgeschichtliche Bedeutung ganz abgesehen von ihrem hohen Kunstwerth.

Benützte Quellen: neben den Künstlerlexika, den Nachschlagebüchern für moderne Kunst, zahlreichen Ausstellungskatalogen und Galerieverzeichnissen, Zeitschriften und Zeitungen, hauptsächlich die Mittheilungen von Zeitgenossen, insbesondere von Schülern Waldmüller's, sowie die Ueberlieferungen, die in den „Graph. Künsten" Bd. X festgehalten sind. Theodor v. Frimmel.

Waldner: Martin W. ist ein Dichter geistlicher Lieder, von welchem Johann Koler zwei Lieder in dem ersten Theil seiner christlichen Hausgesänge (Nürnberg s. a., aber 1569) mitgetheilt hat. Von ihm ist, wie es scheint, nichts weiteres bekannt. Da um dieselbe Zeit ein lutherischer Theologe Wolfgang W. in Regensburg lebte, so werden wir unsern Martin W. auch in dieser Gegend suchen müssen.

Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f. 3. Aufl. II, 348. — Wackernagel, Bibliographie, S. 359 ff. — Die Lieder bei Wackernagel, das deutsche Kirchenlied IV, 575 ff. — Ueber Wolfgang Waldner vgl. Jöcher IV, Sp. 1781. — Burckhardt, Luther's Briefwechsel S. 19 (zu Nr. 143). — Enders, Luther's Briefwechsel II, 62 (zu Nr. 190). l. u.

Waldow: Arnold Christoph v. W., königlich preußischer Generallieutenant, am 15. April 1672 als der Sohn des Rittmeisters v. W. vom Derfflinger'schen Regiment zu Pferd auf dem Gute Stolzenfelde bei Schönfließ in der Neumark geboren, bezog 1690 die Universität Frankfurt a. O., trat 1694 beim Leibdragonerregimente in das preußische Heer, ward am 5. December 1702 zum Lieutenant befördert und bei Höchstädt so schwer verwundet, daß er als Invalide ausscheiden mußte. Wiederhergestellt nahm er in Mecklenburg-Schwerin, wo neue Regimenter errichtet wurden und dessen Truppen theilweise in preußischem Solde im Spanischen Erbfolgekriege fochten, als Capitän und

Chef einer Compagnie im Dragonerregimente Krassow Dienste, erhielt 1712 als Oberst das Commando eines Regiments zu Pferde, machte jenen Krieg, namentlich auch die Schlacht bei Malplaquet, und den Pommerschen Feldzug vom Jahre 1715 mit, ward im Nachtgefechte vom 5./6. März 1719, welches der spätere preußische Feldmarschall von Schwerin den mit der Reichsexecution beauftragten Hannoveranern bei Wallsmühlen lieferte, verwundet und ging, als Herzog Karl Leopold demnächst seine Truppen entließ, auf seine in der Neumark belegenen Güter Hammer und Költschen. 1728 trat er als Oberst und Chef des Kürassierregiments Nr. 12 zum zweiten Male in das preußische Heer, ward 1732 zum Generalmajor und 1740 zum Generallieutenant befördert, erhielt von König Friedrich Wilhelm I., der ihn gern bei sich sah, und den er 1738 auf der Reise nach Holland begleitete, eine Drostei und von Friedrich dem Großen am 19. Juli 1741 zu Königsberg i. Pr. den Schwarzen Adlerorden, führte im nämlichen Jahre sein Regiment in das Lager von Brandenburg und im folgenden nach Böhmen in den ersten Schlesischen Krieg, wurde am 17. Mai in der Schlacht bei Chotusitz schwer am Kopfe verwundet und starb infolge davon am 9. April 1743 zu Breslau. Am Morgen des Schlachttages, wo er unter dem Erbprinzen Leopold von Anhalt-Dessau das zwanzig Schwadronen starke erste Treffen der Cavallerie des linken Flügels befehligte, war er unwohl und deshalb nicht mit jenem zur Erkundigung vorgeritten; als es aber zum Kampfe kam, stieg er zu Pferde, griff die angreifenden Oesterreicher an und hielt dadurch ihren Vormarsch auf. Sein Name befindet sich auf den Gedenktafeln am Denkmale König Friedrich's II. zu Berlin.

Gleichzeitig diente im preußischen Heere sein 1682 geborener jüngerer Bruder Friedrich Siegmund v. W., welcher, nachdem er unter König Karl XII. von Schweden am Nordischen Kriege theilgenommen hatte, 1724 in preußische Dienste trat, Chef des Kürassierregiments Nr. 8 war, als Generalmajor den ersten Schlesischen Krieg mitmachte und 1742 auf seinem Gute Mörchentin starb.

C. F. Pauli, Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges VI, 71. Halle 1760. B. Poten.

Waldschmidt: Johann Jakob W., Arzt, geboren am 13. Januar 1644 zu Rudelsheim in der Wetterau, studirte an mehreren deutschen Universitäten, u. a. auch in Prag, Wien und Gießen. Am letztgenannten Orte erlangte er 1667 mit der Inauguralabhandlung „De affectione hypochondriaca“ die Doctorwürde. Anfangs practicirte er in Hanau, bis er 1674 einem Ruf als ordentlicher Professor der Medicin nach Marburg folgte, wo er zugleich den Lehrstuhl der Physik bekleidete und am 12. August 1687 starb. W. war ein gelehrter und philosophisch durchgebildeter Arzt bezw. Anhänger des Cartesius und Chemiatriker nach den Lehren des Sylvius. Außer zahlreichen Dissertationen, deren Verzeichniß die in der unten citirten Quelle angegebenen biographischen Werke geben, verfaßte W. als selbständige Schriften noch: „Institutiones medicinae rationalis“ (Marburg 1688; Leyden 1691; Frankfurt 1696, 1717); „Praxis medicinae rationalis succincte per casus tradita“ (Frankfurt 1690; Paris 1691). — Eine Gesammtausgabe der Schriften Waldschmidt's erschien unter dem Titel: „Opera medico-practica“ (Frankfurt 1695, 1707; Neapel 1717; Lyon 1736).

Vgl. Biogr. Lex. VI, 175. Pagel.

Waldschmidt: Johann Jakob W., reformirter Prediger, berühmt als Apologet der reformirten Kirchenlehre von der Prädestination, geboren am 1. März 1655 zu Rengshausen, hessen-casselschen Amtes Rotenburg, † am 10. Mai 1741 zu Geismar bei Fritzlar. Als Sohn eines achtbaren Handels-

mannes genoß er von seinem elften Jahre an den Unterricht des Pfarrers Georg Heinrich Hartmann zu Niederbeisheim bei Homberg, dann besuchte er von seinem sechzehnten Jahre an das Hersfelder Gymnasium und bezog in seinem zwanzigsten Lebensjahre die Universität Rinteln, um Theologie zu studiren. Nach vierjährigem Aufenthalte daselbst zog er nach Bremen und sodann nach Danzig, wo er unter der Anleitung des Pastors Dr. Adrian Pauli sich weiter ausbildete. Um in den orientalischen Sprachen weiter zu studiren, hielt er sich hierauf einige Zeit in Marburg auf, wo er unter Samuel Andreae 1685 vertheidigte: Disputatio theologica, qua disquiritur, an doctrina reformatorum sit damnabilis et cum detrimento salutis conjuncta? Sodann verweilte er noch anderthalb Jahre in Utrecht und Leiden. An ersterem Orte hörte er mit Fleiß Witsius, an letzterem Spanheim. Nach seiner Rückkehr wurde er 1687 Feldprediger bei den hessischen Truppen, mit denen er nach Ungarn und später an den Rhein zog. Im J. 1690 erhielt er die bei der Stadt Fritzlar im Amte Gudensberg gelegene Pfarre Geismar mit dem Filiale Haddamar, welche er bis zu seinem Tode 50 Jahre und 5 Monate lang bediente. Er erreichte ein Alter von 86 Jahren und 2 Monaten weniger 2 Tagen, wie der Eintrag im dasigen Kirchenbuche besagt, welches ihn einen treufleißigen Prediger nennt. Von seinen Söhnen wurde Johann Christoph Pfarrer in Grebenau und später in Breitenau. Ein Enkel dieses, der letzte W., starb 1868 als Prediger von Niederzwehren.

Die Nähe des bis 1803 mainzischen Fritzlar, in welchem kein Evangelischer geduldet wurde, brachte manche Unzuträglichkeiten für die Reformirten Geismars mit sich. Veranlaßt durch Conversionsversuche an seinen Gemeindegliedern gab W. heraus: „Sandgrund der Römischen Kirche und Ehre der H. Schrift sammt einer kurzen Antwort auf die heutigen Römischen Streitfragen durch Gegenfragen und einem bescheidenen Untersuchen: ob ein Reformirter (wenn er auch selbst der Römischen Lehre folgt) zu der Römischen Kirche mit gutem Gewissen könne übergehen. Alles aus Joh. Sylvii, gewesenen Dieners des H. Evangelii in Amsterdam, niederdeutschen Schrift gezogen und in diese Verfassung bracht". (Kassel 1699.) Zwölf Jahre später, nämlich 1711, schrieb er gegen die durch die Neologie des Theologen Johannes Coccejus aufgebrachte Geringschätzung des Alten Testamentes die theologisch bedeutsame Schrift: „Gottselige Gedanken und Schriftmäßige Erklärung über das Sendschreiben des Apostels Pauli an die Galater, darinnen nicht allein der Brief vor sich vollständig, sondern auch weitläufig erkläret und angewiesen wird, was der Sinaitische Bund oder das Alte Testament eigentlich gewesen, welches bisher noch nicht genug erklärt und verstanden worden, und wie man nach dem Sinne des Apostels das Wort Gesetze, ohne dessen rechten Verstand dieser Brief unmöglich recht erklärt werden kann, nehmen müsse." Auch gegen die sogenannte philadelphische Gemeinde, welche damals ihr Unwesen in Hessen trieb, fand er Ursache, durch Wort und Schrift aufzutreten, vornehmlich gegen die von derselben mit Vorliebe betriebene Irrlehre von der sogenannten Wiederbringung aller Dinge in: „Kurtze Rettung dreyer Stellen H. Schrift: Actor. 3, 21; 1. Petr. 3, 19. 20; Apok. 20, 13—15" (Kassel 1714), sowie zwei Jahre später in: „Das von Jesu Christo aller Welt zu predigen befohlene wahre ewige Evangelium aus dem Worte Gottes wiederholet, dem von Georg Paul Siegvolck aufgesetzten Ewigen Evangelio entgegengesetzt."

Was aber am meisten in der theologischen Litteratur W. einen Namen sicherte, sind seine Vertheidigungsschriften der Prädestinationslehre der reformirten Kirche gegen den Universalismus des Professors Joachim Lange zu Halle. Der durch seine Vorliebe für den Militarismus bekannte König Friedrich Wilhelm I.

von Preußen, der sich, ohne das rechte Verständniß für innerkirchliche Fragen zu besitzen, aus politischen Rücksichten manche Uebergriffe auf kirchlichem Gebiete als Summepiscopus erlaubte, hatte einen förmlichen Haß gegen die Prädestinationslehre, welche doch ein solches Charakteristicum der reformirten Kirche, der er angehörte, bildet, daß diese selbst ohne solche gar nicht gedacht werden kann. Da ihm das Verbot, dieselbe in den Kirchen zu lehren, nicht genügte, so trachtete er darnach, sie durch Schriften in ihrer vermeintlichen Haltlosigkeit hinstellen zu lassen. Der genannte Lange wurde daher befohlen, eine Schrift für die sogenannte allgemeine Gnade zu schreiben. Dieser, bereits durch seine Streitschriften für die Pietisten gegen den Philosophen Christian Wolff bekannt, die ihn, nach L. Pelt, als einen streitbaren Theologen von mehr Gelehrsamkeit als Urtheil, mehr Gefühl als klarem Verstande zeigten, dem es bei manchen scharfsinnigen Einfällen doch gar sehr an Methode gebricht, schrieb in der dogmatischen Zerfahrenheit des Pietismus: „Die Evangelische Lehre von der allgemeinen Gnade, aus der heil. Schrift, mit Beistimmung der gesunden Vernunft, gründlich erwiesen und hernach wider die Einwürfe gegründet und befestiget, mit hinzugefügter Anweisung zu würdigem Gebrauch, auf allergnädigst Königliche Veranlassung vorgetragen" (Halle 1735). Auf den Befehl des Königs mußte diese Schrift für alle Kirchen seiner Lande angekauft werden, was nicht ohne vielfachen Aerger seitens der Reformirten geschah. In den nichtpreußischen Staaten, besonders in dem reformirten Hessen-Kassel, nahm man großen Anstoß an derselben. Hier schrieb der bereits hochbetagte W. aus eigener Anregung, aus Liebe zu seiner Kirche und nicht commandirt von seinem Landesherrn, folgende Gegenschrift: „Die heilsame Gnade Gottes aus der heil. Schrift vorgestellet, mit Verwerfung der sog. allgemeinen Gnade von Herrn Dr. J. Langen in einer Schrift vorgetragen, und mit gründlicher Widerlegung dessen vorgebrachter Beweisgründen, aufgesetzt" (Marburg 1735). W. zeigte mit der Reife des Urtheils, wie sie vor allem dem Alter eignet, wie nicht nur die ganze Heilige Schrift die Prädestinationslehre enthält, sondern auch wie die ganze Reformationsbewegung, auch die von Luther ausgegangene, prädestinationischen Gepräges war, und nur deßhalb auch auf die Rechtfertigungslehre allein aus Glauben, gegenüber der römischen Werkgerechtigkeit führte, und widerlegte Lange's Deductionen auf das gründlichste. Friedrich Wilhelm I. aber, der keinen Widerspruch ertragen konnte und aufs höchste durch diese Schrift des hessischen Predigers erbittert war, befahl Lange, sofort gegen dieselbe zu schreiben. Dieser ließ hierauf erscheinen: „Fester Grund der evangelischen Hauptlehre von der allgemeinen Gnade Gottes in bescheidener Prüfung der derselben von dem Herrn J. J. W. entgegengesetzten Schrift, die heilsame Gnade genannt, erwiesen von D. J. L." (Halle 1735). Diese zweite Schrift Lange's rief nicht bloß eine alsbaldige „Widerlegung des sogenannten festen Grundes" (Marburg 1735) durch W. selbst hervor, sondern auch seitens zweier anderer hessischen Theologen, eines Joh. Phil. Spitz: „Evangelische Lehre von der nicht allgemeinen Gnade" (Frankfurt 1735) und eines Georg Heinsius aus der Niedergrafschaft Katzenelnbogen: „Sendschreiben an seinen Timotheus von der Gnade Gottes" (Marburg 1736). Der Streit gewann immer größere Dimensionen. Dadurch, daß Professor Johann van den Honert zu Leiden die erstgenannte Schrift Waldschmidt's, übersetzt von Isaac le Long, 1737 zu Amsterdam mit einer Vorrede erscheinen ließ, verbreitete sich derselbe auch auf den niederländischen Boden und rief daselbst mehrere Arminianer und Lutheraner auf den Kampfplatz.

J. J. Moser, Beitrag zu einem Lexico der jetztlebenden luth. und ref. Theologen. — Acta hist. eccles. v. 1735 ff. — Strieder, Hess. Gelehrtengesch. — Herzog, Realencycl. — Schröckh, Christl. Kirchengesch. seit der Refor-

mation. 8. Theil. — J. R. Schlegel, Kirchengesch. des achtzehnten Jahrh. II. — F. Frensdorff, Briefe König Friedrich Wilhelm's I. an Hermann Pauli. Göttingen 1893. — H. Heppe, Kirchengesch. beider Hessen. — Handschriftl. Familiennachrichten. Cuno.

Waldschmidt: Wilhelm Ulrich W., Arzt, als Sohn von Johann Jacob Waldschmidt (s. o. S. 721) 1669 in Hanau geboren, studirte in Marburg, Gießen und Zürich, machte darauf längere wissenschaftliche Reisen durch Holland und England, wurde später Arzt der hessischen Truppen und übernahm 1691 die ordentliche Professur der Anatomie und Botanik in Kiel, 1693 auch die der Experimentalphysik. Seit 1719 war er erster Professor an der Universität, 1730 bekleidete er die Rectoratswürde. Er starb am 12. Januar 1731. W. war Mitglied der k. k. Leopold.-Carolinischen Akademie der Naturforscher und Verfasser einer ganzen Anzahl kleinerer in Gestalt von Dissertationen und akademischen Gelegenheitsschriften erschienener Arbeiten.

Vgl. Éloy, Dict. hist. IV. — Biogr. Lexikon. Pagel.

Waldstein: Albrecht v. W., s. **Wallenstein.**

Waldung: Wolfgang W., Schulmann und Arzt des 16.—17. Jahrhunderts. Zu Nürnberg im August 1555 geboren, studirte er in Wittenberg Philosophie und Physik, in Jena Medicin, wandte sich jedoch darauf dem Lehrerberufe zu; daneben freilich prakticirte er als Arzt und unterschrieb sich bis in sein höheres Alter: „Philosophiae magister et medicinae amator". Nachdem er seit 1582 an der Spitalschule und seit 1585 an der Sebaldschule zu Nürnberg unterrichtet hatte, wurde er 1592 an das akademische Gymnasium zu Altdorf berufen und erhielt 1608 die Professur der Physik an der Altdorfer Universität. Er starb, nachdem er viermal verheirathet gewesen war, am 18. October 1621 zu Nürnberg und wurde in Altdorf bestattet.

Waldung's zahlreiche Gelegenheitsschriften findet man bei Will verzeichnet. Sie behandeln mannichfache Themata allgemeineren Inhalts, wie das Lob des Frühlings, die Misère des Schulmeisterlebens, eine Vergleichung des Gelehrten- und des Kaufmannsstandes, oder aus der Theologie (von den guten und bösen Engeln), Philosophie, Naturkunde und Medicin (vom Makrokosmus, vom Nutzen des Aderlasses, von den Meteoren u. a.) und legen jedenfalls von seiner geistigen Regsamkeit und Vielseitigkeit Zeugniß ab. In seiner 1619 zu Amberg erschienenen „Lagographia" trägt er sorgsam alles zusammen, was antike und neuere Autoren vom Hasen erzählen, auch Fabeln und Sprichwörter, und bespricht seine Verwendbarkeit in der Arzneikunde. Außerdem hat W. auch ein paar unbedeutende Gelegenheitsgedichte, sowie fünf Schulkomödien, alles in lateinischer Sprache, abgefaßt: 1. „Orestes" (Altdorf 1593 und 1612); 2. „Oedipus" (ebd. 1596); 3. „Catharinae martyrium" (Nürnberg 1602); 4. „Aethiopicus amor castus" (ebd. 1605); 5. „Cymon Galesus" (ebd. 1616). Von diesen für das Altdorfer Schultheater bestimmten und am Stiftungsfeste der Anstalt am 29. Juni zur Aufführung gebrachten Stücken sind die beiden ersten merkwürdig als Versuche, die aus dem Alterthum erhaltenen Dramatisirungen der Orestessage und der Oedipuslegende zu einem Ganzen zu verschmelzen. So streicht W. im Orest zunächst den Agamemnon des Seneca auf einen Act zusammen, unterzieht dann im 2. und 3. Acte die sophokleische Electra, und zwar in der lateinischen Uebersetzung Naogeorg's (1558) dem gleichen Verfahren und hängt endlich als 4.—5. Act den euripideischen Orestes (lateinisch von Sig. Gelous 1551) an. Im Oedipus schweißt er den König Oedipus des Sophokles (Act 1—3), die Phönissen des Seneca und das gleichnamige Drama des Euripides (4—5) und die sophokleische Antigone (6—7) zusammen. Natürlich geht es dabei nicht ohne gewaltsame Kürzungen der Monologe und Dialoge ab: doch läßt sich ein gewisses Streben nach

Modernisirung der antiken Stoffe nicht verkennen; die Chorlieder fehlen gänzlich. — Etwas mehr Selbständigkeit verrathen die drei übrigen, in glatter Prosa geschriebenen Stücke, die W. selbst bescheidentlich als Dialoge (dialogi forma exhibitus oder transformatus) bezeichnet. In dem Aethiocipus amor schildert er die tugendhafte Liebe des Theagenes und der Chariklea nach Heliodor's Roman, versteht aber weder die weitläufige, in Aegypten, Delphi, Zakynthos, Memphis und Aethiopien spielende Handlung zu concentriren noch die mit Sentenzen gespickte Wechselrede lebendig zu gestalten. Besser gerathen ist die Bearbeitung der von Philipp Beroaldus (Opuscula 1509 Bl. 33b) übersetzten Novelle Boccaccio's von Cimon und Iphigenia (Dekameron 5, 1). Hier zeigen sich in der Vorführung des bäurisch-plumpen Helden, der (II, 4) ganz in der Weise des deutschen Fastnachtspiels bei der Liebeserklärung seinen Hausrath aufzählt, dem ohnmächtigen Fräulein ein stercus equinum unter die Nase hält und sich später von Schneider und Schuster über modische Kleidung belehren läßt, sowie in der Rolle des exemplarischen Schulmeisters Philoponus und des närrischen Knechtes Davus erfreuliche Ansätze zur Charakteristik, die er dem kräftigeren Talente Frischlin's oder Cramer's abgelernt haben mag. Aber dann gerathen des Autors pädagogische Grundsätze in Conflict mit dem von Paul Heyse so schön zum Ausdruck gebrachten Gedanken der Novelle, daß wahre Liebe (insanus amor, sagt W. im Vorworte) oft besser erzieht als die Ermahnungen der Eltern und Lehrer; und die zweite Hälfte des Stückes, in der sich Iphigenia völlig schweigend verhält und das Eingreifen des Lysimachus recht überraschend erfolgt, fällt gänzlich ab. Eine weitergehende Wirkung haben Waldung's Dramen trotz der beigedruckten Lobpreisungen seiner Freunde C. Rittershaus, M. Virdung und G. Mauricius des Jüngeren nicht ausgeübt; nur der Pegnitzschäfer S. v. Birken scheint, was ich z. Z. nicht nachprüfen kann, 1656 in seinem Nachspiele Sylvia den Cymon benutzt zu haben.

Will-Nopitsch, Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon 4, 164 (1758); 8, 380 (1808). — In Goedeke's Grundriß fehlt Waldung. — Ueber die offenbar dem Straßburger Theatrum academicum nachgebildete Altdorfer Schulbühne findet man einiges bei Will, Bibliotheca Norica 5, 252 (1777) und bei Franz, Der sächsische Prinzenraub (Marburger Diss. 1891) S. 35 zusammengestellt. — Ueber eine Aufführung des Orestes i. J. 1601 vgl. Bolte, Das Danziger Theater 1895, S. 30. J. Bolte.

Waldvogel: Prokop W., 1444—46. Im J. 1444 wohnte in Avignon, in der kleinen Hauptstadt des ehemaligen Kirchenstaats in Frankreich, ein aus Prag gebürtiger Silberschmied dieses Namens: Magister Procopius Valdfoghel, de civitate Praguensi, heißt er 1446 in der gleichzeitigen Ueberschrift eines Protokolls des Notars Jakob de Brieude. Er wohnte zusammen mit einem Schlosser aus der Diöcese Trier, Girard Ferrose, das Gold aber fehlte den beiden Freunden. Denn der Schlosser mußte eine Wanduhr an einen Juden (Davin?) verpfänden, der Silberschmied am 4. Juli 1444 dafür den Schlosser als Eigenthümer sämmtlicher Möbel des Hauses anerkennen. Sollte die Wanduhr nicht wieder eingelöst werden, dann dürfte Ferrose die Möbel aber vor dem nächsten Weihnachten nicht fortschaffen. W. fand aber die Mittel, sich von seinem Gesellschafter zu befreien. Den 26. August schon zahlte er ihm dreißig Gulden, man trennte sich, Ferrose aber mußte sich verpflichten, eine mechanische Schreibkunst (ars scribendi artificialiter), welche die beiden Gesellschafter kannten, innerhalb eines Kreises von zwölf Meilen nicht zu lehren. Mit dieser neuen Kunst war nämlich Geld zu verdienen. Schon am Tage nach dem Vertrag mit Ferrose, am 27. August 1444, macht W. sich verbindlich, Georg de la Jardina seine Kunst (ars scribendi) zu lehren: er hat daraufhin schon 10 und dann noch

27 Gulden von dem neuen Schüler erhalten. Dieser verspricht dem Meister einen Gewinn von 12 Gulden, 8 Gulden monatlich für den Unterricht, mit Einhaltung von je 3 Gulden bis zur Tilgung der Schuld. Ohne Erlaubniß dürfen weder Meister noch Schüler die Kunst bekannt machen (fuit tamen de pacto quod nullus non debeat instruere aliquem in dicta arte scribendi, nisi de licentia alterius). Noch ein Dritter lernte zu Avignon die mechanische Schreibkunst: der Jude Davin aus Caderousse, und zwar 1444 lateinisch, 1446 hebräisch. W. will dagegen von ihm die Kunst lernen, Zeuge aus Seide, Leinen, Zwirn, Kattun zu färben; auch will der Jude ihm ein Recept verschaffen, die Stoffe ohne Gebrauch des Feuers lila (blaßviolett) oder grün zu färben. Was die mechanische Schreibkunst betrifft, so muß Davin auf das allerbestimmteste sich verpflichten, das Geheimniß der Kunst zu wahren (nemini mundi dicere, notificare nec quovis modo revelare, per se nec per alium ullo modo, presentem scientiam in teorica nec practica, et nulli mundi eam docere neque revelare eam fuisse ostensam per quemvis). W. wurde durch Geldverlegenheit genöthigt, Möbel, Kleider, sogar Utensilien seiner neuen Kunst, an den Juden zu verpfänden. Aber auch noch ein Vierter und Fünfter wurden eingeweiht: der Magister Menaldus Vitalis und Arnaldus de Coselhac, die in Avignon studirten. Auch Vitalis muß seinem Lehrer auf dessen Geräthschaft einen Vorschuß geleistet haben, denn schon in einer Urkunde vom 4. Juli 1444 bekennt er (Procopius de Bragansis, argentarius, habitator Avonionis), daß er solches Geräthe (dicta instrumenta ad usum scribendi pertinencia) von dem genannten Vitalis (Baccalaureus in Decretis) in Gebrauch hat, und verpflichtet er sich, dasselbe zu jeder Zeit auf Verlangen des Eigenthümers sofort zurückzugeben. Den 18. Januar 1446 nahm W. wieder einen neuen Lehrling auf, Antonius de Teonte aus Toulouse, diesmal aber um ihn in seinem ursprünglichen Gewerbe zu unterweisen (instruere in arte argentarii; *aurifaber* wird W. in den Acten nirgends genannt). Im April des genannten Jahres wohnte er, und zwar bei der St. Desideriuskirche, im ersten Stock des Hauses eines Bartholomäus Rancuzel, mit seinem ehemaligen Gesellschafter Ferrose, von dem er sich im Sommer des Jahres 1444 in Unfrieden getrennt hatte, wieder zusammen. Geborgt wurde fortwährend. So war W. dem Karmeliterorganisten Martin Landescran fünf Golddukaten schuldig, welchen Betrag er am 30. April dem Notar Dionysius Hale entlieh, um mit der neuen Schuld die alte zu tilgen. Vitalis aber, der von Avignon wegzog, hatte den 5. desselben Monats den anderen Mitinhabern seinen Anspruch auf Mitbesitz des künstlichen Schreibmaterials um 12 Gulden verkauft; die eine Hälfte des Kaufschillings bekam er sofort, die zweite erhielt sein bevollmächtigter Freund Coselhac am 4. August 1446.

Was lehren uns aber die im J. 1890 zu Avignon aufgefundenen und von Requin herausgegebenen Notariatsacten mit Bezug auf Waldvogel's artificielle Schreibkunst? Wir wollen noch einmal die Acten reden lassen. Im Juli 1444 besitzt Vitalis und gebraucht W. von ihm: zwei ABC aus Stahl, zwei eiserne Formen, eine stählerne Schraube, Formen aus Zinn, und verschiedene andere zur Schreibkunst gehörigen Formen (duo abecedaria calibis et duas formas ferreas, unum instrumentum calibis vocatum vitis, quadraginta octo formas stangni *[sic!]* necnon diversas alias formas ad artem scribendi pertinentes). Die thörichte Frage des holländischen Professors R. Fruin (Een nieuwe mededinger van Gutenberg, im Gids, Amst. 1890, No. 8), ob nicht der litterarisch gebildete Vitalis besagte Instrumente erfunden, und dieselben dem Techniker W. zur Verbesserung anvertraut habe, verdient keine Erwägung. Oder hat etwa Dr. Humery in Mainz die 1468 ihm gehörende, von Gutenberg 1467 zu Eltvil gebrauchte Druckgeräthschaft erfunden? Nicht der Jurist Vitalis,

sondern der Silberschmied W. tritt überall als der Meister der geheimnißvollen Schreibkunst, als Anfertiger des dafür nöthigen Geräthes auf. Vitalis sowol wie Coselhac erhalten von ihm sämmtliche Werkzeuge aus Eisen, Stahl, Kupfer, Messing, Blei, Zinn und Holz (omnia instrumenta sive artificia scribendi tam de ferro, de callibe, de cupro, de lethono, de plumbo, de stagno et de fuste). Bei seinem Fortgang aus Avignon hat Vitalis auf das Evangelium geschworen, daß diese Wissenschaft des künstlichen Schreibens (dictam artem scribendi, per dictum Procopium artificialiter doctam) in der That eine wahrhafte Kunst sei, allen denen, die sie betreiben wollen und liebten, leicht, möglich und nützlich. Dies merkwürdige Zeugniß wurde auf Waldvogel's Wunsch diesem ausgestellt, und war wohl auf einen neuen „Fust" berechnet. Auch Davin erhielt nur von W. den ganzen künstlichen auf Lateinschrift berechneten Apparat (omnia artificia, ingenia et instrumenta ad scribendum artificialiter in litera latina), von Holz, Zinn und Eisen (una cum ingeniis de fuste, de stagno et de ferro). Genau wie Vitalis hat auch Davin dem W. Geld vorgeschossen auf eine gleiche Anzahl Buchstaben; bei Vitalis, im J. 1444, sind 48 Formen aus Zinn, in dem Vertrag vom 26. April 1446 sind es 48 in Eisen geschnittene Lettern (litteris gravatis in ferro). Davin wünschte die neue Schreibkunst auch auf die hebräische Sprache anzuwenden, und infolgedessen hat W. sich schon am 10. März verpflichtet, 27 in Eisen geschnittene hebräische Buchstaben (Procopius promisit et convenit — judeo facere et factas reddere et restituere viginti septem litteras ebraeycas formatas, scisas in ferro) für ihn herzustellen. Für den Laien haben wir es hier nicht bloß mit einer mechanischen Schreibkunst mittels Metalllettern, sondern ohne den geringsten Zweifel schon mit der eigentlichen Buchdruckerkunst mit gegossenen Typen, d. h. mit der Typographie zu thun. Sollte das wirklich der Fall sein, dann gebührt W. gegenüber Gutenberg die Priorität der Erfindung. Denn mit dem Todtschweigen meiner Bearbeitung des Straßburger Processes 1439, mit den Hirngespinnsten einer Reise Waldvogel's von Prag über Straßburg nach Avignon ist die Sache nicht abgethan. Nach der von Ulrich Zell um 1463 aus der Urofficin zu Mainz nach Köln verbreiteten Nachricht begann dieselbe 1450 mit dem Druck einer mit Missaltypen gedruckten (d. h. der 36zeiligen) Bibel, und das erste typographisch gedruckte Datum befindet sich auf den Ablaßbriefen vom Jahre 1454. Sollten dagegen der Silberschmied Prokop W., der Schlosser Gerhard Ferrose, die Gelehrten Menaldus Vitalis und Arnaldus de Coselhac, Georg de la Jardina und der Jude Davin, wovon keiner aus Avignon gebürtig, dort schon im J. 1444 als Stempelschneider, Schriftgießer, Schriftsetzer und Buchdrucker beschäftigt gewesen sein, dann könnte ich nur mit dem Seufzer Sic transit gloria scientiae humanae die Feder niederlegen. Allein so klar liegt die Sache denn doch nicht! Von Kalligraphie und Xylographie freilich ist bei der mechanischen Schreibkunst zu Avignon 1444—1446 nicht die Rede. Daß weder von Papier oder Pergament noch Druckerschwärze, wie 1455 zu Mainz, gesprochen wird, verschlägt auch nichts, die ars scribendi artificialiter umfaßt diese Dinge von selbst. Aber folgende Bedenken stehen dem neuen böhmisch-französischen Anspruch im Wege: 1. die urkundlichen Geldbeträge waren für die Herstellung einer oder mehrerer wirklichen Buchdruckereien viel zu gering; 2. das doppelte Alphabet aus Stahl, die 48 Typen, einmal von Zinn, ein anderes Mal von Eisen, die 27 bestellten hebräischen Buchstaben waren keine Druckschriften, denn dazu wäre ihre Zahl viel zu gering und es waren auch keine Schriftstempel im typographischen Sinn, denn damit konnten weder die Studenten noch die Zeugfärber ohne die Hauptsache, die Gießform, etwas anfangen; 3. die Art der verlangten Verschwiegenheit, einmal für einen Umkreis von 12, ein anderes Mal für einen solchen von 30 Meilen, deutet nicht auf

eine so complicirte Technik wie die Typographie; 4. Unterricht und Honorar lassen nicht auf eine wirkliche Buchdruckerei schließen, dies auszuführen würde uns hier aber viel zu weit führen; 5. es ist nicht wahrscheinlich, daß die Existenz von wenigstens sechs eigentlichen Typographen zu Avignon während der Jahre 1444, 1445 und 1446 so spurlos hätte verschwinden können. Unzulängliche Versuche, Schrift herzustellen ohne Rohr und Feder, sondern mittels dauernder Typen von Metall, obgleich wir das Wie nicht mehr ergründen können, liegen in den Nachrichten der Notariatsregister von Jacques de Brieude und Pierre Agulhac, Avignon 1444—46, allerdings vor; aber die Typographie hat Prokop W. von Prag weder erfunden noch ausgeübt.

Seit dem von mir durch die Costerlegende 1870 gegebenen Anstoß hat die kritische Forschung Gutenberg's Anspruch so unzweifelhaft festgestellt, daß die Wiederaufwärmung der Costerlegende, die auf thörichte Weise seitdem sogar von Deutschen versucht ist, keinen Anspruch auf wissenschaftliche Beachtung hat. So urtheilen nicht allein die wenigen wirklich sachkundigen Holländer wie mir unter der Hand kund geworden ist, namentlich die Herren Campbell, Tiele und Fruin sondern auch das unparteiische Ausland. So sagt der dänische Oberbibliothekar Bruun am Schluß seiner Zurückweisung des neuen Costerschwindels: Antonius v. d. L. hat Recht, daß er diese Geschichte eine Legende genannt hat. Und Castellani, Oberbibliothekar von San Marco in Venedig, kommt zu dem Ergebniß, che il vero inventore della tipografia è Giovanni Gutenberg.

L'Abbé Requin, L'Imprimerie à Avignon en 1444 (Paris 1890). Vgl. von dems. Origines de l'Imprimerie en France (Journal Général de l'Imprimerie vom 28. Februar 1891). — A. J. Biegelaar, De Boekdrukkunst te Avignon (Dietsche Warande, Löwen 1892, p. 154). — Chr. Bruun, De nyeste Undersögelser om Bogtrykkerkunstens Opfindelse (Kop. 1889). — C. Castellani, Da chi è dove la stampa fu inventata? (Florenz 1888). Ders. L'origine tedesca e l'origine olandese dell' invenzione della stampa (Venezia 1889). v. d. Linde.

Walemburch: Adrian und Peter W., zwei Brüder, die sich im 17. Jahrhundert als katholische Controversschriftsteller berühmt gemacht haben. Sie waren geboren zu Rotterdam. Nach einigen stammten sie aus einer reformirten Familie, wären also zu den Convertiten zu zählen. Sie studirten in Frankreich die Rechte und erwarben sich den Doctorgrad, traten dann aber in den geistlichen Stand ein. Wegen der religiösen Wirren verließen sie Rotterdam und siedelten zunächst nach Düsseldorf über, dann nach Köln. Hier wurde Adrian Canonicus am Dome. 1656 nahm er als Abgeordneter des Kurfürsten Maximilian Heinrich an den Verhandlungen der holländischen Generalstaaten theil. 1661 ernannte ihn der Kurfürst zum Generalvicar und Weihbischof und consecrirte ihn am 30. November 1661 zum Titulaturbischof von Adrianopel. Er starb zu Wiesbaden am 11. September 1669 und wurde im Dome zu Mainz begraben. Peter erhielt einige Canonicate zu Mainz und wurde 1658 als Titularbischof von Mysia zum Weihbischof des Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn ernannt. Nach dem Tode des Bruders siedelte er als Weihbischof nach Köln über und starb dort am 21. December 1675. Im J. 1669—70 erschienen die Controversschriften der beiden Brüder gesammelt in zwei Foliobänden zu Köln; „Tractatus de controversiis fidei". Der erste Band enthält 9 tractatus generales, der zweite 16 tractatus speciales, darunter den einzigen deutsch geschriebenen: „Einfältiger Catholischer, d. i. ein Weiß, wie ein jeglicher einfältiger Catholischer, auch Ackersmann, so Lesens erfahren, seinen catholischen Glauben aus h. Schrift gegen alle Ketzer vertheidigen könne." Leibniz sagt in einem Briefe an Simon Löffler vom Jahre 1669 (Epistolae ed. Kortholt

4, 243): Petrus longe alio eruditione superior, et quae illi ediderunt fere omnia sunt Petri. Adrianus tantum operam dedit, ut libri Coloniae imprimerentur. Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels (s. A. D. B. VI, 284) sagt von den beiden Brüdern (bei Räß VII, 405), ihre schriftstellerische Milde und Mäßigung sei jedermann bekannt.

Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis p. 8, 283. — Foppens, Bibliotheca Belgica II, 1018. — Räß, die Convertiten VII, 397. — Hurter, Nomenclator II, 78. — Werner, Geschichte der apologet. u. polem. Literatur IV, 586.

Reusch.

Walesrode: Ludwig Reinhold W., Journalist, geboren am 14. April 1810 zu Altona, † am 20. März 1889 in dem Männerkrankenhaus Salon bei Ludwigsburg, war der Sohn des jüdischen Musikers J. C. Cohen, der seinem Namen den seiner Vaterstadt Walsrode in der Lüneburger Heide beigefügt hatte. Ludwig selbst schrieb sich schlechtweg Walesrode; als Schriftsteller gebrauchte er zuweilen das Pseudonym Emil Wagner. Auf dem Christianeum, dem akademischen Gymnasium von Altona, vorgebildet, bezog er im J. 1832 die Universität München, um dort Philologie zu studiren, trieb aber mehr Philosophie und bemühte sich daneben eifrig um das Verständniß der alten und neuen Kunst. Schon damals nahm das Cotta'sche Morgenblatt Beiträge von ihm auf. Im J. 1835 wurde W. Hauslehrer in Danzig, von wo er im J. 1837 nach Königsberg i. Pr. übersiedelte. Hier gab er Unterricht in der englischen Sprache und Litteratur, veröffentlichte auch im J. 1840 eine Uebersetzung von Shakespeare's Gedichten im Versmaaße des Originals. Neben lebhafter Thätigkeit als Journalist hielt er seit dem Winter 1841 Vorlesungen über Zeitfragen, welche im J. 1842 unter dem Titel: „Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit" im Drucke erschienen und in kurzer Frist mehrere Auflagen erlebten. Mit Joh. Jacoby befreundet, gerieth W. jetzt immer tiefer in die Politik hinein und diente der radicalen Partei als beliebter Humorist und Satiriker. Man fand in seiner Schreibweise eine Verbindung von Börne'scher Schärfe mit Jean Paul'scher Weichheit. Eine zweite Schrift „Unterthänige Reden" aus dem Jahre 1843 trug ihm ein Jahr Festungsstrafe ein, das er im J. 1845—46 zu Graudenz verbüßte. Seine Feder rächte sich durch ein Pamphlet „Der Humor auf der Anklagebank". Ein „Königsberger Taschenbuch", das er im J. 1846 mit Joh. Jacoby u. a. herausgab, erlebte nur diesen einen Jahrgang und eine humoristisch-satirische Wochenschrift „Die Glocke" brachte ihn nach lebhafter Betheiligung an der Bewegung der Jahre 1848 und 1849 wieder auf 9 Monate ins Gefängniß. Die Königsberger Bürgerschaft, die er bald nach der Uebersiedelung in ihre Stadt mit einem „humoristischen Fremdenführer durch Königsberg" erfreut hatte, wählte ihn im J. 1850 in ihr Stadtverordnetencollegium; allein die zahlreichen polizeilichen Maßregelungen entleideten ihm den dortigen Aufenthalt so sehr, daß er im J. 1854 nach Hamburg übersiedelte. W. redigirte hier mit Karl Volckhausen den „Kompaß", der aber bald wieder einging, und im J. 1862 in Berlin das Wochenblatt „Der Fortschritt". Mit diesem zog er, um den häufigen Preßprocessen zu entgehen, im J. 1863 nach Gotha. Die dortigen Stadtbehörden verliehen ihm als Schutz gegen die preußischen Auslieferungsgesuche das Bürgerrecht. Als aber im J. 1866 in Gotha der preußische Einfluß überwog, ging W. nach Stuttgart. Er fand daselbst politischen Anschluß bei der württembergischen Volkspartei und führte im Verkehr mit litterarischen Genossen, wie W. Vollmer, E. Höfer, M. Hartmann und F. Freiligrath, dem er besonders nahe stand, ein bescheidenes aber behagliches Junggesellenleben. Sein milder und weitherziger Sinn erwarb ihm auch über den Kreis seiner Parteigenossen hinaus manche Freunde. Walesrode's litterarische Thätigkeit be-

stand zumeist in feuilletonistischen Beiträgen humoristischen Inhaltes für demokratische Zeitungen und Zeitschriften. Dem Schwabenlande, in dem er sich allmählich ganz heimisch fühlte, trug er seine Dankesschuld ab mit einer anziehenden Beschreibung der Ulmer Gewerbeausstellung des Jahres 1872, welche in zweiter, unveränderter Auflage im folgenden Jahre unter dem Titel „Deutscher Fleiß und deutsches Werk. Culturhistorische Skizzen und Bilder“ erschien. Von seinen zerstreuten Humoresken veröffentlichte W. im J. 1869 eine Auswahl als „Lose Blätter“ Bd. 1 (u. einz.). Eine bleibende Stätte in der Gunst der deutschen Familien verdient die im J. 1857 zum ersten, im J. 1881 zum zweiten Male ausgegebene Idylle in Prosa „Der Storch von Nordenthal. Ein wahrhaftiges Märchen“, welche sich den besten Stücken von Andersen zur Seite stellen darf.

W. fand, nachdem er wegen Altersschwäche am Ende des Jahres 1888 in das Männerkrankenhaus Salon bei Ludwigsburg übergesiedelt und dort an einem Schlaganfall gestorben war, sein Grab auf dem Uffkirchhofe zu Cannstatt in unmittelbarer Nähe des Freiligrath-Denkmals. Seine Freunde ließen einen Obelisk aus Granit mit einem Bronzerelief von A. Donndorf darauf stellen.

Vgl. Brümmer, Lex. d. deutsch. Dichter II, 447. — Gottschall, Die deutsche Nationallitt. II (1861), 675 ff. — Buchner, F. Freiligrath II (s. d. Reg.). — G. Freiligrath, Beiträge zur Biogr. F. Freiligrath's S. 105. — Nekrolog im (Stuttgarter) Beobachter, Jahrg. 1889 Nr. 71.

A. Wintterlin.

Walja, König der Westgothen, a. 413—419, der Nachfolger des Sigrich (s. A. D. B. XXXIV, 301), der sehr feindlich gegen die Römer in seinem (spanischen) Reich aufgetreten war. W. verbesserte sofort die Behandlung der römischen Kaisertochter Placidia, der Wittwe Athaulf's (s. A. D. B. I, 630), führte aber die Kämpfe gegen die römischen sowie gegen die vandalischen (asdingischen und silingischen), alanischen, suebischen Besatzungen der Städte fort, von Barcelona westlich an der Südküste Spaniens bis nach Cadix vordringend. Gleichwol nahm er in dem vielumstrittnen Lande den alten Plan Alarich's I. (s. A. D. B. I, 173) wieder auf, nach Afrika überzusetzen: trennte jetzt doch nur die schmale Meerenge von jenem gepriesenen Kornlande; Stürme und der Mangel an Schiffen brachten ihn davon ab. Als nun aber Constantius, der Feldherr des Kaisers Honorius, seine Absichten auf die Hand von dessen Schwester Placidia erneuerte und mit einem Heere die Pyrenäen überschritt, war W. sehr bereit, seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen. Placidia ward nun aus einem Hinderniß der Versöhnung — Constantius hatte sie Athaulf nicht lassen wollen — eine Beförderung des Verständnisses. W. erhielt für ihre Auslieferung 600 000 Scheffel Weizen für sein darbendes, in unstätem Fechten und Umherziehen vom Ackerbau abgehaltenes Volk und übernahm die Verpflichtung, im Dienste des Kaisers die andern in der Halbinsel eingedrungenen Barbaren zu bekämpfen; nun traten die Westgothen in die Stellung von Bundesvölkern, die 412—415 jenen andern Barbaren vom Kaiser eingeräumt worden war; ihre Siege von 416—418 gelten als Siege des Kaisers, W. sendet gefangene Vandalenkönige an Honorius, der sie zu Rom im Triumph aufführt. Gegen die schwächern Nachbarn — Silingen und Alanen — erfocht W. manche Vortheile, auch die stärkeren Asdingen drückte er in die gallicischen Gebirge zurück.

Aber schon Ende 418 zog das Volk aus Spanien wieder völlig ab und erhielt durch Vertrag die römische Provinz Aquitanica secunda mit den Städten noch einiger Nachbarlandschaften, das später Septimanien genannte Gebiet (s. die Umgrenzung und die Aufzählung der wichtigsten Städte „Könige der Germanen“ V, 68 f.), in Spanien behielten sie damals nicht Landschaften, abgesehen von

ihren im Dienste der Römer in einzelnen römischen Städten verbleibenden Besatzungen.

Die Anregung zu der Rückwanderung ging wol von den Römern aus: man wollte die Westgothen in der entlegenen Halbinsel nicht allzu mächtig werden lassen, aber auch W. mochte das fruchtbare Land an der Garonne dem durch lange Kämpfe stark mitgenommenen Spanien vorziehen und der Gebirgskrieg gegen die nun zusammengeschlossene vandalische und suebische Macht bot mehr Gefahren denn verlockende Aussichten. Schon im J. 419 starb W., seine Tochter ward die Mutter des Kaisermachers Rikimer; sein Nachfolger Theoderich I. war ihm nicht verwandt.

Quellen und Literatur: Könige der Germanen V. Würzburg 1870.

Dahn.

Wallach: Joseph W., Arzt, geboren am 21. Juli 1813 in Kassel, studirte von 1832—36 die Heilkunde in Marburg und erlangte hier 1836 mit der Inauguralabhandlung: „Nonnullae de osteomalacia, ejus origine et in pelvim imprimis effectu quaestiones, subjuncta quaestionis cujusdam caesariae historia et pelvis repertae descriptione“ die Doctorwürde. Nach Erledigung des Staatsexamens in Kassel beabsichtigte er sich an diesem Orte als Arzt niederzulassen; doch wurde ihm die Erlaubniß hierzu von der Regierung verweigert. 1841 hielt er sich in den Vereinigten Staaten als Arzt auf, kehrte aber 1842 nach Europa zurück und ließ sich in einem kleinen Ort Wolfhagen nieder, wurde 1843 nach Bockenheim versetzt und 1845 in die Stellung als Leibarzt des in Frankfurt residirenden Kurfürsten Wilhelm II. berufen. 1847 unter die Frankfurter Aerzte aufgenommen, war er hier bis zum Frühjahr 1876 praktisch und schriftstellerisch thätig. Infolge eines im Herbst 1876 seitens eines Patienten auf ihn gemachten Mordversuches erkrankte er schwer und starb am 21. März 1878. W. war Mitarbeiter an Haeser's Archiv, Siebold's Monatsschrift, Canstatt's Jahresbericht und verfaßte außer zahlreichen Aufsätzen für die genannten Zeitschriften, für Virchow's Archiv, Casper's Wochenschrift u. a. noch eine Reihe von Uebersetzungen ausländischer Schriften, so von Royle „Ueber das Alterthum der indischen Medicin“ (Kassel 1839); von Henry Holland, „Bemerkungen und Betrachtungen aus dem Gebiete der Medicin“ (Heidelberg und Leipzig 1840) und von Marshall Hall, „Von den Krankheiten des Nervensystems“ (Leipzig 1842). Mit Stilling veröffentlichte er: „Untersuchungen über die Textur des Rückenmarks“ (ebda. 1842) und selbständig: „Das Leben des Menschen in seinen körperlichen Beziehungen für Gebildete dargestellt“ (Frankfurt 1859; 2. Aufl. Erlangen 1869).

Vgl. Biogr. Lex. VI, 179. Pagel.

Wallbaum: Mathäus W., ungemein fruchtbarer Augsburger Goldschmied des beginnenden 17. Jahrhunderts. Er stammt aus Holstein und ist seit 1582 in Augsburg als „Störer“ thätig, d. h. er arbeitet für Meister und Besteller gegen Stücklohn ohne als Geselle eingeschrieben zu sein, oder das Meisterrecht erworben zu haben. Erst nach 1588 scheint er in die Zunft aufgenommen worden zu sein. Ein (Wallnuß-?) Baum ist sein Stempel, den man zuerst auf dem berühmten Pommerschen Kunstschrein im Kunstgewerbemuseum zu Berlin bemerkt hat. Außerdem sind etwa 40 Arbeiten von ihm bekannt, fast ausnahmslos in Ebenholz und Silber. Darunter Zimmeraltäre, Kußtafeln, Kassetten. Fast jede größere Sammlung in Deutschland besitzt etwas von ihm.

Goldschmiedeacten im Augsburger Stadtarchiv. — Kugler, Beschreibung der Kunstkammer zu Berlin. — Rosenberg, Der Goldschmiede Merkzeichen Nr. 140.

Rosenberg.

Wallenius: Jakob W., im Gebiet der schwedischen und deutschen Litteratur und Geschichte verdient, ward am 13. December 1701 zu Hvittinge in Upland geboren und starb am 3. Januar 1819 als Pastor zu Patzig auf Rügen. Nachdem er seit 1773 in Upsala die Kathedralschule und Universität besucht hatte, bestand er 1781 das Examen pro venia concionandi und 1782 das examen oeconomicum. Sodann 1783 nach dem Tode seines Vaters nach Pommern übergesiedelt ward er am 7. September in Greifswald Magister der Philosophie und habilitirte sich 1785 daselbst als Privatdocent für griechische Sprache und Litteratur, wurde 1793 Lehrer der schwedischen Sprache und Mitglied der Gesellschaft deutscher Sprach- und Litteraturforscher und 1794 Mitglied der historischen Gesellschaft zu Upsala. Sein pädagogisches Geschick erwarb ihm 1795 die Auszeichnung Lehrer der Prinzessin Luise Charlotte von Mecklenburg-Schwerin, damals erkorenen Königin von Schweden, zu werden; in demselben Jahre wurde er zum Professor des deutschen Stiles, der Aesthetik, der Latinität und der morgenländischen Sprachen ernannt. Schriftstellerisch entfaltete er eine reiche Thätigkeit und verfaßte eine Menge von Dissertationen und Abhandlungen theologischen, philologischen und litterarhistorischen Inhalts, theils in schwedischer, theils in lateinischer Sprache und hielt auch wiederholt Festreden an den Geburtstagen des Königs. Für die pommersche Specialgeschichte ist seine Schrift über den berühmten Generalsuperintendenten J. Fr. Mayer († 1712): „Schediasma literarium de fama et meritis J. Fr. Mayer“ (1795) von Bedeutung, sowie seine Gedächtnißrede auf den Regierungsrath A. Fr. v. Olthof (1795): oratio in decessum J. Gust. Dubb. Vestrogothi (1798) u. A. Der Ausbruch des französisch-schwedischen Krieges hinderte die Fortsetzung des „Schediasma de poetis svecanis celebrioribus“ und der Dissertationen „de linguae Svecanae aetatibus“, so daß der Verfasser nur bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts kam, er handelt zuletzt von dem Einfluß des dreißigjährigen Krieges auf die schwedische Sprache; von den berühmten schwedischen Dichtern ist der Erzbischof Haguin Spegel der letzte, dessen Schriften angeführt und beurtheilt werden. Außerdem war er von 1785—1790 Mitarbeiter des Schwedisch-Teutschen Wörterbuchs von Möller. Um die Greifswalder Universitätsbibliothek, bei welcher er 1786 als Unterbibliothekar angestellt wurde, erwarb er sich, durch eine früher geübte Thätigkeit bei der Stralsunder Rathsbibliothek vorbereitet, mannigfaltige Verdienste und fertigte u. A. von 1786—1796 die Real-, Nominal- und Repositorienkataloge derselben an. Von der Universität Rostock 1806 zum Doctor der Theologie ernannt, ward er in demselben Jahre als Prediger ordinirt, verwaltete eine kurze Zeit die ihm angetragene Predigerstelle im schwedischen Feldlazareth zu Greifswald und ward 1810 zum Pastor in Patzig auf der Insel Rügen ernannt, wo er bis an sein Lebensende thätig blieb und auch an einem Memorabilienbuch über die Kirche und Gemeinde zu Patzig arbeitete.

Selbstbiographie, schwedisch abgefaßt und mit Randglossen versehen. — Einem von ihm selbst verfaßten Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften dat. Patzig den 16. Mai 1816 ist eine kurz gefaßte Meritenliste angefügt, welche die Hauptdaten seines Lebens enthält. — Kosegarten, Gesch. d. Universität Greifswald I (1857), 304—305. Häckermann.

Wallenrod: Konrad v. W., aus einem bedeutenden fränkischen Adelsgeschlechte entsprossen, Hochmeister des Deutschen Ordens vom 12. März 1391 bis an seinen Tod, 25. Juli 1393. Diese kurze Regierung Wallenrod's, welcher, nachdem er Pfleger, Komtur, oberster Marschall, Großkomtur und zuletzt fast sieben Monate lang Ordensstatthalter gewesen war, in einer Versammlung von drittehalbhundert Rittern einhellig auf den hochmeisterlichen Stuhl erhoben wurde, ist eine der unheilvollsten gewesen, die je ein Hochmeister geführt hat. Als ein

tapferer und kriegslustiger Ritter hat er sowol als Statthalter wie als Meister mehrfache große Kriegszüge nach Litthauen theils selbst geleitet, theils durch andere Gebietiger ausführen lassen, aber auch seine Reisen blieben trotz manches gelungenen Schlages ohne jeden ernsten, nachhaltigen Erfolg, und die oft außerordentlich zahlreich dazu erschienenen Fürsten und Herren aus Deutschland, Frankreich und England mußten sich mit der hochgepriesenen Ehre begnügen, an dem im Feindeslande gehaltenen Ehrentische die Ritterwürde empfangen zu haben. Daß der politisch gewandte, stets zielbewußte Litthauerfürst Witowd sich durch seinen Vetter, den Polenkönig Wladislaw Jagiello, wieder einmal vom Bunde mit dem Orden abziehen ließ, daß die piastischen Herzöge von Masowien, bisher des Ordens Freunde, sich mehr und mehr dem neuen Polenkönige näherten, endlich daß auch von den Pommernherzögen einer und der andere bisweilen mit diesem trotz vertragsmäßiger Verpflichtung gegen den Orden in Bündniß trat, wodurch den Ordenslanden gerade die Verbindung mii Deutschland gefährdet, selbst völlig abgeschnitten werden konnte, war doch nicht des Meisters Schuld. Auch als die Neumark von dem eigenen Markgrafen, dem luxemburgischen Ungarnkönige Sigismund, wieder zum Kaufe angeboten wurde, ging auch K. v. W. nicht darauf ein, und ebenso wies er den anscheinend von derselben Quelle ausgegangenen, damals doch nur noch abenteuerlichen Plan einer Theilung Polens vorsichtig zurück. Dafür aber ließ er sich durch den Herzog Wladislaw von Oppeln, einen verbitterten Feind des litthauischen Polenkönigs und Parteigänger der Luxemburger, verleiten, unbestritten polnisches Gebiet zunächst nur in Pfandschaft, zuletzt aber durch Kauf in festen Besitz zu nehmen: zuerst einen wichtigen Brückenkopf am linken Ufer des polnisch-kulmischen Grenzflusses Drewenz, dann sogar das ganze polnische Herzogthum Dobrzin (zwischen Drewenz und Weichsel und bis nach Bromberg hin); unzureichende polnische Truppen wurden durch ein Ritterheer leicht hinausgeschoben. Dadurch gewann König Wladislaw, der als christlicher Polenkönig dem Orden nicht weniger feindlich gesonnen war wie ehemals als heidnischer Litthauerfürst, berechtigten Grund zu bitteren Klagen. Bei den eigenen Unterthanen, zumal in den maßgebenden städtischen Kreisen, begann dieser Hochmeister die Unzufriedenheit mit der ritterlichen Fremdherrschaft zu erwecken, indem er, anders wie seine Vorgänger und wie auch noch sein nächster Nachfolger, bei dem gewaltig anwachsenden Eigenhandel des Ordens die rücksichtsloseste Konkurrenz gegen jene ausüben ließ. Vollen Haß aber hegten gegen ihn die Mönche und alle ihnen nahestehenden Kreise, und es mag wol sein, daß er, wenn auch Thatsachen nicht vorliegen, gegen die Klöster und ihre Insassen, die vom Deutschen Orden niemals sonderliche Förderung erfahren haben, seiner Abneigung kein Hehl gemacht hat. Wegen „seines Charakters und seiner Tyrannei“ nannte man ihn dort Julian (den Abtrünnigen) und beglückwünschte sich ob seines frühen Todes. Ueber seinen Tod, der anscheinend die Folge einer schweren inneren Entzündung gewesen war und erschreckend schnell erfolgte, gingen schon gleichzeitig die allerbösesten Gerüchte. — Daß er sich selbst „in seinen Urkunden Conradus Tiber v. W.“ und dazu „von Gottes Gnaden“ genannt hätte, ist eine der zahllosen lügnerischen Erfindungen Simon Grunau's, der bekanntlich aus Haß gegen die Reformation und den Deutschen Orden die preußische Geschichte auf das ärgste gefälscht hat.

J. Voigt, Geschichte Preußens V (1832). — Caro, Geschichte Polens III (1869). — Scriptores rerum Prussicarum II u. III (1863, 1866). — Scr. r. Warmiensium I (1866), S. 81.

K. Lohmeyer.

Wallenrodt: Johanne Isabelle Eleonore v. W., Schriftstellerin, geboren am 28. Februar 1740 in Uhlstädt bei Orlamünde als Tochter eines Freiherrn v. Koppy, der jedoch schon nach wenigen Jahren starb und seine

Wittwe mit neun meist unerzogenen Kindern auf einem stark verschuldeten Gute zurückließ. Isabelle erhielt durch ihre Mutter, wie auch durch einen Oheim eine vortreffliche Erziehung, las viel, besonders gern Gellert's Werke, und hatte in dem gastfreien Hause ihrer Mutter auch reiche Gelegenheit geselligen Umgang zu pflegen, die noch durch die vielen Einquartierungen während des Siebenjährigen Krieges stark vermehrt wurde. Im Winter 1760 lernte sie den preußischen Rittmeister Gottfried Ernst v. Wallenrodt kennen, verlobte sich mit ihm und wurde am 9. Februar 1762 in dem Dorfe Schrebitz, wo er damals stand, mit ihm vermählt. Die beiden Gatten führten nun während und auch noch nach der Kriegszeit ein abwechslungsreiches, bewegtes Leben, mußten im Winter auf 1763 nach einem Dorfe bei Breslau übersiedeln und konnten sich erst einige Jahre später in einer Vorstadt Breslaus niederlassen. Eine große Zahl von Kindern vermehrte bald die Familie und veranlaßte ebenso wie das ziemlich kostspielige Auftreten des Herrn v. W. nicht unbeträchtliche Ausgaben, so daß Isabelle, als ihr Gatte nach längerer Krankheit am 4. Februar 1776 starb, mit ihren noch am Leben gebliebenen fünf Kindern in ziemlich dürftiger Lage zurückblieb, die sich dadurch noch trauriger gestaltete, daß die erhoffte Pension zu Lebzeiten Friedrich's d. Gr. nicht gewährt wurde und auch Isabellens Mutter um den größten Theil ihres Vermögens gekommen war. In den folgenden Jahren lebte nun Frau v. W. mit ihren Kindern theils in Breslau, theils auf dem Lande in immer drückender werdenden Verhältnissen. Eine kleine Pension, die ihr nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's II. gewährt wurde, half nur wenig zum Bessern; verschiedene Aussichten, eine neue Ehe einzugehen, schlugen fehl. Auch in Berlin, wohin Frau v. W. bald darauf übersiedelte, hatte sie immerfort mit Noth und Sorgen zu kämpfen. Als alle Versuche, sich durch gewerbliche Thätigkeit einen Unterhalt zu verschaffen, fehlschlugen, griff sie endlich, nachdem sie Anfang der neunziger Jahre nach Leipzig gezogen war, zur Feder und veröffentlichte mehrere Romane, als ersten „Die drei Spinnrocken (nicht Spinarcken, wie bei Schindel und bei Goedeke steht) oder Bertha von Salza und Hermann von Thüngen, aus dem 12. Jahrhundert" (Leipzig 1793). Kleine Gedichte, besonders zu Familienfesten, hatte Frau v. W. schon in ihren Kinderjahren und später in Breslau verfaßt, auch in Berlin eine Sammlung derselben drucken lassen, die aber freilich ebenso wie die meisten ihrer Romane nur wenig Anklang fanden. Sie selbst hat sich in ihrer unendlich breit ausgesponnenen, aber rücksichtslos offenherzigen Lebensbeschreibung (Bd. 2, S. 611 ff.) gegen Kritik und Publicum eingehend zu vertheidigen und die einzelnen Werke in ein besseres Licht zu setzen versucht. Freilich vergebens; öde Langweiligkeit einerseits, widerliche Ausmalung raffinirter Sinnlichkeit andrerseits konnten diesen Schriften weder damals noch in der Folge zu irgendwelcher Anerkennung verhelfen. Ueber ihre dramatische Fortsetzung von Schiller's Räubern, die 1801 unter dem Titel „Karl Moor und seine Zeitgenossen nach der Abschiedsscene am alten Thurm" erschien, sagt Boas (Schiller's Jugendjahre II, 89): „sie gehört zu dem widerwärtigsten Flitterputz, mit dem die kriechende Travestie einer echten, stolzen Moral jemals ihren dürren Leib behängt hat". Ihre letzten Lebensjahre verbrachte die Verfasserin unter der Pflege ihrer zweiten Tochter, einer Frau v. Krockwitz, in Lampersdorf bei Bernstadt in Schlesien, wo sie am 11. October 1819 starb. Auch ihre älteste Tochter, Auguste Freiin v. Goldstein, sowie ihre jung verstorbene Enkelin, Clara Maria Aurora Freiin v. Goldstein, sind schriftstellerisch thätig gewesen.

Außer den bei Schindel (II, 400 ff.) und bei Goedeke (V, 401 u. 476 f.) aufgezählten Werken der Frau v. W. ist noch eine pseudonym veröffentlichte Broschüre mit dem Titel „Pflicht und Vortheil der Deutschen in einem Send-

schreiben an den Adel und die Ordensritter der deutschen Länder" zu nennen. Das bei Goedeke angeführte Werk „Adelaide" ist nicht von ihr, sondern ein Erzeugniß ihrer Tochter Auguste.

Schindel. Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrh. II, 398—402.

Max Mendheim.

Wallenstein: Albrecht v. W.*)

Wallenstein: Gottfried v. W., fürstlich hessischer geheimer Rath, Hofrichter und Hofmeister, wurde als Sohn Philipp Ludwig's v. W. und seiner Gattin Elisabeth geborenen v. Berlepsch am 27. Mai 1607 geboren (Zwilling). W. wurde im Jahre 1614 von seinem auf dem Familienstammgute W. angesessenen Vater nach dem nahen Hersfeld auf das dortige Gymnasium geschickt, wo er vier Jahre verblieb. Von 1620 an besuchte er mehrere Jahre das hessische Rittercollegium Mauritianum in Kassel. Von Kassel aus trat er dann zur Vervollkommnung seiner Ausbildung eine längere Reise nach Straßburg, Genf und durch Frankreich an. Schon während seiner Studien auf dem Mauritianum hatte W. Gelegenheit gehabt, bisweilen an den Hof des Landgrafen Moritz des Gelehrten zu kommen, wo der junge Landgraf Wilhelm V., der Held des dreißigjährigen Krieges, an dem aufgeweckten Jüngling Gefallen gefunden hatte. Als nun W. aus Frankreich zurückkehrte, ernannte ihn Landgraf Wilhelm, der bereits für eine von ihm beabsichtigte, aber nicht zur Ausführung gelangte Reise nach Frankreich seine Begleitung gewünscht hatte, zu seinem Hofjunker. Am 28. April 1636 verehelichte sich W. mit Juliane Elisabeth v. Uffeln, Tochter des hessischen Geheimen Raths, Kammermeisters und Generalkriegscommissars v. U. und der Apollonia Elisabeth, geborenen von Edelkirch, die ihm in fast 26jähriger Ehe 12 Kinder — 8 Söhne und 4 Töchter — gebar, welche jedoch mit Ausnahme des ältesten Sohnes Christian Wilhelm v. W., hessischen Oberamtmanns der Städte und Aemter Homberg und Borken, früh verstarben. Die ersten Jahre der Ehe Wallenstein's waren sehr trübe. In der bösen Kriegszeit wurde auch das Gut Wallenstein eingeäschert, so daß das junge Paar des eigenen Heimes beraubt bald hier, bald dort, u. a. in Ziegenhain vorübergehenden Aufenthalt nehmen mußte. Im J. 1640 erhielt W. von der Landgräfin-Regentin Amelie Elisabeth, der seine Verwendbarkeit von früher her wohlbekannt war, einen Ruf als Regierungsrath nach Kassel, eine Stellung, die er bis zum Jahre 1650 bekleidete. Als Landgraf Wilhelm VI., der bis dahin der Vormundschaft seiner ebengenannten Mutter unterstellt gewesen war, die Zügel selbständig ergriff, zog er W. unter Ernennung zum Geheimen Rath und Hofmeister seiner Gemahlin Hedwig Sophie von Brandenburg, der Schwester des großen Kurfürsten, vollends in seine nächste Umgebung. Bei eingetretener Vacanz wurde W. im August 1656 zum Sammthofrichter der hessischen Häuser zu Kassel und Darmstadt in Marburg bestellt, blieb aber nach wie vor in enger Berührung mit seinem Herrn, was um so mehr zu Wallenstein's Gunsten spricht, als Landgraf Wilhelm VI., einer der tüchtigsten hessischen Regenten, von seinen Beamten besonders viel verlangte (s. W. Grotefend, Die Regententhätigkeit Landgraf Wilhelm's VI. im „Hessenland", Jahrg. IX, 1895, Nr. 19 ff.). Seit mehreren Jahren von Steinbeschwerden geplagt erlag W. einer Lungenentzündung, die er sich bei den Hoffestlichkeiten am Tage der Taufe der Prinzessin Elisabeth Henriette, der nachherigen Gemahlin Kurfürst

---

*) Die Redaction sieht sich genöthigt den Artikel Wallenstein bis auf die Nachträge zum W zu verschieben, weil der Herr Bearbeiter die Aufgabe im letzten Augenblick zurückgab. Für den Nachfolger aber war es gänzlich unmöglich, die mit besonderen Schwierigkeiten verknüpfte Arbeit bis hieher fertig zu stellen.

Friedrich's III. von Brandenburg, zugezogen hatte, nach längerem Krankenlager am 11. März 1662. Wie hoch die Familie v. W. vom landgräflichen Hause geschätzt wurde, beweist der Umstand, daß der schon erwähnte älteste Sohn Wallenstein's dem jungen Landgrafen Wilhelm VII. auf dessen Reise nach Holland, England und Frankreich als Reisebegleiter beigegeben wurde, seine Wittwe aber von der Landgräfin Hedwig Sophie selbst als Hofmeisterin in ihren persönlichen Dienst gezogen wurde. Als sich der Landgräfin älteste Tochter Charlotte Aemilie (Amalie) 1667 mit dem damaligen Kronprinzen, späteren König Christian V. von Dänemark, vermählte, bekam sie Frau v. W. als Hofmeisterin mit. Aus Dänemark nach Kassel im J. 1669 zurückgekehrt und in ihre Hofstellung in Kassel wieder eingetreten, ging Frau v. W. im J. 1677 im Auftrage ihrer Herrin nochmals an den dänischen Hof, wo sie sich 15 Jahre aufhielt. Von Dänemark zog sie sich schließlich zu ihrem Sohne nach Homberg in Hessen zurück und starb 74 Jahre alt am 1. October 1692 zu Kassel.

Christliche Ehrenseul, dem weyland . . . Herrn Gottfried von Wallenstein . . . uffgerichtet durch Joh. Henr. Stöckenium. Cassel 1662. S. 51 bis 68. — Kalkhoff's Collectaneen vom hessischen Adel. Ständische Landesbibliothek Kassel (Msc. Hass. fol. 74 c).

Wilhelm Grotefend.

Waller: Johann Ritter v. W., Arzt, geboren am 12. October 1811 zu Flöhau bei Saaz in Böhmen, studirte in Prag, wo er 1838 die Doctorwürde erhielt, war 1844—45 vertretungsweise daselbst Lehrer an der medicinischen Klinik für Wundärzte, wurde 1847 Primararzt der Abtheilung für Syphilis und Hautkrankheiten im allgemeinen Krankenhause, seit 1859 Professor der allgemeinen Pathologie an der Prager Universität bis zu seinem am 17. October 1880 erfolgten Tode. Waller's Leistungen bewegen sich hauptsächlich auf dem Gebiete der Syphiliskunde; er hat den Nachweis der Contagiosität der secundären Syphilis für immer entschieden und die gegentheilige Ansicht Ricord's wissenschaftlich mit Erfolg bekämpft. Die Titel der betreffenden Schriften verzeichnet die unten genannte Quelle.

Biogr. Lex. VI, 180. Pagel.

Wallerstein: Ludwig Fürst von Oettingen-W., bairischer Staatsmann, Sohn des Fürsten Krafft Ernst von Oe.-W. aus zweiter Ehe mit Wilhelmine, Prinzessin von Württemberg, geboren am 31. Januar 1791 auf dem Stammschloß seines Hauses, † in Luzern am 22. Juni 1870.

Das uralte Geschlecht der Oettingen — Spener erzählt eine Stammsage, daß ein Graf von Oettingen als römischer Hauptmann unter dem Kreuze Christi Wache gehalten habe — steht unzweifelhaft mit den Grafen, die dem ehemaligen Riesgau vorstanden und zum ersten Mal 1007 urkundlich erwähnt werden, in Zusammenhang. Eine sichere Geschlechtsreihe läßt sich vom Jahr 1136 an feststellen. Die Oe. waren treue Anhänger des staufischen Hauses. Graf Konrad v. Oe. zog 1189 mit Friedrich Barbarossa in das Morgenland; Ludwig II. weilte im Gefolge Heinrich's VI. in Italien; Ludwig III., der Stifter des Frauenklosters Kirchheim am Ries, leistete Konrad IV. so schätzbare Dienste, daß ihm der König 1250 die Städte Nördlingen, Harburg und Dinkelsbühl, die Burg Sorheim, die Schutzvogtei über das Kloster Roth und den Zehnten von Aufkirch pfandweise übertrug. Sein Bruder Ludwig IV. erscheint um die Mitte des 13. Jahrhunderts als Pfalzgraf von Baiern. 1273 kam es zur ersten Theilung der Grafschaft; Ludwig V., mit Maria, der Tochter des Burggrafen Friedrich III. von Nürnberg, vermählt, erhielt die Besitzungen im Ries, Konrad III. diejenigen um Wassertrüdingen und Eichstätt. 1313 starb die Konradinische Linie aus, sodaß ihre Güter wieder an die Ludwigische zurückfielen,

doch erfolgte noch im nämlichen Jahre eine neue Theilung. Unter Kaiser Ludwig dem Baier spielten die Oe. eine wichtige Rolle; sie unterstützten anfänglich den Baier in den Kämpfen mit Kraft von Hohenlohe, schlugen sich aber später auf Habsburgische Seite, und Ludwig VII. erhielt die Hand der Schwester Friedrich's des Schönen, Guta; nach der Aussöhnung der Habsburger und Wittelsbacher betrieb Graf Ludwig im Auftrag Herzog Albrecht's von Oesterreich in Avignon den Ausgleich zwischen Kaiser und Papst; auch sonst wurde Ludwig vielfach mit diplomatischen Aufgaben betraut. Zum Lohne für diese Dienste erhielt die Familie eine Reihe von Reichslehen, die im Verein mit dem alten Hausbesitz ein stattliches Territorium bildeten; Friedrich II. wurde 1336 auch zum Landgrafen im unteren Elsaß erhoben. 1393 erhielten die Grafen v. Oe. das Privilegium, in ihrer Stadt zu Oettingen, gleich anderen Fürsten und Getreuen des Reiches, eine Münze zu haben und daselbst Pfennige zu schlagen; das Recht, Goldmünzen zu prägen, wurde ihnen erst später eingeräumt. Im Wappen führen die Oe. vier Reihen rother, stehender, goldener und gestürzter Eisenhütchen mit blauen Schildchen und einem über den ganzen Schild gehenden silbernen Andreaskreuz mit schmalen Balken. Ludwig XI. fiel während einer Fehde mit Herzog Ludwig dem Bärtigen bei Gernsbach 1422. Im bairisch-brandenburgischen Streit 1460—1463 stand Ludwig XII. auf Seite des Landshuter Herzogs, während die Grafen Ulrich und Wilhelm mit Markgraf Albrecht verbündet waren. 1488 kam es zur Fehde zwischen den zum schwäbischen Bund übergetretenen Grafen Wolfgang und Joachim v. Oe. mit Herzog Georg von Baiern-Landshut, vorübergehend wurde sogar die Grafschaft mit Niederbaiern vereinigt. Im Bauernkrieg 1525 nöthigten die Rieser Bauern den jungen Grafen Ludwig XV., mit ihnen gemeinsame Sache zu machen; sie zogen vor Oettingen, das die Grafen Martin und Ludwig XIV. nicht halten konnten, die Stadt wurde geplündert, ebenso das Kloster Alhausen, doch bei Ostheim brachten die markgräflich ansbachischen Reiter den „sonder Ordnung" einherziehenden Bauern eine schwere Niederlage bei, die der ganzen Bewegung im Ries ein Ende setzte. Der Sohn Ludwig's XV., Ludwig XVI., der dem evangelischen Bekenntniß angehörte, wurde der Stifter der Linie Oettingen-Oettingen, welche 1674 die reichsfürstliche Würde erhielt, aber 1731 erlosch; von einem Enkel Martin's, Wilhelm II., stammen die drei katholischen Linien Oettingen-Spielberg, welche 1734 die reichsfürstliche Würde erhielt, Oettingen-Wallerstein, welche 1774 in den Reichsfürstenstand aufgenommen wurde, und Oettingen-Baldern, die sich wieder in Baldern und Katzenstein spaltete, jedoch 1798 erlosch, worauf ihr Besitz an Oettingen-Wallerstein fiel.

Der Linie Katzenstein-Baldern gehörte Graf Notger an, der als Obrister eines Regiments des schwäbischen Kreises die Feldzüge in Ungarn nach der Befreiung Wiens mitmachte, zum kaiserlichen Feldmarschalllieutenant vorrückte und 1693 bei Villingen fiel. In kaiserlichen Diensten stand auch der zur Linie Wallerstein gehörige Graf Wolfgang IV., der zuletzt die Würde eines wirklichen geheimen Raths und Reichshofrathspräsidenten bekleidete. Er leitete als erster Botschafter des Kaisers die Verhandlungen mit der Pforte, die 1699 zum Abschluß des Karlowitzer Friedens führten. Zur Empfangnahme der ratificirten Urkunden und zur Ueberreichung von Geschenken an den Großherrn mußte sodann W. „die harte und schwere Bürde eines kayserlichen Großbotschafters an die Ottomanische Pforte als ein anderer Atlas auf sich nehmen". Ueber die abenteuerreiche Fahrt nach Stambul (20. Oct. 1699 bis 29. Jan. 1701) erschienen zwei Beschreibungen im Druck, eine dem Reisebericht des kaiserlichen Gesandten Grafen Leslie von 1665 angefügte „Curiose und eigentliche Beschreibung des

von Ihro Röm. Kays. Maj. an den Türckischen Hoff abgeschickten Groß=Botschafters Herrn Graffens Wolffgang von Oettingen solenner Abreise von Wien, Fortreise durch Türkey, auch specification derer kostbaren Geschenke und endlich dessen Einzug zu Constantinopel" (Leipzig 1700) und „Diarium oder ausführliche curiose Reise=Beschreibung von Wien nach Constantinopel des hochgebohrnen Grafen und Herrns Wolffgang, Grafens zu Oettingen, von Simperto, des löbl. Gotteshauses Neresheim Abten, als des Herrn Großbottschaffters Praelato Domestico" (Augsburg u. Oettingen 1735).

Obgleich die — noch heute blühenden — Linien Spielberg und Wallerstein gegen Ende des vorigen Jahrhunderts den Fürstentitel führten, hatten sie nur auf dem schwäbischen Kreistag im Fürstencollegium Stimmrecht, während sie auf dem Reichstag nur zum Grafencollegium zählten. Zum Besitz der Fürsten von Oettingen=Wallerstein gehörte auch jenseits des Rheins die Herrschaft Dachstuhl, nördlich von Trier; als dieselbe nach den Bestimmungen des Friedens von Luneville an Frankreich abgetreten werden mußte, wurden zur Entschädigung die säcularisirten Abteien Hl. Kreuz in Donauwörth und St. Mang in Füssen, sowie die im Wallersteinischen gelegenen Klöster Kirchheim, Deggingen und Maihingen überlassen; überdies wurde den zwei Linien durch den Reichs=Deputationshauptschluß von 1803 je eine Virilstimme im Reichsfürstenrath zugesprochen. Doch schon 1806 wurden durch die Rheinbundacte die reichsunmittelbaren Fürstenthümer mediatisirt und der Souveränetät des Königs von Baiern unterworfen.

Der vorletzte souveräne Fürst von Oe.=W., Krafft Ernst (geb. am 3. Aug. 1748) entfaltete im Sinne der Aufklärung für Ablösung der Feudallasten, humanere Justiz, Reform des Unterrichtswesens ꝛc. in seinem kleinen Staate rührige Thätigkeit, während seine Gemahlin Wilhelmine, eine Frau von ungewöhnlicher Bildung, die sorgfältige Erziehung ihrer zwölf Kinder leitete; auf ihre Heranbildung bezieht sich jener Brief Rousseau's an den Vater der Fürstin, Herzog Ludwig von Württemberg, der mit den Worten anhebt: „Si j'avais le malheur d'être né prince" etc. Nach dem Tode des Fürsten Krafft Ernst († am 6. Oct. 1802) übernahm die Mutter als Vormünderin ihres Erstgeborenen Ludwig die Regierung. Der Erbprinz erhielt den ersten Unterricht von einem feingebildeten Piaristen, Andreas Reubel, der, wie sein Zögling später äußerte, Illuminaten wie Jesuiten auf gleiche Weise haßte; später wurde ein kenntnißreicher, aber pessimistischer Weltgeistlicher, Kanonikus von Grimmeisen, als Lehrer, ein welterfahrener Cavalier, Carrier de Lavalette, als Begleiter des Prinzen aufgestellt. 1806 gingen Mutter und Sohn nach Paris; der Prinz wurde dem Kaiser Napoleon vorgestellt; folgenwichtiger aber war, daß er in der Hauptstadt Frankreichs zu Kronprinz Ludwig von Baiern in freundschaftliches Verhältniß trat. Auch für die geistige Entwicklung des empfänglichen Knaben waren die Pariser Tage von Bedeutung, da die reichen Kunstsammlungen jener Stadt in ihm die Liebe zur Kunst weckten, sodaß er sich fortan eifrig angelegen sein ließ, echte Kunstwerke, insbesondere Schöpfungen der oberdeutschen Malerschulen, in seinen Besitz zu bringen. Der Versuch, Napoleon für die Erhaltung des souveränen Fürstenthums günstig zu stimmen, mußte schon deshalb mißlingen, weil vom Prinzen die Einladung, in französische Dienste zu treten, abgelehnt wurde. Somit brachte schon das nächste Jahr die Mediatisirung, der Prinz wurde bairischer Unterthan. Von 1807—1810 besuchte er die Hochschule zu Landshut, wo er in Savigny's Haus viel verkehrte und dem milden, toleranten Theologen Sailer warme Verehrung entgegenbrachte. Nach erreichter Mündigkeit übernahm er 1810 das erste Kronamt Baierns, sowie Sitz und Stimme im Staatsrath. 1812 ging er in geheimer Mission des bairischen

Hofes nach Paris, wozu ihn trotz seiner Jugend die verwandtschaftlichen Beziehungen zu Talleyrand und Poniatowski zu empfehlen schienen; über den Gegenstand seines Auftrages sind wir nicht unterrichtet. 1813 leistete er Dienste bei der Organisirung der bairischen Nationalgarde; er leitete die allgemeine Landesbewaffnung in Schwaben, im südlichen Franken und westlichen Altbaiern. In den nächsten Jahren ließ er sich mit viel Verständniß, Aufwand und Glück die Bereicherung der Kunst- und Antiquitätensammlungen auf seinen Schlössern angelegen sein. Von geschickten Vertrauensmännern, den Malern Thiele, Rieter u. A., wurden in Nürnberg, Augsburg 2c. damals noch wenig beachtete, von den tonangebenden Kennern geringgeschätzte Bilder von Kranach, Schäufelin, Hebenstreit, Mielich 2c. zusammengekauft, desgleichen Schweizer Glasgemälde, Elfenbeinschnitzwerke, Holz- und Hornarbeiten, Erzeugnisse des Erzgusses und der Schmelzmalerei, Rüstungen, Waffen und andere Ueberreste des mittelalterlichen Kunsthandwerks. Auf Einladung des Fürsten ließ sich der Nürnberger Sigmund Frank (A. D. B. VII, 263), der Wiederentdecker der verschollenen Technik der Glasmalerei, in Wallerstein nieder; so entstanden hier einige der werthvollsten Incunabeln der neuen Kunstgattung. Die Wallerstein'schen Kunsterwerbungen wurden in Goethe's Zeitschrift „Kunst und Alterthum" rühmend besprochen; auch der Fürst selbst schrieb darüber Abhandlungen für das Cotta'sche Kunstblatt (Jahrgang 1824). Aus einem Cyclus von Aufsätzen „Ueber Literatur und Kunst der teutschen Vorzeit", die der Fürst auf Anregung des Kronprinzen Ludwig ausarbeitete, wurde nur derjenige über „Ursprung und Entfaltung der christlichen Kunst" in der „Zeitschrift für Baiern" gedruckt (erschien auch als Sonderschrift). Den werthvollsten Theil seiner Sammlungen, die altdeutschen Gemälde, trat der Fürst 1827 um den niedrigen Preis von 50 000 Gulden an die bairische Staatsgalerie ab, wo sie eine treffliche Ergänzung der 1826 erworbenen Boisserée'schen Sammlung bildeten.

Die politische Laufbahn betrat W. zuerst als Mitglied des württembergischen Landtags, den König Friedrich 1815 nach Stuttgart berufen hatte. (Der westliche Theil des Fürstenthums W. [Neresheim-Baldern] war 1806 an Württemberg abgetreten worden.) W. gehörte dem Ausschuß an, der festsetzen sollte, welche Bestimmungen des alten Landrechtes in das neue Grundgesetz aufzunehmen seien. Schon in jenen Verhandlungen als Anwalt der alten ständischen Einrichtungen gab W. Proben einer glänzenden Beredsamkeit, die sich jedoch von Phrase und Schwulst nicht immer frei hielt. 1819 als Mitglied des Reichsraths im ersten bairischen Landtag stand er auf Seite der Regierung gegen die stürmisch sich vordrängenden Anhänger des englischen Constitutionalismus. Er sprach sich auch gegen die von Hornthal beantragte Einführung der Landräthe im rechtsrheinischen Baiern aus und warnte, einzelnen Provinzen eine allzu isolirte Stellung einzuräumen, was sich später in der That bezüglich des Rheinkreises als nachtheilig erwies. Im Landtag von 1822 hielt er (25. Mai) eine vielbewunderte Rede gegen die ungebührliche Einschränkung des Militäretats durch die zweite Kammer, betonte aber zugleich, was ihm unmittelbar nach den Unterhandlungen Metternich's mit Rechberg in Tegernsee besonders geboten erschien, treues Festhalten an der Verfassung. Wenn schon diese und ähnliche Kundgebungen im Parlament von der Mehrheit seiner Standesgenossen nicht gebilligt wurden, so steigerte sich ihr Mißbehagen, als W. 1823 eine Bürgerliche, Crescentia Bourgin, die Tochter eines emigrirten französischen Officiers, der zum Inspector des fürstlichen Hofgartens ernannt worden war, zum Altar führte. W. fügte sich dem Hausgesetz, wonach ein Mitglied des fürstlichen Hauses, das „eine den Stiftsproben von Köln und Straßburg nicht entsprechende Verbindung" eingehe, die Herrschaft an den nächst ältesten der Familie abzu-

treten habe; er überließ die Standesherrschaft seinem jüngeren Bruder Friedrich. Noch empfindlicher mußte ihn berühren, daß ihm das auf Lebensdauer verliehene Kron-Obersthofmeisteramt, weil es als Attribut des Güterbesitzes zu betrachten sei, abgenommen wurde. Sogar die ihm zugesicherte Apanage wurde so unzureichend ausbezahlt, daß die Neuvermählten, wie die Fürstin 1848 dem Schweizer Bluntschli gelegentlich eines Besuches auf Schloß Reimlingen selbst erzählte, in bitterste Noth geriethen; welche Freude, als einmal ein mitleidiger Pfarrer der Frau Fürstin, die im Wochenbett lag, ein paar Hühner zum Geschenk machte! Als jedoch Ludwig I. den bairischen Thron bestieg, war es eine seiner ersten Regierungshandlungen, dem Fürsten das entzogene Kronamt als Thronlehen zurückzugeben, und 1828 wurde W., obwol er nicht die juristische Laufbahn zurückgelegt hatte, zum Regierungspräsidenten des Oberdonaukreises ernannt. Während des stürmischen Landtags von 1831 stand W., der im Reichsrath wiederholt als Redner auftrat, in der Mitte zwischen den erbittert streitenden Parteien. Er wandte sich sowol gegen die Opposition, die aus dem harmlosen Schenk mit aller Gewalt einen bairischen Polignac machen wollte, als gegen die Reactionäre, die aus den Uebergriffen des französischen Liberalismus für einen Staatsstreich nach dem Herzen Metternich's Capital schlagen wollten. Diese Auffassung der Lage war dem Könige sympathisch; in dem zur höchsten Aristokratie gehörigen, doch schon um seiner Heirath willen auch in bürgerlichen Kreisen populären, redegewandten und welterfahrenen Staatsmann glaubte Ludwig die geeignete Kraft zur Bekämpfung des die Throne bedrohenden Zeitgeistes gefunden zu haben. Am letzten December 1831 wurde W. zum Minister des Innern ernannt. Das Regierungsorgan, die Staatszeitung, verkündete in pomphaften Worten die Bürgerfreundlichkeit des neuen Cabinets; das Verbot jeder Association zu politischen Zwecken und die Verschärfung der Censur standen aber damit nicht in Einklang. Als es bald darauf im Rheinkreise zu ernsten Unruhen kam, wurde Feldmarschall Wrede mit ansehnlicher Truppenmacht dorthin entsendet, um mit aller Strenge die Ruhe herzustellen. Die zahlreichen politischen Processe endeten meist mit harter Bestrafung der Angeklagten, Beleidigungen der Majestät wie der Regierung wurden mit Kerkerhaft und Abbitte vor dem Bilde des Königs geahndet, die Grenzen freier Meinungsäußerung enger denn je gezogen. In einem von Gustav Bacherer verfaßten Pamphlet „Stellungen und Verhältnisse", sowie in einer 1848 anonym erschienenen Schrift „Briefe eines ausgewanderten Deutschen an den Fürsten von Oettingen-Wallerstein" wird dem Minister des Innern die Schuld an den reactionären Ausschreitungen zugeschoben; Bacherer erwähnt einen angeblichen Ausspruch Wallerstein's, man müsse die Canaille von der Wurzel aus vertilgen, und die zweite Schrift ein anderes, später oft citirtes Wort, es sei Alles verboten, was nicht ausdrücklich erlaubt worden sei. Vom Minister sei — so versichern jene Ankläger — ein Spionir- und Denunciationssystem über das ganze Land gesponnen, die Presse verfolgt, der Richterstand unerlaubt beeinflußt, kurz, von ihm sei „die unglückselige Zeit heraufbeschworen worden, da sich im Auslande kein Bayer ohne die tiefste Schamröthe zu seinem Vaterlande bekannte, wo selbst der Oesterreicher mit Stolz sagen durfte, es sei entsetzlich, in Bayern leben zu müssen". Gegen Bacherer's Vorwürfe wendet sich die 1840 hauptsächlich aus Anlaß des im Landtag ausgebrochenen Streites erschienene Schrift „Abel und Wallerstein", die ohne Zweifel von W. selbst verfaßt oder doch mit Material ausgestattet ist; die Hauptschuld an den Ausschreitungen der geheimen Polizei und an der strengen Bestrafung auch der leichtesten politischen Vergehen wird dem Cabinetssecretär und Staatsrath Grandauer zugeschoben, der „Bayerns Alba war, ohne einen König Philipp zu haben". W. selbst habe als Vertreter des constitutionellen Fortschritts jene

Hetze widerrathen, habe aber dadurch nur erreicht, daß er „den Haß der hierarchischen Propaganda und der politischen Regradationspartei“ auf sich geladen habe, ohne das Mißtrauen „der von politischem Paroxismus erfaßten Liberalen“ entkräften zu können. Das Studium der Acten unterstützt im allgemeinen die Versicherung Wallerstein's, der sich aber selbst in schiefes Licht setzte, weil er immer den Liberalen spielen wollte, während von liberaler Politik keine Rede sein konnte. König Ludwig war des Glaubens, daß durch strenges Auftreten gegen den früher von ihm selbst begünstigten Liberalismus die revolutionäre Bewegung erstickt werden müsse: da gab es keinen Widerstand! Die fürstliche Bibliothek in Maihingen verwahrt eine 1848 gedruckte Schrift „Fürst Ludwig von Oe.-W., die anonyme Presse und die Briefe eines ausgewanderten Deutschen“ (München 1848, Verlag der Franz'schen Buchhandlung), auf deren Deckblatt mit Blei vermerkt ist: „nicht ausgegeben“; sie scheint in der That nicht in die Oeffentlichkeit gekommen zu sein. Unzweifelhaft ist die Schrift, wie Stil und Inhalt beweisen, von W. selbst verfaßt. Hier wird darauf hingewiesen, daß vor 1848 auch verfassungsgemäß alle Regierungsgewalt in der Person des Königs concentrirt war, ohne andere Schranke als jene des Nichtüberschreitens ausdrücklicher Verfassungsbestimmungen und ohne Festsetzung der Nothwendigkeit ministerieller Zustimmung und Contrasignatur. „Des Königs Verkehr mit den einzelnen Ministern war ein durchaus schriftlicher. Selbst in Audienzen sollte nur besprochen werden, was der König anregte. Befehle an die Minister ohne vorgängiges Gutachtenerholen zählten zu den täglichen Erscheinungen. Er correspondirte direct und imperativ nicht nur mit den Vorständen der Justiz- und Verwaltungsstellen, sondern auch nach Umständen mit untergeordneten Beamten; sehr häufig erfuhren die Räthe der Krone Verfügtes erst lange nach dessen Vollbringung“. Auch der ungenannte Verfasser des Nekrologs auf W. in der A. A. Ztg. führt mehrere Züge aus dem Verkehr zwischen König und Minister an, um zu beweisen, daß der Minister der damaligen Zeit mehr ein Wessier als ein unabhängiger, dem Staat verantwortlicher Beamter war. Der König selbst wollte nicht einmal den Schein aufkommen lassen, daß der Minister zu Anderem berufen sei, als zur Vollziehung der Beschlüsse des Monarchen. So beschwerte er sich z. B., daß in der A. A. Ztg. (12. Aug. 1835) „das, was im Schulwesen geschehen, dem Minister des Innern zugeschrieben, der König aber mit Stillschweigen übergangen wurde; so etwas könnte in England an seiner Stelle seyn, nicht in Bayern“. Natürlich mußten aus dieser idiokratischen Richtung, an welcher König Ludwig festgehalten und bei deren Wechsel er die Krone niedergelegt hat, für einen constitutionellen Minister mancherlei Schwierigkeiten erwachsen; er darf deshalb für die Gebrechen des Regiments ebensowenig verantwortlich gemacht werden, wie er an politischen und culturellen Fortschritten das Hauptverdienst beanspruchen kann. Auf eigene Initiative führt W. zurück, „während des (Wiener) Ministercongresses von 1834 von Teutschland ein Unheil abgewendet zu haben, gegen welches selbst die Karlsbader Beschlüsse Gold zu nennen sind und mittelst dessen der schwache Rest öffentlicher Freiheiten, der letzte Rest ständischer Bedeutsamkeit total vernichtet worden wäre“. Rege Sorgfalt verwendete das Ministerium W. auf Reform des Unterrichtswesens. „Gibt es noch“, sprach der Minister in einer Landtagssitzung 1834, „ein Heilmittel gegen die revolutionäre Stimmung in unseren Tagen, so kann es wol nur darin bestehen, daß man einem Volke mit der That zeigt, was eine Regierung sein soll, nämlich eine Pflegerin des öffentlichen Wohles und Vermittlerin von mannichfachen göttlichen Wohlthaten“. Als erste Wohlthat aber sei Bildung der geistigen Kräfte der Jugend anzusehen, wovon das Wohl und Wehe der Zukunft abhänge. Glücklicherweise konnte sich W. bei der neuen Organisirung der humanistischen Schulen des

Rathes eines hervorragenden Pädagogen und Philologen, des „praeceptor Bavariae“ Friedrich Thiersch bedienen. Die von Ringseis und anderen einflußreichen Männern empfohlene Zulassung von Jesuitenschulen wurde von W. im Staatsrath und in der Kammer bekämpft, während er die Unterrichtsanstalten des Benedictinerordens in Baiern zu fördern trachtete. Der technische Unterricht erhielt durch Einrichtung von Gewerbs-, Landwirthschafts- und polytechnischen Schulen festere Begründung. Besondere Vorliebe wandte W. dem landwirthschaftlichen Vereine zu; er selbst war ein eifriges Mitglied; mehrere in Ausschußsitzungen gehaltene Vorträge, „Ueber Hindernisse des Fortschreitens der Landschaft, welche in dem Creditwesen begründet sind“, „Ueber Evidentstellung und Verbesserung der bayerischen Landwirthschaft nach den Anträgen des Regierungsrathes von Hessels“ (1839) sind im Druck erschienen. Unter Wallerstein's Ministerium wurde die erste Industrieausstellung in München eröffnet, die bairische Hypotheken- und Wechselbank gegründet, die erste Eisenbahn in Deutschland zwischen Nürnberg und Fürth, sowie der Ludwigs-Donau-Main-Canal gebaut, vor allem die Zolleinigung der deutschen Staaten zu glücklichem Abschluß gebracht: jedenfalls Beweise, daß für sociale Unternehmungen und Reformen Monarch und Minister eifrig thätig waren. „Baiern kann ein zweites Baiern in sich selbst gewinnen!“ sprach W. in einer Kammerrede 1834, „wenn die Regierung in Förderung der Industrie und Landescultur ihre Pflicht thut.“ „Wäre der Minister noch kurze Frist im Amte geblieben“, rühmt W. selbst von sich in der oben genannten Broschüre, „so lag vermöge der beiden Geschäftsvereinfachungs-Verordnungen von 1836 die büreaukratische Centralisation in Trümmern, und hätte nicht die oberste Schichte dieser Büreaukratie manche seiner segensreichsten Vorschläge vereitelt, so besäße das bayerische Proletariat gegenwärtig an 70 Millionen Sparkassekapitalien nebst reichlichen Mitteln zu gedeihlicher Beschäftigung, Bayerns Schienenwege wären vollendet mittelst fremden Geldes, das für dieselben nun erforderliche Kapital hätte gedient zur Befreiung der Scholle von jeglicher Feudallast, zu Entsumpfung der ungeheuren Moore und Oedungen, zu grandioser Entfaltung der zahlreichen landwirthschaftlichen und sonstigen Quellen unsres Nationalwohlstands.“ Auch von politischen Gegnern, Willich, Ringseis u. A., wurde Wallerstein's Wirksamkeit zur Bekämpfung der nach Baiern verschleppten asiatischen Brechruhr gefeiert; von Ringseis wird W. überhaupt verhältnißmäßig glimpflich beurtheilt; diplomatische Glätte, heißt es in den „Erinnerungen“, habe sich in ihm bei allem Leichtsinn und aller Verkehrtheit doch vielfach mit Gutmüthigkeit verbunden.

Im Landtag 1834, der eine regierungsfreundliche Mehrheit aufzuweisen hatte, wußte W. die Wünsche des Monarchen glücklich zur Geltung zu bringen. Als sich an einem Antrag auf Aufhebung der Quarta pauperum und an Beschwerden über das Verhalten des katholischen Klerus bei Abschluß gemischter Ehen ein gefährlicher Streit zu entzünden drohte, gelang W. noch einmal eine Vermittlung. Ernsteren Zwist aber brachte der Landtag 1837. Als Protestanten und liberale Katholiken über die Vermehrung der Klöster in Baiern bittere Klage erhoben, trat W. zwar als Anwalt derjenigen religiösen Orden auf, „deren reiner Zweck Religion und sittliche Veredlung der Menschheit gewesen ist und blieb“, erklärte aber, daß auch er von Einführung der Jesuiten und von weiterer Vermehrung der Klöster nur schlimme Folgen erwarten könne. Wenn er dadurch den Groll der Vorkämpfer einer streng katholischen Richtung in Baiern auf sich lenkte, erregte es bei dem König Anstoß, daß der Minister im Bezug auf die Erübrigungen aus den Staatseinnahmen das unbeschränkte Verfügungsrecht der Krone anzweifelte. Auch in der Staatsrathssitzung am 14. October 1837 vertheidigte der Fürst das Recht der Stände, bei Festsetzung des Budgets Ein-

nahmen im Ansatz zu erhöhen und Ausgaben zu bewilligen; bei der Abstimmung blieb er jedoch völlig allein. Da er sich nun nicht verhehlen konnte, daß er das Vertrauen des Monarchen nicht mehr besitze, mithin den Angriffen der klerikalen Partei nicht mehr lange werde standhalten können, suchte er selbst um seine Entlassung nach; sie wurde ihm am 25. October 1837 unter sehr gnädigem Ausdrucke des Dankes für seine Dienste „vor dem Landtag 1837" bewilligt; an Wallerstein's Stelle trat der Hauptvertreter der kirchlich-politischen Reaction in Baiern, Karl Abel. W. war jedoch weit entfernt, seine politische Laufbahn schon als abgeschlossen zu betrachten. Ein biographischer Artikel über W. in der ersten Auflage des Brockhaus'schen Conversationslexikons der Gegenwart (1840), im wesentlichen ein wörtlicher Auszug aus der Schrift „Abel und Wallerstein", schließt mit den Worten: „W. ist ein Mann der Zukunft, was selbst seine Feinde zugestehen, und offenbar zu einer noch weiter ausgreifenden ständischen und verwaltenden Thätigkeit berufen." Und auch Bacherer, der strenge Widersacher der „liberalen Koketterien und Spiegelfechtereien Wallerstein's", gab der Ueberzeugung Ausdruck, daß ihm „das Schicksal noch bedeutende Stellungen aufgespart habe, zu welchen die Fähigkeiten seines elastischen und gleichwol kräftigen Geistes ihn jedenfalls viel eher qualificiren, als die Eigenschaften seines Herzens". König Ludwig fügte (5. Jan. 1838) dem Dank für den Neujahrswunsch des Kronobersthofmeisters die Bemerkung hinzu: „Mir fällt auf, daß Sie sonst für Ihre Gesundheit den Aufenthalt in Leutstetten nothwendig erachtend und schädlich den in München, nun letzteren wählen!" Darauf zog sich W. gekränkt auf das genannte Landgut zurück und verzichtete auf seine Würden als Staatsrath und Generallieutenant. Als im Landtag 1840 der Streit wegen der Verwendung der Erübrigungen neuerdings ausbrach und Minister Abel über denjenigen, der die Theorie des Usus als Apfel der Eris in die Kammer geworfen habe, einen feierlichen Fluch aussprach, kam es zu einem Duell zwischen Abel und Wallerstein; nach erfolglosem Kugelwechsel — der Volkswitz wollte wissen, daß nicht die Schützen, sondern die Kugeln fehlten, — gab Abel seinem Gegner eine Ehrenerklärung, allein über Auslegung und Veröffentlichung dieser Erklärung erhob sich neuer Streit. Die Kammer der Reichsräthe sprach über die unwürdigen Angriffe gegen eines ihrer Mitglieder von Seite eines Ministers ihre Entrüstung aus, und die Mehrheit dieser Kammer stand fortan mit W. an der Spitze in Opposition gegen den „starren Vertreter der absoluten Souveränetät". Auch König Ludwig sprach dem Fürsten über das Vorgehen des Ministers sein Bedauern aus, verbot aber gleichzeitig, daß seine Erklärung bekannt gegeben werde. Als Wiederkehr der Gunst des Königs war anzusehen, daß ihm 1844 der Auftrag zu Theil ward, Ludwig Philipp für den durch die Revolution gefährdeten griechischen Thron günstig zu stimmen. Aus den Memoiren des Grafen Ferdinand Eckbrecht Dürckheim, der sich damals ebenfalls in Paris aufhielt, erfahren wir, daß W. ein Verehrer der Regierungskunst des Bürgerkönigs war, dem er den schmeichelhaften Namen eines „Napoleons des Friedens" zuerkannt wissen wollte; zugleich soll er aber vorausgesagt haben, daß der Napoleonscultus der Regierung schlimme Folgen nach sich ziehen und deshalb auf den Bürgerkönig wieder ein Napoleon und zwar vermuthlich der von Allen verlachte Sträfling von Ham folgen werde. Im Landtag 1846 eröffnete der Reichsrath den Kampf gegen das herrschende Regierungssystem. Als sich ein Adressensturm für und wider die Klöster im Lande erhob, sprach sich W. gegen diese Art von „Abstimmung auf den Wink einer mehr oder minder occulten Macht in extraparlamentärer Form" mit großer Entschiedenheit aus, insbesondere gegen die Würzburger Adresse, deren Urheber er im Bischof von Würzburg muthmaßte, und die Adresse der Oberländer, die sein alter Gegner, Graf Karl Arco-Valley, unmittelbar dem Monarchen übermittelt hatte. Das irre geleitete katholische

Volk verlange, so sprach W. in der ersten Kammer, „Fortdauer jener Beschirmungsweise des Katholicismus, welcher die bayerischen Fürsten zur Zeit gehuldigt, als nur Katholiken ihrem Scepter unterthan waren"; ein solches Regiment wäre aber in der Gegenwart, da ein Dritttheil der Bevölkerung dem evangelischen Bekenntniß angehöre, ebenso ein Anachronismus, wie ein Unrecht (Erste Aeußerung des Herrn Reichsrathes Fürsten L. v. Oe.-W. über die Frage der Adressen, 12. Febr. 1846). Weit leidenschaftlichere Klage erhob Fürst Karl Wrede über „die schlimme Lage, in welche die Verwaltung des Ministers v. Abel das Land gebracht habe"; er stellte eine Reihe von Anträgen, wodurch den Beschwerden der Protestanten abgeholfen, den Uebergriffen des katholischen Klerus, insbesondere dem Ueberhandnehmen des Mönchswesens gesteuert werden sollte. Die Anträge Wrede's wären ihres aggressiven Charakters wegen auch im Reichsrath nicht zur Annahme gelangt; deshalb stellte W. einen Gegenantrag, der aber die wesentlichsten Forderungen Wrede's in gemäßigter Form herübernahm. Die Beredsamkeit Wallerstein's zeigte sich bei diesen Kämpfen in glänzendem Licht; ein weniger günstiges Urtheil gestattet die Lectüre jener Reden, die eine störende Gedunsenheit der Sprache, wie der Gedanken auffälliger hervortreten läßt. W. stellte dem seit dem Wiener Congreß neu aufgetauchten Jesuitismus den lauteren Kirchenglauben der auch von König Ludwig hochgeschätzten Sailer und Wessenberg gegenüber und schilderte in pathetischer Rede — der Verfasser der klerikalen Streitschrift „Kirche und Staat in Bayern unter dem Ministerium Abel", Strodl, findet sie „voll Schlangenkrümmungen, Zweizüngigkeiten und feinen Nichtswürdigkeiten" — die möglichen Folgen der unseligen, seit dem Siege der extremen Katholiken in beiden Lagern erwachsenen Aufregung; nur im Interesse der öffentlichen Ruhe beantrage er, den Monarchen zu bitten, daß keiner geistlichen Genossenschaft Bestand gestattet werde, deren Zweck oder Richtung geeignet erscheine, den religiösen Frieden des Landes zu stören (Reden des Reichsrathsreferenten Fürsten L. v. Oe.-W. gelegentlich der Berathungen über die Anträge des Herrn Fürsten v. Wrede inbetreff der Quarten und Klöster). Der Antrag Wallerstein's wurde in der ersten Kammer mit allen gegen sechs Stimmen angenommen, — der Vorgang wird in Görres' Denkschrift „Ministerium, Reichsrath, rechte und unrechte Mitte" mit der Aufnahme des trojanischen Pferdes verglichen — in der zweiten von Doellinger, Seinsheim, sowie von Abel selbst leidenschaftlich bekämpft und schließlich abgelehnt. Doch die Tage des Ministeriums Abel waren gezählt; die demonstrative Parteinahme fast aller weltlichen Reichsräthe, darunter auch der Prinzen des königlichen Hauses, gegen Abel hatte das Mißtrauen des Königs gegen seinen ersten Rathgeber wachgerufen; der Widerstand gegen die Nobilitirung der Tänzerin Lola Montez führte zur Katastrophe, zur Entlassung Abel's (16. Februar 1847). Doch auch das Ministerium zu Rhein-Maurer wurde, weil es nach der Ansicht des Monarchen in Behauptung der Kronrechte zu wenig Festigkeit bewies, noch im nämlichen Jahre (30. November 1847) aufgelöst, und nun trat Fürst W. als Minister des Aeußeren und des Cultus an die Spitze eines neuen Kronraths. Da auch der Reisecavalier der zur Gräfin Landsfeld erhobenen Gunstdame, Staatsrath Berks, in das Ministerium berufen wurde, haftete diesem von vorne herein ein Makel an; im Volksmunde hieß es schlechtweg das „Lolaministerium". W. suchte an den Liberalen, die in jenen Tagen das Wiederaufleben der deutschen Einheitsidee mit lautem Frohlocken begrüßten, eine Stütze zu finden. Die Münchner Zeitung, das officielle Organ, erklärte, es sei des leitenden Ministers politisches Glaubensbekenntniß, daß „nur eine wahrhaft freigesinnte, auf vollkommen gerechte Thaterweisungen sich stützende Regierung Bayerns Aufgabe nach Innen, wie auch im deutschen Staatencomplex und nach Außen lösen könne". Baiern brachte denn

auch in Frankfurt einen liberalen Preßgesetzentwurf in Vorlage, beantragte Veröffentlichung der Bundestagsverhandlungen, verlangte schleunige Herstellung einer deutschen Flotte, erklärte sich gegen jede Intervention zu Gunsten des gestürzten Julithrones, sowie gegen Einmischung in die Schweizer Kantonalhändel. Eine gedeihliche Wirksamkeit der Regierung im Innern ließ aber schon der Lola-Spectakel in München nicht aufkommen. W. selbst gesteht in der mehrerwähnten Rechtfertigungsschrift zu, daß er zur temporären Schließung der Münchner Hochschule am 11. Februar 1848, sowie zur Auflösung der Kammern am 3. März seine Zustimmung gab; zu dem ersten Schritte aber habe er sich nur entschlossen, um nicht dem Verdacht Raum zu geben, daß er durch einen Straßenauflauf eingeschüchtert worden sei; die zweite Maßnahme dagegen sei sogar eminent freisinnig gewesen, da „eine unter der Herrschaft der jetzigen Volksstimmung gewählte Kammer im höchsten Grade liberal und reich an Intelligenzen werden mußte". Den Abgeordneten der Münchner Bürgerschaft, die eine Reihe von Wünschen allgemeiner und localer Natur dem Ministerium vortrugen, erwiderte W.: „Mit dem Portefeuille nicht betraut, würde ich mich unter den Unterzeichnern der Adresse befinden." „Dieses Wort", erklärt er in seiner Rechtfertigung, „war nur eine Wiederholung dessen, was ich seit vollen 35 Jahren wie im Rathe des Monarchen so vor den Augen von ganz Deutschland offen auszusprechen nie aufgehört". Er will über dem Minister niemals den Staatsbürger, niemals den Münchner Bürger vergessen haben; deshalb habe er alles gethan, um Blutvergießen zu verhüten, deshalb habe er lieber selbst den Vorwurf der Laxheit auf sich geladen, als „die Schuld, daß zwischen der Dynastie und dem unvermeidlichen Ergebnisse Lachen von Bürgerblut lagerten". Die königliche Proclamation vom 6. März, welche die eifrigste Mitwirkung der bairischen Regierung im Sinne der Einheit und Freiheit Deutschlands in Aussicht stellte und auch den übrigen Volkswünschen in weitestem Sinne Rechnung trug, wurde noch von W. gegengezeichnet; er ist jedoch nicht, wie er in seiner Entgegnung auf die „Briefe eines ausgewanderten Deutschen" behauptet, der Verfasser der berühmten Proclamation, das Concept rührt von König Ludwig selbst her. Wenige Tage später (11. März 1848) erfolgte unerwartet Wallerstein's Entlassung. Der König empfand Reue, daß er den Friedensstörern, die unter dem Vorwand der deutschen Interessen die Fahne der Empörung aufpflanzen wollten, so weitreichende Zugeständnisse gemacht hatte; er schob die Schuld auf W., dem überdies zur Last gelegt wurde, daß er die Briefe des Fürsten von Leiningen an den König, die vor halsstarrigem Festhalten an veralteten Rechten warnten, in die Oeffentlichkeit gebracht habe. W. selbst schreibt seinen Sturz den vereinten Bemühungen seiner aus vier Lagern zusammenströmenden Gegner zu: „jener mächtigen Parthei, welcher er schon vor Jahren ins Gesicht gesagt, man könne ehrlicher Katholik seyn ohne Jesuiten-Maske", ferner „aller Absolutisten, Halb- und Viertels-Absolutisten, besser als manche unerfahrene Liberale wissend, was von ihm dem Antiliberalism theils abgerungen, theils vereitelt wurde", sodann der Bureaukraten, „nicht jener äußeren Beamten, die in ihrer Mehrheit sein System allmählichen Uebergangs zu dem Self-Gouvernement als eine wahre Entkerkerung freudig begrüßten, wohl aber gewisser Höhepunkte der Bureaukratie, denen jede Kürzung des Zopfs als Weltuntergang erscheint", endlich der „Bewunderer oder Benützer eines Meteores (Lola Montez), das der 11. Februar dem bayerischen Horizont entrückte und das scheidend ihnen Rache gegen einen verhaßten Minister auftrug". „Vier so rührige Gegnerschaften geben aus, sie lispeln, flüstern, schreien, schreiben jede in ihrer Weise, das betäubte Publicum horcht und folgt zuletzt gedankenlos den ihm von tausend Armen zugehenden Rippenstößen." Doch sah W. auch jetzt noch seine politische Laufbahn nicht für abgeschlossen an; dies

beweist seine rührige publicistische Thätigkeit zur Abwehr der wider ihn erhobenen Anklagen, sowie sein parlamentarisches Auftreten in fast allen Fragen der äußeren und inneren Politik der Sturmjahre 1848—49. Aufsehen erregten insbesondere die von ihm im Mai 1848 gestellten Anträge auf Beseitigung des Pauperismus durch Staatshülfe. Im nämlichen Jahre veröffentlichte er in der deutsch-constitutionellen Zeitung einen Cyclus von Artikeln „Deutschland, seine Zukunft und seine constituirende Versammlung" (als Separatabdruck erschienen im August 1848). Der Verfasser bekennt sich zum großdeutschen und liberalen Programm; er wendet sich ebenso gegen „Metternich redivivus", wie gegen „preußenthümlerische" Bestrebungen; weder ein Erbkaiser, noch ein Triumvirat sei anzustreben, sondern eine Kreiseintheilung nach dem Muster der bisherigen Militärverfassung. „Soll aber Deutschland mit aller Gewalt einen Erbkaiser haben, so kann es nur jener von Oesterreich sein; Preußens Bevorzugung wäre für das alte Land der Eichen, was für Polen die erste Theilung gewesen." Dem constitutirenden Parlament in Frankfurt wird zugerufen: „Fahrt vorwärts mit voller Dampfkraft, jedoch ohne Ueberheizung des Kessels!" „Am Vorabend der Landtagswahlen von 1849" veröffentlichte W. einen Aufruf: „Wie steht es nun mit der deutschen Sache, und was soll insbesondere der Bürger und Landmann wünschen?" Er beklagt, daß die Verheißungen vom 6. März 1848, „die den Anforderungen der Gegenwart breite Rechnung trugen und mächtigen Einfluß weit über Baierns Grenzen hinaus übten", noch nicht erfüllt seien, daß noch immer am alten Classenwesen, an starrem Beamtenregiment und anderem Zopf festgehalten werde, und stellt Belgien mit seinem aufrichtigen Constitutionalismus und seiner volksthümlichen Selbstverwaltung als Muster auf. Am 16. Juni 1849 legte er sein Kronoberſthofmeisteramt und die damit verbundene Reichsrathswürde nieder; dagegen bewarb er sich um ein Mandat in der zweiten Kammer, das ihm auch von Seite des Wahlkreises Donauwörth zu theil wurde. Die Reden, die er als Abgeordneter am 3. und 6. November 1849 über die deutsche Frage hielt, wurden als Flugschrift veröffentlicht; sie vertheidigten das Programm der Linken der bairischen Volkskammer, das W. (12. Sept. 1849) im Verein mit 39 anderen Volksvertretern bürgerlichen Standes unterzeichnet hatte, gegen Angriffe von unten und oben; die Bewegung von 1848 wird als „der Kampf des erwachten, des erstarkten Volksgefühles gegen eine unnatürliche Staatenbildung und gegen eine noch unnatürlichere Bevormundung" gefeiert und über die Muthlosigkeit der regierenden Staatsmänner, die es versäumten, ein freisinniges Baiern an die Spitze des nicht großstaatlichen Deutschlands zu bringen, Klage geführt. Seit die deutschen Regierungen allerorten in Rückkehr zum „bewährten" Metternich'schen Stabilitätsystem ihr Heil erblickten, griff W. selten mehr in die öffentliche Discussion ein; sein Landtagsmandat legte er erst 1862 nieder. Bei Beginn des Krimkrieges veröffentlichte er die Schrift „Deutschlands Aufgabe in der orientalischen Verwickelung, von einem ehemaligen deutschen Minister", worin für thatkräftiges Eintreten Deutschlands gegen die gefährliche Eroberungspolitik des Zarenreichs plädirt wurde. Als der preußisch-französische Handelsvertrag von 1862 eine Annäherung an Frankreich zu documentiren schien, schrieb W. für die Augsburger Allgemeine Zeitung eine Reihe von Artikeln, die das gefährliche Zugeständniß an die Freihandelspolitik der Westmächte, sowie die undeutsche Haltung Preußens heftig angriffen. Die nämliche Tendenz verfolgt eine Flugschrift „Bund und Bundesreform". W. widmete dieselbe dem Könige Ludwig als Zeichen „jener unauslöschlichen Anhänglichkeit, welche nie und am allerwenigsten in Momenten wankte, wo man dem Monarchen das Gegentheil berichtete". Er habe sich, versichert er in dem Begleitschreiben, für den Rest seiner Tage von jeder Einmischung in die Welthändel fernhalten wollen, aber

die Schwäche der europäischen Politiker gegenüber dem „eiskalten, herzlosen, alle Schwächen instinctiv erkennenden, jedem Rechts- und Sittlichkeitsgefühle Hohn sprechenden Taschenspieler an der Seine" und die „unbegreifliche Verblendung, womit ein deutscher Herrscherstamm sich dazu hergab, mit eigener Hand den zersetzenden Stoff französischen Einflusses dem germanischen Körper einzuimpfen, . . . sich selbst von dem Erbfeinde deutschen Wesens quasi mediatisiren zu lassen, und ein Drittheil von Deutschland in Ausland zu verwandeln, um Fürsten und Volk der übrigen zwei Drittheile für sich mediatisiren zu können", könne ein Staatsmann, der „unter dem deutschesten der deutschen Herrscher" für Deutschlands Ruhm und Größe gewirkt habe, nicht mit ansehen, ohne daß ihm „die längst entschwundene Jugend wieder ins Blut und der Grimm bis ins tiefste Mark fährt". König Ludwig erwiderte kühl, er habe mit Vergnügen in den Aufsätzen den geistreichen Verfasser wiedererkannt. Der Lebensabend des jedenfalls hochbegabten Staatsmannes war infolge der Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse ein sehr trauriger. Um seinen Gläubigern zu entrinnen, mußte er in die Schweiz übersiedeln. In Luzern schied er am 22. Juni 1870, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, aus dem Leben; in der Fürstengruft zu Maihingen fand er die letzte Ruhestätte.

Auch der jüngere Bruder Ludwig's, Karl Anselm Fürst von Oe.-W., Majoratsherr der Secundogenitur auf Seyfriedsberg, geboren am 6. Mai 1796, † am 4. März 1871, war ein eifriger Parlamentarier, insbesondere ein beredter Anwalt der von oben und unten bedrängten Rechte der mediatisirten Standesherrn. Aus seinen Schriften und Reden seien hervorgehoben: „Die Gefälle der vormals reichsständischen, nun mediatisirten Fürsten und Grafen vor und nach der Mediatisirung, staatsrechtlich erörtert von Karl Prinzen zu Oe. und W." (1828); „Antrag des Abgeordneten Karl Prinzen zu Oe. u. W., die auf gesetzlichem Wege zu bewirkende gleichheitliche Regulirung und Vertheilung der direkten Steuern" (1837); „Beiträge zu dem bairischen Kirchenstaatsrecht" (1846) (zu Gunsten der vom Ministerium Abel bedrückten bairischen Protestanten, gegen die Rechtsgutachten der Professoren Stahl und Scheurl); „Zur Verständigung in der Bodenentlastungsfrage" (1848); „Die modernen Zeit- und Arznei-Krankheiten der Staaten" (1852) (in conservativem Sinne gegen die bedauerliche Verdrängung der historischen Elemente im Staats- und Volksleben).

(Strelin,) Genealogische Geschichte der Herren Grafen von Oettingen im mittleren Zeitalter (1799). — Hopf, Hist.-genealog. Atlas, S. 34. — (Lang,) Materialien zur Oettingischen mittleren und neueren Geschichte (1771). — W. Freih. Löffelholz v. Colberg, Oettingana (als Manuscript gedruckt). — Grupp, Oettingische Geschichte der Reformationszeit (s. a.). — Jos. Weiß, Berichte über die Eroberung Belgrads v. J. 1688 (des Grafen Notger zu Oe.) Ungar. Revue 1895, S. 73. — Abel und Wallerstein (1840). — Bluntschli, Denkwürdiges aus m. Leben, II, 99. — F. Graf Eckbrecht Dürckheim, Erinnerungen, I, 264. — Die Gegenwart, VII, 688: (Neumann,) Baiern unter dem Uebergangsministerium von 1847—49. — Nekrolog in der Augsb. Allg. Ztg. 1871, Nr. 6 u. 7. — Handschriftliches Material aus der fürstl. Bibliothek zu Maihingen und dem Nachlaß König Ludwig's I.

Heigel.

Wallhausen: Johann Jacobi v. W., ein Kriegsschriftsteller aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts und der Begründer der ältesten Kriegsschule, hieß eigentlich Jacobi, wird aber nach seiner Heimath, einem in der Güldenen Aue belegenen Städtchen, „Wallhausen" genannt. Sein Anfang und sein Ende sind unbekannt. Von seinen Lebensschicksalen weiß man wenig mehr, als was aus seinen Schriften geschlossen werden kann. Es ist dies zunächst der Umstand, daß

W. in den Niederlanden die Kriegskunst erlernt hat, daß er sodann „der löbl. Stadt Danzig bestellter Oberstwachtmeister und Hauptmann" gewesen ist, daß er später in kurmainzischen Diensten gestanden und daß er inzwischen die Kriegsschule zu Siegen, die älteste der Welt, begründet hat. Veranlassung zu letzterer Thätigkeit war vermuthlich, daß er aus jenem ersten Dienstverhältnisse dem Grafen Johann dem Mittleren zu Nassau bekannt war, welcher die Einrichtung einer solchen Einrichtung plante. W. war damals ein namhafter Schriftsteller und kurz vorher in die Dienste der Stadt Danzig getreten. Die Einrichtung der Kriegsschule richtete ihre Spitze gegen den Katholicismus. Die Anstalt sollte der evangelischen Sache dienen. Durch einen am 20. Mai 1616 zu Siegen unterzeichneten Revers verpflichtete W. sich in diesem Sinne dem Grafen und am 13. Februar 1617 trafen beide ein das gegenseitige Verhältniß regelndes Abkommen. Die Schule, welche nach wenigen Jahren durch die Stürme des dreißigjährigen Krieges wieder zu Grunde ging, war zu Anfang des Jahres eröffnet, W. kann aber an derselben eine nennenswerthe Thätigkeit nicht entwickelt haben, denn schon am 30. März hatte er dort einen Vertreter und am 20. Juli des nämlichen Jahres berichtet er dem Grafen, daß Nahrungssorgen ihn veranlaßt hätten, in die Dienste des Kurfürsten von Mainz, also in das feindliche Heerlager, überzugehen. Am nächsten 16. September hat er zu Aschaffenburg die Vorrede zu seiner Archileykunst geschrieben. Ob noch andere Gründe für Wallhausen's Entlassung vorgelegen haben, muß unentschieden gelassen werden. Graf Johann, welcher darauf die Schule, welche eigentlich jener halten sollte, auf eigene Rechnung übernehmen mußte, deutet es in seinen öffentlichen Bekanntmachungen an. Er war aber Partei und gibt zu, daß W. nicht ungeeignet gewesen sei.

Als Schriftsteller hatte letzterer großartige Pläne. Er wollte ein breit angelegtes Compendium der Kriegswissenschaften herausgeben, welches in sechs Theilen die Kriegskunst zu Fuß, die zu Pferd, die der Ordnungen (höhere Taktik), die der Arkeley, die der Fortification und die zur See behandeln sollte; es sind aber nur drei erschienen. Zuerst die „Kriegskunst zu Fuß, zu hochnöthigstem Nutzen vnd Besten nicht allein allen ankommenden Soldaten, sondern auch in Abrichtung eines gemeinen Landvolcks vnd Ausschuß in Fürstentümern vnd Stätten" (Oppenheim 1615), dann die „Kriegskunst zu Pferdt. Darinnen gelehrt werden die initia vnd fundamenta der Cavallerie, aller vier Theylen: als Lantzierers, Kührissierers, Carbiners und Dragoons, was von einem jeden Theyl erfordert wird, was sie prästiren können sampt deren exercitien. Newe schöne Inventionen etlicher Batailien mit der Cavallerey ins Werk zu stellen. Mit dargestellten Beweistumpen, was an den edlen Kriegskunsten gelegen vnd deren Fürtrefflichkeiten vber alle Kunst vnd Wissenschaften" (Frankfurt a. M. 1616); schließlich „Archiley-Kriegskunst, Darinnen gelehrt und fürgetragen werden, die initia und fundamenta dieser Edlen Kriegskunst. Vor diesem niemals so compendiosè, methodicè, dilucidè und rectò an Tag gegeben" (Hanaw 1617); das 2. Buch, welches die Feuerwerkerei enthalten sollte, ist nicht erschienen. W. gab vielmehr die Vollendung des Compendiums, dessen Herstellung er geplant hatte, ganz auf und unternahm die Bearbeitung eines kurz gefaßten systematischen Handbuches, welches ebenfalls im J. 1617 zu Hanau herauskam. Es führt den Titel „Corpus militare, darinnen das heutige Kriegswesen in einer Perfecten und absoluten jdea begriffen und dargestellt wird. Alles in gewisse praefecta polemica ordentlich verfasset mit beigegebenem jedern Theyl seinen Kriegs-maximis, observationibus, regulis, axiomatis vnd sehr künstlichen Kriegs-Tabuln", es handelt in sieben Theilen vom Wesen des Krieges und Aufrüstung einer Armada, vom Fußvolke, von der Cauallerey, von Schlacht- und Marschordnungen, von der Artillerey,

von Batwsachen sowie von Vertheidigung und Angriff einer Vestung, von der Kriegskunst zu Schiff, wozu als 8) eine Zusammenfassung des Kriegswissens in Taffeln tritt. Diese Tafeln, 28 an der Zahl, bilden fast die Hälfte des Inhalts. Im ganzen bietet das Buch auf engem Raume alles dasjenige, was weiter ausgeführt das Compendium bringen sollte.

Schon vorher (Frankfurt 1616) hatte W. eine „Romanische Kriegskunst" geschrieben. Die Arbeit theilte das Schicksal des Compendiums. Sie sollte eine durch viele Kupferstiche erläuterte Darstellung von „Tyronibus und anfangenden Jugenden in den Castris und Kriegsschulen" bringen, ist aber nicht über die Ausbildung des einzelnen Mannes hinaus gediehen, dagegen ist eine Verdeutschung des „trefflichen Kriegskunst Lehrer Flavius Vegetius" beigegeben. Mit dem Alterthume beschäftigt sich ferner die von W. 1621 zu Frankfurt erschienene „Camera militaris oder Kriegskunst-Schatzkammer, darinnen allerley Kriegs-Stratagemata zu Wasser und Landt von Anfang der Welt biß auf Caesarem Augustum, heutige Stunde zu gebrauchen, gezeiget werden", eine Sammlung von Berichten über mancherlei Kriegslisten, nach Frontin, Polyaen, Onesander u. A. erzählt.

In demselben Jahre und am nämlichen Orte kam heraus: „Defensio patriae oder Landtrettung. Darinnen gezeigt wird, 1) Wie alle vnd jede in der werthen Christenheit Potentaten, Regenten, Stätte und Communen jhre vnd der jhrigen Vnterthanen Rettung und Schützung anstellen sollen. 2) Der Modus belligerandi, viel hundert Jahre bißher gefählet", die Anleitung zu einer Landesvertheidigung durch allgemeines Aufgebot aller diensttüchtigen Unterthanen. Schließlich können wir noch einen „Militaris politicus" (Frankfurt 1617) nennen. Zwei andere Bücher, welche Lünig in seinem Corpus juris militaris nennt, „Feuerwerk, darinnen unterschiedene Kunststücke und Secreta gelehret werden" (Erfurt 1614) und ein „A B C der Soldaten z. F." (Frankfurt 1615) hat Max Jähns nicht kennen gelernt.

M. Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften, 2. Abtheilung. München und Leipzig 1890. — B. Poten, Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens in den Landen deutscher Zunge II. Berlin 1891.

B. Poten.

Wallis: Georg Olivier Graf v. W., Freiherr v. Carighmain, wurde im J. 1673 geboren. Nach dem Tode seines Vaters, des FZM. Ernst Georg, der 1689 vor Mainz blieb, kam W. als Edelknabe an den kaiserlichen Hof und erhielt 1690 eine Compagnie im Infanterieregiment Jörger (jetzt FZM. Freih. v. Beck Nr. 47), machte 1697 als Hauptmann die Schlacht bei Zenta mit, kämpfte 1701 bei Chiari, wurde in diesem Jahre Major, kam 1702 auf Wunsch des Inhabers als Oberstlieutenant in das Infanterieregiment FML. Haßlingen (jetzt Georg, Prinz zu Sachsen, Nr. 11), wurde im folgenden Jahre Oberst, erhielt das Infanterieregiment Wilhelm, Rheingraf von Salm (1748 aufgelöst) und focht mit Auszeichnung in Tirol. In den Jahren 1705—1707 im Corps des Erbprinzen von Hessen-Kassel in der Lombardei dienend, kam er 1707 in das Corps des FZM. Grafen Wirich Daun. Nach der Eroberung Neapels ließ Daun den Obersten W., der während der Vorrückung des Feldzeugmeisters, mit Milizen und bewaffneten Bauern den kleinen Krieg um Scurzola, Chelano und Chieti ruhmvoll geführt hatte, in Ceperano zurück, um Spitäler einzurichten und die Verbindung zwischen Rom und Neapel aufrecht zu erhalten, dann ertheilte er ihm den Auftrag Pescara zu nehmen, welche Aufgabe W. am 14. September 1707 glücklich löste. Kurze Zeit später, am 18. Januar 1708, gelang es ihm auch Piombino zu nehmen, während seine Angriffe auf Porto Ercole und Porto Longone scheiterten. Am 24. April 1708 zum Generalfeldwachtmeister ernannt, kämpfte W. bis 1713 in Italien und Spanien, machte den Ueberfall auf Rosas (10.,

11. September 1712) und die Blokade von Bascara (November 1712) mit und blieb endlich 1713 mit seinem Heerestheil als letzter Staffel von den nach Neapel bestimmten Truppen in Spanien zurück, um die Bestimmungen wegen der Uebergabe von Barcelona und Tarragona mit dem Marquis Ceva-Grimaldi zu vereinbaren. Im Februar 1716 kam W. zur Armee des Prinzen Eugen von Savoyen nach Ungarn, wurde am 22. Mai dieses Jahres Feldmarschallieutenant und focht in der Schlacht von Peterwardein (5. August 1716) auf dem linken Flügel des ersten Treffens und im September in den Laufgräben von Temesvar mit. Nach der Capitulation dieser Festung (12. October), wurde W., dem Brauche der damaligen Zeit entsprechend, als Geisel nach Temesvar gesandt und zugleich beauftragt, die Uebergabsverhandlungen mit dem Festungscommandanten Mustapha Pascha rasch zu Ende zu führen. In der Schlacht von Belgrad, 16. August 1717, gelang es W. mit den Regimentern Bevern- und Jung-Daun-Infanterie (jetzt FM. Laudon, Nr. 29, bezw. FM. Daun, Nr. 56) die letzten türkischen Batterien auf der Bajdina-Höhe im Sturm zu nehmen. Die drohende Lage in Italien, Anfang 1718, ließ eine Vermehrung der dort befindlichen kaiserlichen Truppen als unerläßlich erscheinen, weshalb FML. W. mit drei Infanterieregimentern dahin gesendet wurde. In der Schlacht bei Francavilla, 20. Juni 1719, befehligte er die Vorhut; bei der Belagerung von Messina leitete er den Minenangriff und wurde am 18. September bei einem Ausfalle der Spanier verwundet. Nach dem Falle dieses Platzes wurde W. zum Gouverneur der Citadelle ernannt. Diese Stelle bekleidete er, am 20. October 1723 zum Feldzeugmeister befördert, bis zum Jahre 1727; dann begab er sich auf seine Güter nach Böhmen. Als 1728 der Ausbruch eines Krieges gegen Frankreich und England besorgt wurde, erhielt W., September 1728, den Auftrag, sich nach Sicilien zu begeben, um dessen Vertheidigung gegen einen etwaigen Angriff zu leiten. In den Streitigkeiten, die sich hier zwischen W. und dem Vicekönig von Sicilien, Grafen v. Sastago entspannen, nahm Prinz Eugen entschieden für den letzteren Partei, da er einerseits den Eifer des Vicekönigs, andererseits den Eigennutz und die Unverträglichkeit des Grafen W. genau kannte. Die Bitte um Ertheilung eines Urlaubs, welchen W. zu einer Reise nach seinen Gütern benutzen wollte, gab die erwünschte Gelegenheit, ihn aus Sicilien zu entfernen (November 1728). Da jedoch die Kriegsgefahr immer drohender wurde und dem Kaiser kein General zur Verfügung stand, welcher Sicilien genauer kannte als W., wurde er erneuert dahin gesendet. Der Zwiespalt zwischen ihm und dem Vicekönig brach jedoch bald in so heftiger Weise aus, daß Sastago endlich jeden Versuch einer Versöhnung zurückwies und den Verkehr mit W. vollständig abbrach, worauf dieser seine Abberufung erbat und sie auch erhielt. Im Februar 1731 übergab er das Commando dem FML. Roma und wurde auf Ansuchen des Kurfürsten von Mainz als Gouverneur dahin beordert, wo er bis zum Jahre 1734 blieb. Im October dieses Jahres kam er abermals zur Armee nach Italien, erhielt auch, December 1734, interimistisch das Commando der Armee, da FM. Königsegg an das kaiserliche Hoflager berufen wurde. Die Strenge des Winters hielt W. nicht ab, den Feind in seinen Quartieren zu beunruhigen und nachdem die Kaiserlichen sich in den Besitz der beiden Ufer des Oglio gesetzt hatten, vermochten die Alliirten ihre Quartiere gegen Ueberfälle nicht mehr ausreichend zu schützen. W. ließ seine Husaren Streifzüge in das Gebiet von Cremona, über die Adda bis gegen Mailand und bis in das Herzogthum Parma unternehmen, nebenbei aber auch die Arbeiten an der Befestigung von Mirandola und Finale di Modena eifrigst fortsetzen, um die Verbindung über den Po zu wahren und das Land an dessen rechtem Ufer festzuhalten. Bei Ausbruch des Türkenkrieges, 1736—1739, der den verdienten Kriegsruhm des tapferen Generals zerstören sollte, commandirte W. das Armee-

corps in der Wallachei, wurde am 22. Mai des folgenden Jahres zum Generalfeldmarschall ernannt und Anfang Mai 1738 zum provisorischen Befehlshaber aller in Serbien befindlichen Truppen, nach dem Eintreffen des Oberbefehlshabers, Grafen Königsegg, zum commandirenden General von Belgrad bestimmt. Bei Beginn des dritten Feldzugsjahres wurde W. zum Oberbefehlshaber der gesammten Armee ernannt. Diese Wahl war keine glückliche. Bei Grocka, am 22. Juli 1739, geschlagen, ging W. nach Belgrad, dann über die Donau bis Szlankamen zurück. In dem vom FZM. Grafen Neipperg abgeschlossenen Frieden von Belgrad, 18. September, verlor Oesterreich wieder alles durch den Frieden von Passarowitz Errungene. Durch Entscheidung eines vom Kaiser einberufenen Kriegsgerichts kam W. am 22. Februar 1740 auf die Festung Spielberg bei Brünn, wo er jedoch nur einige Monate in Haft blieb, da eine der ersten Regierungshandlungen der jungen Königin Maria Theresia war, dem Marschall die Freiheit wiederzugeben (Novbr. 1740) und ihn in alle militärischen Würden einzusetzen. Nachdem W. einige Zeit auf seinen Gütern zugebracht hatte, wurde er bis zu seinem, am 19. December 1744 in Wien erfolgten Tode, wiederholt militärischen Conferenzen und Berathungen zugezogen. „W. galt nicht nur für einen unerschrockenen Kriegsmann, sondern für einen höchst unterrichteten Officier, der insbesondere im Geniewesen als eine Autorität angesehen wurde. So großer Achtung das militärische Wissen des Grafen W. sich erfreute, so wenig beliebt war er jedoch im Heere und bei Allen, die mit ihm zu thun hatten. Denn die herrische Art, mit der er seine Untergebenen behandelte, die Unverträglichkeit gegen seinesgleichen, der störrische Sinn, den er gegen die Befehle seiner Oberen an den Tag legte, sie waren nicht geeignet, ihm Freunde zu erwerben. Er gehörte zu denen, die man verwendete, weil man ihrer bedurfte, hinsichtlich deren man aber froh war, nicht in zu nahe Berührung mit ihnen zu gerathen." (Arneth, Prinz Eugen).

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen. — Mittheilungen des k. u. k. Kriegsarchivs. — v. Arneth, Prinz Eugen von Savoyen. — v. Arneth, Maria Theresia's erste Regierungsjahre. — Wurzbach, Biographisches Lexikon. Oskar Criste.

Wallis: Joseph Graf v. W., Freiherr v. Carighmain, Herr der Stadt und Herrschaft Mährisch-Budwitz, der Herrschaft Budischkowitz und der Güter Jazkau, Kruschitz, Butsch und Kinitz in Mähren, der Herrschaft Planitz, Niemtschitz und des Gutes Lovtschitz in Böhmen, geboren am 31. August 1767 zu Prag, am 11. September 1788 vermählt mit Marie Louise Gräfin Waldstein-Dux, † am 18. November 1818 zu Wien, entstammte einer uralten, in Irland und Schottland bereits im 12. Jahrhunderte urkundlich beglaubigten Familie, welche, nach ruhmreicher Vergangenheit im Heimathlande, durch die religiösen Verfolgungen des protestantischen Großbritannien gezwungen war, dasselbe zu verlassen, um unter dem katholischen Kaiser in Deutschland Schutz zu suchen. Die den Katholiken günstiger gesinnte Regierung König Karl's I. veranlaßte die Rückkehr Theobald's W. nach England, wo er seine Familie unter dem Namen Walsh fortpflanzte, während sein jüngerer Bruder Olivier, dem Vorbilde seines bei Lützen gefallenen Vaters folgend, im kaiserlichen Heere weiterdiente, sich dauernd in Oesterreich niederließ, und so der Stammvater des daselbst blühenden Zweiges seiner Familie wurde, — einer Familie, deren Name ebenso auf kriegerischem wie auf finanziellem Gebiete nicht mit den Lettern des Glückes in der Geschichte Oesterreichs eingezeichnet ist.

W. entsprang der Ehe des Appellations-Vicepräsidenten zu Prag Franz Ernst Graf W. mit der Gräfin Maria Maximiliana Schaffgotsche. Der hochgebildete Vater vertraute die Erziehung seines Sohnes tüchtigen Lehrern an, so

daß der Segen eines reichen Wissens über Wallis' weiterem Lebenswege ausgebreitet lag.

Rasch, wie es eben den Kindern aus einflußreichen Familien gegönnt war und ist, eilte er die Stufen der bureaukratischen Laufbahn hinan. Beim niederösterreichischen Landrathe als Auscultant in den Staatsdienst eintretend, hat er in 9 Monaten (!) sich bereits so viel Erfahrung gesammelt, um 1788 zum Landrath ernannt zu werden; ein Jahr darauf erhält er die Würde eines k. k. Kämmerers; 1795 wird er Appellationsrath und Prüfungshofcommissär bei der Arcierenleibgarde; die Verdienste, die er sich in der Reihe der Freiwilligen im Kampfe für das Vaterland im J. 1797 erworben, bringen ihm nicht allein die Ehrenmünze des Jahres, sondern sind auch eine weitere Stufe für seine Erfolge, da er 1798 zum Hofrathe bei der vereinigten Hofkanzlei ernannt wird. Referent für das Kronland Böhmen, erringt er durch diese Thätigkeit die Begründung des Anrechtes auf eine leitende Stelle im genannten Königreiche, welche ihm bei Erledigung des Postens eines Präsidenten der k. k. Landrechte in Böhmen durch Verleihung dieser Stelle mit dem Ehrentitel eines Oberstlandrichters in Böhmen im J. 1802 zuerkannt wird; gleichzeitig wird dem 35jährigen Manne die Würde eines Wirkl. Geh. Rathes zu Theil. Kurz darauf zum Appellationspräsidenten in diesem Kronlande befördert, steht er Anfang des Jahres 1805 als Gouverneur an der Spitze der Verwaltung von Mähren und Schlesien, welches Amt er nach einem halben Jahre mit der gleichen Stelle im Schwesterlande Böhmen als Oberstburggraf zu vertauschen berufen wird. Die bösen Zeiten des Krieges von 1805 liefern dem energischen Wesen Wallis' reiche Gelegenheit zur Entwicklung seines organisatorischen Talentes, wodurch er sich so sehr die Anerkennung seines Kaisers zu erringen wußte, daß dieser ihn durch Verleihung des Commandeurkreuzes des St. Stephansordens und 1½ Jahre darauf des Großkreuzes dieses Ordens auszeichnete.

Das Kriegsjahr 1809 spornt W. zu erhöhtem Eifer an. Ueberall ist er im Lande zu finden, überall greift er selbsthandelnd ein, und gerne soll seinem humanitären Wirken für die Verwundeten wie überhaupt der leidenden Menschheit gegenüber vollste Anerkennung gezollt werden; aber der einspännige Wagen, welcher Tag und Nacht, im Hofe des Hradschin eingespannt, der Befehle des Oberstburggrafen harrt, um diesen unerwartet in die entferntesten Winkel seines Administrationsgebietes zu führen, wo, wie er meint, seine Anwesenheit unbedingt nöthig ist, um nach dem Rechten zu sehen, ist kennzeichnender für die Eigenart dieses Mannes, als eine lange Aufzählung seiner verschiedensten Handlungen.

Als Oesterreich infolge der schweren Schäden, welche die unglücklichen Kriege gegen Frankreich seinem materiellen Wohlstande zugefügt hatten, vor dem Staatsbankerotte stand, und verschiedene Finanzminister erfolglos am kranken Staate herumgedoctort hatten, da erschien den Wiener regierenden Kreisen W. als Retter in der Noth; man glaubte, wie das leider so oft geschieht, daß ein Mann, der in einer bestimmten Richtung anerkennenswerthes geleistet hatte, dadurch auch schon die Eignung erworben habe, auf jedem ihm noch so fremden Gebiete Ersprießliches zu leisten. Der 24. Juli 1810 bringt die Ernennung Wallis' zum Präsidenten der Hofkammer, und bereits am 13. August wird derselbe durch den Obersthofmeister Fürsten Trautmannsdorff feierlichst in sein Amt eingeführt.

Wenn W. bei dieser Vorstellung unter anderem sagte: „Den, wie ich hoffe, bewährten Ruf mit mir bringend, daß ich wahres Verdienst ehre und überall ohne Rücksicht aufsuche, ... dagegen aber im Dienste streng und gegen Dienstesverletzungen unerbittlich bin; daß mir jede Rücksicht, wo es sich um das Wohl des Höchsten Dienstes handelt, fremd ist, und ich in dieser Richtung nichts scheue", . . . so mag dies der Ausdruck eines ehrlichen Wollens gewesen sein,

sicher sind es aber nicht die Programmworte eines weitblickenden Finanzministers. Es war vielleicht einst auf politisch-administrativem Gebiete das Commandowort von Erfolg; aber die Finanzen, die schwenken auch auf die energischeste Stentorstimme eines Finanzministers niemals ein, wie wohldisciplinirte Soldaten.

So waren denn auch die ehrlichen Bemühungen Wallis', Oesterreich vor dem Staatsbankerotte zu retten, erfolglos. Ihm war es vielmehr vorbehalten, durch das Finanzpatent vom 20. Februar 1811 denselben herbeizuführen. Das Patent reducirte nämlich das in sogenannten Bankozetteln (im Betrage von 1060,198 Millionen) cursirende Papiergeld auf die Summe von 212 159 750 Gulden. Die bisherigen Bankozettel sollten nur bis zum 31. Januar 1812 Geltung haben und bis dahin nach dem fünften Theile des Nennwerthes gegen die neu zu emittirenden Einlösungsscheine umgetauscht werden und letztere vom 1. Februar 1812 an die einzige Währung des Landes sein.

Dieses Patent, ein Ausfluß der Devalvationstheorie oder, wie die Engländer, welche dieses finanzielle Auskunftsmittel erfunden hatten, es nannten, der Quantitätstheorie, brachte solch' krasse Schärfen und Ungerechtigkeiten mit sich, war dabei so oberflächlich verfaßt, daß es allgemeine Entrüstung hervorrief; und bei alledem hatte es so wenig den erwünschten Erfolg, daß zwei Jahre darauf Kaiser Franz in einem Handschreiben vom 15. April 1813 W. in Kenntniß setzen mußte, daß er die Einführung von neuen Anticipationsscheinen und zwar im Betrage von 45 Millionen beschlossen habe.

Zur Deckung dieser Schuld sollten aus dem jährlichen Ertrage der Grundsteuer der cisleithanischen Länder vom Jahre 1814 an je 5¾ Millionen verwendet werden. Diese Maßnahme widersprach aufs klarste dem Februarpatente von 1811, worin die ausdrückliche Versicherung abgegeben worden war, keinerlei neues Papiergeld zu emittiren, und ein solches waren doch ihrer eigentlichen Natur nach die neuen Anticipationsscheine. In der Commission, welche dem Kaiser diesen Entschluß abgerungen hatte und welcher der Oberstkanzler Graf Ugarte präsidirte, war W. mit seinem Proteste in der Minderheit geblieben; er gab daher seine Demission. Dieselbe wurde vom Kaiser angenommen und Ugarte mit der provisorischen Leitung der Finanzen betraut, W. aber mit allerh. Entschließung vom 16. April 1813 zum Staats- und Conferenzminister befördert.

Der Wiener Witz, stets bei der Hand, wenn es gilt, verfehlte behördliche Maßnahmen mit trefflichen Worten zu ironisiren, widerspiegelte klar in einem großen Placate, welches bald nach dem Erscheinen des Patentes eines Tags am Riesenthore des St. Stephansdomes angeschlagen war, die Stimmung des Publicums in 20 durch Punkte getrennten: W. w. w. W. . . . . Die Deutung, welche nach einigen Tagen ein neues Placat brachte, lautete: Wie wohl war Wien wie Wallis' Worte Wiener Währung waren. Wie weh ward Wien wie Wallis' Worte Wiener Währung wurden.

Die Kriegsereignisse der Jahre 1813 und 1814 brachten auch beim Staatsrathe, dem W. nun als Staats- und Conferenzminister angehörte, eine Stagnation der Geschäfte mit sich. Wallis' Drang nach Thätigkeit suchte nach einem ergiebigen Arbeitsfelde und führte ihn auf das der Humanität, der Pflege der verwundeten Krieger und der Vorsorge für die Armeen, wo er schon so segensreiches gewirkt hatte. Seine Verdienste auf diesem Gebiete wurden denn neuerlich durch Verleihung des goldenen Civilverdienstkreuzes ausgezeichnet. Als die glücklichen Erfolge der Freiheitskriege den Frieden brachten und damit ein regeres Functioniren der Staatsmaschine, befahl der Kaiser auch eine Reorganisation des Staatsrathes, der ihm einen Theil der Regierungssorgen abnehmen sollte. W. wurde mit der Durchführung der Wünsche seines Monarchen betraut. Die

kommenden Jahre sehen ihn als Vorsitzenden anfänglich bei den Berathungen des engeren Staatsrathes, dem ein Conferenzrath übergeordnet worden war, später in der II. Section des erweiterten Staatsrathes, dem die Beschlußfassung in Dingen, welche die allgemeine Verwaltung des Innern betrafen, oblag. Durch Allerhöchstes Handschreiben vom 23. December 1817 zum Obersten Justizpräsidenten und Präsidenten der Gesetzgebungshofcommission unter gleichzeitiger Verleihung des Ordens des goldenen Vließes ernannt, sollte W. berufen sein die angebahnte Neuordnung in der Justizverwaltung, welche durch den neuen Ländererwerb bedingt war, mit gewohnter eiserner Hand durchzuführen. Ein Nervenschlag, der fast unmittelbar den Tod zur Folge hatte, bereitete dem Leben dieses überaus thätigen, aber allzuheftigen Mannes in unerwarteter aber pathologisch begründeter Weise ein frühes Ende. v. Györy.

Walliser: Christoph Thomas W., geboren am 17. April 1568 zu Straßburg im Elsaß und ebendort am 27. April 1648 gestorben, verließ mit 16 Jahren seine Vaterstadt, um an verschiedenen Orten Deutschlands, Böhmens, Ungarns, Italien und der Schweiz die Wissenschaften und freien Künste zu studiren. Lobstein in seiner Geschichte der Stadt Straßburg sagt S. 54: er war ein Schüler des Tobias Kindler in Zittau und hatte vordem in Straßburg das Wilhelmitanerstift besucht. Im J. 1599 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und wurde an der achten Classe des evangelischen Gymnasiums und der Akademie (die 1621 zur Universität erhoben wurde) zum Praeceptor classicus und Musicus ordinarius ernannt. An der Thomaskirche und am Münster hatte er die Kirchenmusik zu leiten. 1634 wurde er als Lehrer am Gymnasium pensionirt; ob er die übrigen Aemter beibehielt und wie lange, ist nicht bekannt. W. genoß in seiner Vaterstadt die größte Achtung und seine Compositionen waren in Deutschland, theils im Druck, theils in Copien weit verbreitet. Sein kleines theoretisches Werk: „Musicae figuralis praecepta brevia“, Argentorati 1661, Kieffer, Lederetz, in 8°, hat nur einen Werth als Leitfaden für die Schüler, die er unterrichtete, gibt uns aber einen Begriff, wie gründlich damals Musik auf Schulen gelehrt wurde. Exemplare besitzen die Bibliotheken in Berlin, München, Mainz und das Conservatoire in Paris. Bedeutender tritt er uns entgegen als Beförderer und Bearbeiter des Kirchenliedes. In diesem Fache gab er drei große Sammlungen zu 4, 5 und 6 Stimmen heraus. Der erste Theil trägt den Titel: „Ecclesiodiae, Das ist Kirchen Gesäng. Nemblich die gebreuchlichsten Psalmen Davids, so nicht allein viva voce, sondern auch zu Musicalischen Instrumenten Christlich zugebrauchen. Mit 4. 5. vnd 6 Stimmen componirt durch . . .“ (Straßburg 1614, Paul Ledertz. 6 Stb. mit 50 Gesängen.) Dazu der „Ander Theil: Darinn die Catechismus gesäng, andere Schrifft und geistliche Lieder, sampt dem Te Deum laudamus vnd der Litania, wie sie durch das gantze Jahr in der Kirchen vast vblich begriffen . . . Mit 4. 5. 6. und 7 Stimmen gesetzt . .“ (Straßburg 1625, bei Marx von der Heyden. 6 Stb. 60 Gesänge). Im Frankfurter Kataloge von Israel ist das Register des 2. Theils abgedruckt. v. Winterfeld bespricht das Werk in umständlicher Weise im 2. Bande S. 8 seines evangel. Kirchengesangs. Vor dem gab W. schon ein ähnliches Werk heraus, welches wie eine Vorbereitung des größeren erscheint. Selbst der Titel hat fast gleichen Wortlaut: „TEutscher Psalmen vnd Geistliche Kirchengesäng mit fünff Stimmen, welche nicht allein viva voce“ ꝛc. wie oben (Nürnberg 1602 bei Catharina Dieterichin. 5 Stb. 8 Lieder zu 5 St.). Exemplare von allen drei Werken besitzen die Bibliotheken zu Königsberg, Gotha, Grimma, Berlin, Elbing, Hamburg, München, Zwickau (1602 ohne Baß), Frankfurt a. M. (nur 2. Thl. 1625). Von 1610, 1613, 1627 und 1641 existiren noch vier Gelegenheitsgesänge, die sich in Privathänden befinden. Außerdem besitzt die

Kgl. Bibl. zu Berlin in den Manuscr. Z. 28. Z. 44 und 54 eine Reihe deutsche und lateinische mehrstimmige Gesänge. Auch in der Proske'schen und Liegnitzer Bibliothek befinden sich handschriftliche Motetten und geistliche Lieder. In alten Sammelwerken sind 9 Gesänge aufgenommen (siehe Eitner's Bibliographie) und in neuen Ausgaben 15 Gesänge (siehe desselben Verzeichniß nebst dem Nachtrage in Monatsh. Bd. 9). Dazu kommt noch ein Gesang in Ambros' 5. Bd. Musikgeschichte, edirt von Kade, S. 523. Soweit mir seine Compositionen bekannt sind, benützt er nur die Motive der bekannten Kirchenlieder zu contrapunktischen Combinationen, ohne je eine Melodie in ihrem ganzen Umfange dem Tonsatze zu Grunde zu legen. Seine Schreibweise ist sehr lebhaft und wohlklingend, noch ganz im Stile des 16. Jahrhunderts sich haltend.

August Bähre, Festschrift zur 350jährigen Jubelfeier des protestantischen Gymnasiums in Straßburg. Theilweiser Abdruck in Monatsh. f. Musikg. 20, 186. Ebd. Bd. 1, 134 ein Artikel von Ritter über eine Tragödie von 1612 mit Chören. Rob. Eitner.

Wallmoden: Karl Graf von W.-Gimborn, k. k. General der Cavallerie, geboren in Hannover am 4. Januar 1792, † am 27. Februar 1883 in Prag. Als jüngerer Bruder des Grafen Ludwig (s. u.) trat W. am 25. Juni 1813 als Unterlieutenant bei Erzh. Karl-Ulanen in die österreichische Armee ein, wurde am 16. October desselben Jahres bei Transferirung zu Schwarzenberg-Ulanen zum Oberlieutenant, und am 24. April 1814 zum 2. Rittmeister bei Constantin-Cürassieren befördert. Er machte als solcher die Befreiungskriege, sowie unter Commando seines Bruders die Bekämpfung der Unruhen in Neapel und Sicilien im J. 1821 mit, und avancirte am 16. April 1824 zum 1. Rittmeister im Regimente. Am 27. Mai 1831 wurde W. zum Major befördert, und zu Rosenberg-Chevaulegers übersetzt, in welchem Regimente er am 21. April 1833 zum Oberstlieutenant und am 14. März 1835 zum Oberst vorrückte. Bei seiner Beförderung zum Generalmajor am 3. December 1841 erhielt er die Brigade in Pilsen, wurde am 19. April 1848 zum Feldmarschall-Lieutenant und Divisionär in Prag ernannt und übernahm im Mai 1849 unter FZM. Br. Haynau die beiden Cavallerie-Brigaden Simbschen und Lederer in Ungarn; mit dieser Division machte er das Cavalleriegefecht bei Csatád, sowie die Entscheidungsschlacht bei Temesvar am 8. und 9. August 1849 mit und wurde ihm am 21. August für sein Verhalten das Commandeurkreuz des österreichischen Leopold-Ordens verliehen. W. wurde dann Commandant des 1., später des 10. Armeecorps in Ungarn, übernahm am 10. Juli 1850 von FZM. Br. Haynau ad interim das Commando der 3. Armee und nach Uebergabe desselben an Gen. d. Cav. Br. Appel, am 31. October desselben Jahres wurde er Landes-Militär-Commandant in Wien, sodann Commandant des 7. Armee-Corps. Am 20. December 1850 wurde W. die Geheimerathswürde verliehen, auch wurde er 1851 zum Oberst-Inhaber des aus den Banderial-Husaren neu errichteten 5. Ulanen-Regimentes ernannt. Seit 28. Februar 1857 Ablatus des Commandanten der 2. Armee FZM. Grf. Gyulai erfolgte am 18. April 1859 seine Beförderung zum General der Cavallerie. W. trat mit dem Ausdrucke der Zufriedenheit S. M. des Kaisers am 1. August 1859 in den Ruhestand und lebte fortan größtentheils in Prag. Seit 15. Juli 1833 war er mit der Gräfin Caroline Zoë von Grünne vermählt; da diese Ehe jedoch kinderlos blieb, so erlosch mit dem am 27. Februar 1883 erfolgten Ableben Wallmoden's das Geschlecht der Grafen Wallmoden.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Acten der Fachrechnungs-Abth. d. k. u. k. Reichs-Kriegs-Ministeriums. — Die Vedette, 1883. — Wehrzeitung, 1883. Pallua-Gall.

Wallmoden: Johann Ludwig, Graf von W.-Gimborn, kurfürstlich braunschweig-lüneburgischer Feldmarschall und commandirender General der gesammten königlich-kurfürstlichen Truppen, wurde am 27. April 1736 zu Hannover geboren. Seine Mutter war die Gemahlin des Oberhauptmann Adam Gottlieb v. W. (geboren 1704, † 1756) und die Tochter einer Generalin v. Wendt, eine Großnichte der alten Gräfin Platen, welche die Maitresse des Kurfürsten Ernst August von Hannover war, und eine Nichte der Tochter derselben, welche im nämlichen Verhältnisse zu dessen Sohne, König Georg I. von England, stand. Sie selbst ward wieder die Maitresse des Sohnes des letzteren, des Königs Georg II. Als dessen Gemahlin, Karoline von Brandenburg-Ansbach, am 1. December 1737 gestorben war, ging sie nach England, wo der König ihr am 1. April 1739 den Titel einer Gräfin Yarmouth beilegte, und am königlichen Hofe von Saint-James wuchs beider Sohn unter dem Namen „Monsieur Louis" auf. Der Oberhauptmann v. W. ließ sich von seiner ungetreuen Gattin scheiden, welche 1765, fünfundfünfzigjährig, zu Hannover starb. Der junge W. zeigte gute Anlagen und Neigung für den Soldatenstand. Als Herzog Ferdinand von Braunschweig den Oberbefehl auf dem westlichen Schauplatze des siebenjährigen Krieg s übernommen hatte, erscheint er in dessen Gefolge. Im Februar 1758 fragt der Herzog seinen Geheimschreiber Westphalen, welcher Titel dem jungen W. auf der Adresse zu geben sei und im April sendet er letzteren mit seinem Operationsplane nach England, von wo aus W. ihm während des Sommers Mittheilungen macht (v. Westphalen, Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig Lüneburg, II, Berlin 1859). Martin Ernst v. Schlieffen (A. D. B. XXI, 516), welcher damals mit W. zusammen diente, nennt ihn in „Nachrichten von einigen Häusern des Geschlechtes von Schlieffen," Cassel 1784 (Seite 447) den besten Gefährten im Treffen und bei Langeweile. Schon 1759 wurde W. Oberst und Commandeur des Cavallerieregiments Garde du Corps (1763 Leibgarde-Regiment) und 1761 Generalmajor. Als der Friede geschlossen war, unternahm er größere Reisen, sammelte Kunstschätze, besuchte Schlachtfelder und Festungen, ward Gesandter am kaiserlichen Hofe zu Wien, erwarb 1782 vom Fürsten Schwarzenberg um einen viel zu hohen Preis die geringwerthige Grafschaft Gimborn-Neustadt (F. E. v. Mering, Geschichte der Burgen in den Rheinlanden, XI. Heft, Seite 11, Köln 1853), eine dereinst für den Grafen Kolbe Wartenberg geschaffene territoriale Mißbildung des absterbenden Reiches, erhielt vom Kaiser Josef II. am 17. Januar 1783 ein Grafendiplom und wurde als Reichsgraf in das westfälische Grafencollegium eingeführt. Der Kauf bildete den Hauptgrund zu den finanziellen Schwierigkeiten, in welche W. später gerieth, und die nach dem Jahre 1803 einen vollständigen Vermögensverfall für ihn herbeiführten; der damals eintretende Zusammenbruch aller wirthschaftlichen Verhältnisse, welcher durch die französische Aussaugung verursacht wurde, traf ihn vernichtend. Sein Ziel bei dem Kaufe war wol der Wunsch gewesen dem hohen Adel anzugehören, wie er es seiner vermeintlich vornehmen Geburt angemessen erachtete (v. Ompteda, Ein englisch-hannoverscher Officier vor hundert Jahren, Seite 193, Leipzig 1892). Nach seiner in der Mitte der achtziger Jahre erfolgten Rückkehr in den praktischen Dienst, neben welchem er das Amt des Oberstallmeisters wahrnahm, lebte er in Hannover auf großem Fuße, im Winter in seinem am Markte belegenen, später dem Brauer Bornemann gehörenden Hause, im Sommer in einem prächtigen, an der Südseite der Herrenhausener Allee belegenen Landhause, dem jetzigen Palais im Georgengarten, welcher lange Wallmodengarten hieß. Dort befand sich auch eine von ihm aus Italien mitgebrachte Sammlung von Statuen und Büsten, welche nach dem Jahre 1815 die Regierung kaufte; bald darauf ward am 1. September 1818

seine Gemäldesammlung versteigert, deren werthvollstes Stück, eine Venus von Paul Veronese, welche W. mit 2200 Ducaten bezahlt hatte, bei der Ungunst der Zeiten für 1100 Thaler nach England ging (B. Hausmann, Erinnerungen aus dem achtzigjährigen Leben eines hannoverschen Bürgers, Seite 107, 109, Hannover 1873). Seit 1766 war er mit einem Fräulein v. Wangenheim verheirathet, welche 1783 starb; 1788 vermählte er sich zum zweiten Male mit einer Tochter des sachsen-gothaischen Ministers Freiherrn v. Liechtenstein.

Als im Frühjahr 1793 ein hannoversches „Auxiliarcorps" von 13 000 Mann unter dem Oberbefehle des Feldmarschalls von Freytag (s. A. D. B. VII, 374) in englischem Solde, um am Kriege gegen die französische Republik theil zu nehmen, nach den Niederlanden ging, führte W., damals General der Cavallerie und Chef des Leibgarde-Regiments, in seiner Doppelstellung als Officier und Hofmann das Leben eines großen Herren; in der hannoverschen Gesellschaft spielte er, obgleich er bei weitem nicht die höchstgestellte Persönlichkeit war, die erste Rolle. Der bevorstehende Krieg weckte seinen militärischen Ehrgeiz und seinem Wunsche entsprechend wurde er zur Theilnahme am Feldzuge befehligt. Auf einen unverdächtigen Gewährsmann sich stützend, der W. genau kannte und den maßgebenden militärischen Kreisen angehörte, schildert W. von Hassell in „Das Kurfürstenthum Hannover vom Baseler Frieden bis zur preußischen Occupation im J. 1806" (Hannover 1894) ihn als einen Officier, welcher durch das Studium kriegswissenschaftlicher Werke und durch eigene, auf vielfachen Reisen gewonnene Anschauung eine Menge von Kenntnissen, sogar in den Einzelheiten der Festungsbaukunst, erworben und damit gern geprunkt habe, der aber im Grunde mehr Diplomat und Hofmann als Soldat gewesen sei; vom grünen Tische aus habe er langathmige Befehle und kleinliche Dienstvorschriften erlassen, aber Kampfesfreude und mannhafte Entschlossenheit hätten ihm gefehlt und mit strategischen Scheingründen habe er später seine rückgängigen Bewegungen zu rechtfertigen gesucht. Den günstigen Zufall, welcher ihm als Gehilfen in dem nun beginnenden Kriege einen Scharnhorst an die Seite gegeben hatte, wußte er nicht zu benutzen. Er mochte wol nicht für möglich halten und sich selbst nicht eingestehen wollen, daß des Bauern Sohn den Königssprößling an Geist und Herz weit überragte.

Im Hauptquartier des Feldmarschalls v. Freytag hatte W. einen festbegrenzten Wirkungskreis zunächst nicht, dagegen verschafften seine militärischen Kenntnisse, seine weltmännische Gewandtheit und sein Selbstbewußtsein ihm bald einen überwiegenden Einfluß auf die Entschließungen und Maßnahmen des Oberbefehlshabers der englischen und in englischem Solde stehenden Truppen, des achtundzwanzigjährigen Herzogs von York, eines Sohnes König Georg's III., und das Verhältniß, in welches W. zum Herzoge trat, trug dazu bei das zwischen diesem und Freytag bestehende Verhältniß, welches von vornherein nicht war wie es sein sollte, so zu gestalten, daß Freytag im October 1793 den Kriegsschauplatz verließ.

An seiner Stelle übernahm W. den Oberbefehl über das Auxiliarcorps, welches nach einem neuen zwischen England und dem Kurfürstenthume geschlossenen Uebereinkommen im nächsten Jahre auf einen Stand von 18 000 Mann gebracht werden sollte, in Wirklichkeit aber noch hinter der ursprünglich festgesetzten Stärke weit zurückblieb. Dieser Feldzug, der von 1794, in dessen Beginn die Selbstbefreiung der Besatzung von Menin unter dem Hannoveraner Hammerstein (s. A. D. B. X, 492) fällt, verlief höchst unglücklich. Während der verlorenen Schlacht bei Tourcoing am 17./18. Mai war W. krank, bald darauf hatte er in einem bei Pont-à-Chin am 22. d. M. gelieferten Gefechte einen Erfolg, dann aber ging es unaufhaltsam rückwärts bis hinter die Waal,

wobei er das erste Treffen des englisch-combinirten Heeres befehligte. Als der Winter gekommen war, hielt der Herzog von York den Feldzug für beendet, schützte dringende Geschäfte vor und ging am 2. December nach England. W. übernahm an seiner Stelle den Oberbefehl, mit der Einschränkung jedoch, daß er den englischen Nationaltruppen unmittelbare Befehle nicht ertheilen durfte, sondern sich zu solchem Behufe zuvor mit ihrem Höchstcommandirenden ins Einvernehmen setzen mußte. General Pichegru, welcher an der Spitze des französischen Heeres stand, dachte anders als der Herzog. Von den holländischen Patrioten gerufen ging er von neuem angriffsweise vor und veranlaßte W. im Anfange des Monats Januar 1795 einen Rückzug anzutreten, welcher ihn unter großen Schwierigkeiten und Entbehrungen bis hinter die Ems führte. Ende April machte der am 5. d. M. zu Basel abgeschlossene Friede den Feindseligkeiten ein Ende. Als darauf, um die Neutralität des nordwestlichen Deutschland vor Verletzungen durch die Franzosen zu sichern, im Frühjahr 1796 eine preußisch-hannoversche Observationsarmee unter dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig aufgestellt wurde, erhielt W. das Commando der zu derselben gehörenden hannoverschen Truppen in der Stärke von 15 000 Mann mit dem Generalquartiere zu Hoya. Bevor aber diese Armee aufgelöst wurde, erfolgte, nachdem am 2. Januar 1798 Feldmarschall v. Freytag mit Tode abgegangen war, Wallmoden's Ernennung zum commandirenden General Seiner Majestät sämmtlichen deutschen Truppen und am 2. Mai d. J. die Beförderung zum Feldmarschall. Daneben übernahm er, als im J. 1799 die Gräfin Juliane zu Schaumburg-Lippe, welche seit dem 1787 erfolgten Tode ihres Gemahls an Stelle ihres minderjährigen Sohnes, des nachmaligen Herzogs Georg, die Regierung geführt hatte, gestorben war, bis zu des letzteren im J. 1807 eingetretener Volljährigkeit die Vormundschaft, deren Mitglied er bis dahin gewesen war, allein.

W. brachte für das ihm übertragene militärische Commando mancherlei gute Eigenschaften mit, die wichtigsten aber gingen ihm ab. Außer den schon früher an ihm gerühmten Kenntnissen besaß er, neben Pflichttreue und Diensteifer, in hohem Grade die Gabe, die ihm gehaltenen Vorträge schnell und richtig aufzufassen und auf Grund derselben sich eine Meinung zu bilden, es fehlten ihm aber oft der Wille und die Entschlossenheit diese Meinung durchzuführen und nicht selten stiegen alsbald Zweifel in ihm auf, wegen deren die Verwirklichung seiner Absichten unterblieb. Trotz eines ihm innewohnenden, stark ausgeprägten Selbstbewußtseins ordnete er seine richtigeren Ansichten und sein besseres Wollen vielfach den Rathschlägen seiner Umgebung unter und die Behauptung seines Schwiegersohnes, des Reichsfreiherrn vom Stein, daß er „ein Mann von seltener Welt- und Menschenkenntniß gewesen sei" (Seeley, Leben Stein's, deutsch Gotha 1883, I 86) wird in ihrem zweiten Theile durch die Thatsache widerlegt, daß er seinem Flügeladjutanten, dem Oberst Freiherrn von Löw von und zu Steinfurt, einem ebenso unfähigen wie unwürdigen Manne, einen weitgehenden und unheilvollen Einfluß gestattete und dagegen verdiente Officiere, die ihm nahe gestanden hatten, wie Scharnhorst und den späteren General von Scheither (s. A. D. B. XXX, 731), in fremde Dienste ziehen ließ. Wenn Stein sodann den Adel von Wallmoden's Gesinnung, seine Gutmüthigkeit und seinen Familiensinn rühmt, so soll dagegen nichts eingewendet werden. Das Vertrauen seiner Untergebenen verstand letzterer nicht zu erwerben und eine Neugestaltung des der Verbesserung in hohem Grade bedürftigen Heerwesens hat er nicht herbeigeführt, auch keinen ernstlichen Versuch dazu gemacht, so viele neue Reglements er auch erließ und so sehr er in Kleinigkeiten Aenderungen vornahm. Und doch wies der Ernst der Zeiten darauf hin, daß dem Kurstaate zu seiner Erhaltung eine tüchtige Truppenmacht in hohem Grade von Nöthen sei. Schon

im J. 1801 hatte ihr Nichtvorhandensein sich fühlbar gemacht. Damals nahm Preußen, um einem befürchteten Einmarsche französischer Truppen zuvorzukommen, das Land in Besitz und, im Bewußtsein ihrer Unfähigkeit diesem Vorgehen Widerstand leisten zu können, mußten die hannoverschen Alles über sich ergehen lassen, was dem stärkeren Nachbar anzuordnen gutdünkte; im J. 1803 aber, nachdem die Besetzung des Landes durch preußische Truppen infolge anderweiter Abmachungen aufgehört hatte, erfolgte jene damals als in Aussicht stehend angenommene Vergewaltigung durch Frankreich thatsächlich. W. selbst und die von ihm befehligte Armee fielen ihr zum Opfer, als Bonaparte, damals der Erste Consul, um England, welches er auf seinen Inseln nicht fassen konnte, dadurch zur Nachgiebigkeit zu bewegen, des Königs-Kurfürsten deutsche Lande mit Beschlag zu belegen beschloß und zu diesem Zwecke den General Mortier mit einer Truppenmacht entsandte.

Die Ereignisse trafen die hannoverschen Truppen und ihren Höchstcommandirenden ganz unvorbereitet, die ersteren in einer, um mit Aussicht auf Erfolg Widerstand leisten zu können, ganz ungenügenden Verfassung. Zwar hatte am 5. April Minister von Lenthe, der Mittelsmann zwischen König Georg III. und der Regierung in Hannover, von London aus geschrieben, man müsse sich auf die möglichen Fälle im voraus fassen und dürfe der Entfernung wegen niemals auf bestimmte Befehle aus England rechnen, aber eine Erweiterung seiner beschränkten Machtbefugnisse ward W. nicht zu theil und selbständige Entschlüsse zur Ausführung zu bringen waren weder „die zur königlich großbritannischen und kurfürstlich braunschweig-lüneburgischen Regierung verordneten Geheimen Räthe“ in der Residenzstadt an der Leine noch der Feldmarschall die geeigneten Leute. Daß zwischen Letzterem und Ersteren kein Einvernehmen bestand, hinderte außerdem ein zielbewußtes kräftiges Zusammengehen. W., von Jugend auf mit der Politik vertraut, in der großen Welt aufgewachsen und eingeweiht in die Feinheiten des höfischen Lebens, übersah die Minister bei weitem, er spottete über ihren engen Gesichtskreis, ließ sie seine Ueberlegenheit in der Behandlung staatsmännischer Fragen fühlen und blickte schon deshalb auf sie herab, weil sie Civilisten waren. So kam es, daß eine tiefgehende Mißstimmung vorhanden war, wo alle hätten einig sein müssen. Am 19. April ging endlich zu Hannover der am 5. in London ausgefertigte Befehl ein, die Beurlaubten zu den Fahnen zu berufen und sie demnächst in Uebungslager zusammenzuziehen, dabei sollte aber kein Aufsehen erregt werden. W. verlangte nun von den Ministern Verhaltungsbefehle, welche diese zu ertheilen Anstand nahmen, und so unterblieben entschiedene Maßregeln überhaupt. Der Feldmarschall wurde ganz und gar kleinmüthig, in einem am 27. an den König abgesandten Berichte schrieb er, daß für die hannoverschen Truppen, wenn nur ein noch so mittelmäßiges und unbedeutendes Corps heranrückte, nicht einmal an eine noch so drückende Capitulation zu denken, sondern eine Ergebung auf Discretion unvermeidlich sein würde, und am 4. Mai fragte er an, wem er das Commando zu übergeben hätte, wenn etwa seine Kräfte ihn verließen, seine Gesundheit schleunig erschüttert werden sollte. — Zur Uebernahme des Commandos wäre der Herzog von Cambridge, ein jüngerer Sohn des Königs, welcher als Inspecteur der Cavallerie und der Infanterie unter W. diente, wenn es auch ältere Generale gab, die meist geeignete Persönlichkeit gewesen; auf das Zureden desselben wandte W. sich am 5. Mai von neuem an das Ministerium um Anordnungen herbeizuführen, welche die Wehrkraft des Heeres auf eine einigermaßen achtunggebietende Höhe bringen sollten. Bestimmte Weisungen aus London blieben aus und die Hoffnungen, welche man auf den Beistand Preußens setzte, gingen nicht in Erfüllung. Was in Hannover angeordnet wurde, war dürftiges Flickwerk

Erst am 22., als schon ganz sichere Meldungen über den nahe bevorstehenden Einmarsch französischer Truppen aus Holland vorlagen, ward die Aushebung von 15 000 Rekruten angeordnet und der Aufschwung der Gemüther, welcher auch bei den Räthen der Krone und dem Feldmarschall einige Tage zu spüren gewesen war, verflog bald wieder. Trotzdem konnte letzterer sich nicht entschließen von der ihm seitens des Königs auf die obige Anfrage ertheilten Ermächtigung, das Commando an den Herzog abzutreten, Gebrauch zu machen. Man beschloß den anrückenden Franzosen Abgeordnete entgegenzusenden, welche Unterhandlungen anknüpfen sollten. Diese führten am 3. Juni zur Convention von Sulingen, welche vorschrieb, daß die hannoverschen Truppen, deren Vorposten dem nahenden Feinde inzwischen ebenso thatkräftig wie erfolgreich entgegengetreten waren, sich hinter die Elbe zurückzuziehen hätten. Es waren an der Weser etwa 11 000 Mann vereinigt gewesen, das Commando derselben hatte kurze Zeit der Herzog von Cambridge geführt; als die Absicht feststand das Land ohne Schwertstreich aufzugeben, schiffte dieser sich nach England ein und W. blieb sich allein überlassen. Er verließ Hannover und kam am 9. Juni im Städtchen Lauenburg an. In wenigen Tagen war er ein ganz alter Mann geworden und mit Uebereifer bestrebte er sich die Forderungen der Franzosen zu erfüllen und ihnen mehr zu gewähren als sie beanspruchen konnten. General Mortier, welcher 16 000 bis 17 000 Mann über die Grenze geführt hatte, besetzte das Kurfürstenthum bis auf den kleinen am rechten Elbufer belegenen Theil des Herzogthums Lauenburg.

Bonaparte war aber keineswegs geneigt die Convention von Sulingen, welche „vorhältlich seiner Zustimmung“ abgeschlossen war, zu genehmigen. Die Bedingungen derselben gingen ihm noch nicht weit genug. Am 30. Juni gab Mortier, dessen Truppen inzwischen den Hanoveranern gegenüber am linken Elbufer eingetroffen waren, dem Feldmarschall davon Kenntniß. Die französischen Forderungen riefen allgemeine Entrüstung hervor und noch einmal schien es als ob man sich schlagen und lieber mit den Waffen in der Hand sterben als auf entehrende Bedingungen eingehen würde. W. selbst schien von diesem Geiste beseelt zu sein. Als aber Mortier etwas mildere Saiten aufzog, ein feindlicher Angriff auf die hannoversche sehr feste Stellung bevorzustehen schien und bei einigen Cavallerieregimentern, zu denen die Leibgarde, Wallmoden's eigenes Regiment, gehörte, vorübergehend Unbotmäßigkeit, veranlaßt durch Gerüchte über das den Truppen bevorstehende Schicksal, sich bemerklich machte, berief er am 4. Juli die Generale zu einer Besprechung und verkündete ihnen seinen Entschluß zu capituliren; wenn einer der Herren den Kampf wagen wolle, so möge er an seine Stelle treten. Da alle, auch Hammerstein, der Held von Menin, auf den die Uebrigen ihre Augen richteten, schwiegen, ließ er sich ihre schriftliche Zustimmung zum Abschlusse der Capitulation geben, welche am 5. zu Artlenburg zwischen W. und Mortier zu Stande kam. Sie bedeutete die Auflösung der hannoverschen Armee, welche bald darauf, ein Phönix aus der Asche, in Gestalt der englisch-deutschen Legion jenseits des Meeres von neuem erstand, und die Ueberlieferung des Kurfürstenthums an die Franzosen auf zehn lange, schwere Jahre.

W. führte fortan ein unstätes Leben. Er hielt sich abwechselnd in Mecklenburg, in Bückeburg, in Braunschweig und auf seinem Gute Heinde bei Hildesheim auf. Seinen Schwiegersohn, den Grafen Kielmannsegg auf Gültzow im Lauenburgischen, entsandte er, um ihn beim Könige zu rechtfertigen, nach London und auf die in Zeitungen und Flugschriften gegen ihn erhobenen zahlreichen und heftigen Vorwürfe antwortete er durch zwei Schriften, von denen die erste den Titel „Des Feldmarschalls Grafen von Wallmoden kurze aber gründliche Vertheidigung gegen Lästerzungen“ führt. Als diese wenig Eindruck machte,

ließ er in deutscher und in französischer Sprache eine zweite als „Darstellung der Lage, in welcher sich das hannoversche Militär in den Monaten Mai, Juni und Juli befand" folgen, welche alle Schuld auf die Minister abzuwälzen sucht. Ferner übergab er einem Auditeur Koppe, später preußischer Geheimer Regierungsrath, Berichte, welche er sich über die Unbotmäßigkeiten im Lager bei Lauenburg hatte erstatten lassen und welche dieser in einer dritten Schrift als „Historische Berichtigung über die durch die Occupation des Kurfürstenthums Hannover veranlaßten militärischen Maßregeln" veröffentlichte, um zu beweisen, daß W. mit seinen meuterischen Truppen nicht habe fechten können. W. starb am 10. October 1811 zu Hannover und wurde am 16. desselben Monats in seinem Erbbegräbnisse zu Heinde bei Hildesheim beigesetzt. Das Gerücht, daß er durch Selbstmord geendet habe, entbehrt der Begründung.

L. v. Sichart, Geschichte der königlich hannoverschen Armee, 4. Band, Hannover 1871. — F. v. Ompteda, die Ueberwältigung Hannovers durch die Franzosen, Hannover 1862. — W. v. Hassell (s. oben).

B. Poten.

Wallmoden: Ludwig Georg Thedel Graf v. W.-Gimborn, k. k. General der Cavallerie, geboren zu Wien am 6. Februar 1769, † zu Wien am 20. März 1862. W. entstammte einem alten niedersächsischen Geschlechte; da sein Vater großbritannischer Gesandter in Wien war, trat er sehr früh als Cornet in die hannoversche Armee ein, diente dann von 1790 an im preußischen Heere weiter, zeichnete sich bei Kaiserslautern am 20. September 1794 als Rittmeister vom Husarenregiment Wolfradt aus, wurde auch durch einen Bajonettstich in die Brust verwundet und erhielt den Orden pour le mérite. Nach dem Frieden zu Basel trat W. als 2. Rittmeister bei Vecsey-Husaren in die österreichische Armee ein, rückte am 1. Januar 1797 bei gleichzeitiger Uebersetzung zu Karaczay-Chevaulegers zum 1. Rittmeister vor und wurde am 16. April desselben Jahres zum Major im Generalquartiermeisterstabe befördert; am 7. Juni 1798 zum Dragonerregiment Nr. 2 übersetzt, avancirte er am 3. August desselben Jahres zum Oberstlieutenant beim Ulanenregimente Nr. 1, zu dessen Obersten und Regimentscommandanten er am 16. August 1800 ernannt wurde; in dieser Eigenschaft verblieb W. bis zu seiner am 1. April 1807 erfolgten Beförderung zum Generalmajor. Später erhielt er den ehrenvollen Auftrag, in England wegen der zu leistenden Subsidien mit der dortigen Regierung zu unterhandeln und kehrte nach glücklicher Lösung dieser Aufgabe noch zeitgerecht zurück um als Brigadier beim 6. Armeecorps (Feldmarschalllieutenant Graf Klenau) an der Schlacht bei Wagram am 5. und 6 Juli 1809 theilzunehmen. Am 6. Juli, dem zweiten Schlachttage, wurde W. die Aufgabe zu Theil, am linken Flügel des Corps die Verbindung mit dem 3. Armeecorps aufrecht zu erhalten; als dieses gegen das neue Wirthshaus vorrückte, warf sich W. mit dem Regimente Liechtenstein-Husaren in die rechte Flanke des Feindes und nahm ihm 9 Kanonen ab. Beim Rückzug der Armee nach Mähren, wobei das 6. Corps die Arrièregarde bildete, machte W. mit den Husarenregimentern Liechtenstein und Blankenstein am 9. Juli bei Hollabrunn wiederholte glückliche Angriffe auf den Feind wodurch es ihm gelang, der feindlichen Cavallerie auf dem österreichischen rechten Flügel Einhalt zu thun; bei diesen Rückzugsgefechten wurde er leicht verwundet. Für seine Leistungen bei Wagram und in den späteren Gefechten wurde W. das Kleinkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens mit Armeebefehl vom 13. Juli 1809 zuerkannt. Vom 21. August 1809, an welchem Tage W. zum Feldmarschalllieutenant ernannt wurde, lebte er in Prag, trat aber Ende 1812 mit Bewilligung des Kaisers zuerst in englische, dann in russische Dienste, um die unter Commando der Generale Dörnberg, Tettenborn und Tschernitscheff stehenden

leichten Truppen im nördlichen Deutschland zu übernehmen. Mit diesem Corps kämpfte W. gegen Napoleon und seine Generale als Parteigänger während der Befreiungskriege rühmlichst und trat nach Auflösung desselben am 24. Mai 1815, für seine Verdienste von fast allen Herrschern reich mit Orden decorirt, in die österreichische Armee zurück. Wallmoden's Thätigkeit an der Niederelbe und in den Niederlanden vom April 1813 bis zum Mai 1814 ist ausführlich in der österreichischen Militärischen Zeitschrift, Jahrgang 1827, vom Hauptmann im Generalquartiermeisterstabe A. v. Weingarten beschrieben. Im August 1816 erhielt W. das Commando über die zur Aufrechthaltung der Ruhe in Neapel stehenden Truppen. Am 30. August 1819 wurde er zum Inhaber des Cürassierregiments Liechtenstein (dermalen Dragonerregiment Nr. 6) ernannt.

Beim Ausbruch der Unruhen in Neapel im Juli 1820 befehligte W. eine Division im Corps des Generals der Cavallerie Graf Frimont und schlug im Treffen bei Rieti am 7. März 1821 die von Pepe befehligten Truppen; am 24. März desselben Jahres rückte er in Neapel ein und erhielt sodann den Oberbefehl über die Truppen, welche bestimmt wurden in Sicilien die Ruhe aufrecht zu erhalten, eine Aufgabe, welcher sich W. mit großer Ruhe, Besonnenheit und Umsicht entledigte. Als im J. 1827 Neapel von den österreichischen Truppen vollständig geräumt wurde, kam W. am 21. März 1827 als Militärcommandant nach Mailand; am 20. Januar 1831 wurde ihm die geheime Rathswürde verliehen und er wurde am 18. September 1838 zum General der Cavallerie befördert. Am 1. März 1848 zum Ablatus des Feldmarschalls Graf Radetzky ernannt, wurde W. unter Verleihung des Großkreuzes des österreichischen Leopoldordens am 19. October 1848 in den Ruhestand versetzt. Seitdem lebte W. in Wien und starb daselbst, ohne Nachkommen zu hinterlassen, infolge eines Beinbruches, den er sich durch einen Fall im Zimmer zuzog, im 94. Lebensjahre am 20. März 1862.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Acten der Fachrechnungs-Abtheilung des k. u. k. Reichs-Kriegs-Ministeriums. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden und seine Mitglieder II. — Wurzbach, Biographisches Lexicon LII. — Hirtenfeld, Militärzeitung, Jahrgang 1862.

Pallua-Gall.

Wallner: Franz W., Schauspieler, wurde im J. 1810 in Wien geboren. Sein Familienname war Leidesdorf und sein Vater entweder ein wohlhabender Börsensensal oder ein angesehener Kaufmann. Da W. von Kind auf große Neigung für die Bühnenlaufbahn zeigte, seine Eltern aber davon nichts wissen wollten, hatte er zu Hause mancherlei Unannehmlichkeiten durchzumachen. Als er kaum zwanzig Jahre alt war, floh er heimlich nach Krems und trat hier unter dem Namen Wallner, den er fortan beibehielt, zum ersten Male im J. 1830 auf der Bühne öffentlich auf. Er führte hierauf mehrere Jahre ein abwechslungsreiches Wanderleben und spielte in den kleineren österreichischen Städten und Marktflecken wie in Wiener-Neustadt und Ischl Helden- und Liebhaberrollen, für die er sich am wenigsten eignete. Durch Nestroy's Vermittelung wurde er dann an das Theater an der Wien engagirt, wo er bis zu dem Tode Raimund's im J. 1836 völlig unbeachtet blieb. Als er aber hierauf das Rollenfach Raimund's übernahm und damit Aufgaben gestellt erhielt, die seiner Begabung entsprachen, gelang es ihm, sich in kurzer Zeit zum Liebling des Wiener Publicums emporzuschwingen, weshalb er von dem Theaterdirector Carl von dem Theater an der Wien weg und für das Carl-Theater engagirt wurde. Von Wien kam er an das Theater in Lemberg, wo er zwei Jahre lang blieb. Von dort aus unternahm er häufige Gastspielreisen nach Deutschland, die von solchem Erfolge begleitet waren, daß er sich entschloß, auf ein neues Engagement in Oesterreich zu ver-

zichten und sein Glück im Ausland zu versuchen. Er nahm ein Engagement an der Hofbühne in St. Petersburg an und vermählte sich mit Agnes Kretschmar (geboren in Leipzig am 22. December 1826), einer Pflegetochter Robert Blum's, die er auf seinen Gastspielreisen kennen gelernt hatte, und die bald darauf wegen ihrer Vielseitigkeit eine wesentliche Stütze seiner eigenen Theaterunternehmungen werden sollte. Mit diesen Unternehmungen machte er den Anfang, als er die Theaterdirection in kleineren süddeutschen Städten, wie in Freiburg i. Br. und in Baden-Baden übernahm. Von letzterer Stadt aus wurde er zur Leitung des Theaters nach Posen berufen, wo es ihm zwar an künstlerischen Erfolgen nicht fehlte, der materielle Gewinn aber seiner Thätigkeit alles zu wünschen übrig ließ. Das änderte sich erst, als er sich im J. 1854 entschloß, das kleine von Rudolf Cerf in der Blumenstraße zu Berlin erbaute Königsstädtische Vaudeville-Theater, das im Volksmund den Spitznamen: „Die grüne Neune" führte, zu pachten. Nachdem er Anfang September 1855 mit seiner Truppe von Posen nach Berlin übergesiedelt war, gelang es ihm, in verhältnißmäßig kurzer Zeit durch Fleiß und Geschicklichkeit sein Unternehmen bei der Berliner Bevölkerung beliebt zu machen und nach und nach zu einer localen Berühmtheit emporzuheben. Während er selbst als Director nur noch selten auftrat, hatte er das Glück, in Karl Helmerding, Theodor Reusche, August Neumann und Anna Schramm ein Komikerquartett zusammen zu bringen, bei dessen Auftreten er stets des Erfolgs sicher sein konnte, zumal seitdem er in dem Possendichter David Kalisch einen Mitarbeiter besaß, dessen Schöpfungen die Gunst der Berliner unentwegt treu blieb von dem „Actienbudiker" an, der am 9. Juli 1856 zum ersten Mal gegeben wurde, bis zu den „Mottenburgern". Schon nach zweijähriger Thätigkeit konnte er das bisher nur gepachtete Theater käuflich an sich bringen, comfortabler ausbauen und durch eine Sommerbühne erweitern. Als trotzdem die Räume für den Andrang des Publicums nicht mehr genügten, entschloß er sich zu einem vollständigen Neubau, den er am 3. December 1864 als „Wallnertheater" an der gleichnamigen Straße eröffnete. Er pflegte auf der neuen Bühne fast ausschließlich die alt bewährte Berliner Localposse, während er von der Aufführung moderner französischer Sittenstücke eines Dumas, Augier, Sardou u. a., mit denen er in dem alten Hause viel Erfolg gehabt hatte, wobei ihm das Talent seiner Frau wesentlich zu Statten gekommen war, mehr und mehr absah. Doch sollte seine Wirksamkeit im neuen Hause von nur kurzer Dauer sein. Er fühlte das Bedürfniß nach Ruhe und erklärte: „Wie der Schauspieler, so hat auch der Director genau darauf zu achten, daß er im rechten Augenblick aufzuhören sucht. Ehe es ein Anderer merkt, muß er selbst wissen, daß er die Zeit nicht mehr versteht und nahe daran ist, aus der Mode zu kommen." In dieser Erkenntniß entschloß er sich, am 30. April 1868 von der Bühne Abschied zu nehmen und sein Theater an den Director Theodor Lebrun zu verpachten. Zur Ruhe kam er trotzdem nicht. Vielmehr fing er seitdem sein Wanderleben wieder aufs neue an, indem er sich aufs Reisen verlegte, um dann als Schriftsteller vor allem in populären Blättern wie in der „Gartenlaube" und in „Ueber Land und Meer" von seinen Eindrücken und Erlebnissen zu plaudern. Im Sommer pflegte er zur Cur nach Karlsbad zu kommen, im Herbst aber zog er weiter nach Paris oder Rom, nach Südfrankreich oder Spanien, nach Neapel oder Aegypten. Als er sich zu Weihnachten 1875 in Nizza aufhielt, erkrankte er und starb bald darauf, am 19. Januar 1876. Er wurde auf dem Georgenkirchhof zu Berlin bestattet. — Die Zahl seiner Schriften, die Wurzbach zusammengestellt hat, ist ziemlich groß; aber, wenn er auch seiner Zeit ein beliebter Autor war und viel gelesen wurde, so besitzen seine Bücher doch keinen höheren litterarischen Werth und sind meist schon der Vergessenheit anheim gefallen, während sein Name in der Geschichte der

deutschen Bühne immer mit Ehren genannt werden wird, da mit ihm die Schöpfung und Blüthe der besseren Berliner Posse auf das engste verknüpft ist.

Vgl. Wurzbach, LII, 286—292. — Gartenlaube, Leipzig 1876, Nr. 34, S. 564—568 („Ein Ahasver der Kunst"). — Illustrirte Zeitung, Leipzig 1876, Bd. 66, Nr. 1702 S. 123—126. — Die Geschichte des Wallner-Theaters im „Bär. Illustrirte Berliner Wochenschrift" X, 194—196, 223—227, Berlin 1884. H. A. Lier.

Wallot: Johann Wilhelm W., Astronom, geboren im J. 1743 (genaue Angaben mangeln) zu Oppenheim, † am 27. Juli 1794 zu Paris. Ueber die Jugendjahre Wallot's ist nichts zu ermitteln; er begegnet uns erst im J. 1786 als ein schon bekannter und geachteter Astronom in Paris, denn sonst wäre es nicht verständlich, daß ihn der Director der Sternwarte, C. F. Cassini de Thury, auf einer Seereise nach Amerika mitnahm, deren Zweck die Prüfung nautischer Uhren war. An dem 1770 erstatteten Berichte über diese Reise war auch W. betheiligt. Er übernahm nachher die Stelle eines Observators auf der Privatsternwarte des Grafen Mercy d'Argenteau, der im Palais de Luxembourg wohnte. Wodurch er während der Revolution dem Argwohn der Schreckensmänner verfiel, ist nicht bekannt. Am 9. Thermidor 1794 fiel sein Haupt unter der Guillotine, und zwar war er eines der letzten Opfer derselben, denn unmittelbar nachher wurde Robespierre selbst verhaftet und hingerichtet. — Obwol als Franzose naturalisirt, hat W. seine Anhänglichkeit an die rheinische Heimath doch dadurch an den Tag gelegt, daß er die Producte seiner schriftstellerischen Thätigkeit ausschließlich den „Acta" der vom Kurfürsten Karl Theodor in Mannheim begründeten kurpfälzischen Akademie zuwandte. Dieselben enthalten drei Abhandlungen aus seiner Feder (3. Band, 1775; 5. Band, 1784). Er beschreibt darin ausführlich seine Beobachtung des Merkurdurchganges vom 12. November 1782 (im Auszuge auch in den Philos. Transactions, 1785) und sucht ferner zu zeigen, daß der scheinbare Vorübergang von „Hirsekörnern" vor der Sonnenscheibe nur eine durch Regentropfen bewirkte optische Täuschung sei. Wissenschaftlich am werthvollsten waren seine an einem Gnomon angestellten Solstitialbeobachtungen zur Bestimmung der Veränderlichkeit der Ekliptikschiefe. Nouet und Perny haben später diese Messungen fortgesetzt, allein nach Lalande's sachkundigem Urtheile barg die — theoretisch ganz entsprechende — Methode doch zu viele Fehlerquellen in sich, um voll befriedigende Ergebnisse liefern zu können.

Lalande, Bibliographie Astronomique, avec l'histoire de l'astronomie depuis 1781 jusqu'à 1802, Paris 1803, p. 754. — Bode, Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1799, Berlin 1796, S. 122. Günther.

Wallraf: Ferd. Franz W., Gelehrter und Sammler. W. ward geboren zu Köln als Sohn eines Schneidermeisters am 20. Juli 1748 Nach Vollendung seiner philosophischen und theologischen Studien ließ er sich Ende 1772 zum Priester weihen. Schon vorher, im J. 1769, erlangte er eine Professur am Montanergymnasium. In diesen Jugendjahren übte auf ihn der Verkehr in der Familie des tüchtigen Medicinprofessors Menn und der Umgang mit dem künstlerisch sehr begabten Vicar Hardy großen Einfluß. Die Professur am Gymnasium befriedigte ihn nicht; er wurde als sog. Silentiarius beschäftigt und mußte sich kümmerlich durch Privatstunden durchschlagen. Seine Stellung gegenüber den übelwollenden Collegen ward dadurch nicht gebessert, daß er fortwährend für die dringend nöthige Reform des verrotteten Unterrichtswesens eintrat. Vielseitige Anregung brachte ihm eine Reise, die er als Begleiter des Domvicedechanten Grafen Franz Wilhelm von Oettingen-Baldern im J. 1783 durch einen großen Theil von Süddeutschland machen konnte. Als er zurückkehrte, arbeitete er im Auftrage des Rathes ein ausführliches Gutachten über

die Reformation der Kölner Hochschule aus, welche durch die neu errichtete kurfürstliche Akademie in Bonn sehr benachtheiligt wurde. Sein Plan wurde nicht ausgeführt, zog ihm dagegen die bittere Feindschaft seiner Collegen zu. Im J. 1784 erlangte er die Professur für Botanik in der medicinischen Facultät, mit welcher eine Präbende an der Stiftskirche St. Maria im Capitol verbunden war; 1796 erhielt er ein Kanonikat an St. Aposteln. Jedoch blieb er in der artistischen Facultät und führte durch seine Vorlesungen die Aesthetik in den Kreis der Lehrgegenstände ein. Sein Ansehen stieg in den folgenden Jahren, sodaß der Curator der Bonner Universität Franz Wilhelm v. Spiegel sich mit ihm wegen seiner Uebersiedelung nach Bonn als Nachfolger des berüchtigten Eulogius Schneider in Verbindung setzte; jedoch zerschlugen sich die Verhandlungen.

Im J. 1794 wurde W. zum Rector der Universität Köln gewählt. Sein Rectorat fiel in eine traurige Zeit. Im Herbste rückten die Franzosen in Köln ein und verhinderten den Unterricht durch Besetzung der für ihn bestimmten Gebäude. W. setzte mit Mühe den Wiederbeginn der Vorlesungen durch. Die Herrschaft der Franzosen war drückend für die Stadt nicht allein durch die hohen Contributionen, wogegen W. vergebens eine Remonstration verfaßte, sondern auch durch die Verschleppung und Vernichtung so vieler Sammlungen, welche in langer Friedenszeit zusammengebracht worden waren. W. stellte eine Denkschrift über die Verluste auf und erwirkte es, daß man ihn zum Inspector der Alterthümer ernannte, in welcher Eigenschaft er vieles für die Rettung der Kunstschätze thun konnte. Auf Schloß Blankenheim in der Eifel befand sich das Museum Lyskirchianum, welches aus Köln stammte, und eine sehr werthvolle Bibliothek; von beiden schaffte W. einen guten Theil nach Köln. Aus der in Köln erwachsenen Sammlung des Freiherrn von Hüpsch, welche dieser für Darmstadt bestimmt hatte, erlangte er vom Landgrafen von Hessen-Darmstadt eine Reihe von wichtigen Stücken. Der Dreikönigenschrein wurde nach Köln zurückgebracht und auf Wallraf's Anregung eine große Festlichkeit dieserhalb veranstaltet. Er hatte sich ganz in die neuen Verhältnisse gefügt. Als im J. 1804 Napoleon mit Josephine nach Köln kam, wurde er von W. verherrlicht. Dieser war dem Unterrichtsfache treu geblieben. Im J. VII wurde er an der Centralschule, welche bis 1803 bestand, zum Professor für die schönen Wissenschaften ernannt. Dasselbe Fach vertrat er an der Secundärschule, welche den Namen Gymnasium führte, der später höhere Curse beigegeben wurden. Hier war Friedrich v. Schlegel sein Specialcollege. W. war für die Errichtung einer Akademie in Köln thätig, worüber Verhandlungen bis 1810 schwebten. Schließlich sollte Köln sich mit einem Lyceum begnügen; aber infolge der eingetretenen Kriegswirren wurde auch diese Anstalt nicht errichtet.

Nach Abzug der Franzosen war W. als feuriger Kölner Localpatriot von drei Wünschen erfüllt. Er war thätig für die Rückgabe der von den Franzosen nach Paris zusammengeschleppten Kunstschätze und Antiquitäten, für die Rehabilitirung der freien Reichsstadt Köln und für die Wiederherstellung ihrer alten Universität. Sein erster Wunsch war von ziemlichem Erfolge gekrönt. Auf Grund der von ihm ausgearbeiteten Specification des Raubes erlangte Köln durch die eifrigen Bemühungen Everhard v. Groote's einen großen Theil der entführten Schätze wieder. Dagegen hatte W. in den beiden anderen Fragen kein Glück. Die von ihm ersehnte Wiederherstellung von Kölns früherer Reichsherrlichkeit, welche durch Oesterreichs Eintreten hätte erreicht werden können, wurde zu spät angeregt. In der Universitätsfrage waren die Bonner zuvorgekommen. Dagegen stiftete W. sich selbst durch die Schenkung seiner ausgedehnten Sammlungen an seine Vaterstadt ein unvergängliches Andenken in dieser.

Im J. 1818 setzte er die Stadt zur Erbin seines gesammten Nachlasses ein unter der Bedingung, daß die Sammlungen für alle Zeit in Köln verbleiben müßten. Der Grundstock des Museums und der Stadtbibliothek ward dergestalt durch ihn geschaffen. Die Stadt verlieh dem treuen Patrioten eine Jahresrente von 4000 Francs, die er zumeist auf die Bereicherung der Sammlung verwandte. Als bald darauf die Frage der Errichtung eines Provinzialmuseums auftauchte, war W. wieder in Kölns Interesse auf dem Platze. Aber auch diese Anstalt konnte er nicht für Köln retten, da man glaubte, daß das Museum für die Universität Bonn unentbehrlich sei.

W. hatte vielseitige Interessen. Die Geschichte seiner Vaterstadt pflegte er mit besonderer Freude. In den Monatsbeilagen der Kölnischen Zeitung und an anderen Orten erschien eine Reihe von historischen Aufsätzen aus seiner Feder, welche im J. 1813 vereinigt als „Beiträge zur Geschichte der Stadt Köln und ihrer Umgebungen“ erschienen. Seine Vorliebe für die Römerzeit hinderte ihn jedoch vielfach an der richtigen geschichtlichen Erkenntniß; sie spielte ihm im Verein mit seiner mangelhaften Kenntniß der Etymologie manchen bösen Streich bei den Vorschlägen für die Straßenbenennung, wozu ihn im J. 1812 die französische Regierung aufforderte. Für Kunst und Poesie begeistert übertrug er die Begeisterung auch auf Andere; beide wurden eifrig gepflegt in dem Freundeskreise, der ihn mit de Noël und Du Mont verband.

Am 18. März 1824 starb W. Neun Monate erforderte die Inventarisirung seines Nachlasses. Sein Freund de Noël wurde Conservator der Sammlungen, später Ramboux. Jedoch mußten die werthvollen Schätze sich lange in provisorischen Gebäuden mit mangelhafter Unterkunft begnügen, bis durch die Opferwilligkeit des Commerzienrathes J. H. Richarz der Bau eines würdigen Museums ermöglicht wurde, das mit Recht den Namen Museum Wallraf-Richartz trägt. Beiden Wohlthätern setzte die dankbare Stadt ein gemeinsames Denkmal auf dem Friedhofe Melaten.

Ennen, Zeitbilder aus der neueren Geschichte der Stadt Köln mit besonderer Rücksicht auf Ferdinand Franz Wallraf. Köln 1857.

Keussen.

Wallroth: Karl Friedrich Wilhelm W., Arzt und Botaniker, geboren am 13. März 1792 im Dorfe Breitenstein unweit Stolberg am Harz, † am 22. März 1857 zu Nordhausen, erhielt als Sohn eines Predigers im Elternhause eine sorgfältige Erziehung, die auf der Klosterschule in Roßleben beendet wurde. 1810 bezog W. die Universität Halle, um Medicin zu studiren, pflegte daneben aber, einer schon auf der Schule erwachten Neigung folgend, mit großem Eifer die Botanik, sodaß er in kurzer Zeit sich mit der Hallischen Flora genau vertraut machte. Den förderlichsten Einfluß nach dieser Richtung hatte der Hallenser Botaniker Kurt Sprengel auf ihn ausgeübt. Von seinem Erstlingswerk, „Geschichte des Obstes der Alten“, im Auftrage der Halleschen naturforschenden Gesellschaft verfaßt, schrieb er schon als Student im J. 1812 das erste Heft, dem indessen die geplante Fortsetzung nicht folgte. Daran hinderten ihn die Kriegsunruhen jener Zeit, welche ihn auch bewogen, nach Heringen überzusiedeln, wohin sein Vater inzwischen versetzt worden war. Die Mußezeit benutzte W. zu einer zweiten Arbeit, einem Supplement zu Sprengel's Flora von Halle, die den Titel führt: „Annus botanicus“, aber erst 1815 im Druck erschien. Darauf setzte er seine Studien in Göttingen fort, wo Schrader und G. F. W. Meyer seine Lehrer in der Botanik waren, besuchte kurze Zeit Berlin zur Absolvirung seiner medicinischen Abschlußprüfung und trat im Frühling 1815, nachdem er in Göttingen zum Dr. med. promovirt worden, als Oberarzt in hannöversche Dienste. In dieser Eigenschaft machte W. den Feld-

zug gegen Frankreich mit und ließ sich nach Beendigung desselben in dem damals schwarzburg-rudolstädtischen Heringen 1816 als praktischer Arzt nieder. 1822 wurde er als preußischer Kreisphysikus nach Nordhausen berufen. Hier entfaltete er eine langjährige, erfolgreiche Thätigkeit, sowohl nach der Seite seiner ärztlichen Praxis, wie auch als botanischer Schriftsteller. 1838 erhielt er den Hofrathstitel. W. blieb unverheirathet. Nur seinem Beruf und seiner Wissenschaft lebend, mied er gesellschaftlichen Umgang, und es blieb ihm, der sich gern über conventionelle Formen hinwegsetzte, zeitlebens ein gewisses burschikoses Wesen anhaften, gepaart mit rücksichtsloser Offenheit, die auch in dem nicht immer glimpflichen Ton in seinen wissenschaftlichen Arbeiten zum Ausdruck kam. Doch waren Geradheit und Uneigennützigkeit der Grundzug seines Charakters. In den letzten Jahren hinderte ihn vielfach Kränklichkeit an der Ausübung seines Berufes, wodurch sich seine in den früheren Jahren nicht unerheblichen Einkünfte so schmälerten, daß er, nachdem er 1855 sein Amt als Physikus niedergelegt hatte und nur auf den Bezug einer kleinen Pension angewiesen war, kaum vor Mangel sich schützen konnte. Im Herbste 1856 brach er plötzlich auf einer Excursion zusammen und blieb von nun an ans Zimmer gefesselt, bis ihn im 65. Lebensjahre der Tod von seinen Leiden erlöste.

Wallroth's litterarische Thätigkeit in der Botanik kam ausschließlich der Pflanzenbeschreibung zu Gute und umfaßte gleichmäßig Phanerogamen und Kryptogamen. Nachdem er in dem schon erwähnten, 1815 publicirten „Annus botanicus“ sich als guten Diagnostiker eingeführt hatte, erschien 1822 sein Buch: „Schedulae criticae de plantis Florae Halensis selectis“ und machte seinen Namen weiteren Kreisen der Fachgenossen bekannt. Der Verfasser bewies sich hierin als ein glücklicher Entdecker, sorgfältiger Beobachter und genauer Beschreiber einheimischer Pflanzen, eifrig bemüht, den Formenreichthum mancher Arten kritisch zu beleuchten und möglichst gute Artencharaktere zu gewinnen. In der Begründung neuer Gattungen war er minder glücklich, namentlich aber mißfiel den Botanikern seine, durch eine allerdings ungewöhnliche Gelehrsamkeit in den classischen Sprachen geförderte Neigung, neue Pflanzennamen zu bilden auch in Fällen, wo kein Anlaß dazu vorlag. Eine Art Nachtrag zu den Schedulae bildete seine Schrift: „Orobanches generis Diaskeue“, auf Grund des vom Bremer Botaniker Mertens ihm gelieferten Materials verfaßt und in Form eines Briefes an Letzteren 1825 veröffentlicht. Unter den Phanerogamen, deren Studium W. mit Vorliebe aufnahm, sind die Rosen zu nennen, unter den Kryptogamen waren es die Flechten. Ersteren widmete er in der 1828 erschienenen Schrift: „Rosae plantarum generis historia succincta“ u. s. w. eine mit großer Liebe und Ausführlichkeit geschriebene Arbeit, in welcher auch die wiederholt bethätigte Neigung des Verfassers, den Verdiensten der älteren Botaniker, mit deren Schriften er gut vertraut war, gerecht zu werden, besonders hervortritt. Das Flechtenstudium, mit Unterstützung Flörke's eifrig betrieben, brachte ein zweibändiges Werk zu Tage: „Naturgeschichte der Flechten“ (1825—1827), das infolge seiner weitläufigen Anlage nur die Physiologie des Flechtenlagers behandelt und eine Fortsetzung nicht erfahren hat. Inhaltlich und zeitlich schließt sich dem genannten Werke eine kleinere Monographie an: „Naturgeschichte der Säulchenflechten“ (vom Jahre 1829). Zusammengefaßt aber hat W. seine kryptogamischen Studien in seiner: „Flora cryptogamica Germaniae.“ Es bildet dieses Werk zugleich den zweiten Theil des von M. J. Bluff und C. A. Fingerhuth herausgegebenen Compendium florae Germanicae und umfaßt in dem ersten, 1831 erschienenen Bande die Farne im weitesten Sinne, Lebermoose, Laubmoose und Flechten, im zweiten vom Jahre 1833 Algen und Pilze. Auch diese Arbeit zeichnet sich wie die früheren Wallroth's

durch genaue Naturbeobachtung und scharfe Auffassung der unterscheidenden Merkmale aus, erschwert aber leider, wie manche andere seiner Schriften, durch die Willkürlichkeiten in der Terminologie eine ausgiebige Benutzung. Nach der Herausgabe dieser Flora zersplitterte W. seine Arbeitskraft mehr und mehr dadurch, daß er Vielerlei anfing, ohne es zu Ende zu führen. So erging es ihm mit der Herausgabe einer Phanerogamenflora, für die er bereits reiches Material gesammelt hatte, die indessen unterblieb, nachdem Koch's Synopsis erschienen war; so erging es ferner der geplanten Veröffentlichung der Flora des Harzes und der Umgebung von Nordhausen, für welche gerade W. infolge seiner umfassenden floristischen Kenntnisse jener Gegend ein geeigneter Bearbeiter gewesen wäre. Auch hier waren ihm die gleichzeitigen Studien Hampe's sehr unbequem und nur mit Mißmuth konnte er diese Gegnerschaft ertragen. Eine gegen Hampe gerichtete Kritik erschien denn auch 1840 in der Zeitschrift Linnaea als „Σχολιον zu Hampe's Prodomus Florae Hercyniae“ und noch in demselben Jahre als selbständige Schrift: „Erster Beitrag zur Flora hercynica“. Eine Fortsetzung kam nicht heraus. Es zeigten jedoch seine hinterlassenen Sammlungen und Manuscripte, wie ungemein umfangreich seine Studien in dieser Richtung gewesen sind. In den „Beiträgen zur Botanik“, welche W. noch in den letzten Jahren seiner Thätigkeit herausgab, gedachte er in periodischen Abhandlungen monographische Bearbeitungen schwieriger Gattungen der deutschen Flora, Phanerogamen und Kryptogamen umfassend, zu veröffentlichen. Es kamen indessen nur 2 Hefte in den Druck (1842 und 44), in welchen Pflanzen aus den verschiedensten Ordnungen des Gewächsreiches in bunter Reihe behandelt werden. Zu allerletzt bildeten besonders die einheimischen Holzarten den Gegenstand seiner Untersuchung.

Bonplandia 1857. — Botan. Zeitung 1857. — Pritzel, thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Walper: Otto W. (Gualtperius, Gualperius), Professor der griechischen und hebräischen Sprache zu Marburg, Rector zu Lübeck, D., wurde zu Rotenburg an der Fulda in Hessen am 1. Januar 1546 geboren, studirte in Marburg seit 1567, erlangte daselbst die Würde eines Magisters der Philosophie, die eines Doctors der Theologie aber zu Basel. Nachdem Hermann Vultejus im J. 1581 die Professur des Griechischen niedergelegt hatte, trat W. im folgenden Jahre an seine Stelle, um nach dem Fortgange des Georg Sohnius im J. 1584 nach Heidelberg auch die Professur des Hebräischen zu übernehmen. In seiner Marburger Stellung verfaßte W., ein Liebling Landgraf Wilhelm IV. von Hessen, seines Landesherrn, der den Beinamen der Weise führte, eine Grammatik der griechischen und eine solche der hebräischen Sprache („Grammatica graeca, ex optimis quibusque Auctoribus collecta, in usum Acad. Marp. caeterarumque scholarum Hassiacarum per quaestiones et responsiones concinnata tribusque libris distincta; cui libellus de varietate praecipuarum dialectorum; Attica, Jonica, Dorica, Aeolica: itemque de proprietate poetica, et retexendis Graecorum metris est annexus.“ Marburg (Paul Egenolph.) 1590. „Grammatica linguae sanctae per quaestiones et responsiones, duobus libris conscripta.“ Witteb. 1590.), die zu den verbreitetsten Schulgrammatiken der damaligen Zeit gehörten, wenigstens soweit die griechische Grammatik in Frage kommt. Letztere erlebte eine große Anzahl Auflagen, so Marburg 1598, 1606; Lübeck 1612, 1617; Goslar 1620; Leipzig 1629; Frankfurt 1645; Braunschweig 1649; Gießen 1654, 1666; Braunschweig 1675; Gießen 1729. Nach dem Tode seines Gönners Landgraf Wilhelm sehnte sich W., dem die calvinisirenden Kirchenverbesserungsabsichten seiner Landesherrn, namentlich des neuen Herrn, Landgraf Moritz des Gelehrten, nicht behagten, aus seiner Heimath fort. Seinem Wunsche wurde

im J. 1593 Erfüllung zu theil, indem er in die Lage gesetzt wurde, einem Rufe des Magistrats zu Lübeck als Rector dorthin Folge zu leisten. W. wirkte in dieser Stellung, bis er am 27. October 1613 in den Ruhestand versetzt wurde. Er starb am 28. December 1624 zu Lübeck. Aus seiner Ehe mit Zeitlose, geb. Orth, entstammten eine Tochter, die an den Prediger M. Abraham Gibel auf der Insel Fehmarn verheirathet wurde, und ein Sohn, Aegidius Konrad W., geboren zu Marburg 1590, Stud. zu Rostock, Wittenberg und Gießen, Licentiat der Theologie zu Gießen (1618) und seit demselben Jahre Superintendent zu Jever, wo er am 29. August 1634 verschied.

G. Ludovici Historia rectorum, gymnasiorum scholarumque celebriorum; s. Schul-Historie. Leipzig, Pars I. 1708. S. 86—98. — P. Freheri Theatrum virorum eruditione clarorum . . . Nürnberg 1688. S. 1486, wo auch Abbildung Walper's. — F. W. Strieder, Grundlagen zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte. Kassel. Bd. 5. 1785. S. 141—146, daselbst Verzeichniß der Schriften Walper's. — Professores Marpurgenses Msc. Hassiaca fol. 99a der Ständischen Landesbibliothek Kassel.

Wilhelm Grotefend.

Walpers: Wilhelm Gerhard W., Botaniker, geboren am 26. December 1816 zu Mühlhausen i. Thüringen, † am 18. Juni 1853 zu Köpnik bei Berlin, studirte, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, zuerst 1836 in Greifswald und dann in den beiden folgenden Jahren in Breslau Naturwissenschaften, vorzugsweise Botanik. Einen vorläufigen Abschluß seiner Studien bildete seine Promotion zum Dr. phil. durch die Greifswalder Universität, worauf er nach Berlin übersiedelte und sich dort am 7. Januar 1848 bei der philosophischen Facultät habilitirte. Seine Thätigkeit währte nur kurze Zeit; denn er endete, erst 36½ Jahre alt, freiwillig sein Leben, indem er sich in Köpnik nahe bei Berlin erschoß. Ueber die Motive zu dieser That liegen nur Vermuthungen vor. Walpers' Freund Seemann, der Herausgeber der Zeitschrift Bonplandia, glaubt, daß Kränkungen, die W. in seiner Eigenschaft als Mitglied der pharmaceutischen Prüfungscommission erfuhr, ihn in den Tod getrieben hätten. Es ist indessen wahrscheinlicher, daß die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen, sich eine feste Lebensstellung zu verschaffen, den Hauptgrund zu der verzweifelten That gebildet hat. W. war eine sehr selbstbewußte und streitbare Natur, besaß deshalb im Kreise seiner Fachgenossen nicht viele Anhänger und so scheint der Mißmuth über die nach seiner Ansicht zu geringe Würdigung seiner Leistungen ihm die Pistole in die Hand gedrückt zu haben.

Was W. für die Botanik geleistet, liegt auf systematischem Gebiet. Er begann zwar seine litterarische Thätigkeit als Uebersetzer der Bravais'schen morphologisch-physiologischen Abhandlung: „Ueber die geometrische Anordnung der Blätter und Blüthenstände" 1839 und 1840, ging aber bald zur beschreibenden Botanik über. Neben einer Reihe kleinerer Abhandlungen in den Zeitschriften Flora, Linnaea, Bonplandia, der Botan. Zeitung und Allgem. Gartenzeitung in den Jahren 1838—53, war sein Hauptwerk die Herausgabe des Repertorium botanices systematicae, wovon 6 Bände von 1842—48 erschienen sind. Ursprünglich dazu bestimmt, eine Ergänzung des bekannten De Candolle'schen Prodromus zu bilden, insofern darin alle, in jenem berühmten Werke noch nicht angeführten, seither neu bekannt gewordenen Pflanzen mit kurzen Diagnosen und unter genauer Angabe der Litteratur, Synonymie und Varietäten aufgeführt werden sollten, gab der Verfasser seiner Arbeit vom dritten Bande an 1844/45 einen mehr monographischen Charakter, in der Absicht, eine möglichst vollständige Aufzählung aller bekannt gewordenen Pflanzen zu geben, zum Theil Pflanzen-

familien vorweg nehmend, die der Prodromus noch nicht enthielt. In den folgenden Bänden ist dieses Princip indessen auch nicht mehr aufrecht erhalten worden. Das Walpers'sche Unternehmen bietet ohne Zweifel ein nützliches Hülfsmittel für jeden auf systematischem Gebiete arbeitenden Forscher, zeugt auch von großem Fleiße und seltener Arbeitskraft, trägt jedoch auch den solchem Sammelwerk leicht anhaftenden Fehler, nicht absolut Vollständiges zu bieten und ist auch von Uncorrectheiten nicht frei. Mit dem Jahre 1847 schloß W. das Repertorium und ließ dafür von 1848 an seine: „Annales botanices systematicae" erscheinen, die den Zweck verfolgten, jährlich fortgesetzte Angaben über sämmtliche neue Erwerbungen in der beschreibenden Botanik zu liefern. Drei Bände, die bis zu Walpers' Todesjahr laufen, sind von seiner Hand erschienen, vier weitere gab von 1857—68 Dr. Karl Müller heraus. Der letzte Band beschränkt sich auf Addenda ad litteraturam botanicam annorum 1856—66.

Bonplandia I. 1853. — Pritzel, thes. lit. bot. E. Wunschmann.

Walpot: Peter W., einer der angesehensten und fruchtbarsten Schriftsteller und Prediger der mährischen Brüdergemeinden, die man Täufer nannte, um die Mitte des 16. Jahrhunderts, war aus Tirol gebürtig und wurde im J. 1542 zum Prediger seiner Religionsgemeinschaft gewählt. Im J. 1565 wurde er Bischof und Leiter derselben und in die Zeit seines Regiments fällt der glücklichste Zeitabschnitt der Brüdergeschichte. Er scheint um das Jahr 1578 gestorben zu sein. Im J. 1571 vertrat er seine Gemeinschaft bei dem bekannten Religionsgespräche der Reformirten mit den „Wiedertäufern" zu Frankenthal in der Pfalz. W. verfaßte u. A. eine Schulordnung oder Schulmeisterinstruction (1568), ferner mehrere Lieder, Sendschreiben und Tractate. Weite Verbreitung unter den Brüdern fand seine Schrift: „Ein kurtzer Auszug etlicher Artikel unseres christlichen Glaubens" (von der Taufe, dem Abendmahl, der wahren Gemeinschaft, der Obrigkeit und der Ehescheidung). Die letztgenannte Schrift ist später fälschlich dem Joh. Denck zugeschrieben worden und noch neuerdings hat sich die Zeitschrift für Kirchengeschichte 1891, S. 452, zum Organe dieser unrichtigen Angabe gemacht.

Beck, Geschichtsbücher der Wiedertäufer, Wien 1883, S. 271. — Joh. Horsch, Gesch. d. Mennoniten, 1890, S. 133. Ludwig Keller.

Walrad: Fürst W. zu Nassau-Usingen, 1635—1702. Graf W. zu Nassau-Saarbrücken, der spätere Fürst zu Nassau-Usingen, war als siebenter und jüngster Sohn des Grafen Wilhelm Ludwig und der Prinzessin Anna Amalie von Baden am 24., nicht 25. Februar, (wie es infolge eines Druckfehlers in der Genealogie von Hagelgans überall angegeben wird) 1635 vermuthlich zu Saarbrücken geboren. Das Jahr 1635 war für das Haus Nassau-Saarbrücken verhängnißvoll. Das Vordringen Bernhard's von Weimar (nicht, wie es meistens heißt, der kaiserlichen Truppen), der im Anfang Juli 1635 Saarbrücken und Homburg im Westrich eroberte, zwang die gräfliche Familie, ihr Land zu verlassen und eine Zufluchtsstätte in Metz zu suchen, wo sie durch eine französische Pension unterstützt wurde. Den Schweden folgten kaiserliche Völker; der gräflichen Familie wurde die Rückkehr nach Saarbrücken unmöglich. In Metz verlor W. seinen Vater durch den Tod am 2. Septbr. (22. August a. St.) 1640. Die Vormundschaft über die minderjährigen Kinder führte zunächst die Mutter und nach deren am 11. November 1651 erfolgten Tode der zweitälteste Sohn Graf Johann Ludwig, da der älteste Sohn Graf Kraft bereits 1642 im holländischen Dienste bei Stralen gefallen war. Fünfzehn Jahre alt trat Graf W. in in die Umgebung des schwedischen Generals Pfalzgrafen Karl Gustav, der für Schweden die Verhandlungen wegen Ausführung des Westfälischen Friedens in Nürnberg führte. Nach Ablauf von zwei Jahren ging er nach Frankreich, studirte 1652 zu Saumur und trat dann als Rittmeister in den Dienst des Marschalls

de la Ferté. Da der Friedensdienst seinem unruhigen, thatenlustigen Geiste nicht zusagte, nahm er bald seinen Abschied, um größere Reisen auszuführen. In der Zwischenzeit hatten sich die Verhältnisse in der Heimath günstiger gestaltet; das Haus Nassau-Saarbrücken hatte infolge des westfälischen Friedens in seine Stammbesitzungen zurückkehren können. Der Gothaer Vergleich vom 6. März 1651 hatte die Länder des Saarbrückener Hauses zwischen den Brüdern getheilt; auf Saarbrücken, Ottweiler, Jugenheim, Rosenthal und Usingen war W. mit zwei Brüdern verwiesen. Erst die weitere Theilung dieser Brüder vom 31. März 1659 verschaffte dem Grafen W., was er ersehnte, ein selbständiges, wenn auch kleines Fürstenthum, gebildet aus dem Lande Usingen, dem Stockheimer Gericht und einigen kleineren Gebieten; hier konnte er als souveräner Herr regieren. Mit redlichem Fleiße arbeitete er übrigens in den ersten Jahren an der Besserung der Zustände in seinem durch den Krieg arg mitgenommenen Ländchen, ohne jedoch die Befriedigung zu erlangen, die sein thatendurstiger Sinn verlangte. Der drohende Reichskrieg gegen die Türken wies ihn in andere Bahnen. Er suchte um ein Commando bei den oberrheinischen Kreistruppen nach. Mit dem Reiterregiment des Kreises, welches er seit 1663 als Oberster befehligte, zog er 1664 nach Ungarn. Lorbeeren hier zu pflücken, blieb ihm versagt; erst nach der Schlacht bei St. Gotthard langte er bei dem Heere an. Doch wurde ihm die Ernennung zum Generalmajor zu Theil. Nach geschlossenem Frieden ging er 1665 in den Dienst des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg. Nachdem er mit drei Regimentern desselben 1666 von der Republik Holland in Sold genommen war, trat er 1671 ganz in den Dienst derselben über, wurde 1672 zum Generallieutenant der Cavallerie, 1673 zum General und 1674 zum Gouverneur von Bergen op Zoom ernannt. Diese Dienststellungen im Auslande entfremdeten ihn jedoch keineswegs der Heimath. Den Forderungen, welche die Landesverwaltung an ihn stellte, suchte er fortwährend nach Möglichkeit gerecht zu werden; der Vertretung der Gesammtinteressen seines Hauses wandte er die gespannteste Aufmerksamkeit zu. Es handelte sich für den Walramischen Ast des Hauses Nassau damals darum, den Theil von Saarbrücken, die Grafschaft Saarwerden und die Gebietstheile im Westrich, welche der Herzog von Lothringen 1635 an sich gerissen und trotz des Friedens noch besetzt hielt, zurückzuerhalten. Langwierige Verhandlungen, bei denen auch die Intervention des Reichs erfolglos blieb, zogen sich über diesen Gegenstand seit dem Jahre 1666 hin. Erst die Wendung der politischen Verhältnisse, welche durch Frankreichs aggressives Vorgehen gegen den Herzog von Lothringen herbeigeführt wurde, ermöglichte den nassauischen Grafen, Saarwerden im J. 1670 wieder in Besitz zu nehmen. An den Ueberfall Lothringens schloß Ludwig XIV. 1672 den Krieg gegen die holländische Republik. Graf W. fand hier die ersehnte Thätigkeit auf dem Schlachtfelde; er focht mit Auszeichnung im Heere der Republik. Die ihm damals zu theil gewordenen Beförderungen sind schon erwähnt. Namentlich aber gelang es ihm, während des Krieges enge Beziehungen zu seinem Stammesvetter Wilhelm von Oranien anzuknüpfen, die er geschickt benutzte, um bei den Friedensverhandlungen zu Nymwegen die Rückgabe der noch von Frankreich besetzten Gebietstheile im Westrich nachhaltig und nicht ganz ohne Erfolg zu betreiben. Von diesem Zeitpunkte ab nahm er im Rathe seines Hauses die leitende Stellung ein, lange bevor durch den im J. 1690 erfolgten Tod seines älteren Bruders Johann Ludwig zu Ottweiler das Seniorat des Hauses auf ihn übergegangen war. Die Neigungen der Fürsten jener Zeit zur Entfaltung äußeren Glanzes theilend, soweit seine geringen Mittel dies zuließen, verfolgte er die Erhöhung der Macht und des Ansehens seines Hauses als äußerstes Ziel, wie dieses ebenso sein im J. 1677 verstorbener Oheim Johann zu Idstein gethan hatte. Im J. 1684

gelang es, die Herren des Walramischen Astes zu einer Primogenitur- und Erbfolgeordnung zu einigen. In demselben Jahre wurde ihm von den Generalstaaten das Gouvernement der Stadt und Meierei Herzogenbusch übertragen. Unter dem 24. August 1688 wurde für ihn, die Grafen Georg August zu Idstein und Johann Ernst zu Weilburg vom Kaiser das Fürstendiplom ausgefertigt. Der Ausübung des Münzregals enthielt der neue Fürst zu Nassau-Usingen sich jedoch. Bald darauf rief eine kriegerische Unternehmung den Fürsten wieder in das Ausland. Er befand sich in der nächsten Umgebung seines Freundes Wilhelm von Oranien, als dieser im Anfang November 1688 mit seiner Kriegsmacht nach England übersetzte. Nach Holland mit seinen Hülfsvölkern zurückgekehrt, wurde er von den Generalstaaten, sodann im J. 1690 auch vom Kaiser zum Generalfeldmarschall ernannt. Als 1694 die Friedensverhandlungen zu Ryswyck begannen, machte er durch seinen Gesandten die noch immer nicht befriedigten Forderungen seines Hauses wegen der Besitzungen im Westrich wieder geltend; erst später unterstützten ihn die Stammesvettern in diesen Bestrebungen durch Absendung des weilburgischen Geheimen Raths v. Savigny als gemeinschaftlichen Gesandten. Bemerkenswerth ist, daß Fürst W. damals in entschieden deutsch-nationalem Sinne auf die Reichsstände zu wirken und das Reich zu energischer Abwehr der Eroberungsgelüste Frankreichs aufzurufen suchte. Der Friede brachte endlich dem Hause Nassau auch die letzten bis dahin vorenthaltenen Besitzungen im Westrich wieder. Nach Abschluß des Friedens und Rückerwerb dieser Besitzungen schritten die Vettern des walramischen Stammes dazu, die auf diese Landestheile bezüglichen Bestimmungen des Gothaischen Theilungsvertrages von 1651 zur Ausführung zu bringen. Hohe Forderungen an Geldentschädigung, welche Fürst Georg August zu Idstein auf Grund dieses Vertrages an die Vettern stellte, führten tiefgehende Uneinigkeit unter denselben herbei. Hier trat Fürst W. als Senior des Hauses vermittelnd für die Aufrechterhaltung der Eintracht desselben ein. Mit der Mehrzahl der Vettern verband er sich 1699 zu gegenseitiger Sicherung des Besitzstandes und brachte im Juni d. J. eine Hausconferenz zu Frankfurt a. M. zu Stande, die jedoch durch kleinliche Rangstreitigkeiten — W. und Georg August zu Idstein beanspruchten als Fürsten den Vortritt vor den Vettern — gesprengt wurde. Die Beilegung der Streitigkeiten wurde dann dem Herzoge von Sachsen-Gotha übertragen. — Der spanische Erbfolgekrieg brachte dem Fürsten, der im J. 1696 den Oberbefehl über die holländische Armee erhalten hatte, neue Thätigkeit. Zwar beabsichtigte er, daß Commando niederzulegen, als Marlborough nach dem Tode Wilhelm's von Oranien zum Generalcapitain ernannt wurde; in der Uebergehung hatte er eine kränkende Zurücksetzung erblickt, doch überwog seine kriegerische Neigung die zeitweilige Verstimmung. Seine Kriegsoperationen richteten sich im J. 1702 gegen Kurköln; hier hatte er die Reichsexecution auszuführen und das Land von den Franzosen zu säubern. Er eroberte am 15. Juni 1702 Kaiserswerth, am 23. September Venloo und am 7. October Roermond. Hier erkrankte er und starb am 17. October 1702, nachdem er am 16. in einem an die Generalstaaten gerichteten Schreiben diesen seine Frau und seine Kinder empfohlen hatte. Die Leiche wurde in Roermond einbalsamirt, das Herz in der reformirten Kirche daselbst, die Leiche am 22. October 1702 zu Mörs beigesetzt. Er konnte auf eine ruhmreiche militärische Laufbahn, größtentheils im Dienste der Generalstaaten zurückgelegt, zurückblicken; 17 Feldschlachten und 27 Belagerungen hatte er, zum Theil als Befehlshaber, mitgemacht. — Wenn der Fürst auch die militärische Thätigkeit als seine Lebensaufgabe ansah und seine Heimath, sein Fürstenthum nur selten betrat, so hat er es doch an pflichttreuer Sorgfalt für dieses nie fehlen lassen. Rühmlich thätig war er namentlich für die Hebung

des Kirchen- und Schulwesens. Die reformirte Kirche sowie das in neuerer Zeit durch den Brand zerstörte Residenzschloß in Usingen waren durch ihn erbaut. Fürst W. war zwei Mal vermählt; beide Male mit katholischen Frauen, seine Kinder wurden in der reformirten Confession erzogen. Der ersten Ehe mit der Prinzessin Isabella Maria von Croy († 1686) entstammten zwei Prinzessinnen und der 1684 geborene Erbprinz Wilhelm Heinrich; die zweite, 1688 geschlossene Ehe mit der Gräfin Magdalene Elisabeth von Löwenstein-Wertheim blieb kinderlos. Letztere überlebte den Fürsten und starb 1733 zu Frankfurt a. M.

Archivalische Quellen. — Schliephake-Menzel, Geschichte v. Nassau.

W. Sauer.

Walram: W. von Jülich, Erzbischof von Köln. W. wurde als dritter Sohn des Grafen Gerhard VII. von Jülich und der Elisabeth von Aerschot im J. 1304 geboren. Als jüngerer Sohn zum geistlichen Stande bestimmt, erlangte er in jugendlichem Alter die Propstei zu Lüttich und die Thesaurarie am Kölner Dom. Den Wissenschaften war er ergeben; man rühmte seine Gelehrsamkeit, namentlich seine Kenntniß des geistlichen Rechts. Als der Kölner Erzbischof Heinrich von Virneburg im J. 1332 gestorben war, setzte Walram's Bruder, der Graf Wilhelm V. von Jülich, mit Hülfe des verwandten Königs von Frankreich die Provision Walram's zu der erledigten Würde durch den Papst Johann XXII. in Avignon ohne vorgängige Wahl des Kölner Domcapitels durch. Da er Schwager zweier Könige, Ludwig's des Baiern und Eduard's III. von England war, so hätte er eine bedeutende Rolle spielen können, wenn nicht sein allzu friedfertiger Charakter im Wege gestanden hätte. Er war stets in seinen Entschlüssen schwankend und nachgiebig, sodaß er mehr von andern geleitet wurde, namentlich von seinem älteren Bruder, als daß er versucht hätte, thatkräftig durchzugreifen, wie die durch seinen Vorgänger zerrütteten Verhältnisse des Stiftes es erheischten. In den damaligen politischen Wirren stand er zunächst auf Seiten des Königs Johann von Böhmen und Philipp's von Frankreich. Der Streit zwischen Staat und Kirche war ihm unsympathisch: er war bestrebt, zwischen König Ludwig und Papst Benedict XII. zu vermitteln. Großen Einfluß auf seine Reichspolitik übte der energische Erzbischof Balduin von Trier aus, an den er sich seit 1334 enge anschloß, und mit dem er 1338 zusammen in den Kurverein zu Rhense eintrat; 1339 gesellte sich zu ihrem Bunde auch Erzbischof Heinrich von Mainz. In den späteren Jahren von Ludwig's Regierung wurde er durch hohe Versprechungen von der Luxemburger Partei gewonnen, seine Stimme für Karl IV. abzugeben. Am 25. November 1346 krönte er ihn feierlich in Bonn, da die Krönungsstadt Aachen treu an König Ludwig festhielt. Erst nach dessen Tode krönte W. Karl IV. nochmals am 25. Juli 1349 in Aachen.

Zu den Beweggründen, welche W. auf die Seite der Luxemburger führten, werden nicht an letzter Stelle die finanziellen Verlegenheiten zu rechnen sein, in welche W. bei Uebernahme der Regierung des durch Erzbischof Heinrich stark verschuldeten Stiftes gerathen war, und welche durch seine innere Politik nicht gebessert wurden. Wie die meisten zeitgenössischen deutschen Fürsten suchte W. die Zahl seiner Dienstmannen und die Größe seines Gebietes durch Aufwendung beträchtlicher Geldmittel zu erweitern. Den westfälischen Theil des Erzstiftes mußte er in beständiger Fehde mit dem Grafen von der Mark schützen; alle seine dortigen Einkünfte waren verpfändet. Die Geldnoth zwang den Erzbischof 1344 zu einem demüthigenden Vertrage mit dem Domcapitel, in dem er sich der Verfügung über alle Landeseinkünfte völlig begab. Bald nach der zweiten Krönung Karl's IV. ging W. wahrscheinlich als dessen Gesandter nach Paris, um von König Philipp den Preis für den Hülfszug gegen die Engländer zu

erlangen. Dort starb er schon am 14. August, vielleicht durch Meuchelmord. Daß er schon vorher seine Würde niedergelegt habe, ist eine wenig begründete Vermuthung.

Lacomblet, Archiv f. die Gesch. d. Niederrheins IV, 57—66. — Wieth, Die Stellung des Markgrafen (Herzogs) Wilhelm von Jülich zum Reich von 1345—1361. Münster 1882. — Waldeyer, Walram von Jülich, Erzbischof von Köln, und seine Reichspolitik. I., II. Theil. Programme des Realprogymnasiums zu Bonn. 1890/91. Keussen.

Walram: W. III., Herzog von Limburg (1221—26), Sohn Herzog Heinrich's III., zuerst 1198 urkundlich nachweisbar als Herr von Montjoye, ein ausgezeichneter Fürst mit bedeutenden kriegerischen Anlagen, durstig nach Ruhm, ein Wohlthäter der Kirche. W. war vermählt mit Kunigunde von Fauquemont († 1214), von der er die Söhne Heinrich und Walram und eine Tochter Margarethe (vermählt mit Graf Dietrich von Isenberg) hatte. In zweiter Ehe war er mit Ermensinde, Gräfin von Luxemburg, verbunden, die ihn ebenfalls mit zwei Söhnen (Heinrich und Gerhard) und einer Tochter (Mathilde, vermählt mit Graf Wilhelm III. von Jülich) beschenkte. Durch die Verheirathung seines älteren Sohnes Heinrich mit Irmgard, Tochter des Grafen Adolf III. von Berg, trat W. in nahe Beziehungen zu Erzbischof Engelbert von Köln (Adolf's Bruder), die jedoch sehr bald infolge der auf einander stoßenden territorialen Interessen der beiden kriegerischen Fürsten getrübt wurden.

W. hatte während eines mehrjährigen Kampfes mit Philipp von Courtenay um sein durch die zweite Ehe erworbenes Recht auf die Grafschaft Namur eine Befestigung auf kurkölnischem Gebiete angelegt. Engelbert hatte W. vergeblich aufgefordert, dieses Fort zu schleifen, und sah sich deshalb genöthigt, mit Gewalt vorzugehen. In dem nun entbrennenden Krieg war W. u. a. mit Graf Dietrich von Cleve verbündet. W. sah sich schließlich, in einem Vertrag vom 30. März 1217 zu dem Versprechen gezwungen, seine Schwiegertochter Irmgard so lange mit Lehngütern auszusteuern, bis er ihr das Schloß Montjoie mit dem Ländchen Conzen überweisen werde. Nach dem Tode des Grafen Adolf (15. Juni 1218 vor Damiette) erneuerte sich der kaum beigelegte Kampf zwischen W. und Engelbert und endete nach zwei Jahren wiederum mit einem Sieg des letzteren. Durch einen demüthigenden Sühnevertrag wurde W. gezwungen, seinen Streit mit dem Grafen von Namur dem Schiedsspruch des Erzbischofs zu unterwerfen, während Heinrich's Erbfolge in der Grafschaft Berg ebenfalls von Engelbert's Gnade abhängig gemacht wurde. Durch den Tod seines älteren Bruders wurde W. 1221 Nachfolger seines Vaters im Herzogthum Limburg. Mit dem Grafen Gerhard von Geldern betheiligte er sich an dem Krieg gegen den Bischof Otto von Utrecht. Noch in demselben Jahre (1224) finden wir ihn auf dem Reichstag zu Bardewiek und für längere Zeit am Hofe Heinrich's VII. Die Ermordung des Erzbischofs Engelbert (1225) durch Walram's Schwiegersohn Dietrich von Isenberg verschaffte Walram's Sohn Heinrich die Erbfolge in der Grafschaft Berg. Kein Wunder, daß der Verdacht einer Mitschuld sich auf W. lenkte, umsomehr, da dieser sofort ein von Engelbert errichtetes ihm unbequemes kurkölnisches Fort Valance in der Nähe von Rolduc zerstören ließ. So kam es auch, daß Engelbert's Nachfolger Heinrich von Molenarck sofort eine feindliche Stellung zu W., der offenbar großes Ansehen in Köln besessen zu haben scheint, und zu Walram's Sohn Heinrich einnahm. Gegen eine Mitschuld dieser Limburger an Engelbert's Tod scheint jedoch schon der Umstand zu sprechen, daß Heinrich mit aller Strenge gegen die Mörder vorging. 1226 begleitete W. den jungen König Heinrich VII. nach Italien; kurz nach der Rückkehr von dort, etwa im Juni desselben Jahres, starb W. und

wurde in der Abtei Rolduc beigesetzt. Seine kirchliche Gesinnung hatte W. u. a. durch die Gründung des Klosters Reichenstein bethätigt.

Ernst-Lavalleye, Histoire du Limbourg. T. IV. Liège 1839. — Lacomblet, Urkundenb. z. Gesch. d. Niederrheins. Bd. II. — Ders., Arch. f. d. Gesch. d. Niederrheins. Bd. III, Heft 1. Düsseldorf 1860. Otto R. Redlich.

Walram: W. von Montjoie, 2. Sohn Walram's III. von Limburg aus dessen Ehe mit Kunigunde von Fauquemont († 1214), seit 1226 Herr von Montjoie. Gleich darauf fiel ihm die Regentschaft in Limburg und Berg zu, solange sein Bruder Heinrich auf dem Kreuzzuge weilte. 1230 besuchte W. mit Heinrich den Reichstag zu Worms. In der Fehde zwischen den Limburgern mit dem Erzbischof Heinrich von Köln erlitt W. durch Bischof Ludolf von Münster eine Niederlage, rächte sich dafür aber durch Verwüstungen, die er in den Erzdiöcesen Köln, Mainz und Trier gemeinsam mit dem Grafen von Sayn anrichtete. Beim Kaiser Friedrich war W. hochangesehen und weilte infolgedessen häufig an dem Hof des Kaisers. Seit 1235 lag W. im Kampf mit dem Bischof von Lüttich wegen Streitigkeiten verschiedener Art. In diesem Krieg wurde Theux von W. in Asche gelegt. Einen Vertrag von 1237 (auf Lamberti) brach W. sehr bald wieder durch Einfälle in das Lütticher Gebiet. Der Bischof rückte nun, unterstützt von Flamändern vor Walram's Burg Poilvache an der Maas, starb aber während der Belagerung. Sofort machte W. einen Ausfall und schlug die Belagerer in die Flucht. In den folgenden Jahren wurde W. durch eine Fehde mit dem Kölner Erzbischof festgehalten. Erst etwa 1240 wurde der Friede hergestellt. In dem Kampf gegen Kaiser Friedrich hielt W. mit den andern Limburgern treu zum Kaiser, verfeindete sich dadurch aber die Erzbischöfe von Köln und Trier. In der Schlacht nach Ostern 1242, die mit der Niederlage dieser Fürsten endete, verlor W. sein Leben.

Ernst-Lavalleye, Histoire du Limbourg. T. IV. Liège 1839.

Otto R. Redlich.

Walram IV., Herzog von Limburg (1247—79), jüngerer Sohn Herzog Heinrich's IV. von Limburg und der Gräfin Irmgard von Berg. Sein älterer Bruder Adolf folgte dem Vater in der Regierung der Grafschaft Berg. Walram's Herrschaft fällt in eine Zeit, da Deutschland erfüllt war von Unruhe und Waffenlärm. Indessen war W. mächtig genug, um in seinem Lande den Handel vor Verderben zu schützen. W. verließ ebenso wie sein Bruder Adolf die bisher von den Limburgern vertretene hohenstaufische Politik und schloß sich sofort Wilhelm von Holland an. Mit ihm zog W. vor Kaiserswerth, Aachen und Nimwegen und von ihm erhielt er Duisburg in Pfandbesitz, wo er sich durch die Schenkung des Neulands beliebt zu machen wußte. Auch in dem Krieg gegen Margarethe von Flandern bezw. Karl von Anjou im Sommer 1254 finden wir W. an der Seite des Königs. Durch die Vermittlung des Königs Ludwig des Heiligen von Frankreich hoffte Margarethe einen Frieden zu Stande zu bringen. Wenn diese Absicht auch an der Härte der von Wilhelm gestellten Bedingungen zunächst scheiterte, so fehlte es diesem doch an Geld, um den Krieg zu Ende zu führen. So wurde W. zum König Heinrich III. von England gesandt, der sich jedoch nicht bereit finden ließ, die nöthigen Mittel vorzustrecken. Infolge dessen kam der Friede im September doch noch zu Stande.

Nach dem Tode Wilhelm's von Holland nahm W. für Richard von Cornwallis Partei und befand sich wahrscheinlich unter den Fürsten, die ihm 1257 die Krone anboten. Im October desselben Jahres unterstützte W. in Gemeinschaft mit seinem Bruder Adolf und seinem Neffen Wilhelm Grafen von Jülich den Erzbischof Konrad von Hochstaden gegen die rebellischen Kölner. Schon am 19. April 1249 hatte W. sich verpflichtet, dem Erzbischof gegen jeden Feind

seinen Beistand zu leihen. Als jener Kampf beendet war, trat W. mit der Stadt Köln in ein näheres Verhältniß; 1261 erwarb er das Kölner Bürgerrecht. Begreiflicherweise wurde W. dadurch auch in die Kämpfe verwickelt, die durch Streitigkeiten zwischen dem Erzbischof Engelbert (von Limburg) und der Stadt Köln veranlaßt worden waren. W. befand sich unter den Garanten des Friedens vom 8. März 1265. Unbekannt sind die Gründe der bald darauf ausbrechenden Feindseligkeiten Walram's gegen Köln, die jedoch am 27. März 1267 mit der Erneuerung des früheren Vertragsverhältnisses endeten. Ob W. in dem Krieg zwischen Erzbischof Engelbert und Graf Wilhelm von Jülich wirklich auf des ersteren Seite stand, ist unbekannt, wir wissen nur, daß er im J. 1268 noch einmal gegen die Kölner zu Felde zog, weil sie oder wenigstens einige von ihnen den Grafen von Jülich zur längeren Gefangenhaltung Engelbert's bestimmen wollten. Bei dem Versuch, die Stadt zu überrumpeln, wurde W. gefangen genommen. Drei Monate und dreizehn Tage hielten sie ihn fest und ließen ihn erst gegen das Versprechen frei, wieder in die Gefangenschaft zurückzukehren, wenn er sich nicht in einer bestimmten Frist mit der Stadt verständigen könnte. Unbesorgt ließ er die Frist verstreichen und dachte nicht daran zurückzukehren. Erst 1273 erfolgte der Ausgleich unter Bedingungen, die für Köln günstig genannt werden müssen.

W. war mit Jutta, der Tochter Dietrich's V. von Cleve vermählt. Aus dieser Ehe entsproß eine Tochter, Ermengard, die Reinald's I. von Geldern Gemahlin wurde. Eine zweite Ehe ging W. ein, nachdem er 1271 für den König Ottokar von Böhmen gegen die Ungarn gekämpft hatte; des Königs Nichte Kunigunde, Tochter Otto's III. des Frommen von Brandenburg, wurde 1277 Walram's Gemahlin. Diese Ehe kam, wie es scheint, wesentlich durch Vermittlung des Kölner Erzbischofs Sifried von Westerburg zu Stande.

Bald nach dem Tode Wilhelm's IV. von Jülich überwarf sich W. mit Sifried. In dem großen Bund, den jener Graf von Jülich gegen den Erzbischof zu Stande gebracht hatte (1277), war W. allerdings nicht mit eingetreten. Aber als Graf Wilhelm in Aachen erschlagen wurde und der Erzbischof sich des Jülicher Lands bemächtigen wollte, verband sich W. mit einigen Fürsten, eroberte mit ihnen einen großen Theil Jülichs zurück und verwüstete das kurkölnische und das Aachener Gebiet. Aber nur wenige Jahre später (1279) sehen wir W. mit Sifried pactiren zum Wohl des Handels seines Landes. Um den Frieden zwischen Maas und Rhein zu sichern verbanden sich diese beiden kriegerischen Fürsten in einer Conföderation mit dem Herzog von Brabant. Durch seine Ruhmsucht war W. vielfach in Händel verflochten worden, aus denen er sich nur zu seinem Schaden ziehen konnte. Viele geistliche Corporationen verehrten in W. einen Wohlthäter; z. B. Altenberg, Burtscheid, Duisburg, Heinsberg und Sterkrade. Bei der Grundsteinlegung zu der wundervollen Altenberger Abteikirche (1255) war W. zugegen. W. endete sein bewegtes Leben am Ausgang des Jahres 1279 (nach 14. October) oder Anfang 1280 (vor 11. Mai). Wo er gestorben ist und begraben liegt, ist unbekannt.

Ernst-Lavalleye, Histoire du Limbourg. T. IV. Liège 1839. — Lacomblet, Urkundenbuch z. Geschichte d. Niederrheins II. — Averdunk, Gesch. d. Stadt Duisburg. 1894/5. Otto R. Redlich.

Walram: Graf W. I. von Nassau (von Laurenburg), † am 5. Juli 1197 (?) (1. Februar 1198). Die Abstammung des Grafen ist urkundlich nicht festzustellen. Aeltere Genealogen, namentlich Vogel, betrachteten ihn als Sohn des Grafen Ruprecht II. (1160—?) und Enkel des Grafen Ruprecht I. (1124—1166), während die neuere Forschung ihn und zugleich die Grafen Arnold II. (1151) und Ruprecht II. als Brüder und Söhne des Grafen Rup-

recht I. und der Beatrix, der Tochter des Grafen Walram von Limburg, ansieht. Nach dieser neueren Annahme soll W. I. der jüngste dieser drei Brüder gewesen sein. Des Vaters Ruprecht I. Tod ist etwa um 1166 anzusetzen. Zehn Jahre später, 1176, wird W. I. zum ersten Male urkundlich erwähnt. Die Regierung führte er damals gemeinschaftlich mit seinem älteren Bruder Ruprecht II. bis zu dessen etwa 1195 erfolgtem Tode. W., der jüngere, vermählt mit Kunigunde (von?) scheint seinen Sitz zunächst auf der Laurenburg, einer der alten Stammburgen des Geschlechts, gehabt zu haben; wol deshalb führte er anfänglich noch den Namen Graf von Laurenburg, während man im Hause längst begonnen hatte, den Namen von Nassau zu führen. Noch 1198 siegelte seine Wittwe mit dem Siegel Walram's von Laurenburg. Zu den hervorragendsten Ereignissen in dem Leben Walram's gehört seine wenn auch nur zeitweilige Betheiligung an dem Kreuzzuge Kaiser Friedrich's I. 1189. Vermuthlich hat W. auf dem Hoftage zu Mainz am 27. März 1188 mit dem Kaiser das Kreuz genommen. Zu Beginn des Zuges war ihm eine für das Kreuzheer wichtige Aufgabe übertragen. Mit seinem Vetter, dem Grafen Ruprecht von Nassau, und dem Grafen Heinrich von Diez bildete er die Begleitung des gegen Ende des Jahres 1188 als Gesandter an den Kaiser Isaak Angelos abgeordneten Bischofs Hermann II. von Münster. Die Schicksale dieser Gesandtschaft, die zwar glücklich nach Constantinopel gelangte, hier aber von dem Kaiser arg behandelt und in schlimmer Gefangenschaft gehalten wurde, sind bekannt. Vom Grafen W. wissen wir, daß er mit seinen Leidensgenossen am 28. October 1189 vor Philippopel bei dem Kreuzheere wieder eintraf, aber von diesem Tage ab verschwindet er aus dem Kreuzheere. Die bisherige Annahme, daß er bei der Stiftung des deutschen Ordens zu Akkon zugegen gewesen sei, ist nach dem, was wir jetzt über den Vorgang wissen, nicht haltbar. Ebensowenig ist aber auch für den neuerdings gegen W. erhobenen Vorwurf, daß er damals das Kreuzheer unter Bruch seines Kreuzzuggelübdes verlassen habe, ein ausreichender Beweis zu erbringen. Sicher ist, daß Graf W. im J. 1190, bevor die Nachricht von dem Tode des Kaisers nach Deutschland gekommen, Zeuge in einer in Köln ausgestellten Urkunde des dortigen Erzbischofs Philipp war. Aus den nächstfolgenden Lebensjahren des Grafen W. ist wenig bekannt; einige Male wird er als Zeuge, auch in Reichsurkunden, genannt, im ganzen aber scheint er dem Kaiser ferngestanden und an dessen kriegerischen Unternehmungen keinen Antheil genommen zu haben. Etwa in das Jahr 1195 fällt der Tod des älteren Bruders, des Grafen Ruprecht II.; von da ab begegnet W. uns als alleiniger Regent. Als solcher schloß er noch in demselben Jahre, am 6. November, unter Vermittlung und Genehmigung des Kaisers Heinrich VI., mit dem Bischofe Heinrich von Worms den für sein Haus so wichtigen Vertrag, durch welchen die beiderseitigen Rechte, die grundherrlichen des Bischofs und die vogteilichen des Grafen, an Schloß, Stadt und Herrschaft Weilburg bestimmt und abgegrenzt wurden. Schloß und Herrschaft Weilburg erscheinen hier zum ersten Male als Besitz des Hauses Nassau. Wie die Grundherrlichkeit über Weilburg an das Bisthum Worms kam, ist bekannt, hingegen ist es der Forschung bisher nicht gelungen, die Erwerbung von Hoheitsrechten in der Herrschaft durch das Haus Nassau völlig aufzuklären. Die ältere Forschung betrachtete die Herrschaft Weilburg, die fortab eine der bedeutendsten Besitzungen des Hauses bildete, als Erbtheil der Kunigunde, der Gemahlin des Grafen W., die als Tochter des Grafen Poppo von Holinden angesehen wurde. Neuerdings wird diese Annahme bestritten und die Ansicht aufgestellt, daß das Haus Nassau die Vogtei Weilburg von dem Pfalzgrafen Konrad, dem Vogt des Bisthums Worms, nach dem Jahre 1168 zu Afterlehen empfangen habe. In der nächsten Zeit nach

Ausstellung des Vergleichs vom 6. November 1195 scheint Graf W. am kaiserlichen Hoflager verblieben zu sein, wie er auch an dem Reichstage zu Worms, auf welchem der Kaiser über einen neuen Kreuzzug verhandelte, theilnahm. Daß er selbst in Worms das Kreuz nahm, ist nicht bekannt; es steht aber fest, daß er an dem Zuge des deutschen Heeres 1197 nicht Antheil nahm. Mehrfache Zeugenschaft in Urkunden dieser Zeit erweist, daß er die Heimath nicht verließ. Die letzte urkundliche Erwähnung des Grafen ist unter dem 20. Januar 1197. Die neuere Forschung sucht den 5. Juli dieses Jahres als seinen Todestag zu erweisen, während die bisherige Annahme denselben auf den 1. Februar 1198 setzte. Zwei Söhne überlebten ihn, Graf Heinrich II., der Stammhalter des Hauses, und der Deutschordensritter Graf Ruprecht V.

Schliephake, Geschichte von Nassau I. — Conrady, Geschichte d. Hauses Nassau; Nass. Annalen XXVI. W. Sauer.

Walram: Graf W. II. von Nassau, † am 24. Januar 1266?. Die persönliche Bedeutung des Grafen war eine geringe. Wir kennen kein kriegerisches Ereigniß, keine bedeutsame Regierungshandlung, welche das Andenken an ihn verewigt haben, mit Ausnahme der vielleicht durch Umstände erzwungenen Landestheilung, welche die beiden bis heute blühenden Aeste des Hauses Nassau, den walramischen und den ottonischen, schuf. Graf W. II. war Enkel des Grafen W. I. (siehe oben), Sohn des kurz vor dem Jahre 1250 verstorbenen Grafen Heinrich II. und der Gräfin Mechtild von Geldern. Seine Erziehung erhielt er vermuthlich bei den Prämonstratensern des der Burg Nassau benachbarten Klosters Arnstein; von seinem jüngeren, gleich zu nennenden Bruder Otto wissen wir dies bestimmt. Nach des Vaters Tode führte er die Regierung gemeinschaftlich mit dem jüngeren Bruder Otto (die übrigen Brüder scheinen frühzeitig gestorben oder in den geistlichen Stand eingetreten zu sein), bis beide zur Theilung des Länderbesitzes schritten. Die Theilungsurkunde vom 16. December (nicht 7. oder 17., wie sich vielfach angegeben findet) verzeichnet den gesammten damaligen Besitz des Hauses Nassau, von welchem dem älteren Bruder W. die Herrschaften Wiesbaden, Idstein, Weilburg, die Vogtei über Bleidenstatt und den Mitbesitz der Burg Nassau sowie kleinere Gebietstheile zufielen. Später, vielleicht schon bald nach Abschluß dieses Vertrages, zeigte Graf W. sich mit einzelnen Bestimmungen desselben unzufrieden und focht dieselben an. Ob er hierbei schon unter dem Druck der Geisteskrankheit, an der er gelitten hat, handelte, wissen wir nicht; sicher ist, daß er in einem Anfalle von Geistesstörung das für ihn ausgefertigte Originalexemplar der Theilungsurkunde vom 16. December 1255 verbrannt hat.

Von seiner Thätigkeit als Landesherr wissen wir wenig. Es liegt nur eine kleine Anzahl von ihm ausgestellter Urkunden vor, die bis zum Ende des Jahres 1265 reichen. Wir können deshalb entgegen der Meinung neuerer Genealogen, daß er etwa im J. 1277 gestorben sei, seinen Tod um diese Zeit setzen. Da als Todestag der 24. Januar feststeht, können wir demnach als Todestag vermuthungsweise den 24. Januar 1266 ansehen. Daß seine Ehe mit Adelheid, der Tochter des Grafen Diether II. von Katzenelnbogen, bereits zu Lebzeiten seines Vaters, des Grafen Heinrich II., geschlossen war, wie angenommen wird, ist unerweislich. Als zweiter Sohn ging aus dieser Ehe Graf Adolf, der spätere deutsche König, hervor. Der Tag der Geburt dieses letzteren ist nicht bekannt. Im allgemeinen gilt die Annahme, daß dessen Geburt nicht später wie 1250 erfolgte. Neuerdings aufgefundene urkundliche Nachrichten über den Grafen W. machen es jedoch wahrscheinlich, daß Graf Adolf später, und zwar frühestens 1256 oder 1257 geboren ist. Weiterhin können wir nach diesen Angaben die Burg Nassau als den Geburtsort Adolf's, bezüglich dessen gleich-

falls verschiedene Annahmen vorliegen, ansehen. Graf W. II. scheint auf der im gemeinschaftlichen Besitz der Brüder verbliebenen Stammburg Nassau seine Hofhaltung gehabt zu haben. Seine Begräbnißstätte hat er dann wahrscheinlich im Kloster Arnstein gefunden.

Schliephake, Geschichte von Nassau. — Sauer, Zur Geschichte u. Genealogie des Hauses Nassau im 13. Jahrh. (Annalen d. nass. Alterth.-Vereins XVIII, 223). W. Sauer.

Villers *): Alexander v. V., Neffe jenes Charles de Villers (siehe A. D. B. XXXIX, 708 ff.), wurde zu Moskau am 12. Mai 1812 geboren. Nicht in seinem engeren Berufe, als Diplomat, und trotz unverkennbarer schriftstellerischer Begabung, auch nicht durch umfangreichere Schöpfungen seiner Feder ist er zu Wirkung und zu Ruhm gelangt. Zum Schriftsteller befähigte ihn eine scharfe Beobachtungsgabe, ein unbeirrbarer, nie fremdem Urtheile unterthäniger kritischer Blick, dann die seltene Kunst, den feinsten Stimmungsmomenten der Beobachtung einen zutreffenden, plastischen Ausdruck zu leihen, endlich ein gesunder und geschmackvoller Humor, der ihm auch in melancholischer Gemüthsverfassung einen guten Tropfen glücklicher Ironie schenkt. Diese reichen Mittel schriftstellerischer, ja dichterischer Kunst hat V., emsig an seinem eigenen Ich arbeitend und dieses eigene Ich ausgestaltend, nicht der großen Menge hingeworfen; er lebte und webte nur für sich und für eine kleine Schar auserlesener Freunde. Dieselben Freunde haben nach seinem Tode aus den Belegstücken eines für sie unschätzbaren geistigen Verkehrs, aus den Briefen Villers', eine Auswahl getroffen, und durch den Druck dieser Briefe ist der Abgeschiedene erst eine litterarische Individualität geworden, ein deutscher Schriftsteller, der in der Geistesgeschichte seiner Zeit einigen Raum einzunehmen berufen ist. Ein Lebenskünstler eigenthümlichster Art, ein Sonderling, aber ein berechtigtes Original, ist V. nicht nur dem engeren Kreise seiner litterarisch angehauchten Freunde Muster und Vorbild geworden; seine Erscheinung gestaltet sich mehr und mehr zum Typus einer eigenthümlich österreichischen Culturentwicklung; in ihm zeigt sich ausgeprägt und ausgebildet, was dem österreichischen Geistesleben im Gegensatz zum norddeutschen einen besonderen Stempel aufdrückt. Franzose von Abkunft und im fernen Osten geboren, mußte V. lange und schwierige Umwege beschreiten, ehe er in Oesterreich festen Fuß faßte; dann freilich ist er ganz im österreichischen Leben aufgegangen und er hat in den schwer zugänglichen Kreisen der österreichischen Aristokratie nicht als Fremder, sondern als Zugehöriger gelebt und gewirkt. Villers' Vater, ein Emigrant von altem lothringischen Adel, hatte in Moskau Stellung gefunden und leitete zu Anfang des Jahrhunderts dort ein staatliches Institut. Politische Ereignisse untergruben seine Stellung. Sein Sohn kam im Kerker zur Welt. Eine treue russische Amme rettet ihn; in Dresden, wo die Familie sich niederließ, wird er erzogen und verzogen, verhätschelt und vernachlässigt. Aus dem väterlichen Hause verstoßen wird er in Leipzig Buchdrucker, weiß sich in den Abendstunden den Schein aristokratischer Existenz zu wahren, versöhnt sich mit seiner Familie, überwirft sich wieder mit ihr, und geht mit wenig hundert Franken in der Tasche nach Paris. Hier beginnt eine echte Bohèmeexistenz. V. lebt in einer Mansarde, versäumt keine Aufführung eines Stückes von Victor Hugo, verkehrt mit hervorragenden Gelehrten. Einmal ver-

*) Zu Bd. XXXIX, S. 623.

läßt er in Liszt's Begleitung einen Pariser Salon; beide durchmessen in angeregtem Gespräche bei finsterer Nacht die Straßen von Paris. Liszt will endlich den liebgewonnenen jungen Mann nach Hause führen und erfährt, daß er, völlig mittellos, keine Wohnung mehr habe und in einem Café übernachten wolle. Fortab ist V. Liszt's Gast und begleitet ihn auf Reisen. Trotz äußerer Regellosigkeit ist V. damals schon charakterfest genug, um einen jungen, im Leichtsinn und Müssiggang aufgehenden Lebemann zu ernster wissenschaftlicher Arbeit zu gewinnen. Ein Bund fürs Leben ist geschlossen; die Dankbarkeit des Freundes konnte Villers' Lebensabend noch verschönern. V. selbst gewinnt als Hofmeister, zuletzt als Prinzenerzieher seinen Unterhalt; in gesicherterer Lebenslage ist er unablässig bestrebt, seine unregelmäßige Bildung auszugleichen. Als angehender Dreißiger läßt er sich von dem Grammatiker Becker deutsche Sprache lehren, er besucht das Gymnasium und wagt sich an die Reiseprüfung, um auch Universitätsstudien treiben zu können. Eine echt romantische, völlig individualistische Lebensbahn! Ebenso ungewöhnliche, der philiströsen Entwicklung normaler Bildung Hohn sprechende Wege wandeln Friedrich Schlegel, Brentano, Varnhagen oder Heine. Doch, wenn der romantische Lebenskünstler in ungebundner Freiheit sein Leben sich zurecht gestaltet, so steift er sich auf das Princip schrankenlos genießender Bildung, bis schließlich alles in göttlichem Nichtsthun aufgeht. V. war eine zu thatenfreudige Natur, um in romantischer Faullenzerei zu verbummeln. Sein rastloses Ringen verschaffte ihm auch schließlich eine ehrenvolle äußere Existenz. Die außerordentlichen geistigen Fähigkeiten des Prinzenerziehers blieben nicht unbeachtet, und er landet im sächsischen diplomatischen Dienste. Nach Frankfurt, wieder nach Paris, nach London und nach Wien führt ihn sein neuer Beruf. Abgethan ist, was an das einstige Bohèmeleben erinnert. Ein correcter Cavalier, ein amüsanter Gesellschafter, ein ausgezeichneter Whistspieler wird V. überall Liebling der höchsten Kreise. Allein im äußern Leben geht er nicht auf. Gerade in Wien sieht er sich bald in inniger Verbindung mit geistig hochgebildeten Aristokraten, die hinter der glatten Form des gewandten Diplomaten rasch den feingebildeten, erfahrenen Kenner entdecken. Dem Kreise, der Villers' freundschaftlichen Verkehr umschloß, wird es immer zum Ruhme gereichen, die ästhetischen und gelehrten Tendenzen des österreichischen Hochadels in Ehren gehalten und eine Entwicklung weitergeführt zu haben, deren Keime zur Zeit der Romantik gelegt worden sind. Oesterreichische Aristokraten sind damals einem Friedrich Schlegel entgegen gekommen, sie haben zu seinem „Deutschen Museum“ Beiträge geliefert; und eine Gräfin Julie Zichy hat das Vorbild der lüderlichen Lucinde, hat Dorothea Schlegel, ihrer Freundschaft gewürdigt. Die geistigen Erben jener feudalen Romantiker machen auch V. österreichisches Land und österreichisches Leben lieb und werth. Ein Denkmal ihres Gedankenaustausches erstand in den Briefen, die V. an den Grafen Rudolf Hoyos, an Alexander Baron Warsberg, an Gräfin Bertha Nako und an andere Gleichgesinnte geschrieben hat. Dieser briefliche Verkehr gewann an Umfang und Vertiefung, Villers' Wesen kam zu völliger Entfaltung, als er dem diplomatischen Dienste entsagte, um in einsamer, selbstgeschaffener Klause zu Neulengbach bei Wien ausschließlich sich selbst und der Bildung seiner Individualität zu leben. V. schreibt einmal: „Malen ist eine Kunst, Dichten auch, und gar Musik; die größte Kunst aber ist Leben. Am eigenen Leben zum Künstler werden, ist allein werth, Zahnschmerzen zu dulden und Geld zu entbehren. Wenn die Finger erstarren, soll ein Kunstwerk herausfallen; der Eine bekam Gold zu einem Geschmeide, der Elfenbein zu einem Götterbilde; aber wär's auch nur eine Hand voll Lehm, ein Modell ließ' sich daraus kneten“. Jetzt, in dem Wiesenhause bei Neulengbach, kann V. ungehemmt und unbeeinträchtigt sein Leben zu einem

Kunstwerk gestalten. Solche Lebenskunst offenbarte sich schon auf den ersten Blick jedem Besucher. Wie V. es verstanden hatte, eine einfache, schlichte Miethwohnung zu einem individuell gefärbten, künstlerisch gedachten Milieu zu gestalten, so drückt er auch dem kleinen, bescheidenen Landsitze den Stempel seiner Persönlichkeit auf. Der gewandte Gesellschafter, der correcte Diplomat wird bald Maurer, bald Gartenarbeiter, bald Landwirth, um mit Bewußtsein den Landsitz zum Werke seiner Hand zu machen. Und wie er bildend und gestaltend, im Großen wie im Kleinen, seine äußere Umgebung sich selbst schafft, so läßt er auch den Selbstbildungsdrang seiner Jugend frei und schrankenlos sich ausleben. Was die Zeit und was die großen Culturepochen der Vergangenheit ihm bieten, er bringt sichs nahe. Er genießt, was ihm schön dünkt, nur um seine Individualität auszuweiten. Er lebt sich in Fremdes und Fernes ein, um — wie Ranke das nennt — ein Mitgefühl fremden Daseins zu gewinnen. Ein Dilettantismus edelster Art, Dilettantismus im höchsten Sinne, Dilettantismus insbesondere, weil V. fast nie den Gewinn seiner Selbstbildung in die Welt hinausgetragen hat. Wie ein andrer Lebenskünstler, dessen Bild J. Elias liebevoll und verständnißvoll an dieser Stelle gezeichnet hat, wie Johann Gottlieb Regis, fühlte auch V. nie einen inneren Trieb, das Ergebniß seiner Studien dem Publicum vorzulegen. Nur in Briefen streute er seine reiche Bildung, seine reiche Individualität aus. Was er erschaut und was er schildert, er erschaut und schildert es als Mensch. Der tiefe menschliche Antheil, mit dem er einfache und schlichte Naturen, wie seine Haushälterin Cilli, mit dem er ein andermal den Bauer des Fuscher Thales beobachtet, er gemahnt an das sentimental liebevolle Interesse eines Rousseau, eines Sterne. Mit beiden theilt er die Mißachtung der Masse, die Vorliebe für den einzelnen Menschen. Obendrein war er ein Sonderling, wie Sterne ihn nicht besser zeichnen konnte, ein Mann intimster Sensationen, ein exclusiver, wählerischer Geist und doch wiederum wunderbar begabt, tief und voll nachzuempfinden, was ihm sympathisch, ihm geistig verwandt war. Seine allerindividuellste Subjectivität fand in der Zeit keine Form des Ausdrucks. Lieben, verständnißvollen Freunden konnte er brieflich seine Stimmungen und seine Beobachtungen, seine Interessen und seine Studien offenbaren. Die wenigen Feuilletons, die er zum Drucke brachte, stehen nicht auf der Höhe seiner Briefe. Wenn er etwa dem Publicum einer Wiener Zeitung Hübner's Buch über Sixtus V. (Wiener „Presse“, 1870, Nr. 219, 266, 276) vorführt, spürt der Leser in jeder Zeile den geistreichen Weltmann; doch das Bewußtsein, zum Publicum zu sprechen, der Wunsch, dem Publicum sich anzupassen, raubt dem Stile Villers' seine feinsten und besten Mittel. V. mag die Grenze seiner Kraft gefühlt haben. Als vollends das von ihm übersetzte „Haus Darnley's“ von Edward Bulwer auf dem Wiener Burgtheater kaum einen Achtungserfolg errang, da wurde er gänzlich von aller Oeffentlichkeit abgeschreckt. „Ich möchte lieber Maikäfer hüten und Wanzen spazieren führen, als etwas fürs Publicum thun“, rief er aus. Er hat Aufsätze, Novellen, Erzählungen, ja einen Roman geschrieben; sie blieben unveröffentlicht. Und, so oft V. auch mit tiefgehendem Interesse und mit feinem Spürsinn an wissenschaftliche Probleme herantrat, er vermochte doch nicht seine frappirenden Aperçüs zu einer sachgemäßen Studie zu verdichten. Nicht als Fachmann, sondern als Mensch greift er jedes wissenschaftliche Problem an. Wenn er philosophische oder linguistische Studien treibt, holt er das menschlich Anziehende sich heraus, gelangt mehr als einmal zu völkerpsychologisch oder sprachhistorisch bemerkenswerthen Beobachtungen; doch auf dem Pfade der Wissenschaft, in schrankenloser Hingebung und Selbstentäußerung weiter zu gehen, war ihm versagt. Wir begreifen den Aerger, in den Männer der Wissenschaft durch ihn gelegentlich versetzt worden sind. V. interessirt sich ein=

mal für Krystallehre; ein Freund bringt mit vieler Mühe und mit großen Kosten eine Sammlung auserlesener Krystalle zusammen. Sofort regt sich Villers' künstlerischer Genußtrieb. Er freut sich der schönen Formen und denkt nicht mehr an mathematische Analyse dieser Formen. Das wissenschaftliche Interesse weicht dem individualistischen Sinne des Lebenskünstlers. Er verwerthet die Sammlung, um die Wände seines Salons zu schmücken und ihnen einen ganz neuen Augenreiz zu gewähren. V. hat auch componirt, Claviermusik, Kammermusik; aber auch als Componist geht er nie über die Grenzen eines selbstgewollten Dilettantismus hinaus. Man führte seine Quartette auf, man rühmte den reinen vierstimmigen Satz und die gute Führung der einzelnen Stimmen. Dennoch ist der Musiker V. noch weniger bekannt geworden, als der Schriftsteller V. Und ihm selbst wars schließlich nur darum zu thun, harmonische Töne für seinen eignen Genuß aus dem Clavier zu holen. Im besten Falle rang er nach dem Beifalle Epstein's oder Hellmesberger's. Immer wieder setzt das Individuum seine Kräfte nur zu eigner Befriedigung in Thätigkeit; es schafft nur, um alles Geschaffene sofort auf sich selbst zu reflectiren. Das Können dient nur dem Empfinden.

In der Kunst des Empfindens hat V. Schule gemacht; nicht nur sein Freund Alexander v. Warsberg sieht mit Villers' Auge, wenn er Griechenland und Italien genießt und seinem Genusse Ausdruck leiht. Man hat Villers' Wesen mit Recht als einen Cultus des inneren Adels bezeichnet, der den Einzelnen über die Masse hebt und ihn mit ruhiger Sicherheit seine selbstgezogenen Bahnen wandeln läßt. Solchen Cultus inneren Adels zu treiben, fühlte sich nach V. in Oesterreich mancher berufen. Und wie V. grade in Oesterreich seine Individualität am besten ausgestalten zu können meinte, so deuten seine Schüler und Gesinnungsgenossen gerne und mit Stolz auf ihr österreichisches Vaterland, das der freien Entwicklung voller Persönlichkeiten geneigter zu sein scheint, als der ausgleichende und uniformirende Norden Deutschlands. Zu Grunde liegt solcher vielleicht einseitigen Verehrung Oesterreichs der Gedanke, daß der Deutsche nur in Wien auf dem Boden alter, verfeinerter Cultur stehe. Der Wunsch, verfeinerte geistige Cultur zu genießen, selbst zum Vertreter eines verfeinerten Empfindungslebens zu werden, erklärt die Sympathieen, die V. und seine Schüler für Paris und für Frankreich hegen, und die ihnen das derber construirte reichsdeutsche Wesen antipathisch machen. Keiner konnte in den großen Jahren 1870 und 1871 die Erfolge der deutschen Waffen bitterer beklagen, als V. Er mußte ja von seinem Standpunkte aus in ihnen ein Unterliegen der höheren Cultur erblicken. Und wie V. dem nationalen Sturm und Drang des damaligen Deutschlands seine Bewunderung versagte, so wenden sich seine heutigen Gesinnungsgenossen von dem litterarischen und künstlerischen Sturm und Drang Deutschlands ab, um Hand in Hand mit Frankreich feinsten und allerfeinsten Kunst- und Dichtungssensationen lebend der Renaissance zu huldigen. Mag V. immerhin diese künstlerischen Tendenzen nicht mit gleicher Klarheit festgehalten haben, sein Wesen befähigte ihn doch, solchen Bestrebungen als leuchtendes Vorbild zu dienen. Der Culturhistoriker aber darf den Zusammenhang nicht übersehen.

Der Sterne'sche Sonderling kam in Villers' letzten Lebensjahren mehr und mehr zur Geltung. Selten besuchte er Wien; nur die Pflichten des Aufsichtsrathes einer Wiener Versicherungsgesellschaft riefen ihn in die Stadt. Jedesmal brachte er eine neue Marotte mit. Glaubt man nicht einen Bericht des englischen Humoristen zu lesen, wenn Warsberg erzählt, V. habe zuletzt seine Winterkleidung durch eine Ueberhose ergänzt, die er im Vorzimmer ablegte? Ueberhosen meinte er, seien bei unseren klimatischen Verhältnissen nothwendiger als Ueberröcke. V. starb schon am 16. Februar 1880; ein Herzleiden machte seinem Leben ein plötzliches Ende. Graf Rudolf Hoyos legte alsbald eine

Sammlung Villers'scher Briefe vor (Wien 1881); er rechnete nur auf eine kleine Gemeinde. Doch schon 1887 war eine zweite Auflage nothwendig geworden, der Graf Hoyos einen zweiten Band Briefe anfügte. Mit Genugthuung konnte er feststellen, daß „nicht nur Einzelne, sondern eine große Leserzahl mit V. gelacht, geweint und denkend sich erhoben" habe. Eine kurze Skizze von Warsberg leitet die zweite Ausgabe ein. E. Guglia hat dieser zweiten Sammlung einen feinsinnigen Artikel gewidmet (Münch. Allg. Ztg. 1887 Beil. Nr. 46), neben dem hier nur M. Herzfeld's Studie (Menschen und Bücher: Wien 1893, S. 72—84) genannt sei. Oskar F. Walzel.

Vivenot*): Alfred Ritter v. V., österreichischer Geschichtsschreiber, wurde in Wien als der zweite Sohn des angesehenen Arztes Rudolf v. V. (s. S. 85) am 6. August 1836 geboren. Die wechselnden, nicht immer heiteren Eindrücke seiner Jugend hat er in einem kleinen Buche „Dorf-Harmonieen, eine Elegie von Alfred Elfeld" (Rastatt 1862) geschildert, welches, wenn nicht von bedeutender dichterischer Begabung, doch von einem regen Naturgefühl und innigem Gemüthsleben zeugt. Bei einer sorgfältigen Erziehung konnten seine Fähigkeiten sich früh entwickeln; er entschied sich für den Soldatenstand, trat als Sechzehnjähriger in das Cürassierregiment Graf Wallmoden, diente auch bei den Ulanen und Husaren und bereits 1859 als jüngster Hauptmann in dem Infanterieregiment des Feldzeugmeisters v. Benedek, dem er durch seine Mutter, eine geborene Freiin v. Metzburg, in entferntem Grade verschwägert war. Der Krieg von 1866 gab ihm Gelegenheit, eine hervorragende militärische Befähigung an den Tag zu legen. Nach der Schlacht bei Königgrätz (3. Juli) wurde das Regiment Khevenhiller, in welchem V. damals — seit 1864 als Hauptmann erster Classe — diente, in der Festung Josephstadt enge eingeschlossen; der Commandant, Generalmajor v. Gaißler, wünschte Anweisungen aus dem Hauptquartier. Da übernahm es V., von drei Unterofficieren begleitet, mitten durch die feindliche Hauptarmee zu dem in Olmütz stehenden Oberbefehlshaber Benedek sich durchzuschleichen. Mit ebenso viel Kühnheit als Geschicklichkeit legte er in zwei Tagen und Nächten, vom 11. bis 13. Juli, den langen Weg zurück, organisirte dabei einen geheimen Postdienst zwischen den böhmischen Festungen und dem Hauptquartier und gelangte, noch am Abend des 13. wieder aufbrechend, unter den größten persönlichen Gefahren am 17. Juli nach Josephstadt zurück. In Olmütz hatte er eine Denkschrift über Organisation eines allgemeinen Landsturms in Böhmen, Mähren und Schlesien zu Papier gebracht. Während die Genehmigung des Kaisers erwartet wurde, erhielt V. von dem in Josephstadt versammelten Kriegsrath die Erlaubniß, in den böhmisch-mährischen Gebirgen ein freiwilliges Jägercorps zu bilden, und machte sich mit einer kleinen Schar von etwas mehr als 40 Mann am 20. Juli wieder nach Olmütz auf den Weg. Während des fünftägigen Marsches gelangen Ueberfälle preußischer Patrouillen; Feldtelegraphen wurden zerstört, in der Nacht vom 21. auf den 22. Juli bei dem Dorfe Gabel sogar ein Zug von 156 Wagen überrascht und die werthvollen für die Abtheilung des Generals Knobelsdorf bestimmten Proviantvorräthe fortgeschleppt oder vernichtet. — In Olmütz, das V. am 25. Juli erreichte, war unterdessen ein vom 14. Juli datirtes Telegramm des Kaisers eingetroffen: „Der Hauptmann v. Vivenot sei anzuweisen, den Landsturm zu organisiren". Auf Grund dieses Auftrages erließ V. nunmehr als „der von Sr. K. K. apostolischen Majestät bevollmächtigte, mit der Organisirung des Landsturmes betraute Commandant" eine Proclamation „an die Völker von Mähren, Schlesien und Böhmen" und eine „Geheime provisorische

---

*) Zu S. 85.

Instruction für alle Gemeindevorsteher", welche in feurigen Worten die wirksamsten Maßregeln vorschrieb. Aus verschiedenen Truppentheilen wurden ihm 287 Fußsoldaten zugewiesen, und von einem Zug Ulanen begleitet, brach er mit seinen Leuten noch in der Nacht des 25. von Olmütz auf. Unbemerkt von dem preußischen Corps, das die Straßen besetzte, gelangte man nach Oesterreichisch-Schlesien, wo von dem Orte Karlsbrunn aus Streifzüge unternommen und am 29. Juli in Troppau preußische Quartiermacher sowie der Landrath v. Selchow aufgehoben wurden. V. stand bereits im Begriff, mit seinem auf 500 Mann angewachsenen Corps in Preußisch-Schlesien einzufallen, als die Nachricht von der am 26. Juli zu Nicolsburg vereinbarten Waffenruhe seiner kriegerischen Thätigkeit ein Ziel setzte. Freilich, ohne die Gefahren seiner Stellung aufzuheben. Denn da der Waffenstillstand, wenn auch drei Tage vorher abgeschlossen, nur durch unverbürgte Gerüchte bekannt geworden und deshalb von V. nicht beachtet war, wurden seine Unternehmungen von den preußischen Behörden nicht ohne Grund als dem Kriegsrecht zuwiderlaufend angesehen. Er hätte in die übelste Lage gerathen müssen, wäre es ihm nicht gelungen, durch rasche und geschickte Bewegungen seine kleine Schar in den Bereich der österreichischen Demarcationslinie zurückzuführen. — Von Niemandem wurde Vivenot's Thätigkeit bereitwilliger und mit größerem Lobe anerkannt als von einem preußischen, bei der Belagerung von Josephstadt betheiligten Officier, welcher bald nach dem Kriege in einem ausführlichen Aufsatze über „die österreichische Landsturmbewegung" in den Berliner „Militärischen Blättern" der Thatkraft und dem ungebeugten Muthe eines Feindes ein glänzendes Zeugniß ausstellt.

In Oesterreich wurde V. am 14. Juli 1866 „für hervorragende Dienstleistung vor dem Feinde" durch das Militärverdienstkreuz ausgezeichnet, später durch den Kronenorden 3. Classe aus dem Edlen- in den Ritterstand erhoben. Aber mehr und mehr gewann die Neigung für eine politische und litterarische Wirksamkeit bei ihm die Oberhand. Für beide war es von nicht geringer Bedeutung, daß er durch tiefe Herzensneigung am 29. November 1860 mit Mathilde Englerth aus einer angesehenen, in den Rheinlanden weit verbreiteten Familie sich verbunden hatte. Wiederholter Aufenthalt machte ihn mit den Zuständen in Süddeutschland bekannt, kräftigte seine auf die Anerkennung Oesterreichs als deutscher Großmacht gerichteten Neigungen, und einer glaubwürdigen Ueberlieferung zufolge waren es Forschungen über die militärischen Ereignisse bei Mannheim im J. 1795, welche seinen Blick zuerst auf die Geschichte, insbesondere auf die Kriege der Revolutionszeit lenkten. Für solche Gesinnungen und Bestrebungen fand er Förderung und Interesse bei zwei aus Süddeutschland gebürtigen, aber, wie so manche ihrer Landsleute, in Wien zu hoher Stellung gelangten Staatsmännern: dem Freiherrn Max v. Gagern und dem Freiherrn Ludwig v. Biegeleben. Besonders der letztere hat auf den jungen Oesterreicher großen Einfluß ausgeübt. V. verfaßte nach dem Tode seines 1872 verstorbenen Freundes ein warm empfundenes Lebensbild: „Ludwig Freiherr v. Biegeleben, letzter deutscher Staatsreferent des Bundes-Präsidialhofes" (Wien 1873). Auch der in der Allgemeinen Deutschen Biographie veröffentlichte Artikel über Biegeleben wurde von V. verfaßt und die dort mitgetheilten Briefe des österreichischen Staatsmannes sind unzweifelhaft an ihn gerichtet. In solcher Weise in das politische Leben eingeführt, erhielt er auch aus Leipzig, wo er dem Professor Heinrich Wuttke nahestand, auf Grund eines gleich anzuführenden militärisch-politischen Werkes 1867 die philosophische Doctorwürde. Dagegen traten der von ihm gewünschten Beförderung zum Major Schwierigkeiten entgegen. Im Juni 1871 wurde er auf seinen Wunsch zur Reserve gestellt,

wenig später zum Legationsrath ernannt und dem Ministerium des Auswärtigen beigegeben. Graf Beust hatte nämlich schon seit längerer Zeit auf den eifrigen mit der Feder wie mit dem Schwert gewandten Officier sein Augenmerk gerichtet, so sehr, daß V. im Sommer 1870 bei dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges nach Süddeutschland geschickt wurde, um mit Hülfe seiner zahlreichen Familien- und freundschaftlichen Beziehungen die Stimmung der Bevölkerung zu erkunden. Zunächst in Heidelberg, dann an anderen Orten konnte er jedoch so rasch von dem Aufflammen einer einmüthigen nationalen Begeisterung sich überzeugen, daß er ungesäumt nach Wien zurückkehrte und seinestheils zu der späteren Haltung des Ministers beitrug. Eine bedeutende Laufbahn schien dem noch jugendlichen Manne bevorzustehen. Leider nur kurze Zeit. Rastlos mit immer neuen litterarischen und politischen Entwürfen beschäftigt, stellte er an seine Lebenskraft die äußersten, ja übermäßige Anforderungen, als er im Interesse seiner Familie auch an finanziellen Unternehmungen sich betheiligen mußte. Am 9. Juli 1874 gegen Mittag verweilte er, amtlich beschäftigt, im Gebäude des Ackerbauministeriums; plötzlich wurde er von einem Schwindel befallen, und während er noch die Herbeieilenden mit der Versicherung, es sei nur ein leichtes Unwohlsein, beruhigte, sank er mit einem langen Seufzer todt in den Sessel zurück. Der Vater, der, auf die unbestimmte Nachricht von dem Unglücksfall, suchend von einem Ministerium zum andern eilte, konnte nur noch eine schon erkaltende Hand in die seinige drücken. Mit ihm betrauerten die Gattin, ein Sohn und zwei Töchter den so früh Dahingeschiedenen.

Man darf Vivenot's Befähigung für den kleinen Krieg keineswegs gering anschlagen, aber was seinem Namen Dauer verleiht, sind seine schriftstellerischen Leistungen. Als er zum Manne heranreifte, wurde die seit mehr als hundert Jahren angeregte Frage, ob Oesterreich oder Preußen die Hegemonie in Deutschland zustehe, mit leidenschaftlicher Heftigkeit vorerst einmal wieder in der geschichtlichen Litteratur erörtert. Es läßt sich schwerlich in Abrede stellen, daß von preußischer Seite zwar mit wissenschaftlicher Ueberlegenheit, aber nicht immer mit unparteiischer Abwägung der politischen oder rechtlichen Verhältnisse geurtheilt wurde, nicht zum wenigsten deshalb, weil der Verschluß der österreichischen Archive eine richtige Kenntniß lange Zeit unmöglich machte. Mit dem ganzen Feuer seines Wesens griff V. in den Streit ein. Trotz der Familienabstammung aus dem wallonischen Luxemburg und trotz des ungarischen Indigenats, das seinem Großvater — nicht dem Vater — wegen seiner Verdienste bei der Erkrankung des späteren Kaisers Ferdinand verliehen war, fühlte er sich ganz als Oesterreicher und Deutscher. Noch ehe er auf dem Schlachtfelde das Schwert ziehen konnte, hatte er in einem Buche über den Reichsfeldmarschall Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, dem, was er als kleindeutsche Geschichtsfälschung bezeichnete, in überströmendem, zuweilen auch ins Breite sich ergießenden Redefluß den Krieg erklärt. Dem ersten 1864 erschienenen Bande konnten schon 1866 zwei andere starke Bände folgen. Werden auch strenge Methode und eine schulgerechte Darstellung dabei vermißt, man muß doch anerkennen, daß V. aus den ihm sich öffnenden Archiven ein reiches und werthvolles Material nicht bloß für seine Sache, sondern für die Wissenschaft nutzbar gemacht hat. Unzweifelhaft hat er auch in wichtigen Punkten, wenn der Ausdruck erlaubt ist, den Nagel auf den Kopf getroffen, wenigstens wenn es sich um die Vertheidigung seines Vaterlandes handelte Freilich geht er auch in dieser Vertheidigung mitunter zu weit, und nur zu sehr verfällt er in den Fehler, den er seinen Gegnern vorwirft, wenn er die preußische Politik und die preußischen

Staatsmänner während des Revolutionskrieges zum Gegenstand seiner Angriffe macht. Richtig hat er selbst gefühlt, daß in umfassenden Darstellungen nicht seine Stärke gelegen sei. Denn abgesehen von kleineren, obgleich nicht unwichtigen Abhandlungen — wie „Korssakow und die Betheiligung der Russen an der Schlacht bei Zürich" (1870); „Thugut und sein politisches System" (1870); „Zur Genesis der zweiten Theilung Polens" (1874) — war es der unerschöpfliche Urkundenschatz der Wiener Archive, dessen Verwerthung er sich von jetzt an zum Ziele setzte. Mit unvergleichlichem Eifer hat er in den wenigen Jahren, die ihm vergönnt blieben, eine Reihe wichtiger, für alle Zeiten werthvoller Urkundenwerke zum Abschluß gebracht. Schon 1869 erschien „Thugut, Clerfayt und Wurmser", ein unentbehrliches Quellenwerk für die Geschichte des Krieges von 1795; 1871: „Zur Geschichte des Rastatter Congresses" und im selben Jahre „Vertrauliche Briefe des Freiherrn von Thugut" oder vielmehr der Briefwechsel des Ministers mit dem Cabinetsminister des Kaisers, Grafen Franz Colloredo, und anderen einflußreichen Personen. Für das ganze Ministerium Thugut's ist diese Briefsammlung von unschätzbarem Werthe; nicht selten gestattet sie in die verborgensten Falten der Politik weit deutlicheren Einblick als ihn officielle, für größeren Leserkreis bestimmte Actenstücke gewähren können. Aber die Krönung seines wissenschaftlichen Strebens sollte ein Werk größten Stiles bilden die „Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik Oesterreichs während der französischen Revolutionskriege 1790—1801". Zwei starke Bände hatte der unermüdliche Mann noch in den Jahren 1873 und 1874 veröffentlicht, als ihn bei der Ausarbeitung des dritten der Tod ereilte.

Auf die Auswahl der Actenstücke ist die litterarische Stellung Vivenot's nicht ohne Einfluß geblieben. Es kam ihm, wie schon Titel und Vorrede andeuten, besonders darauf an, seine früher ausgesprochenen Ansichten über die Richtung der kaiserlichen Reichspolitik durch unwidersprechliche Zeugnisse zu erhärten, also alles darauf bezügliche in möglichster Fülle zusammenzustellen. Zugleich erschien ihm, wie er sagt, wichtiger: „was man in Wien wollte", als „was nach Wien über die Verhältnisse fremder Höfe berichtet wurde". Deshalb hat er in weit überwiegender Zahl beinahe sämmtliche Weisungen des Ministeriums an die Gesandten, aber von den gesandtschaftlichen Berichten nur einzelne, besonders wichtige mitgetheilt. Diesen Mängeln wurde zum Vortheil der Wissenschaft durch Heinrich v. Zeißberg, der im Auftrage der Wiener Akademie die Fortsetzung des Werkes übernahm, seit dem 3. Bande 1882 in glücklicher Weise abgeholfen. Immer bleibt V. der Ruhm, die große Publication angeregt und zu einem beträchtlichen Theile selbst ans Licht gestellt zu haben. Auch habe ich, seinen Mittheilungen nachgehend, ihre Zuverlässigkeit durchweg bestätigen können und niemals bemerkt, daß er um vorgefaßter Meinungen willen bei der Aufnahme oder Abweisung des Urkundenmaterials willkürlich verfahren wäre. Durch den ersten 1868 erschienenen Band meines Werkes über die „Diplomatischen Verhandlungen der Revolutionszeit" war ich zu den ihn beschäftigenden Streitfragen und bald zu ihm selbst in nähere Beziehungen getreten. Ich habe stets in ihm einen treuen, hülfsbereiten, uneigennützigen Freund gefunden. Vor mir liegt noch der Entwurf eines Vertrages, einer Art von Testament, durch welches er mir seinen litterarischen Nachlaß vermachen wollte; auch hat er mich niemals entgelten lassen, daß ich öffentlich oder im vertraulichen Gespräch in manchen Punkten ihm entgegentrat, seine bedingungslose Bewunderung für Thugut nicht theilen konnte und seine Vorwürfe gegen die preußische Politik öfters einseitig oder unbegründet fand. Er mag die Fehler seiner Vorzüge nicht immer vermieden haben, aber sicher darf man die Vorzüge nicht unbedeutend nennen.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich LI, 85 ff. — Militär. Blätter XVII, 400 ff. Berlin 1867. — Mittheilungen der Familie sowie des mit Vivenot befreundeten Freiherrn Langwerth v. Simmern und eigene Erinnerungen. H. Hüffer.

Vogler*): Heinrich der V. gilt seit fünfzig Jahren und länger mit Recht als Verfasser von „Dietrichs Flucht“ (nach dem Anfang des Gedichtes auch zuweilen „Dietrichs Ahnen“ genannt) und der „Rabenschlacht“. Diese Benennungen rühren her von Fr. Heinr. v. d. Hagen. Der Dichter selber hat seine beiden langen Helden-Epen (DFl. zählt 10152 Verse, Rschl. 1140 Strophen) nicht ausdrücklich betitelt. Das erste nennt er zwei Mal am Schlusse (DFl. 10103, 10129) „Das Buch von Berne“; das zweite wird gar nicht bezeichnet. Auch der Name des Dichters tritt nur in dem ersten Gedichte auf; DFl. 7999—8001: Dise wernde swære hât Heinrîch der Vogelære gesprochen und getichtet. Die ganze Stelle DFl. 7949—8018 ist äußerst merkwürdig; sie enthält politische und praktische Lehren, zum Theil in sprichwörtlicher Form, gerichtet an die Vasallen und Lehensträger der Großen. Diese diplomatischen Winke erinnern stark an Seifried Helbling, der aber darum ebenso wenig ein Zeitgenosse unseres Dichters zu sein braucht wie etwa der noch viel spätere Peter Suchenwirt, bei dem sich ganz ähnliches findet. Wir werden die Entstehung von DFl. vielmehr mit Wilhelm Scherer zwischen 1255 und 1259 anzusetzen haben. Die historischen Anspielungen des Gedichtes, die sich auf die Zeit des Verfassers beziehen könnten, sind so gering, daß man schwerlich mit Martin Parallelen dazu ziehen darf aus dem Anfange der Regierung Albrecht's (1282—95). Politische Klugheitslehren finden sich ja schon beim Anonymus und bei Spervogel. Die Blüthe des Dichters ist sicherlich auf die Mitte des Jhs. herabzurücken. Wenn er sagt (DFl. 7496—99): mich wundert ze allen stunden, war die vreude si verswunden, daz man der nû sô cleine phliget. ich wæne trûren habe gesiget, so meint er, wie aus den voraufgehenden Versen unzweifelhaft hervorgeht, nicht die allgemeine Nothlage, sondern das conventionelle höfische Trauern, wie es zur Zeit Ulrich's von Liechtenstein gerade im besten Schwange war. Um die Wende des Jhs. aber erklangen überall Neidhartische Parodien. Ja, es scheint aus jenen Versen sogar hervorzugehen, daß Heinrich noch die frohen Tage des volksthümlichen Sanges am Ende des 12. Jhs. erlebt habe. Die Kreuzzüge sind ihm noch in lebhafter Erinnerung (vgl. DFl. 2607 ff.). Ein Greis ist er jedesfalls geworden; häufig gedenkt er der guten alten Zeit (z. B. Rschl. 96—100). Er citirt geradezu Walther (DFl. 2762): der mære bringet, daz bin ich. Ein Plagiat oder eine Reminiscenz ist das nicht! Dagegen finden sich allerdings stärkere Anklänge an Hartmann's Iwein und armen Heinrich. Auch lyrische Naturschilderungen wagt der Vogler! (DFl. 345 ff. 1526 ff.) Seine Formen sind noch gut; nach ihrem Lautstande war er übrigens ein Oesterreicher oder Steiermärker. Auch seine Metrik ist nicht schlecht; Reime wie entwer: gêr (DFl. 6505:6) finden sich sehr selten. (Vgl. übrigens Martin LV ff.)

Zeit und Heimath des Dichters sind also mit einiger Sicherheit zu bestimmen. Dagegen fehlt uns über seine sonstigen Lebensverhältnisse jede, auch die geringste Auskunft. Ja, nicht einmal über die Bedeutung seines Namens ist man sich im Klaren. Unwahrscheinlich (und schlecht stilisirt!) kommt mir vor, was Wegener, Zfdf. Ergänzungsband (1874), 580 sagt: „Diesen durch Heinrich I. so bekannten Namen bei einem fahrenden Sänger erkläre ich mir ebenso, wie der Name Dietrich von Bern Personen-Name wurde (vgl. Müllenhoff, Zf. 12, 318)“. Es war nämlich offenbar ein bürgerlicher Gewerbename, wie denn auch der Stricker und der

*) Zu S. 169.

Marner Gewerbenamen trugen (vgl. Lambel in dem betr. Vorwort seiner „Erzählungen und Schwänke" und Strauch in der Einleitung zu seiner Ausgabe!). Die Vorfahren des Voglers waren, wenns hoch kam, Oberförster; dasselbe wie die „Ahnen" Walther's von der Vogelweide. — Auch über den Stand des Dichters habe ich meine eigene Vermuthung. Er war natürlich weder ein „Kriegsmann" (!), wie v. d. Hagen wegen der vielen ausführlichen Schlachtschilderungen annahm, noch aber auch „ohne Zweifel ein fahrender Sänger" (Martin, Deutsch. Hb. II, LI). Die beiden einzigen Beweisstellen, die Martin anführt, sind DFl. 723—744 und Rschl. 96—100. Im zweiten Citate steckt erstens ein Versehen (es muß heißen 93—95), und zweitens ist die Stelle höchst zweifelhaft, da von varnder diet in ihr nirgends die Rede ist. Es wird nur kostbares Gewand, Edelgestein Gold und Silber verschenkt, und das werden wohl die ritterlichen Gäste erhalten haben. Allerdings pflegt der Spielmann bei solchen Gelegenheiten in seinem eigenen Interesse gern zu übertreiben. Aber man vgl. die betr. Schilderungen in DFl.; dort ist wirklich von der diet die Rede, die Farben werden jedoch bei weitem nicht so stark aufgetragen. Bleibt also eine einzige Stelle unter so viel tausend Versen! Martin hätte noch anführen können das Spielmannsmätzchen DFl. 4852 (uchuch als Schluchzen der Frau Helche); ferner die derb komische Situation Rschl. 117, als Dietrich mit seiner jungen Frau Herrât nicht schnell genug in die Brautkammer eilen kann, und Mutter Helche herzhaft darüber lacht. Weiter jedoch findet sich in beiden Gedichten kaum etwas spielmannsmäßiges. Der recke milt, DFl. 1564, kommt wol nicht in Betracht. — Ich glaube, der Dichter war ein Pfaffe. Ueberall und bei jeder Gelegenheit wird zum Christengott gebetet, was der alten Heldensage natürlich völlig fremd ist. Aber auch für eine jüngere Bearbeitung ist hier des Guten etwas zu viel gethan. Nicht nur Gott und Christus, sondern sogar der heilige Geist und die Jungfrau Maria werden mit langen Anrufungen bedacht. (Die Stellen sind bereits gesammelt von Peters, S. 9. Nachzutragen Rschl. 937, 1: Sant Gangolf und Sant Zêne mit Anm. von Martin). Die Seele Ermanrich's wird in die Hölle verwünscht wegen des Verrathes, den er an den Harlungen und den übrigen Verwandten Dietrich's begangen. Wie anders hätte sich hier die Idee der germanischen Blutrache geäußert! Am auffälligsten aber ist die Beichte der verbündeten Heere Dietrich's und Etzel's vor der Rabenschlacht (512, 3—514, 6). Diese Beichte wird angehört von einem Bischof und 400 Caplänen! Und so finden sich noch viele sehr bezeichnende Momente. Ferner beruft sich Heinrich in der Rschl. zwei Mal ausdrücklich auf seine Belesenheit (79, 4 und 779, 2.) Wer konnte denn im 13. Jh. an den buochen lesen? Außer den Geistlichen waren es gewiß nicht viele!

Die Bedeutung des V.'s für die Geschichte der deutschen Poesie ist äußerst gering. Wohin man blickt: — Wiederholungen, Weitschweifigkeiten, Widersprüche. Dabei fühlt er selbst, wie langweilig er ist und entschuldigt sich deshalb (DFl. 9292 f.) Auch die Schlachtschilderungen sucht er oft durch das Wort unglouplich zu entschuldigen; z. B. DFl. 3468. 3542. Flickverse finden sich häufig (daz ist wâr u. s. w.); keiner aber ist ungewandter als 1402, der noch dazu wie der reine Hohn klingt (übrigens konnte der nothwendige Reim auf wîle bequem, wenn nur geschickt, aus 1404 entnommen werden; dort findet sich ja mîle!). Auch Verlegenheitsreime kommen vor, der schlimmste wol 7221: si riten gegen den Hiunen. lât iu diu mære briunen. — Die Sprache des Dichters ist ein gar seltsames Gemisch aus volksthümlichen und höfischen Phrasen. Neben den vride bannen findet sich z. B. rotieren, neben marc und mære auch häufig kastelân, neben vrouwe steht amîe, neben heia (so Rschl., daneben nûtrâ DFl.) in beiden Gedichten: ahtschavelier Berne! (Man vgl. den Schlachtruf im Rienzi: 'santo

spirito cavaliere'!) Neben vielen Anklängen an die Nibelungen, die Kudrun und andere Gedichte der Heldensage finden sich zahlreiche Versuche, die bilderreiche Sprache Gottfried's und Konrad's nachzuahmen; z. B. Rschl. 911 ff.: Dîner liute und dîner mâge wær dû ein meien tac, der milt ein glîchiu wâge; DFl. 852 ff.: nû welt ir der tugent zil mit triuwen übergulden, u. a. m. Also auch hier Mischung von angestammtem Gut und fremder Manier!

Für den Litteraturhistoriker kommt somit nicht viel bei Heinrich heraus. Aber Heldensage kann man von ihm lernen! DFl. schickt zuerst ein Verzeichniß von Dietrich's Ahnen voraus, dem jedoch der Stempel freier Erfindung deutlich an der Stirne steht. Die meisten erreichen ein patriarchalisches Alter und erzeugen eine große Zahl von Kindern. Dann wird von V. 2543 an erzählt, wie Sibich und Ribestein dem Kaiser Ermanrich den bösen Rath ertheilen, Erbe und Reich seiner Neffen an sich zu reißen. Dieser folgt dem ungetreuen Rathe. (Sibich's Untreue ist schon sprüchwörtlich, gerade wie Fruote's Milde.) Er fällt in Dietrich's Land ein und vertreibt diesen, der zum Hunnenkönig Etzel geht und mit dessen Hülfe den Kaiser bei Mailand aufs Haupt schlägt. Durch Wittich's Verrath gelangt Ermanrich zum zweiten Mal in den Besitz des Reiches. Aber zum zweiten Male wird er von Dietrich und den Hunnen besiegt, diesmal bei Bologna. Dann geht Dietrich wieder zu Etzel und beklagt mit ihm die edlen gefallenen Recken, Jeden, swer ûf dem wale dâ verschiet. hie mit endet sich daz liet. Ganz direct wird diese Situation wieder aufgenommen in der Rschl., die sich 6, 4 unmittelbar auf DFl. bezieht (nâch dirre hervart); auch das Wörtlein sît 1, 6 und 4, 4 ist eine directe Anknüpfung. Die Rschl. ist nun das eigentliche mære von vroun Helchen sünen. Eine Stelle des Meier Helmbrecht (V. 76 ff.) zeigt uns, daß vielleicht noch im 13. Jh. ein Lied gesungen wurde, das dieses Thema behandelte; es wird sich jedoch kaum reconstruiren lassen. Ludwig Ettmüller hat es versucht; wahrscheinlich vergebens. (Anders steht es mit DFl. 2921—36; dies ist wol jedesfalls ein altes Lied, vgl. Martin XLIX f.) Der Inhalt der Rschl. ist kurz folgender: Dietrich wird am Hofe Etzel's von der Königin Helche getröstet, und zwar vermittelt dieses Ergebniß Rüdiger, der treue „Markmann". Dietrich vermählt sich mit Herrad, der Schwester Helche's; Etzel verspricht, ihm wieder ein Heer gegen Ermanrich zu stellen, und viele Helden schließen sich an. Helche träumt, wie ein Drache ihre beiden Knaben (Scharphe und Orte) aus der Kammer entführt und zerreißt. (Natürlich Anlehnung an Kriemhild!) Diese wollen mit gen Bern ziehen, was die Eltern zuerst abschlagen. Erst als Dietrich sich selber ins Mittel legt, willigen sie ein. Die Knaben werden unter dem Schutze Diether's und Ilsan's in Bern zurückgelassen, während Dietrich mit dem Heere zur Rabenschlacht aufbricht. Bald wissen die Knaben ihren Hütern die Erlaubniß abzuschmeicheln, sich ins freie Feld wagen zu dürfen. Dort werden sie beide nebst Diether, dem Bruder Dietrich's, vom ungetreuen Wittich im Kampfe erschlagen. Inzwischen unterliegt Ermanrich vor Ravenna; er muß fliehen, und Sibich wird gefangen genommen. Dietrich verfolgt Wittich, der aber von einer „Meerminne" gerettet wird. Rüdiger überbringt nebst den ledigen Rossen der erschlagenen Söhne die Trauerbotschaft an Etzel's Hof; dann reitet er nach Bern zurück und entbietet dem Berner des Königs Huld. Vrô wart der Bernære. hie mit hât ein ende ditze mære. — Die Rschl. wird nicht viel jünger sein als DFl. Sie ist in einer vierzeiligen Strophenform verfaßt, deren erste Hälfte an die zweite der Nibelungenstrophe erinnert; die letzten beiden Zeilen entsprechen so ziemlich dem Schluß der Kudrunstrophe. Also auch hier in der Form Anlehnung an ältere Vorbilder. (Bei Martin im Heldenbuch ist die Strophe sechszeilig abgetheilt.) DFl. ist in Reimpaaren gedichtet. Zuweilen findet sich Alliteration, z. B. 6511: Der sturm und der starke strît.

— Ueberliefert sind die beiden Gedichte in vier Hss., von denen je zwei zusammengehen: Die Riedegger mit der Windhager, die Heidelberger mit der Ambraser. Auch durch diesen Umstand wird die enge Zusammengehörigkeit beider Epen documentirt. Von einer fünften Hs. ist nur ein Bruchstück vorhanden (Zsch. 23, 336 ff.) — In neuerer Zeit hat Wegener in einer sehr fleißigen und scharfsinnigen, aber doch wol verfehlten Arbeit (Titel s. u.) nachzuweisen versucht, H. d. V. sei der zweite Ueberarbeiter dreier Erzählungen gewesen, die ursprünglich getrennt waren, und die bereits ein anderer Dichter vor ihm zu einem großen Ganzen verbunden habe. Dies sei 'daz buoch' gewesen, von dem H. d. V. so häufig spricht, und zwar habe es das Gewand der Rabenschlachtstrophe getragen. Wegener stützt sich besonders auf DFl. 1840—41: der uns daz mære zesamne slôz, der tuot uns an dem buoche kunt u. s. w. Wir haben jedoch oben gesehen, daß H. d. V. mehrere buoch zu seinen Quellenstudien benutzte, und ich bin der festen Ueberzeugung, daß er, wenn auch nicht jedesmal, so doch sehr häufig eine andere Vorlage im Sinne hat, wenn er sagt:. also uns daz buoch las, als mir daz buoch ist kunt, also uns daz buoch verjach u. s. w. Er benutzte eben für jeden Sagenkreis eine andere Quelle! Daneben schöpfte er auch aus mündlicher Ueberlieferung; vgl. z. B. Rschl. 155, 4: als uns daz mære ist bekant; 230, 2: als mir gesaget ist; 619, 2: als man mir sagte sint; 1013, 4: als ich vär wâr vernomen hân u. s. w. Weitere Gründe führt Peters an in seinem Programm (Titel s. u.). Er liefert durch eine genaue Vergleichung der Stilart beider Gedichte den unumstößlichen Beweis, daß sie von einem Dichter herrühren, der sich häufig selber ausschreibt. Auch die ganze Denkweise stimmt überein; ebenso an vielen Stellen der Inhalt bis in die kleinsten Einzelheiten. Peter hätte noch die Vorliebe erwähnen können, die H. d. V. als alter Mann für das Sprüchwort hegt, und die in beiden Gedichten zu Tage tritt. Vgl. z. B. DFl. 2060 ff.: ez ist ein gewonlich wârheit: lebet der mensch kurz oder lange, mit freuden und mit gesange, ôwê, sô muoz er doch sterben tôt u. s. w.; Rschl. 121, 5 f.: uns saget dick daz mære, sueziu wort benement grôze swære; u. a. m.

v. d. Hagen, liter. Grundriß 75. — W. Grimm, zu Athis u. Prophilias C. 74; deutsche Heldensage 186—213. — L. Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage 1, 145. — L. Ettmüller, daz mære von vroun Helchen sünen. Zürich 1846. — Die älteren Ausgaben in den Heldenbüchern Primisser's und v. d. Hagen's sind antiquiert. — Alphart's Tod, Dietrich's Flucht, Rabenschlacht, hrsg. von Ernst Martin. (Deutsches Heldenbuch, zweiter Theil.) Berlin 1866. Mit wichtiger Einleitung. Dazu W. Scherer, literar. Centralbl. 1868, Nr. 36. — E. Wegener, Die Entstehung von Dietrich's Flucht zu den Hunnen und der Rabenschlacht. Zsfdf. Ergänz. Bd. (1874). — E. Peters, Heinrich der Vogler, der Verfasser von Dietrich's Flucht und der Rabenschlacht. (Wissensch. Beilage zum Programm des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums zu Berlin. Ostern 1890.) Berlin 1890. 4°.

W. Uhl.

Verzeichniß

der im 40. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

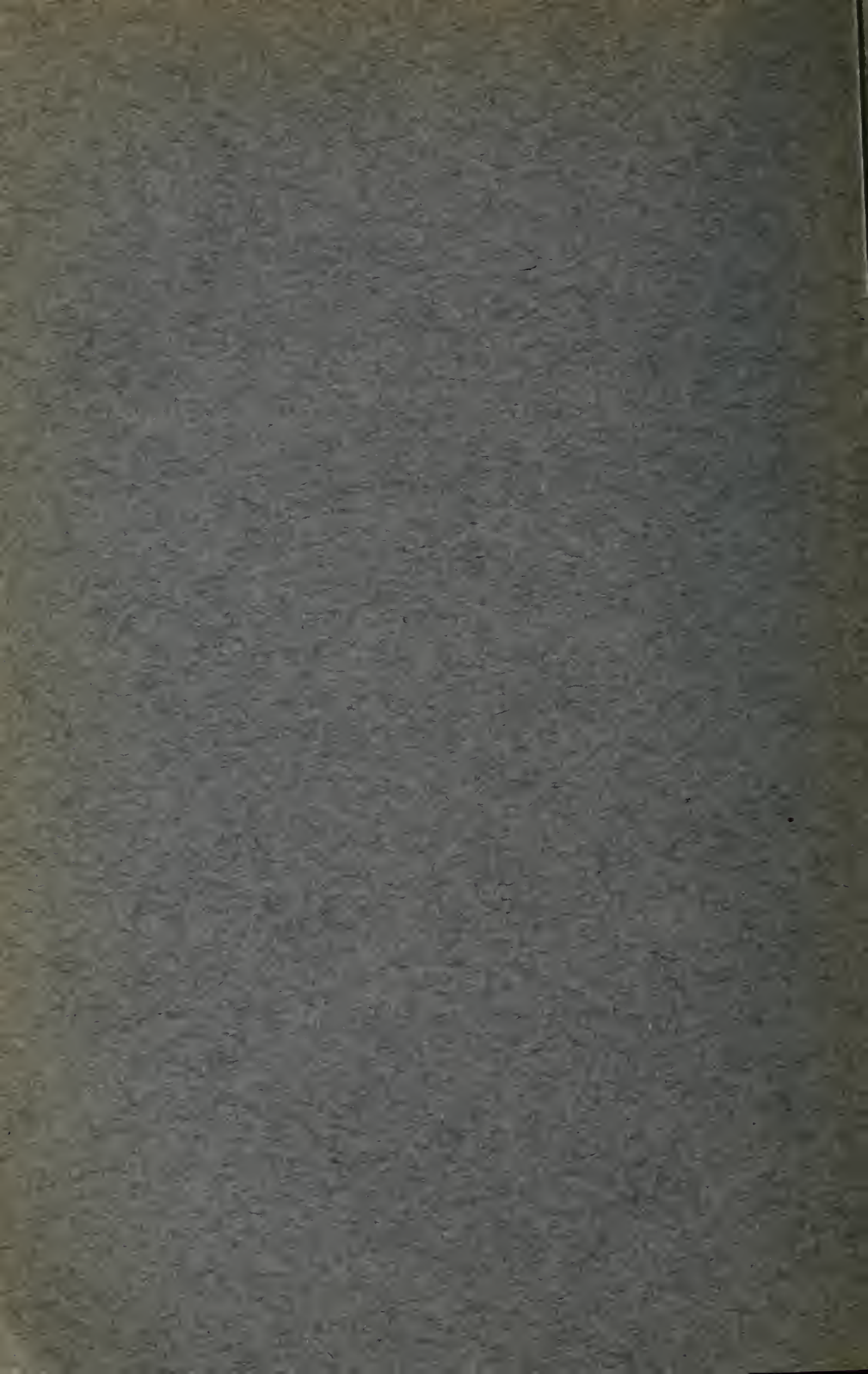
(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

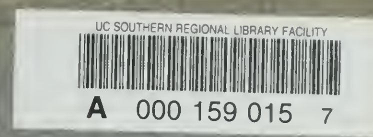
Berichtigungen.

S. 31 Z. 22 v. o. l. 1887 (st. 1889).
S. 35 Z. 3 v. u. l. juristische Facultät.
S. 50 Z. 32 v. o. l. dem Bildungsaustausch.
S. 52 Z. 22 v. o. l. Schuld und Verdienst.
S. 59 Z. 1 v. o. l. Epigrammenlied.
S. 59 Z. 16 v. o. l. zur Aesthetik.
S. 208 Z. 15 v. o. l. (Lobeck und Bessel), Z. 16 ist „Hippel“ zu streichen.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.






UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 159 015 7

